Die Großen Deutschen

Vierter Band

Wilhelm Heinrich Riehl

1823—1897

Von

Friedrich Metz

Wilhelm Heinrich Riehl erscheint in der deutschen Geistesgeschichte als eine der vielseitigsten, aber auch eigenartigsten Persönlichkeiten. Bereits die Mitlebenden sahen in ihm meist einen Einzelgänger bei aller Anerkennung, die sie ihm zollten. Dann verstand man ihn lange Zeit überhaupt nicht mehr. Und doch ist auch Riehl durchaus ein Sohn seiner Zeit, der nur aus den Geschehnissen andere Folgerungen zog als die große Masse der Zeitgenossen. Riehl ist vor allem ein Kind seiner Heimat. Blut und Boden haben ihn, den bodenverwurzelten Menschen, den Volkserzieher, geformt. In seinem Wesen und Charakter spiegelt sich aber auch die Erziehung wieder. Sein Lebenswerk, das bei manchen scheinbaren Widersprüchen doch aus einem Guß ist, erscheint mit seinem Lebensschicksal untrennbar verbunden. Heute ist Riehl vielfach Mode geworden, er muß uns mehr sein. Sein Werk hat bleibenden Wert, galt es doch dem ewigen Quell unseres Lebens, dem deutschen Volk.

Wilhelm Heinrich Riehl wurde am 6. Mai 1823 zu Biebrich im Rheingau geboren, wo sein Vater als Schloßverwalter in herzoglich nassauischen Diensten stand. Nach seinen eigenen Worten aber hat auf seine Entwicklung der Großvater mütterlicherseits entscheidender eingewirkt. Dieser stammte von Marnheim am Donnersberg; Nassau und Pfalz sind somit die Wiege und Stammesheimat Riehls. Oberrheinische Sinnes- und Lebensart machen sein Wesen aus, die er auch in jahrzehntelangem späterem Aufenthalt in München nie verleugnet hat. Der pfälzisch-nassauischen Heimat aber hat er unter seinen vielen Landes- und Volksschilderungen die schönsten Denkmäler errichtet.

Nachhaltiger als die Eindrücke der Schulen, die er in Biebrich, Wiesbaden und Weilburg besuchte, waren die Einflüsse des Elternhauses. Der Vater hatte vielseitige Interessen und hatte auf seinen Dienstreisen viel gesehen. Von einem vierjährigen Aufenthalt in Paris, wo ihn die Macht und der Glanz Frankreichs geblendet hatten, kam er als ein überzeugter Anhänger französischer politischer und kultureller Ideen zurück. Für seine Interessen aber war sein Amt und Wirkungsbereich zu klein. Ewig mit sich unzufrieden und mit seiner Umgebung schließlich zerfallen, endete er durch Selbstmord. „Ein unruhiger Geist, niemals zufrieden mit sich und der Welt, nach Zielen jagend, die er nicht erreichen konnte, besaß er viele Gaben, nur die eine nicht, glücklich zu sein und glücklich zu machen." Das ist das Urteil des Sohnes über den Vater, und wir wundern uns daher nicht,

wenn der Einfluß des Vaters auf den jungen Riehl nur gering, oft nur negativ war. Weder dessen Kosmopolitismus noch sein Freimaurertum haben irgendwie abgefärbt. Vielleicht ist aber das starke Freiheitsgefühl Riehls ein väterliches Erbe — wenn es nicht Erbe der Heimat ist. Sicherlich geht aber die große musikalische Begabung auf den Vater zurück. Wenn Riehl immer wieder begeistert über Hausmusik schrieb und selbst mehrere Instrumente beherrschte, so hat er das dem Vaterhause zu verdanken.

Seine religiöse und sittliche Grundhaltung und das starke und echte soziale Gefühl aber stammten von der Mutter und vom Großvater mütterlicherseits, der ein überzeugter Lutheraner war, konservativ und volksverbunden. Nassau war reformiert und hatte dann wie Baden die Vereinigung der beiden evangelischen Bekenntnisse vollzogen. Wie der Vater war auch der Großvater zuerst Lehrer gewesen. Im höheren Alter trat er als Hofmeister in Wiesbaden in nassauische Dienste, und an der Hand dieses vortrefflichen Mannes wurde der junge Riehl zum Wanderer in der Heimat. Daneben mag ihn auch der Direktor des Weilburger Landesgymnasiums zu Beobachtungen in der Natur angeregt haben. Lahntal und Rheingau, die „Höhe", das heißt der Taunus und der Westerwald, das waren Landstriche reich an Naturschönheit wie an geschichtlichen Erinnerungen; noch bunter fast war das Volksleben. In Schlössern und kleinen Residenzen lebte hier das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert fort. In den Schlössern waren damals ganze Stapel von Gemälden und Zeichnungen aufgehäuft, die aus aufgehobenen Klöstern und Stiften stammten. Riehl konnte in diesen Kunstschätzen wühlen, und sein Auge wurde geschärft auch für solche Schöpfungen der Kunst.

Auf den Einfluß des Großvaters geht wohl auch der Entschluß des jungen Riehl zurück, Pfarrer zu werden. Aber es war nicht so sehr die Theologie, die ihn anzog, als vielmehr die Aussicht, als Seelsorger ganz mit dem Volke zu leben und ihm zu dienen. Und nach dem eigenen Eingeständnis hoffte Riehl, in diesem Beruf auch seinen musikalischen Neigungen nachgehen zu können. Nach dem Willen des Vaters hätte er Verwaltungsbeamter werden sollen, ein Gedanke, der ihn schon von weitem schreckte. Dem Polizeistaate blieb er zeitlebens verfeindet.

Im Sommersemester 1841 zog Riehl als Student der Theologie nach Marburg, wo ihn aber geschichtliche und philosophische Vorlesungen mehr als theologische fesselten. Wir hören, daß von den Marburger Theologen allein der Kirchenhistoriker Haase auf ihn stärkeren Eindruck machte. Die Frucht dieses Aufenthaltes und der Ferien waren seine ersten Novellen und musikalische Studien und Entwürfe. Das Wintersemester 1842/1843 verbrachte Riehl in Tübingen, wo die Philosophie in höchster Blüte stand. Aber er geriet weder unter den Einfluß der Hegelschen Philosophie noch hat selbst Fichte einen tiefergreifenden und bestimmenden Einfluß auf sein Denken ausgeübt. Wohl aber wurde er ganz in den Bannkreis des Ästhetikers F. Th. Vischer gezogen, dessen geist- und humorvolle

Die Großen Deutschen

Neue Deutsche Biographie

Herausgegeben von

Willy Andreas und Wilhelm von Scholz

In vier Bänden

Vierter Band

Mit 151 Bildern, 6 Farbentafeln und 4 Faksimiles

Im Propyläen-Verlag · Berlin

19.—21. Tausend

Einband und Umschlag: F. H. Ehmcke
Printed in Germany
Copyright 1936 by Propyläen-Verlag G.m.b.H., Berlin

Inhalt des vierten Bandes

1. Wilhelm Heinrich Riehl. Von Friedrich Metz 7
2. Paul de Lagarde. Von Mario Krammer 24
3. Friedrich Wilhelm Nietzsche. Von Hans Freyer 39
4. Alfred Brehm. Von Paul Eipper 61
5. Heinrich Schliemann. Von Carl Schuchhardt 75
6. Wilhelm Raabe. Von Hermann Pongs 94
7. Theodor Fontane. Von Mario Krammer 110
8. Anton Bruckner. Von Walter Wiora 128
9. Johannes Brahms. Von H. H. Stuckenschmidt 148
10. Friedrich von Bodelschwingh. Von Georg Merz 164
11. Adolf Stöcker. Von Siegfried A. Kaehler 179
12. Friedrich Ratzel. Von Karl Haushofer 200
13. Adolph Woermann. Von Theodor Bohner 215
14. Carl Peters. Von Paul Baecker 228
15. Gottlieb Daimler und Carl Benz. Von Friedrich Haßler 244
16. Graf Zeppelin. Von Leonhard Adelt 257
17. Otto Lilienthal. Von Paul Karlson 273
18. Georg Schweinfurth. Von Richard Huelsenbeck 289
19. Carl Hagenbeck. Von August Heinrich Kober 301
20. Robert Koch. Von Hellmuth Unger 315
21. Carl Ludwig Schleich. Von Wilhelm Conrad Gomoll 328
22. Wilhelm Leibl. Von Emil Waldmann 342
23. Hans Thoma. Von Hermann Eris Busse 355
24. Alfred Lichtwark. Von Gustav Pauli 374
25. Liliencron — Dehmel — Dauthendey. Von Walter von Molo . . 384
26. Max Reger. Von Hermann Unger 402
27. Lovis Corinth. Von Bruno E. Werner 416
28. Karl Ernst Osthaus. Von Ernst Lorenzen 434
29. Rainer Maria Rilke. Von Franz Schultz 450
30. Stefan George. Von Franz Schultz 461
31. Oskar von Miller. Von Richard Woldt 471
32. Carl Duisberg. Von Albrecht Weiß 484
33. Alfred Graf von Schlieffen. Von Friedrich von Cochenhausen . . 498
34. Alfred von Tirpitz. Von Adolf von Trotha 513

35. Reinhard Scheer. Von Adolf von Trotha 527
36. Manfred Freiherr von Richthofen.
Von Bolko Freiherr von Richthofen 543
37. Karl Helfferich. Von Otto Hoetzsch 552
38. Moeller van den Bruck. Von Paul Fechter 570
39. Albert Leo Schlageter. Von Paul Wentzcke 584
40. Horst Wessel. Von Wilfrid Bade 594
41. Hindenburg. Von Ernst von Eisenhart-Rothe 607

Register der vier Bände 625

*

Inhaltsübersicht der übrigen Bände des Werkes
am Schluß dieses Bandes

Art ihn packte und nicht mehr losließ. Unverkennbar ist der Einfluß von Vischers meisterhafter Darstellungskraft und Kunst auf W. H. Riehl. Von Bedeutung für seine Volksstudien aber war es, daß er in Schwaben wieder ein anderes, festgewurzeltes deutsches Volkstum kennenlernte. Auch das studentische Verbindungswesen wurde ihm vertraut, während er für die halbmönchische Erziehung der „Stiftler" nur spöttische Bemerkungen übrig hat. Wohl aus Mangel an Mitteln ging Riehl dann für ein weiteres Semester in das nahe Gießen, dessen Universität und ganzes Wesen ihm nur auf Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit und Ordnung eingestellt erschienen. Es galt eben, das Brotstudium zu Ende zu führen, was denn auch ordnungsgemäß geschah. Die erste Prüfung wurde im Herbst 1843 auf dem Predigerseminar zu Herborn mit Erfolg abgelegt.

Ein glücklicher Zufall aber sollte seinem Leben jetzt eine ganz andere Wendung geben. Da Riehl für diesen Jahrgang der einzige Predigtamtskandidat war, schien es dem nassauischen Konsistorium billiger, ihn zur Vollendung seiner Ausbildung für das Jahr 1844 mit einem Landesstipendium auf die Universität Bonn zu schicken. Aber hier war es erst recht nicht die Theologie, sondern die Persönlichkeiten eines Ernst Moritz Arndt, eines Dahlmann und Kinkel, die ihn in ihren Bannkreis zogen. An der rheinischen Hochschule war immer noch vom Geist der Befreiungskriege etwas zu spüren, und die Romantik erlebte hier eine Nachblüte. Ohne das „Deutsche Volkstum" eines Arndt wäre wohl auch die deutsche Volkskunde und Volkslehre Riehls nie gestaltet worden. Hier war Riehl der Begriff der Volkspersönlichkeit und des völkischen Gedankens zuerst aufgegangen, der ja gerade auch wieder in Bonn von so vielen abgelehnt wurde, die unter den Einfluß der von Westen ins Rheinland einströmenden Gedanken geraten waren.

Unter diesen starken Eindrücken faßte Riehl den schwerwiegenden Entschluß, sich von nun an ganz dem Studium des deutschen Volkes und seiner Gesittung zu widmen und den unsicheren Weg eines freien Schriftstellers der gesicherten Lebensstellung eines Geistlichen vorzuziehen. In Romanen und Zeitungsaufsätzen wollte Riehl für die Besserung der sozialen und damit auch der politischen Zustände in Deutschland kämpfen. Als freier Mann glaubte er auch seinen künstlerischen Neigungen ungehindert leben zu können. Das war wohl zunächst eine herbe Enttäuschung für die Mutter, und das Konsistorium und die nassauische Regierung mögen von der Berufsänderung auch nicht besonders angenehm berührt gewesen sein. Sie sollten sich bald mit dem Wechsel aussöhnen.

Aus einer in Gießen beabsichtigten Habilitation wurde nichts. Seiner schriftstellerischen Tätigkeit tat das aber keinen Abbruch, denn unerhört fruchtbar waren die Jahre 1841 bis 1853. Ein von Riehl selbst verfaßtes Schriftenverzeichnis umfaßt für diesen Zeitraum nicht weniger als 670 Nummern. In seinen „Bildern aus dem Lahntal" (1843), seinen „Schwäbischen und Hessischen Skizzen" (1844), fanden seine Weilburger, Marburger, Gießener und Tübinger Eindrücke einen ersten literarischen Niederschlag. Sie lassen bereits den meisterhaften Schilderer

deutschen Volkslebens erkennen. Aufsätze wie die über den Kosmopolitismus oder den protestantischen Rationalismus zeigten den Kulturpolitiker. Diese Artikel waren teilweise in der „Didaskalia" erschienen und hatten die Aufmerksamkeit der Frankfurter Schriftleiter auf ihn gelenkt. Riehl trat dort in die Redaktion der „Oberpostamtszeitung" ein, eine Stelle, die er aber bald mit einer ähnlichen in der Schriftleitung der amtlichen „Karlsruher Zeitung" vertauschte. Mit K. Christ gab er auch den „Badischen Landboten" heraus, den er vom 9. Dezember 1847 bis 28. März 1848 allein schrieb. Mit der Abfassung der Landtagsberichte betraut, kam er mit dem Parlamentarismus in engste Fühlung und lernte die Brüchigkeit des liberal-demokratischen Systems an der Quelle kennen.

In diese Jahre fallen die Anfänge seines grundlegenden Werkes: „Die Naturgeschichte des deutschen Volkes". Dieses Werk ist aus den Leitartikeln und Feuilletons entstanden, die er in der „Karlsruher Zeitung", in der Vierteljahrsschrift von Cotta und anderen Blättern veröffentlicht hatte. Deutlich zeigen manche Abschnitte von „Land und Leuten" und der „Bürgerlichen Gesellschaft" diesen Ursprung. Wir nennen für diese Jahre die bedeutsamen Aufsätze über die Bauern, die Proletarier der Geistesarbeit, über die Staatsdiener und den Wehrstand, über den Gemeinen Mann, über den Pauperismus und über handelspolitische Fragen. Auch der soziale Roman „Eisele und Beisele" fällt in die Karlsruher Zeit.

Die Zeit gärte und warf ihre Wellen auch hinein in das kleine nassauische Land. Riehl mußte es als eine hohe Auszeichnung auffassen, als die nassauischen Stände ihn zum Abgeordneten wählten. Er erwiderte dieses Vertrauen und ging nach Wiesbaden, wo er eine rege politische und publizistische Tätigkeit entfaltete. Nun schien das Ziel, das sich Riehl gesetzt hatte, erreicht, um so mehr, als auch seine künstlerischen Interessen voll zur Geltung gelangten. Er wurde Mitdirektor des Nassauischen Hoftheaters in Wiesbaden, und diese Jahre bedeuteten noch einen besonderen Einschnitt in seinem persönlichen Leben: Riehl schloß den Ehebund mit der Bühnensängerin Berta von Knoll, der ungetrübt achtundvierzig Jahre, bis zum Tode seiner Frau bestand. Die Ereignisse des Sturmjahres, wie diese sich in seiner engeren Heimat abgespielt haben, hat Riehl in dem Buch „Nassauische Chronik, das ist die Erhebung des nassauischen Volkes 1848" festgehalten. Dieses Jahr und seine politische Tätigkeit hatten ihm einen tiefen Einblick verschafft in den Gegensatz stürmisch erregter und zäh beharrender Volksgruppen, und diese wohnten hier dicht beieinander auf engstem Raum. Die Vorstellung des zersplitterten „individualisierten mitteldeutschen" Landes und Volkstums begann sich zu formen.

Aber auch die Wiesbadener Zeit sollten nur Lehr- und Wanderjahre sein eines Lebens, das sich in Augsburg und München vollenden sollte. Die Mitarbeit an der Cottaschen Vierteljahresschrift ergab einen regen Briefwechsel mit dem Verleger von Cotta, der auf das Geistesleben des damaligen Deutschlands einen bedeutsamen Einfluß ausüben konnte. Dieser Verbindung ist es wohl zu verdanken, daß Riehl

Anfang 1851 nach Augsburg übersiedelte, wo er in die Schriftleitung der „Allgemeinen Zeitung" eintrat, des damals führenden Organs für gesamtdeutsche Wissenschafts-, Kultur- und Kunstbelange. In der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" finden wir Aufsätze von Riehl über den deutschen Wald und dessen soziale Bedeutung, Westerwälder Kulturstudien, Das Land der armen Leute, Zur Gewerbegeschichte Augsburgs, Das Taubertal; Aufsätze, die uns in anderer Form in größeren Werken später wieder begegnen. In der Vierteljahresschrift waren erschienen: Die politische Ehre, Der Vierte Stand als Gegenstück zum deutschen Bauer, Die Aristokratie und ihr sozialer Beruf. In Augsburg trat Riehl auch mit seinen Werken: „Die bürgerliche Gesellschaft" (1851), „Land und Leute" (1853) und „Musikalische Charakterköpfe" (1853) an die breiteste Öffentlichkeit. Sie begründeten seinen Ruhm, und sie sind geblieben bis auf den heutigen Tag.

Wohl wiederum durch Cotta waren inzwischen das bayrische Ministerium und König Maximilian II. auf Riehl aufmerksam geworden, die ihn bewogen, als Pressechef zum Jahresbeginn 1854 nach München zu gehen. Damit verbunden war die Ernennung Riehls zum Honorarprofessor. Sein Lehrgebiet war ganz auf seine eigensten Interessen zugeschnitten, und der für die Zeit ungewöhnliche Lehrauftrag lautete auf Staatswissenschaft, Staatskunst, Gesellschaftswissenschaft, Volkswirtschaft, Kultur- und Staatengeschichte. Das war der Gesamtumfang der Staatswissenschaft, wie sie als Programm von Riehl gefordert wurde. Zu König Max II. trat Riehl in ein enges Verhältnis. In dessen Auftrag schrieb er jenes Kabinettstück oberrheinischen Volkes und Landes: „Die Pfälzer, ein rheinisches Volksbild". In seiner „Deutschen Arbeit", „einer meisterhaften Psychologie und Ethik" der Arbeit, aber hat Riehl seinem königlichen Gönner ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Leider sind uns die Vorlesungen Riehls über die Ethnographie Deutschlands und die Landes- und Völkerkunde Bayerns nicht mehr erhalten. In seiner Antrittsvorlesung hatte Riehl erklärt, daß seine Wissenschaft die bestehende Fakultätsordnung sprenge. Damit hatte er aber auch für seine akademische Laufbahn die Grenzen angedeutet, die andere dann aufrichteten. Die Zeit war nicht reif für ihn, und die liberalen Kräfte, deren Hochburgen die deutschen Hochschulen wurden, erwiesen sich als die stärkeren. Als Riehl 1859 zum Ordinarius mit zwölfhundert Gulden Gehalt bestellt wurde — seine Tätigkeit bei der „Münchener Zeitung" hatte er bereits 1856 aufgegeben —, lautete der Lehrauftrag nur noch auf Kulturgeschichte und Statistik! Der Reformer der gesellschaftlichen Zustände sollte von jetzt an nur noch registrieren, zählen, beschreiben und über Vergangenes vortragen.

Nach wie vor aber begeisterte Riehl Scharen von Studenten und ungezählte Tausende von Zuhörern, die seine in allen Teilen Deutschlands gehaltenen Vorträge besuchten und durch ihn zu Wanderungen durch das deutsche Land und zum Volksstudium veranlaßt wurden. Aber das eigentliche Lebenswerk Riehls

war abgeschlossen. 1862 kam das „Wanderbuch", von dem einzelne Teile vorher schon erschienen waren, als zweiter Band von „Land und Leute" heraus. Seine „Naturgeschichte" erlebte immer neue Auflagen; das Werk aber wurde von ihm selbst immer mehr als ein geschichtliches Gemälde betrachtet. Äußerlich gesehen vervielfachte sich zwar die Tätigkeit Riehls durch die Übernahme der Leitung der „Bavaria", einer topographisch-statistischen, historischen und volkskundlichen Beschreibung des Königreichs Bayern, die im Auftrag des bayrischen Königs erschien. Von 1870 bis 1880 lag in den Händen von Riehl außerdem die Herausgabe des von Raumer begründeten, im Verlag Brockhaus erscheinenden „Historischen Taschenbuchs". Als Sechzigjähriger übernahm er auch Vorlesungen über Musikgeschichte an der neuerrichteten Münchener Musikhochschule. Riehl wurde Direktor des Bayrischen Nationalmuseums und Generalkonservator der Kunstdenkmäler und Altertümer Bayerns, er wurde Geheimrat, und es häuften sich akademische Auszeichnungen, Orden und Ehrenzeichen.

Aber selbst die Tatsache, daß Riehl zweimal das Rektoramt der Universität München bekleidete, konnte über die Tatsache nicht mehr hinwegtäuschen, daß die liberale Welt über ihn den Sieg davongetragen hatte. Nicht, daß er seinem Jugendwerk untreu geworden wäre, aber aus dem Kämpfer der vierziger und fünfziger Jahre war der ruhige Betrachter der Zeitläufe geworden, die ihm zunächst unrecht gaben, ihn nicht mehr verstanden und verstehen wollten. Alles andere aber als ein Doktrinär, glaubte er sich einer unvermeidbaren Entwicklung nicht mehr entgegenstemmen zu sollen. Er gestaltete nun nicht mehr die Geschichte, sondern schrieb Geschichten, Romane, Novellen. Sie alle atmen noch denselben Geist der Freude am Erzählen, gelten der deutschen Familie, dem Bürgertum, der kleinen Stadt, der Vergangenheit, der „guten alten Zeit". 1867 erschien bei Cotta „Neues Novellenbuch", 1871 bis 1879 „Gesammelte Geschichten und Novellen". „Geschichten aus alter Zeit": I. Band 1863, II. Band 1867; „Aus der Ecke", sieben Novellen, 1867 (Bielefeld); „Vierzehn Nothelfer", 1874; „Burg Neideck", 1876 (bei Reclam); „Am Feierabend", 1880; „Lebensrätsel", fünf Novellen, 1880; der Roman „Ein ganzer Mann", 1894.

In seinen „Religiösen Studien eines Weltkindes", 1894, faßte er seine Erfahrung und seine Ansichten über Kirche und Religion zusammen. Er nannte sich jetzt liberal, und doch war er nur tolerant und stets konservativ geblieben. In München war sein Haus in der Gartenstraße ein Mittelpunkt geistiger und künstlerischer Interessen geworden. Die Ferien verbrachte er meist im bayrischen Oberland, in Tegernsee. Als Riehl am 13. November 1897 in München die Augen schloß, hatte er sich selbst um ein ganzes Menschenalter überlebt — aber seine Zeit sollte noch einmal kommen.

Was ist an Riehls Werk zeitlich bedingt und vergänglich, wo hat er uns auch heute noch oder wieder etwas zu sagen? Riehl lebt fort als Erzähler, als Kunsthistoriker, als Meister der Volkskunde und Landeskunde, als Sozialpolitiker. Als

Mensch und Künstler, als Wissenschaftler und Politiker ist er aus einem Guß, und doch müssen wir die einzelnen Seiten seines Wirkens ganz verschieden bewerten.

Als Erzähler nimmt Riehl eine beachtliche Stellung ein, freilich keine überragende. Am besten sind ihm manche Novellen und Skizzen gelungen, und vor allem dort, wo nur die Freude am Erzählen ihm die Feder führte. Eine stille Heiterkeit und gesundes, frisches Leben strömt von diesen Erzählungen aus. Nicht ungezügelte Leidenschaft, nicht das Absonderliche, nicht verworrene Lebensschicksale werden geschildert, sondern das gediegene Bürgertum, kräftige Bauerngestalten, die deutsche Familie. Ein starker ethischer Zug geht durch Riehls Erzählungen. Auch die Kunst hat sich in den Dienst der Volkserziehung zu stellen. Kein Wunder, daß er ein Volksschriftsteller wurde und Abertausende haben seine Erzählungen gelesen, die bei Reclam, in den Wiesbadener Volksbüchern und anderwärts erschienen sind: „Burg Neideck", „Die Spielmannskinder", „Die vierzehn Nothelfer", „Dachs auf Lichtmeß", „Die Liebesbuße" und andere mehr. Die Umwelt ist oft die Kleinstadt, die stille Residenz des Landesfürstentums. Die gute alte Zeit war für Riehl nicht das Mittelalter, das er kaum richtig erfaßte, sondern das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert. Im historischen Roman, wenn wir hier halbwegs die geschichtliche Treue der Umwelt und der Gestalten verlangen, erreicht Riehl seinen Zeitgenossen Gustav Freytag nicht. In seinem Sozialroman verspüren wir den Einfluß des Schweizers Jeremias Gotthelf, an dessen Größe sich Riehl nicht heranwagt. Wenn er es durchaus vermieden hat, das Schweizer Bauernvolk zu schildern, so mag in der Tat die Scheu vor den unerreichbaren Leistungen des großen Schweizers die Ursache sein. Bei den späteren Novellen und Romanen Riehls ist unverkennbar der Münchener Umgang mit Geibel und Heyse zu verspüren. Der Umfang der Erzählungen Riehls ist beträchtlich, aber andere Werke Riehls wiegen viel schwerer. Als Erzähler ist er in die Literaturgeschichte eingegangen.

Überraschen aber mag dagegen, daß er auf einem andern Gebiet, wo er als bedeutender Fachmann erscheint, nicht die volle Anerkennung gefunden hat — als Kunsthistoriker. Aber auch das begreift man schließlich, wenn man sieht, wie eigenwillig er mit den Quellen umgegangen ist. Er wollte weder Sammler noch auch eigentlich Quellenkritiker sein. Er nahm aus der Masse gedruckter und anderer Quellen nur das, was ihm zur Beleuchtung der Zustände und Persönlichkeiten wertvoll erschien. Aber Bewunderung verdient es, wie er bisher und auch später kaum beachtete Quellen, Volkskalender, Malerbücher, Liebesbriefsteller, volkstümliche Karten und Atlanten kulturgeschichtlich auswertete. Sein Aufsatz über den Homannschen Atlas verdiente in der Geschichte der Kartographie größere Beachtung, als bisher ihm zuteil geworden ist. Die kritischen Kunsthistoriker hatten an Riehl viel auszusetzen, sie übersahen aber ganz, daß Riehl nicht lückenlose historische Entwicklungsreihen bieten wollte — er stellte vielmehr das Kunstwerk in die Landschaft. Riehl hat damit den Weg gewiesen für eine Kunstgeographie, die mehr ist

als nur Kunsttopographie. Dazu hat er aber meist nicht die alles überragenden Einzelleistungen auf dem Gebiet der Baukunst herausgegriffen, sondern die Dorfkirchen, die Rathäuser, Bürger- und Bauernhäuser vergleichend betrachtet auf ihrem besonderen landschaftlichen Hintergrund. Und hier ist er ein Meister geblieben und ein Lehrer gerade auch für uns.

In seinem viel zu wenig gelesenen Aufsatz über „Das landschaftliche Auge" lehrte er uns die Zeitbedingtheit der Naturauffassung und der Kunst. „Das landschaftliche Auge ist niemals ein absolutes, und wenn von zehn Menschengeschlechtern jedes den Urkanon landschaftlicher Schönheit in etwas anderem findet, dann hat doch keines durchaus recht oder unrecht. Wenn aber das landschaftliche Auge nur, wie die Juristen sagen, bona fide sieht, dann hat es auch für seine Zeit richtig gesehen!" Als Kinder sehen wir die Landschaft, die Gestalten anders als im höheren Alter, obwohl sich diese inzwischen wesenhaft gar nicht geändert haben.

Sein Sohn Berthold Riehl hat diese kunstgeographische Richtung fortgesetzt, und wir werden dessen Buch „Die Kunst an der Brennerstraße" die Anerkennung auch in jenen Teilen nicht versagen, wo wir die Zusammenhänge heute anders und richtiger sehen. Die Innstadt ist weder in Altbayern noch in Tirol eine italienische, sondern eine gotische Schöpfung, und in Südtirol vermengen sich mit der Annäherung an die Sprachgrenze keineswegs italienisches und deutsches Wesen, vielmehr heben sich deutsche und italienische Kulturlandschaft mit aller Deutlichkeit voneinander ab.

Dem „landschaftlichen Auge" ist das „musikalische Ohr" verwandt, und als Musikhistoriker ist W. H. Riehl stets mit Ehren genannt worden. Hier war er auch selbst Künstler, wenn auch weniger schöpferisch als nachempfindend. Die Eindrücke der Jugend und seiner Erziehung sind bestimmend für seine ganze Bewertung der Musik. Die deutsche Musik ist für ihn Hausmusik und Kirchenmusik. Das Volkslied erscheint ihm als die lauterste Quelle und als höchste Leistung. An die Volksmusik stellte er hohe Forderungen. „Für das Volk ist das Beste gerade gut genug." Aus dieser Einstellung heraus geißelte er die Verfallserscheinungen auf dem Gebiet der Volksmusik. Er, der Nichtsoldat, schrieb einen auch heute noch sehr zu beachtenden Aufsatz über Militärmärsche und Militärmusik. Nicht die Operette, sondern die Volksweise sollte auch hier der Wegweiser sein. An dem Bekenntnis seiner Jugend: „Mozart können wir nicht begreifen, Beethoven müssen wir staunend bewundern, Haydn aber müssen wir lieben", hat er auch im späteren Leben festgehalten.

Riehl war Professor für Kulturgeschichte, Musikgeschichte und Statistik. Wem fiele da nicht das Wort Scheffels ein von der Dichtung und Statistik, die leider auf gespanntem Fuße stehen? Riehl hat für seine Volks- und Kulturschilderungen in meisterhafter Weise die historische Statistik und moderne statistische Werte verwandt, im ganzen aber stand er dem statistischen Großbetrieb kritisch gegenüber. Wie viel Unfug ist auch durch eine gedankenlose Errechnung

und Verwendung von Mittelwerten in Wissenschaft und Praxis angerichtet worden. Die statistischen Institute und Ämter aber hätten mit großem Gewinn den geist- und humorvollen Vortrag Riehls „Die statistische Krankheit" zu Rate ziehen können. Für Riehl war die Statistik mehr als eine auf alle möglichen Lebenserscheinungen angewandte Mathematik, sie sollte eine Bestandsaufnahme von Land und Volk sein. Das Württembergische Amt für Statistik und Landeskunde hat dieses Ziel zu erreichen gesucht, ein Statistiker von der Größe Georg von Mayrs das Lebenswerk Riehls voll zu würdigen gewußt. Die Masse der Statistiker aber hat diesen nicht begriffen, konnte ihn nicht begreifen, weil sie nur Zahlen und Ziffern sahen, Riehl aber Land und Leute und eine organisch gegliederte Gesellschaft und viele Dinge, die man nur wägen, aber nicht zählen kann.

W. H. Riehl hat nicht das Studium von Tabellen und Kompendien, von Büchern und sonstigen Aufzeichnungen an die Spitze gestellt, sondern die Beobachtung selbst. Er wurde der „Fußwanderer im Bereich der Wissenschaft". Seine „Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums" sind der Leitfaden für ungezählte Tausende von Wanderern in der deutschen Heimat geworden, sind es heute erst recht. Aber der Wanderer, der auf das Landes- und Volksstudium ausgeht, muß mit einem gründlichen Wissen ausgerüstet sein, das er sich aus geologischen und topographischen Karten, Landeskunden, Landesgeschichten, Ortschroniken und Statistiken erworben hat.

So ist Riehl der unerreichte Meister deutscher Landeskunde geworden, und diese erkennt heute Riehl immer deutlicher als den Bahnbrecher auf dem Gebiet der Kulturgeographie. Keiner hat die deutsche Kulturlandschaft, die Siedlungen, Wege und Stege mit größerer Meisterschaft geschildert als er, ja Riehl hat diese entdeckt, ihre Elemente uns gezeigt und ihre Ganzheit. Selten ist es einem Vertreter der deutschen Landeskunde so wie Riehl gelungen, Land und Leute als eine Einheit zu schildern, Geschichte und Landesnatur so zu verknüpfen, Wesenhaftes vom nur Zufälligen zu scheiden. Und doch übersah gerade Riehl die kleinsten, scheinbar nebensächlichsten Züge nicht. Seine Bilder sind aus tausend Mosaiksteinchen zusammengefügt und sind doch Leben und Wirklichkeit. Ohne Riehls Vorbild wären wohl Ratzels Altbayrische und Südwestdeutsche Wanderungen, auch sein liebenswürdiges Deutschlandbüchlein nie geschrieben worden. Niemand hat vor und nach ihm die Pfalz und den Rheingau treffender und künstlerischer dargestellt. Im wohlabgegrenzten Rheingau das Weinland, eine halbstädtische Welt, die Wandelbarkeit der Ortschaften und des Volkstums. In der Pfalz erkannte er, die wissenschaftliche Arbeit späterer Jahrzehnte vorwegnehmend, die Gliederung der Rheinebene in Niederung und Hochgestade, den Gegensatz von Ebene und Vorhügelland an der Haardt, das gebirgige Westrich, das hügelige Westrich, die alle für Siedlung und Wirtschaftsleben, für die Volksart so ganz verschiedene Voraussetzungen bedeuten. Und den ganzen Rückschritt der Landeskunde unter dem Einfluß partikularistischen Denkens mag man ermessen, wenn

man Riehls Buch „Die Pfälzer" mit den zahlreichen nachfolgenden landeskundlichen Veröffentlichungen über die Pfalz bis in unsere Tage vergleicht. Für die späteren waren die weißblauen Grenzpfähle maßgebend für die landeskundlichen Begriffe und die Darstellung; für Riehl aber war die bayrische Pfalz ein „topographisches Fragment", ein Bruchstück oberrheinischen Landes und Lebens, dessen Lebensader, den Rhein, man zur Grenze erniedrigt hatte.

Wo das Denken der Wissenschaft und der Nation erstarrt war in den Grenzen von Bezirksämtern und haltmachte an den binnendeutschen Grenzpfählen, stellte Riehl wieder jene Landeinheiten heraus, die durch Natur und Geschichte organisch geworden sind. Ihm gelang es, den Taubergrund landeskundlich meisterhaft zu schildern, und wir konnten ihm siebzig Jahre später fast noch auf Schritt und Tritt in einer modernen Schilderung folgen. Ein früheres Wein- und Städteland, reiche landschaftliche Gliederung, mit der die Abschattierung des Volkstums zusammenklingt. Aber Riehls Meisterschaft zeigt sich dort in ihrer ganzen Größe, wo andere wohl gar nichts gesehen hätten. Sand, Kies, Gemüsefelder, große Dörfer ohne historisches Gesicht, eine einförmige und langweilige Ebene, interessant höchstens durch gelegentliche Erdbeben, das ist wohl das Urteil der meisten über das Gerauer Land. Riehl aber hat uns dieses Stück Rhein-Mainebene geschildert als „Das Land der Phantasie", das Land der Kaiserpfalz Tribur, der Wahl von Kamba, wo der Salier Konrad II. in glänzender Versammlung zum deutschen König erwählt wurde, als das Land der Schwedensäule, der Gustavsburg gegenüber Mainz.

Oder welcher Geograph hatte bisher dem scheinbar so einförmigen niederbayrischen Hügelland südlich von Ingolstadt stärkeres Interesse abgewonnen! Riehl aber hat uns in seiner Schilderung der „Holledau" ein Musterbeispiel für die Darstellung eines solchen Bauernlandes mit der ganzen Eigenart seiner Siedlung, seines wirtschaftlichen und sozialen Lebens gegeben.

Heute ist die Zahl der Städtebeschreibungen schier unübersehbar angeschwollen. Ob die Städtegeographen und Städtehistoriker aber wissen, daß auch hierfür Riehl das glänzendste Vorbild geschaffen hat in seinen „Augsburger Studien", wo er uns den Stadtplan als „Grundriß der Gesellschaft" entwickelte. Die rechtlich, sozial und wirtschaftlich gegliederte mittelalterliche Gesellschaft sonderte sich auch topographisch. Im Dombezirk die Geistlichkeit, die Patrizier im Herzen und Mittelpunkt der Bürgerstadt, in der späteren Maximilianstraße, die ihresgleichen in Deutschland nicht hat, die Handwerker an den Gewerbekanälen. Die soziale Gesinnung kommt in Stiftungen, in der Fuggerei, in den kleinen Häuschen an und auf der Stadtmauer zum Ausdruck. Grundriß und Aufriß einer deutschen Stadt sind künstlerisch und wissenschaftlich kaum von einem andern vollendeter geschildert worden.

Hatte Riehl in Rothenburg und Augsburg Reichsstädte dargestellt, eine protestantische und eine paritätische, so erstand in seiner Schilderung von Freising

Wilhelm Heinrich Riehl
Photographie um 1860

Paul de Lagarde
Photographie, um 1870

das Bild einer geistlichen Stadt, alles geschöpft auch aus anderen Quellen. Die Bürgerstadt Freising liegt „hinter" dem Domberg, der mit seinen Kirchen und Klöstern alles bürgerliche Wesen überragt und überschattet.

Für uns ist Riehl auch ein Meister auf dem Gebiet der Grenzlandforschung. Es bedarf natürlich keiner Begründung, daß Riehl im Rahmen des ganzen deutschen Volkes, nicht des Deutschen Bundes oder des Deutschen Reiches dachte. Für ihn mußte es aber eine besonders dankbare Aufgabe sein, der Eigenart deutschen Volkstums an dessen Grenzen nachzuspüren. Schweizer und Niederländer stellte er in Vergleich und hob das Gemeinsame und das Unterscheidende heraus. In seinem Aufsatz „Auf dem Wege nach Holland" hat er tiefer als viele vor und nach ihm gesehen, was uns mit den Niederländern verbindet und was uns trennt. Von Friesland her wie auf dem Rheinweg und längs der limburgischen Lande sucht und findet er die Übergänge auf dem Lande und den Gegensatz in den großen Städten. Landschaft und Volkstum, Mundart und Siedlung, Volksbrauch, Feste und Alltag blieben gleich, aber die politische Geschichte und die Hochsprache haben Schranken aufgerichtet. Wo später oberflächliche Schilderungen trennende Wirkungen der Landesnatur behaupteten, erkannte Riehl in der Schwäche des Reichs und in der seewärts gerichteten Entwicklung der Niederlande und deren Freiheitskampf die Ursache der Ablösung und Sonderentwicklung. Des Gemeinsamen aber bleibt noch genug.

Für das Verständnis des Elsaß hätten die „Elsässischen Kulturstudien" Riehls für viele Verantwortliche und Unverantwortliche ein Schlüssel sein können. Er hat uns dort in genialer Weise das Elsaß als Straßenland, als Kriegsland, als Zwischenland geschildert. Einst das Land des Nordsüdverkehrs durch Rhein, Ill und die Landstraßen, wurden die Straßen gewaltsam in die Westrichtung abgelenkt. Aus den deutschen Reichsstädten wurden französische Grenzbollwerke, ihr Gesicht nach Frankreich gewendet. Aber das deutsche Wesen lebt auf dem Lande weiter, und das Bild der deutschen Kulturlandschaft konnte in Stadt und Land doch nicht ausgelöscht werden. Das Elsaß — der Aufsatz ist vor 1870 geschrieben — ist ein Zwischenland, nicht im Sinne eines Transitlandes für deutsche und französische Kulturware, nein, ein kerndeutsches Land nach seinem Volkstum, aber in die Mittlerrolle zwischen die beiden großen Nationen hineingestellt.

Der Verehrung Haydns verdanken wir die schöne Skizze „Aus dem Leithawinkel". Riehl wollte den großen Komponisten aus seiner Heimat heraus verstehen dort, wo die deutsche Volksmusik auf madjarische und kroatische Musik stößt. Von Rohrau, dem Geburtsort Haydns, geht die Wanderung nach Rust und Eisenstadt, und wir erhalten eine eindrucksvolle Schilderung des damals gerade wieder einmal beinahe ausgetrockneten Neusiedler Sees. Wir lernen das deutsche Theater der Fürsten Esterházy kennen, noch hatte der ungarische Adel die Schwenkung ins madjarisch-chauvinistische Lager nicht vollzogen. Wenn es aber eines einwandfreien Beweises für den deutschen Charakter des Burgenlandes noch

bedürfte, so brauchte man nur auf Riehls klassische Schilderung zu verweisen, der jede politische Absicht fernlag und fernliegen mußte.

Riehl kannte nicht nur Wien und die Ostmark, er war auch in Königsberg, Danzig und Breslau zu Hause. Aber in seiner Naturgeschichte des deutschen Volkes kommt doch der Nordosten zu kurz. Ostpreußen und Schlesien werden nur ganz ausnahmsweise einmal erwähnt. Man wird zwar nicht sagen können, daß ihn das Kolonialland und die Neustämme des Ostens weniger interessiert hätten als die im Westen und Süden. Aber im alten Volksland lagen für ihn reizvollere Aufgaben, und man wird zugeben müssen, daß die räumliche Beschränkung der Vertiefung nur zugute gekommen ist. Den Gegensatz West und Ost erkannte Riehl wie den Gegensatz Nord und Süd im deutschen Volksleben. Diese Unterschiede hat er in dem schönen Aufsatz „Der Geldpreis und die Sitte" festgehalten, der wohl auch wieder Vorbild zu Ratzels Aufsatz über das deutsche Dorfwirtshaus wurde. Aber er wandte sich gegen eine gedankenlose Übertreibung dieser Unterschiede, und er überwand die Mainlinie durch eine neue Auffassung wissenschaftlich vor deren politischer Beseitigung.

Die Dreiteilung deutschen Landes: Hochgebirge, Mittelgebirge und Tiefland, war auch von anderen schon erkannt und betont worden. Aber Riehl stellte jetzt in Landschaft und Volkstum, Siedlung und Wirtschaft, Natur und Kultur eine Übereinstimmung von Oberdeutschland und Niederdeutschland auf vielen Gebieten fest und Mitteldeutschland als Gegensatz zu beiden. Sein „Mitteldeutschland" umfaßt einmal die mitteldeutsche Gebirgsschwelle, aber auch das Land am Oberrhein; es ist also nicht so sehr ein Begriff der physischen Erdkunde als der Kulturgeographie und Sozialgeographie. In Nord und Süd sieht Riehl zentralisiertes, in Mitteldeutschland individualisiertes Land, Begriffe, die freilich auch zu Mißverständnissen Anlaß geben konnten. Das eine ist das gleichheitlich geeinigte, das andere das vielgestaltig gesonderte Land. Hier breit gelagertes Bauerntum, dort die Zersplitterung der Volksgruppen, Auflösung und Vielgestaltigkeit auf engem Raum. Hier durchdringen sich Stadt und Land, dort stehen die Städte für sich und sind herausgehoben aus dem platten Land. Man hat eingewendet, daß Riehl in seinen Abstraktionen zu weit gegangen sei. In der Tat, seine Stärke lag nicht in der begrifflichen Arbeit, sondern in der Anschauung und Beobachtung, nicht so sehr in der Forschung wie in der Gestaltung.

Eindringlich schilderte Riehl den Gegensatz von Wald und Feld auf deutschem Boden in seiner Bedeutung für die Kulturentwicklung und die sozialen Zustände. Er nahm damit Erkenntnisse vorweg, wie sie durch Robert Gradmann ein halbes Jahrhundert später erst in ihren tieferen Ursachen erfaßt wurden. Im älteren Feldland finden wir meist nicht die ältesten Zustände. Vieles ist hier verlorengegangen und umgeformt worden. Aber im Waldland lebt noch die ganze Urwüchsigkeit des Volkstums. „In unseren Walddörfern sind unserem Volksleben noch die Reste uranfänglicher Gesittung bewahrt, nicht bloß in ihrer Schattenseite,

sondern auch in ihrem naturfrischen Glanze. Nicht bloß das Waldland, auch die Sanddünen, Moore, Heiden, die Felsen und Gletscherstriche, alle Wildnis und Wüstenei ist eine notwendige Ergänzung zu dem kultivierten Feldland. Ein durchweg in Bildung abgeschliffenes, in Wohlstand gesättigtes Volk ist ein totes Volk, dem nichts übrigbleibt, als daß es sich mitsamt seinen Herrlichkeiten selber verbrenne wie Sardanapal. Der ausstudierte Städter, der feiste Bauer des reichen Getreidelandes, das mögen Männer der Gegenwart sein, aber der armselige Moorbauer, der rauhe, zähe Waldbauer, der einsame, selbstgewisse, sagen- und liederreiche Alpenhirt, das sind die Männer der Zukunft." Und Riehl tritt für die Erhaltung des Waldes ein, den das große deutsche Binnenland mit seiner weit geringeren Küstenentwicklung so viel notwendiger habe als das meerumflossene England. „Darum nehme ich den Wald in Schutz gegen das Feld, das Land gegen die Stadt, das rohe aber starke und frohgemute jugendliche Naturleben des Waldes gegen die greisenhafte Altklugheit der Zivilisation."

Zu den berühmtesten Schilderungen Riehls gehört das „Land der armen Leute". In Westerwald und Rhön, im Fichtelgebirge und Bayrischen Wald, im Westrich und anderwärts hatte er die Elends- und Notstandsgebiete der deutschen Mittelgebirge kennengelernt. Armseliges Bauerntum, angewiesen auf Taglöhnerarbeit, Arbeit im Steinbruch und in Heimarbeit; wandernde Musikanten, Hausierer sind hier zu Hause. Hier wurzeln so viele Hausindustrien — und die Auswanderung. Vom Fulder Land und der Westpfalz hat uns Riehl das besonders eindrucksvoll berichtet.

Alle diese Bilder aber lassen deutlich erkennen, daß es nicht so sehr ästhetische und rein wissenschaftliche Gründe waren, die Riehl die Feder führten bei seinen Schilderungen von Land und Leuten, als vielmehr das soziale Interesse. Und das übersahen auch so viele, die deshalb Riehls Volkskunde nicht verstanden. Name und Begriff dieser Wissenschaft geht auf Riehl zurück. Aber für ihn ist Volkskunde weder Museumswissenschaft noch Raritätenkunde, sie ist auch kein Tummelplatz für Philologen. „Die moderne Ethnographie will das Volksleben in seiner inneren Notwendigkeit erkennen und die äußeren Tatsachen desselben als das Produkt aller organischen Entwicklung — der Natur wie der geistigen und materiellen Kultur eines Landes." Die Volksseele, das Volk selbst bei der Arbeit und auch bei Festen, das ist das Ziel der Volkskunde. Auch über das Verhältnis von Landeskunde und Volkskunde hat sich Riehl klar ausgesprochen. „Die Volksschilderung faßte man als eine Illustration zur Geographie, das Volk als eine Staffage der Landschaft auf, wo es doch umgekehrt viel näher läge, in der Landschaft einen Hintergrund des Volkslebens zu sehen". Er weiß um den engen wechselseitigen Zusammenhang von Land und Leuten, von Blut und Boden. Riehl sieht aber die Erdgebundenheit unseres Daseins und seiner Formen. „Die Naturbedingtheit der Bodengestalt führt uns auf wirtschaftliche Notwendigkeiten und diese wieder auf notwendige Gestaltungen des Volkstums. So bedingt ein topographisches ein wirtschaftliches Moment, und aus den ökonomischen Zuständen wachsen wieder

soziale Besonderungen des Volkstums hervor." Mit größter Meisterschaft zeichnete Riehl aber nicht nur die scharf sich abhebenden Volksgruppen auf dem Hintergrund verschieden ausgestatteter Landschaften, sondern gerade auch die allmählichen Übergänge und Schattierungen des Volkstums, die andere bisher ganz übersehen hatten.

Riehls Volkskunde ist eine Volkslehre, seine Volksschilderungen sind ein Sittengemälde — Riehl ist der Begründer einer organischen Auffassung unserer Gesellschaft, Riehl ist vor allem Sozialpolitiker und Sozialwissenschaftler. Seine Stellung und Bedeutung ergibt sich aus seiner Ablehnung des Polizeistaates und der liberal-demokratischen Auffassung von Staat und Gesellschaft. Jene Auffassung ging aus von der gleichartigen Untertänigkeit der Staatsbürger, sie verneinte den Unterschied von Stadt und Land und der verschiedenen Volksgruppen und Stände. Seit Riehl aber wissen wir, daß ein Volk mehr ist als die Summe der Staatsbürger. Vor Gott sind alle Menschen gleich — aber nur vor Gott allein, nicht vor den Menschen. „Die Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft ist die Lehre von der natürlichen Ungleichheit der Menschen. Ja in dieser Ungleichheit der Gaben und Berufe wurzelt die höchste Glorie der Gesellschaft, denn sie ist der Quell ihrer unerschöpflichen Lebensfülle."

In seiner Auffassung einer ständischen Gliederung der Gesellschaft scheint Riehl von dem Berner Patrizier L. von Haller beeinflußt zu sein. Die Stände sind aber für Riehl nicht die rechtlich und beruflich gesonderten Stände des Mittelalters. „Unter den natürlichen Ständen denke ich mir die wenigen, großen Gruppen der Gesellschaft, welche nicht durch ihren Beruf, sondern durch die aus der Arbeit erwachsenen Sitten, Bildung und Lebensart, durch ihre ganze naturgeschichtliche Erscheinung, durch das Prinzip, welches sie in der geschichtlichen Fortbildung der Gesellschaft vertreten, unterschieden sind." Schäffle hat in seinem „Bau und Leben des sozialen Körpers" eine andere Theorie einer organischen Gesellschaftslehre versucht. Aber wir müssen Eberhard Gothein zustimmen, wenn er Schäffles Theorien als phantastische Analogien bezeichnet, die wohl glänzen, aber sich in Rauch auflösen, während wir bei Riehl überall auf den festen Boden richtig beobachteter Tatsachen treten, die allerdings auch gelegentlich einer anderen Auslegung zugänglich sind. „Es ist Waldluft nach Stubenluft, die man bei Riehl einatmet." Später wurden gewiß exaktere Methoden der sozialen Zergliederung angewandt — aber keine war vielseitiger und künstlerischer als die Riehls.

Die bürgerliche Gesellschaft gliedert Riehl in die Mächte des Beharrens und der sozialen Bewegung. Zu den ersteren gehören nach ihm Bauern und Adel, zu den letzteren das Bürgertum und das Proletariat. Unsere Beurteilung dieser Kräfte mag von der Riehls abweichen, aber darin gehen wir mit ihm einig: „Der Bauer ist die erhaltende Macht im deutschen Volke, so suche man denn auch diese Macht zu erhalten." Zu unserem Verhängnis hat man aber jahrzehntelang diesen Staatsgrundsatz mit Füßen getreten. In seiner Schilderung des deutschen Bauerntums

lehnte sich Riehl an Justus Möser an, ohne aber in dessen Fehler zu verfallen. Für Möser waren die westfälischen Bauern des Osnabrücker Landes schlechthin die Vertreter des Deutschtums und Germanentums. Riehl hielt auch manches für ursprünglich, was in Wirklichkeit im Laufe der Geschichte erworben wurde. Dazu gehören auch manche angeblich aus der Urzeit stammende und scheinbar kommunistische Züge unserer Agrarverfassung. Er hat uns selbst am Beispiel der niederbayrischen Holledau gezeigt, wie durch den Hopfenbau auch die sozialen Verhältnisse verändert wurden und die Sitte. Aber darin bedeutet Riehl einen so großen Fortschritt gegen J. Möser, daß er uns die ganze Vielgestaltigkeit deutschen Bauerntums leibhaftig vor Augen geführt hat. Ob Riehl beim Adel immer richtig gesehen hat, mag bezweifelt werden. Immer wieder macht sich hier die Verwechslung des Mittelalters mit dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert geltend. Das Fideikommiß ist nicht wie das bäuerliche Anerbenrecht aus rein deutscher Wurzel entsprungen. Unsere Erbhofgesetzgebung aber hat in Riehl eine starke Stütze.

Riehl zeigt uns die Bauern von guter Art und entartete Bauern, Bauernstädte und Stadtdörfer. So auch ein in sich noch gefestigtes Bürgertum, Handwerker, Kaufleute und ein zerbröckelndes, zerfallendes, aufgelöstes Bürgertum, den sozialen Philister. In aller Farbenpracht hat er uns in Augsburg das Bild einer echten Bürgerstadt gezeichnet; mit ätzender Schärfe geißelte er dagegen die künstlichen Städte mit ihrem unechten Bürgertum. Der Satz, daß Stadtluft frei mache, gelte nur für die alten organisch gewachsenen Bürgerstädte, in den neuen Residenzen und Verwaltungsstädten aber lebe ein armes, gedrücktes, unfreies Bürgertum. Solche Städte sind aber auch alles andere als Klammern für den Zusammenhalt der Nation. „Die künstlichen Städte sind die rechten Stützpunkte und Strebpfeiler der Kleinstaaterei — denn beide haben in gleicher Weise Ursache, sich vor jeder naturgemäßen Reform unserer nationalen Zustände zu fürchten." Die Zeit hat allerdings Riehl hier an manchem Punkt nicht recht gegeben, und Riehl hat später das harte Urteil denn auch etwas gemildert.

Das echte Bürgertum aber, das uns Riehl als Macht der Bewegung geschildert hat, möchten wir auch eher zu den Mächten des Beharrens rechnen. In früheren Jahrhunderten war der Adel die führende Schicht, heute ist es das Bürgertum. Darum spricht Riehl von der Gesellschaft der Gegenwart als der „bürgerlichen Gesellschaft". Der Bauer aber gehörte nur in wenigen Landstrichen Ober- und Niederdeutschlands zu den Ständen.

Zu den geistvollsten Untersuchungen sind Riehls Ausführungen über das Proletariat zu rechnen. Einen Vierten Stand gab es zunächst bei uns nicht, und der deutsche „Arbeiter" ist nur ein übersetzter „ouvrier". Dem deutschen sozialen und politischen Leben droht auch von der Handarbeiterschaft keine Gefahr, wohl aber von den deklassierten Ständen. Zu diesen Proletariern des Geistes und der Arbeit gehören nicht nur jüdische und andere Literaten, verkrachte Akademiker,

brotlose Künstler, sondern auch heruntergekommene Adlige, entartete Bürger, Handwerker und Bauern. Wir haben daher nur die Wahl, entweder eine soziale und ständische Politik zu treiben oder uns dem politischen Sozialismus und Kommunismus zu verschreiben. Die liberale und demokratische Doktrin weiß keinen Ausweg aus dem Verfall und der Zersetzung. Und weil sie nicht den Mut und die Einsicht hat, ihre Gedanken zu Ende zu denken, werden wir bei einem radikalen, internationalen Sozialismus landen. Vergeblich hatte Riehl das den Zeitgenossen gepredigt. Es kam die Nivellierung und Atomisierung der Gesellschaft, und erst heute — nach schwersten Erschütterungen unseres Volkslebens — suchen und finden wir zu Riehl zurück.

Der Aufbau der Gesellschaft aber hat von der Familie aus zu erfolgen. Wo der Familienzusammenhalt noch besteht, da ist auch die Gesellschaft gesund. Riehl verlangt ein patriarchalisches Verhältnis zwischen den Kindern und dem Gesinde, den Knechten und Mägden und dem Hausherrn. Riehl spricht vom „ganzen Haus" und verlangt strenge Unterordnung unter das Regiment und die Sitte des Hauses. Auch auf den Zusammenhalt und die soziale Bedeutung der Nachbarschaft hat Riehl hingewiesen. Seine Auffassung der Familie wurzelt in der Ungleichheit der Geschlechter, daher bekämpft er auch die Emanzipation der Frau und die Gleichberechtigung der Geschlechter.

Es bedeutete einen großen Fortschritt, als Riehl den Unterschied zwischen politischer und sozialer Gemeinde, bürgerlicher und Staatsgesellschaft erkannte. „Die bürgerliche Gesellschaft ist das Volk unter dem Gesichtspunkte seines Gemeinlebens in Arbeit und Besitz und in der hieraus entstehenden Gesittung. Die Staatsgesellschaft dagegen ist das Volk unter dem Gesichtspunkte seines Rechtsbewußtseins und Rechtswillens und des ganzen auf Grund dieser Rechtsgemeinschaft entwickelten Gesittungslebens." „Die Nation ist ein durch Stamm, Sprache, Sitte und Siedlung verbundenes Ganze. Die vier S sind innig miteinander verbunden, voneinander abhängig. Die vier großen S sind der Grund alles lebendigen Lebens, ein Urgrund, der das wandelbare Staatsleben der Völker weit überdauert und erst mit dem letzten Atemzuge des Volkes in Trümmer fällt." Das Volk ist das Ewige, der Staat das Vergängliche, aber Staat und Volk sollen zur Deckung gebracht werden. „Ihren Mittelpunkt aber muß die Volkskunde in der Idee der Nation finden, wenn sie wirklich eine Wissenschaft sein soll". Nicht die Rechtswissenschaft, sondern die Volkskunde hat am Anfang der staatsbürgerlichen Erziehung zu stehen, und kein Erzieher und Pfarrer, Richter und Verwaltungsbeamter, Arzt und Offizier sollte ohne diese Grundlagen sein Amt ausüben dürfen. Die staatsbürgerliche Erziehung habe zu beginnen mit der „Naturgeschichte" des Volkes, die in Wahrheit eine politische Volkslehre sein sollte. „Und die Politik, welche solchergestalt mit der Erkenntnis von Land und Leuten anhebt, müßte eine farben- und gestaltenreiche fröhliche Kunst und Wissenschaft sein, nicht eine dürre, graue Doktrin." An die Einführung in die Kenntnis von Land und Leuten, die

natürlichen und ethnographischen Grundzüge des deutschen Landes und Volkes, hat sich die Kenntnis der Familie, ihre Ordnung und Geschichte anzuschließen, dann die der bürgerlichen Gesellschaft und zuletzt die des Staates und seiner Rechtsordnung. Riehl wollte aber ein starkes Reich; daher wandte er sich so scharf gegen die Zufallsstaaten und einen schädlichen Partikularismus. Sondergeist und Einigungstrieb im deutschen Volk müssen sich ergänzen.

Ohne ein Sittengesetz könne keine Gesellschaft bestehen. Das religiöse Glaubensbekenntnis Riehls wurzelt in den konfessionell gemischten Gebieten am Oberrhein, vor allem der Pfalz. In dreißig Jahren hatten dort viele Städte und Dörfer bis zu fünfmal das Bekenntnis gewechselt, was blieb dann noch übrig als Duldung — wenn nicht Gleichgültigkeit. Riehl nennt sich liberal und ist doch nur tolerant. Er beklagt die religiöse Spaltung nicht, sieht darin eher einen Reichtum deutschen Lebens, das uns einen Vorsprung vor konfessionell einheitlichen Volkstümern gäbe. Im katholischen Glauben rühmt er die Reste naiver Volksreligion, im Protestantismus Frömmigkeit und Milde. Jeden konfessionellen Fanatismus bekämpft er als unser nationales Unglück.

In Wilhelm Heinrich Riehl spiegelt sich die Wandlung des deutschen Volkes wider, das im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts noch in altväterlichen Zuständen verharrte. Bauerntum, Mittel- und Kleinstädter bestimmten damals das soziale Leben. Dann kam die Auflösung und Zersetzung der Gesellschaft im Gefolge des ökonomischen und politischen Liberalismus. Großstadtentwicklung und Fabrikindustrie siegten über das Bauerntum und die Kleinstadt. Heute, wo die Fehlentwicklung offenkundig ist, suchen wir den Weg zurück zu Riehl, der ja kein Bannerträger der Reaktion war, wie seine Gegner behaupten, sondern nur ein Mahner an das deutsche Volk, zu beharren in den natürlichen Grundfesten unseres Daseins. Der Volksstaat, der völkische Staat hat und muß in Riehl einen seiner wichtigsten geistigen Wegbereiter sehen. Der zeitliche Mißerfolg Riehls lag nicht in seiner Persönlichkeit begründet, er sprach zum Herzen und Gemüt und fand und findet damit auch den Weg zum Verstande. Sein Vermächtnis an das deutsche Volk, an die Wissenschaft und die Staatsführung ist bleibend. Heute, nachdem die Zeit erfüllt ist, erntet Riehl, nachdem er selbst nicht mehr auf eine volle Ernte gerechnet hatte. Und die Stimmen derer sind verstummt, die Riehl einen Journalisten, einen Romantiker, einen unzeitgemäßen Weltverbesserer genannt haben. So lebt Riehl in der Geschichte unseres Volkes fort als eine seiner vielseitigsten und fruchtbarsten Persönlichkeiten.

Paul de Lagarde

1827—1891

Von

Mario Krammer

Mancherlei Züge vereinen sich zu dem Bilde Paul de Lagardes. Wer die klingenden und ergreifenden Stellen seiner Schriften vor Augen hat, dem erscheint er wie einer der versonnenen Söhne des Mittelalters, in deren Zelle und Herz das ewige Licht hineinleuchtete. Wen daneben die Fülle des Herben und Scharfen bei ihm berührt, der sieht einen Preußen vor sich, einen kritischen Protestanten. Fra Angelico ist in ihm mit dem Ritter Bayard verbunden, dem Streiter ohne Furcht und Tadel. Bald schaut er uns an mit den Augen eines Kindes, bald reitet er, eine Dürersche Gestalt, in eiserner Rüstung gegen Tod und Teufel.

Als ein Sohn des alten Berlin, in den stillen Tagen der späten Romantik, in der Biedermeierzeit Friedrich Wilhelms III., am Tage Allerseelen, dem 2. November 1827, im Hause Kochstraße 27, wurde Paul Anton Boetticher oder, wie er seit 1854 hieß, Paul de Lagarde geboren. Sein Vater Wilhelm Boetticher war Professor am benachbarten Friedrich-Wilhelm-Gymnasium. Die Familie war in Berlin nicht heimisch. Sie entstammte dem alten Deutschland westlich der Elbe. Durch die Großmutter de Lagarde, deren Name im Enkel noch einmal aufleuchtete und erlosch, die aus einem Geschlecht lothringischer Refugiés kam, war etwas von der herben Art der Hugenotten in sein Blut gelangt. Auf diese Herkunft von alten Niedersachsen und Glaubensflüchtlingen ist Lagarde immer stolz gewesen. Doch hat er in manchem, wie seiner Sprechweise, seiner Vorliebe für Fontane und die Vossische Zeitung auch den „echten Berliner" nicht verleugnet.

Rang und Ruhm Berlins liegen darin, daß es seit dem achtzehnten Jahrhundert die Deutschen zur geistigen Klarheit geführt hat. Aber auch das Meer der Seele schlug hier seine dunklen Wellen. Sogar in der Friedrichstadt konnte man sich träumend ins Innere versenken. In Lagardes Jugend war es dort anders als jetzt: „unendlich still, Gärten an Gärten voll Baumblüte und Vogelsang im Frühlinge, voll Trauben, Äpfeln, Birnen im Herbste, und nachmittags voller Kinder, welche das Wiesel mitten in der Stadt jagten und nie ein Bedürfnis fühlten, frische Luft außerhalb der Stadtmauern zu suchen". Im Sommer wohnte die Familie am Kreuzberg. Von der späteren Königgrätzer Straße tönte an lauen Abenden das Quaken der Frösche herüber. „Da war", so schreibt er, „das Hauptquartier meiner Freuden. Guter Gesellen gab es da genug und neben ihnen die tiefe Einsamkeit märkischen Sandes und der Bäume des dusteren Kellers. Damals sangen die Lerchen über mir an Stellen, wo jetzt längst Haus bei Haus steht."

Glockenübertönt war die Stadt voll „Poesie", eine wahre Heimat. In ihr lebte das Kind wie eine Pflanze, wie später lechzend nach Einsamkeit. Seinem inneren Blick erschloß sich eine höhere Welt. „Ich hatte", sagt er, „die Zinnen der ewigen Stadt früh von ferne gesehen und wollte mir den Weg hinauf schon erfechten, als meine Altersgenossen noch auf Steckenpferden ritten." Der Wille zum Guten, die Ahnung Gottes regte sich in ihm.

Er bedurfte jener Feiertagsstimmung, wie sie ihm hernach auf hohen Bergen oder am Meer zuteil wurde, wo der „Glockenton durch die große Natur weht". Bei Eichendorff und bei seinem Lehrer Rückert in Neuseß hatte er später das Bewußtsein, in einer „besseren Welt zu leben". „Da ist", sagt er, „ewiger Sonntag; die Sonne scheint so warm, und die Tauben gurren auf dem Dache. Unten aber wandelt ein froh-ernster Mensch." Er fand in Rückert eine „schöne Wärme des freiesten Glaubens". Ein Leben in Gott gab es während seiner Jugend in Berlin nur da und dort in stillen Kammern, „die Stadt als solche kannte es nicht." Von Lagardes Vaterhaus waren es nur wenige Schritte durch die Mauerstraße zum Pfarrhaus der Dreifaltigkeitskirche, wo Schleiermacher wohnte. Er war Philosoph und Theologe, er vereinigte Frömmigkeit mit scharfem Denken. Lagarde hat als Kind mehr als einmal auf des beweglichen, kleinen Mannes Schoß gesessen, der ihm „Sandtorte und Graves" von seinem Frühstückstisch abgab — „sein Leibwein war eigentlich Chambertin" —; es gehörte zum guten Ton, seine Predigt zu hören, aber eine rechte Gemeinde erzog er nicht. Dem Kinde kam seine Art sonderbar, fast närrisch vor. Auch die anderen „Gottesmänner" der Stadt scheinen keinen dauernden Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Nur die alte, kultische Feier der Christmette in St. Nikolai goß ihm heilige Schauer übers Herz: „Wachslichter an Wachslichtern leuchteten vor den Bänken, der schon Sitzende ließ den Späterkommenden an seiner Kerze anzünden, in die dunklen, hohen Wölbungen flackerte der matte Schein hinauf, die Orgel brauste durch den gewaltigen Raum und man saß da, Ahnungen der ewigen Welt und die Hoffnung auf die grüne Tanne der nächsten Stunde in dem jungen Herzen. Einmal im Jahr."

In dieser Zeit, 1834, starb Schleiermacher, und sein orthodoxer Gegner Hengstenberg, „ein gemüt- und kenntnisloser Herr", gewann in Berlin an Boden. Der Aufschwung der Romantik war erlahmt. Die Menschen spürten den Wiederaufstieg des ungläubigen Geistes der Vernunft, besonders nach der Pariser Revolution von 1830. Aber statt das seelenweckende Werk Goethes und seiner Zeit weiterzuführen, klammerten sich die christlich Gesinnten an den Wortlaut der Bibel und Lehre. Ihr eifriger Anhänger wurde Lagardes Vater. Vielleicht erschüttert durch das frühe Hinscheiden seiner ersten jugendlichen Frau, der Mutter Pauls, die wenige Tage nach seiner Geburt starb, suchte er seinen Halt in strenger, „pietistischer" Gläubigkeit, die sich in zahlreichen, wunderlichen Traktaten äußerte, und umgab sich mit Gleichgesinnten, deren Frömmigkeit schon seinen Kindern nicht immer echt vorkam. Hengstenberg und die Seinen bemühten sich, „recht

in altem Sinne fromm und gläubig zu sein", aber es war ein Zwang, den sie sich und anderen antaten. Gerade als eine schöpferisch-religiöse Natur lehnte Lagarde sich gegen den tyrannischen Vater innerlich auf, dessen Einfluß nur hinreichte, ihn jahrelang zu hemmen, so daß er sich „krumm gewachsen" nannte und mit Grauen jede Erinnerung an diese Seite seiner Jugend zurückwies. Weil er ein Heiliges gegen seine Umwelt zu hüten hatte, wurde er ein Kämpfer. Mangelndes Verständnis und äußere Entbehrungen, denen beiden er auch hernach ausgesetzt war, haben ihn gestählt, aber auch verbittert und gereizt.

Wie Sokrates stand er den Altgläubigen und den Sophisten einer großen Stadt gegenüber. Um den Gott, der aus ihm sprach, zu verteidigen, bedurfte er des Rüstzeuges der Kritik und Dialektik, der Geschichte und Sprachkunde, klaren Denkens und reichen Wissens. Aus jeder seiner Schriften treten diese beiden Züge hervor. Wie ein Fechter oder Feldherr treibt er den Gegner mit dem Degen seiner Schlüsse zurück, bewirft er seine Stellung mit der Fülle urkundlicher Zeugnisse. Er war ein begabter, gut beobachtender, arbeitskräftiger und mutiger Mensch, er wuchs in einem gelehrten Kreise auf, und was ihm das Haus an geistiger Nahrung weigerte, gab ihm die Stadt, gab ihm das Land.

Die Orthodoxen sahen nach der Weise des Altprotestantismus in der Lutherschen Bibel schlechthin Gottes Wort und verwarfen jede Kritik an ihrem Text als Hochmut. Der junge Lagarde stieß darüber hinaus ins Freie vor, in die neuerschlossene Welt des Mittelalters, der großartigen, römischen Kirche mit ihren Heiligen, Denkern und Domen, mit Meßopfer und Marienkult, die beide einem echten religiösen Bedürfnis entsprachen; er ging zurück bis zu den Vätern der Kirche, den Urformen des Evangeliums. In den dreißiger Jahren erhellten die Arbeiten von Wilhelm Vatke, Ferd. Christian Baur und David Friedrich Strauß die geschichtliche Entstehung des Christentums. Vergleichende Sprachwissenschaft, wie sie Franz Bopp in Berlin lehrte, gewährte Einblicke in die ältesten religiösen Vorstellungen der Völker. Jacob Grimm, „der Vater des Vaterlandes", gab uns in seiner „Deutschen Mythologie" (1842) die gestürzten, aber heimlich weiterlebenden Götter der Ahnen zurück. Religion erwies sich als ein Urerlebnis der Menschheit. „Mir widersteht", schrieb Lagarde, „der Glaube, daß Kinder Gottes nicht auch am Ganges und Hoangho gelebt haben sollten." Es kam nicht so sehr auf Lutherbibel und Katechismus an, auch nicht darauf, die kirchliche Lehre mit modernem Denken auszusöhnen, wie die einflußreiche, vermittelnde Richtung der Theologie wollte; wichtiger war, möglichst viele, echte und alte Urkunden zur Geschichte des „Reiches Gottes" bei allen Völkern und aus allen Zeiten zu sammeln, zu verbreiten und auszulegen. Darin hat denn auch ein großer Teil seines Lebenswerks bestanden. Er hat zahllose semitische und indogermanische Sprachen gelernt — schon als Kind begann er damit — und Texte in ihnen mit Untersuchungen herausgegeben. Das Verzeichnis seiner Werke umfaßt beinahe dreihundert Nummern. Durch alle Übermalungen späterer Zeit wollte er zur Schau des Wirklichen der

Im anfang sei das wort gewesen, erzählt das evangelium der liebe. gott hat ein wort wie das rätsel ein wort hat, er spricht und löst oder erlöst sich in der menschlichen rede und dem ihr zum grunde und innhalte dienenden menschlichen bewustsein. der mensch hat sein wort, welches ihn erlöst, weil er schon in einzelnem existiert und seine sprache ausreicht alles herzen gedanken zu offenbaren. darum löst er sein rätsel und erlöst er sich selbst nur, indem er sich bindet: nur die liebe kann die menschheit zur einheit einer einzigen des redens fähigen person zusammenfassen. in der kirche der liebe und der heiligen geister wächst die menschheit jetzt leise aber rasch heran. du, meine liebe Mathilde, gehörst auch zu den stillen verschworenen der zukunft, zu jener kleinen heiligen schaar welche in den kämpfen und thränen ihres herzens die apostelweihe zur verkündigung einer neuen zeit empfängt. schäme dich nicht der schwärmer schwester zu heissen, welcher diese zeilen geschrieben: schwärmer sind die leuchtkugeln, welche in der nacht das zeichen und die anweisung zum angriffe geben. wir haben denselben gott und dasselbe ziel, darin liegt die sichere gewähr dass wir uns bleiben werden.

Halle 17 Juni 1851

Paul Boetticher.

Stammbuchblatt des 24jährigen Paul de Lagarde für seine Schwester, noch mit seinem eigentlichen Namen Paul Boetticher unterschrieben.
Göttingen, Lagarde-Stiftung

Religion vordringen; er blieb nicht stehen bei den Autoritäten des Protestantismus, weder bei Paulus noch gar bei Luther, den er für „grob, keifend und beschränkt" hielt. Einer seiner letzten Pläne war, die Evangelien neu für das Volk zu übersetzen. In dem Dialekt eines syrischen Textes glaubte er das Aramäisch zu vernehmen, das Jesus gesprochen hatte. Als Forscher und als Dichter wollte er diese Gestalt wieder zum Leben erwecken.

Dies Bemühen diente nicht nur der Erkenntnis, sondern dem Leben, der Erneuerung der Nation. Aus dem Werkeltag der Städte, aus der Enge der Schulen und Stuben mußten wir wieder hinauf ins „hohe einsame Gebirge, wo wir nicht Erben sind, sondern Ahnen". Das Christentum sollte wieder „Erdgeruch" bekommen, „den unbeschreiblich lieblichen Duft des im Frühsommer oder Herbst unter lauem Himmel beregneten Ackers". Statt in künstlicher Atmosphäre sollten wir „auf freiem Land, in Gottes bald rauher, bald milder Luft" aufwachsen. Wie einst die Propheten sollte uns Stille der Wüste, reiner Atem der Höhe umgeben, in der unser stumpfer Sinn den ewigen Stimmen wieder geöffnet wurde.

Im inneren Erlebnis des einzelnen wie der Völker lag der einzige Beweis für das Dasein Gottes. Ihm, Lagarde, war dies Erlebnis zuteil geworden, und darum lag, wie Franz Xaver Kraus fand, „der Widerschein des ewigen Lichts auf der Stirn dieses Fremdlings in dieser Welt". Er hatte Brüder nur in mythischer Vergangenheit, in ferner Zukunft. Er war sich dessen bewußt, von einer höheren Macht nach einem Plane — der dann und wann sichtbar wurde im Leben — gelenkt zu werden. Sie näherte ihn auf nicht immer bequemen Pfaden dem Bilde eines höheren Wesens. Als irdischer Mensch war er gleichsam Rohstoff für den Meißel eines göttlichen Meisters, der aus ihm eine Geistesgestalt schuf für das himmlische Reich. Sie war nichts anderes als die ursprüngliche, gottgewollte, auf Erden nur verdunkelte und gehemmte Persönlichkeit, die erst im Jenseits zu ihrer Freiheit und Reife gelangte.

Von daher ergab sich Lagardes Haltung zum Staat. „Außer Beseeltem erkenne ich nichts an", hat er einmal gesagt. Gibt es außer der Seele nichts, was seinen Wert in sich trüge, so ist der Staat nur Diener, nicht Selbstzweck. Zumal bei den Deutschen. Denn für sie in ihren guten Zeiten war nach dem Zeugnis Fichtes und der Frau von Staël immer dies bezeichnend gewesen: der Glaube an ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unseres Geschlechtes, ferner die Unabhängigkeit des Geistes, die Liebe zur Einsamkeit, die Eigenartigkeit jedes einzelnen. Germanische Art war es immer gewesen, wohl mit Liebe an Stamm und Stadt, an Stand, Genossenschaft und Geschlecht, auch an dem die Vielfalt der kleinen Lebenskreise krönenden Reich, nie aber an einem alles eigenständige Leben erstickenden Staat zu hängen. Ihn hatte das alte Rom geschaffen, ihn in neuerer Zeit vor allem Frankreich wiederbelebt. Von da aus war zu uns dieser artfremde Staats-Gedanke im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gekommen und hatte in den deutschen Ländern, vorab in Preußen, seine Verwirklichung gefunden.

Lagarde verkannte nicht, daß durch die von diesem Staat geforderte und erreichte Zusammenfassung und Unterordnung deutsches Wesen gegen den Andrang der feindlichen Nachbarn geschützt und selber zu Zucht, Entsagung und Eintracht erzogen war. Die Idealität, die namentlich in den Familien der Beamten und Offiziere herrschte, hat er als verwandten Zug begrüßt, weil sie Auftrieb zum Guten, Vorstufe der Frömmigkeit war. Er stand diesen Kreisen von Jugend auf nahe. Ist er doch unter lauter Männern der Befreiungskriege aufgewachsen, war doch der Kriegsminister Boyen ein Freund seiner Familie, wurde doch ein Bruder von ihm als Offizier bei Königgrätz verwundet! Er war der Sohn eines höheren Beamten, der Schwiegersohn eines Majors, später Geheimrat und Schwager zweier „Exzellenzen", in der guten Gesellschaft Berlins zu Hause, sogar mit dem Königtum durch persönliche Beziehungen verbunden. Ein de Lagarde war der Nachbar des Alten Fritzen gewesen, der seinen kalvinistischen Fleiß gerühmt hatte; bei Pauls Urgroßvater Jean de Lagarde hatte Friedrich Wilhelm IV. im Kriegsjahr 1806 einmal übernachtet und sich daran noch spät erinnert. Der Erzieher des Königs, Ancillon, war ein Verwandter Lagardes, der ihn freilich nicht mochte. Als Aristokrat, der er war, freute er sich der Zugehörigkeit zu einer tüchtigen Oberschicht. Sein schwankendes Selbstgefühl ließ es ihm als ein Glück erscheinen, „als Edelmann geboren zu werden und sich zu fühlen", denn „sich zu fühlen, ist die springende Feder des Lebens". Weil er einen Halt im äußeren Leben, gleichsam einen Rahmen um seine Persönlichkeit brauchte, ließ er sich 1854 von seiner verehrten Großtante und Pflegemutter Erneſtine de Lagarde als Sohn annehmen. Dadurch tauschte er den Namen des ungeliebten Vaters gegen den klingenden einer alten Hugenottenfamilie ein, die sogar mit dem abenteuerlichen Baron Neuhof, dem „König von Korsika", verwandt sein wollte. Familiensinn regte ihn zu Forschungen über den Ursprung seiner Eltern an und gab ihm — da er kinderlos blieb — den Gedanken jener seinen Namen erhaltenden Stiftung ein, die bei der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften besteht. In der Familie sah er ein „Hauptbollwerk" des „Ethos" gegen „Natur und Sünde" und die Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft. Wie in England — dessen Zustände in den fünfziger Jahren er aus eigener Anschauung kannte und schätzte — sollte auch bei uns ein nach oben hin freier, nach unten hin offener Adel dem Volke führend vorangehen. Einer „Reform des Adels" sind manche Seiten seiner Werke gewidmet.

Preußen war nicht ganz so, aber ähnlich wie Österreich, eine Vielfalt von Ländern, zusammengeschweißt durch die Dynastie. Es gab wohl einen preußischen Menschen, auch einen preußischen Stil, der ihn selbst mitgeprägt hat, aber keine preußische, nur eine deutsche Nation. Sie hatte sich im achtzehnten Jahrhundert offenbart, zunächst als geistige Wesenheit, in den Werken Goethes, Kleists, Hölderlins, Glucks, Mozarts, Runges u. a. m. Von unten war der nationale Geist heraufgekommen, nicht von oben, aus der freien Kraft adelig-bürgerlicher Menschen, vom Staate gefördert, aber auch gehemmt. In ihrem Sinne hatten

Herder und die romantische Wissenschaft gelehrt, daß Kunst, Dichtung, Forschung aus dem Schoße der Nation geboren werden. Jahn prägte den Begriff des „Volkstums". Die Nation erschien als ein schwer zu umschreibendes und doch höchst reales Wesen, als eine Atmosphäre, die jeden von uns umgibt, den Höchsten wie den Geringsten. Niemand kann sich ihrem Einfluß entziehen, niemand von ihr wie von Gott sagen: „ich glaub sie" oder „ich glaub sie nicht, die Allumfasserin, die Allerhalterin." Gewoben aus allen Erfahrungen, Erlebnissen und Träumen des Volkes, erwachte damals bei uns der Mythos der Nation, der bis dahin mehr unbewußt gewirkt hatte. Von ihm, der in jedem Lande ein anderer war, getragen, waren die „Machtstaaten" der Neuzeit erwachsen. Die sogenannte „Staatsräson" war nur Dienerin eines religiösen Antriebes gewesen.

Nach dem Zusammenbruch des friderizianischen Staates im Jahre 1806 schufen Stein und seine Helfer Preußen aus einem „Räderwerk" zu einem Lebewesen um. Jenes war beim ersten Anstoß von außen zerbrochen, dies verbürgte ewiges Dasein. Die bis dahin gebundenen persönlichen und gesellschaftlichen Kräfte wurden entfesselt. Indem man an Stelle der Beamten und Söldner die opferwillige Mitarbeit aller Persönlichkeiten, Stände, Landschaften aufrief, gelang es, den Staat mit neuem Leben zu durchtränken, die napoleonische Fremdherrschaft zu zerstören. Die Nation konnte als göttliches Wesen wie jede einzelne Seele nur in „Gottes freier Luft" gedeihen, nicht in den Mauern eines rationalen westlichen Weltreichs. Ihre wunderwirkende Kraft war durch die Befreiungskriege von 1813 bis 1815 erwiesen. Aus ihnen, so hoffte man, sollte der schöne Bau eines erneuerten Deutschen Reiches hervorgehen, „von der Etsch bis an den Belt." Doch die Sorge der Fürsten, zu viel von ihrer „Souveränität" einzubüßen, ließ zur schmerzlichen Enttäuschung vieler 1815 nur einen losen „Bund" zu.

Inmitten dieser Kämpfe wuchs Lagarde auf, wie schon gesagt, unter den Männern von Anno dreizehn. Er lebte in der poetischen Luft der Romantik, mit Eichendorff, Arnim, Jean Paul — als dessen wahlverwandten Fortsetzer er später Wilhelm Raabe empfunden hat —; er war eine reizbare, subjektive, lyrisch-musikalische Natur. Wir besitzen Gedichte von ihm, wir bewundern den Schwung, zu dem sich seine Schriften immer wieder steigern und der manches Kleinliche und Peinliche in ihnen vergessen läßt. Er war Musiker und verstand hinreißend zu phantasieren. „Im Himmel", sagte er, „bin ich Kapellmeister." Mit Bach, Beethoven, Mozart war er vertraut. Neben ihnen verehrte er die „Helden der Forschung", auch sie „Söhne der Romantik", wie Niebuhr, Savigny, Grimm, Rückert u. a. Dogmen lernte man von ihnen nicht, darauf kam es niemals an, aber jeder wuchs, wurde besser, der sich dem Anhauch ihrer schöpferischen Persönlichkeiten hingab. Sie brauchten wir, sie gaben der Seele ihr Brot.

Ein Sohn der Erde war jeder Mensch, ein Kind seiner Eltern und seines Volkes. Von den Banden des Fleisches und Blutes konnte und sollte sich niemand lösen. Aber hinter der Natur und Nation ahnte die Seele das Antlitz eines Gottes. Von

Gott ging über Natur und Nation der Wechselstrom des Lebens zu jedem Menschen hin und wieder zurück. Aus diesem gemeinsamen Mittelpunkt ergab sich die freischwebende harmonische Gemeinschaft, in welcher der einzelne Mensch mit seinen Volksgenossen und weiterhin mit allen Geschöpfen seiner Art lebte. Jede Seele gedieh nur im Zusammenleben mit anderen Seelen, in einem „Reich"; jede Nation lernte von und an der anderen. Am Ende der Zeiten stand die symphonische Gemeinschaft der Völker, der Gottesfriede auf Erden.

Persönlichkeit war in Lagardes Sinn also nur denkbar auf dem Grunde der gottähnlichen Nation und ihrer Gliederungen. Davon losgelöst, verlor sie jede Berechtigung. Wenn er schon früh gelehrt hat, daß „wahre und treue Ausbildung der eigenen Persönlichkeit die einzige Pflicht des Menschen ist", so fordert er gleichzeitig von ihm, daß er sich dabei lenken läßt von der leisen aber unüberhörbaren Stimme Gottes, verkörpert vor allem in seinen edelsten Söhnen und Töchtern. Durch diese Arbeit an sich bereicherte jeder das Ganze, und so war Pflege der Persönlichkeiten die Aufgabe des Staates. Ihr kam der preußische Staat seiner Zeit nicht nach, besonders nicht unter Friedrich Wilhelm III.

Lagarde hat diesen König, dessen gerader, gerechter Sinn bei unabhängigen Beobachtern wie Constantin Frantz, Karl Immermann, Theodor Fontane soviel Verehrung erweckt hat, einen der verhängnisvollsten deutschen Herrscher genannt. Mißtrauisch gegen alle schöpferischen Menschen, ließ er sie, wenn sie im Sinne Steins eine Durchdringung des Staates mit nationalem Geist erstrebten, als „Hochverräter" verfolgen. Neugründer Preußens wie Humboldt, Gneisenau, Arndt hat er mit Undank belohnt. An die Stelle freier Entfaltung persönlichen und ständischen Lebens trat wieder das alte Beamten- und Kabinettsregiment. Hegels Philosophie erklärte im Geist der Antike und Napoleons den Staat für das „Göttliche" auf Erden.

In der Ablehnung dieser „Reaktion" waren sich sogar Schleiermacher und Hengstenberg eins. Dann machte sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. manches Unrecht gut und stellte sich etwas spät an die Spitze der nationalen Bewegung. Aber er war kein Führer, ebensowenig wie die anderen Romantiker. Sie hatten sich von jüngeren „Politikern" beiseitedrängen lassen, die nun kämpferischer gegen die Souveränität der Fürsten und für ein einheitliches Deutsches Reich, aber im Zeichen des westeuropäischen Liberalismus und Parlamentarismus auftraten.

Lagarde hat die „Liberalen" nie geliebt. Schon deshalb nicht, weil sie von Allerweltstheorien statt von der Wirklichkeit des Deutschtums ausgingen und ihnen daher die religiöse Wärme, Tiefe und Begeisterung abging. Als die inneren Gegensätze in Preußen zur Berliner Revolution von 1848 führten, wandte er sich, diesmal im Einklang mit seinem Vater, widerwillig von der entfesselten Masse ab. Er ergriff die schwarz-weiße Fahne des Königtums. Doch als bald darauf die, auch echtes nationales Leben mit verlogenen Maßnahmen zurückdrängende,

Reaktionspolitik wieder einsetzte, sah er ein, daß jetzt sein Augenblick gekommen war. Oberhalb der Parteien und tiefer blickend als sie alle, begann er, auf sich gestellt, seine Vorschläge einer Neugestaltung Deutschlands zu entwerfen, die die Entfaltung der von Gott herkommenden Nation zum Ziel hatten und daher einerseits konservativer, andererseits umstürzlerischer waren als alles, was die Zeit sonst an politischen Programmen bot.

Damals stand Lagarde im frohen Aufschwung seiner Kräfte. Der Tod seines Vaters hatte ihn von einem Druck erlöst. Er schien auf dem besten Wege, ein angesehener Gelehrter zu werden. Seit seinem neunzehnten Jahre hatte er Beiträge zur indogermanisch-semitischen Sprachwissenschaft veröffentlicht. Die Umrisse eines Lebenswerks stiegen vor ihm auf, eine Ausgabe des Neuen Testaments, und später, als diese nicht durchführbar war, die der griechischen Übersetzung des Alten, der sogenannten Septuaginta, von der aus man Rückschlüsse auf den hebräischen Urtext ziehen konnte, eine Aufgabe freilich, die selbst seine Arbeitskraft überstieg. Auf dem Orientalistenkongreß zu Göttingen wurde er von den älteren Fachgenossen anerkennend begrüßt, wenn auch manche ihm sein Draufgängertum verübelten. Ihm war der „Gestank der Zunft" schon damals peinlich. Mit Hilfe eines Berliner Stipendiums habilitierte er sich in Halle. Zu einer Professur kam es nicht, dafür erhielt er die Mittel zu einer Studienreise nach London und Paris. Er schrieb in den Bibliotheken zahlreiche griechische, koptische, syrische und arabische Handschriften ab. Exakt und genial zugleich war er voll weitgreifender Pläne. Er wollte eine Geschichte des Untergangs der Alten Welt schreiben. Damals wie zu seiner Zeit lebten die Menschen in einem Herbst. Eine Sintflut gleich dem Islam schien bevorzustehen. Also, meint er, müssen wir die Gesetze des Vergehens studieren und den Keim frischen Lebens schon sehen, wenn er noch unter der Erde schwillt. Das Christentum verfiel, aber die neue „Religion des Geistes" war im Werden.

In England — wo er beim Gesandten Bunsen lebte und durch ihn Eingang fand in die vornehme Welt, in der er auch als kleiner Gelehrter sich mit anständiger Sicherheit bewegte — erlebte er die Wirklichkeit einer Gesellschaft, die in ihrer gewachsenen, gelockerten und doch adeligen Art ihm vorbildlich erschien. Dort schrieb er seinen ältesten erhaltenen Traktat „Konservativ?", dem im gleichen Jahre (1853) ein zweiter „Über die gegenwärtigen Aufgaben der deutschen Politik" folgte. Ihn hat er, zurückgekehrt, auch in Halle in einer Versammlung vorgetragen. Wie es scheint, wollte er Abgeordneter werden.

Immer wieder wurde sein Fortgang durch Rückschläge gehemmt. Für eine Kraft wie ihn war kein Lehrstuhl frei. Zunftmeister wie Brugsch und A. Weber ließen ihn nicht aufkommen, und die Regierung stützte sich wie immer auf das Urteil der „Sachverständigen". Er galt als „schwarzes Schaf" und mußte, mittellos, Frühjahr 1854 in den Schuldienst der Stadt Berlin treten. Gleichzeitig verheiratete er sich mit Anna Berger, der Tochter eines früheren Offiziers, die ihm

eine treue und hilfreiche Lebensgefährtin wurde. Gleich seinem verehrten Jean Paul und wie alle schöpferischen Menschen war Lagarde ein ausgezeichneter Lehrer, ein wahrer Kinderfreund. Im Kinde fand er sich selber wieder. Auch war es ihm wertvoll, unser Schulwesen aus eigener Anschauung kennenzulernen, freilich nur, um nachher desto gründlicher darüber abzuurteilen. Wenn ihm als „Gentleman" anfangs die Wirksamkeit neben „Perücken und Unteroffizieren" sauer genug wurde, so hat er dann auch unter den Kollegen Freunde gefunden. Das alles war es nicht. Aber er ertrug es auf die Dauer schwer, vor überfüllten mittleren Klassen über Dinge zu sprechen, die ihm ferner lagen. Das Lehramt auf der Oberstufe eines Gymnasiums wurde ihm verweigert. Der Referent im Ministerium Ludwig Wiese hielt nichts von ihm. Nebenstunden raubten ihm noch mehr von seiner kostbaren Zeit, deren karger Rest der Fortsetzung seiner gelehrten Arbeiten gewidmet war. In den zwölf Jahren seines Lehrerdienstes hat er zwei Programme und sechzehn Bücher herausgebracht, zum großen Teil auf eigene Kosten. Einmal half ihm ein Maurerpolier Knak aus. Dann sah er, daß es auf diesem Wege nicht weiterging. Er wandte sich unmittelbar an den König selbst und erhielt einen dreijährigen Urlaub bewilligt. Die Zeit begann sich zu wenden. 1869 wurde er als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen nach Göttingen berufen. Hier hat er bis zu seinem vorzeitigen Tode, am 22. Dezember 1891, gewirkt. Sein Grab — das er sich einst auf hohen Bergen gewünscht hatte — trägt die Inschrift: Via crucis est via salutis.

In derselben Zeit, in der Nietzsche seine „Unzeitgemäßen Betrachtungen" anfing, nahm Lagarde die lange unterbrochene Reihe seiner „theologisch-politischen Traktate" wieder auf (1872). Er begann mit der Schrift „Über das Verhältnis des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion." Sie wurde wie die weiteren Schriften Lagardes in der Öffentlichkeit meist mit Stillschweigen übergangen. Nur wenige horchten auf. Unter ihnen war Friedrich Nietzsche, der am 31. Januar 1873 an Rohde schrieb: „Eine kleine höchst auffallende Schrift, die funfzig Dinge falsch, aber funfzig Dinge wahr und richtig sagt, also eine sehr gute Schrift; versäume nicht, sie zu lesen." Lagarde knüpfte hier an frühere Gedanken an. Die Zeit zu reden war gekommen, die Tage des Liberalismus neigten sich ihrem baldigen Ende zu.

Wohl hat Lagarde die Siege unseres Heeres in den Jahren 1864 bis 1871 und den Aufbau des Bismarckschen Reiches mit Freude begrüßt. Aber Bismarck hatte ihm zu viel mit äußeren Machtmitteln gearbeitet und tat es noch. Der Staat als Selbstzweck, als Widergott, saß fester im Sattel denn je. Grundsätzlich waren damit die Liberalen noch einverstandener als die Konservativen. Die Selbstherrlichkeit des Beamtentums war gestiegen. Der „Untertan" überließ ihnen die Sorge für die öffentlichen Dinge oder betätigte sich allenfalls im Rahmen der Parteien, von denen die Liberalen im Bunde mit Bismarck das Reich gegründet hatten und seit 1867 die Führung besaßen. Freilich um sie nicht lange zu behalten.

Seit 1878 sank ihr Einfluß unaufhaltsam. Schöpferische Menschen waren unter ihnen kaum vorhanden, eigentlich waren sie „langweilig". Das Bürgertum hat in dieser seiner Schicksalsstunde versagt. Es brachte einen neuen Typ herauf, der vorwiegend auf Pflege ererbter Bildung, wirtschaftlichen Reichtum, Titel und Orden bedacht war. In Lagardes Jugend war es anders, besser gewesen. Als ungeschliffener, aber eigenwüchsiger Mensch hatte der Deutsche in aller Welt Freunde gehabt, statt wie jetzt beargwöhnt und bespöttelt zu werden. An die Stelle des Schwärmers war der Streber und Spießer getreten. Materialismus als Lebenshaltung und Weltanschauung verdrängte unsere alte Idealität. So sah Lagarde die Zeit nach 1871, und gute Beobachter wie Raabe und Fontane haben dies Urteil bestätigt. Keine Periode war den übernatürlichen Ursprüngen des Lebens ferner als diese. Darum hat Nietzsche ihr widersprochen. Der Krieg von 1870 war kein Kreuzzug gewesen im Sinne von Anno dreizehn; er hatte, wie später auch Stefan George fand, kein Wunder einer nationalen Wiedergeburt bewirkt. Was ihm folgte, war die „Gründerzeit". Ein Gefühl der Unzufriedenheit und Unsicherheit durchzog die weitesten Kreise, das ferne Wittern einer Weltkatastrophe. Die Reichsgründung war „ein End' und ein Beginn", und darum rief sie den Wächter auf die Zinne.

Lagarde wollte den schöpferischen Deutschen wecken. Wir brauchten ihn um so dringender, als dies Reich nur ein „Provisorium" und seine äußere Existenz keineswegs gesichert war. Im trügerischen Gefühl, hinter seinen Festungen und Armeekorps für immer geborgen zu sein, glaubten die Deutschen in verantwortungsloser Schwelgerei oder bestenfalls in der Übung spezialisierter Wissenschaft und schulmäßiger Künste weiterleben zu können. Der Sieg im Felde schien auch die Überlegenheit unserer Schulmeister und Schriftsteller bewiesen zu haben. In seiner wachen Sorge um das Reich begegnete sich Lagarde mit Bismarck und dessen vorsichtiger Außenpolitik. Er sah freilich in der Loslösung Deutschlands von Österreich, mit dem es bis dahin immer verbunden gewesen war, den schwersten politischen Fehler des Jahrhunderts. Im Gegensatz zu den meisten liberalen Historikern und Politikern war Lagarde „großdeutsch" gesinnt. Die Kaiser des Mittelalters hatten das Richtige erkannt. Sie hatten den Kern der deutschen Nation mit einem Kranz schirmender Marken umgeben. Fürsten, Bürger, Bauern waren ihnen in diesem Bemühen gefolgt. Damals hatten Lothringen und Burgund, die Alpen- und Donauländer bis zur Lombardei, Weichselgebiet und Baltikum, die Ost- und Nordsee mit Schleswig und Niederland unter deutscher Herrschaft oder deutschem Einfluß gestanden. Jetzt waren wir zusammengepreßt unter dem Druck der französischen und russischen Großmacht. Italien war mit preußischer Hilfe frei geworden. Im Donauraum erhoben Tschechen und Magyaren unter dem Schutz der Habsburger sich gegen unsere Brüder. Die Nation in diesem weiten Sinne zu schirmen und zu verteidigen, lag Bismarck fern. Er empfand mehr staatlich als national.

Wenn wir als freie Nation leben wollten, mußten wir den mitteleuropäischen Raum auf irgendeine Weise durchdringen. Das ist auch das Ziel der wilhelmischen Orientpolitik gewesen. Schon Lagarde hatte Hoffnungen auf die deutschen Dynastien in Rumänien und Bulgarien gesetzt. Er hat immer wieder gemahnt, im Osten zu kolonisieren, das Donau- und Weichselland einzudeutschen, wie Welfen und Askanier, Maria Theresia und Friedrich der Große gezeigt hatten. Dabei sollten wir die slawisch-magyarischen Bewohner nicht etwa austilgen, sondern unser Blut mit ihnen mischen. Unser weiches Wesen brauchte die Legierung durch härteres Metall. Waren doch ohnehin die Alemannen und Bayern mit keltisch-römischem Volkstum durchsetzt! Viele Tausende von Volksgenossen würden durch diese Besiedlung des Ostens der seelenmordenden Arbeit in Fabriken und Büros entzogen werden und als Herren eigener Scholle wieder aufatmen in Gottes Luft. Deutschland erhielt so erst sichere Grenzen, es konnte sich selbst ernähren und brauchte nicht Brotkorn, Vieh, Rohstoffe einzuführen, es konnte nie ausgehungert werden. Auch die Gründung der überseeischen Kolonien Deutschlands in den achtziger Jahren hat Lagarde begrüßt, weil sie Siedlungsland abgeben konnten.

Wir sollten in den weiten Gefilden Mitteleuropas, erlöst von der Unrast unserer Städte, in einem gleichschwebenden, nicht mehr von Presselärm und anderen Sensationen gestörten Dasein zu neuen Menschen werden. Das Bild eines Lebens steigt auf, wie es Rilke gezeichnet hat mit den Worten:

Alles wird wieder groß sein und gewaltig,
die Lande einfach und die Wasser faltig,
die Bäume riesig und sehr klein die Mauern;
und in den Tälern stark und vielgestaltig
ein Volk von Hirten und von Ackerbauern.

Mit diesem Reich der Zukunft erhielt die deutsche Seele ihren Leib. Der Druck der Überfremdung wurde in jedem Sinne von uns genommen. Seit tausend Jahren waren wir nicht zur rechten Entfaltung unseres Selbst gelangt, weder als einzelne noch als Nation. Immer hatte sich, wie Lagarde zeigt, fremder Stoff an uns herangedrängt.

Vom griechischen Altertum hatten wir den Gedanken einer Vergottung des großen Menschen übernommen. Von den Römern waren die „Anstalten" des Staates und der Kirche zu uns gelangt, die den Anspruch erhoben, selbst Götter zu sein. Neben sie war als neuer Götze die „Wirtschaft" getreten, die von sich sagte, sie sei das Schicksal. Sie erforderte und erzog den genormten Menschen, wie ihn heute Amerika und Sowjetrußland zur Anschauung bringen. Auch der Zwang der „allgemeinen Bildung" — wie sie auf höheren und hohen Schulen gelehrt wurde — verlangte, außer dem selbstverständlich notwendigen Fachwissen zum Beispiel eines Arztes, daß jeder gewisse Dinge gelernt und bereit

habe, wie Griechisch, Latein oder Französisch, wie Kunstgeschichte, Philosophie, Naturkunde und anderes, deren Summe den „humanen", überall gleichartigen Menschen ergab. Von diesem gleichfalls normenden Bildungsschema hatten weder die alten Griechen noch die Germanen etwas gewußt. Als Erzeugnis der Spätantike hatte es das Mittelalter, dann in gewandelter Form die Renaissance beherrscht und war in seiner nunmehrigen Gestalt von den Humanisten wie Melanchthon und später Humboldt bei uns eingeführt worden. Zeitweise war fast unser ganzes Leben lateinisch oder ausländisch maskiert gewesen. Unser altes Deutsches Reich hieß bis 1806 das „Römische", und das Recht, das im Corpus iuris niedergelegt war, galt als das „gemeine" Recht der Deutschen, die sich darin gefielen, ihre Behörden Konsuln, Senate, Magistrate zu nennen. Friedrich der Große hatte Französisch, aber nicht Deutsch gekonnt. „Feine Kreise" lasen noch um 1870 eher französische als deutsche Literatur. Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts wurde es zeitgemäß, in Sprache und Lebenshaltung die Engländer und Amerikaner nachzuahmen. Allzu weich, schweifend, „faustisch" waren wir dem Zugriff dieser gehärteten, scharf umrissenen Menschen und Mächte der Zivilisation immer wieder erlegen. Zu ihnen gehörte das weltgewandte, diesseitsgläubige, dogmatisch und dialektisch geformte Judentum, das Lagarde als wesensfremd insbesondere wegen seines „Gemüts" abgelehnt hat. Er trat für die Abwanderung der Juden nach Palästina ein, wo sie gleich den Deutschen als Bauern, Handwerker, Soldaten erst einmal anfangen sollten, eine Nation zu bilden.

Durch alle diese Einflüsse seit Jahrhunderten unserm Selbst entfremdet, fühlten wir uns meistens nicht wohl und sicher in unserer Haut, waren wir bald anmaßend, bald zaghaft, boten wir oft keinen erfreulichen Anblick. Deshalb mußten wir heraus aus dieser antikisch-romanisch-semitischen Fremdwelt der Götzen des Staates, der Kirche, der Wirtschaft und Bildung. Sie machten uns nicht satt, weil unsere Seele gleich der der alten Völker nicht verlernt hatte, dem wahren Gott in innerem Erleben und Erlauschen zu dienen. Darin waren wir dem Ursprung des Menschen näher als die übrigen. Wir hatten die goldenen Zeiten noch nicht vergessen, da wir Menschen auf Erden an den Tischen der Götter gesessen hatten. Viele Sagen deuteten auf einen solchen „paradiesischen" Urzustand hin. Auch wir waren dann mit den anderen aufgebrochen, um das Menschenreich der Kultur zu erbauen. Aber jede völlige Hingabe daran, jede Loslösung des irdischen Daseins vom Goldgrund erschien uns als „Sünde". Für die Verehrung von Heroen oder Halbgöttern wie Napoleon, die nur Seelen zerschlagen hatten und deren Menschlichkeit oft unerbaulich war, ist Lagarde nie zu haben gewesen. Der natürliche Mensch und ebenso das natürliche Volk waren für ihn ein Tier, im besten Falle ein schönes Tier, und der Sünde verfallen.

Wir mußten endlich einmal zu uns selbst kommen, eintauchen in das Innere unseres seelischen Lebens und, wenn auch nicht wahllos, heraufsteigen lassen,

was dort verschüttet und verdrängt lag. Wir ahnten nicht, wieviel verborgene Kraft ungenutzt in uns ruhte. In der schweren Krise der Nachkriegszeit, da es schien, als seien wir endgültig dem westlichen oder östlichen Vernunftdienst ausgeliefert, hat sich die Nation entschlossen, ihren eigenen Weg zu gehen. Darin ist sie dieser Mahnung Lagardes gefolgt, dessen Lehren nach dem Zerfall von Reich, Bildung, Wirtschaft immer empfänglichere Ohren bei der Jugend in den zwanziger Jahren gefunden haben und der heute unser getreuer Eckart ist, warnend vor erneuter Erstarrung des Deutschen in den Zwängen der übersteigerten „Organisation".

Zu uns selbst kamen wir nicht nur durch Abtragung des fremden Stoffes, der sich über uns gelagert hatte, sondern vor allem durch neuen Aufbau. Lagarde wünschte, daß die Bauern und Handwerker seines Reichs in den natürlichen Gliederungen der Gesellschaft leben sollten, wie sie dem Mittelalter sein Gepräge gegeben hatten. Die Familie, die Sippe, das Geschlecht sollten als Urzellen der Gemeinschaft zu neuem Leben erwachen, ein sich erneuernder Ring edler, bewährter Geschlechter führen. Wir sind heute auf dem Wege, solche Gedanken zu verwirklichen. Der Stand, die Zunft im guten Sinne, wie wir sie jetzt wieder schätzen, als schützender und erziehender Kreis um den einzelnen, der Gau, die Stadt sollten jedem Rechte und Pflichten der sachgemäßen Mitarbeit am Ganzen übertragen, wie das schon die — nur teilweise verwirklichte — Absicht des Freiherrn vom Stein gewesen war. Aus den berufenen Leitern der kleinen landschaftlichen und gesellschaftlichen Kreise sollten sich die Reichsstände zusammensetzen und das Ganze gekrönt werden durch das Führertum eines wahrhaften Königs, der wie ein „Vater, Arzt, Seelsorger, Meister" der Nation „vorleben", durch sein bloßes Dasein aufrichtend wirken sollte.

Überhaupt möglichst viele Persönlichkeiten, möglichst viele Meister! Nur an ihnen lernte, nur durch sie wurde man was. Die Jungen sollten von Meistern auf ländlichen „Fachschulen" in dem unterwiesen werden, was sie in ihrer künftigen Welt brauchten, sollten durch Anschauung, Erfahrung und Übung ihre Umwelt kennenlernen, der spätere Staatsmann ebenso wie der Bauer die seine. Das ergab vielleicht einseitige, aber an der Wirklichkeit geschulte, echte, ehrliche Menschen, deren „Sachlichkeit" sich wohl zu tieferer Schau oder reinerer Form wie im alten Handwerk erheben konnte. Vollends die Frau, meinte Lagarde, lernt etwas Rechtes nur vom Manne, vom Vater, Lehrer oder Freund.

Die Norm, an der diese Persönlichkeiten und damit die Nation sich bilden sollten, war das reine, nicht das lutherische Evangelium, war die Stimme Jesu selbst als die eines religiösen Genius — dessen irdische Herkunft uns nichts anging —, vermehrt um die Stimmen aller wahren Bekenner Gottes, chinesischen, indischen, iranischen, semitischen, hellenischen und nordischen Geblütes. Lagarde hat sich selber mit Stolz einen „Heiden" genannt. Nur wenn und weil bei uns im Volk eine ferne Erinnerung lebendig war an Wodan und Frau Holle, weil

wir Feste des Jahres feierten und Lieder sangen an Sonne, Mond und Sterne, waren wir für den religiösen Gehalt des Evangeliums empfänglich, das sich an alle Menschen wandte. Wir sollten nicht, wie die Orthodoxen wollten, die Kreuzigung Christi, des Gottessohnes, als ein geschichtliches Ereignis, das sich vor zweitausend Jahren in einem fernen Lande abgespielt hatte, für wahr halten, sondern uns vom überzeitlichen Gehalt der Worte Jesu entzünden und wandeln lassen, so daß sie sich unserer nationalen Sonderart einimpften und wir zu einer „deutschen Gestalt" des Evangeliums gelangten. In diesem Sinne waren Meister Eckhard, Jakob Böhme, Angelus Silesius, Novalis, Schleiermacher deutsche Bekenner Jesu gewesen. Ebenso haben Winckelmann, Goethe, Hölderlin, Nietzsche das Griechentum eingedeutscht, „romantisiert" und in dieser Form ist es unser eigen geworden. Auch diese höchsten Gedanken Lagardes bewegen mannigfach unsere Zeit.

Wie der einzelne wurde so auch die Nation im unmittelbaren Anhauch des Göttlichen „wiedergeboren". Erst erweckte der Geist einige, und diese dienten den Brüdern. Deshalb gewann der Gott nur in der Gemeinschaft eines Reiches Gestalt. Aus dem Naturzustand der Sünde erhob sich die Nation in den der „Gnade", wenn sie immer mehr bestrebt war, das Gute in sich, das Gottesbild ihrer einmaligen Persönlichkeit herauszuarbeiten. Von ihr flog der Funke über und entzündete die Nachbarvölker, so daß eine Nation von der anderen lernte und ihre Gegensätze sich allmählich ausglichen in der gottgewollten Harmonie alles persönlichen und nationalen Lebens und die Menschheit schließlich wieder als eine Familie an der Tafel der Himmlischen saß.

Das Bleibende und Große der geschichtlichen Wirkung Lagardes liegt darin begründet, daß er ein Realist war. Er war Schüler und Genosse der Grimm, Uhland, Ranke und anderer, die vom ersten Ahnen der Umrisse vergangenen Lebens zu seiner tieferen urkundlichen Erfassung, zur wahren Einwanderung in die Vorzeit übergingen. Als Realist war er ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, im ersten Jahrzehnt seines Lebens begann unsere Dichtung sich der Wirklichkeit zu nähern. Was er über das gleichbleibende Gesetz unserer mitteleuropäischen Lage gesagt hat, was er dem Leben und der Dichtung an Wesenszügen des deutschen Menschen in alter und neuer Zeit abgelauscht hat, alles das wird immer gelten. Seine Wirklichkeit, zu der er von der Romantik herkam, war freilich nicht die des Sinnen- und Vernunftmenschen, sie war transparent, durchleuchtet vom jenseitigen Schein. Er ging tiefer ins Wirkliche hinein als die anderen, und darum stieß er dort auf die Realität Gottes. Für diese seine Enthüllungen des Kerns der Welt hat erst die Nachkriegszeit Verständnis gewonnen. Wir sind durch ihn erbaut und aufgebaut, wir danken ihm und denen, die er geweckt hat, unsere Vita nuova. „Nehmt diese Menschen aus der Welt, so ist alles dunkel in ihr!"

Friedrich Nietzsche

1844—1900

Von

Hans Freyer

Das Leben eines Philosophen schildern ist etwas anderes als seine Philosophie darlegen. Trotzdem wird die Philosophie den hauptsächlichen Inhalt einer solchen Lebensbeschreibung zu bilden haben — vorausgesetzt, daß es sich um einen wirklichen Philosophen handelt. Denn das Leben eines wirklichen Philosophen geht in seine Philosophie völlig ein. Im äußersten Falle geht es sogar in ihr auf, und dieser äußerste Fall ist bei Nietzsche erreicht. „Ich habe meine Schriften jederzeit mit meinem ganzen Leib und Leben geschrieben; ich weiß nicht, was rein geistige Probleme sind." Eine Philosophie, die derart mit Leib und Leben geschrieben ist, darf, ja sie muß auch biographisch betrachtet werden, abgesehen davon, daß sie außerdem als Philosophie, als Gedankengefüge und, falls sie es ist, als System betrachtet werden muß. Die biographische Sicht bedeutet dann etwas grundsätzlich anderes, als daß die Philosophie oder einzelne ihrer Thesen aus subjektiven Erlebnissen des Philosophen hergeleitet, auf menschliche Eigenschaften seines Wesens zurückgeführt, aus dem Gang seines Lebens erklärt würden. Sie bedeutet viel eher das Gegenteil: daß nämlich die Erlebnisse, Erfahrungen, Freundschaften und Trennungen, die Zufälle und Schicksale, ja selbst die Krankheiten und Genesungen dieses Lebens als die Mittel erkannt werden, mit deren Hilfe die Philosophie aufgebaut wurde, als die geheimnisvollen Wege, auf denen sie gesucht und gefunden wurde, oder als die Mächte, denen sie abgerungen worden ist. Die Frage „wie man wird, was man ist" bedeutet dann: wie man Philosoph wird — Philosoph in dem neuen, verwegenen und verhängnishaften Sinne des Worts, in dem Nietzsche es wurde, Philosoph als Befehlender und Werteschaffender. Und sachlich gewendet bedeutet sie: wie diese Philosophie wurde — die Philosophie des Willens zur Macht.

Wie man wird, was man ist — diese jasagende Formel, die Nietzsche zum Thema seines „Ecce homo" gemacht hat, enthält in sich zugleich die Antwort auf die Frage nach den Wandlungen seines philosophischen Systems. Es gibt in der Geschichte der Philosophie zweifellos Denker, die im Laufe ihres Lebens mehrmals neu angesetzt, mehrmals neu gebaut, sogar mehrmals neu vollendet haben. Die Philosophie selbst entwickelte sich gleichsam in ihrem Geist, wie ein eigenes Wesen. Sie wandelte sich von einem ersten zu einem zweiten, zu einem dritten System, oder sie wurde umgebrochen und wuchs aus zweiter Wurzel noch einmal. Nietzsches Fall ist das keineswegs, so sehr gerade er der Wandlungsreiche zu sein scheint und tatsächlich ist.

Wohl hat die Nietzschedeutung bis vor kurzem das Schema eines Denkers, der mehrere Philosophien durchläuft, auch auf Nietzsche angewandt. Anders schien es kaum möglich, der Vielfältigkeit seiner Gedankenwelt und der Widersprüche in ihr Herr zu werden. Auf den romantischen Philosophen, der sich im wesentlichen in Schopenhauerschen Ideen bewegt, folgte der Positivist, dann wohl der Skeptiker, schließlich der selbstbauende Metaphysiker — alle diese Begriffe als Kennzeichnungen grundsätzlicher philosophischer Standpunkte verstanden, die Nietzsche eingenommen und dann wieder überwunden haben soll. Daß jede dieser „Perioden" ihre eigenen Fragestellungen und Themenkreise, auch ihren eigenen Denkstil und ihre eigene Sprache, schließlich ihre eigenen Fronten, Gegner und Bundesgenossenschaften mit sich brachte, verstand sich am Ende von selbst. Als das Wesentliche aber galt der Wechsel der philosophischen Standpunkte, der die Zurechnung jedes Werkes, sogar jedes charakteristischen Gedankens zu einer der Perioden ermöglichte.

Diese Deutung ist heute nicht mehr haltbar. Schon Nietzsches Nachlaß beweist unwiderleglich die Einheit des philosophischen Willens, der in diesem Geist lebt. Von den unveröffentlichten Griechenschriften der ersten Basler Jahre gehen stetige Linien bis zum „Willen zur Macht". Die entscheidenden Begriffe und Gedanken der endgültigen Philosophie sind längst fertig und werden einsam weitergehegt, während Nietzsche noch die Maske des freien Geistes trägt. Langsam wächst der „zusammenhängende Bau von Gedanken", jener „Hauptbau" zur „Vorhalle" des „Zarathustra", von dem Nietzsche in seinen Briefen an die Schwester und an die Freunde spricht. Diese Philosophie aber wird in den veröffentlichten Schriften nicht verkündet, sie schimmert in ihnen nur durch, und höchstens wird sie angekündigt: selbst im „Zarathustra" geschieht nicht mehr als dies. Gleichsam als sollte diese Philosophie, fremd und einsam, wie sich's gebührt, nur in einem einzigen Geiste gewußt, dem Jahrhundert entgegengestellt werden, das in ihr zugleich begriffen und vernichtet, zugleich beendet und überwunden wurde — und nicht nur dem Jahrhundert: denn was da umgewertet wird, sind nicht die Werte des neunzehnten Jahrhunderts, sondern die Werte von Jahrtausenden.

Alles das geht bereits aus den Dokumenten des Nachlasses hervor. Aber es bedürfte des dokumentarischen Nachweises gar nicht, um die Einheit der Nietzscheschen Philosophie zu erhellen. Sie ergibt sich vielmehr, ohne alle Zwischenschaltungen, aus den Werken selbst, trotz ihres Masken- und Tonwechsels, ja gerade aus diesem — sobald man nämlich den philosophischen Willen, der in ihnen lebt, in Betracht zieht, sobald man also die Philosophie nicht als theoretische Angelegenheit, sondern als Tat, als Sendung, als Schicksal begreift. Das aber ist sowohl Nietzsches Überzeugung wie seiner Leistung allein gemäß. Und hier entspringt auch das Recht und die innere Notwendigkeit, gerade seine Philosophie biographisch, das heißt als sich wandelndes, sich erfüllendes, im Siege scheiterndes und im Scheitern siegendes Menschenleben zu sehen.

Nietzsche hat sehr klar um die höhere Vernunft und Vorsicht unserer zukünftigen Aufgabe gewußt, um jene „ferne einstige Bestimmung", die über uns verfügt, während alles zufällig zu sein scheint. Sie sei es, sagt er, die die Auswahl der Ereignisse, das Zugreifen und plötzliche Begehren, das Wegstoßen des Angenehmsten, sogar des Verehrtesten bewirke. Im „Ecce homo" wird dieser Gedanke maßlos übersteigert; auch das Banale wird da existenziell genommen, angesichts der Aufgabe, eine zweitausendjährige Dekadenz auf Sieg umzumünzen. Aber den geheimen Plan spürt Nietzsche mit Recht in sich, in seinem Leben und in den Wandlungen seines Denkens. Und der Einheit seines philosophischen Willens ist er sich mit Recht bewußt.

Die Philosophie war lange, nämlich von Sokrates bis auf Schopenhauer, die Domäne und das Privileg des zuschauenden, des theoretischen Geistes. Aber ihrer Bestimmung nach ist sie das keineswegs. Sie soll vielmehr Welt gestalten, Menschen erziehen, Völker regieren, Staaten begründen, wie sie bei Pythagoras, Heraklit, Empedokles tat, deren Philosophie eine Philosophie von Staatsmännern war.

Wenn nun das Zeitalter aus den Fugen ist und seinen Zusammenbruch nur noch durch Selbstbetrug notdürftig verhüllt, wenn der Gott, auf den sich alles bezieht, in Wahrheit tot ist, dann wird diese Bestimmung der Philosophie zu einer unendlich schweren und furchtbaren Aufgabe. Sie heißt dann: unbedingter Kampf gegen die Zeit, nicht nur gegen das, was offensichtlich falsch und faul an ihr ist, sondern auch gegen ihre Wurzeln und Heiligtümer und gerade gegen diese — Umsturz nicht nur dessen, was schon fällt, sondern gerade dessen, was noch steht und Halt gibt — Absage an alles Zeitgemäße und Zeitgültige bis zur völligen Einsamkeit — Wegstoßen sogar des Verehrtesten. Diese Aufgabe der Philosophie hat Nietzsche von Anfang an geahnt, dann mit steigender Klarheit begriffen; unter sie hat er sich gestellt, und an ihr ist er zerbrochen. Daß er sie begreift, daß er sich unter sie stellt und an ihr zerbricht, ist sein Leben. Eben darum ist in Nietzsches Fall die Philosophie durchaus Schicksal und das Leben durchaus Philosophie.

Alle Werke Nietzsches sind Kampfschriften, oder sie sind Weck- und Sammelrufe, jedenfalls wollen sie alle etwas, und meistens wollen sie angreifen, treffen, vernichten, erledigen. Nietzsche ist ein Angreifer von Natur und Instinkt: dazu gehört, daß man nicht nur gegen den Feind, sondern auch gegen sich selbst und das Seine rücksichtslos und unerbittlich ist. Schon daraus erklärt sich, daß der philosophische Inhalt der Werke nicht widerspruchslos zu einem System zusammengeht, wie es sein müßte, wenn es sich um theoretische Schriften handelte. Nicht nur der Stil, der Ton, das Tempo, sondern auch die Lehre selbst wechselt. Erst im Angriff formieren sich die Thesen, die Werturteile, die Bejahungen und Verneinungen, denn sie sind nicht „Wahrheiten", sondern Stoß, Strahl und Waffe. Daher die Buntfarbigkeit und scheinbare Treulosigkeit des Nietzscheschen Denkens, daher seine schwer zu durchdringende Vordergründigkeit. Vordergrund heißt beim Kämpfer Front, und eine Front soll undurchdringlich sein.

Dieser Kampfwille ist es, der Nietzsches Werken ihre Einheit gibt. Nicht ein immanenter Fortschritt des philosophischen Gedankens, sondern die Logik des immer radikaler werdenden Kampfes gegen die Zeit erklärt den Wechsel der „Standpunkte", die also in Wahrheit nicht philosophische Standpunkte sind, sondern Stellungen, Operationsbasen, zum Teil Tarnungen. Nietzsche beginnt mit dem Kampf gegen einzelne Exponenten und Symptome des Zeitgeistes von 1870: gegen den Bildungsbegriff des deutschen Bürgertums, gegen die verlogenen Synthesen von Christentum und Antike, gegen den Fortschrittsglauben, gegen den Historismus. In dem Maße, wie er den Gegner größer und totaler sehen lernt, wird auch die Front breiter und der Angriff wuchtiger. Die Figur des Freigeistes wird erfunden, als Gegenbild gegen alle geistigen Mächte der alten gebundenen Welt. Schon im „Menschlichen, Allzumenschlichen" werden ganz andere Dinge auf Eis gelegt und zum Erfrieren gebracht als der Bildungsphilister. Aber die Radikalisierung des Kampfes geht weiter. Das neunzehnte Jahrhundert wird zum Endglied einer mehrtausendjährigen Epoche, deren Ursprung das geschwächte, romanisierte Griechentum, deren Substanz das Christentum war, und über die mit der historischen Feststellung, daß Gott tot ist, das endgültige Urteil gesprochen ist. Nun ist tatsächlich „alles Schwergewicht aus den Dingen weg". Der Rest heißt europäischer Nihilismus. Wer jetzt noch glaubt oder Trost predigt oder Heilswahrheiten verkündet, sei es durch idealistische Philosophie, sei es durch romantische Musik, sei es durch christliche Politik, ist feige oder ein Betrüger. Nur aus dem Willen kann das große neue Ja kommen, das die Zukunft eröffnet, aber erst wenn das große Nein aus ihm gekommen ist, das das christliche Weltalter beendet.

Indem Nietzsches Kampf diese weltgeschichtliche Dimension annimmt, wird die aktive und heroische Aufgabe der Philosophie, die seit Heraklit nicht mehr erfüllt worden ist, in ihm gleichsam wiedergeboren. Wer vermag, wenn der Mythus stirbt, die Welt neu zu ordnen? Wer vermag die Werte, wenn sie gestürzt oder sturzreif sind, umzuwerten und neu aufzurichten? Die Vorsokratiker lehren es: der Philosoph. Nietzsche beginnt seinen Kampf gegen die Zeit als Schriftsteller, aber er wird zum Philosophen, indem sich dieser Kampf zum Kampf gegen das Weltalter weitet. Philosophie in einem wahrhaft verwegenen, Philosophie zugleich im ursprünglichen und in einem völlig neuen Sinn wird nun Wirklichkeit im „Willen zur Macht". In den gotteslästerlich übersteigerten Sätzen des „Ecce homo" zittert das Bewußtsein der ungeheuren Aufgabe nach, die die Krise des christlichen Abendlandes — „eine Krise, wie es keine auf Erden gab" — der Philosophie gestellt hat. Denn auch seine endgültige Philosophie — man darf sie sein System nennen, obwohl er sie nicht zur systematischen Form vollendet, sondern als Torso hinterlassen hat —, auch sie hat Nietzsche nicht als theoretisches Gedankengebilde gedacht, sondern als Angriff auf die Zeit. Auch sie will nicht abstrakte Wahrheit sein, sondern Kampf und Sieg, Macht und Wirkung, Überwindung und Rettung in einer konkreten Situation, das heißt in diesem Fall in einem konkreten Zusammenbruch.

Bis in seine erkenntnistheoretischen und werttheoretischen Grundlagen hinein ist Nietzsches endgültiges System vom Tatwillen beseelt und auf die weltgeschichtliche Wirklichkeit der europäischen Krisis bezogen. Werte gelten nicht, sie werden gültig gemacht vom Willen. Die Welt hat keinen Sinn, sie ist sinnlos, unschuldiges, heraklitisches Werden, aber der Starke hält es aus, in einer sinnlosen Welt zu leben, weil er ein Stück von ihr selbst organisiert. Die Wahrheit ist nicht etwas, was da wäre und gefunden oder entdeckt werden könnte, sondern etwas, was geschaffen wird: ein Festmachen, ein aktives Bestimmen. Diese Philosophie des Willens zur Macht ist also selbst Wille zur Macht: Aufgang des Willens im Untergang des Abendlandes. Die Weltsituation, der sie entgegengeworfen wird, ist die der absoluten Heimatlosigkeit. Diese Situation verlangt, daß der Philosoph ein Befehlender und Gesetzgeber sei, daß er das Wohin und Wozu des Menschen neu bestimme. „Wir Heimatlosen von Anbeginn — wir haben gar keine Wahl, wir müssen Eroberer und Entdecker sein: vielleicht, daß wir, was wir selbst entbehren, unseren Nachkommen hinterlassen, daß wir ihnen eine Heimat hinterlassen."

Solange Nietzsche einzelne Gegner sah, solange er in der Zeit selbst Bundesgenossen gegen sie zu haben glaubte, z. B. Schopenhauer und Richard Wagner, hat er den philosophischen Gedanken wie einen Degen geführt. Als er den Zusammenbruch als total, als Nihilismus erkannte, mußte der Gedanke wie eine hohe, einsame Kampfburg im Sturz der Zeit aufgerichtet werden: er wurde systematisch, er wurde Philosophie. Daß Nietzsche in seinem Kampf gegen die Zeit zur Philosophie in diesem zukünftigen, „vorausgeworfenen" Sinne aufsteigt, macht sein Leben aus. Nietzsche hat sein Leben selbst so gedeutet: der Philosoph muß vielleicht Kritiker und Skeptiker und Dogmatiker, auch Dichter, auch freier Geist und beinah alles gewesen sein, um den Umkreis menschlicher Werte und Wertgefühle zu durchlaufen und mit vielerlei Augen und Gewissen in jede Ferne, in jede Höhe blicken zu können. Aber das alles sind nur Vorbedingungen: dann erst ist er zu seiner eigentlichen Aufgabe aufgestiegen: Werte zu schaffen. Nietzsche hat freilich auch gewußt, was es mit solchen Aufstiegen auf sich hat: „Ein großer Mensch wird gestoßen, gedrückt, gedrängt, hinaufgemartert in seine Höhe." Auch sein eigenes Leben ist ein solches Martyrium des Aufsteigens. Außerdem, daß es unter einem Ziel und einer Bestimmung steht, birgt es Umwege und Irrwege, Niederlagen und Zusammenbrüche in sich, und vom Ende her betrachtet ist es nicht nur ein Sieg ohne Preis, sondern ein Kampf ohne Sieg. Es gibt Ziele, die denjenigen, der sie verfolgt, blenden, wenn er nach ihnen greift. Es gibt Aufgaben, denen verpflichtet zu sein von Anfang an ein tragisches Ende bedeutet. Die Nacht, in die Nietzsches Geist versinkt, ist weder ein Beweis gegen seine Philosophie noch gegen sein Leben, aber sie gehört zu beiden als das tragische Ende eines Willens, der Unmögliches begehrt und der den Fluch beinahe sehenden Auges auf sich zieht, den die Götter auf die Hybris gelegt haben.

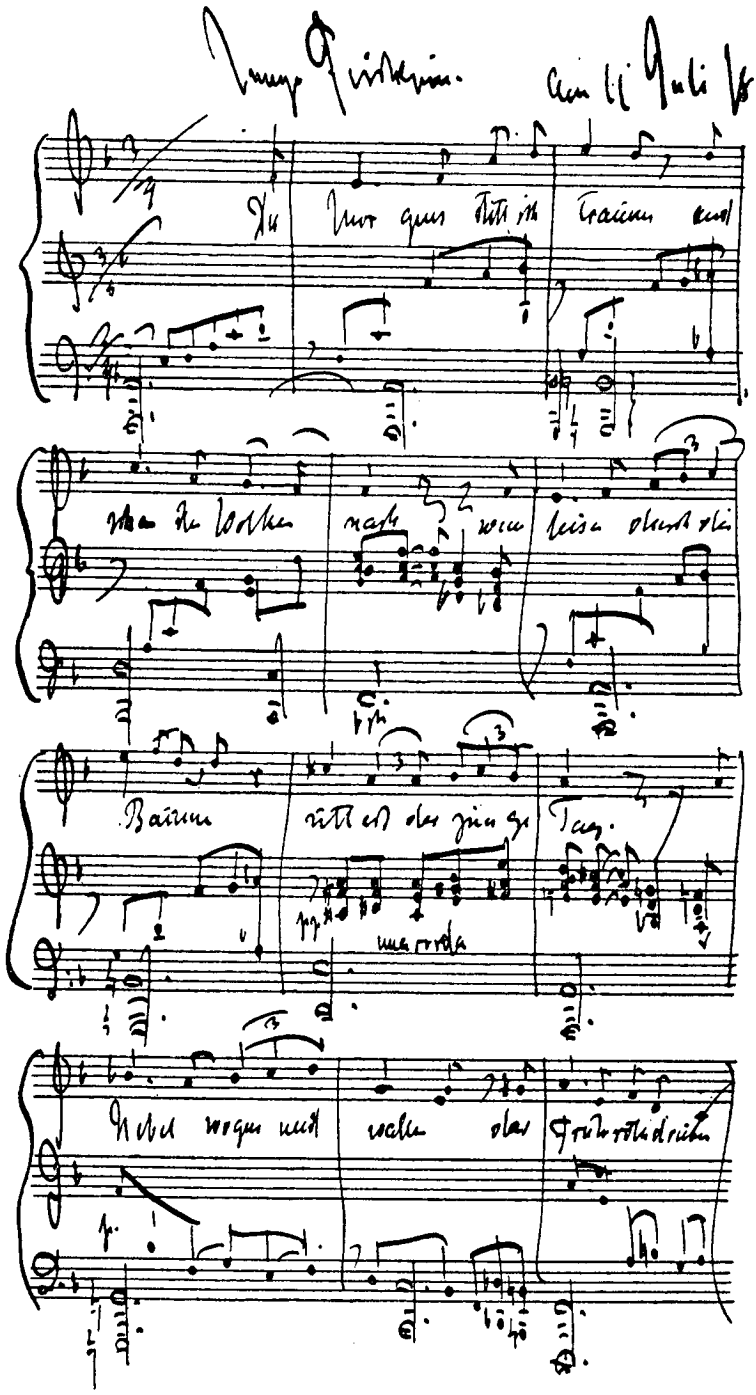
*

Friedrich Wilhelm Nietzsche ist am 15. Oktober 1844 in dem Pfarrhaus des Dorfes Röcken bei Lützen geboren. Seine Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits sind zumeist Pastoren und Gelehrte. Nietzsche, der sich einen Atheisten von Instinkt nennt, hat es sich zur Ehre gerechnet, aus einem Geschlechte zu stammen, das in jedem Sinne Ernst mit seinem Christentum gemacht hat. Die polnischen Edelleute unter seinen Ahnen, von denen Nietzsche mehrmals mit Betonung spricht, sind nicht verbrieft. Worauf es ihm dabei ankommt, ist das Nicht-nur-Deutsche in seiner Erbmasse, die Anlage zum guten Europäer und das liberum veto in seinem Blut und Geist, der Trotz und die Kraft, nein zu sagen, wo alle andern bejahen; das alles wird man ihm, so oder so, zugestehen, sogar mitsamt dem Gegenteil, nämlich der Kraft und dem Trotz, ja zu sagen, wo alle andern nein sagen.

Mit dem Vater, den er in früher Jugend verlor, hat sich Nietzsche in geheimnisvoller Weise verbunden gefühlt, nicht nur geistig, sondern bis in den Gang seines Lebens hinein. Dem liebenswürdigen, hochbegabten Manne bekennt er alle seine Vorrechte zu verdanken, vor allem das Vorrecht, ungewollt und ungesucht in einer Welt hoher und zarter Dinge zu Hause zu sein — nur das große Ja zum Leben nicht eingerechnet; denn der Frühverstorbene stellt sich ihm in der Erinnerung als zart und morbid dar, „wie ein nur zum Vorübergehen bestimmtes Wesen". Die Schwester Elisabeth, später die Gehilfin des jungen Philologen, zuletzt die Pflegerin seiner Krankheit, bis zu ihrem Tode (1935) die Hüterin seines Erbes, war zwei Jahre jünger als er.

Als der Vater sechsunddreißigjährig an den Folgen einer Gehirnerschütterung stirbt, wird Nietzsche zuerst in Naumburg von der Mutter, dann vom vierzehnten Jahre ab auf der altberühmten Gelehrtenschule Pforta, bestem und strengstem Typ des humanistischen Gymnasiums, erzogen. Hier schließt er Freundschaft mit Paul Deussen und Carl von Gersdorff. Er ist ein kräftiger und gesunder Junge, doch seelisch und geistig von feinem und besonderm Stoff, wählerisch in seinen Freundschaften, ernst in seinem Streben, nach außen zurückhaltend, mit Zügen knabenhafter Weltfremdheit. Früh zeigt sich seine hohe, auch schöpferische musikalische Begabung. Früh zeigt sich auch die Neigung, das Beste in sich selbst zu suchen und in eigner, langsam wachsender Besinnung selbständige Einsichten und Werturteile zu gewinnen; die Arbeiten über Theognis gehen bis in die Primanerzeit zurück.

Im Herbst 1864 begibt sich Nietzsche nach Bonn, um Philologie und Theologie zu studieren, im Jahr darauf folgt er seinem berühmten Lehrer Ritschl nach Leipzig. Nietzsche ist also einer jener Theol.-et-phil.-Studenten, deren Reihe in der Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu verfolgen sich lohnen würde. In seinem Fall ist die Theologie wohl wesentlich eine Konzession an die Mutter, und sie wird bereits im zweiten Semester aufgegeben. Was das Studium der klassischen Philologie betrifft, so hat Nietzsche auch in ihm später eine der großen Instinktabirrungen seines Lebens sehen wollen: „Warum zum mindesten nicht Arzt oder



Nietzsches Vertonung seines Jugendgedichtes „Junge Fischerin“,
eigenhändige Niederschrift der ersten Fassung, 1865. Weimar, Nietzsche-Archiv

sonst irgend etwas Augen-Aufschließendes?" Dieses Urteil des Rückblickenden muß sehr cum grano salis verstanden werden. Ihm steht gegenüber, daß der reife Nietzsche es als einen der drei Glücksfälle seines Lebens preist, einen Beruf gewählt zu haben, der es ihm erlaubte, sich „in der Nähe der Griechen heimisch zu machen". Dieser bescheiden-unbescheidene Ausdruck kennzeichnet treffend, worauf es Nietzsche beim Studium der klassischen Philologie subjektiv ankam und was dieses Studium objektiv für ihn bedeutet: das Hineinwachsen in den Sinn des griechischen Geistes, das Heimischwerden in seiner Weltauffassung und Weltbewertung — wobei alles Philologische für ihn nie etwas anderes als Technik war. Hier, im vorsokratischen Griechentum, lag nicht nur der echte Begriff der Kunst, der Philosophie, der Kultur, hier lag das große Gegenbild gegen die moderne, gegen die christliche, auch gegen die römische Welt, hier lag die gültige Norm für das zukünftige Menschentum bereit. Alle Vorbilder und Bundesgenossen, die Nietzsche unter Lebenden oder in andern Zeitaltern zu finden glaubte, wurden entweder zu bitteren Enttäuschungen oder blieben behelfsmäßig, wurden abgeschworen oder wie einzelne Trümpfe gegen einzelne Gegner verstochen. Heraklit aber bleibt das Urbild der Philosophie, die griechische Tragödie das Urbild der Kunst, der griechische Agon das Urbild des Willens zur Macht. In diesem Sinn bedeutet das Studium der Griechen nicht nur eine echte, sondern eine notwendige Wahl und den entscheidenden Schritt auf dem Weg zu Nietzsches Philosophie.

Nietzsches Leipziger Studentenjahre sind von eifriger, übereifriger Arbeit erfüllt. Mit Erwin Rohde verbindet ihn eine beglückende Freundschaft, die später zur Kampfgenossenschaft wurde, dann freilich, wie fast alle andern, in Enttäuschung zu enden vorherbestimmt war. Die Selbständigkeit des Geistes, mit der Nietzsche seine Studien betreibt, führt schon den Zweiundzwanzigjährigen zu eignen philologischen Arbeiten, die das Staunen, sogar die Bewunderung des Meisters Ritschl erregen, im Rheinischen Museum gedruckt werden und Nietzsches Namen in der Fachwelt bekannt machen. Im Herbst 1867 unterbricht er sein Studium, um in Naumburg bei der Reitenden Artillerie zu dienen. Doch ein Unfall beim Reiten, der ihn wochenlang aufs Krankenlager wirft, beendet sein Dienstjahr vorzeitig und führt ihn wieder seinen Büchern und Arbeiten zu. Pläne zur Promotion und zur späteren Habilitation in Leipzig werden entworfen, zwischendurch soll Italien und Griechenland bereist, auch mit Rohde gemeinsam ein Jahr in Paris verbracht werden. Alles das sieht aus wie eine sehr hoffnungsvolle, aber durchaus normale akademische Laufbahn, veredelt durch eine Weite und Fülle des Geistes, die die Gefahren enger Fachgelehrsamkeit von Anfang an ausschließt. Das Schicksal scheint diesen Gang noch besonders beschleunigen zu wollen. In die goldene Zeit der freien, unumschränkten Tätigkeit platzt überraschend der Ruf nach Basel hinein. Mit vierundzwanzig Jahren wird Nietzsche Professor der klassischen Philologie.

Als die beiden anderen Glücksfälle seines Lebens — außer der vertrauten Nähe zu den Griechen — empfindet Nietzsche seine Begegnung mit der Philosophie Schopenhauers und mit der Musik Richard Wagners. Auch diese beiden Ereignisse fallen in die Leipziger Jahre. Damit treten die beiden Hauptmächte, die in Nietzsches Seele wohnen und um sie ringen, die Philosophie und die Musik, offen hervor, und ihre Kontrapunktik beginnt. Auf Schopenhauers Hauptwerk stößt Nietzsche zufällig in einem Antiquariat; er weiß nicht, welcher Dämon ihm zuflüstert: „Nimm und lies!" Die Wirkung, die Schopenhauers energischer, düsterer Genius auf ihn ausübt, gleicht einer Offenbarung. Ohne der Schopenhauerschen Philosophie dogmatisch zu verfallen, ohne sie auch nur dogmatisch zu nehmen, ohne vor allem, wie die meisten taten, Weltschmerz aus ihr zu saugen, sieht er von Stund an die Welt mit Schopenhauers Augen. Und Schopenhauer wird ihm zum Künder und Vorbild einer heroischen Lebensführung mitten im Sumpf der „modernen Ideen".

Wagners Musik hat den jungen Nietzsche längst gefangengenommen. „Von dem Augenblick an, wo es einen Klavierauszug des Tristan gab ... war ich Wagnerianer." Im Herbst 1868 lernt er den Meister in Leipzig kennen; voller Begeisterung berichtet er dem Freund Rohde von dem Glück des Abends und von der Gewalt des Mannes. Dieses erste, noch ganz gesellschaftliche Zusammentreffen bedeutet den Beginn der wichtigsten und schicksalsvollsten Beziehung, in die Nietzsche eintrat, der einzigen, die sein Leben von Grund auf beeinflußt und tragisch mitgestaltet hat. Diese eine Freundschaft-Feindschaft hat Nietzsche durch sein ganzes Leben hindurch mitgenommen, über den Tod Wagners hinaus und bis in seine eigene Nacht hinein. Vom unbedingten Glauben bis zur klaren Absage, vom Treugelöbnis bis zum schneidenden Hohn, vom Hymnus auf den Menschen und sein Werk bis zum Pamphlet gegen beide spielt Nietzsches Liebe, und auch in ihrer tiefsten Negation kommt sie nicht los von der verhängnisvollen Bindung. Über allem steht das Bekenntnis aus dem „Ecce homo": „... und so, wie ich bin, stark genug, um mir auch das Fragwürdigste und Gefährlichste noch zum Vorteil zu wenden und damit stärker zu werden, nenne ich Wagner den größten Wohltäter meines Lebens. Das, worin wir verwandt sind, daß wir tiefer gelitten haben, auch aneinander, als Menschen dieses Jahrhunderts zu leiden vermöchten, wird unsere Namen ewig wieder zusammenbringen."

*

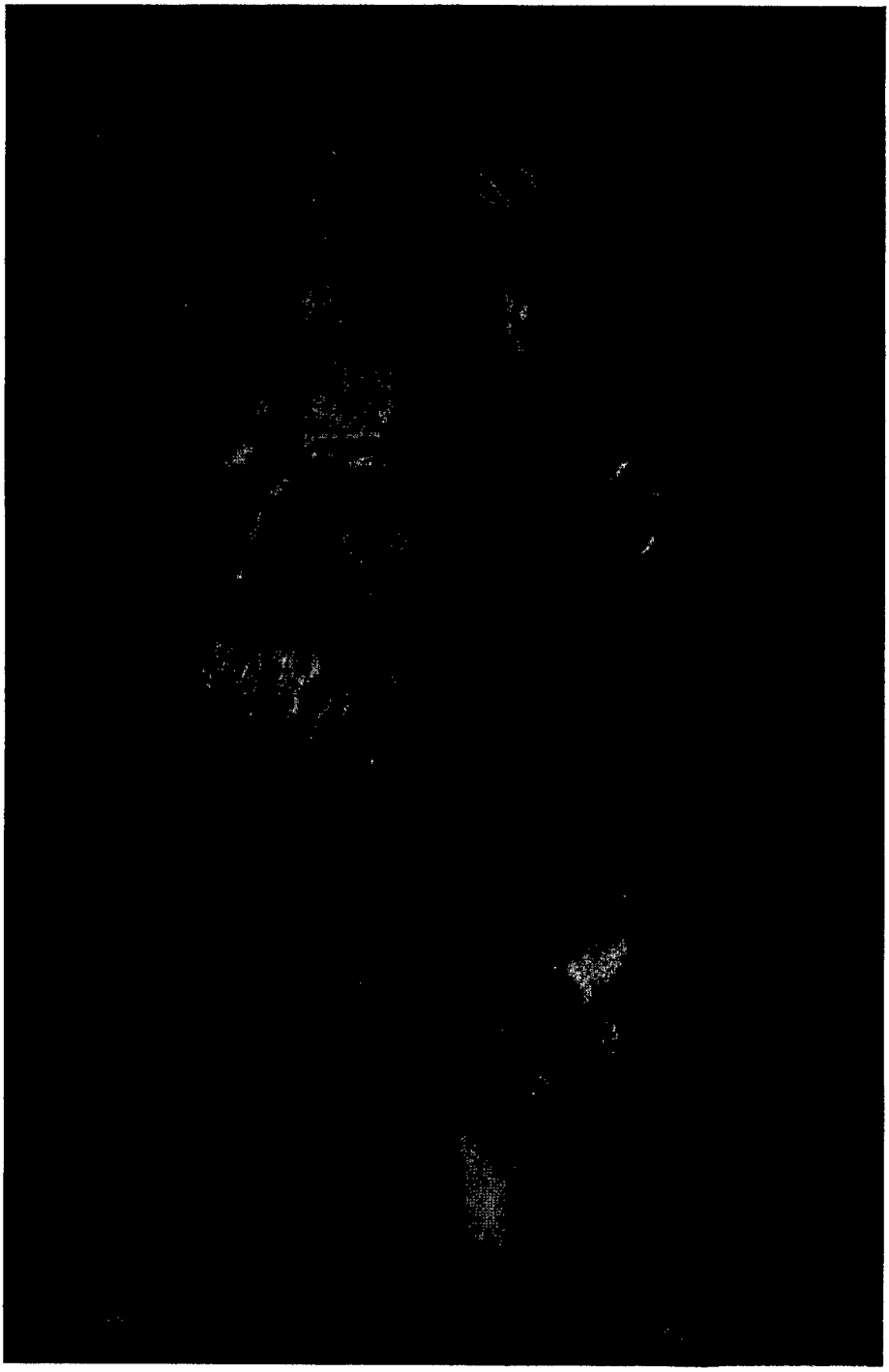
Das Lehramt in Basel hat Nietzsche, aus Freiheit und Freundschaft herausgerissen, begreiflicherweise mit gemischten Empfindungen, jedenfalls aber mit dem klaren Willen angetreten, über alles bloße Fachprofessorentum hinaus im Geist seiner großen Leitbilder erzieherisch auf die Jugend zu wirken. Mit der Professur ist die Verpflichtung verbunden, in den obersten Klassen des Pädagogiums zu unterrichten, so daß eine Überfülle von Arbeit Nietzsche erwartet und

fast verschlingt. Er hat sich später den „sinnlosen Mißbrauch außerordentlicher Kräfte" nicht verziehen. In den ersten Basler Jahren selbst aber ist er hochgemut und schaffensfreudig. Bei Kriegsausbruch geht er als freiwilliger Krankenpfleger nach Frankreich, holt sich bei einem Verwundetentransport eine schwere Krankheit und nimmt, unvollkommen genesen, die Lehrtätigkeit in Basel wieder auf. Die schönste und wertvollste menschliche Beziehung der Basler Zeit, freilich durch den Altersunterschied, die Geistes- und Wesensverschiedenheit stark kompliziert, ist diejenige zu Jakob Burckhardt. Mit dem Kirchenhistoriker Franz Overbeck verbindet ihn eine gute Freundschaft. Später kommt Peter Gast hinzu, der philosophiebeflissene Musiker, der Hilfsbereite und Getreue in Nietzsches einsamer Zeit.

Die Griechenschriften der Basler Jahre bis 1873 müssen zusammen gesehen werden, denn sie sind Teile eines großen Ganzen, eines universalen Griechenbuchs. Diese Schriften bedeuten die philosophische Auswertung der originalen Anschauung vom griechischen Wesen und Staat, von der griechischen Philosophie und Kunst, die Nietzsche gewonnen hat. Und sie bedeuten zugleich, im Gewand altklassischer Studien, den Ursprung seiner eigenen Philosophie. Sie alle sind unveröffentlicht geblieben, bis auf „Die Geburt der Tragödie"; und sie alle sind Fragmente geblieben, ebenfalls bis auf „Die Geburt der Tragödie" — diese vieldeutigste der frühen Schriften, die zwar veröffentlicht wurde, aber im Dienst eines heterogenen Zwecks, und die zwar vollendet wurde, aber mit Hilfe einer falschen Gleichung, nämlich derjenigen von Aischylos und Wagner.

Wunderbare, ganz tiefreichende und fernzielende, zugleich ganz Nietzscheesche Einsichten stecken in diesen Fragmenten. So in dem kleinen Aufsatz „Homers Wettkampf" der Gedanke vom Agon als dem Urphänomen der griechischen Sittlichkeit. So in dem Fragment über den griechischen Staat ein Gesamtbild der heroischen Antike vor Sokrates, darüber hinaus eine ganze Philosophie des politischen Triebes, in der die Metaphysik vom Willen zur Macht keimhaft angelegt ist, und eine klare Absage an den politischen Stil der Gegenwart. Gegenüber der herkömmlichen Auffassung, die Nietzsches Kulturbegriff ins Ästhetische verfälscht, ist es wichtig, sich zu besinnen, daß Nietzsche derart das Urbild des Staates gleich zu Anfang beschwört und den geheimen Zusammenhang zwischen dem Staat und dem Genius, zwischen dem politischen Trieb der Griechen und der Sonnenhöhe ihrer Kultur ausspricht.

Die zweite Säule, auf der das Griechenbild des jungen Nietzsche ruht, ist die vorsokratische Philosophie. Jahrelang hat Nietzsche, immer wieder ansetzend, an dem großen Philosophenbuch gearbeitet, dessen Kern in dem Fragment „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen" vorliegt. Sein Thema ist das hohe Geistergespräch von Thales bis auf Anaxagoras. Hinter den Lehren erscheinen die großen einsamen Menschen, in deren heroischem Leben die Philosophie entstand; als der größte von ihnen Heraklit, der Philosoph des Krieges und der



Friedrich Nietzsche
Bronze von Max Klinger, 1904. Weimar, Nietzsche-Archiv

Die Oberengadiner Landschaft, in der Nietzsche 1881—88 den Sommer verbrachte
Blick auf Silvaplaner und Silser See (zwischen den Seen links liegt Sils Maria)

Das Haus in Sils Maria, in dem Nietzsche wohnte

Gerechtigkeit, der Rechtfertiger des Werdens: bis in die Worte hinein ist diese Wiedergeburt der heraklitischen Philosophie zugleich die Geburt der Nietzscheschen. „Das, was er schaute, die Lehre vom Gesetz im Werden und vom Spiel in der Notwendigkeit, muß von jetzt an ewig geschaut werden; er hat von diesem größten Schauspiel den Vorhang aufgezogen." Als das hintergründigste Problem aber lebt in diesem Philosophenbuch das Problem der Philosophie selbst. Die Griechen, als die wahrhaft Gesunden, haben die Philosophie selbst gerechtfertigt. Wie aber, wenn das Volk krank ist? „Es gibt eine stählerne Notwendigkeit, die den Philosophen an eine wahre Kultur fesselt: aber wie, wenn diese Kultur nicht vorhanden ist?"

Alles das blieb also Nietzsches und seiner vertrauten Freunde geheimes Eigentum. Nur das dritte Stück des Griechenbuches, die Philosophie des tragischen Kunstwerkes, trat ans Licht der Öffentlichkeit. Aus ihm wurde das wundersame Jugendwerk voller Jugendmut und -melancholie, die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik".

Drüben am Vierwaldstätter See sitzt Wagner, schafft an der Siegfriedmusik und betreibt mit gewaltiger Energie die Pläne zur Verwirklichung des Festspielhauses, von dem die Erneuerung der deutschen Kultur ausgehen soll. Alle zwei, drei Wochen verlebt Nietzsche ein paar Tage bei ihm und Frau Cosima. Diese Tage in Tribschen vollenden, was die Tristanmusik begonnen hat. „Ich lasse den Rest meiner menschlichen Beziehungen billig; ich möchte um keinen Preis die Tage von Tribschen aus meinem Leben weggeben, Tage des Vertrauens, der Heiterkeit, der sublimen Zufälle — der tiefen Augenblicke." Nietzsche gibt sich damals der Größe Wagners freudig hin, ohne freilich je zum Jünger zu werden. Und er glaubt an die Siegfriedmusik, an ihr unbändiges, heidnisches Ja zum Leben. So wenig sein selbständiger Geist dazu angetan ist, sich nach Wagners herrischer Art gleich anderen in den Dienst der Bayreuther Gründung einspannen zu lassen: freiwillig tut er es doch, und all seine Hoffnung auf eine Wiedergeburt des Griechentums aus dem deutschen Geist verbindet sich mit Richard Wagners Willen zu einer Regeneration der deutschen Kultur vom Theater her. Bis 1876 ist diese Freundschaft, dieser gemeinsame Kampf gegen einen vermeintlichen gemeinsamen Feind bestimmend für alles, was Nietzsche veröffentlicht. Das erste, beinah größte Opfer, das Nietzsche ihm bringt (damals noch kaum als Opfer empfunden), ist die Ineinssetzung des dionysischen Kunstwerks mit der Wagnerschen Musik.

Nietzsche hat fünfzehn Jahre später die „Geburt der Tragödie" als ein Buch bezeichnet, aus lauter Erlebnissen über ästhetische Lust- und Unlustgefühle aufgebaut, mit einer Artisten-Metaphysik im Hintergrund. Das ist in der Tat das unmittelbare Thema: das Gegenspiel des dionysischen und des apollinischen Weltprinzips, seine beständige Erneuerung aus Urtrieben der menschlichen Seele, seine Versöhnung im tragischen Kunstwerk. Auf dem Grunde des griechischen Lebens entdeckt Nietzsche das dionysische Phänomen: als Rausch des Sieges, als Wollust

des Werdens und Werdenmachens, des Schaffens und des Vernichtens, und sieht in ihm die eine Wurzel der griechischen Kunst — bis Sokrates, der Ahnherr des theoretischen Menschen und seines Optimismus, die Kunst vernichtet, die Lebensfülle des tragischen Menschen entwurzelt und das Weltalter der Dekadenz beginnt.

Unterhalb dieser metaphysischen Ästhetik aber, die mit Schopenhauerschen Begriffen gegeben und beständig auf Wagners Werk bezogen wird, regt sich, mühsam zurückgedrängt, Nietzsches eigene Philosophie, gleichsam das eigentlich Dionysische unter einer apollinischen Bändigung. Dionysos ist der erste Name für den Antichrist und die erste Formel für den Willen zur Macht. „Gegen die Moral also kehrte sich damals, mit diesem fragwürdigen Buch, mein Instinkt, als ein fürsprechender Instinkt des Lebens, und erfand sich eine grundsätzliche Gegenlehre und Gegenwertung des Lebens, eine rein artistische, eine antichristliche. Wie sie nennen? Als Philolog und Mensch der Worte taufte ich sie, nicht ohne einige Freiheit — denn wer wüßte den rechten Namen des Antichrist — auf den Namen eines griechischen Gottes: ich hieß sie die dionysische." Das welthistorische Problem der Dekadenz taucht auf, Sokrates ist die symbolische Figur dafür. Und das verwegene Buch wagt sich zum erstenmal an die Aufgabe, die Wissenschaft unter der Optik des Künstlers zu sehen, die Kunst aber unter der Optik des Lebens.

Daß diese harten Fragen und Entscheidungen idealistisch verhüllt, romantisch verschönert werden, gehört vielleicht zum Stil eines genialischen Jugendwerkes. Daß aber Nietzsche die große Gegenbewegung gegen die sokratische Kultur und das Wiedererwachen des dionysischen Geistes in unserer gegenwärtigen Welt durch die sichersten Auspizien verbürgt sieht — verbürgt durch die deutsche Musik, mit einem Wort durch Wagner —, das ist ein verhängnisvoller, beinah schuldhafter Irrtum. Er hat sich damit nicht nur, wie er später empfand, das grandiose griechische Problem durch Einmischung der modernsten Dinge verdorben. Sondern er hat als zukunftsmächtige, lebensteigernde Kunst verkündet, was er binnen kurzem als die ungriechischste aller möglichen Kunstformen, als gefährlichstes Theater und als gefährlichstes neunzehntes Jahrhundert durchschauen mußte.

Im Frühjahr 1872 siedelt Wagner von Tribschen nach Bayreuth über. Die Grundsteinlegung des Festspielhauses findet statt. Nietzsche feiert den hohen Moment verehrungsvoll mit und lernt die Anhänger Wagners kennen, darunter Malvida von Meysenbug, die Idealistin und mütterliche Freundin der folgenden Jahre. Dann aber beginnt unaufhaltsam die Entfremdung zwischen Wagner, der seine Gründung betreibt, und Nietzsche, der zu den Griechen zurückkehrt. Mißverständnisse und Spannungen treten ein, Vermittlungen werden notwendig, die Verehrung bleibt, aber ein krampfhafter Wille wird in ihr merkbar. Bayreuth fordert eine Gefolgschaft, die Nietzsches Selbständigkeit verkennt und bedroht. Unterdes leistet er, wiederum aus freiem Willen, eine Waffenhilfe, die nur er leisten kann: in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen" der Jahre 1872 bis 1876.

Die „Geburt der Tragödie" hat eine Gegenschrift von Wilamowitz und eine Art „Feme" der Zunft hervorgerufen. In dieser Situation bewährt sich Erwin Rohdes Freundschaft als Kampfgenossenschaft. Nietzsches streitbarer Geist aber sucht größere Gegner. Den deutschen Bildungszuständen im neuen Reich erklärt er den Krieg und wagt als erster die These, daß der Waffensieg über Frankreich einen Sieg der deutschen Kultur noch lange nicht beweise, daß sogar die Niederlage des deutschen Geistes zugunsten des Deutschen Reiches eine akute Gefahr sei. Er ist mit Recht stolz darauf, wie er sich seinen ersten Gegner gewählt hat: David Friedrich Strauß, den bewunderten Schriftsteller des liberalen Bürgertums, den ersten deutschen Freigeist, den klassischen Repräsentanten des durch Nietzsche klassisch gewordenen Begriffs „Bildungsphilister". Diese Streitschrift ist wahrhaft schöpferische Polemik: sie prägt einen Typus. Der Kulturbegriff, den sie als Norm aufstellt (Kultur sei die Einheit des Stils in allen Lebensäußerungen eines Volkes), ist nur scheinbar ästhetisch. Es ist ein tiefer sittlicher Ernst, mit dem Nietzsche hier zwischen lebendig und tot, echt und unecht, Gott und Götze unterscheidet und sein Zeitalter unterscheiden lehrt.

Tiefer noch trifft die zweite „Unzeitgemäße Betrachtung" „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" ins Herz des neunzehnten Jahrhunderts. Das, worauf es mit Recht stolz ist, seine historische Wissenschaft und Bildung, wird als verzehrendes Fieber verstanden, das am Mark der Gesundheit frißt, mindestens aber als Gefahr für jede zukünftige Kultur, falls nicht eine erneuerte plastische Kraft das Fremde in Eigenes umzuschaffen vermag. Die Geschichte, überhaupt die Wissenschaft wird unter die höhere Aufsicht und Überwachung einer Gesundheitslehre des Lebens gestellt. Und wie der Gegner totaler begriffen ist, wird auch der Normbegriff der Kultur unzeitgemäßer, zukünftiger, griechischer gefaßt: als Kraft, das Chaos zu organisieren, als neue und verbesserte Physis, als Einhelligkeit zwischen Leben, Denken, Scheinen und Wollen.

Noch glaubt Nietzsche, in dem Kampf, den er gegen die Zeit führt, in der Zeit selbst Mitkämpfer und Vorbilder zu haben: große Menschen, die mitten im chaotischen Wirbel der Gegenwart das Bild des Menschen aufrichten, Erzieher zu einem heroischen Leben. Daß das Ziel der Menschheit nicht an ihrem Ende liege, sondern nur in ihren höchsten Exemplaren, und daß es der Sinn der Kultur sei, den Genius zu erzeugen: dieser Gedanke, der Nietzsche seit langem vertraut ist, wird nun sowohl in den Begriff der Kultur wie in den Begriff der Bildung aufgenommen. Nietzsche hat gewiß recht, wenn er von der dritten und vierten „Unzeitgemäßen Betrachtung" später sagt, daß sie im Grunde nur von ihm selbst reden, nicht von Schopenhauer, nicht von Wagner. Gleichviel: Schopenhauer wird als Richter und Erzieher der Zeit, Wagner als Gegen-Alexander, der das Gelöste bindet und die Welt vereinfacht, Bayreuth als Ausgangspunkt für die Regeneration des deutschen Wesens verkündet. Bilder der härtesten Selbstzucht zu beschwören, erzieherische Mächte aufzurufen gegen alles, was rundum Reich,

Christentum, Kultur heißt, ist das Ziel. Stärker noch als die Lust am Kampf ist im dreißigjährigen Nietzsche der erzieherische Trieb. Eine neue griechische Akademie, eine Schule der Erzieher, eine wirkliche deutsche Bildungsanstalt: in diesen und anderen Formen zieht sich der Plan, die höheren Menschen zu sammeln und dem Leben im Sinne großer Geister mit dem Zweck großer Ziele eine Stätte zu schaffen, durch die ganze Zeit hindurch.

In den Jahren, in denen die Schrift „Richard Wagner in Bayreuth" entsteht, schreibt Nietzsche zugleich völlig klar und unverhüllt für sich nieder, was ihn von Wagner trennt: daß diese Musik nicht Wiedergeburt der antiken Tragödie, nicht allergrößte Sinfonie, sondern modernes Theater sei. Der Gegensatz ist unüberbrückbar. Die glühende Bekenntnisschrift ist ein Werk des Trotzdem und ein Abschied. Die Erlebnisse bei den ersten Bühnenfestspielen 1876 genügen vollauf, den Bruch auszulösen. Vorzeitig reist Nietzsche ab, sein Auge ist mit Tränen erfüllt. Er scheidet sich nicht nur von den Wagnerianern, nicht einmal nur von Wagner selbst (obwohl das Verhältnis zu diesem noch längere Zeit in der Schwebe bleibt), sondern von allen falschen Hoffnungen und Treuegefühlen seiner Jugend und beginnt eine große Rückkehr zu sich. In Klingenbrunn im Böhmerwald schreibt er die ersten Gedanken zum „Menschlichen, Allzumenschlichen" nieder.

*

Die Geschichte von Nietzsches Krankheiten und Genesungen, das Auf und Ab seiner Gesundheit von 1871 an ist — obwohl ursächlich noch nicht vollständig gedeutet — als äußeres Bild klar. Frühzeitig klagt er über die Basler Luft. Alle Orte nördlich der Alpen, an denen er je gelebt hat, hat er später als ebenso viele Unglücksorte für seine Physiologie empfunden. Nietzsches Nervensystem ist nicht schwach, aber in hohem Grade sensitiv. Sein Magenleiden ist nicht organischer Art, sondern eine Teilerscheinung des nervösen Gesamtzustandes. Jede Überarbeitung, aber auch jede äußere und innere Erregung, so vor allem die Katastrophe von 1876, ruft akute Anfälle der Krankheit hervor. Alles ist mit geistigen Krisen tief durchwachsen.

Nietzsche lernt also in seinen Mannesjahren die Krankheit gründlich kennen. Und er lernt sie lieben, nicht nur als die Bringerin einer unfreiwilligen Muße, sondern als Verfeinerin aller Organe der Beobachtung, als die große Chance, Perspektiven umzustellen, nämlich von der Krankheit aus nach gesünderen Begriffen und Werten und umgekehrt aus der Fülle des gesunden Lebens in die heimliche Arbeit des Dekadenz-Instinktes hinunterzusehen. Denn zwischen den Attacken der Krankheit ist Nietzsche übermütig gesund, von strahlender Heiterkeit. 1879 ist der Tiefpunkt der Krankheit. Nietzsche gibt sein Lehramt in Basel endgültig auf, nachdem er sich vorher schon ein Jahr hat beurlauben lassen. Er glaubt sich dem Tode nahe. Es ist das gleiche Lebensjahr, das sechsunddreißigste, in dem das Leben seines Vaters abwärts gegangen war.

Das Dokument der großen Loslösung von Wagner und von allem, was an Jugend, Glaube, Bindung, Hoffnung am Namen Wagners hing, sind die Aphorismenbände, die unter dem Titel „Menschliches, Allzumenschliches" zusammengefaßt wurden. Die freien französischen Moralisten von Montaigne an werden als wahlverwandte Geister (wie früher Schopenhauer) und als Vorbilder des Denkstils gegen alle deutsche Schwere und Metaphysik ausgespielt, und an die Stelle der idealistischen Jugendfreunde ist Paul Rée getreten, der kühle Analytiker der moralischen Empfindungen, mit dem Nietzsche die für das Buch entscheidenden Monate in Sorrent verlebt. Nietzsche, der sich selbst befreiende, nimmt die Maske und Haltung des „freien Geistes" an. Alles, was verehrt worden ist und zur Verehrung verführen könnte, liegt tief unten und wird mit Vogelfreiheit, Vogelüberblick, Vogelübermut betrachtet, voran die romantische Musik, außerdem aber alle Mächte der Moral, der Religion, des Geistes und der Politik, die das Jahrhundert gestalten. Diese Leidenschaft des Betrachtens, die keine Voraussetzungen macht, sondern alle Voraussetzungen bloßlegt, hat zu der Deutung verleitet, Nietzsche sei mit diesem Buch Positivist geworden. In Wahrheit handelt es sich keineswegs um einen philosophischen Standpunktwechsel. Der Kultur- und Zukunftswille Nietzsches, sein Kampf gegen das Jahrhundert bleibt in gleicher Stärke und in unveränderter Richtung. Wohl aber schafft er sich in der Philosophie des freien Geistes neue Mittel des Kampfes, härtere und aggressivere, als sie in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen" zur Verfügung standen. Die neue Kampfweise ist von Nietzsche mit dem Ausdruck „auf Eis legen" unvergleichlich bezeichnet worden: das Ideal wird nicht widerlegt, es erfriert. Der Gedanke einer Kulturchemie taucht auf, die mit untrüglichen Reagentien feststellt, was Leben stärkt und was Leben untergräbt. Die Psychologie der Moral, der Religion, der Kunst, der Metaphysik wird Stück um Stück aufgebaut, jene unbarmherzige Psychologie, die alle Schlupfwinkel kennt, wo das Ideal heimisch ist.

Ein souveränes Buch, hat Jakob Burckhardt gesagt. Diese Souveränität darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es dem Schmerz abgerungen ist — das Denkmal einer Krisis, die Nietzsche nahe an den Abgrund gebracht hat. Gewiß ist es ein Sieg — „ein rätselhafter, fragenreicher, fragwürdiger Sieg, aber der erste Sieg, immerhin." Die Analysen Wagners und die Anspielungen auf ihn sind zahlreich. Sie sind durchgängig anonym, aber natürlich werden sie in Bayreuth wohl verstanden. „Verrat" oder „krankhaft" nennt man dort, was Nietzsche Befreiung nennt. In Nietzsches Erinnerung hat es sich so dargestellt, als ob sich die beiden Exemplare des „Menschlichen, Allzumenschlichen", die er nach Bayreuth sandte, mit dem Parzivaltext gekreuzt hätten. „Diese Kreuzung zweier Bücher — mir war's, als ob ich einen ominösen Ton dabei hörte. Klang es nicht, als ob sich Degen kreuzten?"

Auch in der „Morgenröte" spricht Nietzsche noch als freier Geist; sogar noch in der „Fröhlichen Wissenschaft", obwohl inzwischen die neue Gestalt aufgegangen

ist, in der er das Bewußtsein seiner Bestimmung wiederfindet. Noch bohrt die Krankheit, noch ist die lebensgefährliche Trennung von Wagner keineswegs verschmerzt, und die eigene Aufgabe dämmert zwar, aber sie gibt noch kein Licht. Dennoch klingt deutlich ein neuer Ton in der „Morgenröte", die 1881 in Genua vollendet wird. Es ist ein jasagendes Buch, so sehr es zunächst nein sagt, und selbst eine Morgenröte: sehr kühl, aber der Tag bricht an, und der Weg zum großen Mittag zeichnet sich vor. Der Zusammenhang zwischen Priestertum und moralischen Wertbegriffen, zwischen Moral und niedergehendem Leben, also auch zwischen aufgehendem Leben und Überwindung der Moral steht klar in den Zeilen; zwischen ihnen aber steht schon das neue Ja, die Philosophie des „Willens zur Macht". Noch mehr gilt das von der „Fröhlichen Wissenschaft", dem tiefsinnig-mutwilligen Buch, in dem die höchste Hoffnung zum Greifen in die Nähe gerückt ist, in dem Nietzsche sein Schicksal wieder liebt und in dem er seine Freigeisterei mit der Verkündigung Zarathustras auch äußerlich verzahnt: der Schlußaphorismus des vierten Buchs (das fünfte ist erst später hinzugekommen), ist mit dem Anfang des „Zarathustra" identisch ... Incipit tragoedia.

In Sils Maria, dem heroischen Idyll, das er kurz zuvor entdeckt hat, hat Nietzsche das ekstatische Erlebnis, das den Höhepunkt seines Lebens bildet: der Gedanke der ewigen Wiederkunft leuchtet ihm auf, und die Gestalt Zarathustras überfällt ihn. Das ist im August 1881 — „sechstausend Fuß jenseits von Mensch und Zeit". Anderthalb Jahre lang werden die Gedanken und Melodien, die in der Zarathustra-Vision zusammengeballt sind, einsam ausgetragen. Dann geht die Niederschrift in einer ungeheuren zeitlichen Zusammendrängung, nicht nur in einem Schwung, sondern in einem Rausch vor sich. Die wunderbare Stelle über die Inspiration in „Ecce homo" spiegelt sieghaft und selig wider, was Nietzsche bei der Niederschrift der ersten drei Teile des „Zarathustra" erfuhr. Der erste Teil ist in zehn Februartagen des Jahres 1883 in Rapallo geschrieben, die Schlußpartie „genau in der heiligen Stunde, in der Richard Wagner in Venedig starb"; der zweite Teil in zehn Sommertagen des gleichen Jahres in Sils Maria, „heimgekehrt zur heiligen Stätte, wo der erste Blitz des Zarathustra-Gedankens mir geleuchtet hatte"; der dritte Teil in zehn Januartagen des Jahres 1884 in Nizza. Dann ist der schöpferische Rausch verklungen. Der vierte Teil, ins Allegorische absinkend, im Winter danach entstanden, erscheint nur für die Freunde und ist erst nach Nietzsches Zusammenbruch den ersten drei Teilen hinzugefügt worden.

Gedanklich, als Philosophie also, ist der „Zarathustra" gewiß nicht Nietzsches bedeutsamstes Werk und jedenfalls nicht das endgültige. Er verkündet nicht die Philosophie des „Willens zur Macht", er kündigt nur an, daß sie da ist oder daß sie kommen wird. Gleichsam stellvertretend für das Ganze der Lehre, die im „Zarathustra" mehr verschwiegen als offenbart wird, tritt der Gedanke der ewigen Wiederkunft ein. Als Verkünder des großen Mittags der Menschheit steigt Zarathustra hinab, zuerst zum Volk, dann zu den berufenen Gefährten, schließlich zu

den höheren Menschen, schenkt ihnen seine Lehre und schenkt ihnen das Vorbild seines Lebens, das alles Menschliche tief unter sich hat. Er redet vom Menschen und seinem Ziel, dem Übermenschen, von der Kraft des Willens, Werte zu schaffen, von den Versuchungen des höheren Menschentums, von den Gefahren des Guten und von der Güte des Bösen. Als Kernstück aber der Lehre, ja als das neue Schwergewicht der Dinge erscheint der Gedanke der ewigen Wiederkunft. Die ganze Komposition des „Zarathustra" beruht darauf, daß diese Lehre geahnt, angedeutet, mit Entsetzen zurückgedrängt, endlich gewagt und den Menschen verkündet wird.

Man kann fragen, ob der Gedanke der ewigen Wiederkunft die gewaltige Bedeutung, die der „Zarathustra" ihm zumißt, tatsächlich in sich trägt. Dabei ist verhältnismäßig gleichgültig, ob Nietzsche ihn für eine wissenschaftlich beweisbare Erkenntnis gehalten hat oder ob er in ihm ein Symbol sieht, die höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann, und den Prüfstein für die große Gesundheit des Willens. Daß der Mensch der Zukunft, aller Tiefen und Leiden kundig, trotzdem zu sagen vermag: „War das das Leben? Wohlan! Noch einmal!" ist die eine Bedeutung der Wiederkunftslehre, aber es ist nicht ihre einzige. Sie bedeutet vielmehr zugleich das denkerische Symbol für die Überwindung der christlichen wie jeder religiösen Weltansicht, die positive Gegenthese zu dem Satz, daß Gott tot ist. Solange Gott lebt, ist die Geschichte der Welt zwischen Ereignissen eingespannt, die unwiederholbar, einmalig, absolut sind: zwischen Schöpfung, Sündenfall, Erlösung, Jüngstem Gericht. Und der Fortschrittsglaube des bürgerlichen Zeitalters ist nur die Verfallsform des religiösen Einmaligkeits- und Erlösungsglaubens. Durch die Lehre von der ewigen Wiederkunft rückt das Gewicht und das Gesetz der Ordnung aus dem Jenseits in das diesseitige Leben selbst hinein, jeder Augenblick ist seiner Ewigkeit versichert, es gibt keine Erlösung, ewig treu bleibt sich der Ring des Seins. Das ist für Nietzsche-Zarathustra die Bedeutung der Wiederkunftslehre: sie ist das Siegel auf das Ja zur Erde.

So wenig also der „Zarathustra" Nietzsches Philosophie in ihrem vollen Gehalt enthüllt, er bedeutet trotzdem den Höhepunkt seiner Existenz. Nietzsche selbst wertet ihn so: „Mein Begriff dionysisch wurde hier höchste Tat." Nietzsche hat den „Zarathustra" unter die Symphonien gerechnet, immerfort redet er von ihm wie von einer Musik, musikalische Erlebnisse, vor allem Bizets „Carmen", rechnet er unter die Vorzeichen der großen Wiedergeburt, deren Werk der „Zarathustra" ist. Alles das weist deutlich darauf hin, was dieses Werk für Nietzsche bedeutet, bedeuten soll: den Sieg in dem Wettkampf mit Wagner, den Triumph über Bayreuth und Parzival, den Antritt des Erbes, das — eben in diesem Moment — durch Wagners Tod frei wird.

Über dem „Zarathustra" liegt eine absolute Einsamkeit. Auch das „Halkyonische" (gleichsam das musikalische Ideal, dem er nachstrebt) ist vor allem eine Form der Einsamkeit. Aus dieser Einsamkeit heraus klingt der Ruf nach Gefährten, nach Mitkämpfern oder wenigstens nach bildsamen Schülern. Nie ist

Nietzsches pädagogischer Wille leidenschaftlicher gewesen als im „Zarathustra". Die Gewißheit, sich selbst und seine Aufgabe wiedergewonnen zu haben, setzt sich unmittelbar in den Machtwillen des Erziehers um. „Zum Menschen treibt er mich stets von neuem, mein inbrünstiger Schaffenswille; so treibt's den Hammer hin zum Stein."

Wiederum zieht sich Nietzsches pädagogischer Kampf- und Machtwille auf einen Menschen zusammen, mit jener gefährlichen Ausschließlichkeit, die beinahe notwendig zum Scheitern verurteilt ist. Unmittelbar vor dem „Zarathustra", in media vita, lernt er die junge Russin Lou Salomé kennen, „scharfsinnig wie ein Adler und mutig wie ein Löwe", eine außerordentliche Intelligenz, die für seine Philosophie auf die erstaunlichste Weise vorbereitet scheint. Auf sie wirft er alle seine Hoffnungen. Die Beziehung dauert fünf Monate. Ihr Bruch stürzt Nietzsche in schlimmste Qualen. Der Bruch mit Rée ist unheilvoll damit verschlungen. Eine Enttäuschung von milderer Art, aber auch eine, bedeutet die Begegnung mit Heinrich von Stein. Es dauert kein Jahr, so muß Nietzsche erkennen, daß dieser edle und gläubige Geist, mit dem er sich inter pares gefühlt hat, nicht zu ihm, sondern zu Bayreuth gehört. Die alten Freunde rücken mehr und mehr ab. Nur Peter Gast, der treue, bleibt. Was in der persönlichen Sphäre geschieht, wiederholt sich in der öffentlichen: der Ruf des „Zarathustra" nach Menschen verhallt ungehört, und jedenfalls sind es nicht die Berufenen, die da kommen. Eine tiefe und strenge Einsamkeit umgibt Nietzsche von nun an, tiefer und strenger als je, denn es ist nicht mehr jene Einsamkeit, die als Bedingung des Schaffens gesucht oder ertragen wird, sondern es ist die schauerliche Stille, die man um sich hört, wenn man ruft und niemand antwortet.

*

Der neuen Einsamkeit ist schon der vierte „Zarathustra" abgerungen. Für zwei weitere Teile, die folgen sollten, sind nur unvollständige Aufzeichnungen erhalten. Krampfhafte Phantasien des Sieges leuchten aus ihnen auf: Kämpfe um die Durchsetzung der Lehre und um die Bewährung der Jünger, Kämpfe um die Weltherrschaft, dionysische Feste in der Stunde des Sieges, als neue Formel aber für den Sinn des Übermenschen „Cäsar mit der Seele Christi". 1885 legt Nietzsche alle diese Pläne beiseite. „Entschluß: Ich will reden und nicht mehr Zarathustra." Seitdem bewegt sich sein Denken und Wollen auf zwei verschiedenen Linien, die sich aber mannigfach verschlingen. Die erste dieser Linien heißt Philosophie, nunmehr in aller Strenge. Die zweite heißt Angriff, nunmehr ohne Visier und Maske, Angriff auf alles, was außer ihm ist, und sogar auf vieles, was in ihm ist, zum Beispiel auf das „Deutsche".

Es wurde schon gesagt, daß der „Zarathustra" den Gehalt der Nietzscheschen Philosophie nicht darlegt, eher verrätselt. Die Philosophie vom „Willen zur Macht" und von der „Unschuld des Werdens", die in allem Wesentlichen fertig ist, läßt

Brief Nietzsches
an seinen Freund Carl Freiherrn von Gersdorff
(Weimar, Nietzsche-Archiv)

Mein lieber alter Freund Gersdorff,

inzwischen habe ich erfahren, daß Dir etwas sehr Schmerzliches widerfahren ist — der Verlust Deiner Mutter. Als ich dies hörte, war es mir ein rechter Trost, Dich nicht allein im Leben zu wissen, und ich gedachte der herzlichen und dankbaren Worte, mit denen Du in Deinem letzten Briefe an mich Deine Lebens-Gefährtin erwähntest. Wir haben es in unserer Jugend *schwer* gehabt, Du und ich — aus verschiedenen Gründen; aber es wäre eine schöne Billigkeit darin, wenn unserem Mannes-Alter einiges Milde und Tröstliche und Herzstärkende begegnete.

Was mich betrifft, so habe ich eine lange schwere Askese des Geistes hinter mir, die ich freiwillig auf mich nahm und die nicht Jedermann sich hätte zumuthen dürfen. Die letzten sechs Jahre waren in *diesem* Betracht die Jahre meiner größten Selbstüberwindung: wobei ich noch absehe von dem, was mich Gesundheit, Einsamkeit, Verkennung und Verketzerung überwinden ließ. Genug, ich habe auch diese Stufe meines Lebens *überwunden* — und was jetzt noch vom Leben übrig ist (wenig, wie ich glaube!) soll nun ganz und voll das zum Ausdruck bringen, um dessentwillen ich überhaupt das Leben ausgehalten habe. Die Zeit des Schweigens ist *vorbei*: mein „Zarathustra", der Dir in diesen Wochen übersandt sein wird, möge Dir verrathen, *wie* hoch mein Wille seinen Flug genommen hat. Laß Dich durch die legendenhafte Art dieses Büchleins nicht täuschen: hinter all den schlichten und seltsamen Worten steht mein *tiefster Ernst* und meine *ganze Philosophie*. Es ist ein Anfang, mich zu erkennen zu geben — nicht mehr! — Ich weiß ganz *gut*, daß Niemand lebt der so Etwas machen könnte, wie dieser Zarathustra ist. —

Lieber alter Freund, nun bin ich wieder im Ober-Engadin, zum *dritten* Male, und wieder fühle ich, daß hier und nirgends anderswo meine rechte Heimat und Brutstätte ist. Ach, was liegt noch Alles

verborgen in mir und will Wort und Form werden! Es kann gar nicht still und hoch und einsam genug um mich sein, daß ich meine innersten Stimmen vernehmen kann.

Ich möchte Geld genug haben, um mir hier eine Art ideale Hundehütte zu bauen; ich meine, ein Holzhaus mit 2 Räumen; und zwar auf einer Halbinsel, die in den Silser See hineingeht und auf der einst ein römisches Castell gestanden hat. Es ist mir nämlich auf die Dauer unmöglich, in diesen Bauernhäusern zu wohnen, wie ich bisher gethan habe: die Zimmer sind niedrig und gedrückt, und immer giebt es mancherlei Unruhe. Sonst sind mir die Einwohner von Sils-Maria sehr gewogen; und ich schätze sie. Im Hôtel Edelweiss, einem ganz vorzüglichen Gasthofe, esse ich: allein natürlich, und zu einem Preise, der nicht gänzlich im Mißverhältniß zu meinen kleinen Mitteln steht. Ich habe einen großen Korb Bücher mit herauf gebracht; und auf drei Monate ist es wieder abgesehn. Hier wohnen meine Musen: schon im „Wanderer und sein Schatten" habe ich gesagt, diese Gegend sei mir „blutsverwandt, ja noch mehr". —

Nun habe ich Dir Etwas von Deinem alten Freunde und Einsiedler Nietzsche erzählt — ein Traum von dieser Nacht brachte mich dazu.

Bleib mir gut und treu! — wir sind alte Kameraden und haben Manches gemeinsam gehabt!

Dein

Friedrich Nietzsche.

Sils-Maria, Oberengadin (Schweiz)
Ende Juni 1883.

sich aus diesem Sentenzenbuch und dieser spröden Dichtung kaum erahnen. Schaudernd und Schauer erregend verkündet Zarathustra die ewige Wiederkehr des Gleichen; aber was da wiederkehrt, wird nicht verraten. Herrisch und inbrünstig wirbt er um Gläubige, aber der Gedankengrund, auf dem der Glaube ruht, wird nicht kundgetan. Nachdem Nietzsche so überweit vorgegriffen hat, holt er nun gleichsam nach. Und nachdem er Jasager war, wird er Neinsager, Neintuer — indem er den neuen Kampf, die Umwertung der bisherigen Werte, eröffnet.

„Jenseits von Gut und Böse" und die „Genealogie der Moral" ziehen den Schleier von der Philosophie des Willens zur Macht wenigstens teilweise weg; sie sind eine Art Glossarien zum „Zarathustra" und bereiten nachträglich auf diesen vor. Beide Schriften zeigen den Stil Nietzsches in höchster Vollendung. Äußerste Schärfe der Gedanken verbindet sich in ihnen mit reichster Nuancierung des Ausdrucks, härtestes Urteil mit der Süßigkeit der vollen Reife. „Jenseits von Gut und Böse" ist in der Tat eine „universelle Kritik der Modernität" (so hat Nietzsche das Buch selbst genannt). Unter dem Begriff des Vornehmen wird der Moderne das Gegenbild gezeigt zu allem, was sie in ihren Wissenschaften und Künsten, in ihrer Moral, Religion und Politik tut und ist. Die „Genealogie der Moral" aber bringt, in dem souverän gehandhabten Stil einer systematischen Abhandlung, die Hauptstücke der kämpferischen Psychologie Nietzsches: seine Psychologie des Ressentiments und des Sklavenaufstandes in der Moral — seine Psychologie des Gewissens als der rückwärtig gewandten Grausamkeit — seine Psychologie des asketischen Ideals und des Priestertums.

Die Metaphysik Nietzsches aber bleibt auch jetzt noch im Hintergrund. Sie liegt in dem nachgelassenen, unvollendet gebliebenen Hauptwerk verborgen, und nur wie losgerissene Blöcke gehen Stücke von ihr in die Kampfschriften des letzten Jahres ein. Es ist das Symbol der absoluten Abgeschiedenheit, zu der der Einsiedler von Sils Maria verurteilt ist, daß der „Wille zur Macht" sein geheimes Eigen bleibt und nicht einmal als Buch, das keiner liest, in die Öffentlichkeit tritt. Aus den Briefen ergibt sich, daß sich etwa seit dem Sommer 1884 ein „ungeheures Ganzes von Philosophie" vor Nietzsches Blicken auseinanderlegt. Die nächsten sechs Jahre sollen der Ausarbeitung des vierbändigen Werkes gelten; sein Titel ist „Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung der Werte." Umfassende wissenschaftliche Vorstudien dazu werden geplant, bis zu seinem Ende hält Nietzsche an dem Willen, das Werk zu vollenden, fest. Aus alledem geht hervor, daß seine Absicht diesmal, zum ersten und einzigen Male, auf eine systematische Darlegung seiner Philosophie ausgeht. Aus den Fragmenten des Nachlasses, die Nietzsches Plänen gemäß geordnet und zusammengestellt worden sind, hat sich der systematische Aufbau wenigstens als großartiger Torso herstellen lassen.

Der europäische Nihilismus, aus dessen Krise und als dessen Gegenmacht Nietzsches Philosophie verstanden sein will, wird mit universalgeschichtlichem Blick überschaut und gedeutet. Dann folgt die Kritik der höchsten bisherigen

Werte — durch die Einsicht in das, was durch sie ja und nein sagt, durch den Nachweis ihrer Herkunft aus der Dekadenz. Dann wird das Prinzip der neuen Weltdeutung und Wertsetzung allseitig durchgeführt und auf der Grundlage einer Metaphysik, die den Willen zur Macht als Wesen der Welt erkannt hat, eine Erkenntnistheorie, eine Naturphilosophie und Anthropologie, eine Lehre von der Kunst und von der Gesellschaft aufgebaut; schließlich, als Gegenbild gegen alle moderne Demokratie, das Bild der echten Rangordnung und der zukünftigen Herren der Erde gezeichnet. Die Welt als Kampf, der in sich selber das Gesetz der Gerechtigkeit trägt — der Leib als Herrschaftsgebilde — das Bewußtsein als Mittel, als ein Mittel mehr in der Entfaltung und Machterweiterung des Lebens — alle diese Thesen erscheinen hier nicht aphoristisch isoliert, sondern als Ausstrahlungen einer Metaphysik des diesseitigen Lebens, die zweieinhalb Jahrtausenden Theologie und theologiehöriger Philosophie entgegengesetzt wird. Alles aber ist überstrahlt von dem heraklitischen Begriff der „Unschuld des Werdens" und von dem dionysischen Bild der Welt als des sich selbst gebärenden Kunstwerks.

Während dieser systematische Gedankenbau wächst und wächst, schießt Nietzsches Kampfwille, durch die Einsamkeit explosiv gemacht und seiner selbst nicht mehr ganz Herr, zum letzten Angriff vor, der den Sieg erzwingen soll. Das ist die zweite Linie in seiner letzten Schaffenszeit: die Linie der direkten Aktion. Zum Zweck des Kampfs holt er aus dem Gedankengut des „Willens zur Macht" vieles heraus und schmiedet es zur Waffe um. Er greift sogar das systematische Hauptwerk selbst an und macht daraus, als erstes Buch der „Umwertung aller Werte", den „Antichrist". Ein neuer, völlig überraschender Angriff auf Wagner eröffnet den Kampf. Nietzsche hat selbst die Bedingung genannt, die man erfüllen muß, um dem „Fall Wagner" gerecht zu werden: man muß am Schicksal der Musik wie an einer offenen Wunde leiden — daran leiden, daß die Musik um ihren weltverklärenden, jasagenden Charakter gebracht worden ist, daß sie Dekadenz-Musik und nicht mehr die Flöte des Dionysos ist. Wagner, der nicht nur mit dem Christentum, sondern auch mit dem neunzehnten Jahrhundert, mit dem Reich seinen Frieden gemacht hat, im Tode noch zu besiegen und ihm die geistige Herrschaft über Deutschland zu entreißen, das schien die rechte Vorbereitung zu der Entscheidungsschlacht gegen das Christentum selbst und gegen den Repräsentanten aller Widersacher, gegen Bismarck. Die „Götzendämmerung", voll reifer Gedanken wie ein Herbst, ist außerdem ein Sturmangriff auf alles, was bisher Wahrheit hieß, von der „wahren Welt" der Philosophie bis zu den allerjüngsten Wahrheiten, den „modernen Ideen". Das Letzte an radikalem Zerstörungswillen aber wird im „Antichrist" aufgeboten: das Christentum als das bisher größte Unglück der Menschheit, als Gegensatz zu aller geistigen Wohlgeratenheit und zu aller leiblichen erst recht, als Instinkt gegen die Gesundheit ...

Auch der „Ecce homo" gehört in diese Reihe. Diese Selbstbiographie soll aufreizende Tat sein, feuerspeiende Vorrede zu der Umwertung der Werte selbst. Sie

soll, gleichsam in Großaufnahme, zeigen, wer da umwertet, und sie soll Nietzsche von vornherein jenseits aller Moralbegriffe und menschlichen Gesetze stellen. In abrupten Sätzen, fortissimo, endet sie mit der Verkündigung, daß mit diesem Leben, das ein Verhängnis sei, eine neue Weltepoche anbreche: Dionysos gegen den Gekreuzigten ...

Durch alle diese Schriften zieht sich, beinah als beherrschendes Thema, ein wütender Kampf gegen alles Deutsche. „Ich habe in allen meinen Instinkten Deutschland den Krieg erklärt." „Es gehört selbst zu meinem Ehrgeiz, als Verächter der Deutschen par excellence zu gelten." Es ist nicht schwer (viel leichter noch als bei den Haßworten gegen Wagner), die tiefe Liebe herauszuhören. Denn um diese Deutschen, die noch nichts sind, aber etwas werden, geht ja der Kampf, auf ihnen steht ja die Hoffnung; vielleicht muß man sie nur „durch Esprit rasend machen".

Die Schriften des letzten Jahres sind alle in wenigen Wochen, zum Teil in Tagen, geschrieben. Eine unheimliche Euphorie, ein Rausch des vorweggenommenen Sieges lebt in ihnen, freilich auch eine Selbsteinschätzung, die alles Maß verliert, ein Missionsbewußtsein, das sich überschreit, und eine manische Hemmungslosigkeit im Angriff. Die brieflichen Äußerungen der letzten Monate übertrumpfen noch, was in den Schriften steht. Mit unscharfer Grenze geht die Selbsterhöhung, die gewissermaßen zum Kriegsplan Nietzsches gehört, in den Größenwahn der Krankheit über. Kein Zweifel, daß Nietzsche mit seinen Kampfschriften zu handeln, nämlich reale Mächte in die Luft zu sprengen und politische Geschichte zu wirken vermeint. Er glaubt sich stark genug, „die Geschichte der Menschheit in zwei Stücke zu zerbrechen". Schließlich will er das Reich durch eine antideutsche Koalition in ein eisernes Hemd einschnüren und zu einem Verzweiflungskrieg provozieren.

Daß der Geist, insonderheit die Philosophie, die Wirklichkeit nicht nur zu betrachten, nicht nur zu schmücken, sondern zu gestalten berufen sei, ist Nietzsches Glaube von Anfang an. Dieser Glaube verbindet ihn mit der gesetzgeberischen Philosophie der Griechen und zugleich mit der Zukunft: Nietzsche vor allem hat diesen Glauben gültig gemacht für uns.

Der Aktionstaumel des letzten Jahres aber ist kein heraklitischer Wirkungswille mehr, sondern flackernder Widerschein einer verbrennenden Seele am Nachthimmel des Jahrhunderts. Nietzsches Philosophie ist wirklich Tat: dem Zeitalter gegenüber richtet sie die Norm, das Gegenbild, die Gegenwelt auf. Wer in einem Zeitalter, das auf seiner abschüssigen Bahn noch nicht zu Ende gelaufen ist, über den Abgrund hinweg in die Zukunft greift, dem ist keine andere Wirkungsform vergönnt als diese. Die Entscheidungen, die er im Geist trifft, reißen ihn, je echter sie sind, um so gründlicher, von der Zeit los. Er ist dazu verdammt, „Vogel zu sein nach fernen Küsten". Direkte Aktionen aber sind dann nicht Verwirklichungen, sondern erst recht Vorgriffe, und nicht einmal das. Sie sind nur wie Protuberanzen,

die aus dem Glutball der geistigen Entscheidungen aufschießen und wirkungslos in die Leere des Alls verflackern. Es sei denn, einer erlöse die Welt und zerreiße so den Vorhang. Nietzsche hat durchaus geahnt, daß dem, der das nicht ist, nur übrigbleibt, auf den Blitz zu warten.

In den ersten Januartagen des Jahres 1889 stürzt Nietzsche in Turin auf der Straße zusammen. Strindberg, mit dem ein Briefwechsel spielt, erhält in diesen Tagen einen Brief mit der Unterschrift: Nietzsche Caesar. „Ich habe einen Fürstentag nach Rom zusammengerufen", steht darin, „ich will den jungen Kaiser füsilieren lassen." Der große Literat antwortet griechisch-lateinisch und unterschreibt: Strindberg Deus optimus maximus. An andere schreibt Nietzsche ähnliche Briefe und Zettel, als „Dionysos" oder als „der Gekreuzigte". Overbeck eilt herbei. Der Kranke wird nach Basel, dann in die Binswangersche Anstalt nach Jena gebracht. Eine „atypische Paralyse": der Ursprung der Gehirnkrankheit ist trotz aller gelehrten Forschungen nicht klar; wie eine antike Götterrache trifft sie den Helden als haarscharfe Antwort auf seine Hybris. Aus der Dumpfheit des kranken Geistes blitzen geistvolle Gedanken und Phantasien am Klavier auf. Aus der Anstalt entlassen, wird Nietzsche von der Mutter, dann von der Schwester gepflegt, erst in Naumburg, dann in dem Haus auf dem Silberblick in Weimar. Am 25. August 1900 stirbt Nietzsche. Er wird im Erbbegräbnis zu Röcken begraben. Ein kleiner Kreis von Freunden ruft ihm den Dank der Welt für sein Werk und für sein Leben nach. Kaum daß ihre Worte verklungen sind, endet das Jahrhundert, dem er angehörte, indem er es bekämpfte, und das er überwand, indem er eine neue Gestalt des Menschen im Geiste beschwor.

Alfred Brehm

1829—1884

Von

Paul Eipper

„Unser reiches Schrifttum besitzt viele tierkundliche Werke von anerkannter Trefflichkeit, aber wenige, in denen die Lebenskunde der Tiere ausführlich behandelt ist. Man begnügt sich mit einer möglichst sorgfältigen Beschreibung des äußeren und inneren Tierleibs. Die Ursachen dieses ebenso ungerechtfertigten wie einseitigen Verfahrens sind unschwer zu erkennen: unsere Meister der Tierkunde zieren die Hochschulen oder wirken an den öffentlichen Sammlungen. . . . Die Reisenden und die unsere Fluren jagend durchstreifenden Forscher sind es, von denen wir Schilderungen des Tierlebens fordern müssen. Ihnen ist die Aufgabe geworden, vor allem das lebende Tier ins Auge zu fassen . . . denn erst dieses ist ein fühlendes und bewegungsfähiges Wesen; das tote, ausgestopfte, in Weingeist aufbewahrte ist und bleibt immer nur ein Gegenstand. Solche Ansichten haben mich bestimmt, das vorliegende Buch zu schreiben. Durch Lehre und Vorbild meines unvergeßlichen Vaters bin ich von Jugend auf zu eigener Beobachtung der Tiere veranlaßt worden und habe hierzu später, während eines langjährigen Wanderlebens im Norden und Süden sowie in meinem späteren Wirkungskreis manche Gelegenheit gefunden."

Diese grundlegenden Sätze stehen im Vorwort der Erstauflage von Alfred Brehms Hauptarbeit, seines „Tierlebens", das immer wieder die „Tierbibel der Deutschen" genannt wird. Wenn man bedenkt, daß bis heute keine andere Nation der Erde ein ähnliches, ebenso umfassendes, volkstümliches Werk hervorgebracht hat, so kann man wohl sagen, daß „dieses Tierleben für die ganze Welt eine Offenbarung bedeutet". Es ist in alle lebenden Sprachen übersetzt und hat eine neue Einstellung zum Tier in den breitesten Volksschichten hervorgerufen, hat die Tierliebe unvergleichlich vertieft.

Die „befreiende und beschenkende Tat des genialen Tiermalers in Worten" (nach Ludwig Heck) soll zunächst klar umrissen werden, ehe wir uns mit Alfred Brehms äußerem und innerem Lebenslauf beschäftigen; denn in seltener Übereinstimmung stehen hier für uns Nachgeborene Leben und Werk. Ganz richtig schreibt Arthur Berger zur Hundertjahrfeier 1929: „Alfred Brehm hatte den Mut, mit dem alten Grundsatz zu brechen, daß der Mensch der Herr, das Tier der Sklave sei. Mit seiner ganzen Begeisterung trat er für den Tier- und Jagdschutz ein, er, der Meister der Büchse. Von weiten Kreisen des Volkes wurden seine Gedanken aufgenommen. Man erkannte, daß es unrecht sei, Singvögel

zu schießen, um sie zu essen. Man lernte die Tiere beobachten, ihr Leben und Treiben zu belauschen. Brehms Lehren fanden Zugang zu den Schulen; die Kinder wurden verwarnt, Vogelnester zu zerstören und Tiere zu quälen. Was uns heute schon ganz selbstverständlich ist, das danken wir den Anregungen von Alfred Brehm."

Schon bei Erscheinen der Erstauflage (1864 bis 1869) fand Brehms Tierleben begeisterte Aufnahme. So berichtet K. A. Walther von einem alten Apotheker im Erzgebirgischen, der jeden neu hinzukommenden Band des Tierlebens auf einen besonderen Ehrenplatz seines Bücherregals unmittelbar neben die Bibel stellte und täglich nicht nur in der Heiligen Schrift las, sondern hernach ganz regelmäßig auch ein Kapitel aus Brehm — zur Erholung vom Umgang mit Menschen. Dies hört sich heute vielleicht ein wenig biedermeierlich an; aber die wirkliche Volkstümlichkeit eines Buchwerkes kann kaum besser bewiesen werden. Jedenfalls hat unsere Kultur des Herzens und der Seele durch Brehms Wirken eine unvergängliche Bereicherung erfahren; darüber hinaus vermittelt das „Tierleben" in aller Welt einen Begriff von bester deutscher Art der Forschung, der Gründlichkeit und der begeisterten Naturliebe.

Aber worin besteht eigentlich der Unterschied zwischen Alfred Brehms Tierkunde und den Werken aller früheren Forscher auf diesem Gebiet? Was ist das Neue an seiner Gestaltung? Wodurch werden mittelbar oder unmittelbar auch alle zeitlich auf Brehm folgenden Naturschriftsteller von ihm beeinflußt?

Um selbst den Nichtfachmann, den für Tiere und Natur ganz uninteressierten Menschen (gibt es wohl solche überhaupt?) aufzuklären, sei zunächst in die Vergangenheit zurückgegriffen und folgendes aus dem Dunkel einer Bibliothek in die vergleichende Helligkeit gehoben: Johann Amos Comenius, Orbis sensualium pictus, erschienen 1657 zu Nürnberg, in Wort und Bild wohl das erste Konversations-Lexikon. Dort steht im XXIX. Kapitel: „Die wilden Thiere haben scharffe Klauen und Zähne und sind fleischfräßig. Als der Löw, der König der Vierfüssigen, bemähnet, samt der Löwinn." Aus.

Hundert Jahre später weiß man schon etwas mehr; der wissensdurstige Mann aus dem Volk, begierig, möglichst viel über die fremdländischen Tiere zu erfahren, griff nach dem „Systematischen Lehrbuch über die drei Reiche der Natur zum Gebrauch für Lehrer und Hofmeister bei dem Unterricht der Jugend", das 1777 ebenfalls in Nürnberg erschien. Der erste Band, der das Tierreich enthält, sagt über den Löwen: „Das Äußere des Löwen entspricht vollkommen seinen großen inneren Eigenschaften. Die Stärke zeiget sich von außen durch die erstaunlichen Sätze und Sprünge, die der Löwe ohne alle Mühe verrichtet, durch die plötzliche Schwingung seines Schwanzes, der stark genug ist, einen Menschen zu Boden zu schlagen, durch die Leichtigkeit, mit der er die Haut seines Gesichtes und besonders die vor der Stirne zusammenziehet, welches viel beiträgt, um seine Wut auszudrücken, und endlich durch die Kraft, die er besitzet, seine Mähne zu schütteln,

die sich, wenn er zornig ist, nicht allein sträubet, sondern auch beweget und bald hier, bald dorthin flieget." Es folgt dann eine bis in Kleinigkeiten gehende Beschreibung des Körpers und auch ein Bericht darüber, daß der Löwe edel, dankbar und leicht zu zähmen sei, daß er „sanftere Sitten annehme und seinem Herrn gehorsamte und der Hand schmeichelte, die ihm Nahrung reichte, daß er zuweilen denen das Leben schenkte, die man zum Tode bestimmt hatte." Jener Verfasser hat sehr wahrscheinlich irgendwann einen lebendigen Löwen gesehen; persönliche Beobachtungen sind hier verarbeitet, zusammen mit geschichtlicher Quellenforschung (römische Gladiatorenkämpfe usw.); auch mancherlei blumige Phantastereien kommen vor.

Das neunzehnte Jahrhundert ist sachlicher. Johannes Leunis (1802 bis 1873, also Zeitgenosse von Alfred Brehm), seinerzeit berühmter Professor der Naturwissenschaften und Verfasser einer Synopsis der drei Naturreiche, schreibt in seiner weitverbreiteten Schul-Naturgeschichte folgenden „Steckbrief" über den König der Tiere: „Felis Leo L., gemeiner Löwe. Einfarbig braungelb; Schwanz mit Endquaste; sechs bis acht Fuß; Männchen mit Mähne. Asien, Afrika; früher auch in Griechenland. Springt dreißig Fuß weit, greift besonders fliehende Menschen und Tiere an; bereitet seinen Sprung erst dadurch vor, daß er sich niederlegt. Früher zu Kampfspielen der Römer benützt." Diesen manches Wesentliche entbehrenden Abschnitt (wo ist das Brüllen?) haben seinerzeit gewiß die bedauernswerten Schüler auswendig lernen und bei Prüfungen mechanisch herunterleiern müssen.

Und nun lese man in einer eindrucksstarken Stunde die achtundzwanzig eng bedruckten, großen Seiten des „Tierlebens" von 1876 ff. (zweite, von Brehm selbst erweiterte Auflage), wo der Meister in erschöpfender Weise, populär und anschaulich, dabei ohne märchenhafte Phantasie, den Löwen beschreibt, seine Spielarten und seine Umwelt, den Körperbau, das Historische, die Entwicklung, den Charakter und die Fortpflanzung. Anschließend an jene biologischen Ausführungen kommen dann viele von Brehm selbst erlebte Tatsachen: Jagderlebnisse, Beobachtungen in der freien Wildbahn, Berichte von Eingeborenen, schließlich Brehms Erfahrungen mit seiner zahmen Löwin — alles in sprachlich mustergültiger Form.

Darin liegt eben das Unvergleichliche von Brehms Schöpfung, daß wir seine Berichte über Säugetiere, Vögel, Reptilien, Lurche und Fische wie spannende Abenteuergeschichten lesen, daß hier eine tatsächliche Belehrung in denkbar angenehmer, ja unterhaltender Weise jedem, auch dem ungebildeten Leser, dargereicht wird.

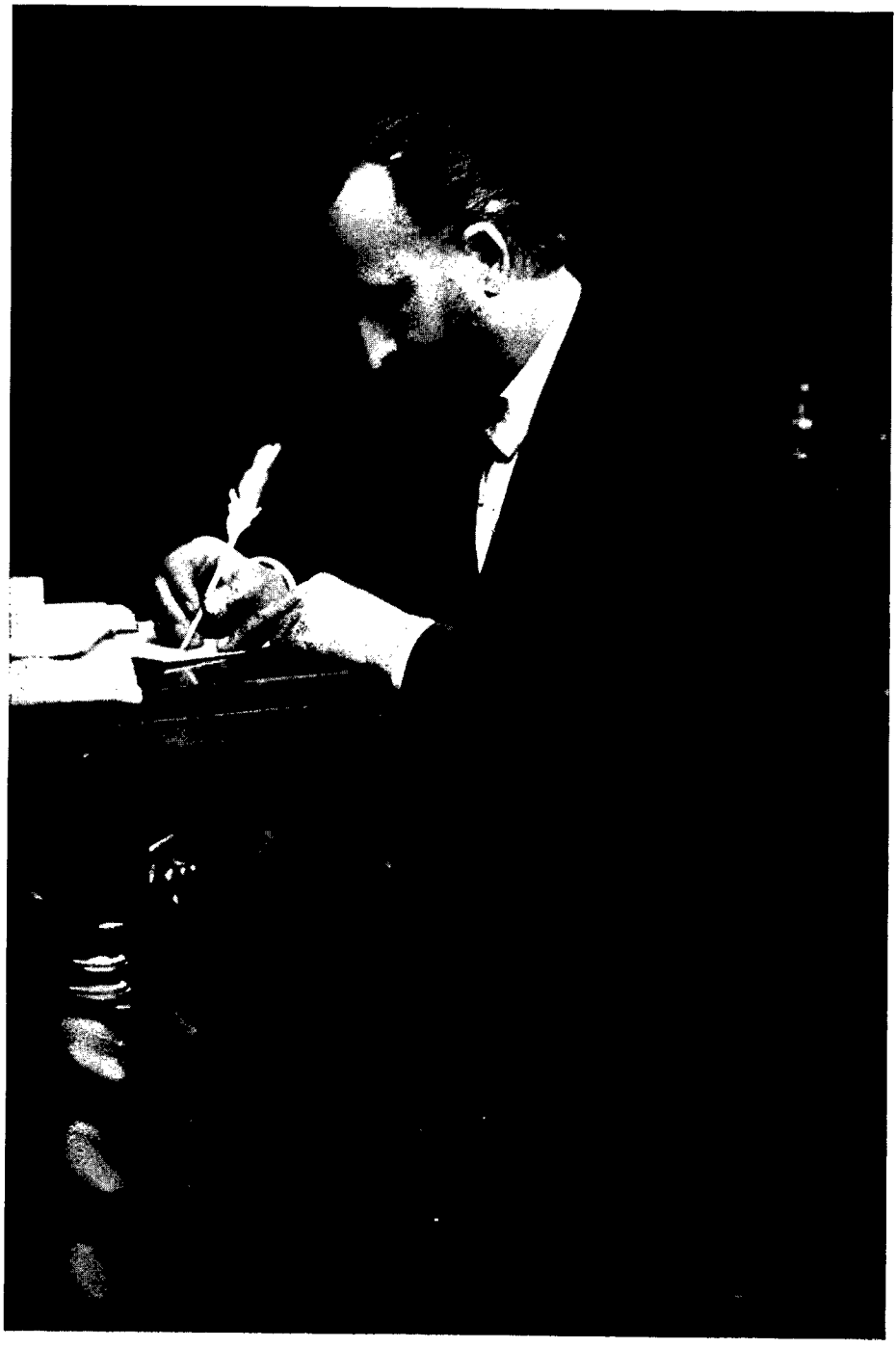
*

Wenn wir uns nun mit dem Lebenslauf von Alfred Brehm eingehend beschäftigen wollen, müssen wir zunächst des Vaters gedenken, der am 24. Januar 1787 im Pfarrhaus zu Schönau (im Herzogtum Gotha) geboren wurde, Theologie

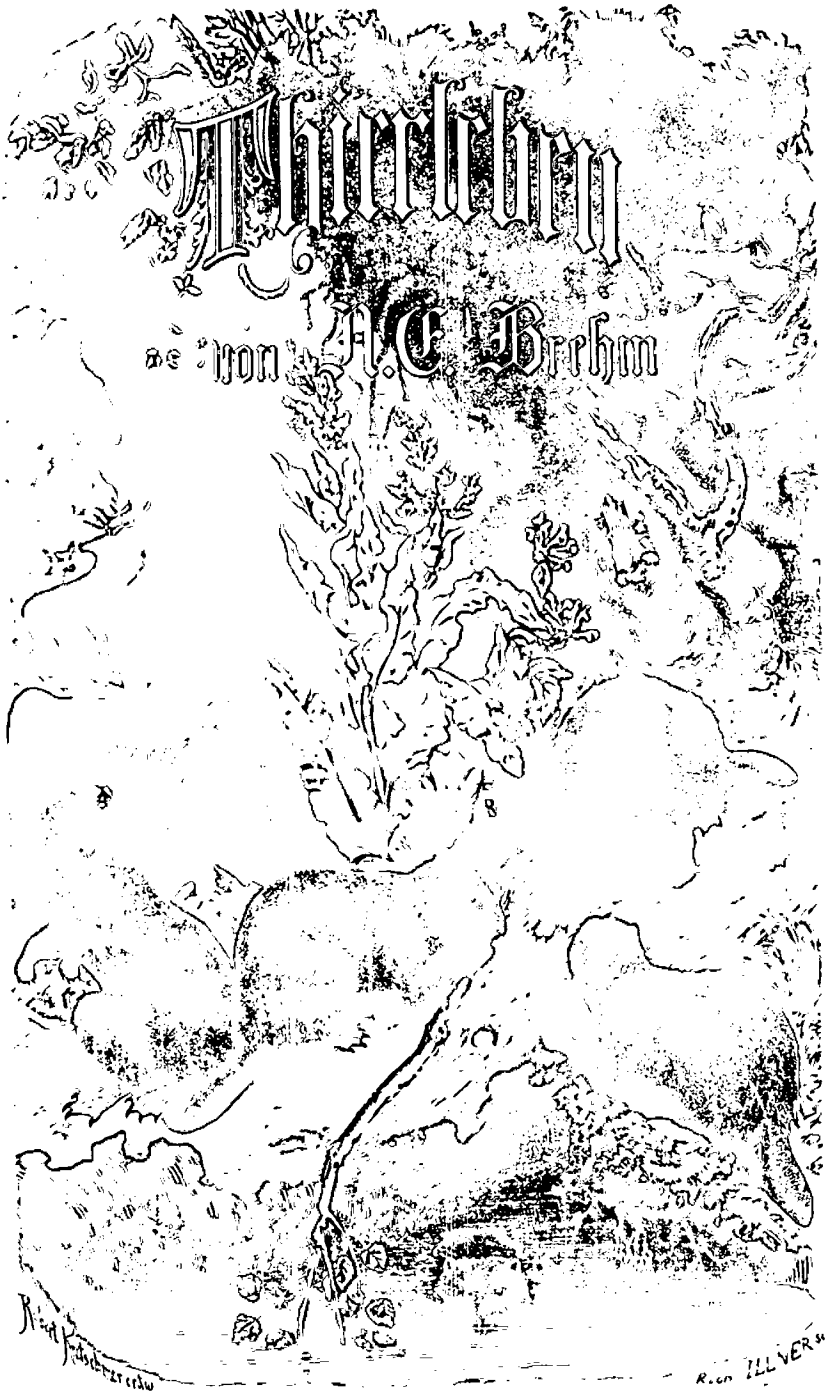
studierte und nach einer kurzen Hauslehrerzeit im Jahre 1812 die Pfarrei von Renthendorf bei Neustadt an der Orla bezog. Fünfzig Jahre wirkte er in diesem Ort als wahrhaftiger und von der Bevölkerung geliebter Seelsorger — ein zur Gänze ausgefülltes Menschendasein, so könnte man meinen. Der „alte Brehm" aber hatte zeit seines Lebens neben der Seelsorge noch eine große Liebhaberei; er besaß schon als Gymnasiast eine Sammlung von zweihundertdreißig selbst ausgestopften Vögeln, und die Ornithologie blieb bis an sein Ende des Pfarrers große Leidenschaft. 1858 verlieh ihm die Universität Jena den Doktortitel; O. Kleinschmidt berichtet, daß das Verzeichnis der Fachschriften Christian Ludwig Brehms hundertundzweiundvierzig Nummern aufweise, darunter „umfangreiche Werke, die auch heute keineswegs veraltet, noch nicht einmal wissenschaftlich voll ausgeschöpft sind". Vielleicht noch wertvoller und persönlicher ist die Bälge-Sammlung des Pfarrers Brehm: mehr als neuntausend fast ausschließlich europäische Vögel, aufgebaut nach dem Gesichtspunkt, jeweils ein und dieselbe Vogelart möglichst in allen ihren Abweichungen (nach Alter, Geschlecht und Wohngegend) systematisch zu vereinigen. Leider gelang es nicht, diese Sammlung Deutschland zu erhalten. Sie kam zunächst in das Rothschildsche Zoologische Museum nach England und befindet sich jetzt in New York.

Man kann wohl sagen: würde das Schicksal dem Sohne Alfred Brehm die Wahl des Elternhauses freigestellt haben, er hätte gewiß nichts anderes begehrt als eben die Pfarrei in Renthendorf, wo er am 2. Februar 1829 zur Welt kam. In jeder Hinsicht war ihm sein Vater das leuchtende Vorbild: als Mensch, Schriftsteller, Naturfreund, Jäger und Tierliebhaber. Kommt noch hinzu, daß seine Mutter, des Pfarrers zweite Gattin, mit ihrer fröhlich-lebhaften Wesensart alle Kinder in Liebe und trefflicher Herzensbildung erzog. „Es stand ein glücklicher Stern über Alfreds Jugend", so schreibt Carl W. Neumann, dessen sehr gute Brehm-Biographie noch wiederholt zitiert werden muß, „Brehms Vater war nicht nur wohlbestallter Pfarrer, sondern im Dienste einer Wissenschaft tätig, die er in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten selbst erst ins Leben gerufen hatte, der Wissenschaft der Vogelkunde. Im Pfarrhaus konnte man ihr nicht dienen. Die Singvögel, die den Garten bewohnten, die Rauchschwalben, die ihre grauen Nester im fliegendurchschwärmten Kuhstall bauten, oder die schnarchende Schleiereule unter dem offenen Scheunengiebel waren gewiß der Beobachtung wert, reichten jedoch für den Wissensdurst des forschenden geistlichen Herren nicht aus. Die Flinte über der Schulter, durchstreifte er eifrig den ganzen Neustädter Kreis."

Hier wuchs der künftige Forscher auf, von der Mutter schon früh mit den klassischen Werken der großen Dichter bekannt gemacht, zum Hohen und Schönen hingeleitet, vom Vater gemeinsam mit seinen Brüdern in die Geheimnisse der Natur, der Tiere und Pflanzen eingeweiht. Ein Knirps noch, zog er schon mit hinaus in die urwüchsig dichten Wälder der Heimat, das Tal der Roda hinauf



Alfred Brehm



Titelblatt der Erstausgabe von Brehms „Tierleben", 1864

und hinab, über Felder und Wiesen, halbtagelang, auf Weisung des Vaters allzeit bedacht, das Späherauge auf seltene Vögel oder versteckte Nester zu richten.

Brehm selbst hat erzählt, wie während des Marsches der Unterricht weiterging: „Hörst du den Vogel dort pfeifen, Alfred? Wie heißt er, wie sieht der Tonkünstler aus? Ein Mönch ist es, richtig, mit schwarzer Kopfplatte. Und woran erkennt man das Weibchen des Mönchs? An seinem rotbraunen Schnabel, jawohl. Hörst du? Jetzt lockt er: Tack, tack, tack. Von welcher anderen Grasmückenart vernahmen wir gestern den gleichen Lockton? Vom Müllerchen — ja, von der Klappergrasmücke. Ganz ebenso lockt auch die Nachtigall. Schau, Alfred, dort auf dem Birkenzweige — ein Zaunkönig mit einem Schnabel voll Futter. Wie machen wir's, um sein Nest zu finden? Wo baut er es, und wie sieht es aus?" Durchaus begreiflich, daß die Söhne strahlenden Auges und offenen Mundes die Wunder anstaunten, die ihnen der kundige Vater wies.

Dabei muß man bedenken, daß zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die mitteldeutschen Wälder noch keine sorgsam gerodeten Kulturforsten waren, sondern ein in seiner Ursprünglichkeit kaum angetastetes, großes Naturparadies, in dem die „Lebensgemeinschaft von Pflanze und Tier" sich durchaus das Gleichgewicht hielt. Wohl dem Menschenkind, das in dieser Landschaft schon während der frühesten Jugend zum Schauen erzogen wurde!

Der Knabe Alfred wuchs auch rasch zum brauchbaren Helfer heran; an seinem achten Geburtstag bekam er vom Vater die erste eigene Flinte, war würdig befunden worden, am Ausbau der Vogelsammlung tätig mitzuwirken: die Berufung seines Daseins hatte schon Gestalt angenommen, die Erforschung der belebten Welt. Aber diese Berufung wurde zunächst nicht — der bürgerliche Beruf. So grotesk es klingt, der Sohn des Pfarrer-Ornithologen ging gleich nach Beendigung der Schulzeit ins Baufach, wollte Architekt werden und hat vier Jahre lang in Altenburg „Baumeister" gelernt. Das Studium der Vogelwelt faßte er bewußt nur als Liebhaberei auf. Hier erhebt sich wieder einmal die alte Streitfrage: Gibt es einen Zufall, oder entscheidet in den großen Augenblicken des Lebens — die göttliche Vorsehung?

Im Jahre 1847 erschien der württembergische Baron Johann Wilhelm von Müller auf der Bildfläche, der sich durch eine Jagd- und Forschungsreise in Afrika bereits einen Namen in der Naturwissenschaft erworben hatte. In Kürze wollte er zum zweitenmal nach dem dunklen Erdteil und holte sich beim „alten Brehm" ornithologischen Rat. Dabei kam zur Sprache, daß der Baron beabsichtige, diesmal einen jungen Begleiter mitzunehmen, der im fachgemäßen Schießen, Sammeln und Präparieren, besonders von Vögeln, geübt sei. Wir wissen nicht viel über die entscheidenden Verhandlungen; jedenfalls segelte J. W. von Müller am 6. Juli 1847 aus dem Hafen von Triest, und sein Gehilfe war der achtzehnjährige Architekturbeflissene Alfred Brehm.

Höchstens anderthalb Jahre sollte die Sammlungs- und Jagdreise dauern; doch erst am 16. Juli 1852 kehrte der in vielerlei Not und Gefahr zum Mann gereifte Jüngling ins Vaterhaus zurück. Man müßte über diese fünf Tropenjahre ein ganzes Buch schreiben, wenn uns nicht Alfred Brehm selbst die Geschichte seiner ersten großen Reise gedruckt hinterlassen hätte.

Es mag dem Chronisten der vorliegenden kurzen Brehm-Biographie gestattet sein, bei diesem 1855 zu Jena erschienenen dreibändigen Werke „Reiseskizzen aus Afrika" ein wenig länger zu verweilen. Während das „Tierleben" wenigstens in Bruchstücken wohl jedermann bekannt ist, trat dieses Erstlingswerk von Alfred Brehm stark in den Hintergrund. Ganz zu Unrecht; in der von Carl W. Neumann besorgten und für unseren Geschmack zusammengezogenen Ausgabe liest es sich auch heute noch wie ein spannender Roman und ist in vieler Hinsicht erstaunlich aufschlußreich für Alfred Brehm. Der ganze Meister des „Tierlebens" kommt hier schon zur Geltung; gleichzeitig auch der trefflich klare Schriftsteller.

Wenn man bedenkt, wie neu und unerforscht im Jahre 1847 für uns Europäer der dunkle Erdteil war (Livingstones, Emin-Paschas und Stanleys Reisen waren zu dieser Zeit noch nicht geschehen), welche Überfülle von Eindrücken auf den bis dahin aus Thüringen nicht herausgekommenen, achtzehnjährigen Jüngling einstürmte, so will es uns fast unbegreiflich scheinen, was Alfred Brehm alles beobachtet und festgehalten hat, nicht nur an Tier- und Naturerscheinungen, sondern an menschlichen Sitten, Gebräuchen und Übelständen, an baulichen Schönheiten, an historischen Zusammenhängen. Dabei muß man sich vor Augen halten, daß der junge Brehm vom Beginn der Reise an unter den gesundheitsschädlichen Einflüssen des Klimas schwer zu leiden hatte, außerdem seelische Nöte und Enttäuschungen in Menge erlebte.

Stecken wir nun die einzelnen Stationen dieser Reise ab: Ankunft in Alexandrien, kurz darauf — infolge von Unerfahrenheit — noch vor der Landung ein heftiger Sonnenstich, der viele Wochen Brehms Dasein belastete. Ende September 1847 reiste man nilaufwärts durch Nubien, hinein in den Sudan. Hundert Tage, zunächst auf dem ortsüblichen Segelboot, dann zu Kamel. Wenn Windmangel die gemächliche Fahrt noch mehr verlangsamte, wanderten die Forschungsreisenden am Ufer nebenher, beobachteten die sehr zahlreiche, bunte Vogelwelt und legten den Grundstock zu ihrer großen Sammlung.

Alfred Brehm gibt in seinem Afrikabuch eine vortreffliche, knappe Schilderung der altägyptischen Baudenkmäler, der Pyramiden und Königsgräber; der Architekt in ihm zieht Vergleiche mit dem griechischen Baustil, und schon damals kommt auch sein Humor zur Geltung. Wie kann er sich an dem Allerweltswort „Malesch" erfreuen, an diesem Ausruf des stromkundigen alten Schiffsführers, womit jener mohammedanische Reis das Unmögliche möglich, das Unerträgliche erträglich machte, den Zorn beschwichtigte, die Angst vertrieb und noch vieles andere auch! Brehms Schönheitssinn ist sehr empfänglich für die gut

gewachsenen Frauen und Mädchen des Landes; aber seine Nase wendet sich mit Entsetzen von ihren „Wohlgerüchen" ab. Nichts entgeht seinem Blick; die Schwimmkünste der Nubier begeistern ihn ebenso wie die Naturgewalt der Stromschnellen und Katarakte, die gefahrdrohend mit zerbrechlichen Schiffen zu überwinden sind.

In der Wüste lernt Brehm nun auch das dort wichtigste Tier kennen, das Kamel, und zwar sowohl den Lastenträger mit allen seinen Vorzügen und Störrigkeiten als das edle Hedjin, das vollendete Reit-Dromedar. Ohne diese beiden Geschöpfe hätte kein Mensch je die Wüste durchqueren können, wenigstens nicht vor der Zeit der Automobile und Flugzeuge. Groß und stark erlebt Alfred Brehm die Wüste, den unbeschreiblichen Zauber ihrer Sternennächte, ihre Endlosigkeit und die Todesgefahren des Durstes, der Sandstürme. Geradezu genial in seiner Eindringlichkeit schildert Brehm einen solchen glutheißen Sandsturm.

Schwere Erkrankung durch einen Schluck fauligen Wassers brachte schon in diesem ersten Teil der Reise dem Jüngling heftige Beschwerden; er war froh, als die Karawane 1848 die Hauptstadt des Sudan erreichte: Khartum, die Residenz von Soliman-Pascha, der die Reisenden höchst liebenswürdig aufnahm.

In Khartum wurde Standquartier errichtet und sofort eine Menagerie lebender Tiere angelegt; Alfred Brehm zähmte junge Hyänen, die ihn später ganz gesittet selbst im zweiten Stockwerk des Hauses besuchten; er pflegte Gazellen, Affen, Strauße und einen drolligen Marabu. Aber er notierte sich auch gewissenhaft die rätselvolle Geschichte des Sudans, beobachtete die verschiedenen Völkerstämme der Eingeborenen und erfuhr tagtäglich durch eigenen Anblick und mit Grauen die Tragik der Sklavenhalterei. Von Khartum aus wurden häufig Jagdzüge nach allen Richtungen hin unternommen, besonders in die Wälder des Blauen und Weißen Nils. So ergiebig die Ausbeute in zoologischer Hinsicht war, so jammervoll hatte Brehm, der meist allein mit zwei nubischen Dienern pirschte, unter den Fieberanfällen zu leiden, die dieses ungesunde Klima allen Europäern aufbürdet.

An seinem zwanzigsten Geburtstag lag Alfred Brehm ohne Arznei und ärztliche Hilfe allein in seinem Zelt am Blauen Nil. Kaum ging es ihm ein wenig besser, stürzte er sich unter Aufbietung seiner Energie von neuem in die Arbeit, jagte und präparierte, mußte aber dann doch Anfang Februar nach Khartum zurück. Hier kam es zum ersten unerfreulichen Zwischenfall mit Baron von Müller, weil dieser die mitgebrachte Beute für ungenügend hielt. „Mich empörte die Undankbarkeit", notiert das Reisetagebuch Brehms, „ich hatte selbst fieberschwach noch gearbeitet. Zum erstenmal fühlte ich damals, daß die Bemühungen eines Naturforschers selten gebührend anerkannt werden. Hätte nicht gerade die Wissenschaft ihre unwiderstehlichen Reize, wäre sie es nicht, die ihre Jünger durch den reichen Genuß belohnt, ihr, der Hohen, dienen zu können, ich hätte von jener Stunde an keine Beobachtung mehr gemacht, kein Tier mehr gesammelt. Damit würde ich mir selbst das Tor meines Glückes verschlossen haben. Denn mehr und

mehr lerne ich verstehen: meine beschwerlichen Reisen, meine trüben Erfahrungen haben mir überreichen Lohn gebracht." Es kam auch bald zur Versöhnung zwischen den beiden Forschern; Ende Februar zogen sie mit einem Engländer, dem Major Petherik, den Weißen Nil aufwärts, gen Kordofan. Nun sah Brehm wirkliche Urwälder, sah ungezählte Papageien, Affen, Krokodile und erlebte den nächtlichen Angriff von Löwen auf das Vieh der Dorfbewohner. Dabei erduldete er einen Fieberanfall nach dem anderen, nützte jedoch mit unerschütterlicher Energie jeden einigermaßen guten Tag zur Arbeit aus. Was gab es hier alles zu beobachten, zu jagen, zu sammeln! Oft kam man beim besten Willen mit dem Präparieren nicht mehr nach.

Leider hatten sich die Reisenden die ungünstigste Jahreszeit für Kordofan gewählt, die Hochsommertrockenheit. Nach vier Monaten kehrten sie fluchtartig und völlig erschöpft nach Khartum zurück. Brehm war so krank, daß er auf dieser Rückreise seine Begleiter bat, ihn am Wege liegen und sterben zu lassen. Er schreibt darüber: „Ich bekam leider wieder einen Fieberanfall und litt auf dem Kamele mehr als je. Die Hitze wurde gegen Mittag fürchterlich. Mit ihr nahm das Fieber in solcher Stärke zu, daß ich — um den Qualen unter der glühenden Sonne zu entgehen und auf Augenblicke der Kühlung zu genießen — bei jedem Baume abstieg ... Diesen (meinen qualvollen) Zustand zu beschreiben, erscheint mir unmöglich. Der Ärmste der Armen Europas findet unter ähnlichen Umständen wenigstens ein kühlendes Plätzchen, einen Ort, wo er sich hinlegen kann. Ich war der Hitze der afrikanischen Tropensonne ausgesetzt, während das fieberglühende Blut mir alle Adern sprengen zu wollen schien ... Für einen solchen Zustand, für die Qualen eines Fieberanfalls auf dem Kamel während der Mittagshitze in einer von der scheitelrecht stehenden Sonne durchglühten Einöde des inneren Afrika gibt es keine Worte."

Baron Müller beschloß, mit Sack und Pack (einschließlich der zahmen Hyänen) das gesündere Ägypten aufzusuchen, die ganze Reise sollte auf dem Wasserweg zurückgelegt werden. Auch hier boten sich vielerlei Arbeitsmöglichkeiten; die Stromschnellen brachten Aufregung und Gefahr. Kairo, die von Brehm über alles geliebte Märchenstadt, schenkte nun Wochen der Ruhe und Erholung; gekräftigt traten die Reisenden Ende des Jahres eine neue Fahrt nach dem Mensaleh-See an, wo alljährlich ungeheure Scharen von Zugvögeln einfallen. Brehm schwelgte in herrlichen Erlebnissen, und die Sammlung wuchs gewaltig.

Mitte Februar 1849 fuhr Baron Müller mit der seitherigen Ausbeute nach Europa, von dem gutmütig versöhnlichen Alfred Brehm als verehrter Freund verabschiedet. Der Zurückbleibende sollte eine zweite, viel längere Forschungsreise nach Innerafrika vorbereiten. Er unternahm zunächst kleinere Jagdzüge zu Wasser und auf Kamelrücken und empfing schließlich in Kairo den lang ersehnten Geleitbrief des Vizekönigs, der für jedes weitere Vordringen unentbehrlich war. In der Zeit des Wartens vervollkommnete Alfred Brehm durch den täglichen Umgang

mit der Bevölkerung seine Sprachkenntnisse so, daß er — fast könnte man sagen — bodenständig wurde, orientalische Kleidung anlegte und sich statt „Brehm" — „Chalihl-Efendi" nannte.

Baron Müller verfügte aus der Heimat, daß die neue Reise bis nach Uganda führen solle; Erforschung der Nilquellen, Vorstoß zur Westküste. Brehm bekam den Auftrag, einen Kostenvoranschlag auszuarbeiten; er errechnete nach genauester Überlegung die Summe von fünftausendsechshundert preußischen Talern, schickte den Bericht ab und wartete monatelang vergebens auf Antwort. Mitte August kam freudigste Nachricht: Brehms Bruder Oskar war unterwegs, wollte die neue Afrikareise mitmachen. Aber leider blieben die Geld- und Materialsendungen des Barons weit hinter dem Notwendigen zurück; endlose, unerfreuliche Schreiberei und immer wieder — warten! So wurde die Wiedersehensfreude mit dem Bruder getrübt, bis dann der Baron wieder etwas Geld schickte und sein Ehrenwort gab, am 1. Juli selber in Khartum einzutreffen. Nun entschloß sich Alfred Brehm, die Expedition auf den Marsch zu setzen. Schwere Verantwortung für ihn; denn seiner Führung folgten der Bruder, ein Köthener Freund, Doktor Vierthaler, der türkische Kawaß Ali, ein deutscher und mehrere nubische Diener. Die Fahrt begann glückverheißend; kurze Zeit, dann wurde ihr Verlauf tragisch: Oskar Brehm ertrank im Nil, und tief erschüttert begrub ihn Alfred unter Anteilnahme der Bevölkerung in der Wüste. Die Durchquerung der Bajuda-Wüste, schon das erstemal sehr beschwerlich, wurde zur gräßlichen Pein; die Kameltreiber verbrannten sich trotz der Sandalen die Fußsohlen am glühendheißen Sand; nach vier Wochen war man — am Ende der Kräfte — in Khartum.

Dort empfing Brehm von Baron Müller statt des vielversprochenen Geldes nur beleidigende Briefe, so daß er die Beziehungen seinerseits löste und sich nur bereit erklärte, die für Ende Juli zugesagte Ankunft Müllers abzuwarten. Leider kam nicht einmal die zur Rückreise erforderliche Summe; das nackte Leben stand auf dem Spiel; Brehm mußte sich von türkischen Bekannten Geld borgen, um mit seinen Kameraden nicht völlig tatenlos herumzuliegen. Trotz heftigen Fiebers sammelte er weiter, bis im November die Kräfte einfach nicht mehr ausreichten. Beinahe wäre er Wucherern in die Hände gefallen, wenn ihm nicht der neue Generalgouverneur des Sudans, Latif-Pascha, in großzügigster Weise geholfen hätte.

Nun konnte er fünfzehn Wochen durch die Urwälder bis fast nach Abessinien reisen und empfing dadurch — wie er noch im Alter immer wieder sagte — die schönsten Natureindrücke seines Lebens. Er sah u. a. eine Elefantenherde zur Tränke ziehen, traf (einmal unter Lebensgefahr) mit Flußpferden zusammen. Nach Beendigung der Fahrt erhielt er die Nachricht vom Bankrott des großsprecherischen Barons von Müller, der nach wie vor in Europa geblieben war. Nur die Arbeit, der Verkehr mit dem deutschen Kaufmann Bauerhorst aus Petersburg und der Umgang mit den Tieren, vor allem mit seiner zahmen Löwin, retteten Alfred Brehm vor völliger Verzweiflung. Er mußte Kleider, Waffen,

Bücher, selbst seine Taschenuhr für die Lebensnotwendigkeiten verkaufen; aber wenn ihm der Gouverneur nicht ein zweites Mal geholfen hätte, wäre er trotzdem nicht von Khartum nach Kairo zurückgekommen. Den folgenden Winter blieb er zur Kräftigung seiner Gesundheit in dieser seiner Lieblingsstadt, machte noch mit Dr. von Heuglin und Bauerhorst eine Studienreise nach dem Roten Meer und dem Sinai, verpackte dann die toten und lebendigen Tiere, nahm schweren Herzens Abschied von Afrika und erreichte nach fünfjähriger Abwesenheit am 16. Juli 1852 das Elternhaus.

*

Diese wechselvolle und alle Kräfte erfordernde Reise durch Urwald und Steppe hat den dreiundzwanzigjährigen Alfred Brehm begreiflicherweise nicht mehr zum Baumeisterberuf zurückkehren lassen; jetzt mußte er — man kann wohl sagen: — naturgesetzmäßig — Zoologie studieren. Er tat es von 1853 bis 1856 in Jena und Wien, trat bei den Jenenser „Saxonen" ein, und obwohl er auf seiner Bude „allerlei wilde Tiere" hielt, genoß er wie jeder junge „Fuchs" die studentische Fröhlichkeit. Aber er war schon in dieser Zeit auch literarisch tätig, schrieb in ornithologischen Zeitschriften, wurde 1853 Mitbegründer der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft, und als 1855 die „Reiseskizzen aus Nordostafrika" erschienen, war er Doktor der Philosophie und Mitglied der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie und anderer gelehrter Gesellschaften.

Wieder lockte die Ferne; 1856 unternahm er mit seinem in Madrid lebenden Bruder Reinhold und dem Baron von der Gabelentz eine abenteuerliche Forschungsreise durch Spanien und brachte dem Vater wertvolle Beiträge für die Vogelsammlung heim. Nach Leipzig zurückgekehrt, fand Alfred Brehm zwei für seine weitere Entwicklung entscheidende Menschen, den Schriftsteller E. A. Roßmäßler, in dessen Zeitschrift „Aus der Heimat" mancher Naturbericht von ihm erschien und mit dem er später gemeinsam „Die Tiere des Waldes" herausgab; vor allem aber Ernst Keil, den Leiter der damals volkstümlichsten deutschen Wochenschrift „Die Gartenlaube". Mit treffsicherem Blick erkannte Ernst Keil die große Begabung des jungen Forschers, ließ ihn unentwegt an hervorragender Stelle in der „Gartenlaube" zu Wort kommen und machte dadurch Brehms Namen überall bekannt. Keil ermöglichte auch finanziell Brehms Nordlandreise, so daß die in Afrika und Deutschland gemachten Vogelstudien in Norwegen, Lappland und am Nordkap weitergeführt werden konnten und 1861 ein neues Brehmbuch „Leben der Vögel" erschien.

Allmählich suchte nun der Weltwanderer einen festen Standort, wurde Lehrer der Geographie und Naturwissenschaft in Leipzig, vermählte sich mit Mathilde Reiz zum glücklichsten Ehebund. Dr. Ernst Krause schreibt in seiner trefflichen Brehm-Biographie: „Die zierliche, behende Frau wurde der gute Genius von Brehms Leben." 1862 begleitete sie den Gatten auf einer wissenschaftlichen Reise

nach den Bogosländern in Abessinien, die der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha ausrüstete. Obwohl die Fahrt nicht von langer Dauer war und Brehm zuletzt wieder unter Fieber litt, bot sie seinen empfänglichen Forscheraugen Stoff genug zu einem neuen Buch.

Jetzt war der Meister reif geworden zur Großtat seines Lebens. Der Verleger Herrmann J. Meyer, Inhaber des damals noch in Hildburghausen beheimateten Bibliographischen Instituts, regte Alfred Brehm an, seine Tieraufsätze zu sammeln, zu ergänzen und in Buchform als eine große neue „Tierkunde" herauszugeben. Sofort erfaßte Brehm die Bedeutung des Vorschlages. Seine Einstellung kennen wir aus den Sätzen, die den vorliegenden biographischen Umriß eröffnen; noch im Jahre 1863 kamen die ersten Lieferungen heraus, und 1869 war das „Tierleben", erste Auflage in sechs Bänden, vollständig erschienen. Vier der großen Bände hat Brehm selbst geschrieben; die Ausführungen über Insekten, Spinnen und wirbellose Tiere übernahmen Fachgelehrte.

Wir wollen über das „Tierleben" anläßlich der dreizehn Jahre später vorliegenden zweiten Auflage im einzelnen sprechen; gerade jetzt drängen die Ereignisse weiter, denn schon 1863, während des Erscheinens des ersten Bandes der Erstauflage, erhielt Alfred Brehm das Angebot, die Direktion des Hamburger Zoologischen Gartens zu übernehmen.

Was hätte den Tierleben-Forscher mehr reizen können als die praktische Tiergärtnerei! Brehm griff mit beiden Händen zu; es wurde ihm versprochen, daß er den Garten völlig umgestalten könne, und tatsächlich hat der ehemalige Architekt auch auf diesem Gebiet Mustergültiges geleistet. Aber der Schwung seiner genialen Pläne wurde durch die Abhängigkeit von einer vielköpfigen Zoologischen Gesellschaft gehemmt, durchkreuzt und vernichtet. Brehms fachlich begründetes Selbstbewußtsein ertrug nicht die Fesselung; gegen Ende 1866 verließ er Hamburg.

Weil jedoch die Verlockung wirksam blieb, als Leiter einer zoologischen Station auch in Deutschland innigsten Umgang mit Tieren zu pflegen, verschrieb er sich sofort wiederum der Tiergärtnerei, gründete in Berlin das „Aquarium", baute es ausschließlich nach seinen eigenen Plänen (1867 bis 1869). Noch einmal sei Dr. Krauses Biographie zitiert: „Brehm erkannte mit Recht die Vielseitigkeit des Aquariums als eine Grundbedingung der gedeihlichen Entwicklung und wollte vor allem seine Lieblinge, die Vögel, darin nicht missen. Dem Besucher sollte in verlockender Kürze ein Spaziergang von der Wüste durch den Urwald zum Meere dargeboten werden. Es war eine Lust, zu sehen, mit welchem Eifer und Erfolge Brehm daranging, seine Anstalt zu der reichsten der Welt zu machen. Selbst Menschenaffen haben — trotz der bedeutenden Kosten — fast niemals im Berliner Aquarium gefehlt, das sich bald einen Weltruf erwarb und zum Vorbilde für die meisten später errichteten Anstalten diente."

Aber es kam auch hier zu Schwierigkeiten; Reibereien verwaltungstechnischer Art machten Brehm müde und krank; nach achtjähriger erfolgreichster Führung

schied er Anfang 1874 vom Berliner Aquarium; eine Gehirnentzündung gefährdete sein Leben ... Brehm suchte und fand Kräftigung im Riesengebirge; wiederhergestellt, verzichtete er nun für alle Zukunft auf feste Berufsbindungen, wirkte ausschließlich als freier Schriftsteller und Naturforscher, hielt während der Wintermonate begeistert aufgenommene Vorträge in allen großen Städten.

Zwei neue Werke erschienen: der zweite Band der „Gefangenen Vögel" — der erste war 1872 veröffentlicht worden —, ein Hand- und Lehrbuch für Liebhaber und Pfleger einheimischer und fremdländischer Käfigvögel, das durch sein gründliches Wissen der Stubenvögelzucht und -liebhaberei gewaltigen Auftrieb gab, und die Neubearbeitung von Roßmäßlers „Süßwasser-Aquarium". Zugleich begann Brehm die Herausgabe der zweiten Auflage seines „Tierlebens", dessen erster Band 1876 vorlag und das gegenüber der sechsbändigen Erstauflage beinahe verdoppelt wurde.

Die gigantische Leistung, sämtliche fünf Klassen der Wirbeltiere auf Brehmsche Weise der Menschheit, sowohl den Fachgelehrten wie dem laienhaften Volke, verständlich zu machen, läßt sich schon deswegen kaum ermessen, weil der ruhelose Forscher Brehm zwischendurch immer wieder auf Reisen ging. Im Jahre 1876 lud ihn sein Freund, Dr. Finsch aus Bremen, zu einer wissenschaftlichen Erforschungsfahrt des westlichen Sibiriens ein, die trefflich vorbereitet war und auf der die beiden Ornithologen von dem Botaniker Grafen Waldburg begleitet wurden. Sie zogen im Schlitten über den Ural, ritten durch die Tataren- und Kirgisen-Steppen an den Altai, stießen zur chinesischen Grenze vor, durchquerten auch eine Tundra, konnten aber das Karische Meer nicht erreichen: neun Monate voller Erlebnisse, aber auch mit vielen Beschwerden, Nahrungsmittelnot, Rentierseuche angefüllt.

Kronprinz Rudolf von Österreich, selbst ein eifriger Jäger und Vogelfreund, ermöglichte Brehm zwei weitere Reisen, besonders zum Studium der Adlerformen, 1878 nach Ungarn, 1879 nach Spanien. Aber zwischen diesen beiden Expeditionen lag jener Unglücksfall, der Brehms Lebenskraft endgültig erschütterte und ihn auch die nun vielseitig zuströmenden äußeren Ehrungen kaum beachten ließ: bei der Geburt des fünften Kindes starb Brehms Gattin. (Bereits 1864 hatte er seinen Vater verloren.)

Was nützte aller Erfolg, da die „Sonne seines Lebens" untergegangen war! Der Tierforscher Alfred Brehm zog sich nach Renthendorf zurück und — züchtete Rosen, arbeitete in aller Stille weiter an der Neuauflage seines „Tierlebens". Während der Wintermonate unternahm er lange Vortragsreisen, um für seine Söhne und Töchter etwas Vermögen anzusammeln. Aus diesem Grunde sagte er für Ende 1883 auch eine Tournee durch Nordamerika zu, und obwohl kurz vor Antritt der Fahrt sämtliche fünf Kinder an Diphtheritis erkrankten, zwang ihn der unerbittliche Kontrakt zur Abreise. Die seelischen Qualen der Sehnsucht und Angst, die körperlichen Strapazen zerstörten Brehms Energie und Gesundheit. Sein jüngster Sohn, das Vermächtnis der toten Gattin, starb, noch ehe Brehm den amerikanischen

Hafen erreicht hatte. In dumpfer Pflichterfüllung hielt der Forscher seine fünfzig ausbedungenen Vorträge, kam greisenhaft müde ins Vaterland zurück und starb — noch nicht sechsundfünfzig Jahre alt — am 11. November 1884.

*

Als Abschluß seien nun die beiden von Brehm persönlich veröffentlichten Ausgaben seines „Tierlebens" beleuchtet. Gewiß hatte die erste Auflage Schlacken und Mängel; Brehm selbst erkannte dies völlig klar. In der zweiten Auflage jedoch sehen auch wir Heutigen noch immer das Fundament einer neuen Tiereinstellung, das große Hausbuch der volkstümlichen Tierkunde, das inzwischen durch die Fachgelehrten Zur Straßen, Ludwig Heck und andere in der vierten Auflage (dreizehn Bände 1911 ff.) auf den heutigen Stand der Wissenschaft ergänzt worden ist. Die Meinungen sind geteilt, ob dieser von manchen Gefühlsbekenntnissen „gereinigte Brehm" restlos seines Schöpfers Wesen entspricht.

Neben dieser Originalausgabe gibt es, seit Brehm urheberrechtlich „frei" geworden ist, noch eine Reihe anderer Bearbeitungen; es sei besonders auf die wohlfeile Jubiläumsausgabe von Carl W. Neumann verwiesen, in der als großer Vorzug die Zusatzstellen des Bearbeiters deutlich vom Originaltext abgetrennt sind.

Die Zeit ist noch gar nicht lange entschwunden, da besonders gescheite Menschen behaupteten, daß Brehms Werk eine vermenschlichende, unwahre und sentimentale Auffassung der Tiere vermittle; denn was wir zum Beispiel als Mutterliebe beim Tier bewundern, sei keineswegs ein seelisches Gefühl, sondern nur der unpersönliche Trieb zur Arterhaltung. Die Wissenschaft habe das Rüstzeug der modernen Gehirnforschung, habe die Auswertung der Instinkte; damit allein könne man das Tier ergründen. Doch was heißt — Instinkt? Instinkt ist ein Wort, das die „Herren der Schöpfung" gern anwenden, um die Unvollkommenheit menschlichen Wissens zu verschleiern.

Es stimmt, daß Brehm zuweilen gefühlsmäßig überschwenglich war; manche seiner Ansichten können heute als überholt bezeichnet werden. Grenzen gibt es zwischen Tier und Mensch; man schadet dem Tier nur, wenn man es in unsere Sphäre ziehen will, Wesenszüge in die Kreatur hineingeheimnißt, die sie nicht besitzt und nicht zu besitzen braucht. Aber Brehms „Tierleben" wird auch noch für viele kommende Geschlechter das deutsche Volksbuch bleiben, das unvergleichlich zum Bewußtsein bringt, wie reich nach innen und außen der Tierkreis ist, wie „eins sich in das andere fügt" und wie armselig eine Welt sein würde, auf der die Tiere ausgerottet sind ...

*

Der Mensch von heute ist verwöhnt durch die Vervollkommnung der Technik; er kann überall vortreffliche fotografische und filmische Naturdokumente von Tieren sehen, und es wird deshalb zu leicht unterschätzt, welches Verdienst Alfred

Brehm auch um die bildliche Darstellung der Tiere sich erwarb. Er hat in die zweite Ausgabe seines „Tierlebens" mehr als tausendfünfhundert Text-Illustrationen aufgenommen, meist ebenso künstlerische wie naturgeschichtlich richtige Holzschnitte. Außerdem sind darin fast zweihundert ganzseitige Tafeln enthalten. Die besten jener Zeichnungen wurden auch in die neueste Auflage übernommen und bestehen durchaus neben den fotografischen Gegenwartsberichten. Sieht man beispielsweise die Tafel mit den Stellungen verschiedener Menschenaffen an, die Gustav Mützel vor sechzig Jahren in Holz geschnitten hat, so wird einem die dokumentarische Richtigkeit auch des kleinsten Fingergliedes klar. Dabei muß man sich vor Augen halten, wie unecht, ausgestopft und ohne Zusammenhang mit der Natur die meisten Darstellungen exotischer Tiere in jener Zeit gewesen sind. Welch unerhörte Suggestionskraft mag durch Brehm die Zeichner seines Tierlebens beflügelt haben! Eine ganze Generation bildender Künstler wuchs so heran, von Kretschmer, Specht, Hartig, Heubach, Kerschensteiner zu Wilhelm Kuhnert.

In Brehms Persönlichkeit vereinigte sich aufs glücklichste eine Fülle trefflicher Eigenschaften: er war zugleich Führer und Erzieher, Naturforscher und Gelehrter, Baumeister und Tierfreund, Beherrscher der deutschen Sprache und ein beschwingter Dichter. Aus diesen Quellen kam sein Werk, das den Tieren Gerechtigkeit verschaffte, sie aus der Sphäre der Reflexmaschinen hob und zu fühlenden Lebewesen machte, zu Geschöpfen mit Empfindungen für Freude und Schmerz, die infolgedessen der Menschen Schutz verdienen und ihre Liebe.

Heinrich Schliemann

1822—1890

Von

Carl Schuchhardt

Unter den Taten deutscher Männer steht das Lebenswerk Heinrich Schliemanns staunenswert und einzigartig da.

Ein mecklenburgischer Pfarrerssohn verliert früh das elterliche Haus, kommt mit vierzehn Jahren in eine Krämerlehre, wird dann nach Holland verschlagen und ist mit fünfundzwanzig Jahren Großkaufmann in Petersburg und Moskau. Kaum vierzigjährig zieht er sich als mehrfacher Millionär vom Geschäfte zurück, um einen Jugendtraum zu erfüllen und Leben und Taten der homerischen Helden als Wirklichkeit zu erweisen. Und er hat das Ziel erreicht trotz aller Abmahnung und Verspottung, trotzdem er jahrelang ganz auf sich allein angewiesen war. Er hat den Trojahügel vor uns hingestellt mit seinen sieben Bauschichten, und die wichtigste davon mit großen Mauern, Palästen und Goldschätzen ist die von Homer besungene Priamos-Feste gewesen. Und in Mykene hat Schliemann die Gräber einer ganzen Königsdynastie gefunden, so reich ausgestattet mit goldenem und silbernem Geschirr und Schmuck, daß man nirgends in der Welt so viel des edlen Metalls an einer Stelle beisammen sehen kann wie in dem Mykene-Saal des Athenischen Museums. Wie ist es möglich gewesen, daß eine Persönlichkeit so ganz verschiedene Leistungen, einmal auf wirtschaftlichem und zum andern auf wissenschaftlichem Gebiete, zu solcher Vollendung bringen konnte? Schliemann ist eine merkwürdige Mischung von schwärmendem Romantiker und scharf denkendem Realisten, und er besitzt dazu einen Willen, der keine Hindernisse kennt. Dieser Wille hat dann bald die Neigung, bald die Berechnung immer scharf im Zügel gehabt und sie kraftvoll auf das vorgesetzte Ziel gelenkt. In dem plötzlichen Umschwung vom Kaufmann zum Archäologen vollzog sich nur der Herrschaftswechsel seiner beiden Grundbegabungen: als die realistische ihre Schuldigkeit getan und ihn zum reichen und damit freien Manne gemacht hatte, überließ er der romantischen das Feld und feuerte sie nun zu ebenso starker Gangart an wie vorher die andere.

Sehr lehrreich sind seine eigenen Kindheitserinnerungen. Als er ein Jahr alt war, wurde sein Vater an die Pfarre von Ankershagen zwischen Waren und Penzlin versetzt. „In diesem Dorfe", erzählt der Sohn, „verbrachte ich die acht folgenden Jahre meines Lebens, und die in meiner Natur begründete Neigung für alles Geheimnisvolle und Wunderbare wurde durch die Wunder, welche jener Ort enthielt, zu einer wahren Leidenschaft entflammt. In unserem Gartenhause sollte

der Geist von meines Vaters Vorgänger, dem Pastor von Rußdorf, ‚umgehen', und dicht hinter unserem Garten befand sich ein kleiner Teich, das sogenannte ‚Silberschälchen', dem um Mitternacht eine gespenstische Jungfrau, die eine silberne Schale trug, entsteigen sollte. Außerdem hatte das Dorf einen kleinen, von einem Graben umzogenen Hügel aufzuweisen, wahrscheinlich ein Grab aus heidnischer Vorzeit, ein sogenanntes Hünengrab, in dem der Sage nach ein alter Raubritter sein Lieblingskind in einer goldenen Wiege begraben hatte. Ungeheure Schätze aber sollten neben den Ruinen eines alten runden Turmes in dem Garten des Gutseigentümers verborgen liegen; mein Glaube an das Vorhandensein aller dieser Schätze war so fest, daß ich jedesmal, wenn ich meinen Vater über seine Geldverlegenheiten klagen hörte, verwundert fragte, weshalb er denn nicht die silberne Schale oder die goldene Wiege ausgraben und sich dadurch reich machen wollte. Auch ein mittelalterliches Schloß befand sich in Ankershagen, mit geheimen Gängen in seinen sechs Fuß starken Mauern und einem unterirdischen Wege, der eine starke deutsche Meile lang sein und unter dem tiefen See bei Speck durchführen sollte; es hieß, furchtbare Gespenster gingen da um, und alle Dorfleute sprachen nur mit Zittern von diesen Schreckniſſen. Einer alten Sage nach war das Schloß einst von einem Raubritter namens Henning von Holstein bewohnt worden, der im Volke ‚Henning Bradenkirl' genannt und weit und breit im Lande gefürchtet wurde, da er, wo er nur konnte, zu rauben und zu plündern pflegte. Den Namen hatte er davon, daß er seinen Kuhhirten, der dem Herzog von Mecklenburg einen verbrecherischen Plan Hennings verraten hatte, bei lebendigem Leibe in einer großen eisernen Pfanne braten ließ; und als der Unglückliche, erzählt die Sage weiter, in Todesqualen sich wand, gab er ihm noch einen letzten grausamen Stoß mit dem linken Fuße. Deshalb wuchs nachher aus Henning Bradenkirls Grabe auf unserem Friedhofe noch jahrhundertelang sein linkes, mit einem schwarzen Seidenstrumpfe bekleidetes Bein immer wieder heraus. Sowohl der Küster Prange als auch der Totengräber Wöllert beschworen hoch und teuer, daß sie als Knaben selbst das Bein abgeschnitten und mit dem Knochen Birnen von den Bäumen abgeschlagen hätten, daß aber im Anfange dieses Jahrhunderts das Bein plötzlich zu wachsen aufgehört habe. Natürlich glaubte ich auch all dies in kindlicher Einfalt, ja bat sogar oft genug meinen Vater, daß er das Grab selber öffnen oder auch mir nur erlauben möge, dies zu tun, um endlich zu sehen, warum das Bein nicht mehr herauswachsen wolle.

Obgleich mein Vater weder Philosoph noch Archäologe war, hatte er ein leidenschaftliches Interesse für die Geschichte des Altertums; oft erzählte er mir mit warmer Begeisterung von dem tragischen Untergange von Herkulanum und Pompeji und schien denjenigen für den glücklichsten Menschen zu halten, der Mittel und Zeit genug hätte, die dortigen Ausgrabungen zu besuchen. Oft auch erzählte er mir bewundernd die Taten der homerischen Helden und die Ereigniſſe des Trojanischen Krieges, und stets fand er dann in mir einen eifrigen Verfechter

der Sache Trojas. Mit Betrübnis vernahm ich von ihm, daß Troja so gänzlich zerstört worden, daß es, ohne eine Spur zu hinterlassen, vom Erdboden verschwunden sei. Aber als er mir, dem damals beinahe achtjährigen Knaben, zum Weihnachtsfeste 1829 Dr. Georg Ludwig Jerrers ‚Weltgeschichte für Kinder' schenkte und ich in dem Buche eine Abbildung des brennenden Troja fand, mit seinen ungeheuren Mauern und dem Skäischen Tore, dem fliehenden Aeneas, der den Vater Anchises auf dem Rücken trägt und den kleinen Askanios an der Hand führt, da rief ich voller Freude: ‚Vater, du hast dich geirrt! Jerrer muß Troja gesehen haben, er hätte es ja sonst hier nicht abbilden können!'"

Schliemann schildert dann sein kindliches Liebesverhältnis zu der gleichaltrigen Minna Meincke, Tochter eines benachbarten Gutspächters, und schließt dies Kapitel: „Es stand zwischen uns schon fest, daß wir, sobald wir erwachsen wären, uns heiraten würden und daß wir dann unverzüglich alle Geheimnisse von Ankershagen erforschen, die goldene Wiege, die silberne Schale, Hennings ungeheure Schätze und sein Grab, zuletzt aber die Stadt Troja ausgraben wollten; nichts Schöneres konnten wir uns vorstellen, als so unser ganzes Leben mit dem Suchen nach den Resten der Vergangenheit zuzubringen."

Aber das Schicksal fuhr grausam dazwischen. Die Mutter starb, der Vater verlor durch widrige Verhältnisse sein Amt, die neun Kinder mußten verteilt werden. Heinrich kam zunächst zu einem Onkel, der Pfarrer in Kalkhorst war, und dann auf die Realschule in Neustrelitz, nach deren Durchlaufen er mit vierzehn Jahren in dem Städtchen Fürstenberg in Mecklenburg-Strelitz als Lehrling in einen kleinen Krämerladen gegeben wurde. Hier vom Morgen bis zum Abend Heringe und grüne Seife zu verkaufen, war hart; er hatte doch immerhin den Vorgeschmack von einer wissenschaftlichen Laufbahn gekostet in dem zweijährigen guten Unterricht eines Kandidaten und ein paar Monaten auf dem Gymnasium. Die ganze Sehnsucht nach dem Unerreichten brach auf, als ein angetrunkener Müllergeselle, der als Faulenzer von der Schule gewiesen war, ihm eines Abends hundert Homerverse in vollem Pathos vorsprach. Er verstand nichts von der Sprache, aber die Ahnung von den verborgenen Herrlichkeiten rührte ihn zu Tränen. So erschien ihm als eine erlösende Fügung der Unfall, der ihn beim Heben eines Fasses betroffen hatte: er mußte Blut speien und wurde damit aus seiner elenden Lage „wie durch ein Wunder" befreit. Sein Körper war freilich arg geschwächt. Vergeblich versuchte er in Hamburg in einer Stellung nach der anderen zu arbeiten; immer wurde er nach acht Tagen fortgeschickt. Von einem alten Freunde seiner Mutter erhielt er zwanzig Gulden und eine Empfehlung für La Guayra in Venezuela. Damit verschaffte er sich einen Platz auf einer kleinen Handelsbrigg, die in jene Gegenden fahren wollte.

Mit ganz neuen Gefühlen versenkte er sich auf dem Schiff in allerhand ersehnte Bücher. Aber die Brigg scheiterte in furchtbarem Sturme bei der holländischen Insel Texel. Schliemann, an eine leere Tonne geklammert, erreichte den

Strand, und am anderen Morgen konnte von allen Habseligkeiten der Schiffsleute just sein Koffer aus den Wellen gefischt werden. Sein alter kindhafter Wunderglaube war nicht erloschen: „Mir war, als flüsterte mir eine Stimme dort auf der Sandbank zu, daß jetzt die Flut in meinen irdischen Angelegenheiten eingetreten sei und daß ich ihren Strom benutzen müsse. Als alle nach Hamburg zurückgeschickt werden sollten, lehnte ich es entschieden ab, wieder nach Deutschland zu gehen, wo ich so namenlos unglücklich gewesen war, und erklärte, daß ich es für meine Bestimmung hielte, in Holland zu bleiben; ich wollte nach Amsterdam gehen, um mich als Soldat anwerben zu lassen." So gab man ihm zwei Gulden, und damit fuhr er in die große Stadt.

Da hat er sich denn zuerst auch kümmerlich durchschlagen müssen als Bürodiener, der Briefe austragen oder Wechsel stempeln lassen mußte; aber er behielt bei dieser mechanischen Arbeit den Kopf frei, lernte zunächst in sechs Monaten Englisch, in weiteren sechs Monaten Französisch und dann in je sechs Wochen Holländisch, Spanisch, Italienisch und Portugiesisch; das alles nach einer besonderen, von ihm selbst erfundenen Methode: ohne Grammatik gleich von einer Übersetzung aus den Urtext zu verstehen und auswendig zu lernen. „So konnte ich", sagt er, „schon nach drei Monaten meinen Lehrern mit Leichtigkeit alle Tage zwanzig gedruckte Seiten englischer Prosa wörtlich hersagen, wenn ich dieselben vorher dreimal aufmerksam durchgelesen hatte. Auf diese Weise lernte ich den ganzen ‚Vicar of Wakefield' von Goldsmith und Walter Scotts ‚Ivanhoe' auswendig." Er hat auf dieselbe Weise auch später noch Russisch, Schwedisch und Polnisch sowie schließlich Neu- und Altgriechisch gelernt. Da er seine geliebten „Paul et Virginie" längst völlig auswendig konnte, kaufte er sich zum Beispiel davon eine neugriechische Übersetzung und las und deutete sich Satz für Satz. Er wollte diese Methode, fremde Sprachen zu lernen, immer allen Gleichstrebenden, ja sogar allen Schulen lebhaft empfehlen. Aber sie taugt sicher nur für besonders geartete Menschen mit rascher Einfühlung und lebhafter Kombinationsgabe, wie Schliemann es war. Sein jüngerer Bruder Louis, wohl der begabteste neben Heinrich, schreibt ihm später einmal: „Ich kann Dich nur verstehen, wenn ich mir sage, daß Du ein außergewöhnlicher Mensch bist, der wenige seinesgleichen hat, begnadet mit großartigen Fähigkeiten."

Schliemanns kaufmännisches Glück begann mit dem Eintritt in das Handelshaus B. H. Schröder & Co. in Amsterdam, wo er am 1. März 1844, also zweiundzwanzig Jahre alt, Korrespondent und Buchhalter wurde. Seiner ausgebreiteten Sprachkenntnis folgte nun die Ausweitung seines Blickes über die Wirtschaftsverhältnisse der verschiedensten Länder. Besonders interessierten ihn die Beziehungen zu dem großen, so ungemein entwicklungsfähigen Rußland. Auf eigene Faust lernte er Russisch, da er keinen Lehrer dafür in Amsterdam fand, und schon nach zwei Jahren wurde er von seiner Firma als ihr Agent in Petersburg eingesetzt. Vierundzwanzigjährig trat er dort an, verschaffte sich geschäftstüchtig

sofort auch die Agenturen einer Reihe mit B. H. Schröder in naher Beziehung stehender Firmen und betrieb daneben alsbald eigene Geschäfte. Schon 1847 wurde er in die Gilde der Großkaufleute aufgenommen. Seine Raschheit, seine Zuverlässigkeit, seine Großzügigkeit hatten ihn erstaunlich bald zu Ansehen gebracht. Seine eigenen Geschäfte machte er zuerst fast ausschließlich in Indigo, da er sich in diesem Artikel in Amsterdam die besten Kenntnisse erworben hatte, aber während des Krimkrieges hat er auch vieles, was die Armee brauchte, eingeführt, immer weit und scharf umherspähend, wo sich jeweils die besten Gelegenheiten dafür boten. Einen Einblick in die Art dieses Betriebes und zugleich in Schliemanns Gemüt, das sein eigenes Leben längst als einen Mythos empfand, gibt ein Geschehnis, das er ergriffen schildert: „Die göttliche Vorsehung beschützte mich oft in der wunderbarsten Weise, und mehr als einmal wurde ich nur durch einen Zufall vom gewissen Untergange gerettet. Mein ganzes Leben lang wird mir der Morgen des 4. Oktober 1854 in der Erinnerung bleiben. Es war in der Zeit des Krimkrieges. Da die russischen Häfen blockiert waren, mußten alle für Petersburg bestimmten Waren nach den preußischen Häfen von Königsberg und Memel verschifft und von dort zu Lande weiterbefördert werden. So waren denn auch mehrere hundert Kisten Indigo und eine große Partie andere Waren von Amsterdam für meine Rechnung auf zwei Dampfern an meine Agenten, die Herren Meyer und Cie. in Memel, abgesandt worden, um von dort zu Lande nach Petersburg transportiert zu werden. Ich hatte den Indigoauktionen in Amsterdam beigewohnt und befand mich nun auf dem Wege nach Memel, um dort nach der Expedition meiner Waren zu sehen. Spät am Abend des 3. Oktober im Hotel de Prusse in Königsberg angekommen, sah ich am folgenden Morgen bei einem zufälligen Blick aus dem Fenster meines Schlafzimmers auf dem Turme des neuen ‚Grünen Tores' folgende ominöse Inschrift in großen vergoldeten Lettern mir entgegenleuchten:

Vultus fortunae variatur imagine lunae:
Crescit, decrescit, constans persistere nescit.

Ich war nicht abergläubisch, aber doch machte diese Inschrift einen tiefen Eindruck auf mich, und eine zitternde Furcht, wie vor einem nahen, unbekannten Mißgeschick, bemächtigte sich meiner. Als ich meine Reise mit der Post fortsetzte, vernahm ich auf der ersten Station hinter Tilsit zu meinem Entsetzen, daß die Stadt Memel am vorhergehenden Tage von einer furchtbaren Feuersbrunst eingeäschert worden sei, und vor der Stadt angekommen sah ich die Nachricht in der traurigsten Weise bestätigt. Wie ein ungeheurer Kirchhof, auf dem die rauchgeschwärzten Mauern und Schornsteine wie große Grabsteine, wie finstere Wahrzeichen der Vergänglichkeit alles Irdischen sich erhoben, lag die Stadt vor unseren Blicken. Halb verzweifelt suchte ich unter den rauchenden Trümmern nach Herrn Meyer. Endlich gelang es mir, ihn aufzufinden — aber auf meine Frage, ob meine Güter gerettet

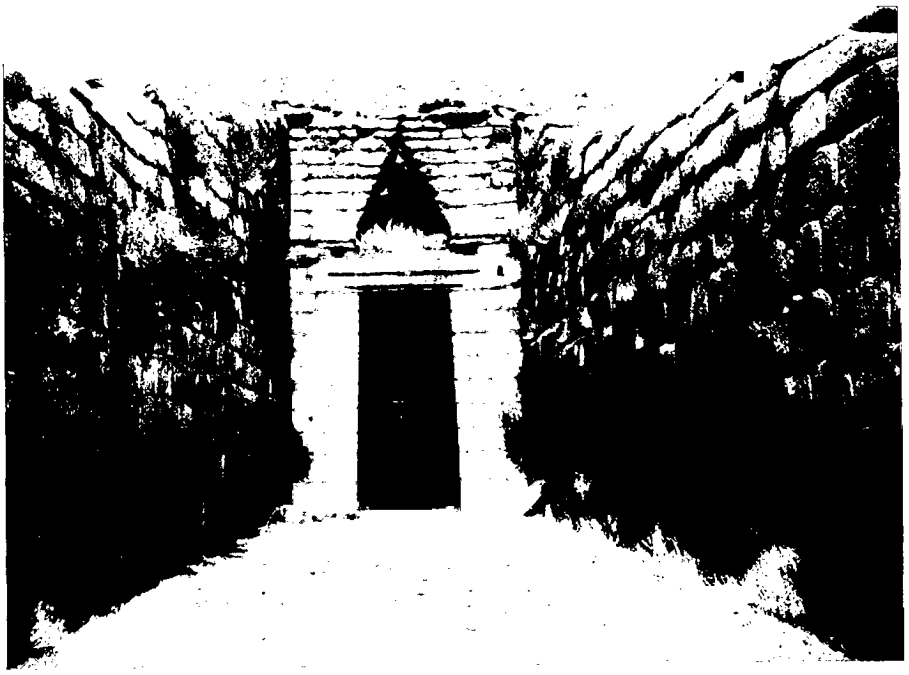
wären, wies er statt aller Antwort auf seine noch glimmenden Speicher und sagte: ‚Dort liegen sie begraben!‘ Der Schlag war sehr hart: durch die angestrengte Arbeit von acht und einem halben Jahre hatte ich mir in Petersburg ein Vermögen von hundertfünfzigtausend Talern erworben — und nun sollte dies ganz verloren sein. Es währte indessen nicht lange, so hatte ich mich auch mit diesem Gedanken vertraut gemacht, und gerade die Gewißheit meines Ruins gab mir meine Geistesgegenwart wieder. Es war noch am Abend des nämlichen Tages: ich stand im Begriffe, meine Weiterreise nach Petersburg mit der Post anzutreten, und erzählte eben den übrigen Passagieren von meinem Mißgeschick, da fragte plötzlich einer der Umstehenden nach meinem Namen und rief, als er denselben vernommen hatte, aus: ‚Schliemann ist ja der einzige, der nichts verloren hat! Ich bin der erste Kommis bei Meyer & Cie. Unser Speicher war schon übervoll, als die Dampfer mit Schliemanns Waren anlangten, und so mußten wir dicht daneben noch einen hölzernen Schuppen bauen, in dem sein ganzes Eigentum unversehrt geblieben ist.‘ Der plötzliche Übergang von schwerem Kummer zu großer Freude ist nicht leicht ohne Tränen zu ertragen. Ich stand einige Minuten sprachlos; schien es mir doch wie ein Traum, wie ganz unglaublich, daß ich allein aus dem allgemeinen Ruin unbeschädigt hervorgegangen sein sollte! Und doch war dem so! Das Feuer war in dem massiven Schuppen von Meyer & Cie. ausgebrochen und von einem orkanartigen Nordwind rasch über die ganze Stadt verbreitet worden; so hatte der nur ein paar Schritte nördlich vor dem Speicher gelegene hölzerne Schuppen ganz unversehrt bleiben können. Meine glücklich verschont gebliebenen Waren verkaufte ich nun äußerst vorteilhaft, ließ dann den Ertrag wieder und immer wieder arbeiten, machte große Geschäfte in Indigo, Farbhölzern und Kriegsmaterialien (Salpeter, Schwefel und Blei) und konnte so, da die Kapitalisten Scheu trugen, sich während des Krimkrieges auf größere Unternehmungen einzulassen, beträchtliche Gewinne erzielen.“

Seine Petersburger Tätigkeit hatte Schliemann schon 1850 bis 1852 einmal auf längere Zeit unterbrochen. 1848 war das erste Gold in Kalifornien gefunden. Sein Lieblingsbruder Louis war hinübergefahren und schrieb die verlockendsten Briefe: „Menschen, die in dies Land kommen, sollten jeden Cent mitbringen; unbändige Vermögen werden hier in ein paar Monaten gemacht.“ Als der Bruder dann plötzlich starb, fuhr Schliemann hinüber, machte dem Präsidenten einen Besuch, stellte fest, daß das Vermögen des Bruders von seinem Partner entführt worden war, und gründete dann in Sacramento, im Minenbezirk, ein Bankgeschäft für den Handel mit Goldstaub. Von morgens sechs bis abends um zehn steht er in seinem Laden und verhandelt in acht Sprachen. „Ich kam“, schreibt er, „damals mit den schlauesten der schlauen Schurken in Berührung. Da ich aber alle Ränke und Kniffe der Amerikaner kannte, ehe ich nach Kalifornien kam, und auch der Sprache vollkommen mächtig war und jeden für einen Spitz-

Sophie Schliemann mit dem trojanischen Goldschmuck

Heinrich Schliemann

Das Löwentor der Burg von Mykene
Ausgrabung unter Heinrich Schliemann 1876 –78



Eingang zum ſogenannten Schatzhaus des Atreus in Mykene

Sir

We are now ready to purchase any quantity of Gold Dust, at the highest prices, for which we pay principally in American Coin, and Drafts drawn at par on San Francisco.

We will sell Messrs. Rothschild's Bills of Exchange on the United States and Europe.

When you visit the City of Sacramento, we would respectfully solicit your call.

Your Obedient Servants,

H. SCHLIEMANN & Co.,
Bankers, in the Brick Building Cor. J and Front Streets.

Sacramento, ... 185.....

Schliemanns Geschäftsanzeige als Händler mit Goldstaub in Kalifornien, 1850

buden ansah, so habe ich dort niemals verloren, im Gegenteil bedeutend gewonnen." Nach anderthalb Jahren kommt er zurück und hat die mitgenommenen fünfzigtausend Reichstaler verdoppelt.

Im Oktober 1852 hat Schliemann dann in Petersburg geheiratet. Seine Erwählte, Katarina Lyschin, stammte aus dem guten kaufmännischen Bürgerkreise. Die Ehe wurde aber eine Enttäuschung nach allem, was er sich früher enthusiastisch von einer solchen vorgestellt hatte. Schliemann hatte schon 1846, sobald er selbständig geworden war, einen Mittelsmann beauftragt, für ihn um seine Kinderliebe Minna Meincke anzuhalten, und zu seinem Schmerz erfahren, daß sie sich kurz vorher verheiratet hatte. Unlustig und auch unkritisch hielt er nachher Umschau und war glücklich, als Katarina, die ihn wiederholt abgewiesen, endlich doch einwilligte. Aber sie hatte keine Neigung und kein Verständnis für ihn. Sie war phantasielos, von kühlem Verstande, auf ruhige Ordnung bedacht. Mit seinem gesteigerten, sprunghaften Wesen, der Unrast, dem ewigen Planen und Verlangen zum Mitgehen war er für Alltagsmenschen kein bequemer Weggenosse. „Es ist das traurige Los unserer Familie" — schreibt er einmal den Schwestern — „sehr heißen Charakters zu sein und tief zu fühlen." Und ein andermal: „Es ist mein Unglück, daß ich meine Frau wie ein Irrsinniger liebe und daß ich verzweifelt bin, wenn ich ihre Gleichgültigkeit gegen mich sehe."

In den ersten sieben Jahren der Ehe hat sie ihm einen Sohn und zwei Töchter

geboren. Aber die kühle Temperatur des Hauses wirkte immer mehr erkältend auch auf seine Liebe zu Rußland und zu seinem Geschäft. Er hatte darin nie eine wirkliche Befriedigung gefunden. „Wohnt denn das Glück "— schreibt er schon früh an den Vater — „in den sechstausend Talern, die ich 1847 verdiente, oder in den zehntausend, die ich in diesem Jahre zu verdienen hoffe? Oder wohnt es in meiner prächtigen Wohnung, köstlichen Speisen, schönen Weinen usw.? Nein! Wahrlich nicht! Vom frühen Morgen bis späten Abend an meinem Kontortische stehend, in ewiges Nachdenken vertieft, wie ich am bequemsten durch vorteilhafte Spekulation ... meinen Geldbeutel schwerer machen kann, fühle ich mich weit weniger glücklich als damals, wie ich hinter dem Ladentische in Fürstenberg mich mit dem Fischkarrer über den Hund mit dem langen Schwanze unterhielt." Und 1857 in den Selbstbekenntnissen seiner Hefte: „Ich halte es nicht mehr aus. Ich bin zu wenig unter gebildeten Menschen. Darum reise ich nach Griechenland, und wenn ich auch da nicht leben kann, so gehe ich nach Amerika, wo es jeden Tag etwas Neues gibt."

1858 beschloß er in der Tat, sein Geschäft aufzugeben, und ging vorläufig auf eine große Reise nach Schweden, Dänemark, Deutschland, Italien und Ägypten. Aber der Prozeß gegen einen Schuldner, der ihn auch ehrenrührig gekränkt hatte, rief ihn zurück, und da er die jahrelange Dauer dieses Rechtshandels voraussah, nahm er sein Geschäft wieder auf, um es nun kraftvoll und mit einer Kühnheit und einem Erfolge wie nie zuvor noch bis 1863 fortzuführen. Als er dann den Prozeß nach allen Richtungen gewonnen hatte, machte er endgültig Schluß. Er ging auf eine Reise um die Welt: über Griechenland, Indien, China, Japan nach San Franzisko und von da über New York nach Paris. Der unersättliche Trieb, in voller Freiheit jetzt die ganze Welt, Altes und Neues kennenzulernen, mußte zuerst befriedigt werden. Schon auf dieser Reise hat er ein kleines Buch „La Chine et le Japon" geschrieben und alsbald veröffentlicht. Nach seiner Rückkehr 1866 machte er sich in Paris ansässig, und da seine Frau sich weigerte, Rußland zu verlassen, ließ er sich nunmehr scheiden. Zwei Jahre widmete er völlig der griechischen Literatur und Altertumskunde. Im Sommer 1868 aber zog er aus, um die wichtigsten Stätten der Heldensage endlich selber kennenzulernen: Ithaka und das Phäakenland, Mykene, Tiryns und Troja. Schon Ende des Jahres war das Buch fertig, das über seine Ergebnisse berichtete. Er habe von vornherein nicht den Ehrgeiz gehabt, eine Studie über diesen Gegenstand zu veröffentlichen, sagt er — „ich entschloß mich erst dazu, als ich fand, welche Irrtümer fast alle Archäologen über die verschiedenen wichtigen Stätten verbreitet haben".

Die Studie heißt „Ithaka, der Peloponnes und Troja" und ist heute noch ein erstaunliches Buch, für das seine Heimats-Universität Rostock ihm nicht mit Unrecht den Doktortitel verliehen hat. Es zeigt Schliemanns Eigenschaften in glänzendem Lichte: den Fleiß, mit dem er für jeden Platz: Korfu, Kephallonia, Ithaka usw., alle Schriftquellen bis in die spätrömische Zeit zusammengetragen hat, und sodann den äußerst gesunden Ortssinn, den sicheren topographischen

Blick, mit dem er im Gelände das in der Dichtung Beschriebene wiedererkennt: in Korfu als dem Phäakenlande die Stadt zwischen den beiden Häfen und vor dem größeren Hafen die versteinerte Barke, die den Odysseus nach Hause gefahren hat und bei ihrer Rückkehr vom zürnenden Poseidon bestraft wird; in Ithaka den Phorkyshafen mit den zwei Felspylonen, in dem Odysseus abgesetzt wird, und die Nymphengrotte darüber, in der er seine Schätze birgt; in Mykene die alte Königsnekropole am Löwentore hinter der Burgmauer und in Troja die alte Feste auf dem niedrigen Hügel Hissarlik, nicht weiter oben auf dem hohen Bunarbaschi, wo auch Moltke sie angenommen hatte. Und zugleich sieht man, wie er überall mit dem Volke rasch verwächst, seine Eigenheiten versteht und mit den eigenen Ideen es begeistert. Köstlich sind seine Erzählungen von Ithaka. Da wird er am mittleren Einschnitt, an der Wespentaille der Insel, abends elf Uhr an Land gesetzt. „Ich war so glücklich, beim Aussteigen den Müller Panagis Asproieraka anzutreffen, der mir für vier Franken seinen Esel vermietete, um mein Reisegepäck zu tragen, während er selbst mir als Führer bis zur Hauptstadt Vathy diente. Als er gehört hatte, daß ich nach Ithaka gekommen wäre, um archäologische Forschungen anzustellen, sprach er sich mit lebhaftem Beifall über mein Vorhaben aus und erzählte mir unterwegs alle Abenteuer des Odysseus von Anfang bis zu Ende ... Sein Eifer, mich über die glorreichen Taten des Königs von Ithaka zu unterrichten, war so groß, daß er keine Unterbrechung duldete. Vergebens fragte ich ihn: ‚Ist dies der Berg Aëtos? Ist dies der Phorkyshafen? Auf welcher Seite befindet sich die Grotte der Nymphen? Wo ist das Feld des Laertes?' ... Alle meine Fragen blieben ohne Antwort. Der Weg war lang, und als wir endlich halb ein Uhr nachts die Schwelle seiner Haustür in Vathy überschritten, war er gerade in der Unterwelt mit den Seelen der Freier unter dem Geleite des Merkur angelangt." Auf die Fragen Schliemanns erklärte der Mann dann, daß er weder Altgriechisch könne, noch überhaupt lesen und schreiben gelernt habe, daß aber seine Familie die Bewahrerin der alten Tradition sei und niemand auf der Insel die Geschichte des großen Königs so gut wisse wie er.

Dicht bei dem Hauptorte Vathy findet Schliemann dann die beiden in der Odyssee 13,96—124 geschilderten Hauptkennzeichen, die uns noch heute verbürgen, daß an dieser Stelle der Dichtung in der Tat das heutige Ithaka gemeint ist. „Der Hafen des Phorkys, des Meergreises, in welchem zwei steile Felsen vorspringen nach dem Eingange des Golfes zu", ist noch heute so beschaffen. „Aber am Ende des Hafens", heißt es dann bei Homer weiter, „erhebt sich ein dichter Ölwald, und gleich daneben liegt eine liebliche dunkle Grotte, die den Nymphen, welche Najaden heißen, geweiht ist. Da sieht man Urnen und steinerne Krüge ... und steinerne Webstühle, auf denen die Nymphen purpurne Gewänder weben, wunderbar anzuschauen ... Die Grotte hat zwei Eingänge: der eine im Norden ist für die Menschen, der andere im Süden für die Götter; niemals überschreiten ihn die Menschen, denn das ist der Weg der Unsterblichen."

Die Grotte fand Schliemann „dicht neben dem Hafen, am Abhange des Berges Neion, fünfzig Meter über dem Meeresspiegel ... Von der Decke hängen Massen von Tropfsteinen in bizarren Formen herunter, und mit nur einiger Einbildungskraft erkennt man darin Urnen, Krüge und die Webstühle ... In der Grotte befindet sich auch auf der nordwestlichen Seite eine Art natürlicher Eingang von zwei Meter Höhe und vierzig Zentimeter Breite, durch den man bequem in die Grotte gelangen kann, und auf der Südseite eine runde Öffnung von nur zweiundachtzig Zentimeter im Durchmesser, die den Eingang der Götter bildet, denn an dieser Stelle hat die Höhle eine Tiefe von siebzehn Meter, so daß der Mensch auf diesem Wege sie nicht wohl betreten kann."

Emil Reisch hat 1887 bei eingehender Bereisung von Ithaka diese Schliemannsche Beschreibung bestätigt und erklärt, daß auch die Weideplätze des Eumaios mit der Arethusa-Quelle und dem Korax-felsen auf dem südlichen Hochplateau der Insel ganz augenfällig zu erkennen seien. Die „Stadt" und den „Palast" des Odysseus auf dem ganz steilen und schmalen Aëtos-Berge lehnt er dagegen entschieden ab. Schliemann hatte hier eine Reihe von Tagen gegraben und über die kümmerlichen Ergebnisse sich mit kindlicher Phantasie zu trösten gesucht. Er suchte im „Palast" nach dem Ölbaum, aus dem Odysseus sich das Ehebett gestaltet hatte, und als sich gar nichts fand, meinte er, daß doch in den Felsspalten, die freigelegt waren, der Ölbaum habe Wurzel schlagen können. Und als er an einer anderen Stelle des „Palastes" ein paar kleine Tonfläschchen fand, meinte er: „Es ist wohl möglich, daß ich in meinen fünf kleinen Urnen die Asche des Odysseus und der Penelope oder ihrer Nachkommen bewahre."

Das war der Schliemann, wie er damals zur Volkskarikatur wurde und viele Nachahmungen hervorrief, indem alle Augenblick jemand den Schwertknauf des Varus oder eine Haarnadel der Thusnelda gefunden haben wollte. Auch daß das heutige Ithaka das des Odysseus gewesen sei, wird ihm bekanntlich seit längerer Zeit von gewichtigen Seiten bestritten. Man will statt dessen Leukas annehmen oder auch Korfu. Aber die markanten Punkte, insbesondere die Nymphengrotte, lassen sich nicht wegleugnen und finden sich nirgendwo sonst. Auf der anderen Seite schildert Odysseus bei den Phäaken sein Ithaka so, daß nur Korfu gemeint sein kann: „Da ist eine große Inselgruppe", sagt er, „Ithaka liegt allein, am weitesten gegen Abend, die anderen geballt fernab im Süden: Dulichion, Zakynthos und Same." Wenn von diesen südlichen nur drei genannt werden, sind es ohne Frage die drei großen: Leukas, Zante und Kephallonia, und das einsam gegen Nordwesten vorgeschobene „Ithaka" ist Korfu. Die Lösung dieser Merkwürdigkeit wird aber heute immer klarer. Der Sage liegt zugrunde ein altes, großes illyrisches Königreich, das vom Festlande auf die Inseln hinübergegriffen hatte. Nach der Ilias (2.631 ff.) beherrscht Odysseus dies ganze Gebiet. Die Bewohner heißen insgesamt Kephallenen; mit ihnen zieht er gegen Troja in den Kampf. Später aber, nach der Dorischen Wanderung, als die achäische Großzügigkeit von einer

Kantönli-Wirtschaft abgelöst war, stellte man sich Odysseus nur noch als einen kleinen Gaufürsten vor und dachte ihn auf dem bescheidenen Ithaka zu Hause. Schliemann hat also die Örtlichkeit, die die jüngere Sagenform schildert, auf Ithaka ganz richtig erkannt, aber der alte, weitherrschende Odysseus wird wohl einen prächtigeren Wohnsitz gehabt haben als dieses Inselchen.

In Mykene hat Schliemann sich damals bei seinem ersten Besuche auf keine Grabung eingelassen, aber in Troja konnte er nicht widerstehen, die Frage, ob das zwölf Kilometer aufwärts am Mäander gelegene kleine Felsennest Bunarbaschi wirklich die Feste des Priamos gewesen sei, gleich zu klären. Er fand nichts als späte Siedlungsreste, und die Steilhänge der Burg sowie die weite Entfernung vom Meere waren weitere Gründe für die Ablehnung. Weiter abwärts dagegen schien ihm der Hügel von Hissarlik, nur fünf Kilometer vom Meere, mit dem vollen Überblick über die Ebene, sowie westlich übers Meer bis Samothrake und umgeben von den bei Homer genannten Grabhügeln der gegebene Punkt, zumal sein Freund, der amerikanische Konsul Frank Calvert, der dicht bei Hissarlik ein Landgut besaß, durch einige Schnitte auf der Burg schon eine tiefe Schuttschicht festgestellt hatte, die für Schliemann immer das Zeichen hohen Alters und guter Fundaussichten war.

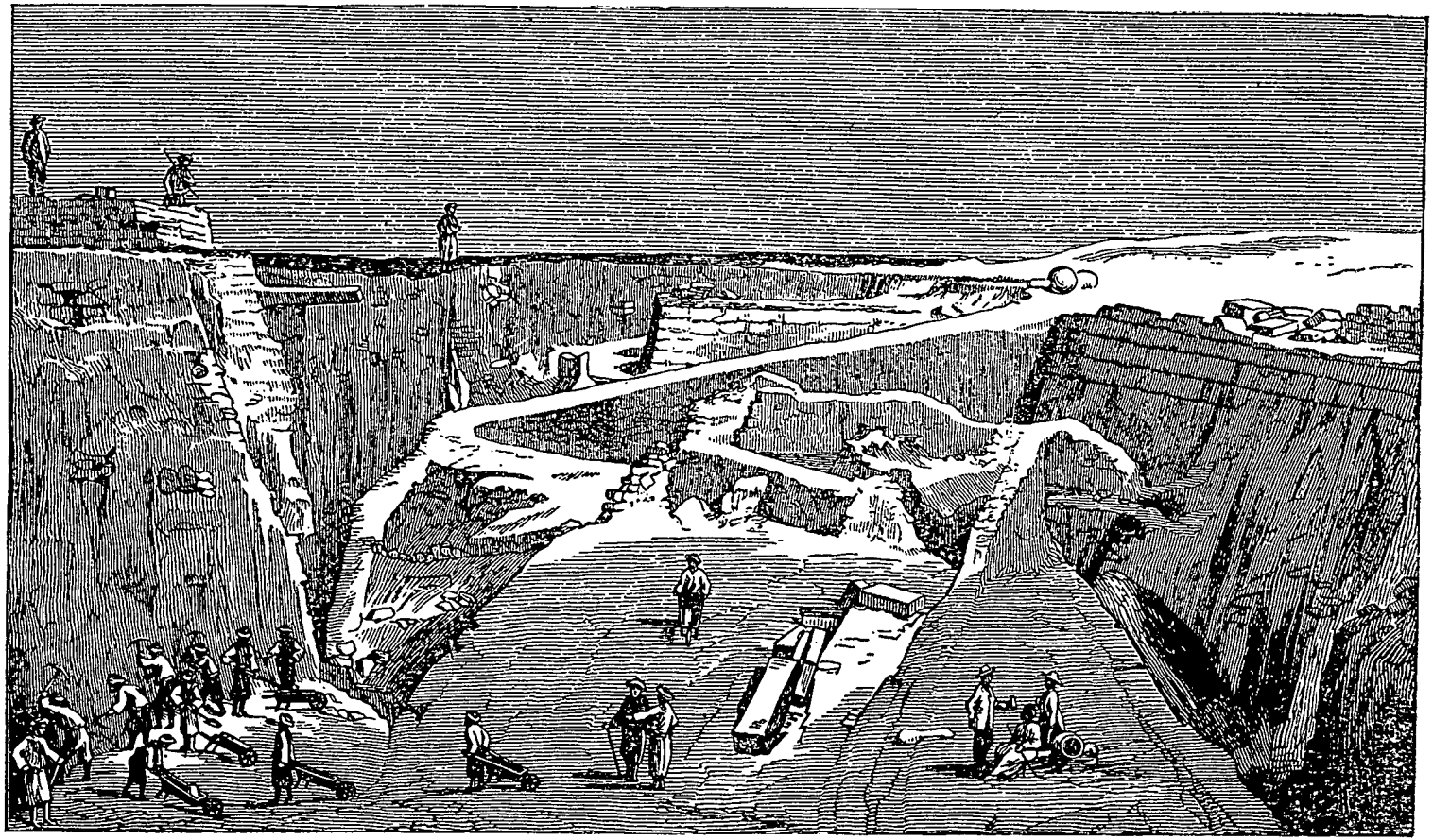
Man kann es verstehen, daß jemand, der für alte Heldendichtung schwärmt und durch sie in altes großes Menschentum eindringen möchte, sein ganzes Leben dem Homer und seiner Aufklärung und Bewahrheitung widmen möchte. Schliemann hatte dafür jetzt die Freiheit und die Mittel, und er setzte seine ganze Tatkraft ein, um zum Ziele zu gelangen. Alexander Conze hat ihm später einmal geschrieben, als es mit Troja gar nicht recht vorwärts gehen wollte, wenn er sich schon so sehr für solche Forschungen interessiere, möge er doch sein Geld lieber Leuten geben, die dafür vorgebildet seien. Damit war Schliemann arg mißverstanden. Er wollte sehr wohl, daß ein gutes Ergebnis erzielt würde, das beste, das zu erreichen sei, aber er wollte selber dabei mittun, er wollte mittendrin stehen in der täglichen Spannung: Was kommt hier heraus? Was muß nun geschehen? Er hat allein gegraben, solange kein Mitarbeiter für diese ganz neuen, unerhörten Dinge zu finden war; aber er hat sofort zugegriffen, als die Olympia-Schule den Architekten Dörpfeld und andere Grabungen dann auch Archäologen herangebildet hatten.

Schliemann hatte 1870 seinen Wohnsitz nach Athen verlegt und sich dort verheiratet mit der achtzehnjährigen jungen Griechin Sophia Kastromenos, die ihn als beste Homerschülerin in der Eliteklasse angezogen hatte. Von ihr allein unterstützt, hat er zunächst 1871, 1872 und 1873 je mehrere Monate in Troja gegraben. Er stellte sich vor, daß die Mauern des Homerischen Troja, die Poseidon und Apollo gebaut haben sollten, auf dem Urboden müßten gegründet gewesen sein und in der Mitte der Burg der Tempel der Athena anzunehmen sei. So begann er einen großen breiten Graben nordsüdlich über die ganze Burg zu ziehen und

ging in ihm rücksichtslos immer tiefer hinunter, beseitigte die römische Schicht, die Quadermauern des hellenistischen Tempels, bis er endlich bei siebzehn Meter unter der Oberfläche den Fels erreichte. Hier, in der untersten von sieben Siedlungsschichten, die er zählen konnte, ließ sich deutlich eine rohe Burgmauer, aus kleinen Steinen errichtet, erkennen, und in der Mitte die Reste von kümmerlichen Häusern. An einer Stelle führte eine Rampe hinauf zu einer Lücke in der Burgmauer. Das mußte also das Skäische Tor sein, und in den Hausresten sah Schliemann den Palast des Priamos. Aber die Kleinfunde enttäuschten ihn. Unmengen von Steinbeilen und -messern, von Tongefäßscherben und Spinnwirteln waren aus den riesigen Schuttschichten zu Tage gekommen, aber von ganz unbekannten rohen Formen. So sagte Schliemann denn in den Zeitungsberichten, die er regelmäßig lieferte: „Meine Ansprüche sind höchst bescheiden; plastische Kunstwerke zu finden, hoffe ich nicht; der einzige Zweck meiner Ausgrabungen war ja von Anfang an nur, Troja aufzufinden, über dessen Baustelle von hundert Gelehrten hundert Werke geschrieben worden sind, die aber noch niemals jemand versucht hat durch Ausgrabung ans Licht zu bringen. Wenn mir nun dies nicht gelingen sollte, so würde ich doch überaus zufrieden sein, wenn es mir nur gelänge, durch meine Arbeiten bis in das tiefste Dunkel der vorhistorischen Zeit vorzudringen und die Wissenschaft zu bereichern durch die Aufdeckung einiger interessanter Seiten aus der urältesten Geschichte des großen hellenischen Volkes."

Aber das gute Glück, das ihm im Leben so oft zur Seite gestanden hatte, ließ ihn auch hier nicht im Stich. Im dritten Jahre, an einem Maitage 1873, kurz vor Mittag, sah er glänzendes Metall aus der Erde blitzen. Er ließ sofort zur Eßpause rufen, um die Arbeiter zu entfernen, und machte sich mit seiner Frau daran, die verheißungsvollen Dinge herauszuschälen. Unermeßlich war die Beute: große goldene Kopf- und Ohrgehänge und Armbänder, schwere goldene Becher, von Silber vier große Mischkrüge und dicke Barren, von Kupfer Kessel und Schalen und Beile. Schliemann kratzte und putzte und hob, und Sophia trug in ihrem Shawltuch die Schätze sorglich und still in ihre Baracke. Dieser „große Schatz von Troja" steht heute noch einzig in der Welt da. Er verblüffte gleichermaßen durch seinen Reichtum wie durch seine Formenwelt, die man erst sehr allmählich verstehen gelernt hat. Er gehört der allerfrühesten Metallzeit an. Die goldenen Gehänge ahmen solche aus Woll- und Leinenfäden nach mit ihren Luftmaschen und Knoten. Die silbernen Mischkrüge haben die Form von spanischen derselben Zeit, und die kupfernen Beile entsprechen den ältesten aus dem Mittelmeer und dem Norden.

Dieser Fund war für Schliemann ein großer Triumph. Aber die Auswirkung entsprach nicht der später erkannten Bedeutung. Schliemann faßte seine Zeitungsberichte zu einem Buche „Trojanische Altertümer" (1874) zusammen und gab einen Atlas von zweihundertachtzehn Tafeln dazu, mit so schlechten Abbildungen, daß niemand sich daraus etwas vorstellen konnte. Außerdem verblieb der Zwiespalt zwischen dem merkwürdigen Schatze und dem Mangel an jeglichem bemerkens-



Aufdeckung der verschiedenen Schichten des Burghügels von Troja unter Schliemanns Leitung, 1873: Wohnhäuser der „verbrannten Stadt III“ unter dem „Tempel der Athena“. Aus Schliemanns Werk „Ilios, Stadt und Land der Trojaner“, 1881

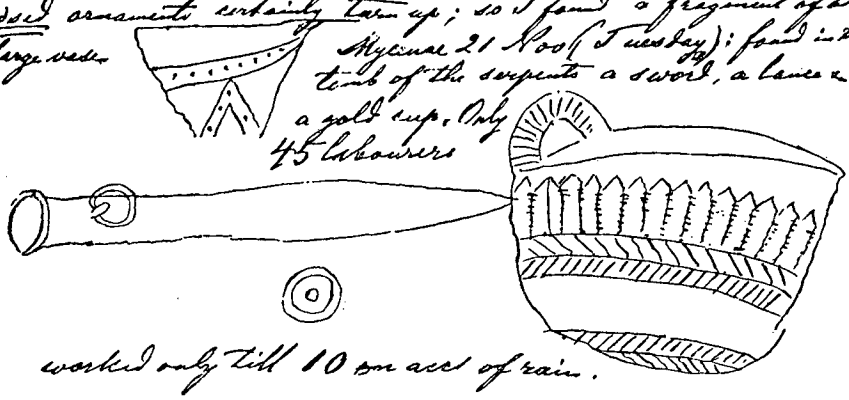
wertem Bauwerk. So blieb der äußere Erfolg aus. Seine Grabung war ein Kuriosum, mit dem man nichts anzufangen wußte. Schliemann war traurig und versuchte, zunächst auf anderem Wege dem großen Homerproblem beizukommen.

Er ging nach Mykene. Dort hatte er schon beim ersten Besuche 1868 die vom altgriechischen Baedeker Pausanias erwähnten Königsgräber im Gegensatz zur allgemeinen Meinung hinter der oberen, der eigentlichen Burgmauer angenommen, nicht hinter der unteren, späteren Stadtmauer. Gleich hinter dem Löwentore glaubte er auch nach dem bloßen Augenschein diese Schuttschichten zu erkennen. Und an dieser Stelle hat er wahrhaftig dann die Königsgräber gefunden. Wie kam es, daß er mit seiner Deutung des Pausanias recht hatte gegen alle die damaligen Gelehrten? Hier hatte sein von keinem gelehrten Wissen beschwertes Lesen ihm in der Tat den Erfolg verschafft. Die Gelehrten sagten: Die Griechen haben nie in einer Burg begraben, die Gräber können also nicht hinter der Burgmauer liegen. Schliemann aber sagte: Wenn Pausanias für die Touristen einfach schreibt „hinter der Mauer", dann meint er die mächtige, berühmte Burgmauer, denn die andere bemerkt man kaum. Lange nach Schliemanns Grabung fand die Meinungsverschiedenheit eine merkwürdige Lösung. Die Gräber hatten bei ihrer Anlage sich tatsächlich außerhalb der Burg am Felsenhange befunden. Erst nach hundert oder zweihundert Jahren hatte man bei einer Erneuerung der Burgmauer über den Gräbern einen runden Kultplatz geschaffen und ihn durch einen Bogen der Mauer mit in die Burg hereingenommen. So waren die Gelehrten entschuldigt, und Schliemann hatte seine Agamemnon-Dynastie.

Die Ausbeute übertraf alles, was Menschenphantasie sich von solchen Dingen vorzustellen vermag. Auch der ägyptische Tutanch-Amon unserer Tage macht den Mykeniern keine Konkurrenz. Die Gräber, steilwandig tief in den Felsen geschnitten und oben mit Steinplatten geschlossen, waren vollständig unberührt. Die unverbrannt bestatteten Leichen waren völlig vergangen bis auf eine, die aber an der Luft dann auch zerfiel. In den fünf Gräbern waren fünfzehn Beisetzungen zu erkennen, Männer und Frauen, wie die Ausstattung ergab. Und diese Ausstattung! Die Männer hatten goldene Masken, goldene Brustplatten und goldenes Trinkgeschirr, Schwerter und Dolche, zum Teil mit verzierten Klingen: auf einem Schwert laufende Pferde, auf den Dolchen in eingelegter Metallarbeit eine Löwenjagd oder Enten im Lotosgebüsch von Wildkatzen verfolgt. Dazu silbernes und kupfernes Geschirr, dicke Bernsteinperlen von der Nordsee, ein Straußeneibecher und Alabasterkrüge aus Ägypten. Es war ein Reichtum und ein Glanz, daß die ganze Welt in Taumel geriet. Jetzt hatte man „das goldreiche Mykene" wirklich vor Augen; die Masken zeigten die Gesichter der Männer, die Grabsteine stellten dar, wie sie jagten und in den Kampf zogen. Nun war das Eis für Schliemann gebrochen. Er hatte den Homer als wahrhaft erwiesen. Er hatte mit seiner einfachen, gläubigen Auffassung die ganze Gelehrtenwelt geschlagen. Seine Persönlichkeit war plötzlich populär diesseits und jenseits des Ozeans. Sein

Mycenae, Monday 20th Nov. 1876: I had today 79 workmen, but the space being very limited, they were too crowded and did not do much work. Even until now the first tomb is not entirely excavated yet. At the bottom of this sepulchre ~~is~~ there is on all four sides a strange sort of a wall, formed of plates of micated slate, which are heaped up so as to ~~form~~ go down under an angle of 45°.

The supposed will more turns out to be nothing else than a sort of a sacrificial altar ~~is~~ and to stand in the midst of an enormous sepulchre, which is by far the largest yet discovered. Below the small cyclopean walls of this altar I observe, in an oblique position, 3 tombstones and a small column. Nearly all the pottery now found is hand made, and either lustrous black, or light green with black ornaments or light red, rarely dark red ornaments. But some fragments of vases with incised ornaments certainly turn up; so I found a fragment of a large vase



Mycenae 21 Nov. (Tuesday): found in the tomb of the serpents a sword, a lance-, a gold cup. Only 45 labourers worked only till 10 on acct of rain.

Aus Schliemanns Tagebuch der Ausgrabungen in Mykene, mit Zeichnungen einzelner Fundstücke

märchenhafter Aufstieg vom Ladendiener zum Millionär, sein fabelhaftes Sprachtalent und sein Homer-Gedächtnis, die wunderbare Fügung auch bei seinem Scheitern in Texel und dem Brande in Memel — er war in aller Munde, bei den Gehobenen und den Einfachen. Sein Ausgrabungsbuch „Mykenä" erhielt wieder Tagebuchform, wurde diesmal aber mit sehr schön gezeichneten Abbildungen ausgestattet. Die Vorrede dazu hatte Gladstone geschrieben, und gewidmet wurde es dem König von Griechenland.

Der Erfolg von Mykene regte Schliemann an, es nun mit Troja doch noch einmal zu versuchen. Er lud dazu die beiden Männer ein, von deren Beistand er sich den meisten Erfolg versprach. Emile Burnouf, den früheren Direktor des Französischen Archäologischen Instituts in Athen, und Rudolf Virchow, den damaligen Führer der Vorgeschichtsforschung in Deutschland. Die Grabung begann

im Herbst 1878 und wurde 1879 mit großer Kraft fortgeführt. Aber sie brachte nichts bemerkenswert Neues. Keine stattliche Burgmauer und kein eigentlicher Palast wollte sich zeigen. Ein fünfzehn Meter langes Gebäude aus kleinen Steinen in der „dritten, der verbrannten Stadt" mußte als das „Haus des Priamos" gelten.

Schliemann ging an diesem Punkte der Arbeiten, den er als den Abschluß betrachtete, nun aber daran, alles in Troja Getane und Erreichte in einem großen Buche zusammenzufassen „Ilios, Stadt und Land der Trojaner 1881." Achthundertachtzig Seiten ist es stark. Rudolf Virchow schrieb eine vortreffliche Vorrede, in der es von Schliemann heißt: „Jetzt ist aus dem Schatzgräber ein gelehrter Mann geworden, der seine Erfahrungen in langen und ernsten Studien mit den Aufzeichnungen der Historiker und Geographen, mit den sagenhaften Überlieferungen der Dichter und Mythologen verglichen hat." Aber wie sehr Schliemann sich immer nach wissenschaftlicher Hilfe sehnt und für sie dankbar ist, zeigt die Mitarbeit von zehn Gelehrten, die er auf dem Titelblatte namhaft macht, darunter P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, Max Müller, A. Postolakkas und A. H. Sayce.

Die Freundschaft mit dem verständnisvollen Rudolf Virchow brachte Schliemann dazu, alle Unbill, die er von Deutschland erfahren hatte, zu vergessen. Virchow hat zehn Jahre später in seiner Gedächtnisrede auf Schliemann die entscheidende Wendung geschildert. Als sie auf einer Fahrt nach dem Ida an einem schönen, stillen Morgen allein nebeneinander ritten, sagte Schliemann nachdenklich: „Ich glaube, ich werde gut tun, meine ganze trojanische Sammlung Deutschland zu vermachen, denn da hat man doch am meisten Verständnis dafür." Und so hat er dann getan. Er hat die Sammlung von London, wo sie schon ausgestellt war, zurückgezogen und sie mit einem Briefe an den alten Kaiser 1881 „Dem deutschen Volke" geschenkt. Sie wurde in Berlin dem Vorgeschichtlichen Museum zugewiesen mit der Anordnung, daß die Säle, in denen sie aufgestellt sein würde, „Schliemann-Säle" heißen sollten. Schliemann wurde Ehrenbürger von Berlin, wie vor ihm nur Bismarck und Moltke, und konnte hohe und höchste Orden tragen.

Aber das merkwürdige Problem der Troja-Burg ließ ihn nicht ruhen. Es brannte auf seinem Herzen. Er hätte längst weitergegraben, wenn nicht das kategorische „Nein" der Türken gewesen wäre. Sie hatten ihm einen Prozeß gemacht, weil er von den Funden nicht den vorschriftsmäßigen Teil nach Konstantinopel abgegeben hatte, und hatten ihn zu zehntausend Franken Buße verurteilt. Er schickte ihnen statt dessen fünfzigtausend, aber der Widerstand ließ sich jahrelang nicht brechen. Endlich, 1882, bekam er die Erlaubnis, und nun war sein Erstes, sich für die Grabung die Hilfe des eben in Olympia freigewordenen ersten und vornehmsten Architekten zu sichern, Wilhelm Dörpfelds. Man hat später scherzweise gesagt, Schliemanns größte Entdeckung sei Dörpfeld gewesen.

Beide Teile können sich das Kompliment gefallen lassen: Es war ein Griff von Schliemann, glücklicher als irgendein Mensch vorausahnen konnte. Dörpfeld war es, der in Olympia neben den Steinbauten gerade den alten Heratempel ausgegraben und bearbeitet hatte; der seine Lehmziegelwände erkannt und den Säulen ringsum angesehen hatte, wie die ursprünglich hölzernen eine nach der anderen durch steinerne ersetzt worden waren. Nach dieser Erfahrung mit einem alten Lehm- und Holzbau, von dem man sonst noch nirgend eine Ahnung hatte, fand Dörpfeld in Troja sehr rasch, daß die harte kalzinierte Masse, in der zum Beispiel der große Schatz gefunden war, nichts anderes sei als eine riesige fünf Meter dicke Mauer aus Lehm mit Holzeinlagen, die die ganze Burg umzog. Und in der Mitte der Burg schälte er große, rechteckige Gebäude — von dem verhängnisvollen Schliemannschen Nord-Süd-Graben glücklicherweise bestenteils verschont — heraus, deren Wände, einen Meter dick, ebenfalls aus großen Lehmziegeln mit dicken Holzbohlen dazwischen bestanden. Dörpfeld fand sich in diese Bauart so hinein, daß er damals und später 1890 drei Perioden für jene älteste Burgmauer unterscheiden konnte. Der ersten und zweiten gehörten zwei große Tore an, eines im Westen und eines im Süden, die als mächtige Turmklötze weit aus der Mauer vorspringen und von dem langen schmalen Torwege durchzogen wurden. Schliemann konnte keinen besseren Beleg erwarten für das Skäische Tor, auf dem die Greise und Frauen sich versammelten, um in größter Spannung den Kampf in der Ebene zu verfolgen.

Die Gebäude in der Mitte der Burg waren drei Langhäuser, ein größeres mit je einem schmäleren links und rechts. Das große war dreißig Meter lang und zehn Meter breit und hatte nur eine Querteilung, so daß auf eine Vorhalle von zehn Meter Tiefe ein Saal von zwanzig Meter folgte. Genau in der Mitte dieses Saales lag ein großer runder Herd oder Altar. Die Vorhalle dieses Gebäudes war vorn vollständig offen, sie hatte auch keine Säulen in der Front. Schliemann hatte immer in der Mitte der Burg Troja den Athenatempel erwartet, und so schien er hier nun gefunden zu sein, denn auch Dörpfeld wußte für das größte Gebäude nichts Verwandteres als die älteste griechische Tempelform, das templum in antis.

In diesem Punkte sollte sich die Auffassung der beiden Ausgräber sehr bald ändern und zu einem der wichtigsten Ergebnisse ihrer ganzen Forschertätigkeit vorstoßen. 1884 hatten Schliemann und Dörpfeld sich auf den Burghügel Tiryns begeben und seine bewohnte Hälfte in einem Zuge völlig freigelegt. Was man da zu erwarten hatte, war vorher völlig unklar gewesen. Was aber herauskam, ist bis heute, nach fünfzig Jahren, wiederum einzig im ganzen Bereiche der Mykenischen Kultur: der vollständige, bis ins einzelne völlig erhaltene Wohnkomplex eines Fürsten der griechischen Heldenzeit. Das große Langhaus von Troja steht im Mittelpunkte, nur hat es hier statt der einen tiefen zwei flache Vorhallen, und vor der vorderen stehen zwei Säulen zwischen den Anten. Mitten im Saale liegt, wie in Troja, der runde Herd, aber auch hier kommen Säulen hinzu; ihrer

vier umstehen den Herd, sie sollen das Dach des breiten Raumes tragen helfen. Mußte Schliemann hier nicht sofort denken an die Worte der Nausikaa, wie Odysseus ihre Mutter im Palaste finden sollte: „sitzend am glänzenden Feuer des Herdes, an die Säule gelehnt?"

Eng an dies große Mittelgebäude drängen sich dann weitere Räume, unter denen der Saalbau mit Herd und Vorhalle, das „Megaron", sich noch zweimal in kleinerem Maßstabe wiederholt. Andere werden Kammern, Küchen, Vorratsräume sein. Ein quadratisches Badezimmer mit dem Rest der tönernen Wanne hebt sich heraus; sein Fußboden besteht aus einem einzigen riesigen Kalkstein, dessen Gewicht man auf zweiundzwanzigtausend Kilo berechnet hat. Zwischen den Räumen ziehen sich schmale Korridore entlang, die Türen mit ihren Schwellen sind überall zu erkennen, zuweilen sieht man in dem Stein die rundliche Vertiefung, in der die Türangel sich gedreht hat. Vor dem Hauptgebäude aber liegt gegen Süden ein großer, fast quadratischer Hof, von Säulen umgeben, und auf ihm vorn in der Mitte ein runder Altar, offenbar für den Zeus Herkeios, den herdbeschützenden großen Gott. Hier hatte also der Götterdienst stattgefunden, und von den Gebäuden war keines ein Tempel. So mußte man denn auch für Troja umlernen und die dortigen großen Bauten für den Königspalast ansehen. Das Vorhallenhaus entspricht ja auch durchaus den homerischen Schilderungen: wie bei den Phäaken mit dem Herd und der Säule, so auf Ithaka mit der Vorhalle, in der Odysseus in der Nacht vor dem Freiermorde schläft. Die Heimat dieser Bauform ist aber, wie wir nachher vielfältig gesehen haben, unser germanischer Norden. Von der Steinzeit an hat er sich in Nordwest- und Nordostdeutschland gezeigt: schon die erste indogermanische Wanderung, die von hier gen Südosten gegangen ist, hat ihn nach Thessalien, Troja und Griechenland gebracht.

Schliemann hat nachher, 1890, in seinem letzten Lebensjahre in Troja noch einmal weitergegraben. Er wollte die wunderliche Auffassung eines Hauptmanns Böttticher, der das ganze Troja für eine Feuernekropole erklärte, vor vielen eingeladenen Gelehrten widerlegen, zugleich aber auch mit Dörpfeld die VI. Stadt, die sich als die eigentlich mykenische angezeigt hatte, nach ihrem Charakter und ihrer Ausdehnung näher aufklären. In dieser Beziehung ergab sich, daß die Bauten dieser Stadt in der Mitte der Burg deshalb völlig fehlten, weil die Römerzeit hier später völlig aufgeräumt und nur die noch erheblich tiefer liegende Schicht der II. Stadt mit den Palasthäusern und Goldschätzen verschont hatte. Von der mykenischen Periode waren nur am Rande der Burg einige Häuser aus gutbehauenen Steinen sowie die Burgmauer ringsum erhalten. Eine Unterstadt, die besonders Dörpfeld erwartet hatte, fand sich nicht. Aber im ganzen siegte damals doch die Auffassung, die Dörpfeld und die ganze jüngere Archäologie mit ihm hatte, daß, wie im allgemeinen die mykenische Periode sich in den Homerischen Gedichten spiegelte, so auch für Troja die VI., die mykenische Burg in Betracht komme und nicht die um ein halbes Jahrtausend ältere II. Damit hätten dann die

Paläste dieser II. Burg und ihre Goldschätze gar nichts mit Homer und Priamos und dem Trojanischen Kriege zu tun gehabt.

Schliemann mag bei solchen Erörterungen oft das Gefühl gehabt haben: „Philister über dir, Simson!" Aber er hielt sich wacker, sagte nicht „ja" zu den neuen Auffassungen, ließ aber die Grabungen und Untersuchungen ruhig ihren Weg gehen. Heute hat sich auch dieses Blättchen wieder zurechtgewendet. Wo wir sehen, daß für die Lage des Phäakenlandes und Ithakas bei Homer noch Sagenformen nachklingen, die weit vor seiner und der mykenischen Zeit liegen, und manches andere Stück aus dieser Zeit auftritt, da kann man sich unter dem alten goldreichen Troja, das einen welterschütternden Untergang gefunden hat, nichts anderes vorstellen als die großartige II. Burg mit den mächtigen Mauern, den Tortürmen und der grandiosen Brandkatastrophe.

Schliemann hat in allen großen Fragen recht behalten. Seine Homergläubigkeit hat sich bewährt, weil er mit seinem einfachen Volksgemüt der naiven altgriechischen Dichtung näherstand als die kritische Verstandeswelt seiner Zeit. Und sein Werk hat uns weit mehr gebracht, als er selbst erwartet hatte. Er dachte in Troja und Mykene eine Kultur zu finden, die der klassisch-griechischen nahestände, und derweil hat er gefunden die erste monumentale Mischung nordischen Wesens mit der altmittelländisch-pelasgischen Kultur, den ersten festen Beweis für die Indogermanisierung Griechenlands von unseren Ländern und nicht von Zentralasien her. Die Funde von Troja, Mykene und Tiryns haben uns eine ganz neue ungeahnte Welt erschlossen, die noch lange nicht ausstudiert ist. Das alles verdanken wir dem merkwürdigen Manne, der im Alltagsleben so unscheinbar auftrat und doch innerlich immerfort in Bewegung war. Er war genau im Kleinen und weitsichtig und weitherzig im Großen. Des zum Beweise pflegt Dörpfeld gern zu erzählen: „Morgens um sechs Uhr stand er am Eingang des Ausgrabungsplatzes und kürzte jedem Arbeiter den Tagelohn, der eine Viertelstunde zu spät kam, und am Nachmittag schlug er mir vor, rasch mit ihm nach London zu fahren, wo man in einer wissenschaftlichen Sitzung unsere Troja-Ergebnisse angreifen wollte."

Er war ein tapferer Mann, der mit seinem reichen Pfunde Gott wohlgefällig gewuchert hat. Über seinem ganzen Leben steht der Hesiodvers:

Τῆς δ'ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν.

(Vor die Tugend setzten den Schweiß die unsterblichen Götter.)

Schliemann ist gestorben am zweiten Weihnachtstage 1890, kurz vor seinem neunundsechzigsten Geburtstage. Er war von seiner Troja-Grabung weg zu einer Ohrenoperation nach Halle gefahren, war von da zu früh weitergereist und ist in Neapel auf der Straße tot umgefallen. Freund Dörpfeld hat die Leiche nach Athen heimgeholt, und auf dem alten heiligen Kolonos-Hügel ist Schliemann mit den höchsten Ehren bestattet worden.

Wilhelm Raabe

1831—1910

Von

Hermann Pongs

Wilhelm Raabe, der größte Erzähler des niedersächsischen Stammes im vorigen Jahrhundert, nimmt in seinem langen Leben den ganzen Stromlauf des Bürgerjahrhunderts mit allen Zuflüssen, Wirbeln und Untiefen in sich auf und gibt ihm eine eigne Gestalt. Seine Geburtsstunde fällt noch ins erste Drittel des Jahrhunderts, wenige Jahre vor dem Weltkrieg schließt er die Augen.

Die Harzlandschaft ist seine Heimat, Holzminden, Wolfenbüttel, Braunschweig, ostfälischer Boden. Fälische Züge, Schwere, Verschlossenheit, Innerlichkeit, scheinen seiner hellen, starken nordischen Seele eingemischt, soweit sich in der Bürgerwelt, die seine Lebensform prägt, die Urschicht der Rasse noch erkennen läßt. Bürgerlich gerichtet und geordnet ist diese Welt bis auf den Grund, im engen Gehäuse altererbter Sitte, Beamtenehre und Untertanentugend. Sohn des Holzmindener Postmeisters und Steuereinnehmers ist der Vater, selbst als Justizamtmann im braunschweigischen Dienst; Tochter des Holzmindener Stadtkämmerers ist die Mutter. In Holzminden an der Weser, einem Städtchen von dreitausend Einwohnern, im weiten sicheren Kreis der Sippe, hat Wilhelm Raabe die frühe, entscheidende Kindheit verlebt, wahrhaft, wie er selber es einmal ausdrückt, „im Zusammenhang der Dinge", und das heißt: in dem Urgefüge von Familie, Landschaft, Stamm und Geschichte.

In solchem gewachsenen Zusammenhang ungestört auszureifen aber war ihm nicht vergönnt. Schicksal des Beamtensohns: der Vater wird versetzt in ein entlegenes Landstädtchen, der Sohn, zehnjährig jetzt, muß sehen, wie er in der neuen Schule zurechtkommt, keine höhere Schule, eine einfache Stadtschule, in der er verwildert. Und nach drei Jahren verliert er dann den Vater. Die Mutter zieht nach Wolfenbüttel in den Kreis der mütterlichen Sippe, eine gedrückte, bittere Zeit, in der der Vierzehnjährige wieder neben Elfjährige auf die Schulbank muß. Es gibt ihm einen Knick fürs Leben, er wächst auf als der Sohn ohne Vater, sich selbst überlassen und der mütterlichen Liebe, die ihn verständnisvoll umhegt, aber nicht lenkt; eben in jener Zeit, in der in Deutschland eine erste Bürgerrevolution gemacht wird. Der Eigenbrötler bildet sich heraus, der es durchsetzt, daß er die verhaßte Schule verläßt, mit achtzehn Jahren nach Magdeburg in den Buchhandel geht und dann doch vier Jahre später wieder bei der Mutter erscheint, ohne einen Abschluß, ohne einen sicheren Beruf, ein greifbares Ziel. Die Mutter spürt wohl, daß hier ein Charakter sich den Weg zu suchen beginnt. Die Wolfenbüttler

Bürgerschaft spürt es nicht, sie läßt es den jungen Raabe entgelten, daß er den Normalweg des Bürgers nicht gehen kann. Ihm selber schlägt das innerlich zum Guten aus. Er gewinnt den Blick für die andre, die unbürgerliche Seite des Daseins, und der stille Entschluß setzt sich fest in seiner Seele: freier Schriftsteller zu werden. Es ist die Verlockung der Zeit: das Genie, das die bürgerliche Enge durchbricht, die Bindungen, auch die der inneren Urbilder, aufhebt, sich in die abgründigen Rätsel der Menschenseele stürzt; der Lockruf des jungen Deutschland, dieser Generation ohne Väter. In der dämonischen Gestalt des Velten Andres hat der ganz alte Raabe vielleicht am meisten von dem festgehalten, was damals zuerst seine Seele mit fremdem Schauer anrühren mochte: das Verführerische des Genialen und die Tragik des Ungebundenen und Entwurzelten. Viel zu groß waren die bürgerlichen Gegengewichte seiner eigenen Seele, die mütterlichen Bindungen: Kindheit, Familie, Heimat, Stamm, Volk, Geschichte. Er bereitet sich vor auf die Universität, legt den Grund zu einer lockeren, aber vielgestaltigen Bildung und wählt sich nach einem Jahr (1854) zum Studium die Stadt, die den äußersten Gegensatz bildet zur mütterlichen, sippengebundenen Welt: die Großstadt Berlin.

Dort schreibt er die „Chronik der Sperlingsgasse". Ein Dreiundzwanzigjähriger wählt die Maske des alten Mannes und den Decknamen Corvinus. So verrät sich die Scheu, offen zu zeigen, wer er ist und was er fühlt. Ist es die Verschlossenheit seines Stammes, die jeder Selbstdarstellung widerstrebt? Ist es die Scheu des Jünglings, den keine Vaterzucht zur Unbekümmertheit gestählt hat? Ist es der kleinbürgerliche Biedermann, dem es widerstrebt, sich aus dem Gefüge seines Standes ins Unbekannte zu begeben, oder die Zartheit des dichterischen Gemüts, das zu seinem Gebilde den Abstand halten will, ohne schon zur Objektivität gereift zu sein? Der Erstling, der Raabe berühmt gemacht hat, enthält in ungewissem Umriß bereits die ganze Raabewelt in ihrer hintergründigen Symbolik des Einfachen und in der Verflochtenheit der Seelenschichten. Was man mit einem Spottwort später „Biedermeier" genannt hat, ist ganz darin: das Bürgerlich-Biedere, das sich ins Kleine verwinkelt, das in den Alltag hineinverklärte Wunderbare, aus den geheimnisvollen Weiten der Romantik in die Enge der bürgerlichen Welt verpflanzt, das sentimentale Zurückgewendetsein ins Vergangene, mit der elegischen Klage des enttäuschten Idealisten. Aber alles das ist nur die Oberfläche, ebenso wie die Tagebuchform, die Icherzählung, die subjektive Manier. Tiefer ist dieser junge Dichter getragen vom wirklichen Grund der Dinge. Er spürt hinter den Winkelschicksalen seiner Sperlingsgasse den ganzen Volkskörper, und der Blick in die Geschichte zurück wird ihm ein Blick ins Wesen, wie es war und ist und wird. Hinter der Idylle des Biedermeiers gewahrt er das verzerrte Gesicht eines geknebelten Volks: mit der Not der Auswanderer greift er uns ans Herz; mit der Tragik des Vaters, der in den Befreiungskriegen beide Söhne verlor und sich nicht freuen kann in der Restaurationszeit an der Totentafel in der Kirche. Niedersächsische Härte begegnet uns hier zum erstenmal: „Gottlob,

die Tafel ist verbrannt! Mutter, ich konnt sie nicht mehr ansehen." So tief innen ist in Raabe selbst die Allgegenwart sich widerstreitender Lebenskräfte, daß er sich aufteilt an zwei gegensätzliche Gestalten: den sanften, elegischen Helden in der großväterlichen Maske und den jungen, skurrilen, genialischen Zeichner, den mutter- und vaterlosen, der das Leben durchabenteuert: „Kann Deutschland nicht finden, rutsch allweil drauf rum."

Raabe selber weiß sich zu schützen gegen sein anderes dämonisches Ich. Den Erstling in der Tasche, kehrt er ins Mutterhaus zurück und gibt dem freien Schriftstellertum ein Gegengewicht in den Sippen- und Stammtischbindungen seiner Mutterstadt, mit all ihrer geselligverwinkelten Biedermeierei. Die Gefahr ist groß, daß er ein Vielschreiber wird wie andre, für die bequemen Familienblätter des in seinen Urbildern gekappten Kleinbürgertums. Allzu leicht sprudelt die epische Quelle, das unerschöpfliche Fabuliertalent. Junge Mädchen vor allem geraten ihm ins Süßliche und Süße. Was hilft dagegen eine Gestalt gelegentlich wie Weitenweber, der Redakteur, mit dem nüchternen Zynismus des echten Raabe, des existenzgläubigen? Oder daß einmal ein zürnendes Vaterlandswort hindurchblitzt durch das Biedermeiergeschwätz der Bösenberg und Genossen. Selbst der immer wache Geschichtssinn Raabes, jetzt durch Quellenforschung vertieft, befriedigt sich in kunstvollen kleinen Novellenspannungen, wie die Zeitschriften sie lieben. Aber Raabe selber wieder spürt die Gefahr, er begibt sich auf Reisen. Das Jahr 1859 ist Raabes Reisejahr. Es führt ihn zu allen mittel- und süddeutschen Stämmen: den Obersachsen in Leipzig und Dresden, den Sudetendeutschen in Prag, den Österreichern in Wien und Linz, zu den Bayern, den Franken, den Schwaben, den Rheinländern. Es ist ein Einschnitt für ihn, dem der Italienreise Goethes vergleichbar; nur mit der ganz andern, entgegengesetzten Wirkung: daß Goethe sich zur Form, zur Bewußtheit, zur Klassik erlöst fühlt, während Raabe jetzt unbewußt mit allen Seelenschichten hineinwächst ins Volk, in die deutsche Gemeinschaft unterhalb aller biedermeierlichen Vereinsmeierei. Zugleich wird seiner von der Reise geweiteten Seele noch ein besonderes Glück zuteil: der Weltimpuls der Schillerbegeisterung trägt ihn dem Traum eines einigen Deutschland zu, und im nächsten Jahr ergreift ihn die politische Bewegung selbst und entführt den Tatscheuen auf die Tagung des Nationalvereins in Koburg. Alles, was er in beiden Jahren erlebt, ist unverlierbar eingegangen in den schöpferischen

Federzeichnung von Raabe aus der Handschrift des Romans „Die Leute aus dem Walde", 1862

Grund seiner Seele, treibt verwandelnd nach Jahrzehnten noch Werke hervor: den „Dräumling" als Spiegel der Schillerbegeisterung 1870, „Gutmanns Reisen" mit der Koburger Tagung 1892.

Das unmittelbare Ergebnis des politischen Aufschwungs ist der Briefroman „Nach dem großen Kriege". Lyrik faßt hier das Ethos zusammen: „Ans Werk, ans Werk mit Herz und Hand, zu bauen das Haus, das Vaterland!" Es sind die Jahre nach den Befreiungskriegen, die Jahre der Enttäuschung, in die Raabe Enttäuschungen und Hoffnungen der eignen Zeit hineinarbeitet. Ein großer Impuls, gewendet auf einen großen Stoff. Immer noch aber ein Werk der Fabulierkunst, die Völker und Individuen in eins verwebt, überwältigt von den Zufällen der Wirklichkeit, die romanhaft gebogen werden. Immer noch nicht aus dem letzten sicheren Sinn des Seins.

Federzeichnung von Wilhelm Raabe

Auch das hat Raabe selbst am sichersten gespürt: „Kinderbücher" nennt er später alles in der Wolfenbüttler Zeit Geschriebene. Ein hartes Urteil für so viele Werke im unverkennbar echten Raabeton. Dennoch richtig, aus dem Ganzen des Riesenwerks gesehen. Erst im „Hungerpastor" findet sich der Fabulierer gebunden von innen her durch einen tiefer begriffenen Sinn- und Seinszusammenhang der Welt, wie er dem Manne ziemt, und erst in dieser Gebundenheit kommt in Raabes Seele zur Erscheinung, was sein Bestes ist: was man sein Religiöses nennen mag. Der „Hungerpastor" aber ist bereits in Stuttgart geschrieben. Wieder mag man den Instinkt des Dichters bewundern, der sich die Lebensbedingungen selber schafft, unter denen erst sein Bestes wachsen kann. Nachdem er sich durch die Ehe mit einer Wolfenbüttler Beamtentochter doppelt eingefestigt hat in der Heimat, entschließt er sich unmittelbar nach der Hochzeit zur Trennung von der Mutterstadt und zum Umzug nach Stuttgart, ins Land der Schwaben. Der äußere Grund war die besonders freundschaftliche Aufnahme, die er auf seiner Reise dort gefunden hatte, der geistige Schriftstellerkreis, im Hintergrund die große Verlegerstadt. Tiefer und viel folgenschwerer war die innere Entscheidung, die den Niedersachsen zu den Schwaben führte: hier fand er, was seine Seele brauchte:

ein Land, das als Ganzes noch im Zusammenhang der Dinge stand, süddeutsch volksgebunden und doch durch die protestantische Freiheit hindurchgegangen wie Raabe selbst, das Land einer naturgewachsenen Kultur, zäh eingewurzelt mit seinen sippenstarken Familienbindungen im mütterlichen Boden und von einem leidenschaftlichen Fernendrang, einem wagenden und doch formstarken Vatergeist, der immer wieder den Lebenswidersprüchen die Einheit abringt in einer dem Klassischen zugewendeten Gestalt. Das Land Schillers, Hegels, Schellings, Hölderlins.

Gewiß ist es schwer, das Geheimnis einer Stammesseele zu ergründen. Daß Raabe erst im schwäbischen Raum ganz zu sich selbst gereift ist, macht uns sein Werk offenbar. In den acht Jahren seiner Stuttgarter Zeit sind die drei Werke seiner Mannesmeisterschaft geschrieben, die er selbst zur Trilogie zusammengefaßt hat: „Der Hungerpastor", „Abu Telfan", „Der Schüdderump". In ihnen zum erstenmal ist die Totalität des Weltbilds erreicht, die der Roman als Kunstform fordert. Es ist, als schössen in Raabes Seele jetzt alle ungerichteten Elemente zum Kristall zusammen. Darum nennt er später die Stuttgarter Jahre seine glücklichste Zeit. Er wird sich jetzt der Ganzheit der Welt und seiner Existenz in der Welt bewußt, erfährt das, was er den Zusammenhang der Dinge nennt, bewußt als letzten tiefen, religiösen Sinnzusammenhang alles Seins. Und doch sind die Werke, die jetzt entstehen, Tragödien. Wie ist das möglich?

Indem Raabe die Kraft findet, jetzt aus der Urschicht seines Wesens, aus der religiösen Schicht zu sprechen, aus der Eingefügtheit in den Sinnzusammenhang der Welt, spürt er, daß der Boden schwankt, auf dem er steht, von Gegenkräften zerrissen, und daß die letzte Einheit jenseits jedes Begreifens liegt. Die Fabulierlust weicht dem unerbittlichen Willen, durch das biedermeierlich so abgeglättete Bürgerdasein auf den Grund der Existenz, die echte Wirklichkeit, zu dringen. Und der Grund, auf den er stößt, ist ein Weltzwiespalt. Von vordergründigen Gegensätzen dringt er immer tiefer in die letzte tragische Weltentzweiung vor. Im „Hungerpastor" ist der ganze Biedermeierraum um zwei Gegencharaktere gebaut: den langsamen deutschen Träumer, mit dem echten, wahren Hunger in der Seele, und den jüdischen Rationalisten, mit dem Hunger nach Geld und Geltung, aus der Rachsucht des Unterdrückten und mit der rastlosen Betriebsamkeit und Anpassungsfähigkeit, die den Erfolg in der entgötterten Welt verbürgt. Unverzerrt sieht Raabe beide nebeneinander im deutschen Raum, so wie der innerliche, politisch ungerichtete Biedermeiermensch neben dem hetzerischen jüdischen Journalismus des Jungen Deutschland steht. Raabe selbst ist natürlich mit allen Sympathien bei Hans Unwirsch, diesem Idealbild des deutschen Jünglings von Jean Paul und der Romantik her. Unzweideutig ist in Moses Freudenstein der alles zersetzende Intellekt, der herzlose Egoismus des entwurzelten Kosmopoliten gegeißelt, die vatermörderliche Kälte des artfremden Blutes. Dennoch bezieht Raabe den Juden ein in das deutsche Schicksal, anders als Freytag, der im Zerrbild Veitel Itzigs den Ostjuden als ein Krebsgebilde ausbrennt. Die Verteidigung des

Federzeichnung von Wilhelm Raabe

verachteten und angespuckten Judenjungen ist Hans Unwirschs erste Heldentat, und die Freundschaft mit ihm und die bittere Enttäuschung dieser Freundschaft sind wichtige Stationen auf seinem Lebensweg. Verachten kann er ihn zuletzt, unter Schmerzen; ihm entgegenzuwirken, ihm seine Beute zu entreißen, das geht über seine Kraft. Raabe sieht hier weiter und schicksalhafter als Freytag in die deutsche Zukunft: die deutsche Innerlichkeit, mit dem metaphysischen Hunger der Seele, politisch unentwickelt, vermag sich des weltklugen Rationalismus, des westlichen Zivilisationsgeistes nicht zu erwehren, unter dessen Fahne der Aufstieg des Judentums beginnt. Unbeirrbar bleibt der metaphysische Trost, der aus der letzten Tiefe der Existenz aufglänzt: daß das Böse sich selbst zerstört, die in Gottes Frieden eingetiefte Seele alles überwindet.

Vordergründig bleibt dennoch hier die gegensätzliche Sicht, so umfassend Raabe mit ihr die Gegenwartswelt durchdringt. Der zweite große Roman bohrt sich tiefer und leidenschaftlicher hinein in den tragischen Weltgrund des deutschen Schicksalsraums. Die Tragik des Deutschen ohne Deutschland ist es, die die Gestalt Leonhard Hagenbuchers überschattet, die Tragik dessen, der als Vierzigjähriger heimkehrt aus der Kriegsgefangenschaft, mit dem Idealbild Deutschlands in der Seele, und der vergebens anrennt gegen die Verbogenheit und Verderbtheit der Deutschen in der Enge ihrer Kleinstaaterei. Ausbrüche eines elementaren Weltzorns finden sich in diesem Buch, dämonische Tiefenstimmen aus dem Kleinbürgerparadies des Biedermeiers herauf: „Ho, es wird wohl einmal die Stunde

kommen, wo der Auktionator auf den Tisch klopft und den ganzen Trödel vor dem ganzen deutschen Volk versteigert. Zwölf Exzellenzen für'n Groschen und die dreizehnte zu! Zwölf Durchlauchten für einen Groschen und die dreizehnte zu!" Aber nicht dem Helden sind diese Worte gegeben, sondern einem „rasenden alten Mann", den übermäßig erlittenes Unrecht toll gemacht. Der Held selber ist unter eine unheroischere Tragik gestellt: daß ihn das Philistertum im eignen Blute lähmt, den Kampf gegen die Philister mit der Brutalität zu führen, die den Sieg oder die Katastrophe verbürgt. Er bleibt der Deutsche ohne Deutschland, der ungerichtete Deutsche ohne Vatergeist, und das heißt hier: ohne jene politische, geschichtsbildende Kraft, die allein vom Geist der Väter her in einem Staatsvolk wächst. Dieser Tragik ist sich Raabe voll bewußt, wenn er sagt: „Sie kommen alle aus Nippenburg, wie sie Namen haben: Luther, Goethe, Jean Paul", und wenn er die berühmte Formel prägt: „Wohin wir blicken, zieht stets und überall der germanische Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum." (Ist mit Nippenburg, das sich den Namen aus Württemberg geborgt hat, die besondere deutsche Tragik mitgemeint: daß der staatsbegabteste Stamm, der Hohenstaufenstamm, ohne politische Großziele sich ins Biedermeier verwinkelt?) Die Gegenkraft, die Raabe aufruft, ist das Muttertum. „Zu den Müttern", heißt es im Anklang an Goethes „Faust". Nur ist auch dieses Muttertum vom Leben gebrochen. Und was die Männer, die das Leben verbogen hat, aus ihm an Seelenkraft gewinnen, ist allein: Geduld, Wunschlosigkeit, Stille: „Sie sitzen still, und still ist es um sie her, sie verlangen nicht mehr." Das ist die tiefste Tragik: daß, wo der Vatergeist in die Irre gegangen ist, auch das lebenspendende Muttertum verdorrt. Flucht aus der Welt wird zum letzten Trost. Weltleid behält das letzte Wort: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, so würdet ihr viel weinen und wenig lachen."

Raabes Fühlkraft reicht jetzt so weit in die Tiefe der Zeit hinab, daß ihm ihre schlimmsten untergründigen Gedanken bewußt werden: nach dem Abschluß des „Abu Telfan" ist es, daß er mit dem Studium der Schopenhauerschen Philosophie beginnt. An der Auseinandersetzung mit ihr gewinnt er den symbolischen Blick, der es wagt, das Weltganze unter ein einziges schreckliches Sinnbild zu stellen: den Pestkarren, „Schüdderump" genannt. Der Roman, der diesen Titel trägt, der Abschlußband der Trilogie, ist das Meisterwerk der Trilogie geworden. Die vordergründigen Gegensätze, und auch Leonhard Hagenbuchers Auseinandersetzung mit der Biedermeierzeit bleibt vordergründig vor diesem letzten unerbittlich symbolischen Blick, sie verblassen vor dem Ernst, mit dem die Frage nach dem Sinn des Seins in der Welt überhaupt gestellt und bis zum Urleid vorgetrieben wird. Nicht aber im Schopenhauerschen, sondern ganz und gar im Raabeschen Sinn. Denn auch hier geht es nicht darum, daß der Wille zum Leben selber eine blind zerstörerische dämonische Macht sei, sondern es geht, wie immer bei Raabe, um den Zusammenhang der Dinge und um die Urtragik, die aufbricht überall, wo im Menschenleben dieser Zusammenhang erschüttert ist schon bei der Geburt.

Viel großartiger, lebenskräftiger, gesünder sind die Gegengestalten, die Raabe hier geschaffen hat, als alle Figuren im „Abu Telfan" und auch im „Hungerpastor". Symbolische Gestalten für Urkräfte des deutschen Wesens: die Herrin des Lauenhofes, gütig, stark und unverwüstlich wie die Natur, die landgewachsene Verkörperung des mutterrechtlichen, bewahrenden Prinzips gleichsam, und der edle Ritter Karl Eustachius von Glaubigern, der verkörperte männlich-ritterliche Adelsgeist von Urzeiten deutscher Geschichte her. Beide stehen sie, der Westfale und die Ostfälin, wie Schutzgeister um Antonie Häußler, die Heldin, und doch ist hier der Zusammenhang der Dinge erschüttert von Anbeginn, denn Antonie ist die heimatlos Geborene, das uneheliche Kind der Dirne, die auf dem Schinderkarren, dem alten Schübderump, in die Welt Hineingefahrene, wer weiß welchen Bluts: „das arme, heimatlose Wesen". Und düster ragt über ihr Schicksal hin der Schübderump. Wie wunderbar blüht die Waise auf unter der Obhut der Herrin des Lauenhofs und des Ritters von Glaubigern, die Spielgefährtin des Junkers Hennig von Lauen. Eines Tages tritt das Gespenst ihrer Herkunft sie an, eine niedrig dämonische Gestalt: ihr Großvater Dietrich Häußler, einstmals Friseur und jetzt Millionär und Kriegsschieber in Wien, in den Adel erhoben als Edler von Haußenbleib. Das Scheinbild einer Heimat zerrinnt, und die Enkelin muß mit ihrem einzigen Blutsverwandten nach Wien, in die Stadt der Bourgeois und der Schieber, die Stadt Ahaliba, die Hauptstadt eines zerfallenden Reichs nach dem Osten hin. Dort in Wien geht Antonie zugrunde, sie wird krank und stirbt an gebrochenem Herzen, an der Komödie, die sie täglich spielen muß, an dem Schicksal, ohne Heimat zu sein. „Sie hat recht, sie hat keine Heimat", erkennt der alte Ritter von Glaubigern. Denn der einzige, der ihr hätte helfen können, der Junker Hennig, den sie liebt, primitiver und oberflächlicher Krautjunker wie er ist, er hat nur Mitleid, keine Liebe für sie. Dem Seelenschicksal, das sich hier vollzieht, ist er nicht gewachsen. Der Schübderump rollt über Antoniens Leben hinweg. Es triumphiert der Edle von Haußenbleib. „Das ist das Schrecknis in der Welt, schlimmer als der Tod, daß die Kanaille Herr ist und Herr bleibt." Bis zum bitteren Bodensatz muß der Lebenskelch geleert werden. So fordert es Raabes unerbittlicher Wahrheitssinn in einer Welt, in der der Zusammenhang der Dinge erschüttert ist. Denn wo ist Deutschland? In Krosebeck hinterm Harz, wo der Lauenhof liegt, verwinkelt, zeitlos zurückgeblieben hinter der Zeit? Oder in Wien, der Schieberstadt? Dennoch aber, selber heimatlos zwischen Nord- und Süddeutschland nach 1866, verfällt Raabe keinem Schopenhauerschen Pessimismus. In dem Urleid, in das er hinabdringt, erschließt sich ihm die mystische Widersprüchlichkeit des Lebens als letzter religiöser Sinnzusammenhang. Sinnbild dafür wird im „Schübderump" die Kreuzfahrt des alten Ritters von Glaubigern nach Wien; des echten Vaters zu seinem Seelenkinde, das ihm in den Armen stirbt: „Und ganz klar erkannte er plötzlich, inwiefern seine tapfere Fahrt vollkommen mißlungen war und inwiefern dieselbe vollständig ihren Zweck erfüllte."

Beides zugleich im selben Atemzug. Hier zum erstenmal schließen sich für Raabe die Widersprüche des Daseins, die noch im „Abu Telfan" auseinanderklaffen, zur Gewißheit eines Aufeinanderbezogenseins der inneren und äußeren Welt jenseits aller kausalen und rationalen Erwägungen. „Sie fühlten wohl den Boden, den Fels, auf welchem sie standen, unter sich wanken, sie wußten, daß die Wogen um sie her wuchsen, daß das Leben, die Lebendigkeit immer recht behält, sie wußten, daß sie verloren waren, und sie waren doch glücklich und sicher — gerade darum waren sie glücklich und sicher." Es ist die Überwindung Schopenhauers, aus dem tragischen germanischen Weltgefühl, das in diesem Niedersachsen durchbricht als ein Jasagen zum Leben mit seinen Widersprüchen, unter dem härtenden Einfluß, der im schwäbischen Idealismus liegt.

Wenn es aber die besondere Tragik Raabes ist, hineinzuwachsen in den Zusammenhang der Dinge immer dann, wenn er diesen Zusammenhang von Erdbeben der Tiefe erschüttert fühlt, so muß er eben jetzt 1869, nach dem Abschluß des „Schüdderump", abermals erfahren, wie dieser wunderbare schwäbische Lebensraum, der seinem Schaffen so fruchtbar geworden war, sich mit Spannungen füllt, die für ihn untragbar werden. Politische Spannungen sind es, zwischen dem Norddeutschen, den es zu Preußen und zu Bismarck zieht, und den partikularistischen süddeutschen Freunden. Der Dichter in seiner tiefen Liebe zu Deutschland und in seiner Angst um Deutschland findet ein alles übergreifendes Symbol, das die Gegensätze aufnimmt und bis in die ganze mystische Widersprüchlichkeit des Daseins zurückvertiefen kann: „Des Reiches Krone." In die Geschichte geht er zurück, auf die alte Krone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, die im fünfzehnten Jahrhundert dem Ansturm der Hussiten entrissen wird durch ein Reichsheer der süddeutschen Bürgerschaft unter Führung des Kurfürsten von Brandenburg, das die Krone zurückbringt nach Nürnberg: „Des deutschen Reiches Krone lieget noch in Nürnberg. Wer wird sie wieder zu Ehren bringen in der Welt?" So beschließt der Chronist des fünfzehnten Jahrhunderts seine Geschichte. Es gewinnt einen seherhaften Zug, wenn wir hören, daß Raabe diese Novelle vom Reich geschrieben hat unmittelbar vor dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs, abgeschlossen zehn Tage vor der Emser Depesche. Und der seherhafte Zug bekommt eine erschreckende Tiefe, wenn wir uns in den Doppelsinn versenken, den Raabe seinem Reichssymbol gegeben hat. So erschüttert ist Raabe von der im „Schüdderump" offenbarten mystischen Widersprüchlichkeit des Seins, daß er hinter dem Wunschbild des äußeren Reichs, das Süddeutschland unter Hohenzollerns Führung zusammennimmt, ein Reich der Seele erschließt jenseits der Zeit, dessen Krone nur zu erringen ist durch einen Umschlag, eine Verwandlung der Seele im furchtbarsten Leid. Die schöne Mechthild, die ihren geliebten Ritter zum Kampf entflammt für des Reiches Krone und die den heimkehrenden Pestkranken dann als mater leprosum zu Tode pflegt, wird im Volksmund selber „des Reiches Kron" genannt. Ein Urbild vom Reich taucht hier aus Raabes

geängsteter Seele herauf, das in den Doppelsinn des Symbols äußeres und inneres Heldentum über alle schier unüberbrückbaren Spannungen hinweg in eins zusammensieht. Als hätte er es vorausgespürt, daß mit dem äußeren Reich von 1871 das „Reich" noch nicht gewonnen war; daß die Prüfung vor den Dämonen der Tiefe noch bevorstand.

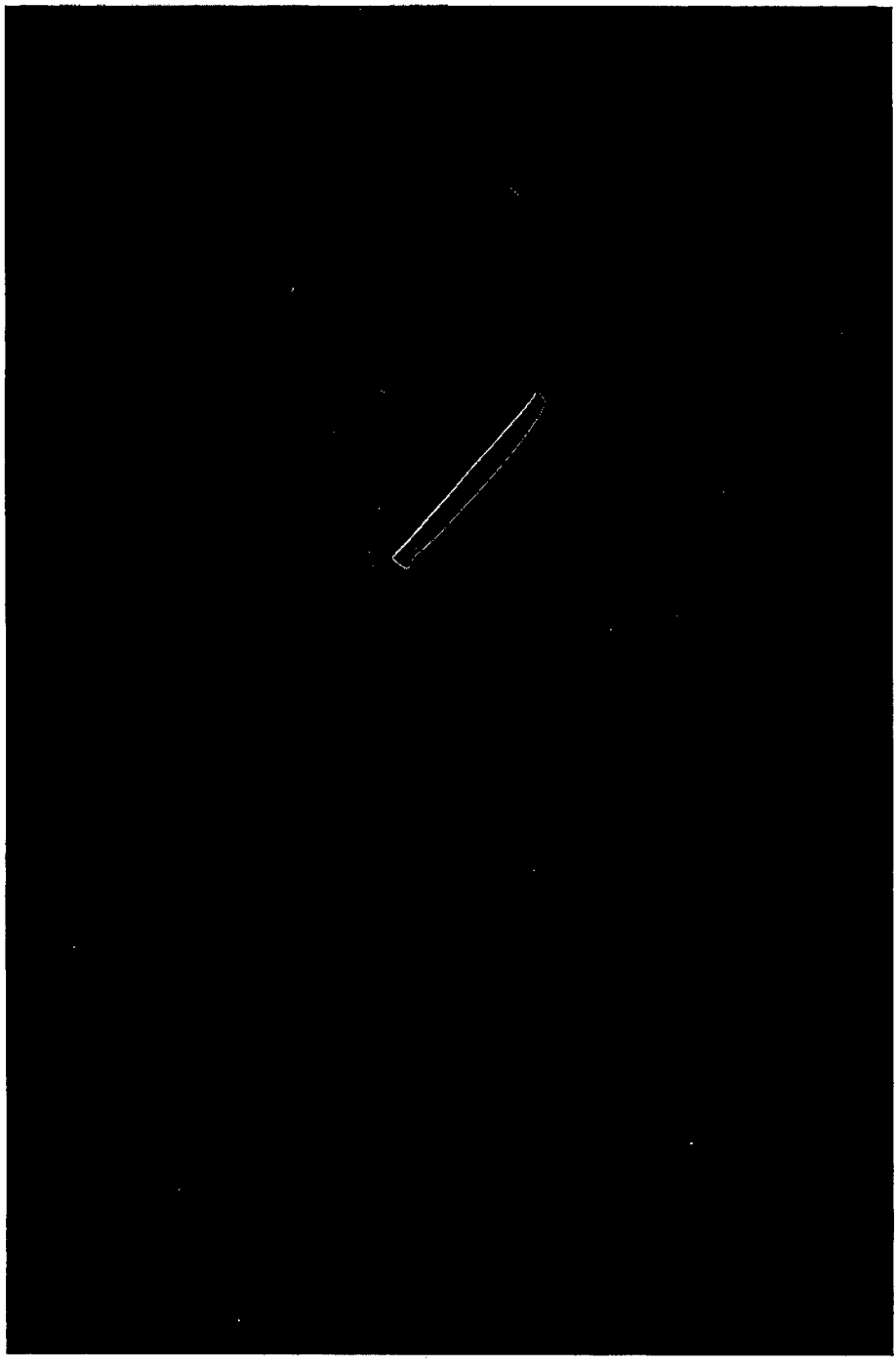
Überraschend wie Raabes Aufbruch aus der Heimat unmittelbar nach der Hochzeit ins Schwabenland ist seine Heimkehr in die niederdeutsche Heimat. Am 14. Juli 1870 wurde die Emser Depesche bekannt, die den Krieg bedeutete. Am 17. bereits fuhr Raabe mit seiner Familie Hals über Kopf dem Norden zu, mitten in die Mobilmachung hinein. Weshalb? Weil er nicht sicher war, wie sich Süddeutschland stellen würde, weil er fürchtete, die Süddeutschen könnten den Einmarsch der Franzosen zulassen. So bis in den letzten Grund der Existenz war ihm der Zusammenhang der Welt erschüttert, so tief saß der metaphysische Schrecken, hinter allem heldenhaften Ringen um den Sinn in der mystischen Widersprüchlichkeit des Seins. Von hier aus begreift man erst ganz, wie schwer für Raabe die innere Überwindung Schopenhauers gewesen sein muß, wie gefährlich nah dem Vaterlosen der Quietismus der „Frau von der Geduld" selber gewesen sein mag; und die innere Gebrochenheit des Mannes aus dem Tumurkirlande. Das Reich Bismarcks hat Raabe die Heimat zurückgegeben.

Nicht das kleine Wolfenbüttel, sondern die Landeshauptstadt Braunschweig wählt sich Raabe zum Wohnsitz, und dort ist er nun ununterbrochen bis zu seinem Lebensende geblieben, vierzig Jahre lang. Sein Werk wächst ins Breite wie ein Strom, der nun langsam einmündet ins Meer. Er wird „der echteste und wahrste, allergrimmigste und allerklügste Reichs-Historiograph". So prägt er selber die Formel, nicht zwar für sich, sondern für den Dichter Lafontaine um seiner Fabeln willen, aber in dem Werk, das am unmittelbarsten und unbekümmertsten der Begeisterung für das neue Reich entsprungen ist, im „Dräumling" 1870 bis 1871. Die Schillerbegeisterung von 1859 wird hier zum Sinnbild der begeisternden Einheitswoge, die ganz Deutschland überschwillt. Der Nationalstolz, Jahrzehnte gehemmt, bricht unaufhaltsam herauf: „Die Nationen am Tische der Menschheit rücken verlegen flüsternd zusammen — es wird Platz, und wir werden Platz nehmen, auch ohne Sie zu fragen, mein Herr! Ich sage Ihnen, wir werden uns setzen, und wir haben einen gewaltigen Hunger nach dem Fasten von so manchem Jahrhundert." Man spürt es diesen Worten und diesem ganzen Werke an, wie sehr Raabe jetzt im Bismarckreich seine Heimat, seinen sicheren Grund der Existenz gefunden hat, glaubt gefunden zu haben.

Aber wieder ist es Raabes Tragik, und diesmal ist es die Tragik aller in die Tiefen hinabreichenden Dichter der Zeit, daß eben dieses Reich, dem seine Hingabe gilt, ihn in seiner altbürgerlichen Existenz ganz und gar erschüttert. Denn was jetzt heraufkommt, ist eine neue Zeit. Es ist die Zeit der Industrie, der Maschine und der Massen, die Zeit der Reichtümer häufenden, die Arbeiter entwurzelnden

Geldwirtschaft, die Zeit des Fortschritts und der Großmannssucht, denen das Biedermeierdeutschland, das Land des kargen, ausgewogenen Bürgerstils, in weniger als einem Jahrzehnt zum Opfer fällt. Es ist die Gründerzeit, gegen die sich Raabe jetzt wendet und nun bis zum Ende seiner Dichterlaufbahn in immer hintergründigeren, unzeitgemäßen Werken wenden muß. Was in „Des Reiches Krone" vorgeahnt ist, in banger Sorge um die Existenz des Reichs, es tritt nur zu grausam jetzt als schauderhafte Alltagswirklichkeit den Dichter an: die unüberbrückbare Kluft zwischen äußerem Reich und innerem Reich. Und alle alten Seelenwunden brechen in dem vaterlosen, inwärtsgekehrten Dichter auf. Mit doppelter Inbrunst wendet er sich dem Menschen der deutschen Innerlichkeit, dem allem Fortschritt abgekehrten Biedermeiermenschen zu und greift unermüdlich zurück in die Vergangenheit, um dem richtungslosen neuen Reich die Urzüge deutschen Wesens einzubrennen. Bis in den Sprachstil hinein verlangsamt und verschnörkelt er das Tempo der Erzählungen, und je sicherer er im Alter des letzten mystischen Sinns hinter aller Widersprüchlichkeit gewiß ist, um so leichter läßt er sich los in seinen Gestalten und schaltet frei mit den Schicksalen. Als ein Ganzes wächst so sein Werk jetzt herauf, und wir müssen es im Ganzen sehen. Schopenhauer ist überwunden, und es gilt das Wort, das Raabe 1894 schreibt: „Ich meine gerade überall und immer die Unverwüstlichkeit der Welt und des Menschendaseins auf Erden zur Darstellung gebracht zu haben." Den Dank an das Reich und den großen Reichsgründer allerdings vermag er nicht in heldischen Führergestalten darzutun. Was er zu geben hat, ist immer nur der Mensch der unerschütterten bürgerlichen Mitte, der kleine Mensch des Alltags, aus dem sich das Volk zusammensetzt, der Bürger, der auf seine kleine Weise im Zusammenhang der Dinge steht, wenn er es versteht, durch alle Unbill des Schicksals „frei durchzugehen" und den Glauben an die rettende Fülle der Existenz nie aufzugeben, die uns aus jedem noch so rätselhaften Widersinn dieses Daseins plötzlich überschüttet. Unübersehbar ist die Vielfalt der Gestalten, die der Reichshistoriograph so im Laufe dreier Jahrzehnte noch geschaffen hat, an einem Weltbild bauend um den ewigen deutschen Menschen, das noch im seltsamsten Sonderling die Stelle aufzeigt, in der unvergeßlich und unbeirrbar deutsche Innerlichkeit, deutscher Adel aufglänzt und frei durchgeht durch die Torheit der Welt. Vielfältig wechselnd ist der Hintergrund durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart und durch die verschiedenen Landschaften der deutschen Stämme. Dienen muß das alles dem einen Ziel, wie Raabe es zusammengefaßt hat in dem Wort: „Nur diejenigen Kunstwerke haben Anspruch auf Dauer, in denen die Nation sich wiederfindet."

Ein willensmäßiger Nationalismus ist dabei nirgends mehr zu finden in Raabes Werk. „Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei." Dies Eingangswort zu den „Alten Nestern" wird zum Wesenswort des ins Alter hineinreifenden Raabe-Stils. Unmerklich erschließt sich im Alltag des bürgerlichen Daseins ihm die Blume des ewigen deutschen Wesens in hundertfältiger Gestalt,



Wilhelm Raabe im letzten Lebensjahr, 1910

Wilhelm Raabe mit ſeiner Braut Bertha Leiſte, 1862

immer wieder überraschend neu und immer anders, als man denkt. Wer vermutet hinter dem Titel: „Deutscher Adel", in einer Geschichte, die den Krieg 1870 bis 1871 selbst zum heroischen Hintergrund hat, daß es hier gar nicht um Helden geht und sogar der sogenannte Held der Geschichte, der Unteroffizier und Kunstmaler Schenck, nur sozusagen pro forma der Held ist und durchaus zurücktritt vor den Augenblicken, in denen sich in spitzweghaft verwinkelten deutschen Philisterseelen auf wunderbare Weise deutscher Adel offenbart: „Der Gott trat aus den Wolken, und die gemeinste, allbekannteste, verbrauchteste Hilfe erwies sich als die ausgiebigste und wirksamste." Butzemann aus Butzemanns Keller, der Leihbibliothekbesitzer Karl Achtermann, Wedehop, das passive Genie, das überall Freunde hat, das sind die Gestalten, um derentwillen diese Geschichte geschrieben ist: „Ein ausgezeichnet Sammelsurium deutschen Volkstums — nennen wir es dreist deutschen Adel." Aus der großen Gestaltenfülle dieses Sammelsuriums heben sich nun doch in Raabes Werk bestimmte unverlierbare Menschenbilder ab, in denen stärker als in andern das Urbild des Raabeschen Deutschen lebt.

Der Jüngling „auf der Schwelle", im Begriff, hinüberzutreten aus der Unbewußtheit der kindlichen Traumwelt in die harte, nüchterne Daseinswirklichkeit — das ist das Thema, dem Raabe die ganze Würde eines Erziehungsromans zuteil werden läßt unter dem rätselhaft bildungsverschnörkelten Titel „Prinzessin Fisch". Gemeint ist Goethes Jugendgedicht „Ritterlich befreit ich dann — die Prinzessin Fisch", und bezeichnet soll werden mit diesem Symbol die wunderbare Illusionskraft der jugendlichen Seele, die in ihre innere Traumwelt versenkt allen äußeren Gefahren entrückt ist, bis sie, unter dem Anhauch des Eros gereift, stark genug geworden, den Sündenfall des Wissens, den Hinübertritt in das Ich-Bewußtsein zu ertragen. Dieses Urthema, das viel von Raabes eignem Urerlebnis „Auf der Schwelle" widerspiegeln mag, ist zum Zeitthema erweitert: Ilmenthal, der stille Ort dieser Kindheit, selber wird vom Fortschrittsgeist ergriffen, tritt hinüber aus dem Unschuldzustand der Natur in die Bewußtheit und Sensationslust eines „Luftkurorts". Ein drittes Thema aber überspannt beides, und hier beginnt wieder das Bereich der mystischen Widersprüchlichkeit, dem Raabe seine tiefsten Einsichten entnimmt: beide Entwicklungen fügt er ein dem „Zusammenhang der Dinge". Verschleiernd wieder ist hier Raabes Alterstechnik: zur Redensart humorig entwertet wird das Wort im Mund des Bruseberger dennoch zum Schlüsselwort dieses Erziehungsromans, zum existentiellsten Wort des Buches. Denn der Buchbinder-Altgeselle, genannt der Bruseberger, der Haupterzieher in diesem Erziehungsroman, ist selber ganz und wahrhaft im Zusammenhang der Dinge, und eben darum sieht er voraus, wie unentrinnbar „im Zusammenhang der Dinge" der Fortschrittsgeist die Welt ergreifen und verwandeln muß; so wie der junge Träumer heraustreten muß aus der schirmenden Traumwelt in die harte, nüchterne, bewußte Welt. Auch dieser Schritt aber, der den Urzusammenhang erschüttert und selber dabei einem tieferen Gesetz gehorcht, führt dennoch auf den

nötigen Umwegen den Menschen, wenn es an der Zeit ist, in den echten Zusammenhang der Dinge zurück, auch unter dem verändernden Fortschrittsgeist; so ruft es der Bruseberger dem Helden zum Abschied nach auf die Universität: „Hast du für den Augenblick nichts bei uns da unten im Tal und am Kuhstiege zu suchen, so soll dir doch das Beste immerdar aufbewahrt bleiben, wie sich auch der alte Ort immer mehr verneuern mag. Für seinen neuen Zustand gerade gebraucht dich dein Geburtsort ebensosehr wie sein täglich Brot, das frische Wasser und die alte gute Luft. Es wird eine Zeit kommen, da wird man nach deinesgleichen rufen, und dann geht deine Zeit der harten Arbeit, aber auch der neuen Wunder- und Zauberwelt dir bei uns an." Nüchterner, gestählter, gerichteter als der Hungerpastor einst wird dieser Träumer-Jüngling ins Leben entlassen. Raabe selber ist tiefer in den großen Zusammenhang der Dinge eingegangen, unter dem Heimatgefühl des neuen Reiches und im härtenden Kampf gegen den unentrinnbaren Fortschrittsgeist.

Auch das Frauenbild, das Raabe jetzt entwirft, vorbildhaft gegen die verflachende Weltlichkeit der Zeit, nimmt die Züge aus einem tiefer und wissender durchlebten religiösen Gebundensein. Jene heroische Mädchengestalt aus „Des Reiches Krone", die aus der schönen Patrizierstochter zur mater leprosum wird unter einem furchtbaren Schicksal, wir begegnen ihrem Urbild wieder in der viel nüchterneren, bürgerlichen Wirklichkeit des neuen Reiches, bis in den Seelengrund jetzt durchleuchtet und auf eine wunderbare Weise durchscheinend gemacht für eine Kraft von innen her, die man heldenhaft und heilig zugleich nennen mag. Es ist die Gestalt der „lutherischen Nonne" Phöbe Hahnemeyer in Raabes Erzählung „Unruhige Gäste". Abermals verhüllt der Titel zugleich, was er zu deuten hat. Unruhig sind alle Menschen des weltlichen Säkulums, in Unruhe werden sie alle geworfen, von außen oder von innen, jeder muß sich auf seine Weise zur inneren Ruhe durchfinden. Ruhe strahlt nur Phöbe aus: „die einzige Gewappnete unter alle den Rüstungslosen, die einzige Ruhige unter alle den Aufgeregten". Und doch ist sie in dieser Erzählung die, die am tiefsten und bittersten um die innere Ruhe zu kämpfen hat, weil sie tiefer und fügsamer auf Gottes Schicksalsstimme hört. Eben darum steht sie echter und erfüllter in der Existenz als alle. Ihre Feindin schickt ihr eine altchristliche Bronzelampe, einst einer Phöbe gewidmet, um anzudeuten, daß sie in die frühchristliche Zeit, aber nicht ins neunzehnte Jahrhundert gehöre. Für Raabe ist die Verschmelzung seines höchsten Frauenideals mit der christlichen Karitas ein Bekenntnis, tief heraufgeholt aus dem Zusammenhang der Dinge. Der mittelalterliche Ordo zeichnet sich im protestantischen Grundgefüge unzweideutig ab. Wie Raabe es ausdrückt, durch Frauenmund: „Die Welt hat einen Kern, sie hat einen süßen Kern, nur aber die Zunge oder was sonst zu der gehört, hat nichts damit zu tun, darauf schmeckt man ihn nicht." Dem entgegenzuleben, in Abkehr von der Welt, ist nicht Entsagung, es ist eine eigene Lebensleidenschaft, nach innen, ein „unbewußtes Heldentum", wie es der Frau als Täterin geziemt.

Überraschender noch ist das Gegenbild des Mannes, dem Raabe die vorbildhaften Züge seines deutschen Menschen gibt: die Verherrlichung, scheint es, des Philisters schlechthin, eines dicken, nie aus der Ruhe zu bringenden Mannes, dem um seiner Gefräßigkeit willen von der Schule her der Spitzname: „Stopfkuchen" anhaftet. Welche Herausforderung allein, einen Roman dieses Titels herauszugeben. Und dazu sagt Raabe selber: „Beim Stopfkuchen habe ich mich am freisten und sichersten über der Welt empfunden." Offenbar ist dem Braunschweiger Philosophen hier eine symbolische Gestalt gelungen, in der er sich selbst am innerlichsten bestätigt findet. Wie Heinrich Schaumann hinter seiner roten Schanze, so sah der alte Raabe von seinem Sitz in Braunschweig auf die Welt. Es gibt einen Zustand des Eingegangenseins in den stummen Grund der Dinge, vor dem alles faustische Drängen der Menschen zur unzulänglichen Betriebsamkeit erstarrt. Das ist die Weisheit Stopfkuchens, des Riesenfaultiers, der wie ein Mammut in die hastige Gegenwart hineinragt und der selber nicht zu denken braucht, weil in ihm die Dinge denken. Daß Raabe in Stopfkuchens unruhigem Schulfreund Eduard den Schatten Leonhard Hagenbuchers aus dem „Abu Telfan" beschwört, macht den Abstand deutlich, den der alte Raabe unterdes zu jenem tapferen und unausgeglichenen Übergangswerk genommen hat. Was heißt Philistertum, was heißt Nippenburg? Es geht um den ewigen deutschen Menschen!

Der Doppelblick, der immer beides, das Ewige und das Zeitliche, Vordergrund und Hintergrund, umfaßt, gibt dem alten Dichter die innere Freiheit, aus der ein gelassener, liebevoller Humor erwachsen kann. Der Untergrund aber bleibt das Wissen um den Weltzwiespalt; und die eigene dämonische Unausgeglichenheit zwingt den Dichter, dem Mann auf der roten Schanze noch eine Gegengestalt zu geben, die alle Tragik des genialen, aus dem Zusammenhang herausgefallenen Mannes auf sich zieht: Velten Andres in den „Akten des Vogelsangs". Ein Vaterloser wie Raabe selbst, mit einer wunderbaren Kindheit in der Vorstadtwildnis des „Vogelsangs", aber ein „Narr und Phantast", der von seiner Jugendliebe nicht loskommt; der dämonische Individualist, verfangen in sein Gefühl, der seine geniale Begabung wie ein Spieler verzettelt, nachdem er alles auf die eine Karte, die Jugendgespielin gesetzt, und verloren. Der Mensch ohne Gott, in einer entgotteten Zeit, dem nichts bleibt als der heroische Blick ins Nichts: „Ich wünsche nüchtern zu sterben, oder, wenn du lieber willst — vollkommen ernüchtert. So eigentumslos als möglich." Von schauerlicher Symbolik die Opferhandlung nach dem Tod der Mutter: er verheizt den ganzen vererbten Biedermeierhausrat, das ganze Erbteil der Kindheit, den ganzen Zusammenhang der Dinge, in den er hineingeboren war. Danach stirbt er, ausgebrannt und mit sich allein, ohne Eigentum an der Welt. „Der Närrischste, aber auch der Tapferste von euch allen." Einer, der die Folgerungen aus dem egoistischen Jahrhundert bis zum letzten zieht. Symbolisch wird alles hier: der Vogelsang, den die neue Zeit zubaut (in Stuttgart, im Schwabenland gelegen, diesem letzten Stück Biedermeierdeutschland im

neuen Reich), der verführerische Goethe-Vers, über den Velten nicht hinauskommt: „Sei gefühllos! Ein leichtbewegliches Herz ist ein elend Gut auf der schwankenden Erde" — die endgültige Absage an Goethe, diesen „größten Egoisten", der wie kein anderer das Jahrhundert auf dem Gewissen hat, und die Gestalt des Chronisten dieser „Akten" des Vogelsangs, Oberregierungsrat Krumhardt, Veltens Jugendfreund, der Durchschnittsmensch im Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft, dessen Typus allein die Zeit übersteht, die aus dem Zusammenhang gefallen ist.

Zuletzt das Alter. Niemand wird Raabe ganz verstehen, der nicht dem Alter Ehrfurcht entgegenbringt. Wunderbaren herbstlichen Glanz hat er über das Alter gebreitet. Auf die Gefahr hin, jene Formel abzubrauchen vom „Zusammenhang der Dinge": die Alten sind es für Raabe, die den Zusammenhang in allem verbürgen, indem sie aus ihm leben und um ihn wissen. Wer wird je den alten Ritter von Glaubigern vergessen oder sein bürgerliches Nachbild Fabian Pelzmann, diese reinen Hüter und Beschützer der Jugend? Oder Hanne Allmann und Frau Jane Wahrwolf, Fräulein Julie Kiebitz und Fräulein Dorette Kristeller, Mutter Schubach und Frau Rittmeisterin Sophie Grünhage? Was wäre ein Volksgefüge, in dem nicht Jugend am Alter reift und Alter in der Jugend sich verjüngt? Dem Gebildeten allerdings, dem standesmäßig abgeschlossenen Bürger, droht am ersten ein skeptisches und kühles Alter. Im eignen Alterswerk, in „Altershausen", hat Raabe mit Selbsthumor die Gefahr beschworen und aufgehoben mit der Reise des Geheimrats Feyerabend in die Stadt der Kindheit, im Zurücktauchen ins Volksgefüge der Einfachen, und seien sie kindisch geblieben wie Ludchen Bock.

Wir sind am Ende. Auf eine letzte einfache und eindeutige Formel ist Raabe nirgends zu bringen, und der alte Raabe am wenigsten. In jedes Werk hinein ist das ganze Geflecht des Lebens gewoben, mit allen hellen und dunklen Fäden. Der zweiten Auflage des „Schüdderump" schreibt er ins Vorwort (1894): „Er aber rollt weiter durch die Welt. Es läßt sich daran nichts ändern, Herrschaften. Diese Räder lassen sich nicht aufhalten." Aber über das Schlachtfeld von „Hastenbeck" (1898) fährt ihm „Gottes Wunderwagen" entgegen und bewährt sich in der größten Not, die wieder einmal Deutschland und deutsche Menschen darin getroffen hat. Und sieghaft steht als Motto über diesem letzten veröffentlichten Buch das Wort des Freiherrn vom Stein: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland!" Vaterland Deutschland und Mutter Deutschland — im neuen Reich hat Raabe die Heimat gefunden, die ihm Vater und Mutter ersetzt. Dennoch überwiegt in ihm „das mütterliche Erbteil". So sehr er Schiller und Bismarck verehrend im Herzen trug, keine einzige große geschichteschaffende Führergestalt ist ihm gelungen, nicht vom Vatergeist, sondern aus dem Muttertum ist sein Weltbild geprägt. Die Menschen, die er verherrlicht auf seine stille, unscheinbare Weise, das sind die aus dem Unbewußten lebenden Menschen, die seelenhaften, kindlichen, träumerischen, die nach innen gekehrten, die auf den Ruf der Tiefe hören, die

gebundenen, die nicht denken aus dem Verstand, sondern aus dem Zusammenhang der Dinge. Das sind ihm die ewigen deutschen Menschen, die nie dem Geld und dem törichten Fortschrittsgeist verfallen, und diese Menschen findet er durch alle Jahrhunderte zurück als immer die gleiche wunderbare Verwirklichung des deutschen Wesens. Darum geht sein Blick in die Geschichte zurück; gegen den alles zerreibenden Fortschrittsgeist ruft er das Gewesene auf als den Grund alles Wesens. Mütterlichen Lebensgrund spürt er auf um jede Gestalt, die ein deutsches Schicksal trägt, er spürt darum: Kindheit, Heimat, Stammestum und Volkstum. Das ist die Urkraft, die er aller Neuerungssucht entgegensetzt. Am stärksten findet er sie in den Einfachen, Lebenstätigen, Unverbildeten, Bäuerlichen. Grausam geißelt er jede Entartung des Vatergeistes nach dem Überbewußten, Vielwisserischen, Gelehrten und sogenannt Gebildeten hin. Um so schärfer, als er darin den Geist erkennt, der das Jahrhundert entwurzelt, und der ihn selber, den städtischen Bürger mit seinem Bildungsidealismus, entwurzelt hat.

Und hier beginnt überall und hinter allem die Raabesche Tragik: daß der Zusammenhang, um den er kämpft und den er braucht, erschüttert ist und immer mehr erschüttert wird im neuen Reich. Und daß der Ruf: „Zu den Müttern!", den er ausstößt als der Hüter des Reichs, zum Kampfesruf nicht genügt. Den Quietismus der „Lieben Frau von der Geduld" hat er wohl bald hinter sich gelassen ebenso wie den Schopenhauerschen Pessimismus, der die Lebenswurzeln unternagt. Sein tiefstes Heldentum wird das Jasagen zu den unenträtselbaren Widersprüchen des Lebens, mit einem Wirklichkeitssinn, der vor nichts zurückschreckt, und mit einem Lebensglauben, den kein metaphysischer Schrecken lähmt. Die Tiefen, die er sich erbohrt, führen immer hinein in den letzten, erschütterten Existenzgrund der Einzelseele, die vor ihr Schicksal gestellt ist, und durch allen philisterhaften Alltag hindurch legen sie die Grundzüge eines harten, tragischen Heroismus bloß, der sein niedersächsisch-germanisches Erbe ist. Wissend aber um die Unergründlichkeit und die mystische Widersprüchlichkeit des Daseins, verhüllt er immer wieder die Spuren, die er sich ergraben hat, und stellt darüber das schweigende Geheimnis des Lebens wieder her, dem nachzurätseln er dem Leser nur symbolische Verweise da und dorten zurückläßt. Eine letzte Unentschiedenheit und eine letzte Ehrfurcht zugleich, die beide wohl sein biedermeierliches Erbe sind, das Erbe des Vaterlosen in einer Zeit, die die Männer um den großen politischen Sinn betrog und alle Seelenkräfte nach innen lenkte, in das Grundgefüge der Familie, den mütterlichen Lebensraum zurück.

Es ist der Grund, der heute Raabe, den „Unmodernen", zeitgemäßer macht als viele Dichter unserer Gegenwart: das verhüllende Sprechen aus der Erschütterung der Existenz unter dem sicheren Wissen um die wahrhaft echte und erfüllte Existenz im Zusammenhang der Dinge. Das Zeitlich-Bedingte fällt ab, auch in der allzu bildungüberfüllten Sprache, als die äußerlichste seiner Hüllen. Um so großartiger hält stand alles, was hier gesagt und gestaltet ist vom ewigen deutschen Menschen.

Theodor Fontane

1819—1898

Von

Mario Krammer

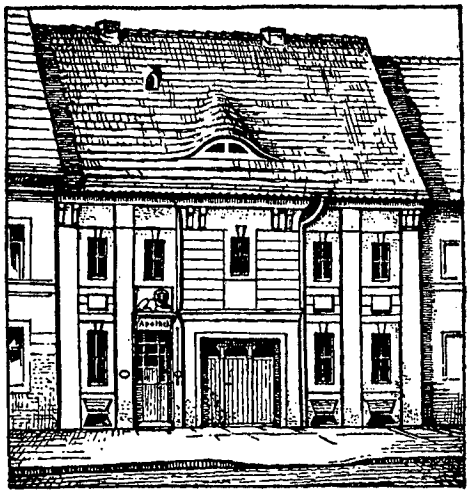
Wer an Theodor Fontane denkt, dem schwebt ein plauderhafter und liebenswürdiger Erzähler vor, ein geistvoller Schilderer halbverschollener Kleinwelt, ein Mann der Ordnung und des festen Befehls. Aber wer bis zum Letzten seiner Persönlichkeit vordringt und ihn sich so erschließt, wie er in seinen besten Stunden war, der wird — über jene Vorstellungen hinaus — in ihm den Gestalter eines, dem Leben gleich, aus Scherz und Ernst gemischten, beinahe shakespearischen Traumspiels der Dichtung erkennen, das aufklingt und abtönt wie ferne Musik. So gesehen, fügt er sich ebenbürtig dem Kreise derer ein, die wie Friedrich und Knobelsdorff, wie Schadow und Schinkel, wie Kleist und Humboldt hier die Flamme der Kunst auf dem heimischen Altar gehütet haben.

Wenige Jahre nach Abschluß der Befreiungskriege, am 30. Dezember 1819, wurde Henri-Théodore Fontane zu Neuruppin im Hause der Löwen-Apotheke geboren. Als er sieben Jahre alt war, siedelte sein Vater, der Apothekenbesitzer, mit den Seinen nach Swinemünde über. Elternhaus und Jugendleben hat Fontane uns auf dem Hintergrund der kleinen Ostseestadt in seinen „Kinderjahren" aus heiterer Rückschau des Greisenalters farbig geschildert. Er war ein Abkömmling jener reformierten Flüchtlinge oder Refugiés, die zur Zeit Ludwigs XIV. um ihres Glaubens willen Frankreich verlassen hatten und in Brandenburg-Preußen eingewandert waren. Die Vorfahren seines Vaters waren Zinngießer, die seiner Mutter Strumpfwirker gewesen. Beide stammten aus Berlin. Südfranzösisches Wesen prägte sich in beiden in gegensätzlicher Weise aus. Der Vater war ein stattlicher Gascogner voll Bonhommie, dabei „Phantast, Humorist, Plauderer und Geschichtenerzähler", die Mutter „eine schlanke, zierliche Frau von schwarzem Haar, mit Augen wie Kohlen, energisch, selbstsuchtlos, leidenschaftlich und ganz Charakter".

Vom Vater hat er, wie Goethe, die Statur geerbt, aber auch die Frohnatur und die unbürgerlichen Züge eines gelockerten Wesens, das den Vater zu einem tragischen Spiel mit dem Leben in jedem Sinne verleitete, während es den Sohn für den Reiz wagenden Künstlertums empfänglich machte, dem von Mutters Seite her die Neigung zu des Lebens ernstem Führen heilsam die Waage hielt. In dem Vater war etwas von einem primitiven Poeten, er sah Menschen und Szenen der Geschichte mit bildhafter Deutlichkeit vor sich, so zum Beispiel Napoleon und seine Marschälle. Sie standen ihm besonders nah, wohl weil er ihres Blutes war.

Durch die Fülle seiner Geschichten und Einfälle bezauberte er den Sohn, während die Mutter in alledem nur Torheit sah und etwas Sprengendes witterte. Jenseits der bürgerlichen Schranken trat dem jungen Fontane hier das Leben in seiner Größe und Schönheit entgegen, die er halb unbewußt auch in Menschen und Landschaft seiner Umgebung, mehr noch im Dramatischen und Farbigen der Zeitgeschichte wiederfand.

Gleich seinem Vater hat Fontane auf Schulen nie etwas Rechtes gelernt, sondern nur von Menschen. „Anlage, Spürsinn, Natur" waren in ihm mächtiger als Bildung. Was der Vater an Anekdoten sorglos plaudernd — auch darin Verschwender — täglich verstreute, das hat der Sohn fürs Leben bewahrt und als Dichter verwertet. Wie sein Erzeuger war er bis ins Alter, und da erst recht, voller Einfälle und Geschichten, voll Geist und guter Laune, immer frisch durch die Beziehung zu den mütterlich nährenden Quellen des Lebens. Er war „das Beste, was wir sein können: ein Mann und ein Kind" und ist als „großes Kind" durchs Leben gegangen, ohne Examina, Anhang, Vermögen, Clique usw. Im Rückblick kam ihm sein Erdenwandel wie ein Ritt übern Bodensee vor. Wo sich ihm Sicherungen boten — als Redakteur der „Kreuzzeitung" oder gar als beamteter Sekretär der Akademie der Künste — hat er nach kürzerem oder längerem Ausharren den Zwang der Stellung abgeschüttelt infolge einer Verstimmung oder eines Ärgers, aber doch auch, weil er es vorzog, sich von der Woge des Lebens tragen zu lassen. Nur der „Tante Voß" ist er — als Theaterkritiker — von 1870 an zwanzig Jahre lang treu geblieben. Seine Gattin hat unter dieser Unsicherheit der Existenz ähnlich, wenn auch nicht in dem Maße, gelitten wie seine Mutter unter dem unberechenbaren und unberechnenden Wesen ihres Mannes. Liebenswürdige Egoisten waren beide, Vater wie Sohn.



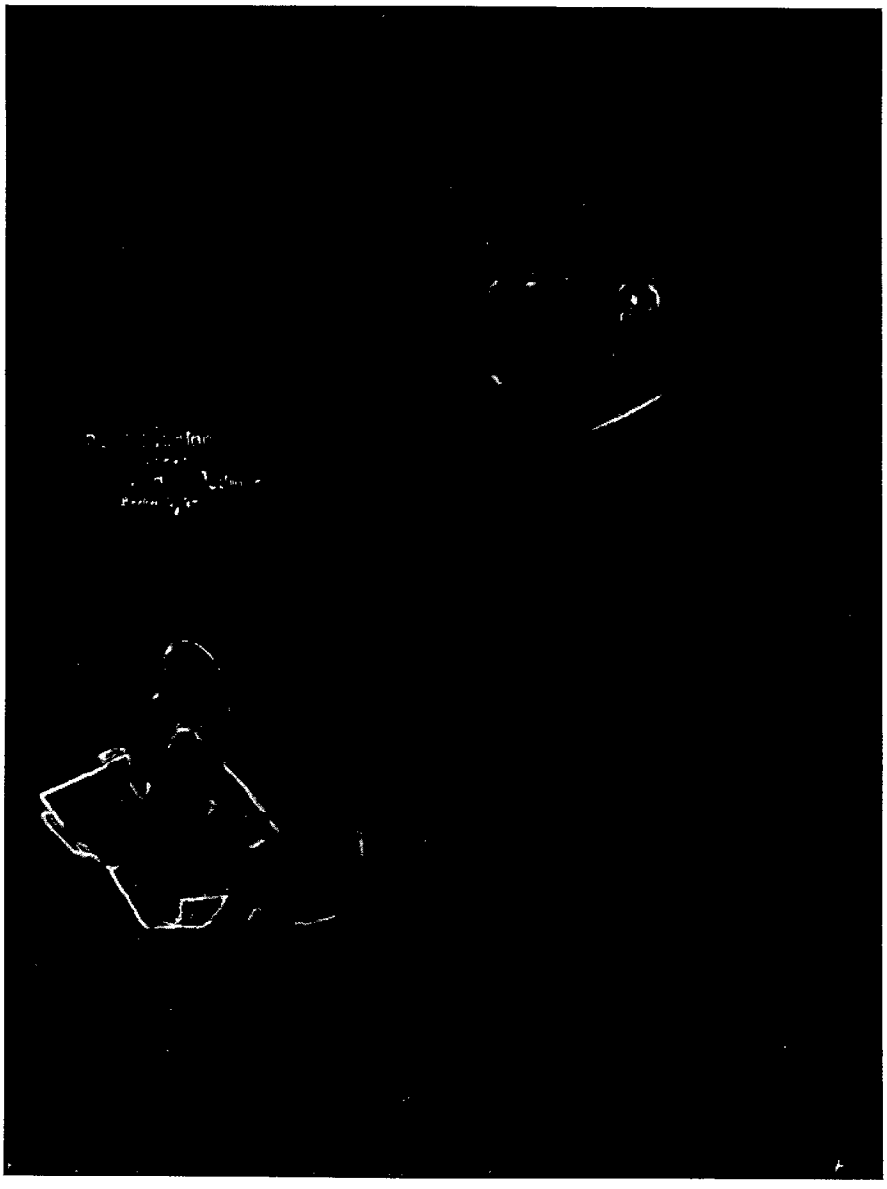
Die Löwen-Apotheke in Neuruppin, Fontanes Geburtshaus. Nach einer alten Zeichnung

Der alte Fontane war aufgewachsen in einer schwankenden Zeit, wo eine alte Welt versunken war, wo die Fremdherrschaft und der Kampf gegen sie viele Gemüter in eine Unruhe versetzt hatten, aus der sie den Weg in die gleichförmige, aufbauende Arbeitsamkeit der folgenden Jahre nicht so leicht fanden. Dieser Anstoß, den der Vater von den Weltereignissen empfangen hatte, schwang im Sohn weiter als Kraft und Lust zum Aufbau einer dichterischen Welt. In ihm tönt noch etwas vom Rausch der napoleonischen Jahre und der Befreiungskriege

nach. Wenn den Vater diese Unruhe der Zeit dahin gebracht hat, ein Vermögen am Spieltisch zu verschwenden, so fehlten dem Sohn von Anfang an hierfür die Mittel und auch die Möglichkeit, sie zu erwerben. Er war ein feiner, frühreifer Knabe, „voll Anlauf und Aufschwung", mit blonden Locken, aus gutem Hause, in Freiheit aufgewachsen, ein König unter seinen Gespielen. Sieghaft wie ein junger Gott trat er im „Tunnel" auf. Ihn hat es immer, zumal im eleganten London, gestört, daß er schlecht sitzende Beinkleider trug. Er wußte alle guten Dinge zu schätzen, von einer Kalbsbrust bis zu einem Gedicht von Storm. Aber er brauchte nicht wie der Vater oder gar wie dessen Stiefbruder, der liebenswürdige und unbedenkliche „Onkel August", draußen in der Welt um jeden Preis Zerstreuung zu suchen. In ihm war das Licht des schöpferischen Genius entzündet, das nur in freier Luft brannte, das aber mit seinem Strahl auch das einfachste Dasein übergoldete. Dies war es, was den Reiz seiner schlichten Häuslichkeit ausmachte: es war ein Alltag, der doch kein Alltag war. Ein unsicheres und von Sorgen umdrohtes und doch ein unvergleichliches Leben! Es war von Demütigungen und Entbehrungen begleitet: „Ich mied den Markt, ich mied den Schwarm, andre sind reich, ich bin arm; entsagen und lächeln bei Demütigungen, das ist die Kunst, die mir gelungen." Stolz hat der alte Dichter so gesprochen und seinen Erdenweg aus Herzensgrunde bejaht: „Und wär es in die Wahl mir gegeben, ich führte noch einmal dasselbe Leben."

In den Jahren vor seiner Geburt wurde die Berliner Französische Kolonie aus ihrer aufgeklärten Selbstgenügsamkeit durch den Sturm der Befreiungskriege herausgerissen. Man hatte selbst Geschichte erlebt, selbst mit Geschichte gemacht, und so ließ sich der junge Fontane — darin bestärkt vom eigenen Vater — willig ergreifen vom Spannenden und Gewaltigen der politischen Vergangenheit wie der Gegenwart, wo in den zwanziger und dreißiger Jahren Griechen, Russen, Polen, Franzosen neue Unruhe in das Metternichsche Europa brachten. Mit zehn Jahren stand es für ihn fest, daß er Geschichtsprofessor werden wollte, mit fünfzehn schrieb er ein Gedicht auf die Schlacht bei Hochkirch. Auch an Henri Quatre erprobte er sein episches Talent. Seine erste gedruckte Ballade galt dem Eroberer von Peru, Franz Pizarro.

Alles sagte ihm zu, was der Phantasie und Anschauung Nahrung bot. Er war anfangs auf dem Gymnasium in Neuruppin und dann auf Kloedens Berliner Gewerbeschule. Weder die alten Sprachen noch die Mathematik konnten ihn fesseln. Horaz bedeutete für ihn eine Plage, Shakespeare eine Erholung. Deshalb ist er auch nie zur Abschlußprüfung gelangt. Allotria nützten ihm mehr. Als schulschwänzender Jüngling schlang er in einer Konditorei der Weinmeisterstraße aus den „Journalen" die Fülle der Erzeugnisse des damaligen literarischen Deutschlands in sich ein. Bald gehörte er selber zu den dort gedruckten Autoren. Wenn er später in der Roseschen Apotheke in der Spandauer Straße als Lehrling stundenlang in der Queckensuppe zu rühren hatte, so formte sein unabgelenkter Geist dabei poetische Werke, die ihm Aufnahme in Berliner literarische Kreise verschafften.



Theodor Fontane
Gemälde von Hanns Fechner, 1894

Er ist dreizehn Jahre lang, von 1836 bis 1849, Apotheker in Berlin, Burg, Leipzig, Dresden gewesen, ohne innere Neigung, doch in der Hoffnung, einmal des Vaters Erbe anzutreten. Was ihn mehr noch als diese Hoffnung, die sich als trügerisch erwies, in diesen Jahren aufrechterhielt, war das Gefühl, sein wahres Dasein in einer anderen, höheren Sphäre zu führen. Ihm ging es wie dem armen „Fritz Katzfuß" in einer seiner Balladen, und auch er konnte von sich sagen: „Ein Band von Goethe gab mir Kraft und Leben." Und dies Gefühl seiner selbst wurde bestärkt durch das Bewußtsein eigener Leistung.

Der Dichter war damals so etwas wie eine gesellschaftliche Macht in Berlin. Zunächst als Vermittler der für jeden unerläßlichen ästhetischen Bildung. Bei Kuglers fand nur der Beachtung, der einen Band Gedichte herausgegeben hatte. Wer bloß Prosa schrieb, zählte nicht mit. Im „Tunnel", dem 1827 gegründeten Dichterverein, waren Offiziere von Adel und Juristen — von denen mehr als einer es bis zur Exzellenz gebracht hat — mit Menschen anderer Stände vereint. Den Rang gab das Gedicht, und so war der Apotheker Fontane hier „ein kleines Kirchenlicht". Aber der Dichter hatte damals auch eine politische Pflicht, in doppeltem Sinne. Die Jungdeutschen, wie Gutzkow, Herwegh, Laube, deren Schriften um 1840 auf Fontane großen Eindruck machten, stellten ihm, im Gegensatz zu Goethe, die Aufgabe, Partei zu nehmen im Kampf des Volkes für Freiheit und Einheit. Frühe Gedichte Fontanes sind dem Tone Herweghs nachgebildet. Er war auf dem Wege, ein phrasenreicher „Freiheitslyriker" zu werden. Wie zur Abwehr dieser Radikalen wandten sich in Berlin andere, konservative Geister der heimischen Vergangenheit zu. Willibald Alexis erweckte wieder den Glauben an die Sendung der Mark. In Menzels Zeichnungen und Bildern stieg die Welt des Alten Fritzen herauf. In überschäumender Gestaltungskraft erweiterte Scherenberg die Form der Ballade zu seinen großen Schlachtenepen wie „Leuthen" und „Waterloo". Zu ihnen, seinen Tunnelfreunden, gesellte sich Fontane. Im „Tunnel", dem er seit 1844 angehörte und dessen Akteure — von Theodor Storm mit dem Puschelschal bis zu „Käpten" Smidt und Bäcker Goldammer — er in seinem Erinnerungsbuch „Von Zwanzig bis Dreißig" ergötzlich geschildert hat, trug er seine Feldherrnballaden vor, in denen der Umriß des alten Zieten, des alten Dessauers, Derfflingers und anderer vielfach schon mit Meisterhand gezogen ist. Sie erschienen 1850 unter dem Titel „Männer und Helden". Wie bei Schadows Denkmälern ist hier Fülle des ungezwungenen Lebens zu knapper, volkstümlicher Form verdichtet. Indem er die Form der Ballade mit märkisch-preußischem Gehalt erfüllte, setzte Fontane das Werk jenes Köne Finke fort, der einst das Lied von der Eroberung Angermündes (1420) gedichtet hatte. Fontane selbst hat es mit anderen Meisterstücken altniederdeutscher, geschichtlicher Epik erneuert.

Er war damit als schaffender Mensch in den Bereich des Nordens getreten, dem der „Tunnel" im allgemeinen näherstand als dem „klassischen" Süden. Bald nachdem Fontane die „Preußenlieder" gedichtet hatte, fielen ihm die englisch-

schottischen Balladensammlungen von Percy und Sir Walter Scott in die Hand. Sie haben auf Jahre hinaus sein Schaffen bestimmt. Es fand Ausdruck in dem Romanzenzyklus „Von der schönen Rosamunde" (1850) und, neben zahlreichen Übersetzungen aus dem Englischen, neben Cromwells und Raleighs „Letzter Nacht", einer Monmouthnovelle, einem Stuartdrama und anderem, seinen Höhepunkt im „Archibald Douglas" (1854). Fontane ist dieser Liebe zur Ballade nie untreu geworden. Als er fast siebzig Jahre alt war, hat er noch virtuose nordische Balladen wie „Herluf Trolle" und die köstlichen „Nordischen Königsnamen" verfaßt. Und was das Größte war, er vermochte mehr und mehr auch Begebnissen der Gegenwart — wenn darin etwas Episches, Tragisches oder Allgemeingültiges lag — dieselbe hohe Form der Kunst wie jenen alten Themen zu geben. Wie der Steuermann John Maynard sich opfert, wie Dämonen die Taybridge stürzen, wie Konsul Cunningham zu Tulcahuar den bedrohten Landsmann rettet mit dem Wort „Fire but don't hurt the flag", wie die Mittelmärkischen ihren alten Otto von Rohr begraben, wie Kaiser Friedrich noch einmal Altgeltow besucht, alle diese und daneben halb scherzhafte Dinge, wie in der „Historie vom kleinen Ei", hat er in ihren ergreifenden und in die Tiefe weisenden Zügen zu verewigen gewußt, nordisch auch darin, daß er diesen epischen Stücken die Spruchweisheit eines hellsichtig beobachtenden, gerechten und gütigen Alters zur Seite stellte.

Es war wie eine höhere Fügung, daß den jungen Dichter, dem die britische Insel als ein gelobtes Land der Poesie erschien, der Pressedienst des Ministeriums Manteuffel in den fünfziger Jahren mehrmals nach England und Schottland führte. Es spricht für seinen Blick, der mit schöpferischer Kritik bis zum Wesen der Erscheinungen vordrang, daß ihm hier, in romantischer Ferne, das Bild einer märkischen, der Rheinsberger Landschaft aufstieg, die ähnlich der schottischen am Levensee, mit ihren Erinnerungen an Queen Mary, auf dem Hintergrunde von Wasser, Wald und Schloß den Erdenwandel großer geschichtlicher Personen zeigte. Ein Bild reihte sich ans andere. Überall tauchten schöne Frauen, kluge, tapfere, abenteuerreiche Männer aus dem „Sande der Mark" auf. So ward in Schottland der Gedanke der „Wanderungen durch die Mark" geboren. Es war ein dichterischer Gedanke, denn er führte Fontane an die Stätten des verklungenen Lebens selbst, das seines Weckers harrte. Wenn Fontane eine Burg oder ein Schlachtfeld betrat, alte Briefe, Waffen oder Gewänder berührte, so beschwor er die Geister der Vorzeit zum Leben. So kamen sie wirklich herauf, Könige und Junker, die Ribbeck und Katte, die Bülow und Arnim, die Stechow und Bredow, die Quitzow und Rochow und dahinter, mit allen Zügen des Lebens, die braven, oft schwer ums Dasein ringenden Pastoren, die Schulmeister, die „Büdner und Bauern". Was Fontane gab, war nicht Wissen, sondern Leben. Die tüchtigen Gestalten der Vorzeit wurden ein Teil unserer Gegenwart. Gegenüber einer liberalen, wenig preußenfeindlichen Welt gewann die Verheißung, die diesem Lande gegeben war, einmal Mitte der Deutschen zu sein, neues Leben.

Der Übergang der Preußen am 11./12. Juli 1864 über den Limfjord im Norden Jütlands. Im Hintergrund Aalborg. Holzschnitt von Ludwig Burger zu Theodor Fontanes Buch „Der schleswig-holsteinsche Krieg im Jahre 1864", Berlin 1866

Der Dichter hat an die Landschaft angeknüpft, der er entstammte. Der erste Band der „Wanderungen" galt der Grafschaft Ruppin, seinem engeren Vaterlande. Da erzählt er von der baumumrauschten Stadt an dem mächtigen See, von ihren Söhnen Karl Friedrich Schinkel, Gustav Kühn und Wilhelm Gentz, von den Schlössern an beiden Ufern, wo die Zieten, Knesebeck, Quast sitzen, von den Urwäldern ihrer Umgebung, von Prince Henri in Rheinsberg, von Gransee und Lindow.

In seinem letzten Werk, dem „Stechlin", hat Fontane, wie um Abschied zu nehmen, noch einmal diese Ruppiner Landschaft im Geiste besucht. An die Grafschaft schloß er das Oderland (Barnim-Lebus) mit Freienwalde, Cunersdorf, Küstrin, Tamsel, mit Namen wie Albrecht Thaer und Chamisso, mit den Brüdern Marwitz, mit dem vom Volk ins Sagenhafte erhobenen Feldmarschall Sparr. In Neuruppin liegt seine Mutter, im Oderland sein Vater begraben. Besonders geliebt hat er sein Havelland, dem der dritte Band gewidmet ist. Mit der Fülle seiner landschaftlichen Reize und geschichtlichen Erinnerungen war es ihm zur „Heimat" geworden. Ihm entstammen seine Effi Briest ebenso wie sein freundlicher Herr von Ribbeck. An den Ufern und im Bereich der Havel grüßen uns Schlösser und Städte von Oranienburg und Tegel bis Paretz und Marquardt. Nur Potsdam umging der Wanderer. Er suchte Neuland der poetischen Beschreibung. Noch in seinen letzten Jahren hat er ein Buch über die Bredow als die im Havelland am tiefsten verwurzelte Familie vorbereitet, das ein Vorbild der kulturgeschichtlichen Kleinmalerei werden sollte. Das Ländchen Friesack mit den Bredow war

seine „letzte märkische Liebe". Der vierte Band ist dem „Spreeland, Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow" gewidmet. Da ist vom Spreewald die Rede, von Schloß Cöpenicks wechselvoller Geschichte, von Friedrichsfelde, Buch und Blumberg mit ihren Erinnerungen an Dorothea von Kurland, Julie von Voß und den Dichter Canitz, von Werneuchen mit dem poetischen Pastor Schmidt, von Königswusterhausen mit seinen Jagden und Tabaksgelagen, von Großbeeren, Saarmund, Trebbin und den Burgen an der Nuthe.

In den Bänden „Havelland" und „Spreeland" wird Berlin förmlich umwandert. Am liebsten blieb der Wanderer auf dem Lande, da wo Wasser und Wälder ein Schloß, eine Kirche umrahmen und man die alte Weise in ihrer Reinheit vernimmt. In die lösende Stimmung eines traumstillen Abends klingt mehr als eine Schilderung aus. Aus Denken und Dichten gewoben, führen diese unverwelklichen Bilder uns immer wieder in die Seele der Heimat. „Fünf Schlösser" der Mark sind später — mit den mehr oder weniger abenteuerlichen Schicksalen der Quitzow und Hertefeld, der „Krautentochter" und des „roten Prinzen" — als Ergänzung neben die Wanderungen getreten.

Indem Fontane das Leben der Vergangenheit erweckte, hat er der Geschichtschreibung ein Vorbild gegeben, dem wir erst heute nachzueifern beginnen. Er hat auch ein „Lesebuch" brandenburgischer Geschichten, etwa von Otto mit dem Pfeil bis zu Vater Blücher, geplant, das mit Hilfe von Einfühlung und Vergleichung zum Herzen sprechende Bilder aus alten Tagen bieten sollte, an Stelle der toten Steine in den landläufigen Darstellungen der Gelehrten. Aus diesem Buch ist leider nichts geworden. Dafür hat Fontane die Geschichte der drei Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 geschrieben. Er stand auch dieser Aufgabe als Künstler gegenüber; das „Siebziger Kriegsbuch" sollte sich lesen wie ein Epos oder Roman. Vor allem hat er sich bemüht, die Erzählung durch kleine, bezeichnende Züge, zum Beispiel aus Feldpostbriefen, zu beleben. Als die preußische Kavallerie an einem lauen Juliabend in das eroberte Frankfurt, die uralte freie Reichsstadt, einritt, waren die Straßen menschenleer. Die Musik spielte „Ich bin ein Preuße". Nur ein einziger Bürger, der vom Schoppen kam, blieb stehen und rief: „Nidder mit de Hund!" Im Herbst 1870 wurde Fontane, den Spuren der Jeanne d'Arc nachgehend, in ihrem Geburtsort Domrémy von den Franzosen als Spion verhaftet, aber bald, auf Verwendung Bismarcks, freigesprochen und nach ein paar Wochen Haft auf Oléron am Atlantik freigelassen. So hat der Kriegshistoriker auch als Kriegsgefangener am Feldzug teilgenommen, und aus den Ängsten, Abenteuern und wechselnden Eindrücken dieser Zeit ist eines seiner liebenswürdigsten Bücher („Kriegsgefangen") erwachsen, wo der Widerstreit der Nationen sich in hundert kleinen Berichten und Bildern vom Tage widerspiegelt. In allem, was Theodor Fontane über Kriege schrieb, wollte er durch den Nebel der Redensarten, der besonders über dieser Gegend lag, zur Schau des Wirklichen dringen. Echte Kriegsberichte erkannte er daran, daß in ihnen weniger von Vaterland und Opfertod als von „Rumsteak und Rotwein" die Rede war.

Die Arbeit an diesen Kriegsbüchern brachte es mit sich, daß der erste Roman Fontanes „Vor dem Sturm" erst 1878, Jahre nach seinem Beginn, herauskommen konnte. Er hat namentlich Historikern, wie Mommsen, gefallen. Fontane war damals nahezu sechzig Jahre alt und kam sich vor wie ein „kleiner Doktor". Der Held dieses Romans ist wie bei Alexis das Land und das Volk. Der Wanderer durch die Mark läßt die Fülle der Gestalten und Örtlichkeiten heraufsteigen, die ihm vertraut geworden waren. Da sind die Junker, Pastoren, Bauern des Oderlandes, da ist Friedersdorf, Frankfurt, Küstrin, da steht der eigenwillige Marwitz in der Mitte, der hier Vitzewitz heißt, da tauchen Kleinbürger und Geheimräte von Berlin auf. Die Handlung beginnt zu Weihnachten 1812. Der Untergang der Grande Armée in Rußland wird als Urteil Gottes empfunden. Der nie erloschene Glaube der Großen und Kleinen an die Sendung der Mark wird zu einer Sturmflut, die sich gegen die Feste des Zwingherrn erhebt. Aus der langen Geschichte der Mark ist hier ein Zeitraum von wenigen Wochen herausgegriffen, in dem das Land ein gesteigertes Leben führte. In den „Wanderungen" hatte Fontane mit Vorliebe auch das alltägliche Dasein, Tun und Reden der Einheimischen dargestellt. Auch die Armut, Verschlossenheit, Kargheit, Rauheit der Mark und des Märkers sollten ans Licht treten. Trotz diesen Eigenschaften oder vielleicht wegen ihrer, weil hier im Grenzland die Menschen „Haare auf den Zähnen hatten", war aus der Mark etwas Großes geworden. Im Roman fehlt Kleinleben, zum Beispiel bei „Frau Hulen", auch nicht, aber die Menschen werden hier doch gezeigt, wie sie sind, wenn ein „großes Fühlen" sie ergreift. Der Leser horcht hinein ins Land, es ist etwas wie Stille darin, Tag des Herrn, etwas wie „Lebens Mittag, feierliche Zeit". Das Buch wollte dem deutschen Menschen nach 1871 ein wenig von dem gläubigen Schwung mitteilen, der die Erhebung von 1813 begleitet hatte. Unter ihren nachwirkenden Eindrücken ist Fontane ebenso wie der Berliner Paul de Lagarde herangewachsen. Beide fanden, daß nach 1871 bei uns von ähnlichen Stimmungen nicht viel zu spüren war.

Fontane war davon überzeugt, daß das Leben eines Staates von der sittlichen Kraft seiner Angehörigen abhängt. In der Zeit vor der Schlacht bei Jena 1806 hatten die Preußen sich auf den anscheinend wohleingespielten Apparat ihres Heeres und ihrer Verwaltung verlassen. Ein Stoß von außen hatte genügt, dies kunstreiche Räderwerk zu zerbrechen. Fontanes Roman „Schach von Wuthenow" (1879) spielt wenige Wochen vor der Katastrophe bei Jena und Auerstedt zu Berlin und am Ruppiner See, dessen vertraute Landschaft hier wieder aufscheint. Schach, ein Rittmeister des Eliteregiments der Gensd'armes, scheidet freiwillig aus dem Leben. Er hat sich einmal von seinem Gefühl gegenüber der scharmanten, geistreichen und seelenvollen Victoire de Carayon hinreißen lassen. Er mag sie aber nicht zur Frau nehmen, weil er das Gerede der Residenz über ein paar Blatternarben in ihrem Gesicht scheut. Er heiratet Victoire, weil der König es wünscht, und erschießt sich danach. In seinem Verhalten liegt ein Übermaß an Korrektheit,

ein Mangel an Charakter. Ein Staat, wo derartige Gesinnungen vorherrschten, war dem Untergang nahe.

Auch dies Buch war ein Spiegel für des Dichters eigene Zeit. Damals wurde, wie Fontane fand, der Mensch zu sehr danach gewertet, wie weit er den Erfordernissen der „Konvention" entsprach. Wer durch Prüfungen — nicht Gottes, sondern der Kommissionen — gegangen war, wer die übliche Bildung besaß, galt als brauchbarer Mensch. Darum liebte Fontane seine märkischen Junker, die er auf den Wanderungen kennengelernt hatte, weil ihre Stärke nicht im Wissen, sondern im Wollen lag. Seine alte Freundin Mathilde von Rohr war, aufs Geistige hin angesehen, eine „komische Literaturenthusiastin", aber außerdem eine „ganz kapitale Person. Der Charakter entscheidet". Der Junker und der echte Berliner waren lebensklug, von natürlichem Bonsens, forsch, witzig, freisinnig, unerschrocken, „kritisch und warmherzig" zugleich. Mit ihren Schwächen und Vorzügen waren die Junker ganze Menschen, und ihr Wesen wuchs mitunter hinauf bis in die Höhe jener heiteren Weisheit und Güte, die Fontane, allerdings auch aus eigenem Fonds, seinem alten Dubslav von Stechlin gegeben hat.

Demgegenüber traf der Dichter in der mittleren, bürgerlichen Schicht überwiegend langweilige „Patentpreußen", hinter deren „allgemeiner Bildung" und „Korrektheit" sich oft fragwürdiges Menschentum verbarg. Was groß war, selbst im Wilden und Bösen, war immer schön. In jenen Jahren (1878) schrieb Fontane die „volksliedhafte" Novelle „Grete Minde", wo die Heldin, eine altmärkische Kriemhild, aus Rache gegen ihre hartherzige Sippe die Vaterstadt Tangermünde in Brand steckt und mit ihrem und des gehaßten Stiefbruders Kind in den Flammen untergeht. Eine Gestalt wie aus „heroischen Zeiten" bot in Bismarck auch die Gegenwart. Fontane fühlte sich angezogen und abgestoßen von seiner Persönlichkeit. Ihn wie so manchen empfänglichen Zeitgenossen hat es beglückt, diese übermenschliche Erscheinung erlebt zu haben. Das war wahrlich kein Mustermensch, kein gebildeter Philister. Alles, was er sagte, war für Fontane „der reine Zucker", es kam aus schöpferischen Tiefen der Seele, er war einer der Meister unserer Sprache. Er war elementar, ungebändigt wie das Meer, bald still, sonnig, friedlich, bald aufbrausend und zerstörend, der Musik und den Frauen verwandt. In seinen Versen „Wo Bismarck liegen soll" — wohl dem Schönsten, was unsere Dichtung über den großen Kanzler hervorgebracht hat — will Fontane ihn, den Nachkommen Wittekinds, wie einen germanischen Gott in den Dämmergründen des Sachsenwaldes begraben sehen, damit seine Seele aufgehe in das leise Rauschen ihrer Brüder, der geliebten Bäume. Das Deutsche, Romantische in Fontane bejahte Bismarck, er war empört über den Undank, den der Reichsgründer erfuhr, aber das Calvinistische, das im Alter stärker bei ihm durchbrach, stand ihm zweifelnd gegenüber.

Theodor Fontane hat einmal von sich gesagt: „Im Legendenland, am Ritterbronnen, mit Percy und Douglas hab' ich begonnen, dann hab' ich in seiner

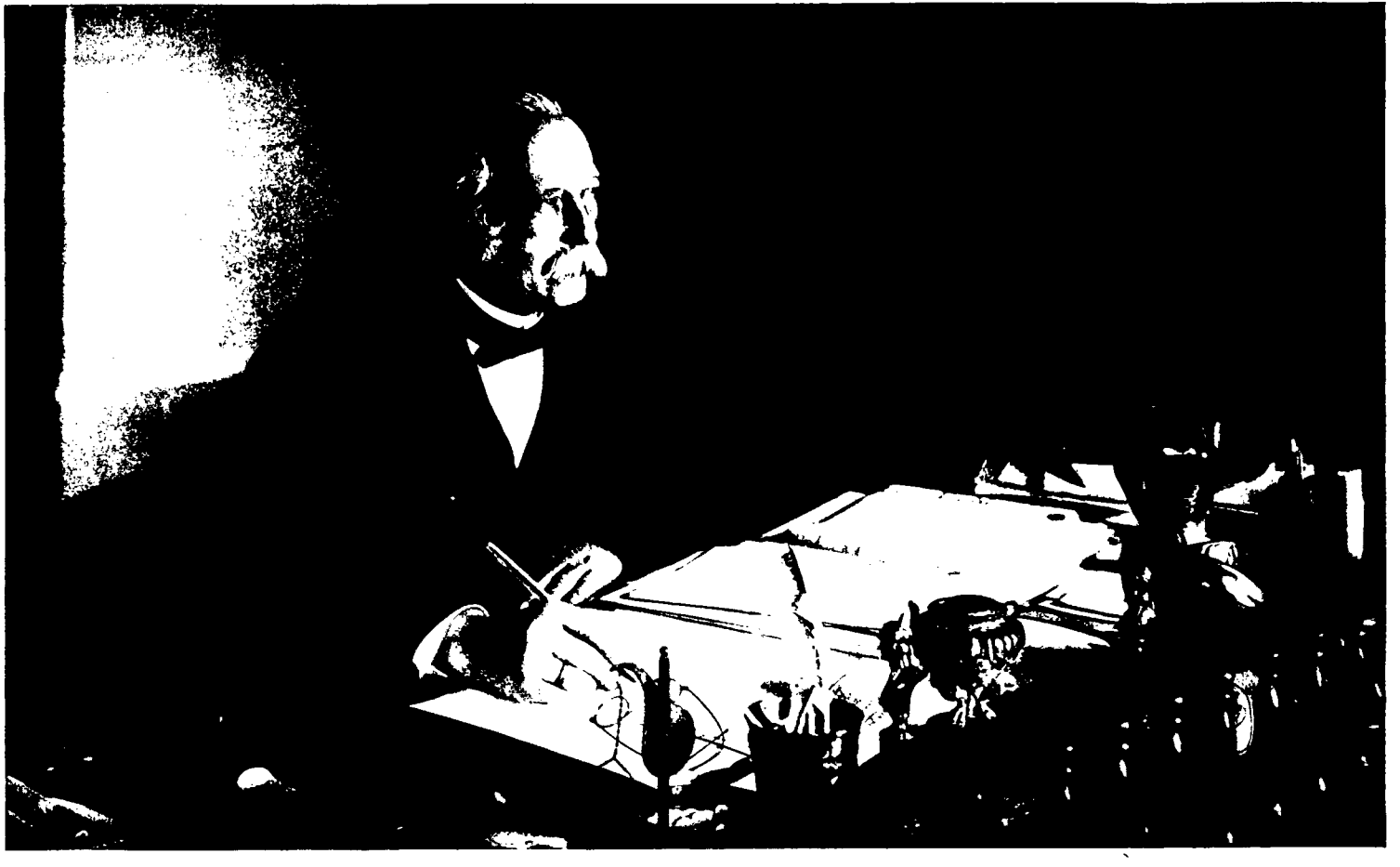
Schwadronen Mitten unter Seydlitz die großen Attaquen geritten, und dann bei Sedan die Fahne geschwenkt, und sie vor zwei Kaisern wieder gesenkt ... jetzt ist mir der Alltag ans Herz gewachsen, und ich halt es mit Rosenplüt und Hans Sachsen." Gleichwohl ist er seiner Romantik bis ans Ende treu geblieben. Gegenüber jugendlichen Kritikern, die, wie die Brüder Hart, ihn einen steifen preußischen Philister nannten, hat er etwas gereizt betont, daß das „Romantisch-Phantastische" seine „eigenste südfranzösische Natur" bilde. Es war ihm lieb, daß die Provence in ihm von der Uckermark nicht ganz unterdrückt war. Ganz zuletzt noch wollte er über Klaus Störtebeker, den berühmten Seeräuber des fünfzehnten Jahrhunderts, einen Roman schreiben, fernab aller berlinischen Alltäglichkeit. In ihm war Fernweh. Er war glücklich, wenn er aus Berlin und der Mark herauskam. „Bin ich", hat er einmal gesagt, „auf der Anhalter Bahn erst hinter Trebbin, so fühle ich mich frei und atme auf." Im Sommer wohnte er gern viele Wochen lang im Harz oder im Riesengebirge, genährt und verjüngt aus den Kräften der Erde und schöpferisch träumend in reiner Luft, beim Anblick blauer Berge. Kam er zum Ferienaufenthalt nach Mecklenburg oder Thüringen, so floß er über vom Lobe dieser freundlichen Länder. Er fand sie dem Altpreußisch-Märkischen in vielem überlegen. Einer seiner liebsten Träume war der von einer großen deutschen Zukunft, aufgebaut auf dem Boden des alten Reichs und auf der rassigen Reinheit und Schönheit des niedersächsischen Menschen, den er als Poet und Ästhet dem „Wendo-Germanen" zwischen Elbe und Oder vorzog. Gleich einer Märchenburg liegt das „hohe Schloß am Meer" Holkenaes (in „Unwiederbringlich") auf der Düne über der See in der romantischen Welt Schleswig-Holsteins. Der Norden war überhaupt angenehmer, „appetitlicher" als der Süden. In London hat sich Fontane glücklich gefühlt, aber Paris sagte ihm gar nicht zu, und in Rom zog es ihn sogar wieder zur Spree und Havel, in ihre vertraute, grenzenlose Landschaft zurück.

Fontane hat sich zu Gottfried August Bürger, zu Heinrich von Kleist, zu Otto Ludwig und Anzengruber bekannt, wenn auch die allzu romantischen „Marotten" Kleists seiner gesunden Natur widerstrebten. In Schiller hat er das „Shakespearische" und den historisch-politischen Schwung geschätzt und sich in den Augusttagen von 1870 am „Tell" erbaut. „Egmont" aber und „Tasso" gingen ihm nicht sehr ein. Demgegenüber schien ihm die phrasenlose Kunst des Märkers Kleist, im „Homburg" und „Kohlhaas", bis in Abgründe der Seele vorzudringen, das Größere, das Nordische zu sein. Noch näher stand ihm Chamisso in seiner Art, Tragisches und Heldisches auch im Leben des kleinen Berliner Volkes zu finden. Mit dem Goethe des „Wilhelm Meister" und den Romantikern hat Fontane die Lust der Seelenbehorchung gemeinsam. Er hat sich nicht gescheut, den dunklen Wegen der Menschen nachzugehen, die jedes Verbrechen der Armut vorziehen. „Armut ist das Schlimmste, schlimmer als Tod, schlimmer als ...", sagt Frau Ursel in „Unterm Birnbaum". Darin denkt sie ebenso wie Mutter Wolffen im

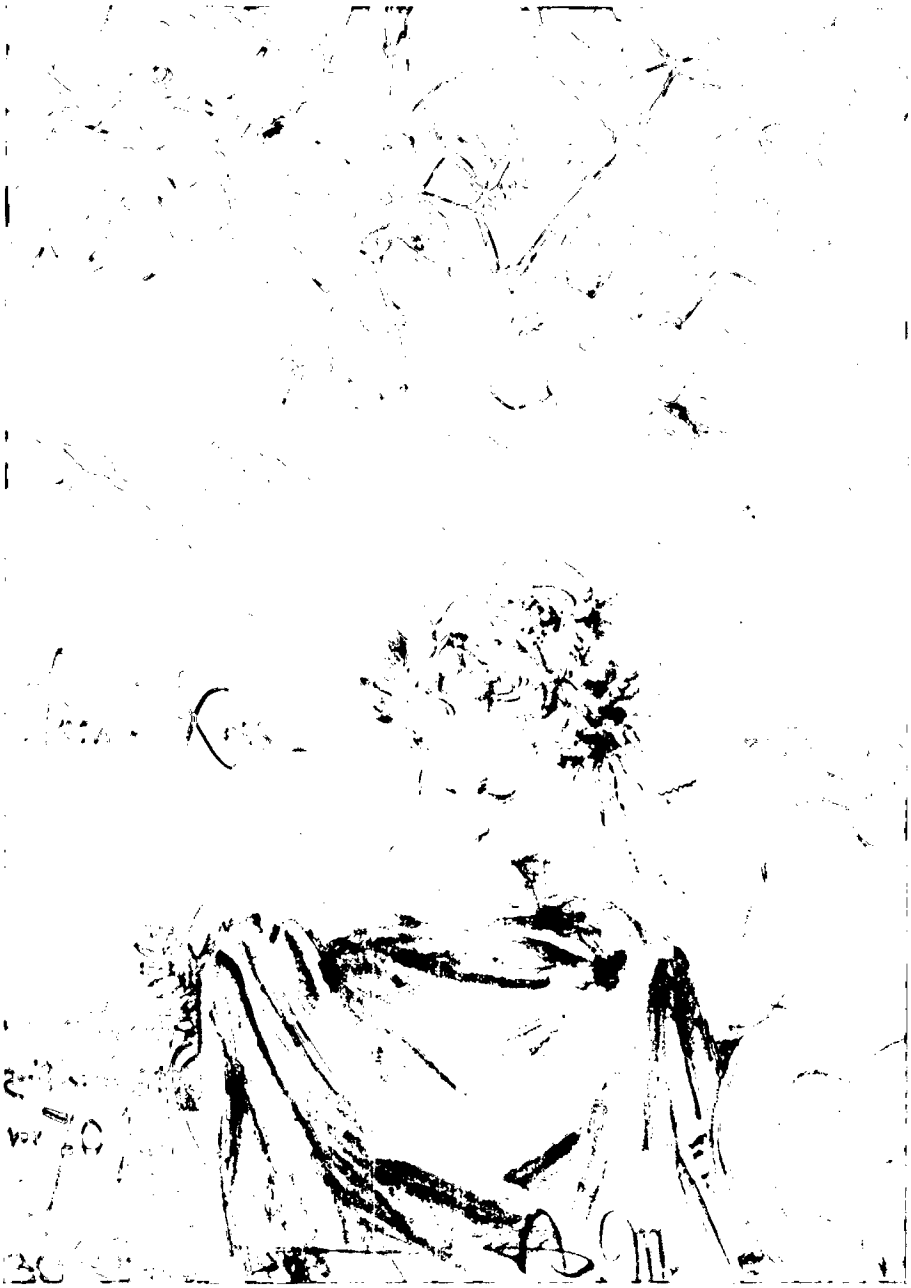
„Biberpelz". Etwas in Fontane stimmt auch dem jungen Lehnert Menz zu (in dem Roman „Quitt"), der das alte, freie Jagdrecht des Volkes gegen den herrschaftlichen Förster für sich beansprucht und in ihm seinen Feind sieht, den er niederknallen darf, wenngleich der Dichter ihm die strenge Sühne des Blutes für das Blut nicht erspart. Spuk geistert durch das Mordhaus in „Unterm Birnbaum", und in „Ellernklipp" ruft der Erschlagene aus dem Grunde. Effi Briest hört Stimmen in der Luft, und Gespenster schleichen nachts durch Innstettens landrätliche Villa. Der helldunklen Malweise Fontanes ist eine Reihe unvergeßlicher Frauengestalten gelungen, in denen er das eigentümlich „Irrationale" der Frau, ihre seelisch-sinnliche, visionäre Natur, die oft gepaart ist mit Esprit, Güte und Klugheit, in einer reichen Skala von Typen aus allen Ständen, von Renate Bitzewitz bis zu Pauline Pittelkow, meisterlich erfaßt hat.

Selbst sein „Alltag" ist ein romantisches Land. Er ist wie Dickens, wie Jean Paul und Wilhelm Raabe ins Idyll der vier Wände, in die Welt am Kamin oder Teetisch, au sein de la famille, verliebt. Seine Lebenshaltung ist dadurch ebenso bestimmt wie sein Stil. Von ihm ging Behagen, Güte, Zartsinn, anregende Plauderei aus, und in jeder seiner Dichtungen strömt uns dies freundlich-familiäre Fluidum seiner Seele entgegen. Über den häuslichen Sinn der Refugiés hinaus, denen im Exil die Familie alles bedeutete, offenbart sich hierin die Liebe des innerlichen Menschen zu den häuslichen als den allein „feuerbeständigen" Freuden des Daseins. Das Glück, das er wandernd draußen suchte, er fand es gleich dem „Hungerpastor" in der Beschränkung daheim. Er sah seine Aufgabe als Mensch und Dichter darin, die „engere Welt" des Hauses zu verklären. Dann ging ein Licht von ihr auf die Umwelt aus, dann war der Alltag kein Alltag mehr, sondern barg in sich den Frieden, der höher ist als alle Vernunft.

Fontane war als dichterischer Mensch eine religiöse Natur, wenngleich seine Eltern beide aufgeklärt waren. Vielleicht gerade darum. Er hat die Frömmigkeit der pietistischen und orthodoxen Lutheraner in einer Fülle liebenswerter Charaktere gezeichnet, alle nach dem Leben. Da und dort klingen die Weisen Paul Gerhardts oder Zinzendorfs auf: „denn durch Dornen hier geht der Weg zu dir". Immer hat er ihnen ergriffen gelauscht. Aber zu einem Lippenbekenntnis hat es ihn nie gedrängt. Er hatte die Empfindung, daß mit unserer Macht nichts getan ist und daß in höchsten Nöten uns eine Hand von oben leitet, aber er war mit Goethe dafür, das Unerforschliche schweigend zu verehren und nur mit den Blicken der Hoffnung in das unbekannte Land jenseits der Gräber zu schauen. Sein Christentum war weniger gefühlsmäßiger als sittlicher Natur. Das aktive Genfertum hat ihn mehr geprägt als das lyrisch-versponnene Luthertum, es war heller und „feiner". Unter dem Banner Calvins hatten Holländer und Puritaner gesiegt. Das Beste in Preußen war reformierten Ursprunges, eine religiöse, geklärte, etwas antikische Staatlichkeit, wie sie der Große Kurfürst und Fridericus verkörperten und wie sie sich auch in den Freiwilligen von Anno Dreizehn auswirkte.



Theodor Fontane in ſeinem Berliner Arbeitszimmer, 1896



Der Kuß der Muse. Menzels Glückwunsch zum 70. Geburtstag Theodor Fontanes
„Auch'n Kuß unterm Mistelzweig — wie Er stattgehabt zweifelsohne heut vor 70 Jahren", Bleistiftzeichnung, 1889. Berlin, Sammlung Julius Freund

Diese Gesinnung neigte nicht zum Überschwang, sondern suchte die Gebote Christi mit den Maßen der Sittlichkeit, des Geistes und der Schönheit zu vereinen. Sie war duldsam, weitherzig, human, aber kannte die Schranken, die man nicht einreißen durfte. Fontane war gegen das Titanische in Bismarck, gegen das Sprengende im Eros, gegen das Dämonische im Genius. Anmaßungen des künstlerischen „Genietums" waren das letzte, was er ertrug. Jeder mußte das Leben nach Grundsätzen führen, wie sie die gereinigte Kirchenlehre übereinstimmend mit moralischer Vernunft vorschrieb.

Fontane wäre nicht er selbst gewesen, wenn er nicht gewußt hätte, wie schwer das Herz oft unter dem Druck von Satzung und Gewohnheit leidet. Er ist früher als andere für ein gerechtes und verstehendes Urteil über die Verletzer der Gebote eingetreten. Als er jung war, hatte er für die liberalen Zeitgedanken gestritten, dann für die echten Werte des Preußentums geworben. Damals schrieb er die „Märkischen Gedichte", die „Wanderungen", „Vor dem Sturm". Alles war von romantischem Geist durchwoben, der sich auch noch in der Saga von Grete Minde aussprach. Aber gleich danach kam der Roman „L'Adultera".

Die „Ehebrecherin" heißt Melanie van der Straaten, Große Petristraße 4, eine feine, schöne, geistvolle Aristokratin aus der Französischen Schweiz, genferischen Gepräges. Zu jung hat sie den wesentlich älteren, reichen Kommerzienrat van der Straaten geheiratet. Er ist aufmerksam, gütig, gescheit, sie haben Kinder, aber seine etwas plumpe, berlinische Natur wird der sehr empfindlichen Frau zu viel. Als ein anderer Mann, ein wirklicher „Gentleman", ihren Weg kreuzt, verläßt sie Gatten und Kinder um seinetwillen und bewährt sich als seine Kameradin auch dann und gerade dann, als schweres Geschick über beide hereinbricht. Der Roman erschien 1880, ein Jahr vorher war Ibsens „Nora" herausgekommen. Die Befreiung der Frau kündete sich an. Melanie verläßt wie Nora ein „Puppenheim". Beide nehmen die Verurteilung durch die Welt auf sich, um ein neues, wahres und wahrhaftes Leben zu beginnen. Melanie hat dabei vor Nora — die Fontane eine „Quatschliese" genannt hat — dies voraus, daß sich ihr das neue Leben in einem geliebten Mann verkörpert. Aus Nora spricht das Programm, aus Melanie das Erlebnis. Das Motto des Romans ist das evangelische Wort: „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie."

In der Jugend hat der Dichter Feldherren, im Alter Frauen gestaltet, oft Frauen, die in ihrer Art auch Heldinnen sind. Nach ihnen hat er viele seiner Bücher genannt, so: Grete Minde, Effi Briest, Cécile, Mathilde Möhring, Stine, Oceane von Parceval (Entwurf), und als Gegenstück zu ihnen: Frau Jenny Treibel. Auch „Unwiederbringlich" ist Wort und Geschick einer Frau. Man hat den Romandichter Fontane einen „heimlichen Sänger" genannt. Auch in dem, was er von diesen Frauen seiner Zeit erzählt, bricht der andeutende Stil der Ballade durch.

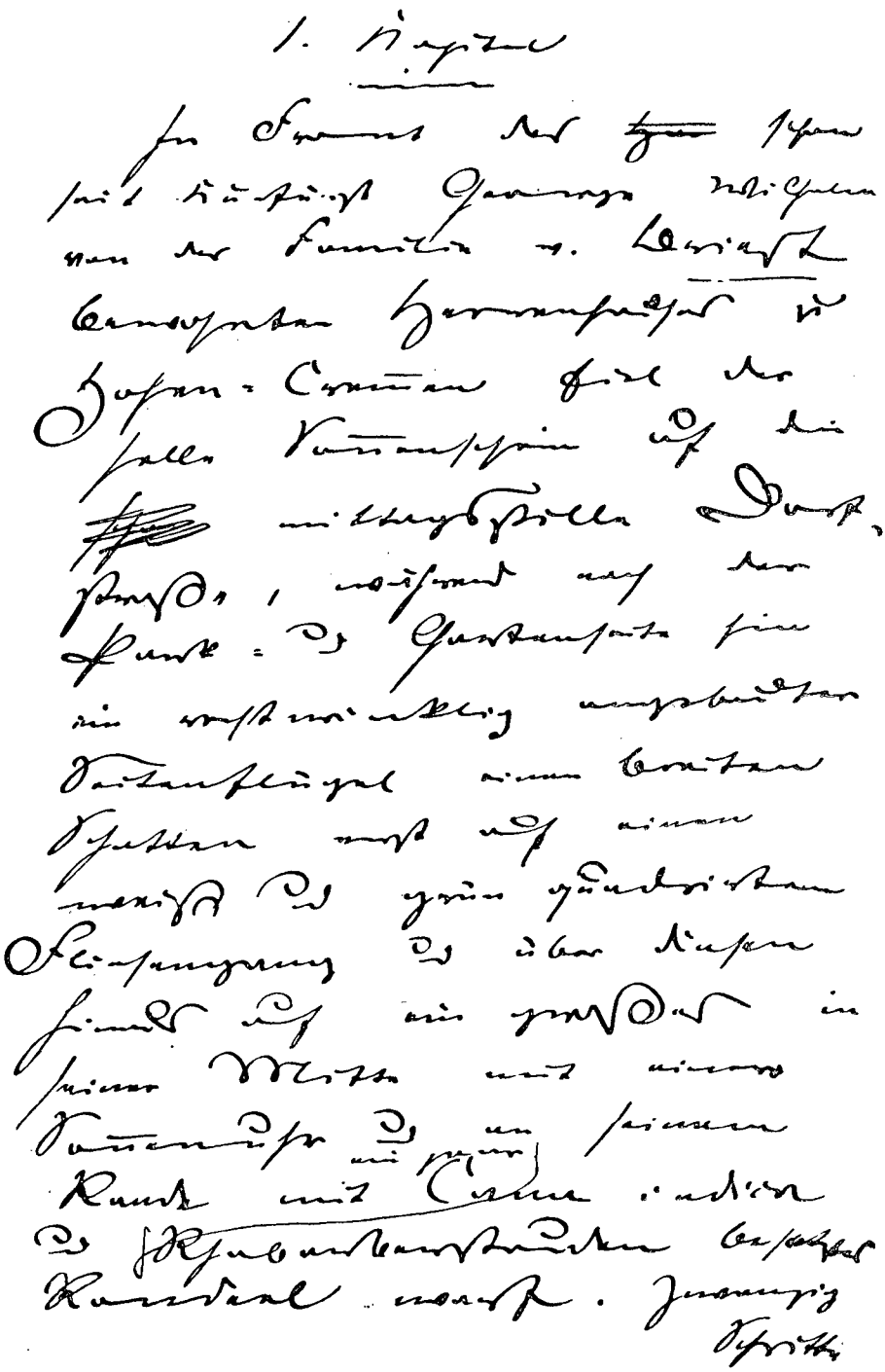
So wird in der „Effi Briest" kaum mit einem Worte darauf hingewiesen, daß und wann die Heldin sich heimlich mit dem Geliebten trifft, aber der Leser spürt

in jeder Zeile, wie da, gleichsam hinter der Bühne, etwas Ungeheures vor sich geht und die Atmosphäre mit Spannung erfüllt.

Auf Melanie van der Straaten folgt Cécile Woronesch von Zacha. Aufgewachsen in einer östlichen Kleinstadt, ohne rechte Bildung und Erziehung, wird sie, auch sehr jung und schön, die Geliebte eines kleinen Fürsten. Später lebt sie als Gattin eines Gardeobersten a. D., der um dieser anstößigen Ehe willen den Dienst verlassen muß, am Hafenplatz. Aus eben diesem Grunde verschließt sich auch die Gesellschaft gegen sie. Die feine Sinnlichkeit ihrer aparten Erscheinung lockt viele Männer an, nicht immer die besten. In ihr ist ein Verlangen nach echter Liebe und Freundschaft, die ihr ungetrübt nur eine Malerin, eine Natur, und ein Pfarrer, ein Seelsorger, entgegenbringen. Nach einem schweren Verlust scheidet sie, „des Treibens müde", das sie umgibt, aus der Welt. Der Sünder — kann man hier sagen — kommt Gott näher als der gerechte Pharisäer.

Dann als dritte die schönste und rührendste von seinen „Puppen allen", Effi Briest, auch sie als halbes Kind von der ehestiftenden Mama an einen Mann Ende Dreißig vermählt. Wie immer hat Fontane es auch hier vermieden, den Gegenspieler, Baron Innstetten, zu verzerren. Er ist ein Mustergatte, tüchtig, liebenswürdig, gebildet und so edel, wie jemand sein kann, der ohne rechte Liebe ist. Dabei ist etwas Kleines, Schulmeisterliches in ihm, und so erliegt die blutjunge Frau in einem Seebad der Verführung eines anderen, den sie kaum liebt, der aber etwas wie Rausch des Abenteuers in ihr behütetes Dasein bringt. Er kommt ihr bald aus den Augen, sie ist froh darüber; aber nach Jahren findet der Gatte zufällig die Briefe des Geliebten bei seiner Frau im Nähtisch. Im Selbstgefühl des „Gerechten" tief verletzt, schießt er ihn übern Haufen. Die Ehe wird geschieden, die Eltern wenden sich von der „Gezeichneten", nur eine treue Dienerin hält bei ihr aus. Als Effi sieht, wie der ehemalige Gatte auch ihr einziges Kind gegen sie eingenommen hat, bricht sie unter einer großen Anklage gegen die Welt zusammen. Dieser Ausbruch einer gequälten Seele gehört zu den ergreifendsten Stellen unserer Dichtung. „Mich ekelt", sagt sie, „was ich getan, aber was mich noch mehr ekelt, das ist eure Tugend. Weg mit euch!" Sie geht daheim bei den versöhnten Eltern in stiller Nacht, wo sie deutlich hört, daß es wie feiner Regen auf die Platanen rieselt, während die Sterne flimmern, zum ewigen Vater. Sie hat den Frieden, während Innstetten sein sinnloses Leben weiterschleppt und die Mama sich nach Not und Tod ein wenig spät fragt, ob sie nicht auch etwas Schuld gehabt habe.

Theodor Fontane sah als Dichter das Ganze des Lebens, er wog alles gegeneinander ab. Er verurteilte gewiß nicht die, welche für „Katechismus und Moral" eintraten. Aber die Gnade mußte neben dem Recht stehen. Er ist auch dafür, daß der Rittmeister von Rienäcker sein Leben in „Ordnung" bringt, daß er seine Lene, ein Mädchen aus dem Volke, verläßt und eine standesgemäße Ehe mit einer hübschen, reichen, etwas „dalberigen", oberflächlichen „Puppe" eingeht. Man hat



Anfang der Handschrift des Romans „Effi Briest“ von Theodor Fontane.
Berlin, Märkisches Museum

„Irrungen Wirrungen" einmal unsittlich gefunden. Mut mag schon dazu gehört haben, hier die Akzente so zu setzen, daß Rienäcker nur bei seiner Lene Nimptsch ein echtes Glück im Leben findet. Sie ist voll Einfachheit, Tiefe, Natürlichkeit, und daher bekommt sie auch hernach einen guten Mann, einen Werkmeister. Obwohl oder gerade weil er ein Frommer ist, schätzt er die Lene, die ehrlich genug ist, ihm ihre Vergangenheit nicht zu verschweigen. Ein Gefühl für Ordnung und „Proppertät" hat auch die schöne, schwarzhaarige Witwe Pittelkow in Berlin N. Sie ist die Geliebte eines alten Grafen, sie würde lieber von ihrer Hände Arbeit leben, ist aber weltklug genug, diese Beziehung nicht preiszugeben. Wie eine blassere Lene steht neben ihr ihre Schwester „Stine" — nach der das Buch heißt — und im Geplauder mit ihr, diesem reinen, naturverbundenen Kinde des Volkes, in ihrem Stübchen, während die Sonne hinter dem Invalidenpark untergeht, erlebt ein kränklicher Neffe des Grafen die besten Stunden seines liebeleeren Daseins, aus dem er freiwillig scheidet, als Stines Wirklichkeitssinn sein Angebot einer Ehe trauernd zurückweist.

Dagegen willigt die „reizende Franz", eine junge Wiener Schauspielerin, deren Wiege in Norddeutschland steht, wenn auch nicht ohne Bedenken, ein, die Gemahlin des alten Grafen Adam Petöfy zu werden (in „Graf Petöfy"). Er ist ein sehr kultivierter, vornehmer Mensch, der diese anmutige Frau ständig um sich haben möchte, um sich von ihr vorplaudern zu lassen. In ihren Erzählungen aus der Kindheit klingen Swinemünder Jugendtage des Dichters auf. Sie mag den Grafen gern, dazu kommt der Ehrgeiz der kleinen Pfarrerstochter. Aber ihr Herz widersetzt sich der „Rolle", die sie auch hier spielen soll, und fällt einem jungen Verwandten ihres Gemahls zu, der nun seinerseits als echter Ritter still aus dem Leben geht, um den beiden Jungen Platz zu machen. Tief berührt vom Adel dieses Verhaltens, reift die Franz in frommem Verzicht erst jetzt zu einer wahren Gräfin Petöfy heran. Ähnlich geht es der „Mathilde Möhring". Als echtes Berliner Mädel weiß sie, was sie will. Sie will aus kleinen Verhältnissen heraus und kapert sich einen Zimmerherrn, einen Juristen aus guter Familie, einen feinen, etwas schlaffen Menschen, den ihr antreibender Wille durch das Examen bis in den Hafen eines Bürgermeisterpostens in Westpreußen steuert. Hier erliegt seine überanstrengte Natur der Rauheit des östlichen Klimas. Mathilde hat in ihrer kurzen Ehe eins gelernt, daß es nämlich „da oben" bei den feinen Leuten auf etwas anderes ankommt als auf bloße rechnende Nüchternheit und Betriebsamkeit. Erst durch das Erlebnis der „Noblesse" ihres Mannes wächst sie über das Kleinbürgertum hinaus.

Eine ihr verwandte Gestalt ist Corinna Schmidt aus „Frau Jenny Treibel". Sie ist graziös, scharmant, witzig wie die Franz, zielbewußt wie die Möhring. Auch sie fängt sich einen Verlobten, auch einen etwas weichen Menschen, Leopold, den Sohn des Kommerzienrats Treibel. Auch sie will — als Tochter eines romantischen Oberlehrers — aus der Enge heraus und mag sich nicht ewig mit „Wellfleisch

und Wruken" begnügen. Capri ist ihr lieber als Treptow. Doch sie scheitert am zähen Widerstand der Frau Treibel, die bei der Nachricht von dieser „Mesalliance" fast ohnmächtig wird, sie gibt sich mit einem Freunde und Vetter, einem feinen, gütigen Archäologen, zufrieden. Die Idealität der Schmidts bleibt siegreich. Corinna hat sich in der Frau Jenny verrechnet, die zwar für alles „Höhere" begeistert ist, aber im Herzen nur an Geld denkt. Sie sagt „Schiller", aber meint „Gerson". Fontane hat nichts so gehaßt wie die nach 1871 immer mehr aufkommende Bourgeoisgesinnung, die alle Werte in Zahlen ausdrückte, etwa so: „Er ist ein Schafskopf, aber sein Vater hat ein Eckhaus." Früher war sie in Berlin so nicht vorherrschend gewesen. Sie nahm sich besonders komisch aus im Munde kleiner Rentiers wie des Herrn „Schickedanz" im „Stechlin", der sich als „Krösus" vorkommt. Sie stand auf gleicher Stufe mit der des selbstgerechten Philisters. Beide maskierten kümmerliche Menschlichkeit gern mit Redensarten der Bildung oder der „Tugend".

Wenn Kritiker an den Werken Fontanes im einzelnen allerhand ausstellten, so gab er darauf nicht viel. Er wollte den Leser dahin bringen, daß er sich bei Überschau des Ganzen sagte: „Ja, so ist das Leben." Fontane war ein Meister der Nuance, er kannte den Menschen mit seinem Widerspruch. Zahllose merkwürdige und lehrreiche Gestalten hatten seine Wege gekreuzt. Er horchte mit feinem Ohr in fremde Seelen hinein, er verstand es, sie zum Sprechen, zum Sichaussprechen zu bringen. So kam das Verborgene, oft das Krankhafte in ihnen ans Licht. Eine seiner feinsten Frauengestalten ist Christine Holk in „Unwiederbringlich". Sie ist durch eine pietistische Erziehung geformt, herb, selbstgerecht, eigenwillig, melancholisch und immer vom Gedanken des Todes umdunkelt, dabei von zartem, poetischem, liebeverlangendem, verletzlichem Innenleben. Ihr Schicksal erhebt sie zu balladesker Größe. Wie der alte Petöfy mag sie mit dem Gefühl nicht „marchandieren". Was einmal verlorengeht, ist „unwiederbringlich". Neben ihr steht ihr etwas jungenhafter Gatte, der sich von so viel Tugend gern im Umgang mit höheren und niederen Dirnen Kopenhagens erholt. Er verstößt um einer von diesen willen seine Gattin, später wird die Ehe wieder geflickt, aber dadurch Christines Wunde nur aufgerissen, so daß sie den Freitod in der See wählt. Wie in Uhlands Ballade wird das „hohe Schloß" am Meere zur Stätte der Klage.

In Meereswogen klingt auch herrlich das junge Leben der „Oceane von Parceval" aus. Sie ist eine jener Mädchennaturen, die sich nach Leidenschaft sehnen, sie auch erwecken, aber nicht erwidern. Sie ist ein Elementargeist; sie möchte, eine moderne Melusine, am „Schönmenschlichen" teilhaben. Sie ist im Seebad und ein Mann wirbt um sie, der ihr gefällt. Vorübergehend glaubt sie, fortgerissen zu sein, aber es ist eine Täuschung. So schwimmt sie weit hinaus ins Meer. Als eine Seejungfer, eine „Oceane" zerfließt sie da draußen in dem weißen Schaum der Wellen. Leider hat Fontane diesen wunderbarsten seiner Entwürfe nicht ausgearbeitet.

Als Mensch der Geschichte hat Fontane sein Leben angetreten und beschlossen. Er liebte die Denkmäler, Einrichtungen, Menschen, in denen sich das „Alte" verkörperte, den Adel, die Kirche, das Königtum. Aber er empfand doch, wie sich „im Zeichen der Technik" eine neue Welt mit neuen Menschen bildete, die mindestens ebenso großartig wie das Mittelalter oder Altertum war. Siemens, meinte er, ist doch mehr als der Ritter Bayard. War ihm in früheren Jahren in London trüb zu Sinn, so richtete ihn der Anblick des gewaltigen Straßenverkehrs jedesmal auf. Er freute sich, daß Berlin wohlhabender, gesitteter und gepflegter wurde, er begrüßte es, daß Wilhelm II. die provinziellen Deutschen in die Weite der Welt führte. Aber er verurteilte die Züge falscher Romantik, die damit verbunden waren, die Spielerei mit Orden, Fahnenbändern und Grenadiermützen. Nur wenn das „Alte" sich auf seine echten Werte besann, konnte und sollte es mitarbeiten am Haus der deutschen Zukunft.

Zwei Spätwerke Fontanes, die „Poggenpuhls" und „Der Stechlin", behandeln die Frage, ob und wie der märkische Adel sich in der Gegenwart behaupten könne. Da lebt in den „Poggenpuhls" eine verwitwete Majorin mit ihren drei Mädchen in Schöneberg. Unter bedrängten Verhältnissen schlagen sie sich mit guter Haltung, Liebenswürdigkeit, Lebensklugheit und auch ein paar feudalen Verdrehtheiten wacker durch. Hinter ihnen erhebt sich die größere Gestalt des gütigen, wahrhaft edlen „Onkel General", der überleitet zu Fontanes letzter und reifster Männergestalt, dem alten Dubslav von Stechlin. Er ist „ein Edelmann nach jenem alles Beste umschließenden Etwas, das Gesinnung heißt". In ihm ist Märkisches, Menschliches und Christliches zu einer wunderbaren Einheit verschmolzen. Neben der großen Anklage Effi Briests contra mundum gehört die Grabrede Pastor Lorenzens für seinen alten Herrn zu den bewegendsten Stücken unserer Dichtung.

Wie kaum ein zweiter hat Fontane sich eines überreichen, schöpferischen Alters erfreuen dürfen. Alle seine bekannten Romane und Novellen hat er zwischen dem sechzigsten und achtzigsten Jahre geschrieben. Ein Nachlassen der Kraft ist nicht zu spüren. Im Gegenteil, die meisterliche Kunst der Auslese steigert sich von Werk zu Werk. Der eigentümliche Fontanesche Stil mit der Fülle seiner heiteren, geistsprühenden Plaudereien, mit dem Behagen seiner Interieurs, dem romantischen Reiz seiner landschaftlichen Hintergründe, er prägt sich immer unverwechselbarer heraus. Alles trägt die Farbe seiner Zeit und seiner Welt, aber alles greift so tief ins Überzeitliche und Ergreifend-Menschliche, daß der Scharm dieser Bücher noch heute junge Herzen bezaubert. Ihm erging es ähnlich wie Lagarde, er mußte warten, bis seine Zeit kam, die ihn anrief und ihm erwiderte. Nach seinem Hinscheiden ist sein Ruhm nur gewachsen. Er selber durfte nach langer Verkennung es noch erleben, daß die Jüngeren ihn auf den Schild erhoben. Als in und um Gerhart Hauptmann wieder Dichter bei uns auftraten, vertiefte und belebte sich auch das Verständnis für Fontane, in dem viele bis dahin nur einen — nicht einmal sehr spannenden — „Unterhaltungsschriftsteller" gesehen hatten.

Der schöne Bund schloß sich zwischen feuriger Jugend und weisem Alter. Denn auch Fontane erkannte sofort in Arno Holz und Hauptmann die echten Fortsetzer des alten Volksstückes, in denen etwas Romantisches und Balladeskes erstand. Sein Leben umfaßte fast das ganze neunzehnte Jahrhundert — er starb zu Berlin am 20. September 1898 —, sein Werk leitet über von Eichendorff, der ihm in Berlin noch persönlich begegnet ist, bis zu Dichtern, die noch unter uns weilen. Freilich, von manchem der jungen „Naturalisten" wich er ebenso wie von ihrem Meister Emile Zola darin ab, daß er das Leben und die Menschen nicht grau in grau malte. Darin war er deutsch, daß er die Liebe besaß und die Hoffnung. Wohl war er gegen die Redensart — mehr war es nicht — von der Verpflichtung des Dichters auf „Regeln der Klassik". Er kannte das Leben, seine Tiefen, aber auch seine Sonnenblicke. Er war ein Zauberer gleich Rembrandt oder Wilhelm Raabe und verstand, aus der wogenden Flut des Daseins wunderbare Inseln der Gnade und Güte, der Grazie und Glorie aufsteigen zu lassen. Bei aller Nähe zur Wirklichkeit gehen seine Gestalten leicht und schwebend an uns vorüber, wie in einer „Phantasmagorie": im Dunkel der Seele aus dem Traum des Sehers geboren und im Licht des Geistes von der Hand des Bildners geformt.

Anton Bruckner

1824—1896

Von

Walter Wiora

Die rätselvolle Gestalt Anton Bruckners erscheint im Rahmen ihrer Umwelt wie ein einzelner, der aus der Ferne in ein Land verschlagen wurde, dem er im Grunde seines Wesens fremd ist, als der Abseitige, Unzeitgemäße und darum Unverstandene, als der Einsamste, der große Sonderling unter den Musikern der Zeit. Ein tiefer Gegensatz trennt ihn von jenen Zügen der Epoche, denen der ständige Kampf der Ideenfreunde und Gotteskämpfer gilt. Es ist ein Gegensatz nicht nur zwischen dem hochragenden Genius und dem flachen Land der Mittelmenschen und Behäbig-Unzulänglichen, zwischen dem gefühlstiefen, schönheitstrunkenen Musiker und der „trostlos materialistischen, industriell nüchternen, gänzlich entgöttlichten modernen Welt", die mit solchen Worten Wagner anklagt, der seiner Zeit doch sehr viel näher steht (ähnlich wie einst Händel „zeitnäher" war als Bach), sondern ein tieferer, einzigartiger Gegensatz. Der ausdrucksgewaltigste unter allen, die das Heilige und das Gebet in musikalische Kunstwerke bannten, der Gottesbruckner schafft in dem gottfernsten Zeitraum, in dem schaffende Menschen ausschließlicher als je der Darstellung und Bewältigung realistisch greifbarer Wirklichkeit dienen und die Verkehrstechnik fortschreitet, wie die „Brücken zu Gott" verfallen. Dieser kindlich gläubige, inbrünstig fromme Christenmensch gehört zu den überragenden Meistern einer Zeit, deren fortschrittliche Oberschicht den christlichen Glauben freigeistig abgelegt hat oder nur Stoffreste von ihm behält. Dieser Ehrerbietige, dessen übergroße Demut man belachte, steht über einer Künstlerschaft, die zu prunkender Selbstherrlichkeit neigt, dieser rassisch und sittlich reinste Dörfler über einer großen Welt, die vom Verhängnis der Dekadenz bedroht ist. Vielleicht war keiner der Großen des Jahrhunderts so unberührt vom Geist der Großstadt und vom Problemhunger und Machtstreben der Zeit wie dieser weltverlassen-gottverbundene, „absolute" Musiker.

Wie ist dieser Gegensatz geschichtlich zu verstehen? In einem Geschichtsbild von der Art Nietzsches müßte Bruckner als ein Spätling des Christentums erscheinen, als der Hinterweltler aus Ansfelden, der im Tedeum noch des christlichen Gottes Ewigkeit pries, als Nietzsche dieses Gottes Tod verkündete. Einen nachgeborenen Gotiker, dessen Schaffen in mittelalterlichem Seelentum wurzele, nennen ihn Bewunderer, die anders werten, aber ähnlich zuordnen. Nur die Technik und Orchestersprache übernehme er aus dem Jahrhundert, in das er hineingeboren wurde, in der Tiefe aber sei er den Musikern und Mystikern der alten

Zeit näher verwandt als jedem neueren Meister. Der ehemalige Organist und Dorfschullehrer halte auch in seinen Symphonien an der alten Gedankenwelt fest.

Aber das ist nur eine Teilwahrheit. Es spiegelt nur eine Schicht seines vielschichtigen Wesens. In der Polyphonie seiner Wesenszüge erklingen zwar viele Stimmen aus alter Zeit; aber stärker noch tönen überzeitliche Urformen und die Fülle des Neuartigen. So innig er mit der Vergangenheit verwachsen ist, so ist doch größer noch sein Anteil an der zeitlichen und überzeitlichen Gegenwart, und erst alle drei Bindungen zusammen ergeben seine geschichtliche Stellung: er wurzelt traditionsstark in seiner Heimat und der alten Zeit; er schöpft urständig aus den Quellen überzeitlicher Seelenkräfte und Wesenheiten; und er schreitet gegenwartskräftig in der vordersten Front der musikalischen Entwicklung.

Zunächst allerdings, in den ersten vier Jahrzehnten seines Lebens, stand Bruckner gänzlich im Bann der Tradition. Mehr als jeder andere Meister war er in einem Gehäuse alter Musik- und Lebensformen eingeschlossen, welche die weiterfließenden Ströme des geschichtlichen Lebens längst zurückgelassen hatten. Seine Jugend fällt in das Zeitalter der Restauration; er wurde am 4. September 1824 geboren. Und seine Heimat ist das vormärzliche Oberösterreich. Hier hat er bis zu seiner Übersiedlung nach Wien (1868) geweilt, in kleinen Dörfchen, einem Stift, der Hauptstadt Linz, an Stätten also, die an sich schon etwas abgelegen waren und damals erst recht gegen das Einfließen neuer Strömungen ängstlich abgesperrt wurden. So blieb er von allen aufklärerischen Wellen nahezu unberührt. So blieb ihm zeitlebens fremd, was „freien Geistern" selbstverständlich war: an kirchlichen Glaubenssätzen und gesellschaftlichen Einrichtungen Kritik zu üben. Und so hat er zunächst nicht einmal von der fortschrittlichen Musik der Zeit etwas Wesentliches in sich aufgenommen. Er wuchs in beharrenden Lebensformen auf: der katholischen Kirche, der konservativen Staats- und Gesellschaftsordnung, dem vormärzlichen Landvolk. Er übernahm die Formen kirchlicher Frömmigkeit in Dorf, Kloster und Dom. Er übernahm die Weltanschauung, die einem Dorflehrer von den Mächten der Restauration anerzogen wurde, und bewahrte zeitlebens ehrerbietige Hochachtung vor ihnen. Und er hatte, wohl als letzter unter den Meistern, das Glück, noch inmitten des alten Landvolkes aufzuwachsen, bevor es sich durch die Einflüsse der Zivilisation wandelte, und gerade in diesem Land, wo es sich sonst ungewöhnlich rein erhielt.

Die Schranken dieser Umwelt hat Bruckner in seinem Schaffen erst überschritten, als er sich in der großen Wende seines Daseins der lebendigsten Gegenwart anschloß. Aber auch in seinen reifen Werken wahrt er den Zusammenhang mit Stilen nah- und fernvergangener Zeit. Er folgt ehrfürchtig Meistern der kirchlichen Polyphonie, wie Palestrina und Lotti, und den Klassikern österreichischer Musik von Jakob Gallus bis Schubert und bewahrt eine Fülle von Wendungen auch aus der Kirchen- und Dorfmusik der engeren Heimat. Doch er ist frei von den Schwächen eines Spätgeborenen. Er erarbeitet sich von den Formen der

Vergangenheit nicht gar viel, dies aber so gründlich, daß er es meistert. Seine Fugen und reinen Chorsätze erfüllen lebendig ihr inneres Gesetz. Er hat sie sich „zu eigen gemacht" — doch er geht nicht in ihnen auf. Er wurzelt in der Vergangenheit, aber er verweilt nicht bei ihr, weder als „Hüter der Tradition", noch als Reformer, noch in romantischer Sehnsucht und Beschaulichkeit, und stößt dadurch gerade unter seinen vergangenheitshörigen Zeitgenossen auf Gegner. Er ist traditionsstärker als sie, aber zugleich ganz unhistorisch. Fast immer ist das Altertümliche in seinen Meisterwerken mit gegenwartskräftigen Zügen durchwachsen: die kirchentonartlichen Wendungen verbinden sich einträchtig mit romantischer Harmonik; die einstimmigen Linien, die den Tonfall altkirchlicher Psalmodie wahren, sind in ihren sprechenden Ausdrucksformen und Spannungsbögen und weitgereckten Intervallen neuartigste Melodik; in den Formanlagen, in denen er sich an das klassische Sonatengerüst hält, führt er fruchtbare Ansätze Beethovens folgerichtig weiter und setzt sein neues dynamisches Formprinzip durch; und die Ländler in den Scherzos der Symphonien übernimmt er so wenig wie die choralartigen Gebilde dem Schatz vorhandener Melodien, sondern sie sind original Schöpfungen, Ausdruck seiner unmittelbaren Volksgebundenheit. Bruckner ist der gesteigerte Mann aus dem Volk, der von innen heraus Melodien in der Art des vormärzlichen Landvolkes schafft. Die alten Lebensformen sind in ihm noch schöpferisch. Sie sind ihm nicht anziehend-fremde Überlebsel aus alter Zeit, die man in Programmstücken abschildert oder als romantische Farben nutzt, sondern ein Teil seines Wesens; er spricht mit ihren Formeln aus eigener Seele, in eigener Sprache.

Durch diese Traditionsstärke und ihre Verbindung mit Gegenwartskraft unterscheidet er sich von der bunten Menge der eigentlichen Spätlinge, die damals und gar heut auch unter Komponisten beängstigend anwächst. Er gehört so wenig zu den Wiederholern alter Stile, daß er uns vielmehr ein Maßstab sein kann, um diese zu beurteilen. Ein naives Fortschrittsgefühl trennt ihn von den Geschichtsbildern romantischer Reformer (in seiner Antrittsrede an der Wiener Universität rühmt er „unser so weit vorgeschrittenes geistiges Leben" und die „kolossalen Fortschritte" der Musik). Und die ungewohnte Vereinigung von echter Christlichkeit und echter Gegenwärtigkeit erhebt ihn über beide Verfallsformen der Kirchenmusik, ihr tragisches Entweder-Oder von Verweltlichung und Altertümeln, dem sie verfiel, als sie die Kraft zu eigenwüchsiger Entwicklung verlor, über ihre triebhaften, opernhaften und gemütlichen Abformen, das „Unreine, Üppige und Gemeinbehagliche", das einst Thibaut brandmarkte, und andererseits über die Reformer, die in eiferndem Widerspruch gegen solche Verweltlichung die Reinheit kirchlicher Tonkunst wiederherzustellen suchen, indem sie sich gegen die vordere Front der geschichtlichen Entwicklung abriegeln und in liturgisch „einwandfreiem" Stil Besonderheiten ihrer stärkeren Ahnen wiederholen; so jene Cäcilianer, die den größten christlichen Meister des Jahrhunderts, Anton Bruckner — ablehnten.

Daß Bruckners Messen und Gotteshymnen neben wenigen anderen wie einsame Lichtpunkte aus dieser Dämmerung hervorleuchten, beruht vor allem auf ihrer religiösen Ursprünglichkeit. Mehr noch als von den Mächten des vergehenden Zeitalters sind sie von überzeitlichen Seelenkräften bestimmt: von der Innerlichkeit, die zu den bleibenden Möglichkeiten deutschen Wesens gehört; von der produktiven Lebendigkeit im christlichen Sein; und darüber hinaus von allgemein religiösen Erscheinungen und ihren rein menschlichen Grundlagen. Bruckner erfühlt in den christlichen Glaubenssätzen und Gestalten das Überzeitlich-Heilige. Er schöpft aus eigenem Urerleben, nicht wie die Spätlinge aus dem Abglanz von Urerlebnissen, die einst andere hatten. Was in seinen Werken an mittelalterliche Mystik und Gotik gemahnt, beruht mehr auf Verwandtschaft als auf Abhängigkeit: er wurzelt nicht in ihrer Seelenlage, sondern in einer Gefühlswelt, an der auch jene teilhatte. Und gar die mehrstimmige Musik des eigentlichen Mittelalters hat unmittelbar überhaupt nicht auf ihn gewirkt.

Bruckner ist nicht rückständig, sondern urständig, und darauf vor allem beruht seine Abseitigkeit. Seine Urständigkeit ist der Grundstein seines Wesens. Sie umschließt, was seine Bewunderer am meisten rühmen: die „Ewigkeitstiefe", das „Überweltliche" dieser Musik. Das aber rührt an das Geheimnis nicht nur Bruckners, sondern der Musik und der Welt überhaupt. Darum ist es so schwer, es sachlich aufzuhellen; und darum läßt es sich so schwer vermeiden, gerade das Ursprünglichste in Bruckners Wesen mit abgegriffenen Worten zu kennzeichnen und gerade das Urständige mit rückständiger Metaphysik und Theosophie zu umschwärmen.

Bruckners Symphonien sind gewiß nicht bloß „tönende Formen"; so gewichtig zum Beispiel sein kunstvoller Kontrapunkt ist, so hat er es sich doch ausdrücklich verbeten, ihn als Selbstzweck aufzufassen; er sei „kein Orgelpunkt-Puffer und gebe gar nichts drum. Kontrapunkt ist nicht Genialität, sondern nur Mittel zum Zweck". Aber sie sind ebensowenig „Tondichtungen". Sie malen nicht vollwirkliche Gestalten, sie schildern nicht konkrete Vorgänge, sie predigen nicht über Weltanschauungsfragen. Sondern sie sind „absolute Musik" im Sinne des deutschen Idealismus. Ihr eigentlicher Inhalt sind nicht volle Bilder und Begriffe, sondern vom Konkreten abgelöste Erscheinungen, Gestimmtheiten und Strebungen. Es sind nicht „göttliche Personen" — wohl aber das Numinose (im Sinne Rudolf Ottos); nicht: „eine Waldszene mit Elfen und Kobolden", wie sie poetische Tondichter darzustellen suchen — wohl aber etwas Lichtes, Hauchdünnes, Huschendes und ähnliche Vorstellungen, welche die mythologische Phantasie zu Naturgeistern „verdichtet" hat. Oft allerdings gemahnen die Klänge an tatsächliche Wesen oder bringen konkrete Bilder mit sich: eine Ländlermelodie die Vorstellung des Dorftanzes, ein „Choral" die christliche Glaubensstärke. Aber dergleichen wird nicht dargestellt und abgebildet wie der Gegenstand eines Gemäldes, sondern klingt nur wie im Hintergrund mit an.

Was so als eigentlicher Inhalt sich darbietet und was dahinter sich andeutet, könnte an sich verschiedenen Sphären des Seins entnommen sein; die „absoluten" und zugleich inhaltsschweren Werke der deutschen Musik aber zeichnet vor anderen die Würde des Allgemeinen aus. Der Kern ihres Inhaltes sind überzeitliche (das heißt „ewige" oder durch Weltalter bleibende) Wesenheiten und Urvorstellungen der großen Gruppen. Wenn Nietzsche andeutet, das Wesentliche in der Musik sei ein Nachklang von Stimmungen, deren begrifflicher Ausdruck Mystik war, so gilt dies zwar nicht für jede Musik, doch wahrlich für „den tiefen träumerischen Ernst deutscher Mystiker und Musiker". Nicht aus besonderen Programmen schöpfen diese Meister, sondern unmittelbar aus Gefühlsgründen, aus denen auch mystische und metaphysische Ideen, mythologische und religiöse Gestalten sich „bildeten", aus den Grundlagen abendländischer und christlicher Seelenwelt, aus der Eigenart deutscher Liebe und Trauer, deutschen Lebens- und Weltgefühls, aus den Gefühlskreisen zum Beispiel der Seligkeit und des heldischen Wesens, der Weihnacht und Mariengestalt, des Benedictus und Crucifixus, aus den volkhaften, höfischen und romantischen Traumländern, aus den Weisen und geprägten Haltungen des Sichgebens und -bewegens.

Insofern steht Bruckner durchaus nicht „abseits" in der neueren deutschen Musikgeschichte, sondern brüderlich in der Gemeinschaft ihrer großen Meister. Was aber seine Werke von anderen unterscheidet, ist vor allem das Relief ihrer Inhaltskreise. Mehr als andere scheinen sie auf über-menschliches Sein zu deuten. Sie gemahnen an die christliche Glaubenswelt und das Unendlichsein und auf die Lebenskräfte, die in Natur und Volkstum wirken. Und in der Schicht des eigentlichen Inhaltes künden sie mehr als andere vom Heiligen und seinem Umkreis an Erscheinungen und Akten. Die Werte der Musik sind in ihnen bis zu ihren Grenzen geschärft, um dem Höchsten und „Tiefsten" Ausdruck zu geben, was der Mensch erlebt und ersinnt.

Es sind Klänge der Macht und Erhabenheit, die an die Superlativbegriffe des „All-" und „Über-" gemahnen: gewaltige Kraftanspannungen, majestätisch-düstere Klangmassen und strahlende Lichtfluten; monumentale, blanke Klanggestalten, die den christlichen Helden der Stauferzeit verwandt sind; Schälle, die wirbeln und brausen, anwachsen und sich entladen wie Naturgewalten. Die gesteigerte Lautstärke des vollen Orchesters und Chors, die gedrungene Wucht des Unisono, Akzente Ton für Ton und die Ballung gewaltiger Oktavenschwünge (so in der Neunten Symphonie und dem „Alles, alles" des Psalms) rühmen das Ideal der höchsten Kraft und Herrlichkeit. Sie sind vergleichbar den „gewaltig dahinrollenden Sätzen" klassischer Propheten und den „ungeheuer lauten Tönen und grellen Lichtern" in ihren Visionen (und vielleicht auch ihrer Gestaltungsweise; als sprunghaft, absetzend, Stein auf Stein gewaltsam häufend und doch zu einem kunstvollen Gesamtbild fügend, kennzeichnet Gunkel die prophetische Darstellung).

Es sind sodann Klänge der Verklärung und Beglückung: ein heiliges Schwelgen und Prangen, ein seliges Jauchzen wie in entzückter Betrachtung des höchsten Gutes, eine gottestrunkene Verzückung und dann wieder warme, stille Beseligung und mildes, gütiges Singen in den Gefühlskreisen um Gnade und Segen. Die festlichste Harmonien- und Farbenpracht kündet von dieser Herrlichkeit, die innige Glut langgeschwungener Melodien von dieser durchschauerten Seligkeit, und verklärend erstrahlen flimmernde Triller und umrankende, wie gewichtslos schwebende Geigenfiguren.

Solche Klänge entsprechen dem Gottesbild der gesteigerten Wertfülle. Zwischen ihnen aber ertönen Geheimnisklänge aus den entgegengesetzten Erlebnisbereichen. Sie künden von mystischer Ruhe und Leere. Alles Laute, Helle und Farbige ist hier bis zu seinen Grenzen gemindert, zu einem fast lautlosen Dunkel. Alle Glut ist erloschen. Die Zeit steht still. Und aus beklemmendem Schweigen tönt ein einsames Instrument, ein leiser, dumpfer Paukenwirbel — oder alles verstummt in das sinnerfüllte „Nichts" einer gespannten Pause. Ein mystisches Erschauern (wie im Sanctus des Tedeum), das ehrfurchtsvoll flüsternde Aussprechen der göttlichen Namen und dunkle, bebende Akkorde, bei denen die Seele ganz in sich verstummt und tiefenwärts lauscht, rühren an die Grenzen des Menschen zur verborgenen Gottheit. Und leere Quinten, der weite Klangraum zwischen zwei einsamen Linien, das stufenweise Hinabsinken eines Motivs über einem ausgehaltenen Baßton gemahnen an die heilige „Weite und Leere" und das Unendlichsein in Raum und Zeit.

Mit dem Über-Menschlichen erscheint in solchen Klängen oft zugleich die Hinwendung des Menschen zu ihm, oder Erscheinung und Stimmung verschwimmen in eins. An vielen Stellen aber ist das seelische Verhalten selbst der Kern des Inhaltes. Bruckners Werke sind reich an Gebeten. Er gibt den Abstufungen und Steigerungen des gedrückten und drängenden Flehens aus der Wahrhaftigkeit seines persönlichen Betens so inbrünstigen Ausdruck wie niemand neben ihm. Er gestaltet wieder und wieder das Gegeneinander von Sehnen, Zweifeln und Glauben, so am Beschluß des Tedeum, der von gotteskindlicher Zuversicht und banger Verwunderung zu herzzuschnürender Beklemmung und schließlich zu der jauchzenden Gewißheit führt: Ich werde niemals, in Ewigkeit nicht untergehen. Und er kündet in seinen letzten Werken, besonders der Neunten Symphonie, von heiliger Trauer und Schwermut, von abgründiger Resignation und ewigkeitsstiller Verklärung, in der die Bitternis seines Lebens aufgehoben ist.

Neben diesen Kerninhalten stehen in Bruckners Partituren zwar noch viele Stellen schlichter Anmut und Herzlichkeit, urwüchsige Tanzrhythmen und köstliche symphonische Klangspiele. Aber die bunte Fülle innermenschlichen Lebens und Charakters tritt im ganzen zurück, und die Inhaltskreise des weltmännisch-urbanen Gesellschaftstons, des Fremdvolklich-Rassigen, des Bacchantischen und Höllischen und andere, die in der Musik der Zeit überreichlich erscheinen,

fehlen bei Bruckner fast gänzlich. Insofern ist er weniger universal als andere Meister — doch darum nicht weniger groß. Die Beschränkung auf jene Inhaltskreise und wenige Gattungen gehört zu der gotteskindlichen Unschuld, der christlichen Sittlichkeit und dem künstlerischen Ethos seines Wesens. Als dem fast Siebzigjährigen ein Operntext zur Komposition angeboten wird, wünscht er es in der Art des „Lohengrin, romantisch religiös-mysteriös und besonders frei von allem Unreinen" — und deutet damit selbst auf diese Wesensart seiner Musik, die frei ist von schwüler Brunst, der Hauptgefahr des Zeitstils, wie von den Mißformen religiöser Erotik, der Hauptgefahr für ihn selbst, den wieder und wieder liebenden, niemals erhörten, eheloſen Schöpfer „religiös-mysteriöser" Werke. So bewahrt er von Anbeginn die „Reinheit der Tonkunst". Doch er verblaßt nicht zu nazarenisch-karger Unsinnlichkeit, sondern getreu einem Wesenszug des katholischen Südens erfüllt er auch seine Religion mit natürlicher Leidenschaft und Sinnenfreude — indem er diese vergeistigt und heiligt.

Und auch die andere „Einseitigkeit" Bruckners, die Beschränkung seiner Lebenskreise, ist nicht Mangel, sondern Reinheit und die notwendige Kehrseite seiner Geschlossenheit. Sein geistiges Leben während der Meisterjahre ist Schaffen, Musizieren und Lehren, er sucht das Reich Gottes und besorgt sich mit existenzieller Leidenschaft um seine ewige Seligkeit. Alle übrigen geistigen Lebenskreise schiebt er weit zurück in die Außenbezirke seines Daseins oder hält sich ganz von ihnen fern. Zwar hat er in seiner Schulmeisterlaufbahn und nachher autodidaktisch ein nicht geringes Wissen und einen hohen Respekt vor dem Wissen erworben. Doch im übrigen ist er den allseitig Bildungsbeflissenen unter seinen Zeitgenossen und universalen Geistern wie Wagner geradeswegs entgegengesetzt. Ihm fehlen die Antriebe und Voraussetzungen, es ihnen gleichzutun, seine Seele ist von Grund aus anders gefügt. Der Genius in ihm hütet instinktsicher seine Schöpferkraft vor störender Bewußtheit. Der Spätreife weiß angesichts des vorgeschrittenen Alters und der immer wieder drohenden Krankheit, daß er mit Zeit und Kraft haushalten muß, um seinen geschichtlichen Auftrag erfüllen zu können. Der Mystiker bewahrt sich vor Zerstreuung in die Vielheit der vergänglichen Dinge und blendet die bunte Menschenwelt ab, damit ihm das Licht des Seelengrundes um so heller leuchte. Und den unerschüttert gläubigen Katholiken drängt es nicht zu Weltanschauungsproblemen; dieser Schöpfer „metaphysischer" Musik ist ein „unphilosophischer Mensch".

Dementsprechend liest Bruckner wenig. Gar eine Zeitung zu halten, lehnt er heftig ab, und schon aus Linz schreibt er an R. Weinwurm: „... daraus kannst Du sehen, wie wenig ich Zeitung lese und weiß, was in der Welt vorgeht." Auch in den Briefen ist fast niemals von Problemen und Ereignissen der Zeit oder grundsätzlichen Dingen die Rede; und frühere Schüler berichten über die Enge seines Gesprächsstoffes bei der allabendlichen Geselligkeit im einfachen Wirtshaus. So ist Bruckner in der Tat „einseitig". Aber diese Einseitigkeit ist fruchtbar und

notwendig für ihn. Seine Abgeschlossenheit ist zugleich: Geschlossenheit, seine Beschränkung: Konzentration. In seinen Grenzen steht er um so sicherer, gedrungener, fester gegründet da, ein starker Gegensatz gegen alle Abformen häufender Bildung und romantischer Unbegrenztheit.

Der positive Grund dieses stämmigen Stehens, die Grundsteine seiner Urständigkeit sind sein Volkstum, seine Musiktheorie und seine christliche Frömmigkeit. Bruckner übernimmt nicht nur zeitgebundene, sondern erst recht überzeitliche Eigenschaften des oberösterreichischen Landvolkes. Seine Vorfahren lebten mindestens seit dem sechzehnten Jahrhundert in diesem Teil des Voralpenbeckens, einem „der versteckteften Winkel Österreichs, wo sich die kerndeutsche Bevölkerung von jedem blutfremden Einschlag frei erhielt". Sie waren in älterer Zeit zumeist Bauern, später Gewerbetreibende und Dorfschullehrer, aber auch diese nächsten Ahnen und Eltern beharrten im landvolkhaften Seelentum. Bruckner selbst hat nur in wenigen kurzen Reisen Österreich verlassen und fast zwei Drittel seines Lebens in der engeren Heimat geweilt. Und da überdies unter den neueren Meistern fast ausschließlich Deutsche auf ihn gewirkt haben, ist seine Musik von fremdvolklichen Bestandteilen so rein wie kaum eine andere. Sie ist deutsch in ihrer ganzen Wesensart; und sie ist Ausdruck seines Stammes in ihren Ländlern und heimatlichen Lieblingswendungen, der breiten Schwere und Gemächlichkeit, der herben Geradheit bei allem sinnenfroh klangseligen Prunk, der „seel'nguat'n" Traulichkeit und herzigen Kindesseligkeit. Solche volkhaften Züge sind absichtsloser Ausdruck seiner eigenen Volkhaftigkeit. Doch manchmal scheinen sie auch von Bruckners Heimweh zu sprechen. Er hängt an seiner Heimat. Er kehrt aus der ihm so fremden Großstadt immer wieder zu ihr zurück, jedes Jahr, um auszuruhen, und endlich zur letzten Ruhe; seinem Willen gemäß liegt nun sein Körper in heimatlichem Boden, unter der Orgel des Stiftes St. Florian.

Wie es überhaupt das Bedeutsamste an Bruckner ist, daß er zwar aus der Enge seiner heimatlichen Umwelt hinauswächst, aber ihre Stärke bewahrt, so verliert er in der Großstadt auch nichts von seiner volkhaften Urwüchsigkeit. Auch als Lektor und Professor bleibt er ein echter Dörfler aus Oberösterreich, in seinem ganzen Gehaben, seinem Dialekt, teilweise auch seiner Kleidung. Ein köstliches Bild davon gibt eine Szene, die sein Schüler Fr. Klose erzählt: Bruckner, der „ums Leben gern ‚Wagerl' fuhr", begleitet einige Schüler und junge Freunde im Wagen bis zum Vergnügungsetablissement, in dem diese tanzen wollen, und fährt dann allein nach Haus; „und nun ertönten, was mir zeitlebens unvergeßlich sein wird, aus der davonrollenden fürnehmen Equipage laute, nach und nach in der Ferne verhallende, echt oberösterreichische Juchzer".

Aber so tief Bruckner im Landvolk wurzelt, so hoch wächst er aus ihm hinaus. Er löst jene Grundfrage besonders des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts: Hochkunst und volkhafte Vitalität, indem er beide krampflos verbindet. Er vereint Blut und Geist, Volkstum und Meistertum. Er fügt volkhafte Melodien

und Inhalte in die höchstorganisierten Gefüge der Musikgeschichte und beweist, daß der Schaffende nicht kunstlos bleiben muß, um das Naturhafte zu wahren, sondern daß Urtümlichkeit auch auf der Stufe höchster Geistigkeit möglich ist. Das ländliche Volkstum ist ihm die selbstverständliche Grundlage. Er sucht und umschwärmt es nicht, und gar gemachte Triebhaftigkeit ist ihm geradeswegs entgegengesetzt. Er steht in der Erde, aber blickt aufwärts. Er ist natürlich, doch zugleich vergeistigt. Die bäuerliche Gesundheit und Derbheit seines Wesens hat ihr Gegengewicht in einer unendlich feinen, durch Nervenleiden noch erhöhten Erregbarkeit, Zartheit und Schwermut. Den gedrungenen Klangmassen seiner Partituren stehen leichteste, zarteste Klanggewebe gegenüber. Und im Gegensatz zu naiv oder absichtlich primitiven Musikarten (und der „genialen Kunstlosigkeit" etwa Mussorgskijs) ist sein Schaffen höchstbewußtes Bauen kunstvoller Gebilde auf dem Grunde einer umfassenden musiktheoretischen Gelehrsamkeit.

Bruckner hat so gründlich wie kaum ein anderer der großen Musiker die Theorie der Musik studiert und gelehrt. Und wenn auch die Lehre Sechters, an die er sich hauptsächlich hielt, rückständig ist, so faßt er doch in ihr und durch sie hindurch das Überzeitliche. Die Periodenzahlen und Notizen über das Fortschreiten der Stimmen in seinen Skizzen bekunden, wie er fast pedantisch mit theoretischer Besinnung schafft. Seine Formanlagen zeigen, wie er sich die Gesetzlichkeit der Musik so zu eigen gemacht hat, daß sich der Wille des Meisters mit dem „Willen der Töne" deckt. Und die für ihn so kennzeichnenden Stellen, in denen gleichsam die Pfeiler des Tongebäudes bloßgelegt sind, in denen Grenzwerte des Klanges oder die nackte Substanz der Quinten und Oktaven auftönt, sind Ausdruck seines urständigen Tonerlebens. Musiktheorie ist ihm Betrachtung des Grundrisses der Tonwelt und tonalen Mehrstimmigkeit. Er durchdenkt das System möglicher Tonverbindungen nach jeder Richtung, er bringt es sich auf der Orgel improvisierend zum Klingen und bemüht sich, in jedem Winkel dieses Reiches heimisch zu werden. Er sinnt mit endlos geduldiger, bohrender Sachlichkeit den Urformen und Grundlagen nach und hört sich starr beharrlich in sie hinein. Ein eindruckskräftiges Bild davon steht ebenfalls in den Erinnerungen Kloses: Bei einem gemeinsamen Ausflug ist Bruckner „von einer Stelle mit besonders merkwürdigem Echo nicht mehr wegzubringen". Er lauscht und lauscht und kann sich nicht losreißen — auch als seine Jünger nicht mehr bei ihm ausharren und die Nacht hereinbricht. Noch lange habe man „in der Tiefe den Säumigen Intervalle singen hören, die im Zusammenklang Nebenseptimenakkorde oder deren Umkehrungen ergaben".

So grübelte er sich in den Wesenheiten der Tonwelt und des Gottesreiches fest. Wie er überhaupt die Eigenschaften eines Genies mit seltener Reinheit verkörpert, so besitzt er auch dessen eigentümliche Kraft der Kontemplation, und durch die Eigenart seines Nervenleidens verstärken sich noch diese Zustände weltvergessener Versenkung. Der rätselhafte Blick besonders auf den späten Bildnissen und viele Berichte künden von ihnen. Es sind Zustände lauschender Betrachtung und

Anton Bruckner

Die Bruckner-Orgel in der Stiftskirche von St. Florian in Österreich,
die Bruckner viele Jahre hindurch spielte

begnadeten Schaffens, betender Andacht und mystischer Verzückung. Bruckner hat viel und inbrünstig gebetet. Man berichtet, wie er betend von Tränen bedeckt ist und während der Wandlung mit verzücktem Antlitz meditiert. Nach einer strengen Ordnung verrichtet er täglich bestimmte Gebete, darunter den „Rosenkranz", und legt sich in einer gewissen Buchführung Rechenschaft darüber ab. Die christliche Religion gibt ihm durch die Fülle ihrer gefühlsträchtigen Vorstellungen den Anschauungsstoff zu seiner Andacht. Sie gibt ihm den Glauben, der seine Seele wie ein Grundstein trägt; er fühlt sich in Gottes Hand und deutet Schicksale als Wirken Gottes („Ich nehme dies als Buße an... Wahrscheinlich um mich zu prüfen... Gott sei Dank! daß er mich unter den Stürmen des Lebens so treu bewahrt hat"). Und sie gibt ihm Triebfedern, die sein Leben im Rahmen des tragenden und begrenzenden Gerüstes um so leidenschaftlicher machen: das stete Gedenken an den Tod, das Streben nach ewiger Beseligung, die Pflicht, mit dem Talent zu wuchern.

Bruckner als Dirigent. Silhouette von Dr. Otto Böhler

In seiner Gottverbundenheit vereinigen sich demnach geborgene Ruhe und leidenschaftliche Unruhe. Er steht fest im Glauben, und seine Grundfrage lautet nicht „ob ein Gott ist?", sondern „Non confundar?" Er ist ein gotteskindlicher Mensch; „kindli is er g'wen", wird aus seiner Dorflehrerzeit berichtet. Und er ist Mystiker, Christ aus Substanz, Sohn eines rein katholischen Stammes und darum nicht Gottesstreiter, Reformer oder Kampfchrist; seine Frömmigkeit bleibt in Werk und Leben unpolemisch. „Keine seiner Äußerungen verriet je den Versuch, in Fragen des Bekenntnisses andere beeinflussen zu wollen", berichtet Klose. Doch andererseits ist er aus Religion tief erregt. Er spürt wie wenige das Unheimliche, er lebt in Grenzlagen und hart an Abgründen. Zu seinem Gottesbild gehören nicht weniger als väterliche Güte und Huld auch verdammende Übermacht und Geheimnisferne; Göllerich erzählt, daß er von Gott nur im Ton ehrfürchtig-scheuen Flüsterns sprach. Er lebt in den Spannungen des christlichen Lebens mit einem peinigend ängstlichen Gewissen. Und so wenig er zu den absichtsvollen Reformern gehört, so spürt er doch die Sendung und Verpflichtung seines Schaffens. Er spricht es aus, daß sein Tedeum ihn einst vor Gottes Thron rechtfertigen werde, und bis an sein Lebensende bewahrt er einen kleinen Lorbeerkranz, der ihm bei der Aufführung seines ersten Meisterwerkes, der Messe in d, überreicht wurde, mit der Inschrift: „Von der Gottheit einstens ausgegangen, muß die Kunst zur Gottheit wieder führen."

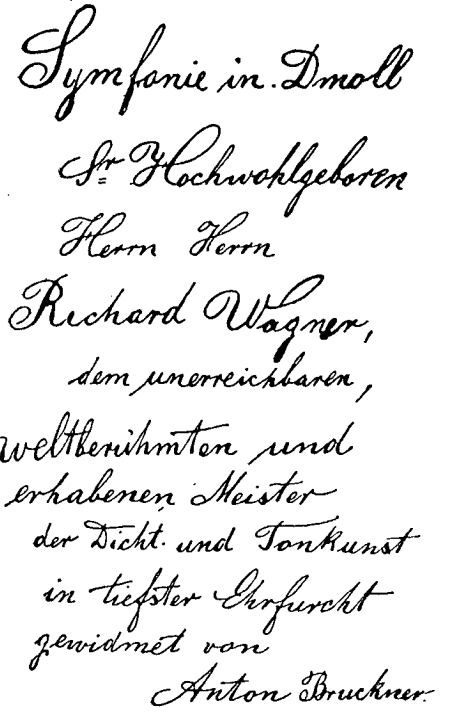
In vielen solcher Wesenszüge ist Bruckner seiner Zeit recht fremd. Aber die Tiefe seines Inneren wäre auch zu jeder früheren einsam gewesen, so „zeitfremd" wie Bach und wie die Spätstile einiger großer Meister; Musik der gottnahen Stille kann nicht „zeitnah" sein. Doch andererseits: so weit Bruckner von der „Zeit" (gleich dem Getriebe der Öffentlichkeit) entfernt ist, so zeitverbunden ist er doch in anderer Hinsicht. Er steht fern dem lauten, doch nah dem schöpferischen Leben. Er steht abseits von den Kunstparteien, auch derjenigen Wagners, aber er gehört zu der Gruppe der Musiker, die die Entwicklung vorwärtstreiben. Zwar warf man ihm vor, sein Stilprinzip sei „die Übertragung von Wagners Nibelungen-Stil auf die Symphonie"; in Linz heißt es schon über die erste Messe: „Wir haben Bruckner in diesem Werk als einen Anhänger der sogenannten Wagnerschen Richtung kennengelernt"; und er selbst ist dem Meister, seinen Jüngern und besonders dem Wiener Wagner-Verein persönlich verbunden; er rühmt ihn in Briefen an Wagnerianer und auf seine überschwengliche Weise als den „Meister aller Meister", „mein erhabenes Vorbild", „mein unerreichbares Ideal". Doch im Grunde steht er dem Geist der Neudeutschen und Wagnerianer ebenso fern wie ihren konservativen Gegnern, und seine persönliche Eigenart ist ihnen eher entgegengesetzt als verwandt. Er ist ein eigenwüchsiger Sonderling, der nur zu seinem Schaden in den Streit der Parteien gerät. Darum dürfen wir ihn nicht nach damaligen Schlagwörtern zuordnen. Er schließt sich Wagner an, doch nicht als Anhänger seines Personal- und Parteistils, sondern als sein Weggenosse in stilleren und großartigeren Entwicklungszügen.

Die Geschichte der abendländischen Komposition erscheint uns (in einem vergröbernden Gesamtbild) als fortschreitende Ausschöpfung unserer Klangwelt, als allmähliche Einbeziehung möglicher Lautheitsgrade, Lichtverteilungen und so fort in den ständigen Stil. Der letzte Gipfel dieser Entwicklung, die fünfte Stunde der deutschen Musik überragt zwar nicht etwa an Wertgehalt die früheren Gipfel um Senfl, Schütz, Bach und die Wiener Klassiker. Aber in Wagner, Bruckner und anderen Meistern der Zeit scheint die Entwicklung zu einem gewissen Abschluß zu gelangen und mancher Kreis der sachgegebenen Möglichkeiten so entfaltet zu sein, daß eine wesensneue Grundform etwa der Dynamik über sie hinaus nicht mehr möglich ist.

Bruckner erfüllt in eigener Weise, was in dieser Entwicklungslage „fällig" wird. Er bezieht Grenzbezirke in den ständigen Klangschatz seines Stiles ein, so die größten und kleinsten Lautstärken und die größten melodischen Schwünge, von der Sext bis zur Dezime. Er entfaltet den gewonnenen Reichtum zu bunter Farbenpracht und schnellem Wechsel der Akkorde und Tonarten (die Kritik rügte „die Hetzjagd abenteuerlicher Modulationen"). Er durchmischt in vielfältigster Weise Licht und Dunkel, Dur und Moll. Seine Musik ist überaus reich an neuen Arten der Steigerung, des Verklingens, des zitternden, wogenden Klanggrundes, des Werdens der Themengestalt aus Klangnebel und Teilansätzen. Und sie ist

überaus reich an Kontrasten, und im Gegensatz zum Neuen gewinnt dann auch das Alte ein neues Gesicht, und inmitten von Stellen des Schwankens und Zwielichtes klingen seine krönenden Dreiklänge um so leuchtender.

Darin aber liegt nun seine einzigartige Bedeutung, daß er in dieser voll entfalteten Klangsprache Urformen des religiösen Seelentums ausdrückt. Unter allen großen Meistern auf dieser Entwicklungsstufe ist er der einzige von Grund aus religiöse Genius. Und unter allen großen Meistern religiöser Musik spricht er als einziger in dieser Klangsprache. Er allein schafft zugleich aus abgründiger Gottverbundenheit mit den höchst-differenzierten Ausdrucksmitteln. Darum finden manche Seiten des religiösen Erlebens in keiner anderen Musik so reichen und eindringlichen Ausdruck, vor allem das Übermächtige und geheimnisvoll Andere im Wesen des Heiligen und das Ineins einer Fülle vielfarbiger Erscheinungen (im Gegensatz zu jenen Teilen altkirchlicher Musik, wo „das Feierliche jede Verschiedenheit in seinen weiten Mantel verbarg"), das Ineinander von beklemmender Düsternis und berückendem Glanz, von Schauer und Seligkeit und die „himmelsstürmenden Steigerungen" bis zu verzückter Schau als ihrem Ziel.


Symfonie in Dmoll
Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Herrn
Richard Wagner,
dem unerreichbaren,
weltberühmten und
erhabenen Meister
der Dicht- und Tonkunst
in tiefster Ehrfurcht
gewidmet von
Anton Bruckner

Entwurf Bruckners für die Widmung seiner Dritten Symphonie an Richard Wagner, Eintragung in den Vormerkkalender des Jahres 1872. Wien, Nationalbibliothek

Bruckners Symphonien, Messen und Gotteshymnen gehören wie das Musikdrama Wagners zu der monumentalen Hochkunst, die sich seit Händel und Beethoven als eigenständiger Aufschwung zum Übermenschlichen außerhalb der christlichen Liturgie herausgebildet hat. Sie wären darum, auch soziologisch gesehen, zu keiner früheren Zeit möglich gewesen. Sie fordern eine Hörerschaft, die sie mit gottesdienstähnlicher Andacht vernimmt. Sie erfüllen das Kunstwollen der mystischen Romantik, ihre Sehnsucht, aus der Hütte des alltäglichen Bewußtseins und der in sich ruhenden Endlichkeit des sattbürgerlichen Lebens in den geheimnisdunklen Seelengrund hinabzutauchen. In ihrer Erneuerung der christlichen Gefühlswelt sind sie dem Spätstil Wagners und Liszts verwandt. Und in ihrer ausdrucksstarken Tonsprache, welche die ungebrochene Leidenschaft naturmenschlicher Religion und andererseits musikdramatische Eindringlichkeit auf die Ebene religiöser Hochkunst überträgt, erfüllen sie ein Ideal, das vielen vorschwebte.

Dies aber unterscheidet Bruckner von anderen Meistern der „kultischen" Hochkunst, daß er ein absoluter Musiker ist und in unverblaßtem Sinn ein religiöser Mensch. In diesem Sinne verwandelt er, was er von Wagner und anderen übernimmt. Er hebt Tonsymbole, die in der romantischen und realistischen Orchestersprache für dramatische Vorgänge geprägt wurden, in die Sphäre des Heiligen empor und reinigt sie von ihren literarischen Begleitvorstellungen. Und er wandelt den dramatischen Ausdruck in den geraden, selbsteigentlichen Ausdruck seines Betens. Er entgeht der Gefahr, im dramatischen (oder gar „theatralischen") Als-Ob haftenzubleiben; er stellt nicht das Beten als einen bühnenartigen Vorgang dar, wie es die Zeit in den Gebetsarien der Tenöre und dem Religioso der Klavierstücke liebte; sondern der religiöse Mensch selbst in der wirklichsten Wirklichkeit seiner Person und mit der Intensität der vollen Wahrhaftigkeit betet in seinen Werken. Darin liegt ein betont christlicher Zug seiner Musik. Bruckner ist niemals unpersönlich objektiv, und so stark sich an vielen Stellen das Überpersönliche ausprägt, so stark behauptet sich an anderen der bittende, zagende, hoffende Einzelmensch. Damit ist freilich ein Grundproblem der Aufführung Brucknerscher Werke gegeben: wie sollen Musiker, sofern sie nicht eigentlich religiöse Menschen sind, im Gesellschaftsrahmen des Konzerts sein Gebet wahrhaftig nachvollziehen? Es gehört zu den vielen Schwierigkeiten, die der außerkirchlich-kultischen Hochkunst im Wege stehen.

*

So durchdringen sich in Bruckners reifen Werken Traditionsstärke, Urständigkeit und Gegenwartsnähe. Die Kräfte der Tradition und des Urerlebens formen ihn von früher Jugend an; zu der neuen Klangsprache und eigenständig religiösen Hochkunst aber stößt er erst in seiner Lebenswende vor. Demgemäß gliedert sich sein Lebensgang in diese drei Abschnitte: die vier Jahrzehnte der Vorbereitung, die Zeit der Lebenswende und die Wiener Meisterjahre.

Bruckners Lehrjahre sind ein langer, mühsamer Anstieg. Seine frühe Kindheit verbringt er ausschließlich in dem Dörfchen Ansfelden. Weil er Lust und Gabe zur Musik bekundet („Alleweil hat er d'Musi in Schädl g'habt"), kommt er vorübergehend nach Hörsching, zu seinem Vetter Weiß, einem jungen, begabten Kirchenmusiker. Und als er mit dreizehn Jahren seinen Vater verliert, nimmt ihn das Augustinerstift St. Florian als Sängerknaben auf. Im Stift und an der Präparandie zu Linz bereitet er sich auf die Laufbahn eines Dorfschullehrers vor. Er wird Unterlehrer in Windhag und nachher in Kronstorf, zwei Weltwinkeln von zweihundert und einhundert Einwohnern, und schließlich 1845 in St. Florian selbst. Hier waltet er zunächst weiterhin als Schullehrer, wird dann aber 1851 außerdem Stiftsorganist. An dem herrlichen Orgelwerk von Krismann entwickelt er sich zum bedeutenden Orgelimprovisator, und allmählich setzt sich das Ziel seines Berufes durch: er will die Schulmeisterlaufbahn verlassen und Musiker werden.

Diese Sehnsucht erfüllt sich, als er 1856 die Stelle des Domorganisten zu Linz erhält. Wie er das ganze dritte Jahrzehnt im Stift verbrachte, so nun das vierte in der Mittelstadt. In Linz kommt es dann zu der schöpferischen Krise.

Die Eigenart dieser Lehrjahre war für Bruckners geschichtliche Sendung in vieler Hinsicht günstig. Er konnte in der abgelegenen Stille ungestört reifen und die Tradition in ihrer Kraft und Reinheit aufnehmen. Er mußte sich schon früh in öffentlichen Lebensformen bewähren: als Sänger- und Mesnerknabe, bereits mit elf Jahren auch an der Orgel und sogar, in Vertretung seines Vaters, beim Schulhalten; und als er selbst Dorfschullehrer wurde, übernahm er zugleich die anderen Obliegenheiten dieses vielseitigen Amtes; er war Organist, Chorleiter, Mesner und noch dazu Geiger beim bäuerlichen Tanz. Vor allem aber erlebte er mit kindlicher und genialer Empfänglichkeit die urwüchsig natürliche Gefühlswelt des vormärzlichen Dorfes. Er ließ seine Seele durch die alten Formen seelischer Erziehung bilden, durch Gebet, Gottesdienst und Sakrament. Als Mesnerknabe mußte er bei den Versehgängen zu Sterbenden mitgehen, und was ihn hier angesichts des Todeskampfes und der kirchlichen Weihe wieder und wieder ergriff, hätte keine Lehranstalt ihm geben können; als der dreizehnjährige Mesnerknabe am Sterbebett des eigenen Vaters stand, sank er ohnmächtig in sich zusammen. In St. Florian sodann, dem reichen, prachtvollen Stift, erlebte er den schloßartigen Prunk dieses Hauses, er nahm an dem berauschenden Glanz der Festmessen teil und an dem ewigkeitsstillen, streng gestalteten Gang klösterlichen Lebens. Und an der gewaltigen, wundersamen Orgel, unter der sich jetzt sein Grab befindet, drang er in die Geheimnisse der Tonwelt ein und in die Farbenvielfalt und Phantastik, Erhabenheit und Gesetzesstrenge dieses Instruments. Auf solchen Urerlebnissen, die sich durch die Macht der Wiederholung immer tiefer seiner Seele eindrückten, beruht zum wesentlichen Teil die Eigenart seines späteren Schaffens.

Doch andererseits war diese Umwelt vom Strom des geschichtlichen Lebens so abgelegen, daß es eines ungeheuren Aufwärtsdranges und Lerneifers bedurfte, um sich aus ihr zu seiner späteren Größe durchzukämpfen. Sein Weg war weiter und schwerer als der Weg der übrigen großen Meister. Denn zwar kamen auch andere aus abgelegenen Dörfern, aber sie gelangten bald an Stätten neuer musikalischer Hochkultur. Bruckner dagegen (darin der genaue Gegensatz etwa zu Mozart) blieb bis in das vierte Jahrzehnt seines Lebens ohne wesentliche Berührung mit fortschrittlicher Musik, ohne ständigen Konzert- und Theaterbesuch, ohne eigentlichen Unterricht in neuer Komposition und künstlerischer Ausübung. Die Musik in seiner Heimat war beschränkt auf gregorianischen Gesang, Gemeindelieder, einige Chor- und Orgelmusik von Palestrina bis Schubert und dazu neuere Messen und Motetten zweitrangiger, meist einheimischer Tonsetzer, die sich mit kunstlosem Chorsatz begnügten oder im österreichischen Kirchenstil um Haydn und Mozart verweilten, und außerhalb der Kirche auf Dorfmusik, Männerchöre und Hausmusik im Geschmack des Biedermeiers und einen begrenzten Schatz klassischer

Kunstwerke. Zudem hielt ihn sein Lehrerberuf davon ab, sich der Musik mit ganzer Kraft zu widmen. In Windhag beschwerte sich der Pfarrer über ihn, daß er zu viel komponiere; und als er sich einst weigerte, eine niedrige Knechtsarbeit zu leisten, wurde er strafversetzt. Dazu kam noch, daß seine Umgebung, weit entfernt, etwas von dem Genie zu ahnen, das in ihm schlummerte, dem wunderlichen Schulgehilfen wenig Achtung entgegenbrachte. Den Bauern erschien er ob seines absonderlichen Streifens in den Feldern und der Zustände seltsamer Versunkenheit als der „halbv'ruckte G'hülf"; in St. Florian sah er sich wie „ein reiner Diener g'halten". „Unser Stift behandelt Musik und folglich auch Musiker ganz gleichgültig ... Ich darf von Plänen nichts ahnen lassen", schreibt er „arm und verlassen, ganz melancholisch" 1852. Und erst recht fühlt er sich nachher in Linz verkannt und verbittert.

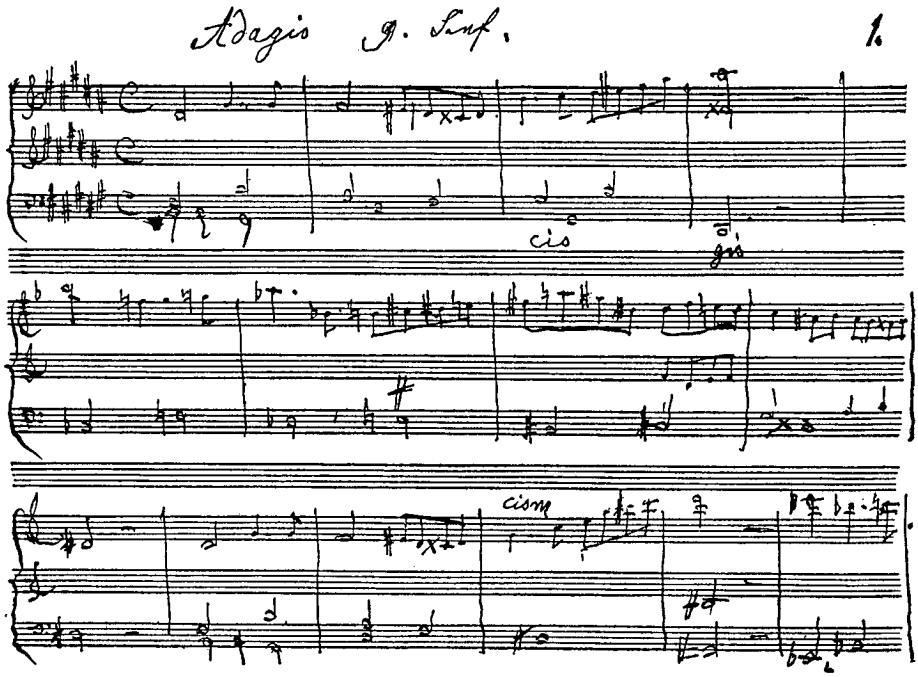
So kommt es zu einem dramatischen Widerstreit der Motive: Er spürt, daß er zum schaffenden Musiker berufen ist, er hält es für eine religiöse Pflicht, diese Begabung zu entfalten, und der Genius in ihm drängt. Es wurmen ihn die Verkennungen, es lockt das Musikleben der Welt da draußen, es locken Ehrungen und Titel (er ist aus demütigem Respekt vor ihnen — ehrgeizig; bis ins Greisenalter hat er sich um akademische Grade bemüht). Aber dagegen erhebt sich die Schar der Bedenken: Er ist in der alten ständischen Gesellschaftsordnung aufgewachsen; sozialer Aufstieg ist ihm und den Seinen nicht etwas Selbstverständliches. Der Vater war Dorfschulmeister — soll er etwas anderes werden? Als ihn einst der Prälat fragte, was er werden wolle, Geistlicher oder Schulmeister, hatte er sogleich geantwortet: „Wia der Vater!" Zudem macht er sich von einer Künstlerlaufbahn nur sehr unbestimmte Vorstellungen, er hat keine unmittelbaren Vorbilder. Und immer wieder kommen die Zweifel, ob er diesem Ziel gewachsen sei. Er hat zwar einige Gönner und Freunde; sein Firmpate Seiler beabsichtigt sogar, ihn „ins Wiener Konservatorium zu geben". Doch er stirbt 1848 (unter dem Eindruck seines Todes schafft Bruckner das Requiem, sein bedeutendstes Jugendwerk). Und andere, besonders seine Mutter, reden dem Zagenden heftig und entschieden von seinem „hochfahrenden Plane" ab.

Solchen Bedenken gegenüber sucht er sich und seiner Umgebung durch möglichst viele Zeugnisse seine Begabung zu beweisen. Um nur von St. Florian wegzukommen, bewirbt er sich um verschiedene Stellen und richtet sogar, neunundzwanzig Jahre alt, ein seltsames Gesuch an die „Hohe k. k. Organisierungs-Commission", sie „wolle ... ihm eine Kanzellistenstelle in hoher Gnade zu verleihen geruhen ... in gnädigster Berücksichtigung, daß der gehorsamste Bittsteller auf alle ihm mögliche Weise mit allem Fleiß und Hingebung bemüht war, sich für das Kanzleifach auszubilden, welchen Beruf er schon so lange in sich fühlt". Vor allem aber verstärkt er, soweit es überhaupt noch möglich war, seinen Lerneifer. Bruckner hat unheimlich viel gelernt. In St. Florian soll er täglich zehn Stunden Klavier und drei Stunden Orgel geübt haben. Und als ihn 1855 Simon

Sechter, der berühmte Wiener Theoretiker, als Schüler in Harmonielehre und Kontra annimmt, fährt er von Linz aus jährlich einige Wochen nach Wien und arbeitet in der Zwischenzeit mit unsäglicher Gründlichkeit neben der Last seines Amtes als Domorganist, vieler Privatstunden und seiner Chortätigkeit noch „tägli siab'n Stunden für eam", so eifrig, daß Sechter ihn 1860 ersucht, „sich mehr zu schonen... Ich fühle mich gedrungen, Ihnen zu sagen, daß ich noch gar keinen fleißigeren Schüler hatte als Sie". Nachdem er sich die alte Theorie bis in die letzten ausgetiftelten Möglichkeiten zu eigen gemacht hat, legt er 1861 die berühmte Prüfung ab, bei der einer der Prüfenden, Herbeck, es aussprach: „Er hätte uns prüfen sollen!" Und schließlich begibt er sich mit siebenunddreißig Jahren noch einmal in eine Lehre, zu dem zehn Jahre jüngeren Theaterkapellmeister Otto Kitzler in Linz. Dieser führt ihn in die neuere Kompositionslehre und das fortschrittliche Schaffen ein, vor allem in den „Tannhäuser" — und gibt damit den wesentlichsten Anstoß zu dem endlichen Aufbruch genialer Schaffenskraft und damit zu der großen Lebenswende.

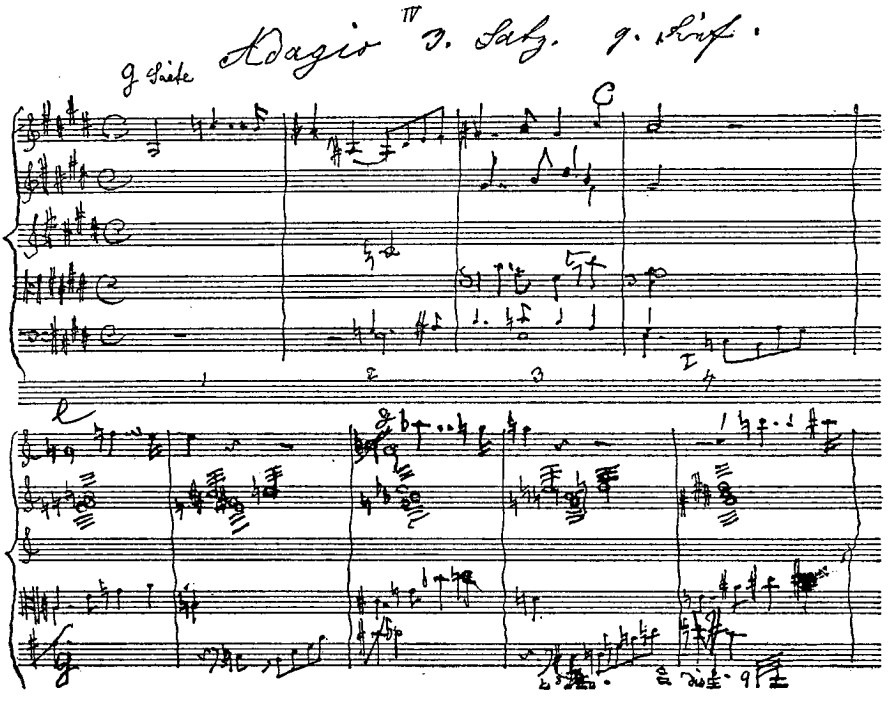
Diese Wende ist „die seltsamste in der Geschichte der schaffenden Künstler". Ein fast vierzigjähriger Musiker wird durch das Erleben einiger neuer Werke so bis an den Grund seines Wesens erschüttert, daß plötzlich geniale Schaffenskraft in ihm aufbricht und nach wenigen Ansätzen Schöpfungen hervorbringt, in denen sich die Höhe und Eigenart seines späteren Stiles bereits voll ausprägt. Es sind die drei Messen in d, e und f und die Erste Symphonie in c. Denn zwar hat Bruckner auch vorher komponiert. Eine nicht geringe Anzahl kirchlicher und weltlicher Werke sind uns erhalten. Aber sie erheben sich an Bedeutung und Eigenart kaum über den Durchschnitt landkirchlicher und Biedermeiermusik. Es sind mit wenigen Ausnahmen kleinere Stücke, zumeist wenig inspirierte Gebrauchsmusiken; und keineswegs schreitet sein Schaffen vom frühesten Jugendwerk zum ersten Meisterwerk in einem stetigen Aufstieg hinan, sondern die Kurve schnellt plötzlich empor. Der Organist, der noch vor wenigen Jahren Dorfschullehrer gewesen war, wird einer der größten deutschen Meister. Er erhebt sich auf den Gipfel deutscher Musik und dringt aus der Rückständigkeit seines heimatlichen Musiklebens zur lebendigsten Gegenwart vor. Und erst jetzt, mit diesem Aufstieg zum Gipfel und dieser Befreiung zur Gegenwart werden auch die urständigen Gefühlsgründe seines Wesens schaffenskräftig, die bisher stumm waren. Den Anstoß gab das Werk Wagners. Aber die Größe der Wirkung wurde nur dadurch möglich, daß Bruckner durch seine Musiktheorie, sein Improvisieren, sein inneres Erleben ihr entgegengereift war und durch ungeheure Arbeit sich zu ihr hin gesteigert hatte. Dennoch mußte das Geschehen wie eine Katastrophe über ihn hereinbrechen, zumal sich im selben Zeitpunkt auch in anderen Lebenskreisen die Spannungen bis zur Krise verschärften.

Bruckner dringt in eine Welt von Werken ein, die ihm bisher verschlossen war, in Werke von Berlioz, die Faustsymphonie Liszts, die Neunte Beethovens; und er, der einsame Hinterwäldler, lernt seinen nun vergötterten Meister und viele seiner



Kompositionsskizze Bruckners für das Adagio der Neunten Symphonie.
Eine der frühesten Fassungen des Hauptthemas, vor 1890. Berlin, Staatsbibliothek

Freunde persönlich kennen und spürt an dem Gegensatz deutlicher als je zuvor die Enge seiner bisherigen Umwelt. Es drängt ihn hinaus, irgendwohin, wo er seine Schöpferkraft frei entfalten kann und wo man ihn anerkennt. Er hört, bis ins Tiefste erschüttert, die Uraufführung des Tristan. Und kurz darauf (1866) erfährt er, der von Frauen so oft Mißachtete, eine seiner bittersten Enttäuschungen, die Absage der Josephine Lang. Im selben Jahr steigert sich überdies der Gegensatz zu den „Krähwinckler-Charakteren" seiner Linzer Umgebung zum Höhepunkt. Er bewirbt sich um die ausgeschriebene Chormeisterstelle und wird abgewiesen. Intrigen entzweien ihn mit einem seiner wenigen Freunde. Bereits 1864 schreibt er, er „leide schon längere Zeit wieder an schrecklicher Melancholie". Und als nun alle Spannungen sich so verschärfen und noch dazu die Folgen der langjährigen Überarbeitung sich einstellen, kommt es zu einer Nervenkrise, über die Bruckner selbst berichtet: „Es war gänzliche Verkommenheit und Verlassenheit — gänzliche Entnervung und Überreiztheit ... Dr. Fadinger kündigte mir den Irrsinn als mögliche Folge schon an. Gott sei's gedankt! Er hat mich noch gerettet." Wahrscheinlich ist es in der Tat nicht nur die Wasserkur in Kreuzen, die ihn vor dem Los bewahrte, dem andere große Geister gerade dieses Jahrhunderts verfielen. Die Werke dieser Zeit sind ein erschütternder Ausdruck seiner religiösen Krise und Heilung.



Das Hauptthema des Adagios der Neunten Symphonie Bruckners in einer der spätesten Fassungen, fast der endgültigen Gestalt, 2. März 1894. Berlin, Staatsbibliothek

Nach mehrfachen Schwierigkeiten und erneuten Erregungen und Verzweiflungen wird Bruckner 1868 als Nachfolger seines einstigen Lehrers Sechter zum Professor für Generalbaß, Kontrapunkt und Orgel ans Wiener Konservatorium berufen und erhält außerdem die Anwartschaft auf die Stelle eines Hofkapellorganisten. Die letzten Jahre in Linz und die ersten in Wien sind der bewegteste Abschnitt seines Lebens. Sie sind der Höhepunkt in seinem Werdegang als Orgelspieler und Chormeister. Er wird zu guter Letzt doch noch Leiter des Männerchors „Frohsinn"; unter seinen Erfolgen in diesem Amt ist der schönste die erste Aufführung des Schlußchors der „Meistersinger", die durch das Entgegenkommen Wagners noch vor der Uraufführung des Dramas stattfand; sie sei uns ein geschichtliches Symbol. Und vor allem erlangt er nun auf großen Konzertreisen (nach Nancy, Paris, London) den Ruhm, der größte Orgelspieler des Zeitalters zu sein. Nicht die Aufführung fremder Werke erhebt ihn zu diesem Rang, sondern seine Kunst der Improvisation. Auf der Ebene der Hochkunst vollzieht er jene urtümliche „ekstatische Improvisation", die einst Tertullian als Zeichen echten christlichen Betens gepriesen hatte.

Später ist Bruckner als Organist nur noch selten hervorgetreten. Der hauptsächliche Grund dafür ist die Gleichgültigkeit seiner Mitwelt; auch hat er

zeitlebens nur eine untergeordnete Stelle inne in der Hofmusikkapelle. Er widmet sich nun seinem inneren Beruf, dem Schaffen, und seinem äußeren Beruf, dem Unterrichten (seit 1875 auch an der Universität, wo er nach mehreren vergeblichen Versuchen und trotz des Widerstandes des Professors Hanslick die Einrichtung eines Lektorates für Harmonielehre und Kontrapunkt durchsetzt). Er vollendet die F-moll-Messe und in gedrängter Folge die Zweite bis Fünfte Symphonie, dann in einer zweiten Schaffenswelle die Sechste bis Achte, das Quintett und das Tedeum und in den letzten Lebensjahren die Neunte und den hundertfünfzigsten Psalm. Die Neunte Symphonie ist unvollendet; die Arbeit am Finale war schon ziemlich weit fortgeschritten, als Bruckner am 11. Oktober 1896 starb; die erhaltenen Skizzen sind in der neuen Gesamtausgabe seiner Werke veröffentlicht worden.

Die Zahl der reifen Werke Bruckners — zu den genannten kommen noch eine Reihe kleinerer geistlicher und weltlicher Vokalwerke (unter diesen namentlich „Germanenzug" und „Helgoland") — ist demnach geringer als die Werkzahl anderer Meister. Doch sie ist groß im Verhältnis zu ihrem Umfang, dem gedrängten Reichtum ihres Inhaltes, ihrem kunstvollen Gefüge und angesichts der Schaffensweise Bruckners: die Skizzen zeigen, wie er feilt und durchstreicht und nochmals feilt und so oft erst nach vielen Versuchen Teile des Ganzen vollendet — und nach einiger Zeit, oft nach vielen Jahren, pflegt er das Werk noch einmal umzuarbeiten. Und sie erscheint groß, bedenkt man seine Spätreife, seine Krankheit und die übrige Arbeitslast. Seine Mitbürger, die so viel Geld für andere Dinge ausgeben, gewähren ihm nicht das wenige, das er für seinen bescheidenen Lebensunterhalt braucht. Er muß kostbare Zeit für seine Lehrtätigkeit verwenden (vorübergehend dient er beispielsweise als Klavierlehrer an einem Lehrerseminar) und für Bewerbungen, die fast sämtlich erfolglos bleiben. „Eine Symphonie, meine ich, hätte ich in der Zeit schreiben können, die ich in ganz unnützer Weise hier zu solchen Zwecken verlaufen bin", schreibt er 1875. Und zehn Jahre später: „Außer den vielen Schulstunden am Wiener Conservatorium muß ich auch noch Privatunterricht in der Musik erteilen, so daß mir nur sehr wenige Erholungsstunden zur Composition übrig bleiben."

Die Spannungen zwischen Bruckner und seiner Mitwelt waren schon vorher zahlreich; nun aber, in Wien, verschärfen sie sich noch. Er verschließt sich zwar nicht in Trotz und Stolz, sondern es drängt ihn nach Ehre, Freundschaft, Geselligkeit. Aber gerade darum ist er leicht verwundbar und empfindlich, mißtrauisch und schwermütig. Es mangelt ihm an weltmännischer Gewandtheit, Konversationsbildung und großbürgerlichen Umgangsformen. Und in geschäftlichen Dingen ist er, wie er bekennt, „unwissend wie ein Kind". Er ist das genaue Gegenteil eines erfolgstüchtigen und kurz entschlossenen Willensmenschen. Die Eigentümlichkeiten seiner genialen Künstlernatur erscheinen den Leuten (und auch anderen Künstlern) als närrisch. Man belächelt die altväterische Tracht, „die der Schneider von Sankt

Florian aus schwarzem Bauernloden für ihn baute"; Josephine Lang weist ihn ab, weil er ihr zu alt und linkisch und „weil er immer so narrisch an'zog'n war". Den Großstädtern erscheint dieser Provinzler wunderlich und andererseits zu gewöhnlich, zu bieder, zu unscheinbar für einen genialen Künstler. Der „Mangel an Bildung", die „etwas altväterisch submissen Ausdrücke des Respectes" und namentlich seine Frömmigkeit und das religiöse Gepräge seiner Werke gereichen den Freisinnigen zu Spott und Ärgernis. Dazu kommt noch die Schwerfaßlichkeit und Neuartigkeit seiner Musik und als wichtigste Ursache seines Martyriums der Widerstand herrschender Kreise des Musiklebens gegen ihn und die Richtung, der er vermeintlich angehört. Die konservative Partei um Brahms und Hanslick sah in einer teils tragischen, teils bösen Verkennung an dem eigentümlichen Gehalt dieser Musik vorbei. Dieser Hinterwäldler schien Wagners an sich schon verfemten Stil in das geheiligte Gebiet der Symphonie zu übertragen. Unglücklicherweise gehörte die Mehrzahl der in Wien maßgebenden Musiker und Kritiker zu dieser Partei. Sie bekämpften ihn mit allen Mitteln, mit Schimpfwörtern und Verdächtigungen, sie nahmen das bildungsbürgerliche Publikum, das Bruckner an sich schon abgeneigt war, vollends gegen ihn ein und versperrten seinen Werken den Zugang zur Öffentlichkeit. Die Zahl der Aufführungen und Notenausgaben ist zumal vor 1885 gering (und das einzige Druckhonorar, das Bruckner je erhielt, waren fünfzig Gulden für das Tedeum). Darum bekamen nur wenige Zeitgenossen Werke von Bruckner jemals zu hören.

Daß ihm gegen Ende seines Lebens doch noch ein gewisser Erfolg beschieden war, ist das Verdienst einiger junger fortschrittlicher Freunde, die sich begeistert für ihn einsetzten (besonders Göllerich, Schalk, Löwe und Hugo Wolf), und einiger wertoffener bedeutender Dirigenten (wie Nikisch, Levi und S. Ochs); sein Weltruhm beginnt mit der Leipziger und Münchener Aufführung der Siebenten Symphonie. In den letzten Lebensjahren erlebte er noch mit kindlicher Freude eine Fülle äußerer Ehrungen. Auf seiner Visitenkarte standen die Titel: „Prof. Anton Bruckner, Ehren-Doctor der Philosophie der k. k. Universität in Wien, Ritter des Franz-Josef-Ordens, k. k. Hoforganist". Sie sind ein kleiner Lohn nach diesem Leben der Mühe und Arbeit. Und sie sind ein schwacher Ausgleich nach diesem Maß an Verkennung. Höher aber als aller Lohn, den ihm die Welt gewähren konnte, ist die Größe des Schaffens, zu der er sich emporgesteigert hatte. Und höher als aller Ausgleich durch äußere Ehren sind die Klänge der Verklärung in seinen ewigkeitsnahen Alterswerken. Am Ende seines Leidensweges steht das Adagio der Neunten Symphonie.

Johannes Brahms

1833—1897

Von

H. H. Stuckenschmidt

Bei der Entfesselung neuer aufbauender und zerstörender Kräfte, die das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands geistiges Leben trug, fiel der Musik eine entscheidende Aufgabe zu. Ihr Bereich war es, auf dem sich diese Kräfte zu sammeln schienen; denn nirgends war der Ansturm gegen überlieferte Formen und Inhalte schonungsloser als hier. Die romantische Schule hatte in der Dichtung herrlichste Früchte getragen, selten nur war die Vorherrschaft des Worts im deutschen Kulturraum so gesichert wie zu ihrer Zeit. Aus den verborgenen Quellen, die solche Romantik aufdeckte, zog auch die Musik neue, unbekannt-aufrührerische Kraft. Ja, es schien, als sei die Unendlichkeit ihrer Formenwelt erst jetzt ganz zugänglich gemacht, die Fessel ihrer Sprache erst durch den neuen Aufstand der Geister gesprengt worden. An der Volksmusik, am Aufsuchen entlegener Stimmungsbezirke, vor allem aber an der Verbindung mit dem Wort und den Formen des Wortkunstwerks fand in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Tonkunst neue Nahrung.

Schon die Wiener Klassik hatte in Beethovens letzten Werken und bei Franz Schubert romantischen Nachhall gezeigt; eine großartige musikalische Überlieferung drohte nun ohne eigentliche Fortsetzung zu bleiben. Gleichzeitig begann der freiheitspendende, revolutionäre Einfluß des Dichterischen zur Gefahr zu werden. Bei Robert Schumann, der stärksten schöpferischen Begabung unter den romantischen Musikern, hält die musikalische Gestaltung dem Poetischen noch das Gleichgewicht. So sehr auch sein Schaffen unter dem Einfluß der Literatur steht, bleibt doch die Verbindung mit den formalen Überlieferungen eines Jahrtausends abendländischer Musik unverbrüchlich gewahrt. Neben ihm aber erhebt sich der ungebärdige Wille einer jungen Generation von Musikern, die den Sinn der Romantik weit umwälzender verstanden haben. In Hector Berlioz, Franz Liszt und ihrem ständig wachsenden Anhang gewinnt die Literatur Macht über die Grundbegriffe musikalischen Schaffens, und die Theorie, die aus diesem Kreise immer lauter und unerbittlicher verkündet wird, bemächtigt sich langsam der öffentlichen Meinung. Diese Theorie behauptet, daß die rein musikalischen Formen erschöpft seien, daß die Musik nur noch im Dienst der redenden Künste Sinn und Erneuerung suchen dürfe. So schuf man, gestützt auf gewisse Erscheinungen der klassischen Epoche (Josef Haydns „Schöpfung", Beethovens „Pastorale" und die Neunte Sinfonie) sowie auf die oft genialen Orchesterwerke der Berlioz und Liszt den Begriff der Programmusik, der alle überlieferten Erkenntnisse entthronen sollte.

Wir betrachten diese Sachlage heute ohne die Erbitterung des musikalischen Parteienstreits. Wir wissen, daß aus der Ideenwelt der Programmusik eine so gewaltige Schöpfung wie das Musikdrama Richard Wagners hervorgegangen ist, und in Richard Strauß' Sinfonischen Dichtungen sehen wir eine schöpferische Erfüllung der „neudeutschen" Ideale, wie sie die romantischen Zukunftsmusiker um Berlioz und Liszt verkündet hatten. Aber damals, in einer Zeit, die über den Sirenenklängen der Romantik alle Bindung zur Vergangenheit zu opfern bereit war, wirkte in diesen Ideen, und vor allem in dem Ausschließlichkeitsanspruch, mit dem sie vorgetragen wurden, eine bedeutende Gefahr. Wir kennen sie aus vielen Krisenzeiten der Kulturgeschichte. Es ist die Gefahr der Entfremdung von allem quellend Ursprünglichen, die Gefahr des Ikarus-Sturzes aus einem Flugtraum, der in lichtvolle Höhen zu führen scheint. Sie tritt stets ein, wenn ein neuer schöpferischer Gedanke auf die Spitze getrieben wird und mit seiner werbenden Kraft alles Überkommene für überholt und veraltet erklären möchte. Nur eines kann solche Gefahr bannen: die schaffende Persönlichkeit, die, fest im Boden der Überlieferung wurzelnd, unbeeinflußt vom Gebot des Tages ihren geistigen Willen der Epoche aufprägt.

Als Johannes Brahms am 7. Mai 1833 in einem ärmlichen Stübchen des Hamburger Gängeviertels geboren wurde, mochte man in seinem Elternhaus andere Sorgen haben als die um die Zukunft der deutschen Musik. Sein Vater Johann Jakob Brahms stand geistig auf niedrigerer Stufe als die Mutter, Christiane, eine geborene Nissen, die der siebzehn Jahre jüngere Gastwirtssohn 1830 trotz ihrer vierundvierzig Jahre impulsiv geheiratet hatte. Die Familie Brahms (oder Brahmst, wie noch der Vater sich gelegentlich schreibt) ist ein niederdeutsches Geschlecht von Handwerkern, dessen Wurzel in Dithmarschen liegen dürfte. Vater Brahms war der erste dieser Familie, der sich leidenschaftlich zur Musik hingezogen fühlte. Sehr gegen den Willen der Eltern entzog er sich der häuslichen Ordnung in dem Städtchen Heide, um heimlich bei einem Stadtpfeifer alle möglichen Instrumente zu lernen. Als Flügelhornbläser, später auch als Kontrabassist, fristete er in Hamburg ein bescheidenes Leben. Zu einem höheren Grad der Kunstanschauung vermochte der weiche, leichtfertige Mann sich erst spät unter dem Einfluß des Sohnes zu erheben. Die phantasievollere Natur war fraglos Christiane, eine Frau von ungewöhnlicher Willens- und Gefühlskraft und angeborenem Sinn für alles Schöne. Von drei Kindern, die aus dieser Ehe hervorgingen, war Johannes das zweite. Vor ihm war eine Schwester, Elise, gekommen, nach ihm kam ein Bruder, Fritz, der ebenfalls Musiker wurde.

Bei Johannes hatte sich, wie fast bei allen großen Musikern, die künstlerische Begabung schon sehr früh gezeigt. Zum Kummer des Vaters, der einen zünftigen Musikanten seines Schlages aus ihm machen wollte, zog ihn das Klavier stärker an als die Orchesterinstrumente. Ein glücklicher Zufall brachte ihn zu einem Lehrer, der dem Jungen Liebe und persönliches Interesse weit über das gewöhnliche Maß

hinaus schenkte und auch die Größe seiner Begabung rechtzeitig kannte: zu Otto F. W. Cossel. Dieser Mann, ein Sonderling, aber einer der fähigsten Musiker im damaligen Hamburg, übernahm nicht nur die kostenlose Ausbildung, sondern stellte ihm auch ein Klavier zum Üben zur Verfügung, und schließlich lebte der kleine Brahms mehr im Hause des Lehrers als bei den Eltern.

Seine Fortschritte im Klavierspiel waren so erstaunlich, daß Cossel ihn nach einiger Zeit — Brahms zählte etwa zehn Jahre — an seinen eigenen Lehrer weitergab, den seinerzeit in Hamburg sehr berühmten Komponisten Eduard Marxsen. Auch dieser Umstand ist von Bedeutung, denn bei keinem Musiker seines Umkreises hätte der junge Brahms die feste Fundierung seines handwerklichen Könnens so ungehemmt empfangen können wie bei Marxsen. In seiner Lehre gab es kein Literarisieren, kein Schöngeistern auf Kosten der Formbeherrschung, kein eilfertiges Umgehen der Gesetze. Nach allen Regeln der Kunst wurde der Schüler in Harmonie und Kontrapunkt unterwiesen; an den Werken der besten alten Meister lernte er die Künste der Vielstimmigkeit, des strengen Satzes, der Variation und der Formenlehre. Ohne den Unterricht für seinen unermüdlichen Schüler trocken zu gestalten, beschränkte sich Marxsen auf eine klare, alle Disziplin der Satzkunst umfassende Handwerkslehre, indem er es verstand, alle auflösenden und überlieferungsfeindlichen Einflüsse der Umwelt von ihm fernzuhalten.

Hatte er Brahms anfangs übernommen, um einen Klaviervirtuosen aus ihm zu machen, so sah er sich bald genötigt, einem immer stärker hervortretenden Schaffenstrieb die Wege zu ebnen. In den neun Jahren, die Marxsens Lehre dauerte, hat sich Brahms mit allen Gebieten und Formen der Komposition auch schöpferisch vertraut gemacht. Kistenweise ließ er später aus der Wohnung seiner Eltern die Jugendwerke ausräumen, und nur das wenigste bestand vor seiner unerbittlichen Selbstkritik. Schon als Kind hatte er, nach einem gelegentlichen Bekenntnis, das sein Biograph Max Kalbeck zitiert, den ganzen Eichendorff und Heine vertont.

Nebenher aber entwickelte er sich zu einem außergewöhnlichen Klavierspieler, der seit seinem zehnten Lebensjahr hie und da in Konzerten mitwirkte und sicher als Wunderkind in Amerika verdorben worden wäre, hätten nicht Cossel und Marxsen sich allen derartigen elterlichen Plänen energisch widersetzt. Was die Lehrer nicht hindern konnten, war die gewerbsmäßige Ausnutzung seiner Kunst in Schenken und auf Tanzböden, wo ihn der Vater häufig spielen ließ. In verrufenen Kneipen verdiente sich der Junge ein paar Taler; und bald ging ihm diese Arbeit derart mühelos von der Hand, daß er dabei Gedichte las, so den Grund legend zu einer Vertrautheit mit der deutschen Literatur, die alle Zeitgenossen an ihm bestaunt haben. Auch Bearbeitungen gangbarer Tänze für die kleine Kapelle des Vaters wurden ihm nun übertragen, so daß er bald die Errungenschaften seiner theoretischen Arbeiten in der Praxis anwenden lernte. Diese Verbindung mit volkstümlicher Musik kam einem Wesenszug seiner Begabung glücklich entgegen; sie

schuf der zu Grübelei und Schwerblütigkeit neigenden Natur den nötigen Ausgleich und beeinflußte sein Schaffen von den Anfängen bis zu den Werken der reifen Meisterschaft.

Unter den ungarischen Emigranten, die nach der Kossuth-Revolution 1849 Deutschland aufgesucht hatten und denen die Freie Stadt Hamburg mit besonderer Gastfreundschaft ihre Häuser öffnete, war auch der begabte junge Geiger Eduard Rémenyi in die Alsterstadt gekommen. Brahms wurde bei einem öffentlichen Konzert sein Begleiter, und aus dem Zusammentreffen der so ungleichen Naturen entstand eine kurze, für den jungen Norddeutschen entscheidende Freundschaft. So wenig ihm die reißerische, leichtfertige Musikantenart des Partners bei klassischer Musik genügen konnte, so stark fesselte ihn die Welt der ungarischen und zigeunerischen Nationalmusik, die jener ihm enthüllte, sowie die improvisatorische, jeder Stimmung folgende und nachgebende Form ihres Vortrags. Die Liebe zu diesen Melodien hat Brahms immer wieder mit ungarischen Künstlern verbunden; sie sollte viel später (1880) auch in seinem Schaffen ein Denkmal finden: die berühmten, von ihm bearbeiteten „Ungarischen Tänze".

1853 zogen die beiden Musiker auf eine Konzertreise durch kleine norddeutsche Städte, vagabundenhaft umherstreichend, ohne festes Programm und ohne eigentliche bestimmte Reiseroute. Aber auf dieser Wanderschaft machte Rémenyi Brahms mit zwei berühmten Landsleuten bekannt: in Hannover mit dem Geiger Josef Joachim, bei dem er beglückendes Verständnis für sein Schaffen fand, und in Weimar mit Franz Liszt. Als dessen Gäste lebten die beiden einige Wochen auf der prunkvoll eingerichteten Altenburg, und in dieser Zeit mochte wohl Brahms sich auch ein wenig als Zukunftsmusiker fühlen, als Freund der Richtung, die später in ihm den gefährlichsten Antipoden fürchten lernte: der „neudeutschen Schule". Trotz aller Liebenswürdigkeit, mit der Liszt ihn und seine Werke aufnahm, trotz aller Sympathie für einige aus dem Weimarer Kreis, vor allem für den feinsinnigen Peter Cornelius, blieb aber Brahms im Innersten unbefriedigt. Er reiste schließlich ohne Rémenyi weiter nach Göttingen, wohin Joachim ihn eingeladen hatte. Nach zwei Monaten inniger, kunstbegeisterter Gemeinschaft, die den Grund zu einer lebenslangen Verbundenheit legte, trat Brahms die Rheinreise an, als deren Ziel ihm insgeheim Düsseldorf vorschwebte.

Aus dem zarten, in Kindheitsjahren kränkelnden Jungen war indessen ein Jüngling geworden. Mit seinen strahlenden blauen Augen, den lang getragenen hellblonden Haaren wirkte er trotz knabenhafter Schmächtigkeit und einer merkwürdig hohen, weichen Stimme als echter Norddeutscher. Bescheiden und still, dabei doch voll jener Sicherheit, die nur Meisterschaft verleiht, war Brahms von all dem weltlichen Getriebe, das ihn umgab, ganz unberührt geblieben. Sein Geist lebte in einem anderen Bereich, in romantischen Landschaften und Visionen. „Kreisler junior" nannte sich der junge Komponist auf den Titeln seiner Manuskripte, frei nach jener Novellenfigur des geliebten E. T. A. Hoffmann.

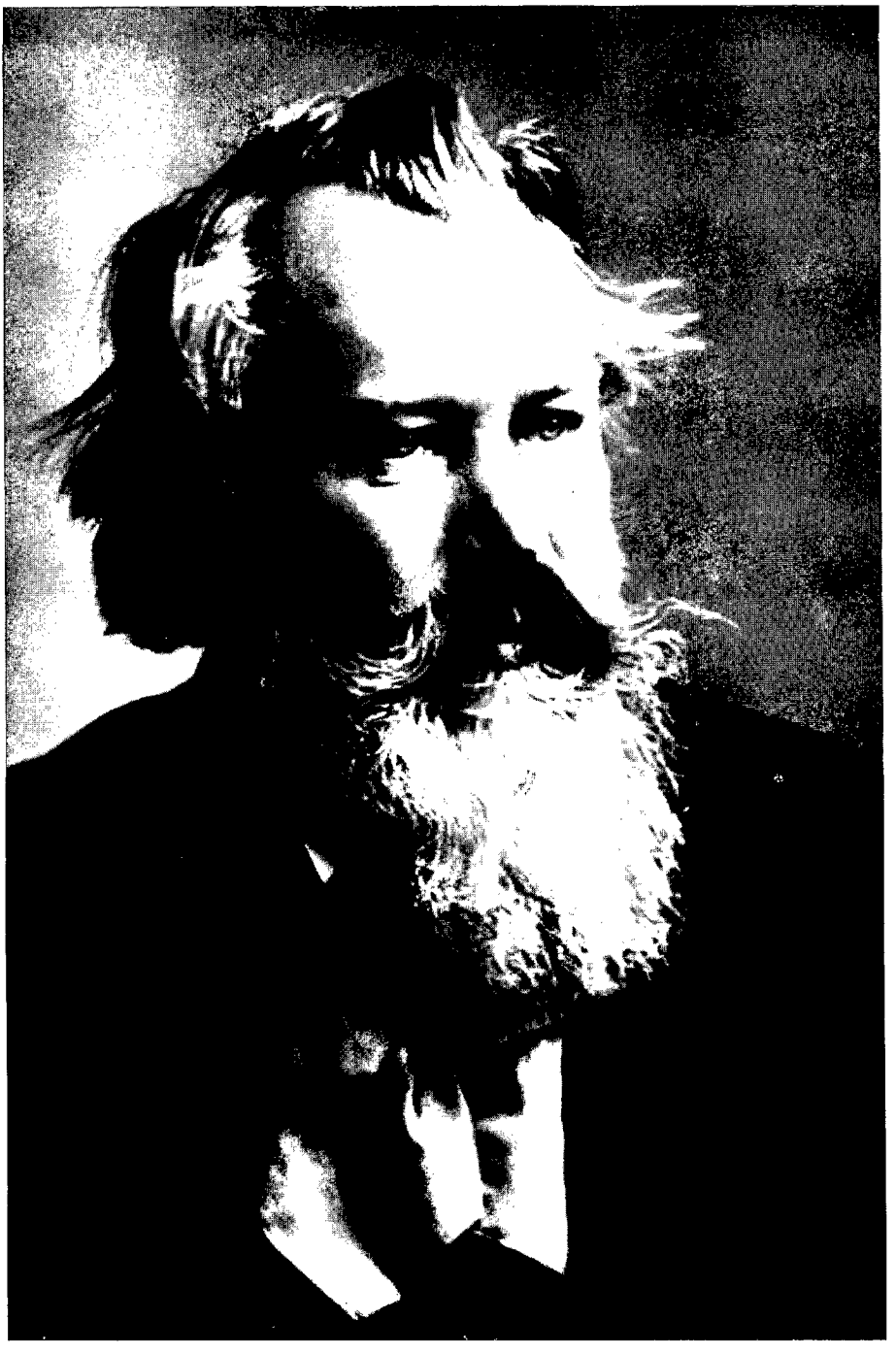
So trat er, eingeführt durch Joachims Empfehlung, im Herbst 1853 in das Düsseldorfer Heim Robert und Clara Schumanns. Man nahm ihn auf wie einen lang Erwarteten, und das persönliche Gefallen, das beide an ihm fanden, steigerte sich zu Bewunderung und Liebe, als Brahms seine Kompositionen spielte. Schumann erkannte sofort die Genialität des Gastes in ihrer ganzen Tragweite, und wenige Wochen später ließ er in Brendels (einst von ihm gegründeter) „Zeitschrift für Musik" seinen letzten Aufsatz: „Neue Bahnen" erscheinen, der Brahms' Namen in die weiteste Öffentlichkeit trug. Nach vierwöchigem, beseligendem Aufenthalt verließ der so Ausgezeichnete Düsseldorf mit einer hingebenden Verehrung für das Künstlerpaar Schumann im Herzen. Auch zu des Meisters Musik hatte er ja erst jetzt den Zugang gefunden, und als dieser ein halbes Jahr später seiner tragischen geistigen Erkrankung verfiel, besaß Clara in Brahms einen unermüdlich hilfreichen Freund fürs Leben.

Auf Schumanns dringenden Rat entschloß sich bald der Verlag Breitkopf und Härtel in Leipzig, einige Werke des jungen Hamburgers herauszugeben: die beiden Klaviersonaten op. 1 und 2, ein Heft Lieder und das Scherzo in es-moll. Leipzig war zu jener Zeit Deutschlands wichtigste Musikstadt, und auch hier fand Brahms bei einem längeren Besuch Freundschaft und bewundernde Anerkennung.

Die nächsten Jahre sehen ihn viel auf Reisen. Er lebt fast ständig im Umkreise Clara Schumanns. Denn aus der verehrungsvollen Neigung, die er der großen Pianistin entgegenbrachte, ist rasch eine leidenschaftliche Liebe zu der schönen, geistvollen, wenn auch vierzehn Jahre älteren Frau geworden. Aus Karl Geiringers Biographie, die sich auf zahlreiche unveröffentlichte Briefe stützt, wissen wir, daß diese Liebe nicht unerwidert blieb. Auch im Hamburger Elternhaus des Freundes verkehrt die gefeierte Künstlerin. Wir dürfen vermuten, daß nach dem Tode Robert Schumanns im Jahre 1856, der beide bis ins tiefste aufwühlt, der Gedanke einer ständigen Verbindung zwischen den Liebenden erwogen worden ist, und daß Brahms es war, der sich den Entschluß dazu nicht abringen konnte.

Kurz darauf nimmt er eine feste Anstellung als Klavierlehrer und Chormeister am Detmolder Fürstenhof an, die ihm neben auskömmlicher Bezahlung reichliche Urlaubsmonate sichert. Durch die praktische Verbindung mit Chor und Orchester wird er nun auch schöpferisch angeregt. Es entstehen die ersten wichtigen Werke für diese Besetzungen, eine Anzahl Chöre und die beiden Orchesterserenaden, Vorläufer der vier Sinfonien, deren Keime auch in diese Zeit zurückreichen. Das bedeutendste Werk jener Periode aber ist das d-moll-Konzert für Klavier und Orchester, dessen Erscheinen in der Öffentlichkeit, vor allem in Leipzig, so viel Befremden auslöste.

Die Sommermonate des Jahres 1858 verbringt er in Göttingen, inmitten junger heiterer Menschen. Zum zweitenmal liebt er und empfängt er Liebe. Agathe von Siebold, eine schöne, dunkelhaarige Professorentochter, nimmt sein junges Herz gefangen. Aber auch diesmal endet das Glück in schmerzlichem Verzicht.



Johannes Brahms

Brahms als Dirigent
Zeichnungen von Willy von Beckerath

„Reigen", Radierung aus dem Zyklus „Brahmsphantasie" von Max Klinger, 1894

Brahms kann und will die Verantwortung einer Ehe nicht auf sich nehmen, sei es, weil ihm die bürgerlich gesicherte Stellung fehlt, sei es, weil er fürchtet, seiner schöpferischen Tätigkeit Opfer bringen zu müssen.

Nun endet auch das Detmolder Intermezzo. Brahms geht für einige Zeit in seine Vaterstadt, wo er festen Fuß zu fassen hofft. Zwei stille, der Komposition gewidmete, nur gelegentlich von Reisen (vor allem nach Düsseldorf) unterbrochene Jahre zeigen ihn auf einem ersten Höhepunkt seiner Schaffenskraft. Unzählige Lieder, bedeutende Kammermusik wie die Klavierquartette in g-moll und A-dur, das B-dur-Sextett, Entwürfe zur Ersten Sinfonie, zum f-moll-Quintett, zum Requiem und den Händel-Variationen sind die reiche Ernte dieser Hamburger Zeit. Nebenher fand er Gelegenheit, mit einem von ihm gegründeten Frauenchor zu musizieren, und manches von den jungen Mädchen ist dem blonden Musiker auch menschlich nähergetreten.

Als Brahms im September 1862 ganz unerwartet nach Wien abreiste, geschah es in der Hoffnung, er werde von dort aus auf den frei gewordenen Posten eines Dirigenten der Hamburger Philharmonischen Konzerte berufen werden. Die vergangenen Jahre hatten ihm neben wechselnder Anerkennung zahlreiche Freundschaften und Beziehungen zu hervorragenden Personen gebracht. Zu Hector Berlioz, Anton Rubinstein und Eduard Hanslick war die Verbindung locker geblieben; doch echte Freundschaft fühlte er zu dem hervorragenden Sänger Julius Stockhausen, der bald der eifrigste Interpret seiner Lieder wurde, und zu Klaus Groth, dem er die Texte für einige der schönsten von diesen Liedern verdankte. Durch vielerlei äußere Umstände war der allem Parteienwesen so Abgeneigte zum Gegenpapst der „Neudeutschen" gestempelt worden. Die gleiche Brendelsche Zeitschrift, die Schumanns Fanfarenstoß veröffentlicht hatte, zeigte eine versteckt feindliche Haltung; sie war ja das Kampforgan der Liszтschule. Brahms tritt zum Überfluß all der heimlichen Gegnerschaft mit offnem Visier entgegen, indem er eine Erklärung mit unterzeichnet, die 1860 dem Ausschließlichkeitsanspruch der Zukunftsmusik Einhalt gebieten wollte, aber infolge ihrer ungeschickten Formulierung mehr Verwirrung als Klärung stiftete.

Nach Wien kam er mit der Bewunderung und ehrfürchtigen Neugier, die jeden Musiker vor der Stadt Haydns, Mozarts und Beethovens erfüllt. Es zog ihn aber auch aus anderen Gründen in diese Metropole, von der ihm Schumanns so viel vorgeschwärmt hatten. In Hamburg hatte er an einem reizvollen jungen Mädchen, Bertha Porubszky, der späteren Frau Faber, die Anmut des Wiener Volkscharakters und seiner Musik kennengelernt. Auch erhoffte er wohl ein Wiedersehen mit Luise Dustmann-Meyer, einer Sängerin der Wiener Hofoper, die ihm bei einem Musikfest in Köln durch ihre schöne Stimme und ihr liebenswürdiges Wesen nahegekommen war. Endlich mag die Neigung zu südlicher Heiterkeit, die Liebe zu österreichischer und ungarischer Volksmusik viel zu der Reise beigetragen haben.

Sie blieb nicht unerwidert. Wien nahm den norddeutschen Musiker mit offenen Armen auf. Brahms lernte in zahlreichen musikliebenden Häusern österreichische Gastlichkeit kennen. Vor allem aber schloß er sich dem Hofoperndirektor und Leiter der Philharmonischen Konzerte Otto Dessoff an, der, Norddeutscher wie er und dazu ein hervorragender Dirigent, sich für den Landsmann erwärmte und bald dessen A-dur-Serenade in seine Programme aufnahm. Starkes Interesse fand Brahms ferner bei dem Geiger Josef Hellmesberger, dessen Quartett damals in Wien führende Bedeutung hatte. In seinen Konzerten kam Brahms erstmalig als Komponist und Klavierspieler zu Wort, und zwar mit dem g-moll-Quartett. In selbstlos-geschäftiger Weise war endlich der Pianist Julius Epstein, einer seiner ältesten und anhänglichsten Bewunderer, um sein Fortkommen besorgt.

So wurde Brahms in Wien rasch bekannt. Mehr noch als den Schaffenden schätzte man vorerst den Interpreten, der in zwei eigenen Konzerten bleibende Eindrücke hinterließ. Nach Dessoffs Beispiel nahm auch Johann Herbeck in die Programme seiner „Gesellschaftskonzerte" eine der beiden Serenaden auf, die in der Öffentlichkeit günstiger beurteilt wurden als die sprödere Kammermusik.

Die Enttäuschung seiner Hoffnungen auf einen Hamburger Dirigentenposten, den statt seiner im März 1863 Julius Stockhausen bekam, mag Brahms innerlich noch mehr an Wien gebunden haben. So nimmt er die Chormeisterstellung an, die ihm die Wiener Singakademie bietet. Nun wird er zum Konkurrenten Herbecks, der den größeren und kapitalskräftigeren Singverein leitet. Nach anfänglichen Erfolgen erlebt Brahms als Chorleiter schwere Enttäuschungen, die ihn schon 1864 zum Rücktritt bestimmen. Doch auch dieses Jahr der Kämpfe bleibt nicht ohne Segen und Gunst; enger noch als bisher schließen sich Wiener Freunde wie der Musikhistoriker Gustav Nottebohm und der Gesanglehrer Dr. Josef Gänsbacher ihm an. Eduard Hanslick endlich, der mächtige Kritiker der „Neuen Freien Presse" und berühmte Ästhetiker, tritt ihm freundschaftlich nahe und wird sein eigentlicher kritischer Berater nach Schumann.

Die Bilder jener Epoche zeigen uns den dreißigjährigen Meister, den Komponisten der ersten großen Variationenwerke, der reifen Liedschöpfungen nach Platen und G. F. Daumer. Der stille „Kreisler junior" ist zum Mann erwachsen. Selbstbewußtsein und Kraft sprechen aus dem ernsten Antlitz. Es ist die Zeit, in der sich Brahms am meisten zum Getriebe der „großen Welt" hingezogen fühlt. Der elegante Weltbürger und Schopenhauerianer Carl Tausig, Klavierspieler von unerreichbarer Geschmeidigkeit, gehört zu seinem intimen Umgang. Die Sommermonate verbringt er in Baden-Baden inmitten des mondänen Trubels, häufiger Gast nicht nur im Hause Clara Schumanns, sondern auch bei der Sängerin Pauline Viardot-Garcia, bei der Politikerin und Wagnerhörigen Pianistin Marie von Muchanoff-Kalergi, bei Iwan Turgenjew, Rubinstein und gelegentlich sogar am grünen Tisch der Spielbank. Auch eine Wiener Leidenschaft muß er hier vergessen; Ottilie Hauer, die pikante junge Arzttochter, in die er sich

wieder einmal auf dem Umweg über ihre schöne Stimme verliebt hatte, war die Braut Dr. Edward Ebners geworden.

In diesen Jahren trat ihm Hermann Levi, der spätere Leiter der Bayreuther „Parsifal"-Aufführungen, näher, der schon 1861 eigens von Rotterdam nach Hamburg gekommen war, um Brahms kennenzulernen. Brahms benutzt häufige Besuche bei ihm in Karlsruhe, um nach Herzenslust gute Opernaufführungen zu hören. Damals begann auch ihn die Bühne zu locken, und nur das Fehlen eines geeigneten Textes vereitelte immer wieder den Wunsch, eine Oper zu schreiben, die ihm in Form und Stil oft bis in die Einzelheiten vorgeschwebt hat. Neben Levi ist es Julius Allgeyer, der Kupferstecher und Biograph Anselm Feuerbachs, der ihn immer wieder zu Karlsruher Aufenthalten anregt.

Durch Cornelius, Tausig und Levi war er inzwischen auf Richard Wagner aufmerksam geworden, der fast gleichzeitig mit ihm nach Wien gezogen war und in seiner seidengepolsterten Penzinger Villa an den „Meistersingern" arbeitete. Das Interesse der so wesensverschiedenen Künstler muß von beiden Seiten groß gewesen sein. Der Einfluß der „Tristan"-Klänge auf gewisse Brahmssche Werke jener Zeit, vor allem auf die „Rinaldo"-Kantate, ist offenbar. Wagner erfüllte sich den Wunsch, den jungen Norddeutschen kennenzulernen, den ihm so ergebene Freunde nachdrücklich empfahlen. So kam es zu dem historischen Penzinger Abend im Februar 1864: vor Wagner und wenigen Gästen spielt Brahms Bachsche und eigene Musik, die Wagners bewundernde Anerkennung findet. Erst viel später wird in das neutrale Verhältnis der beiden durch übereifrige Herolde jene Bitterkeit getragen, die aus mancher Seite der „Gesammelten Schriften" klingt und die übrigens Brahms, der zwanzig Jahre Jüngere, stets von hoher Achtung vor Wagner Erfüllte, niemals erwidert hat.

All dieser vielfältige Umgang lenkt ihn nicht von seinen künstlerischen Aufgaben ab. In steter Arbeit, planmäßig und voller Selbstkritik, reiht Brahms Werk an Werk: neben Klavierstücken und Liedern das G-dur-Sextett, die endgültige Fassung des f-moll-Quintetts, das Horntrio in Es-dur, die Cellosonate op. 38 und ein Heft vierhändige Walzer.

Dazwischen macht er, in kleinem Kreis und öffentlich, viel Kammermusik. Konzertreisen mit Joachim, Clara Schumann, Stockhausen und anderen führen durch Deutschland und die Schweiz. Hier findet er neue Freunde, den Dichter J. V. Widmann und den berühmten Chirurgen Theodor Billroth. Auch die Musiker Friedrich Hegar und Theodor Kirchner (durch den er später Gottfried Keller kennenlernt) treten in sein Gesichtsfeld.

1865 trifft ihn ein tiefer Schmerz: die Mutter, seit Jahren kränklich und hochbetagt, stirbt am 1. Februar. Damit ist die stärkste seelische Bindung an Hamburg zerrissen. Drei Jahre später enttäuscht die Vaterstadt seine Hoffnungen zum zweitenmal, indem sie nach Stockhausens Rücktritt statt Brahms Julius von Bernuth an die Spitze der Philharmonischen Konzerte beruft.

Indessen reift die Arbeit, deren innerer Plan ihm beim Ordnen des Schumannschen Nachlasses schon 1856 eingegeben wurde und deren dunkle Sphäre zehn Jahre später der Tod der Mutter wieder beschwört. Das „Deutsche Requiem", Brahms' größtes Vokalwerk und gleichsam eine Zusammenfassung seiner vielseitigen und in strengen Künsten erprobten Meisterschaft, bildet eine Fortsetzung der großen Linie deutsch-evangelischer Kirchenmusik. Das Erbe der Meister, auf denen Bach fußt, das Vermächtnis der nordischen Chor- und Orgelpolyphonie zu pflegen und mit den Erkenntnissen der Klassik und Romantik zu verbinden, hatte Brahms als hohes künstlerisches Ziel vorgeschwebt. In der weiten Form von sechs (später sieben) Sätzen für Chor, Orchester, Orgel und zwei Solostimmen, deren dichterisches Gerüst er sich selbst aus wunderbar abgestimmten Bibelworten baut, fand dieser Wunsch Erfüllung. Zwar trägt die Komposition, auch in der berühmten Orgelpunkt-Fuge auf D (3. Satz, „Der Gerechten Seelen"), alle Kennzeichen des Brahms-Stils und seiner fortgeschrittenen Harmonik, doch der religiöse Geist und das Formgewissen der altdeutschen Kirchenmusiker sprechen deutlich aus jeder Einzelheit.

Die unzulängliche Uraufführung (ohne Orgel!) der drei ersten Sätze in Wien unter Herbeck im Dezember 1867 fand scharfen Widerspruch beim Publikum, das die Fuge mit Zischen aufnahm. Nicht viel besser war das Echo in der Kritik, aus dem nur Hanslicks wohlwollende Besprechung sich abhob. Wenige Monate später fand die vollständige Wiedergabe der sechs Sätze im Bremer Dom unter Rheintaler so mächtige Zustimmung, daß sie kurz darauf wiederholt wurde. Nun erst entschloß sich Brahms, den jetzigen fünften Satz, das Sopransolo „Ihr habt nun Traurigkeit", nachzukomponieren. Seither hat sich das Werk seine beherrschende Stellung im Repertoire der großen Chorvereinigungen errungen. Heute wissen wir, daß es zu den Höhenleistungen deutscher Vokalmusik gehört, ein Trauer- und Trostlied, dessen Eindringlichkeit um so größer ist, als es — bei aller protestantischen Strenge und Keuschheit seiner Haltung — keinem bestimmten Ritus untergeordnet ist und sich daher an religiös Empfindende aller Konfessionen wendet.

Brahms lebt nun viel auf Reisen. Wien tauscht er einen ganzen Winter lang gegen Karlsruhe, längere Zeit verbringt er in Zürich und Winterthur (bei dem Verleger Rieter), manche Sommerwochen wieder in Baden-Baden, wo er in enge Verbindung mit dem Maler Anselm Feuerbach tritt. Es fehlt nicht an Menschen und Anregung, und auch bei den Konzertreisen, die ihn von Budapest bis Kopenhagen führen, findet er Anerkennung und Freundschaft. Noch einmal freilich zwingt ihn das Schicksal zum Verzicht: Julie Schumann, eine Tochter Claras, die er heimlich liebt, verlobt sich, nicht ahnend, wie schwer ihn die Nachricht trifft.

Aber schon jetzt tritt allmählich die äußere Lebensbahn gegen die innere zurück; ein merkwürdiger Zug, der Brahms' Biographie von der anderer Musiker seiner Zeit stark abhebt. Immer mehr beschränkt sich die weltliche Lebenshaltung auf das Notwendige, durch die Umstände Gebotene, ohne übrigens dabei zur Aszese

zu führen. Um so lebendiger gestaltet sich die produktive Tätigkeit, das „eigentliche Leben". Die zahlreichen Werke, vorwiegend vokaler Art, wie die „Rhapsodie" aus Goethes Harzreise, die Lieder op. 46 bis 49, der „Rinaldo", jene tristanisch gefärbte Kantate, endlich die „Liebeslieder" — all das gibt uns das Bild eines von Freuden und Leidenschaften heftig bewegten Innenlebens.

Zwei äußere Ereignisse prägen sich dem starken, männlichen Geist des fast Vierzigjährigen nachdrücklich ein: der Krieg 1870/71, dessen Schicksale er als fanatischer Patriot verfolgt und dessen Entscheidungstag, Sedan, ihn zur raschen Niederschrift des hymnischen „Triumphliedes" begeistert. Ein Jahr danach stirbt ihm der Vater, der als Witwer noch einmal eheliches Glück bei einer ebenfalls verwitweten Holsteinerin, der achtzehn Jahre jüngeren Karoline Schnack, gefunden hatte. Mit rührender Sohnesliebe hat Brahms dem alternden Vater die letzten Lebensjahre verschönt, und auch der Stiefmutter sowie deren Sohn aus erster Ehe hielt er diese kindlich-hilfreiche Familientreue, die ihn über den geheimen Schmerz trösten sollte, selbst ledig geblieben zu sein. Denn eine seltsame Scheu, unerklärlich bei so viel Männlichkeit und Selbstbewußtsein, nur aus dem unvergleichlichen Verantwortungsgefühl zu verstehen, das Brahms auszeichnet, tritt immer wieder seinen Eheabsichten in den Weg. So bleibt dieser gütige, treue Mensch, Inbegriff edler Bürgerlichkeit und aufopfernden Familiensinns, ein bescheidener „möblierter Herr", der noch als vermögender, weltberühmter Mann drei einfache Zimmer in der Wiener Karlsgasse bewohnt.

Brahms auf dem Wege zu seinem Stammlokal „Der Rote Igel" in Wien. Silhouette von Dr. Otto Böhler

1872 wurde Brahms in die Leitung der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde berufen, die er drei Jahre lang innehatte. Künstlerisch brachten ihm seine ernsten, aus klassischer und moderner Chor- und Orchestermusik gestalteten Programme große Erfolge, ohne daß es ihm gelang, als Dirigent die volle Gunst des Publikums zu finden. Um so mehr setzt sich nun in Wien seine Musik durch. Als Liederkomponist dringt Brahms immer tiefer in die musikliebenden Häuser, denen er vielfach auch freundschaftlich verbunden ist. Billroth vor allem, der geniale, nun in Wien lebende Arzt, der dem geistesverwandten Musiker innig nahesteht, wird zum eifrigen Apostel seiner Werke.

In diese Jahre fällt, neben der von zwei Streichquartetten op. 51, die Komposition eines bedeutenden Orchesterwerks: der bald so berühmten Haydn-Variationen op. 56. Die Variation war von Jugend auf Brahms' meisterlich beherrschte Domäne. Themen von Schumann (op. 9 und 23), Händel (op. 24), Paganini (op. 35) und anderen hatten ihn seine großartige Kunst der Abwandlung entwickeln gelehrt. Auf diesem Gebiet ist Brahms ein wahrhafter Neuerer; indem

er älteste vorklassische Methoden (Chaconne, Passacaglia) mit den Künsten der Beethovenschen und der romantischen Variation verbindet, rhythmische und harmonische Kühnheiten den strengsten Disziplinen der kontrapunktischen Musik dienstbar macht, stößt er in kompositorisches Neuland vor, auf dessen Boden ihm bis in die jüngste Zeit nur wenige, etwa Max Reger, zu folgen vermochten.

Die Haydn-Variationen aber, ursprünglich für Klavier geschrieben, haben noch eine tiefere Bedeutung, da sie die Schlüsselstellung zu Brahms' sinfonischem Werk einnehmen. Der ungeteilte Erfolg, den ihre Orchesterfassung bei allen Aufführungen fand, mag den Komponisten nicht wenig in seinen Sinfonieplänen bestärkt haben. Schon seit vielen Jahren nämlich lagen fertige Entwürfe, ja ganze Sätze einer Sinfonie in seinem Schreibtisch. Daß er immer gezögert hat, mit diesen Arbeiten hervorzutreten, hat vielleicht seinen Grund in der allzu verpflichtenden Wendung des Schumannschen Begrüßungsartikels von 1853: „Wenn er seinen Zauberstab dahin senken wird, wo ihm die Mächte der Massen, in Chor und Orchester, ihre Kräfte leihen, so stehen uns noch wunderbare Blicke in die Geisterwelt bevor. Möchte ihn der höchste Genius dazu stärken" usw. Endlich aber, 1876, fiel die Hemmung, und mit der beendeten c-moll-Sinfonie stellt der Schöpfer des „Deutschen Requiems" sich als wahrhaften Erben Beethovens vor. Das schwere, ernste Werk versagt sich jeder oberflächlichen Annäherung auch heute; zu seiner Zeit konnten nur wenige sich mit ihm befreunden. Zu diesen aber gehörte Hans von Bülow, der nun ein begeisterter Vorkämpfer Brahmsscher Kunst wurde, ohne dabei Wagner die Treue zu brechen.

Schon das nächste Jahr, 1877, gibt die Fortsetzung des sinfonischen Schaffens; in einem einzigen Sommer schreibt Brahms die D-dur-Sinfonie, dieses heitere, liebliche Werk, das sofort gefiel. Auch in der Produktion der nächsten Jahre und Jahrzehnte nehmen die Orchesterwerke einen breiten Raum ein: 1879 wird das Violinkonzert op. 77 beendet, wie die Erste Sinfonie eine Arbeit von schwer zugänglicher geistiger Höhe. Lebensvoller und heiterer zeigt sich das große B-dur-Klavierkonzert, das, 1882 abgeschlossen, von Budapest, Meiningen, Stuttgart aus durch den Komponisten selbst zum Erfolg geführt wird.

Nun nähert sich Brahms den Fünfzigern. Sein Ruhm hat längst die Welt erobert. Seit 1874 ist er Ritter des Bayerischen Maximiliansordens und Mitglied der Preußischen Akademie der Künste. Nach Cambridge hat Breslau 1879 den „artis musicae severioris in Germania nunc princeps" (ersten lebenden Meister strengerer Musik in Deutschland) zum Doktor ernannt; zum Dank schreibt und widmet er der Philosophischen Fakultät die launige „Akademische Festouvertüre". In Wien ist er vollkommen heimisch. Von allen Reisen, die ihn nun oft in geliebte Landschaften (Italien, Schweiz, Semmering, Ischl, Pörtschach) führen, kehrt er immer neu entzückt in die Kaiserstadt und ihre schöne Umgebung zurück. Man sieht ihn täglich, etwas nachlässig gekleidet, aus seinem bescheidenen Heim in das Gasthaus zum „Roten Igel" gehen, wo er mit Freunden das Mittagessen

einnimmt und auch viele Abendstunden beim Wein verbringt. Er hat manche Absonderlichkeit. Die Haushälterin, Cölestine Truxa, weiß ein Lied davon zu singen. Unter die Schränke wirft er Zigarrenreste, auf den Möbeln läßt er Geld, um Reinlichkeit und Ehrlichkeit seiner Bedienung zu prüfen. Seine Hosen zieht er bis zu den Knöcheln hinauf, und als man den Schneider beredet hat, sie immer länger zu machen, nimmt er schließlich die Papierschere und schneidet sie ab. Auch im Umgang mit Menschen ist er schwierig. Ein unvorsichtiges Wort, vor allem aus Schmeichlermund, kann ihn verstimmen. Berühmt ist seine Grobheit, geflügelt das Abschiedswort: „Sollte jemand hier sein, den ich nicht beleidigt habe, so bitte ich das zu verzeihen", noch kennzeichnender aber die Bemerkung, mit der er einen jungen, schwadronierenden Geiger vernichtet: „Mehr Fingerübungen, junger Mann, und weniger Phrasen!" Über sein Werk und sein Innenleben zu reden wird ihm immer unmöglicher. Aus dem hellen Knabenorgan ist eine starke, trockene Männerstimme geworden, die nur das Nötige sagt, zwischen zwei Zügen aus der unentbehrlichen Zigarre, oft in seltsam verklausulierter Form, gern in einem Witz den eigenen Ernst verhüllend. Wie Händel, den er verehrt, ist auch Brahms insgeheim von rührender Gutherzigkeit. Er hilft, wo er es nur für angebracht hält, oft anonym, manchmal mit beispielloser Großzügigkeit enorme Summen verschenkend. Anton Dvořak, dem jungen böhmischen Musiker, den er als Berater eines Stipendien-Ausschusses unablässig fördert, verschafft er nicht nur Verlag seiner Werke bei Simrock, er liest ihm auch Korrekturen und bietet ihm wiederholt sein Vermögen zu beliebigem Gebrauch. Dabei ist er ein guter Kaufmann, der für seine Arbeiten bedeutende Honorare erreicht. Zum engeren Freundeskreis sind nun noch Bülow und der Walzerkönig Johann Strauß hinzugekommen. Später schließt sich der Alternde besonders der Familie des Fabrikanten Dr. Fellinger an, dessen musikliebendes Haus ihm bis in die letzten Lebenstage offensteht. Seit den achtziger Jahren hat sich auch Brahms' äußere Erscheinung verändert; er trägt nun jenen kräftigen Vollbart, der ihm den väterlich-gütigen Ausdruck gibt, und so hat gerade Frau Dr. Fellinger in zahlreichen prachtvoll lebendigen Photographien sein Bild festgehalten.

Mit seinem Ruhm ist die Erbitterung der Gegner gewachsen. Man sieht in ihm den Feind Wagners, besonders seit dieser in den Bayreuther Blättern die Kampagne gegen den „hölzernen Johannes" eröffnet hat. In Wien beginnt man Anton Bruckner gegen ihn auszuspielen, und der geniale Liederkomponist Hugo Wolf überschüttet Brahms mit gehässigen Kritiken im „Salonblatt". Um all das kümmert sich der Getroffene kaum. Seine Achtung vor Wagners Kunst ist unerschütterlich, und nach dem Tod des Meisters schickt er einen Kranz nach Bayreuth.

In seiner Wohnung häuft er an, was seine wenigen Liebhabereien ihm zutragen: Handschriften berühmter Musiker (eine Anzahl Schubertscher ist darunter), viele Noten, sehr viele Bücher. Die Lyrik fast der gesamten Weltliteratur ist reich vertreten; denn stets sucht er nach neuen Gedichten, um immer wieder zu seinen

Lieblingen zurückzukehren, zu Goethe, Eichendorff, Klaus Groth und zu Daumer, den er berühmt macht. Daneben aber liegen historische, philosophische, politische Bücher, Bismarcks von ihm vergötterte Reden, moderne Romane bis zu Zola, die Mappen Max Klingerscher Radierungen, von denen er so viele angeregt hat.

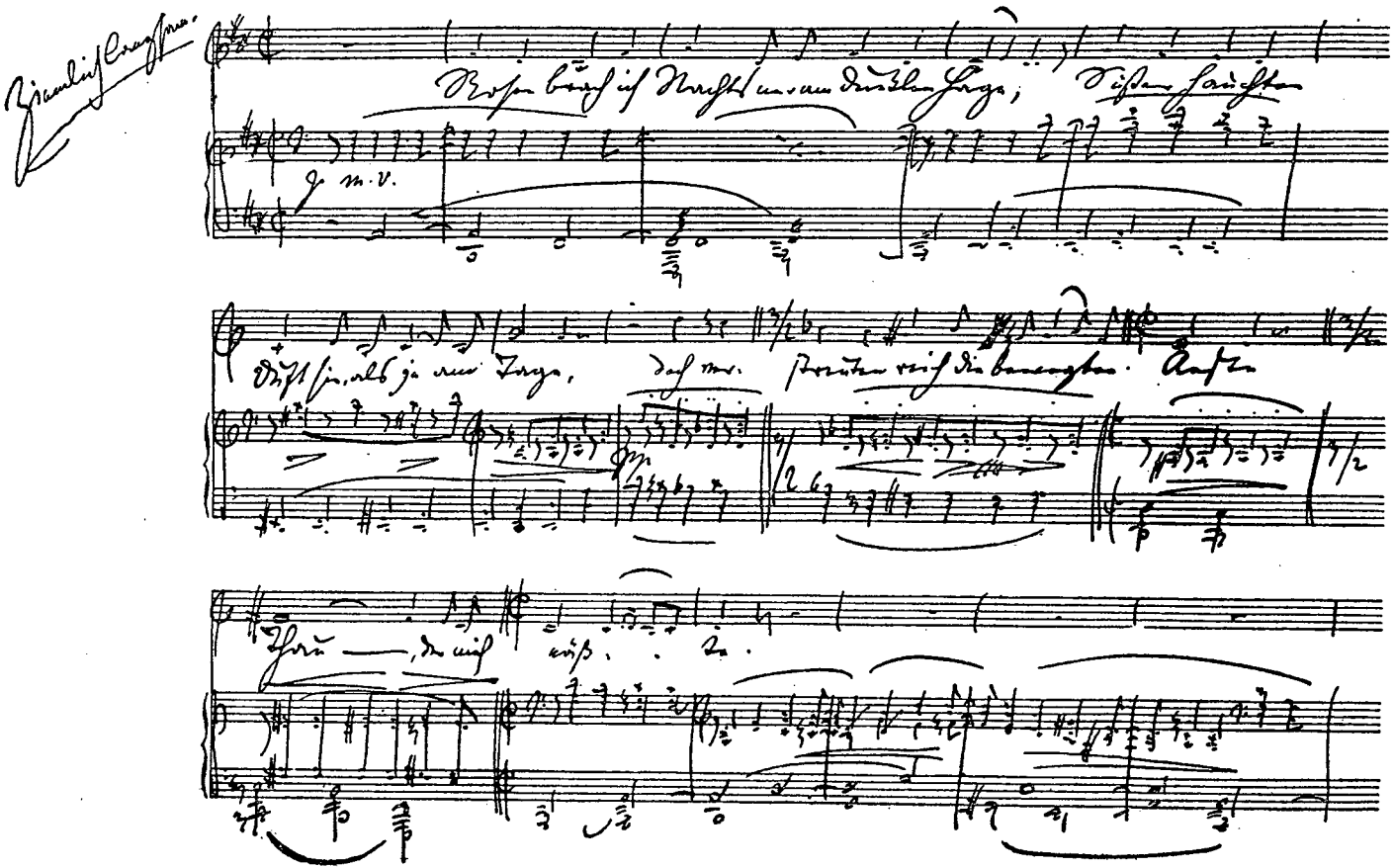
Wieder entstehen, 1883 und 1884, zwei Sinfonien hintereinander. Die Dritte in F-dur, heroischen Charakters und dennoch unendlich zart, vor allem in den Mittelsätzen, wird bei einem Besuch in Wiesbaden vollendet. Man vermutet, daß Brahms in ihr die Skizzen zu einer Faust-Musik verarbeitet hat. Schon die Uraufführung in Wien unter Hans Richter war ein glänzender Erfolg, dem sich weitere anschließen, so daß das Werk fortan zu seinen populärsten gehört.

Dunkler war das Schicksal der Vierten, die seine letzte bleiben sollte. Selbst Freunden wie Clara Schumann und dem Ehepaar von Herzogenberg war ihr Geist und ihr Aufbau, etwa die Chaconne, die die Stelle des Finales einnimmt, fremd. Bülow ist es, der am brahmsbegeisterten Meininger Hof die Uraufführung leitet, aber ihr freundlicher Erfolg will sich nicht wiederholen. Erst spät hat die Welt in dem Werk die Krönung Brahmsschen Orchesterschaffens erkannt und gerade die Schluß-Chaconne als Meisterstück seiner Variationenkunst lieben gelernt.

Von hier an datieren wir den Stil des „späten Brahms", der reifen Alterswerke. Die Violinsonaten in D und A, das Doppelkonzert für Violine, Cello und Orchester, die einzigartigen Klarinett-Kompositionen (Trio op. 114, Quintett op. 115 und zwei Sonaten, sämtlich durch den Meininger Kammermusiker Mühlfeld angeregt), dazu eine Reihe meisterhafter, von Herbstklang getragener Klavierstücke und Lieder sind seine wichtigsten Denkmale. In Formen von beispielloser Prägnanz ergießt sich hier die Brahmssche Tonsprache mit ihren historischen Eigentümlichkeiten. Im Gegensatz zu den Neudeutschen, die von der Tonart fort zur Chromatik streben, findet er, ebenfalls von Dur und Moll fort, zurück zu den alten Kirchentönen. Aus den geheimsten Wendungen des Themas, das beim ersten Auftreten oft unscheinbar wirkt, entwickelt sich eine pflanzenhafte Mannigfaltigkeit des Wachsens und Verästelns. Durch rhythmische Verschiebung und Synkope wird der Fluß des Geschehens lebendig erhalten. Vollgriffige Harmonik und kontrapunktische Anschauung verbinden sich zu einer Dichte des Stimmgewebes, bei dem auch die verborgenste Mittelstimme kritischer Betrachtung standhält. Hierin und in der zwanglosen Einführung kanonischer und fugaler Mittel erhebt sich Brahms zu beispielloser Vollkommenheit des Handwerklichen.

Diese Neigung zu immer größerer Vervollkommnung und Atomisierung der Kunstfertigkeit, eine echt deutsche Musikerneigung, findet ihr Gegengewicht in tiefer Liebe zu allem Volkstümlichen. Immer wieder, wie schon im Andante der Sonate op. 1, greift Brahms auf die unversiegliche Quelle des Volkslieds zurück, der er auch die Texte zu mehr als fünfzig eigenen Melodien verdankt. Die „Siebenmal sieben Volksweisen", die er gesammelt und mit wunderbarer Einfühlung

Brahms am Flügel
Aquarell von Willy von Beckerath, 1911. Hamburg, im Besitz des Künstlers



Brahms' eigenhändige Niederschrift der „Sapphischen Ode" (op. 94, Nr. 4), 1884

harmonisiert und für Klavier gesetzt hat, bezeugen seine tiefe Verbundenheit mit dem Heimatboden. Erst 1894 läßt er sie erscheinen, nicht ohne polemische Absicht gegen die damals von Böhme neu aufgelegten „philiströsen" Volksliederbücher von Erk.

Die letzten zehn Jahre vergehen in ruhigem Wandel eines arbeitsreichen, von Erfolg und Freundschaft verklärten Lebens. Bülow verbreitet mit dem Meininger Orchester durch herrliche Aufführungen seinen Ruhm und die Devise „Bach, Beethoven und Brahms". Die schönen Sängerinnen Hermine Spies und Alice Barbi, denen noch einmal sein liebebedürftiges Herz zufliegt, feiern Triumphe als Interpretinnen seiner Lieder. 1886 empfängt er den Orden pour le mérite als höchste preußische Ehrung, drei Jahre später huldigt ihm, etwas spät, die Vaterstadt Hamburg mit dem Ehrenbürgerbrief. Der gemeinsame Besitz des Pour le mérite führt ihn mit Adolf Menzel zusammen, der in dem Jüngeren viel Verwandtes entdeckt und nun halbe Tage mit ihm verbringt, schlemmend, trinkend und begeistert über die Hohenzollern redend.

Mit lebendigstem Interesse verfolgt der bald Sechzigjährige alle neuen Strömungen in Kunst und Wissenschaft. Die modernen Erfindungen fesseln ihn; lange beschäftigt er sich mit Edisons Phonographen, und beglückt nimmt er von Fellingers die Elektrisizierung der Lampen in seiner Wohnung als Geschenk an. Auch die Strömungen der jungen nordischen Kunst wecken seine Anteilnahme. Gerade er, von den Neudeutschen als Reaktionär verpönt, begleitet seit 1889 den Aufstieg des Naturalismus Ibsens und Hauptmanns, denen sich der fortschrittliche Bayreuther Kreis verschließt. Auch die Anfänge Richard Strauß', Max Regers und vor allem Ferruccio Busonis überblickt und fördert er.

Um die Sechzig verliert er zwei seiner nächsten Freunde. 1894 stirbt Hans von Bülow, bald darauf Theodor Billroth. Nur wenige aus dem alten Kreis sind noch um ihn. Von Joachim hat ihn vieles, nicht zuletzt dessen ungerechtes Verhalten gegen seine Frau, entfremdet; die Freundschaft zu Clara Schumann hat schwere Erschütterungen durchgemacht. Doch findet er zu ihr zurück, und so trifft ihn 1896 ihr Tod als harter Schlag. Fast zur gleichen Zeit beendet er sein letztes Vokalwerk, die „Vier ernsten Gesänge".

Dann beginnt die Krankheit. Von einer Karlsbader Kur hat er keine Besserung seines Zustandes mitgebracht. Die Freunde erkennen ihn kaum, so sehr sind Haltung, Gesichtsfarbe, Wesen verändert. Zum Schaffen fehlt alle Kraft. Noch erlebt er einen letzten Triumph mit der begeisterten Aufnahme seiner „Vierten" in Wien. Die treuesten Freunde sind aufopfernd um ihn bemüht: Fellingers, Fabers, Miller-Aichholz', Mandyczewsky, Pohl und die Haushälterin Truxa. Aber Brahms ist nicht zu retten. Das Leiden, nicht Gelbsucht, wie er vermutet, sondern Leberkrebs, vom Vater ererbt, macht rasche Fortschritte. Ende März 1897 legt sich der Todkranke hin. Am 3. April schließt er die Augen.

Sein Werk aber bleibt. Mag immer sein Wesen manchem als pessimistisch, vergrübelt, negativ und lichtarm gelten, dies Werk ist die mächtige, eindrucksvolle

Arbeitsleistung eines Mannes, der gesandt war, die Urformen zu erhalten, indem er sie verjüngte. In einer Zeit, die durch Übersteigerung des Ausdrucks die Eigenkräfte der Musik unterdrückte, schuf er eine keusche, zurückhaltende, nur im Wachstum innerster Form- und Seelentriebe begreifbare Kunst. Der überragenden Idee des Wagnerschen Musikdramas setzte er die klassische, in sich selbst ruhende Welt seiner Sinfonik, seiner Variation, seiner Kammermusik entgegen. Aus der Arena hat er die Musik ins Haus zurückgeleitet. Das Lied der deutschen Romantik wußte er als einziger neben Hugo Wolf weiterzuentwickeln, der Klavierstil verdankt ihm entscheidende Neuerungen und Werke größten Formats. In der Chormusik endlich zieht er die Linie der deutschen Klassik und Vorklassik beispielhaft weiter.

So ist dieser große Niederdeutsche in seiner Musik ein Geist der Erhaltung, der reinen Kunstliebe und des kulturellen Gewissens, im Leben ein Beispiel edler Selbstzucht, gütiger Männlichkeit, selbstloser Freundschaft, als Persönlichkeit ein Urbild nordischen Meistertums, vor dem sich die Nachwelt in Dank und Ehrfurcht beugt.

Friedrich von Bodelschwingh

1831—1910

Von

Georg Merz

Nach Martin Luther haben nur wenige Männer der evangelischen Kirche die Liebe des deutschen Volkes gefunden: Paul Gerhardt, Johann Sebastian Bach, Friedrich von Bodelschwingh. Paul Gerhardt durch seine Lieder, Johann Sebastian Bach durch seine Klänge, Bodelschwingh durch die Werke der Liebe, durch die er aufrief zum anbetenden Dank gegen den Gott, dessen Wort uns Weisung für unseren Wandel und Verheißung für unsere Zukunft gibt.

Wie in Martin Luther, Paul Gerhardt, Johann Sebastian Bach, so lebte auch in Friedrich von Bodelschwingh die Landschaft, aus der er erwuchs. Er war ein westfälischer Landedelmann, durch jahrhundertalte Überlieferung erzogen zum ritterlichen Dienst. Die Bodelschwingh, die ihren Namen von einer Wasserburg in der Nähe von Dortmund haben, gehören zum Uradel der Grafschaft Mark und sind versippt mit den alten adeligen Familien des Landes. Die Familie, der Bodelschwingh entstammte, hat nicht nur der Heimat gedient, sie hat auch dem wehrhaften Adel des Ostens Ordensritter und Hochmeister gestellt. Mit dem Vater Bodelschwinghs und mit seinem Onkel trat das Geschlecht der Bodelschwingh auf Velmede in die politische Geschichte Preußens ein. Ernst und Karl von Bodelschwingh dienten Friedrich Wilhelm IV. als Minister. Ernst von Bodelschwingh war der Berater des Königs in den bösen Märztagen des Jahres 1848, ein treuer Vasall seines Herrn, in dem revolutionären Berlin freilich ein Fremdling. Er trug in sich den Adel seiner Landschaft und die Würde einer frühen und freien Entscheidung. Ein halber Knabe, war er 1813 als Freiwilliger zu den Waffen geeilt; den mahnenden Worten, sein Erbe in dem damals napoleonischen Westfalen nicht zu gefährden, hielt er das Wort entgegen: „Was ist eine Handvoll Erde gegen mein Vaterland!“ Nun erschien der Freiheitskämpfer von 1813, der in der Kammer der Abgeordneten die Rechte des Staates und die Ehre seines Königs zu vertreten hatte, den Liberalen zu feudal, seinen Standesgenossen zu freisinnig. Aber sein von jedem Prunke freies, schier übertrieben einfaches Auftreten, seine beherrschte Rede und seine von ursprünglicher Kraft zeugende Treuherzigkeit geboten selbst dort Achtung, wo man sie ihm gern verweigert hätte. „So mag Adam im Paradies ausgesehen haben“, soll damals der General von Gerlach von diesem Edelmann gesagt haben.

Die Erinnerung an diesen Vater und seine Geschichte hat Bodelschwingh durch sein ganzes Leben begleitet. Der Freiheitskampf von 1813 blieb ihm lebendig

als die gebotene Pflicht eines vergewaltigten Volkes gegen einen Willkürherrscher; in der Person Napoleons war ihm der menschenverachtende, gegen Gottes Gesetz streitende Trotz verkörpert, der herrschen will und nicht zu dienen vermag. Zu dem Erbe des Vaters kam der Einfluß der Mutter. Charlotte von Diest entstammte einer um des evangelischen Glaubens willen aus den Niederlanden ausgewanderten Adelsfamilie. Am Niederrhein dienten die Diest den Hohenzollern als Offiziere und Beamte. Als Frau des jungen Landrats von Bodelschwingh in Tecklenburg wandte Charlotte von Diest sich früh der „Erweckung" zu. Nach der Familienüberlieferung las sie Sonntag, den 6. März 1831, während ihr Mann und die Kinder bei einem erweckten Prediger in der Nähe des Städtchens zum Gottesdienst waren, in dem damals ganz neuen, von dem wiedererstandenen Geist der Bibel zeugenden Predigtbuch des schwäbischen Pfarrers Ludwig Hofacker. Am Abend des gleichen Tages gebar sie ihr sechstes Kind, Friedrich von Bodelschwingh.

Bodelschwingh hat das Erbe, das er so überkommen hat, in seinem langen Leben geachtet und es sich in ganz besonderer Weise als persönlichen Besitz angeeignet. Vater und Mutter waren seine entscheidenden Erzieher. In Köln, Trier, Koblenz, wo der Vater als Rat, Präsident und Oberpräsident der preußischen Regierung diente, und in Berlin, wohin er als Minister berufen wurde, wuchs er heran. Er lernte das katholische Rheinland kennen und erlebte in dem Berlin der vierziger Jahre den Kampf und den Widerstreit der nationalen und radikalen Strömungen. Am Joachimsthaler und am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium nahm er willig und gern die klassische Bildung in sich auf und fühlte sich im besonderen angesprochen von der neuerwachten nationalen Dichtung. Aber auch die Problematik der in Anarchie und Kommunismus entarteten idealistischen Philosophie blieb ihm nicht fremd. Der gleiche Knabe, der dem Prinzen Friedrich, dem späteren Kaiser, als Spielgefährte zugeordnet war, erörterte in langen und bewegten Gesprächen mit seinen Mitschülern die Angriffe gegen die christliche Lehre und die Dogmen der Theologie und der Politik. Zweifel und Anfechtung blieben ihm nicht fremd; er trug auch nicht das Bedürfnis in sich, sich trotzig und abwehrend zu flüchten. Er wollte nicht fliehen, sondern überwinden, sich nicht selbst seine Welt bauen, sondern sich sein Leben schenken lassen, nicht für sich seinen Weg gehen, sondern die sittliche Not und die geistige Anfechtung seiner Freunde mitleiden. Dies ließ ihn zunächst schwankend erscheinen. Er fand schwer den Weg zu einem Studium, das ihn zu einem befriedigenden Beruf zu führen versprach. Angewidert von dem demagogischen Treiben der Oberklasse des Dortmunder Gymnasiums, das er nach dem Rücktritt des Vaters besuchte, hatte er wenig Lust, sich jetzt einem Amt im Staate zu widmen. Es schien nicht mehr das Preußen zu sein, das er liebte. Das Bergfach aber, dem er sich zunächst zuwenden wollte, befriedigte ihn nicht. In diesem Schwanken entschied eine schwere Lungenentzündung, die er sich als Gardegrenadier bei einer Manöverübung zuzog, über sein Leben.

Er nahm die Krankheit als einen Ruf, die Großstadt zu verlassen und Landwirt zu werden. Als ihm der Vater klarmachte, daß er sich später kaum ein Gut werde kaufen können, sagte der Sohn: „Was ich werden möchte, ist ein guter Verwalter." Verwalter über Güter im Dienst der anderen, das ist Bodelschwingh auch geworden, in anderer Weise freilich, als man damals annahm.

Auf dem pommerschen Gut Gramenz erwarb er sich zunächst die Kenntnisse und Fähigkeiten, die ihm später die Möglichkeit gaben, seine Anstalten in einer Weise anzulegen und zu bewirtschaften, wie es seit den Zeiten der Zisterzienseräbte innerhalb der deutschen Kirche nicht mehr geschehen war. Er lernte dort aber auch die harten Unterschiede zwischen Herr und Knecht kennen und empfing Anregungen, die später in seinen großen Siedlungsplänen fruchtbar wurden. Vor allem aber fand er auf eigenartige Weise den Weg zum Studium der Theologie. Einfache Leute gaben ihm die Gemeinschaft des Glaubens, die ihm der Umgang mit seinen Standesgenossen und mit seinen Arbeitsgefährten nicht gewähren konnte. Dort erhielt er auch immer neue Anregung, unter den Arbeitern des Gutes Schriften zu verteilen, wie sie aus dem Kreise der erweckten Gemeinden im ganzen Reich verschickt wurden. Eines dieser Missionstraktätchen berichtete von dem Schicksal eines Chinesen, der das Evangelium kennenlernte und nun mit Leidenschaft in seine Heimat zurückdrängte, um den Seinen das Evangelium zu predigen. „Tschin, der Chinesenknabe" wurde Bodelschwingh zum unüberhörbaren Mahner, sich für die Predigt des Evangeliums zur Verfügung zu halten. Als bald darauf auf einem der ländlichen Missionsfeste der Festprediger seine Predigt mit der Frage schloß, ob denn nicht auch unter der Gemeinde einer wäre, der sich für den Dienst des Herrn zur Verfügung halten wolle, da jauchzte es in Bodelschwingh: „Ja, ja, ich will gern kommen!" Er nahm noch an der Erntearbeit teil und verließ dann im Herbst 1854 Pommern, um in Basel Theologie zu studieren und sich für den Beruf eines Missionars zu rüsten. Durch den Dienst, den ihm einfache Männer der Gemeinde auf seinem Wege zu seinem eigentlichen Lebensberuf geleistet hatten, war ihm für alle Zeiten eindrücklich geworden, daß das Wesen der Kirche sich nicht in äußeren Einrichtungen und nicht in gesetzlichen Ordnungen erschöpfen könne. Ebenso war es für sein ganzes späteres Wirken von entscheidender Bedeutung, daß er auf einem Umwege Theologe geworden war und daß er es geworden war in der Absicht, ganz unmittelbar der Mission zu dienen. An den theologischen Problemen an sich lag ihm wenig und noch weniger an einer Stellung in der Welt. Er hatte sich einfach für den Ruf Christi entschieden.

Theologe wurde Bodelschwingh durch die Lehre, die er in Basel empfing, Pastor durch den Dienst, den er den deutschen Protestanten in Paris leisten durfte. Er wurde aus seiner Heimat herausgenommen, um von außen her das deutsche Volk und die Aufgabe der Kirche in ihr zu sehen.

Basel war damals noch mehr als heute eine alemannische Stadt, aber sie war zugleich die Stadt der Mission, die die Gemeinde der Frommen in Schwaben mit

Afrika, Indien, China verband. An das „Missionshaus", das ebenso wie sein Elternhaus von der süddeutschen Erweckung bestimmt war, wußte sich denn auch Bodelschwingh zunächst gewiesen. Auch die Lehrer der Universität, vor allem der von Bodelschwingh verehrte Theologe Auberlen, standen weithin unter der Macht eines an der Schrift genährten und vom Wort der Schrift gebändigten Denkens. Theologisches Denken bedeutete hier Besinnung auf das Reich Gottes, auf die Herrschaft des kommenden Christus. In seinem Kommen allein findet die Welt ihr Ziel; nichts Weltliches aber kann dies Kommen vorbereiten. Diese Theologie gab Bodelschwingh die Kraft, auch als Theologe das zu bezeugen, was ihm vom Elternhause und von seinen pommerschen Freunden her Gewißheit geworden war, die Botschaft der Welt Gottes, die als eigentliche Wirklichkeit das wahre Leben schenkt und die allein unserem Leben in der Welt Kraft und Halt gibt. Die Gewißheit, auch als theologischer Denker in diesem Glauben beharren zu dürfen, brachte aber noch nicht die ruhige Sicherheit gegenüber den Problemen der Zeit mit sich. Es gehörte zum Schmerz des begierig nach Erkenntnis verlangenden Studenten, daß auf den deutschen Universitäten zwar die Zweifel der Kritik gestärkt wurden, daß aber die Lehrer nicht genügend dagegen zu wappnen vermochten. Weder in Erlangen, wo der große Schrifttheologe Hofmann auf ihn Einfluß bekam, noch in Berlin, wo er ebenso dem Führer der Orthodoxie, seinem westfälischen Landsmann Hengstenberg, nähertrat, wie dem Kirchenvater der Union, dem Vermittlungstheologen K. J. Nitzsch, fühlte er sich wirklich befriedigt. Er war als Theologe nicht fertig, als er die Universität verließ. Er wollte die wissenschaftlichen Fragen nicht einfach hinter sich werfen, aber er konnte auch nicht der theologischen Wissenschaft das Verdienst zuerkennen, daß sie den evangelischen Prediger so zurüste, wie es das Amt in der Gemeinde fordere. Mehr als der Unterricht seiner Professoren gab ihm die Begegnung mit zwei merkwürdigen Landpfarrern, die er von Erlangen aus besuchte. Wilhelm Loehe im fränkischen Neuendettelsau wurde ihm zum „Klassiker" unter den Männern des Wortes. Seiner Ordnung in Diakonie und Liturgie ist er später willig gefolgt. Christoph Blumhardt im schwäbischen Bad Boll wurde ihm zum persönlichen Seelsorger, sein damals einsam ragendes Zeugnis von der Hoffnung auf Christi Wiederkunft bestärkte ihn in der in Basel empfangenen Erkenntnis. Aber Pastor, „Hirte" einer Gemeinde wurde er durch den Dienst in Paris.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren unzählige deutsche Familien, vor allem aus dem Hessenlande, auf der Flucht vor der sicheren Verarmung nach Paris gezogen, um dort bei bescheidenen Diensten kärgliches Auskommen zu suchen; sie fanden es vornehmlich als Gassenkehrer. Die Gefahr, daß sie oder zum mindesten ihre Kinder von der Großstadt verschlungen würden, war groß. Aus der Sorge um diese Gefahr erwuchs unter diesen aus ihrer Heimat weggedrängten Gassenkehrern und Lumpensammlern das Verlangen, ihrer deutschen Sprache und ihrem evangelischen Glauben treu bleiben zu dürfen. Bodelschwingh,

als Hilfsprediger in den Dienst der dortigen deutschen Gemeinde Augsburgischer Konfession gestellt, wußte seine Aufgabe, eine Gemeinde zu sammeln, in großartiger Weise zu erfüllen. Mit zwei Kindern, die er auf der Straße aufgelesen hatte, begann er den Bau seiner Gemeinde; in der Errichtung eines Kirchleins „auf dem Hügel" in dem Stadtteil La Villette fand sie ihren Mittelpunkt. Von neuem wurde ihm dabei bewußt, daß das eigentlich wichtige Geschehen auf Erden immer bei dem Kleinen und bei dem Nächstliegenden beginnen muß. Er diente seiner Gemeinde mit leidenschaftlicher Hingabe. Aber er ging nicht in ihr auf. Er sah auch sie hineingestellt in ein größeres Werk. Er hat in der Pariser Zeit nicht nur engen Umgang gepflegt mit den Missionaren, die gelegentlich durch Paris kamen, er hat sich auch mit besonderer Anteilnahme in das Leben und Wirken, Denken und Dichten des Mannes versenkt, der im achtzehnten Jahrhundert eine ähnliche Aufgabe zu erfüllen hatte, wie sie ihm bald gestellt wurde; er lernte Zinzendorf kennen und in besonderer Weise lieben. Es war freilich nicht der Zinzendorf der empfindsamen Jesus-Mystik, der ihn anzog, ihm taten es seine streitbaren Reich-Gottes-Lieder an. Der Lumpensammler- und Gassenkehrerpastor, wie er sich gern nannte, erkannte in der fernen Stadt Paris, losgelöst vom heimischen Boden, aber an Menschen gewiesen, die ihren heimatlichen Boden liebten und die in der Ferne mit den Worten ihrer Muttersprache ihren Gott loben und preisen wollten, die Wahrheit, daß eine Gemeinde Jesu Christi nur so weit Gemeinde Jesu Christi ist, als sie sich als Pilger- und Kämpfergemeinde weiß. Daß er in die lutherische Gottesdienstordnung von Wilhelm Loehe die Predigt von der Hoffnung und von der Vergebung, wie sie Blumhardt ihm groß gemacht hatte, hineinstellte und die Gemeinde, die sich anbetend „auf dem Hügel" versammelte, als eine Pilger- und Kämpfergemeinde im Sinne Zinzendorfs aufrief, das war eine Vorschule für seine künftige Arbeit in Deutschland. Noch in anderer Weise durfte er schon von Paris aus an seinem künftigen Werk arbeiten. Er konnte die Gemeinde nur erhalten, indem er die Heimat zum Geben aufrief. Damals hat er die Beziehung geknüpft zu dem Ravensberger Lande, der Landschaft Bethels, und zu dem preußischen Königshof, der auch später auf seine Bitten willig einging. Da aber seine Frau Ida, die Tochter des Ministers Karl von Bodelschwingh, in Paris erkrankte, mußte er nach sechsjähriger Arbeit in die Heimat zurückkehren. Er übernahm 1864 eine Landpfarrei in der Heimat seiner Väter, in dem Dorf Dellwig. Mit der kurzen Unterbrechung, die die Feldpredigerzeit von 1866 und 1870 mit sich brachte, hat er dort acht Jahre gewirkt.

Seine Arbeit in Dellwig war unter das gleiche Gesetz gestellt wie der Dienst in Paris. Bodelschwingh suchte seine in althergebrachten, guten und schlechten Sitten beharrende Gemeinde zum Verständnis dessen aufzurufen, was es heißt: eine christliche Gemeinde zu sein. Seine Bemühungen, die Gemeinde zur Mitarbeit zu erziehen, waren nicht erfolglos. Ebenso ließ er die Gemeinde an dem Segen teilnehmen, den für ihn in Paris die Bindung an eine feste Ordnung des Gottes-

dienstes und der Lehre bedeutet hatte. Aber er begnügte sich auch hier nicht, nur im engeren Kreise tätig zu sein. Er schloß sich mit einem Kreise von Freunden zusammen, um in einem christlichen Blatt, dem „Westfälischen Hausfreund", der Zersetzung der Tagespresse entgegenzutreten. Die Kämpfe, die er dabei zu bestehen hatte, machten ihn nicht bitter, sondern reifer. Entscheidend aber für sein Heranreifen zu neuen Aufgaben war das schwere Leid, das seiner Frau und ihm auferlegt wurde. Am Anfang des Jahres 1869 starben kurz nacheinander seine vier kleinen Kinder. In der grausamen Härte dieses Leides durfte Bodelschwingh eine zwiefache Erfahrung machen. Ihm wurde die Barmherzigkeit Gottes auch da nicht wankend, als er sich so schwer getroffen sah, und er durfte erkennen, daß im Angesicht des Todes unsere menschlichen Auffassungen von Dauer und Alter, von Kindsein und Reifsein unzulänglich erscheinen. Daß ihm aus dem Munde seiner Kleinen ein tapferer, getroster Glaube, eine selige Gewißheit und eine stärkende Ewigkeitshoffnung entgegenklangen, nahm er als neue Bestätigung der Gewißheit, daß unser irdisches Leben, von Krankheit und Tod bedroht, unter dem Ruf zu einem ewigen Leben steht. Hatte ihn einst eine schwere Krankheit in das Studium der Theologie geführt, so machte ihn die Erfahrung dieses Sterbens reif für einen neuen großen Dienst.

Am 23. Januar 1872 zog Bodelschwingh von Dellwig nach Bielefeld, um Leiter des kurz vorher gegründeten Diakonissenhauses und des damit verbundenen Pflegehauses für epileptische Kinder zu werden. Es waren schon vorher einige Rufe an den weit über Westfalen hinaus bekannten Dellwiger Pfarrer ergangen. Das erste Diakonissenhaus des Ostens, das Haus Bethanien in Berlin, wollte ihn zum Nachfolger des aus dem Leben von Fontane bekannten Pastors Schultz gewinnen, ebenso hatte sich die Goßnersche Mission in Berlin um ihn bemüht. Er hatte beide Male abgelehnt. Berlin lockte ihn nicht. Seiner ganzen Art nach trieb es ihn ungleich mehr, sich einer Sache zur Verfügung zu stellen, die zum Unterschied von dem Berliner Werk ganz klein und unscheinbar war. Als er kam, war die Bielefelder Anstalt bei weitem das geringste unter den Werken der inneren Mission. Als er achtunddreißig Jahre später sein Lebenswerk beschloß, war das Werk von „Bethel" weit über die Grenzen hinaus gewachsen, die man bei der Diakonie für möglich gehalten hatte. Bodelschwingh selbst hat das Verdienst daran immer von sich gewiesen. Er bezeichnete als Väter von Bethel die Männer und Frauen der Ravensberger Erweckung, und er konnte wohl Besucher von Bethel auf den Friedhof führen, um ihnen dort das Grab des blinden Wilhelm Heermann, der im Ravensberger Lande einer der bedeutendsten Prediger aus dem Laienstande war, als das Grab des eigentlichen Vaters von Bethel zu bezeichnen. Es war ihm mit solchen Äußerungen ernst; denn er sah alles Wirken innerhalb der christlichen Gemeinde als ein Geschenk an, das man nur nehmen, empfangen und weitergeben kann. Darum hielt er nichts von bewußter Organisation und noch weniger von bestimmten Programmen. Als er Bethel übernahm, hatte er nichts vor. Aber es

stärkte ihn, daß er hinter sich die zum Dienst bereiten tapferen Ravensberger Gemeinden wußte und daß ihm eine bestimmte Arbeit vor die Füße gelegt war.

Mit dem Dienst an den Epileptischen übernahm er eine Aufgabe, die bisher von der Kirche nur zögernd in Angriff genommen war. Er gab den Gedanken einer „Anstalt" auf und baute, Schritt für Schritt vorwärtsschreitend, in einem Seitentale des Teutoburger Waldes, am Rande der Stadt Bielefeld, das eigentümliche Dorf „Bethel", als dessen eigentliche Bürger ihm die Epileptischen galten. Er sah die Krankheit der Epilepsie nicht nur mit den Augen der Medizin; für ihn waren die Epileptiker ein lebendiges Zeugnis dafür, daß sich die Schöpfung nicht mehr als freie Herrschaft Gottes in Schönheit und Kraft darstellen kann, sondern daß sie hemmenden Mächten untertan ist. In den armen Kranken, die von Minute zu Minute tückischen Anfällen ausgesetzt sind, sah er das Bild des menschlichen Daseins, preisgegeben dem Leid, der Krankheit, dem Tode. Darum kam es ihm nicht nur darauf an, zu lindern und zu heilen, sondern vor allem darauf, die Menschen aufzurufen, auch in der Krankheit den Herrn ihres Lebens zu erkennen und ihm lobpreisend zu dienen. Für die Herrschaft Gottes frei zu werden, war ihm mehr, als von der Macht der Krankheit geheilt zu werden und dann doch den Trieben irgendeines das Leben versklavenden Tyrannen zu verfallen. Es gelang ihm, die Kranken in Familien zusammenzubinden und sie nach ihren Kräften an dieses oder jenes Werk zu stellen. Dieser Gemeinde gab er in einem der Eigentümlichkeit dieser Schar angemessenen Gottesdienst den Mittelpunkt und stellte ihr ganz besondere Aufgaben; so hat er später in dieser „Zionsgemeinde" den Träger seiner Missionsarbeit für Ostafrika gesehen. Dieser Mut, eine Gemeinde von Männern, Frauen und Kindern, die als Kranke an den Rand der bürgerlichen Gesellschaft gedrängt sind, nicht bei ihrer Gegenwart zu behaften, sondern sie auf ihre Zukunft in Gott hin anzusprechen und in diesem Vertrauen sie zu ermutigen, mit den ihnen gebliebenen Kräften als tapfere Helfer im gemeinsamen Haushalt zu schaffen, ist das Geheimnis von Bethel. Von daher konnte er dann auch den dem Schwachsinn verfallenen Epileptikern und späterhin auch den Gemütskranken und Geisteskranken eine Stätte bereiten, wie man sie vorher nicht fand. Er war der festen Überzeugung, daß so mancher, der dem menschlichen Auge nur Zerstörung bot, in seinem Innern ein in ungleich höherem Sinne erbauliches Leben führe als mancher Gesunde. Es galt ihm für sicher, daß viele von diesen Kranken zwar der Welt und ihrer Erkenntnis verschlossen sind, aber dem Himmel und seinen Gaben gegenüber offener als viele gesunde Menschen. Er nahm die Kranken als die ihm von Gott anvertrauten Geschöpfe, die in besonderer Weise Spuren der irdischen Gefangenschaft tragen und die man darum auch in besonderer Weise pflegen und hegen muß auf den Tag ihrer Erlösung. Zu diesem Dienst rief er seine Helfer und Helferinnen. Er machte sie frei von der Frage, ob dieser Dienst einen irdischen Zweck erfülle oder, irdisch betrachtet, zwecklos sei. Er machte sie frei von der Frage nach Lohn und Verdienst. Er rief sie auf, den Dienst an den Schwachen

und Armen zu tun als einen Dienst des anbetenden Dankes gegen den Herrn unseres Lebens, der uns das Leben schenkt, es in all seinem Widerspruch und seiner Not erhält und es zu erlösen verheißen hat. Darum nannte er sein Krankendorf „Bethel", das heißt „Haus Gottes", und meinte damit eine Stätte, die davon lebt, daß Gott der Herr sie ansieht. Von daher erklärt sich seine merkwürdige Übung, die Häuser Bethels mit den Namen der Heiligen Schrift zu benennen. Als er im Jahre 1892 den Häusern für die Epileptischen ein Haus für Gemüts- und Geisteskranke anfügte, nannte er es „Morija" und begründete dies bei der Grundsteinlegung damit, daß dieser Name bedeute: „Der Herr siehet." So solle dieses Haus ein Zeichen sein für die Wahrheit des Wortes: „Ich sehe an, der elend und zerbrochenen Herzens ist"; er betonte aber weiter, daß Abraham auf Morija willig war, seinen Sohn zu opfern. „So soll hier die dienende Liebe willig sein, sich den Schwerstkranken zum Opfer zu bringen." In dem Diakonissenhaus „Sarepta" und dem Diakonenhaus „Nazareth" erzog er Brüder und Schwestern für diesen Dienst. Sie wurden ihm bald auch wertvolle Kräfte für neue Unternehmungen. Zugleich zeigte er mit seinem Werke der Kirche und dem Volk neue Wege. Ohne jede gewollte Absicht wurde Bethel auch Vorbild für eine Krankenbehandlung, über deren Ausbau als „Arbeitstherapie" die Wissenschaft erst viel später sann und forschte. Vor allem aber führte ihn die Erkenntnis der Krankheit zu einem tieferen Erkennen der sozialen Schäden und zu einem neuen beherzten Mut, sie zu heilen.

Es war Anfang der achtziger Jahre, als ein arbeitsloser Handwerksbursche Pastor von Bodelschwingh flehentlich bat, er möchte ihn doch bei sich aufnehmen. „Das kann ich nicht, ich habe nur Anstalten für Fallsüchtige." „Ich bin aber auch fallsüchtig." In diesem Augenblick wußte sich Bodelschwingh in einen neuen Dienst gerufen. Mit der gleichen Leidenschaft, mit der er zehn Jahre vorher den Dienst an den Kranken aufgenommen hatte, wandte er sich nun den „Brüdern von der Landstraße" zu. Ihnen gehörte von nun an seine große heilige Liebe. Wo er aber liebte, da konnte er auch gewalttätig sein. Darum wurde nun alles in den Dienst der neuen Sache gestellt. Er las alles, was über diese Frage geschrieben war, ließ Statistiken aufstellen, studierte Gesetzesparagraphen, suchte Einsicht zu gewinnen in den Gang des wirtschaftlichen Lebens und behielt bei dem allem immer das eine fest im Auge: lebendige Menschen zu ehren, zu retten, ihnen zu helfen. Der arbeitslose, auf die Straße gedrängte, von grausamen Gesetzen, unbarmherzigen Gewohnheiten, törichtem Mitleid gequälte Bettler mußte innerhalb der menschlichen Gesellschaft einen neuen Ort bekommen. Bodelschwingh erschien alles, was bis dahin getan war, als unzureichend, ja schädlich. Es ging nicht mit Almosen, es ging nicht mit Gefängnisstrafen, es konnte nur eines helfen: die Arbeit und die brüderliche Gemeinschaft. „Arbeit statt Almosen" wurde die große Losung. Er selber ging mit neuem und neuartigem Beispiel voran. In der Senne, deren weite Heideflächen einige Kilometer von Bielefeld entfernt beginnen, erwarb

er um verhältnismäßig wenig Geld weite Bodenflächen, die sonst niemand begehrte. Mit dem kundigen, in landwirtschaftlicher Schulung geübten Blick schätzte er die Möglichkeiten ab, gewann die geeigneten Mitarbeiter, und nach wenigen Monaten waren Hunderte von Menschen, die vorher der Landstraße preisgegeben waren, willig geladene und willig sich einfindende Arbeitsgäste in den großen Kolonistenhöfen von Wilhelmsdorf. Als die Senne nicht mehr genügend Raum bot, ließ er sich von kundigen Freunden die weiten Flächen des Wietingmoores anweisen und baute als zweite große Kolonie „Freistatt". Aber es genügte ihm nicht, ein Beispiel und ein Vorbild gegeben zu haben. Er erkannte, daß mit der Frage, die ihn hier getroffen hatte, dem deutschen Volk eine entscheidende Frage gestellt war. Er wußte, daß einige Höfe in Westfalen und in Hannover nicht genügten, das soziale Elend derer von der Landstraße zu wenden. Er wußte, daß neue Bahnen in der Gesetzgebung gegangen und alle für das öffentliche Leben verantwortlichen Kreise zu einer radikalen Neubesinnung gerufen werden müßten.

Vom Kronprinzen, seinem alten Freunde, über Minister, Landeshauptleute, Bürgermeister, Stadträte, Pastoren, bis hin zu August Bebel, dem Führer der ihm feindseligen Sozialdemokratie, knüpfte er die Beziehungen, die er brauchte, um für seine neuen Freunde zu werben. Nie war seine erfindungsreiche Phantasie beweglicher, nie drängte sein liebereiches Herz gewalttätiger zur Verwirklichung der von ihm als richtig erachteten Gedanken. In diesen Jahren wurde er zum unbequemen Mahner der verantwortlichen Behörden, in diesen Jahren wuchs er aber auch hinein in die Liebe seines Volkes. In den Amtszimmern der Minister und ihrer Referenten war er ebenso beliebt und ebenso gefürchtet wie auf den Tagungen der sozialen Verbände. Wenn er sich erhob, um zu reden, erhob sich mit ihm Freude und zugleich Furcht. „Wo sind hier eigentlich die Staatsanwälte?" begann er einmal eine Rede in einer großen Berliner Versammlung, und als sich niemand meldete, fing er nochmals an: „Wo sind denn die Herren Staatsanwälte, es müssen doch Staatsanwälte da sein!" Und als sich zögernd einer von den Staatsanwälten nach dem andern erhob, hielt er zornrot eine Mahnrede über ihre törichte Verblendung, in der sie seine armen unschuldigen Brüder von der Landstraße eingesperrt hätten. Damals wollte er einmal die Fenster des preußischen Landtags einwerfen. „Wenn sie mich dann einsperren, dann haben sie endlich einmal einen Schuldigen eingesperrt statt der vielen Unschuldigen, die sie mit ihren verkehrten Gesetzen einsperren." Es blieb nicht beim Angriff auf die Torheit und die Härte maßgebender Menschen, er fand auch für seine werbenden Worte willige Herzen. Kurz vor seinem Tode durfte er die Freude erleben, daß das große Wanderarmengesetz, für das er jahrzehntelang gekämpft hatte, angenommen wurde. Schon vorher hatte eine Provinz nach der anderen die vorbildlichen Einrichtungen, die er in Westfalen durchgesetzt hatte, übernommen. Er hatte dem deutschen Volk die Augen für eine bisher nicht richtig erkannte Not geöffnet. Er hatte den gewissenhaft sorgenden Männern, die schon in der Mitte des Jahrhunderts

„Herbergen zur Heimat" geschaffen hatten, zur endgültigen und großzügigen Verwirklichung ihrer ursprünglichen Absichten verholfen. Als Wilhelmsdorf und Freistatt geschaffen waren und er im Gespräch mit seinen Brüdern von der Landstraße die Not dieser Menschen immer deutlicher erkannt hatte, wandte er sich den Asylen der Großstadt zu. Er zog persönlich aus, um in den Asylen mit Wort und Gebärde unter den Verkümmerten und Verderbten zu suchen und zu werben. „Wer will von euch Arbeit?" Als alle schweigen, noch einmal werbend, schier kommandierend: „Wer will Arbeit? Ich habe Arbeit!" Als sich zögernd eine Hand nach der anderen erhebt, wendet er sich triumphierend zu seinem zweifelnd wartenden Begleiter: „Die Leute wollen doch arbeiten!" Sein Plan war, eine Kolonie anzulegen, die, nicht nur Asyl, den Müden und Abgehetzten Ruhe zu bieten, den anderen aber den Weg in die menschliche Gesellschaft zurück zu bahnen vermochte.

So entstand „Hoffnungstal" bei Berlin. Wie er die Teilnahme des Kronprinzen Friedrich Wilhelm für Wilhelmsdorf erreicht hatte, so erreichte er es, daß bei der Eröffnung von Hoffnungstal die Kaiserin die von Vater Bodelschwingh so geliebten Brüder von der Landstraße dadurch ehrte, daß sie in vollem festlichem Aufzug vorfuhr. Bodelschwingh hatte die höchste Frau des Reiches mit den Armen, den Enttäuschten, den Verachteten zusammengespannt. An solcher Gemeinschaft aber lag ihm. Es lag ihm nicht daran, die Mildtätigkeit wachzurufen; es lag ihm an der Erkenntnis, daß alle für einander verantwortlich seien und daß kein Mensch lebe, bei dem man das Recht habe, ihn aufzugeben. Die harte Verschlossenheit erschien ihm als ganz besonders große Sünde. In einem kühnen Briefe, den er 1899 an die Kaiserin schrieb, legte er der hohen Frau dar, warum der Thron der Hohenzollern wanke. „Nur zwei oder drei Legislaturperioden, so haben die Sozialdemokraten die Majorität im Reichstag — und was dann?" Er ließ sich nicht durch den Hinweis schrecken, daß seine Sorge nur dem fünften Stand, dem „abgewirtschafteten", dem „gescheiterten", gelte und daß darum solche Sorge unfruchtbar sei. Wie er wußte, daß Krankheit und Gesundheit eng verschwistert sind, so wußte er, was sich damals in Deutschland noch die meisten verheimlichten, daß die Stände nicht mehr festgefügt waren und daß so mancher, der sich heute groß und sicher dünkte, morgen an den Rand der bürgerlichen Gesellschaft hinausgedrängt würde. Indem er den wundesten Punkt des gesellschaftlichen Gefüges mit scharfem Blick erkannte und mit heißer Liebe auf Heilung drängte, diente er dem Ganzen. Als damals einer der preußischen Barone in einer öffentlichen Rede vor Bodelschwinghs Plänen warnte und sich anmaßte, von den über das Land sich verstreuenden Kolonien als von einer sozialen und politischen Vergiftung des flachen Landes zu sprechen, entgegnete Bodelschwingh: „Wenn ich noch die Ehrbegriffe des Standes teilte, aus dem ich stamme, so würde ich diesen Mann vor die Pistole fordern; denn er hat meine Brüder, die Brüder von der Landstraße, beleidigt." Er konnte so reden, und er konnte so handeln, weil es seinem Sein und seinem Denken entsprach, immer Standesgenosse zu sein. Ob er mit der Kaiserin

redete oder mit Bebel in der Wandelhalle des Reichstages einherging, ob er beim Bischof in Münster vorsprach oder sich zu einem Tippelbruder neigte, er war jedesmal jedem ganz verbunden, weil er frei war für einen großen Dienst.

In dieser Fürsorge für die Arbeiterkolonien und die damit zusammenhängenden Unternehmungen gab Bodelschwingh seinen fruchtbarsten Beitrag zur sozialen Frage. Er kannte ihre entscheidende Bedeutung und nannte gelegentlich die Sozialdemokratie den „außerordentlichen Professor" der Gegenwart. Es war ihm bitter, daß Bismarck meinte, er brauche von diesem Professor nichts zu lernen. Es war ihm arg, daß so viele feine und gelehrte Männer meinten, sie wüßten alles schon besser und brauchten nicht mehr auf diesen Professor zu hören. Er hörte auf ihn, ohne ihm freilich zu folgen. Er mußte es sich darum gefallen lassen, daß ihn die sozialistischen Zeitungen aufs heftigste angriffen. Als nach seiner großen Landtagsrede für das Wohl der Arbeiter am Rhein-Weser-Kanal nahezu alle Zeitungen und alle Parteien diese eigentümliche Rede des großen Sonderlings beifällig besprachen, da warnten die Bielefelder Sozialdemokraten, den „Alten von Bethel" komisch und wunderlich zu nennen. Er sei ernsthafter und gefährlicher als viele andere und sei vielleicht ein grimmigerer Feind der Sozialdemokratie als alle. Sie wußten von seiner Energie, und sie wußten von der Zukunftsbedeutung seiner Ideen. Umgekehrt wußte er, daß es zwischen ihm und den Ideen, die dort vertreten wurden, keine Verständigung gab. Aber er verlor auch diesen Feinden gegenüber nicht seine Überlegenheit. Als einmal in einer der sozialdemokratischen Zeitungen seine Kolonie als ein großer Versuch, den Arbeiter auszubeuten, angegriffen wurde, lud er den Redakteur ein, die Kolonien zu besuchen, führte ihn mit der freundlichsten Miene überall herum und erreichte es, daß er in einem etwas süßsauren Bericht alle Vorwürfe zurücknahm.

Bodelschwingh mußte bei diesem Bestreben ganz von selber in Beziehung kommen zu seinem großen Alters- und Zeitgenossen Adolf Stöcker. Er hat Stöcker geehrt, geachtet und geliebt. Aber er wurde nicht sein Parteigänger. Er konnte es nicht werden, weil er den Weg Stöckers, den Weg des „christlichen Staates" für einen Irrweg hielt. Daß sich das von Christus verkündigte Reich Gottes in einem irdischen politischen Organismus darstelle, daß das staatliche Gesetz dem Evangelium unmittelbar zu dienen und das Evangelium sich unmittelbar in staatlichen Gesetzen auszuprägen vermöchte, war ihm eine Irrlehre. Er kannte nur eine Möglichkeit, für Christus und die Kirche Zeugnis abzulegen: die Predigt, und zwar die Predigt vom Kreuz und der aus ihm geborenen dienenden Liebe. Aber er liebte die Leidenschaft, mit der Stöcker stritt, und achtete den Mut, mit dem Stöcker neue Wege ging. Als der Hof Stöcker, wie Bodelschwingh glaubte, aus kleinlichen Gründen fallenlassen wollte, schrieb er an seinen Freund, den Kronprinzen, jenen großen Brief, in dem er den prophetischen Satz wagte: „Wir glauben alle, daß auf dem Kampfplatz, den Stöcker betreten, auf dem christlich-sozialen Boden, der Entscheidungskampf der Zukunft liegt und daß,

wenn das Banner sich im Kampfe neigen sollte, das er erhoben, auch die Tage des christlich-deutschen Kaiserreiches und die Tage unseres geliebten Hohenzollernhauses gezählt sind, was Gott in Gnaden verhüten wolle." Aber gleichzeitig beschwor er Stöcker in einem freimütigen Brief, sich von der ekelhaften Meute der Schmeichler zu befreien, die ihn beklatschten, und riet ihm, den billigen Triumph des Volkstribuns preiszugeben und der mühseligen Aufgabe, in der Großstadt Berlin missionierender Volksprediger zu sein, nicht müde zu werden. Als Stöcker diesen Weg nicht ging, zog sich Bodelschwingh von ihm zurück. Als aber Stöcker zwanzig Jahre später schier von allen verlassen war, da war es Bodelschwingh, der mit aller Entschiedenheit sich für ihn einsetzte. Er, der selber einst Stöcker gegenüber die Schwächen seines öffentlichen Auftretens unter hartes Urteil stellte, nahm nun Stöcker in Schutz, nicht, indem er seine Mängel leugnete, sondern indem er die Gedanken groß machte, für die Stöcker stritt, und, ohne seine Irrungen zu beschönigen, an das Wort von Zinzendorf erinnerte: „Nichts ist schöner, als bestaubte Streiter sehen."

In dem Kampf für Stöcker und um Stöcker ist er selber in die öffentliche Politik eingetreten. Als in seinem heimischen Ravensberger Lande die Konservative Partei sich in Altkonservative und Christlich-Soziale zu spalten drohte, trat er in die Mitte; denn er allein konnte die Stimmen beider Parteien auf sich einigen. Aber er vermochte weder im Landtag Widerhall zu finden, noch vermochte er auf die Dauer den Beifall seiner Wähler zu erhalten. Vor allem schadete es ihm bei seinen Ravensberger Bauern, daß er freimütig auch von ihnen Opfer verlangte.

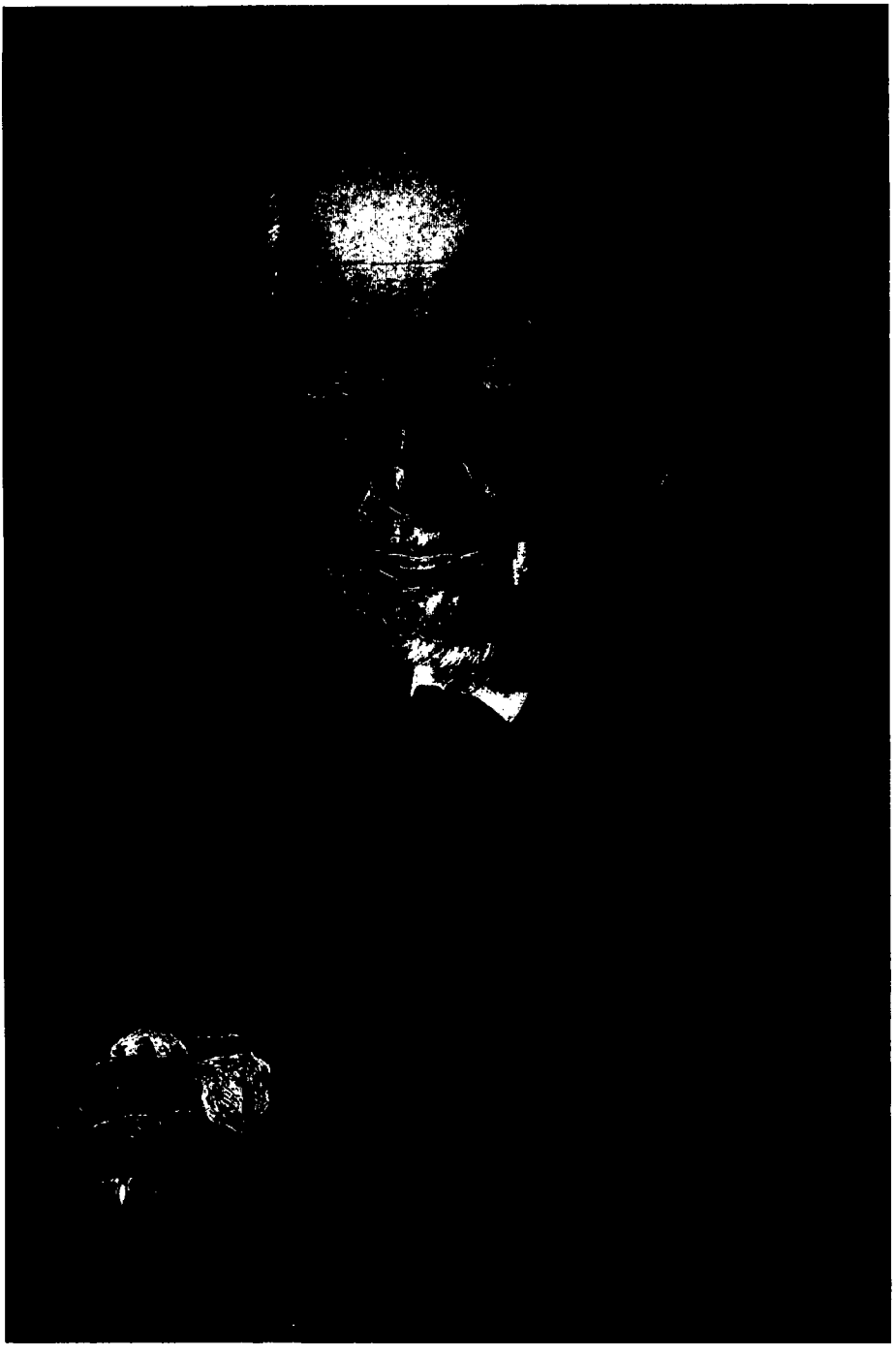
In der niedersächsischen Landschaft wohnen am Rande der großen Bauernhöfe die kleinen Tagelöhner, die Heuerlinge, in ihren Kotten. Diesen Heuerlingen nun, riet Bodelschwingh, sollten die Bauern kleine Stücke ihrer großen Fluren zu eigenen Siedlungen geben. Da wurden sie hart und verschlossen sich vor Bodelschwinghs mahnendem Wort. Daß Bodelschwingh so mahnte, hing mit einer anderen großen Leidenschaft zusammen, die ihn in diesen Jahren überfiel. In der Erinnerung an seine Gassenkehrerkinder in Paris und in der Einsicht in eine Schuld, die er selbst auf sich geladen, indem er Bethel gebaut hatte, gründete er Mitte der achtziger Jahre einen Verein „Arbeiterheim" und schuf in der Nähe von Bethel eine Arbeitersiedlung. Um für Bethel Platz zu bekommen, war manche Familie verdrängt worden. In den Streikunruhen der achtziger Jahre wandte sich nun die Wut gegen Bodelschwingh, und in eines seiner Krankenhäuser wurde Brand gelegt. Bodelschwingh, hart, wo es galt, Aufruhr zu bekämpfen, war hier, wo es galt, einen berechtigten Vorwurf anzuhören, weich. Aus der Erkenntnis einer unschuldig auf sich genommenen Schuld wurde er zum Anwalt der Siedlungen. Er wurde nicht müde, die Sehnsucht der Arbeiter nach einem eigenen Häuschen und nach der Arbeit auf eigener Scholle zu schildern. In einem Brief an die Kaiserin schrieb er: „Wenn Seine Majestät der Kaiser sagte: ‚Ich will nicht allein

jeden deutschen Arbeiter, der gern arbeiten will, gegen alle Tyrannen kräftig schützen, sondern ich will auch nach Kräften sorgen helfen, daß jeder fleißige Arbeiter im Deutschen Reich eine menschenwürdige Wohnung ... ja, soweit es möglich ist, einen eigenen Herd auf eigener Scholle hat', so würde ein solches Wort, dem auch die Tat zweifellos nicht fehlen würde, viel köstlicher und viel gewaltiger sein als das berühmte Wort Heinrichs IV. von Frankreich: ‚Ich will, daß jeder meiner Untertanen sein Huhn im Topfe hat'."

Bodelschwingh hätte wohl nie solchen Dienst vollbringen können, zumal sich ständig neue kleinere Werke angliederten, wenn er nicht die Gabe gehabt hätte, Mitarbeiter zu dingen, und nicht die Gunst erfahren hätte, immer von neuem freiwillige Gaben zu erlangen. Er war ein Bettler großen Stils. Aber sein Werben war nie ohne Beziehung auf einen großen Sinn. „Ich habe immer gelernt, daß nie mehr Geld da ist, als Geist da ist," konnte er gelegentlich sagen. Er ließ darum Bitten nur ausgehen, wo er wußte, daß sie in der brennenden Liebe des Geistes standen. Am Ende seines Lebens geschah es, daß der große amerikanische Sozialreformer Carnegie bereit war, ihm Millionen zur Verfügung zu stellen. Angsterfüllt und ganz entsetzt wehrte Bodelschwingh ab, und als man ihn verwundert fragte, warum er das Geld nicht um seiner Armen und Elenden willen annehme, da sagte er: „Eine Million Freunde von Bethel, die Pfennige und immer wieder Pfennige geben, verbürgen den Bestand von Bethel. Eine Million, einmal gegeben, wird uns nach ganz kurzer Zeit zugrunde richten; denn dann würden alle die vielen kleinen Bächlein versiegen, deren Kraft wir unser Blühen verdanken." Er wollte Bethel arm halten, damit es auf die Kraft des Glaubens, auf die Willigkeit des Dienstes und auf die Gunst der in gleicher Liebe Verbundenen angewiesen sei und nicht auf Kapitalien trotzen könne. Bethel sollte „Gemeinde" sein, nicht „Unternehmen".

Im Blick darauf wählte er seine Mitarbeiter. Er war nicht das, was man einen Menschenkenner nennt, und man kann ihm nachsagen, daß er da oder dort, wie die Welt sagt, einem Unwürdigen Vertrauen schenkte. Er hat aber nicht nur durch das Vertrauen, das er erwies, Unzählige, die als unfähig galten, zu neuen Fähigkeiten erweckt, sondern auch mit Scharfsinn die Männer erkannt, die für seinen Dienst taugten. Sie vermochte er durch die leidenschaftliche Beredsamkeit einer großen Begeisterung mit dem Geiste seiner Sache zu erfüllen und brachte zugleich die Weitsicht auf, ihnen volle Freiheit zu lassen. „Er hat nie kommandiert, aber er hat immer regiert", sagte einer seiner einsichtigsten Mitarbeiter. Er konnte dies, weil er sich selber zugleich frei und gebunden wußte.

So weit er aber in seiner Liebe war, so eng war er in seinem Gewissen als Pastor der Zionsgemeinde. Das Herz seiner Gemeinde und damit zugleich der Hort seiner weiten, das ganze Volk und die ganze Welt angehenden Unternehmungen war der Gottesdienst in der Gemeinde der armen Epileptiker und Kolonisten in Bethel. Dort stellte er alles, was er erfuhr und was er plante, unter das



Friedrich von Bodelschwingh
Steinradierung von Rudolf Schulte im Hofe, 1906

Adolf Stöcker

segnende Gericht des göttlichen Wortes, auch hier die Gemeinde zur Mitarbeit aufrufend. Er pflegte so zu predigen, daß alle, die in seiner Predigt waren, von ihm gefragt und seinen Fragen antwortend an seiner Predigt teilnahmen. Er wußte, daß der Mensch vom Worte Gottes lebt, aber er wußte auch, daß sich dieses Wort nur dem erschließt, der sich ihm dienend unterwirft.

Er fand von da aus neue Wege für den Dienst des Pfarrers. „Brüder, wie wollt ihr denn predigen, daß Christus diente, wenn ihr nicht selbst gedient habt", mit diesen Worten an die jungen Kandidaten rechtfertigte er die Gründung des „Kandidatenkonvikts", in das er junge Theologen aufnahm, um sie in der Krankenpflege zu üben, und zwar in der Pflege an den Allerärmsten, um sie für den Dienst in der Kirche zu rüsten. In diese jungen Pfarrer hauchte er den Geist der hingebenden Liebe, sie rief er auf für die Leidenschaft der brüderlichen Anteilnahme, ihnen gab er den Mut zu neuem missionarischem Dienst. Am Ende seines Lebens erwachte nämlich nochmals in Bodelschwingh die alte Jugendliebe zur Mission unter den Heiden. Unter dem Widerspruch seiner Freunde gab Bodelschwingh einer jungen Missionsanstalt, die ihn um Helfer für Ostafrika bat, zuerst Schwestern für die Krankenhäuser und später auch Missionare. Anfang der neunziger Jahre sandte er junge Prediger aus, die die Mitbegründer werden durften der großen christlichen Kirchen im Hochland von Usambara und am Westufer des Victoriasees.

Wie er hier zur Liebe seiner Studentenzeit zurückkehrte, so um die gleiche Zeit zu der Not seiner Studentenjahre. Es bekümmerte ihn aufs tiefste, daß die Kirche in Deutschland nicht nur wenig Liebe für die äußeren Nöte ihres Volkes hatte, sondern auch nur kümmerlich antwortete auf die großen Fragen nach der Wahrheit des Lebens. Er wollte nichts davon wissen, daß man durch äußere Mittel die Kirche gegen den Unglauben schütze, er erwartete auch nichts von den Ausnahmegesetzen gegen die Jesuiten. Aber er erwartete viel von der Freiheit des Geistes, die sich der Zucht des Glaubens stellt. Als er Ende der neunziger Jahre den damals noch jungen Professor Schlatter kennenlernte und in ihm den kommenden großen Meister der Schriftforschung erkannte, eröffnete er mit ihm zusammen die Theologischen Wochen in Bethel und errichtete 1905 am Rande von Bethel eine theologische Schule, eine freie Fakultät, die in Ergänzung der Universität den Theologiestudenten das geben sollte, was die Universität nicht zu geben vermochte, eine Lebensgemeinschaft in freier brüderlicher Verbundenheit, eine enge Gemeinschaft mit einer zum Dienst gerufenen christlichen Gemeinde und einem freien Unterricht durch Männer, die an nichts gebunden seien als an Schrift und Bekenntnis.

Bethel war groß und weit geworden; es reichte von den Häusern der Epileptiker über die Höfe der „Kolonisten" in der Heide und im Moor bis ins ferne Afrika. Es umfaßte die Sorgen für die schweifenden Brüder von der Landstraße und den Dienst an den zu gesammelter Geistesarbeit gerufenen Studierenden der

Heiligen Schrift. In nichts war die bürgerlich-bäuerliche Lebensform der Kirche der Lutherischen Reformation verlassen. Es waren Bauern- und Bürgerstöchter, die zu „Sarepta" dienten, es waren Bauern- und Bürgersöhne, die in „Nazareth" zu Hausvätern und Helfern geschult wurden, und sie standen unter dem Walten eines westfälischen, die Tradition eines ländlich gebundenen Edelhofes nicht verleugnenden Pastors. Aber diese Welt, so ordentlich und streng sie geführt war, war offen für die großen seltsamen Sonderbarkeiten des Lebens. Wer seine Gesundheit verloren hatte oder aus dem Gefängnis entlassen war, konnte hier Aufnahme finden. Über die Enge des Lebens hinaus war nicht nur die Erinnerung bewahrt an die Gassenkehrergemeinde in Paris, die die ersten Anstöße zu dieser Anstalt gegeben hatte, sondern wurde auch die Sorge ernst genommen für die Neger in den fernen deutschen Kolonien, für deren Dienst man sich am Rande des Teutoburger Waldes rüstete. Man wußte hier, daß im Kleinen, Sonderbaren und Verachteten das Geheimnis des Lebens liegt. Wie man aus dem von dem Händlersinn der Welt geringgeschätzten Moor- und Heideboden fruchtbares Ackerland entstehen sah, so wußte man auch, daß kein Menschenleben so verachtet sein kann, daß es nicht zur Frucht erwachen könne, wenn es die Sonnenstrahlen des göttlichen Wortes treffen. Man stand fest auf dem heimischen Boden und wußte sich zugleich aufgerufen für die große Entscheidung, die nicht aus dem heimischen Boden stammt, aber den heimischen Boden segnet.

Als Friedrich von Bodelschwingh am 2. April 1910 starb, war er in die Geschichte des deutschen Volkes und der christlichen Kirche auf Erden eingegangen. Er hatte seiner Gemeinde eine feste, in Gottes Wort gegründete Ordnung gegeben und konnte seinen drei Söhnen sein Vermächtnis übergeben, dem einen die Leitung der Diakonie, dem anderen die Sorge für die Mission, dem dritten das Regiment über die ganze vielfältig verzweigte Gemeinde. Auf dem Friedhof der Zionsgemeinde fand er sein Grab.

Auf seinem Grabstein aber steht das Wort: „Nachdem uns Barmherzigkeit widerfahren ist, werden wir nicht müde." (2. Kor. 4, 1.)

Adolf Stöcker

1835—1909

Von

Siegfried A. Kaehler

„In demselben Umfang, vielleicht mit noch größerer Energie, wie vor hundert Jahren der dritte, so ringt jetzt der vierte Stand danach, in die das Jahrhundert beherrschenden Stellungen einzurücken. In diesem tiefgehenden, durchgreifenden Prozeß ist die Frage die: wird er stattfinden als Revolution oder als Reform?" „Der Sozialismus, selbstverständlich im guten Sinne gemeint, ist die Losung des nächsten Jahrzehnts und des nächsten Jahrhunderts. Diese Entwicklung kann niemand aufhalten." ... In diesen rückblickenden und vorschauenden Sätzen Adolf Stöckers aus dem Schicksalsjahr 1890 enthüllt sich der geschichtliche Blickpunkt, unter dem er sein Zeitalter begreifen wollte. Wo er den tiefsten Ansatzpunkt zur zeitgeschichtlichen Kritik gefunden hatte, das wird deutlich, wenn er im gleichen Zusammenhang fortfährt: „Diese — den Sozialismus heraufführende — Entwicklung muß der Kirche Christi, wenn sie ihres Stifters eingedenk ist, nicht nur gleichgültig, sondern lieb sein. Christus war der Heiland aller Menschen, aber doch im besonderen Sinn ein Freund der Armen, ein Mahner der Reichen. Daß die Kirche ihm hierin wenig oder gar nicht nachgefolgt ist, hat sie die Liebe des Volkes gekostet. Vielleicht ist der Schaden noch einmal gutzumachen, wenn der Protestantismus das Panier der sozialen Anschauung wieder aufnimmt und mit Wort und Tat den Beweis des Geistes und der Kraft führt, daß ihm die Armen so lieb sind wie die Reichen ... Eins ist vor allem nötig, nämlich daß statt der egoistischen die soziale, statt der mammonistischen die solidarische Auffassung in der Nation Platz greife ... Das Manchestertum ist unwiederbringlich verloren ... die Zukunft steht unter dem Zeichen der Fürsorge für die Volksmassen ... Haben wir in der Vergangenheit den Erwerb und den Verkehr unter dem Gesichtspunkt des Besitzes angesehen, für die Folgezeit werden wir uns daran gewöhnen müssen, das öffentliche Leben mehr im Lichte der Arbeit und des Arbeiters zu betrachten. Die patriarchalische Zeit, so schön sie war, ist vorbei; an die Stelle von Herr und Knecht sind die Kategorien von Arbeitgeber und Arbeitnehmer getreten mit völlig gleicher Berechtigung im öffentlichen Leben, dem politischen wie dem sozialen ... Nicht, ob der Sozialismus siegen wird, ist die Frage. Es handelt sich nur darum, ob die im Anzug befindliche soziale Weltanschauung christlich oder widerchristlich, königstreu und vaterlandliebend oder revolutionär und unpatriotisch sein wird." Hier eröffnet sich der Einblick in die Welt der Probleme, der Nöte und Fragen, mit deren Bewältigung

Stöcker unabläſſig gerungen hat durch vier Jahrzehnte eines öffentlichen Lebens, ſo reich an Arbeit wie an Kämpfen, an Liebe wie an Haß, an Erfolgen wie an Enttäuſchungen, wie kaum eines anderen Zeitgenoſſen — von Bismarck abgeſehen. Die Kampferfahrung von zwei Jahrzehnten ſtaatspolitiſchen und kirchenpolitiſchen Ringens um die deutſche Volksſeele ſchlägt ſich nieder in der plaſtiſchen Kontraſtierung der Mächte und Zeitſtrömungen, die auf der lärmenden Walſtatt der Volksverſammlungen, der Synoden, der Parlamente und nicht zuletzt auf dem ſtilleren Kampfplatz der Inneren Miſſion ſeine Angriffsluſt herausgefordert haben: der wirtſchaftliche Liberalismus des von jeher befehdeten Mancheſtertums wie der „Patriarchalismus" des konſervativen Bundesgenoſſen; der „Mammonismus" des Judentums und der Sozialdemokratie mit ihren revolutionären Tendenzen ebenſo wie die im Staatskirchentum gebundene und darum vor den Aufgaben der Gegenwart wie der Zukunft verſagende Kirche. Aus dem Ringen mit dieſen Mächten, die er im Kampf zurückgeworfen zu haben meinte und an deren Gegenwehr er ſcheitern mußte, erwächſt die ſeheriſche Warnung vor der unabwendbaren Zukunft in dem Augenblick, in dem das Deutſchland des „neuen Kurſes" unter kaiſerlicher Führung „herrlichen Zeiten" entgegenzugehen meinte. Über welche Stationen des äußeren und inneren Lebensweges iſt Stöcker zu dieſer ihn beſonders kennzeichnenden Vorſchau auf das deutſche Schickſal gelangt?

*

Am 11. Dezember 1835, einem Sonntag, wurde Chriſtian Adolf als zweiter Sohn des bei den Seydlitz-Küraſſieren dienenden Wachtmeiſters Stöcker in Halberſtadt geboren; beide Eltern waren in ländlichen Verhältniſſen aufgewachſen. Die bäuerliche Körperkraft des ſoldatiſchen Vaters, die regſame Geiſtigkeit der energiſchen Mutter — „mit reicher Phantaſie begabt, voll ſtarker Entſchlüſſe, die ſie um jeden Preis in die Tat umſetzte", ſo erſcheint ſie in den Lebenserinnerungen des Sohnes — bedingten jene aus körperlicher Spannkraft und reizbarer Empfänglichkeit des Geiſtes glücklich gemiſchte Veranlagung, die den mit leichter Auffaſſung und ſcharfem Verſtand begabten Sohn ſpäter befähigte, mit klarem Blick und unermüdlicher Arbeitskraft die mannigfaltigſten Aufgaben anzugreifen und ihnen das Gepräge ſeiner kraftvollen Eigenart aufzudrücken.

In ſchlichter Selbſtverſtändlichkeit lebte das königstreue und gottesfürchtige Elternhaus in dem für das vormärzliche Preußen kennzeichnenden Geiſt des Bundes zwiſchen Thron und Altar; der unerſchütterliche Konſervativismus des Sozialreformers Stöcker wurzelt in dieſem Lebensboden des altpreußiſchen Soldaten- und Beamtenſtandes. Mit der zähen Willens- und Entſagungskraft des aufſtrebenden Kleinbürgertums wußten die Eltern für die Ausbildung der vier Kinder Sorge zu tragen; doch mußte der zweite Sohn die eigene leichte Auffaſſungsgabe durch Nachhilfeunterricht bei jüngeren Schülern frühzeitig

wirtschaftlich nutzbar machen, um die Eltern zu unterstützen und eine geldliche Grundlage für das Studium zu beschaffen. Die kärglichen Lebensbedingungen seiner Jugend, welche während der Knabenjahre doch ihre fröhliche Note durch das unbekümmerte Spiel auf dem Kasernenhof und die früh gelernte Reitkunst erhielt, hatten ihm „den Sinn für soziale Verhältnisse, Liebe und Interesse am kleinen Mann für immer eingeprägt".

Seiner geistigen Bildung gaben nicht nur die mit lebhafter Empfänglichkeit aufgenommenen klassischen Schulfächer ihre Grundlage, sondern auch der Verkehr in angesehenen und geistig interessierten Bürgerhäusern eine über den Horizont des Elternhauses hinausreichende Weite. In diesen Familien hatte man während der Märzrevolution, welche dem jungen Stöcker mit ihren philiströsen Begleiterscheinungen wenig imponieren konnte, die Sache des Königtums hochgehalten und sich dadurch bei der bürgerlichen Demokratie unbeliebt gemacht. Aus dem Verwandtenkreis des einen Hauses, welches der kirchlichen Erweckungsbewegung angehörte, hat Stöcker seine ihm geistig ebenbürtige Gattin, Anna Krüger aus Brandenburg, gewonnen.

Er sei damals „ein guter Schüler, aber ein schlechter Christ" gewesen, bemerkt Stöcker in seinen Erinnerungen. Jedoch noch während des letzten Schuljahres nahm sein inneres Leben durch Einflüsse der Erweckungsbewegung die Richtung auf ein entschiedenes Christentum. „So tief bin ich damals in die Lebensmacht des Christentums hineingeführt, daß ich von da ab niemals wieder ernstlich in Zweifel oder Anfechtung des Glaubens gefallen bin." Mit dieser inneren Wendung ergab sich aus dem Kräfteparallelogramm einer leidenschaftlichen Willensnatur und eines scharfsinnigen Geistes die Diagonale des unerschütterlichen Vorsatzes, „als ein im freudigen Glauben stehender Christ" im Leben sich zu bewähren.

Unter der Voraussetzung dieses entscheidenden Erlebens ergab sich Ostern 1854 von selbst das Studium der Theologie; Stöcker hat daneben in Halle und in Berlin noch so gründliche philologische Studien getrieben, daß den theologischen Abschlußprüfungen auch das Oberlehrerexamen nachfolgen konnte. Einer theologischen Schule hat sich der in großer Selbständigkeit unter harten Entbehrungen arbeitende Student, dessen Temperament dem Kollegbesuch nicht allzu viel der kostbaren Zeit opfern mochte, nicht angeschlossen.

Der lebhafte Wunsch, „die Welt zu sehen und fremde Länder kennenzulernen", wurde nach beendetem Studium dem Kandidaten erfüllt durch die Annahme einer Hauslehrerstellung, welche ihn für die Dauer von drei Jahren (1859 bis 1862) in der Hausgemeinschaft eines „baltischen Barons" festgehalten und dem aus einfachen Verhältnissen stammenden Theologen viel Lebenserfahrung und Weltkenntnis eingetragen hat. Aus dieser Zeit stammt sein Verständnis — vielleicht, wie man wohl gemeint hat, seine Vorliebe — für eine aristokratische Kultur, wie sie in der Person und in der Familie des Grafen

Lambsdorff mit betont christlicher Haltung ihm entgegentrat; aber wohl auch die große Unbefangenheit, welche der Seelsorger Stöcker im späteren Leben den Angehörigen der Aristokratie entgegenzubringen pflegte, sehr im Unterschied zu vielen Gliedern des Pfarrerstandes. Besondere Wichtigkeit aber dürfte dieser kurländische Aufenthalt gewonnen haben für die Entwicklung seiner sozialen Wertmaßstäbe. Denn in dem damals noch von völkischem Haß und sozialen Kämpfen verschonten Kurland schien das aus christlichen Anschauungen erwachsende Verantwortungsgefühl der führenden Schicht eine allgemein befriedigende und in sich befriedete Lebensform zu gewährleisten: „ein christliches Volk und Land in allen Schichten und Ständen, in den deutschen Edelhöfen und Bürgerhäusern wie in den lettischen Bauerngesinden" — das war ein erlebtes soziales Ideal, wie er es später in ganz anderen Verhältnissen zu verwirklichen bestrebt sein sollte. Kein Zweifel, daß die überkommene Gedankenwelt eines christlichen Konservativismus durch diese baltischen Jahre gefestigt werden mußte; kein Zweifel auch, daß seine geschichtliche Grundanschauung von der zwischen evangelischem Christentum und deutschem Volkstum obwaltenden „heiligen Ehe" hier neue Nahrung gewinnen mußte. Den Abschluß der Wanderjahre bildete eine durch die baltischen Ersparnisse ermöglichte und großenteils zu Fuß zurückgelegte Reise durch Süddeutschland und die Schweiz nach Italien, wo er den Winter verbrachte, bis nach Neapel wanderte und im päpstlichen Rom vier Monate eifrigen Studiums — vor allem „dem Mittelpunkt der katholischen Welt" neben den Denkmalen der Vergangenheit widmen konnte.

Nachdem Stöcker im Baltikum eine Art von nachlebendem Luthertum aus vergangenen Jahrhunderten kennengelernt und daneben auch einen Eindruck vom griechisch-orthodoxen Kirchentum erhalten hatte, konnte er diese Erfahrungen des Ostens durch einen tieferen Einblick in die Werkstatt des modernen Ultramontanismus ergänzen. Der Ertrag einer allgemeinen und aus eigener Kraft errungenen Bildung, welche den geistigen Durchschnitt seiner Amtsbrüder weit hinter sich ließ, begleitete ihn aus der Studienzeit und aus den mit weltoffenem Blick ausgekosteten Wanderjahren in das erste Pfarramt, welches das Magdeburger Konsistorium im Sommer 1863 dem achtundzwanzigjährigen Anwärter in dem altmärkischen Dorf Seggerde anwies.

*

Der bescheidene Wirkungskreis einer normalen Landgemeinde ließ dem Arbeitseifer des jungen Pfarrers Zeit genug, um auf den während der akademischen Semester gelegten Grundlagen seine theologische Bildung zu erweitern und zu vertiefen — aber nicht nur auf diesem „weltweiten" Fachgebiet. Er war bekannt für seine ungewöhnliche Belesenheit ebenso wie für sein „wie eine Kneifzange" festhaltendes Gedächtnis, das ihn in späteren Jahren doch zuweilen im Stich lassen sollte. Den Umfang seines geistigen Horizontes läßt ein Satz, den er einmal seiner

künftigen Frau schrieb, erkennen: „Ich werde Dich an allem teilnehmen lassen, was mich bewegt; und mich bewegt fast alles" — eine in ihrer scheinbaren Übertreibung doch ganz unbefangene Äußerung, welche ihre Bestätigung fand in der umfassenden Beschlagenheit und eindringenden Sachkenntnis, die Stöcker später auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, im theologischen und politischen Meinungskampf, in nationalökonomischen und kirchlichen Fragen, in Volksversammlungen und im Parlament, vor allem bei der großen organisatorischen Leistung der Berliner Stadtmission, jederzeit zu Gebote standen. Vorwiegend aber sind es die zwei großen Bewegungen seiner kirchlichen Gegenwart gewesen, welche seinen Arbeitseifer so fesselten, daß der Landpfarrer bald ein ausgezeichneter Kenner sowohl auf dem Gebiete der von J. H. Wichern ins Leben gerufenen Inneren Mission wie auf dem Gebiet der von den deutschen Kirchen erst damals stärker beachteten Heidenmission geworden ist. In diesen beiden Bewegungen sammelten sich lebendige Kräfte kirchlichen Gestaltungswillens gegenüber den Gegenwartsaufgaben, denen die anstaltlichen Landeskirchen mit ihrer mehr oder minder bürokratischen Verfassung und in ihrer Bescheidung bei den herkömmlichen, das bürgerliche Leben freundlich, aber zurückhaltend begleitenden Formen kirchlicher Betreuung nicht gewachsen waren. Besonders die Innere Mission, welche unter Wicherns Antrieb den kirchlichen Eingriff in die sozialen und sittlichen Mißstände der aufkommenden Großstädte zur Rettung ungezählter Einzelleben forderte, mußte den leidenschaftlichen Wirkungswillen Stöckers für sich gewinnen, nachdem ihm seine zweite Gemeinde — Hamersleben in der Börde — seit dem Kriegsjahr 1866 ein Beispiel des mit der Industrialisierung ländlicher Gegenden einziehenden sozialen und menschlichen Elends vor Augen stellte.

Hier traf er auf die Frage, welche ihm zum Schicksal werden sollte; und er traf auf sie im Bereich seiner seelsorgerlichen Tätigkeit bei den Fabrikarbeitern: „Solange die harte Arbeit unter den rohen und gemeinen Scherzen der Genossen die Seele gefangennimmt, ist schwer anzukommen. Es gehört ja zur Religion eine gewisse Stimmung des Gemüts, die durch die Tag- und Nachtarbeiten der Fabriken unterdrückt wird. Arbeiten, essen und schlafen für die neue Arbeit, Werk- und Sonntag, Tag und Nacht: das ist eine schlimme Lage für die Arbeit an der Seele", so schrieb er nach wenigen Monaten aus der neuen Tätigkeit an die Braut — vielleicht die erste Äußerung, in welcher das Doppelthema seiner öffentlichen Wirksamkeit: Seelsorge und soziale Frage — aus dem unmittelbaren Erleben ihm zum Bewußtsein gekommen ist. Dem erkannten Problem mit Gründlichkeit beizukommen, ist Stöcker sehr bald bestrebt gewesen. Mit der Übernahme des Referates über die in breitem Ausmaß erscheinende Literatur zur sozialen Frage für die angesehene „Neue Evangelische Kirchenzeitung" erhielt er die Möglichkeit, trotz seiner ländlichen Abgeschiedenheit sich eine nationalökonomische Bildung zu erarbeiten, so daß Stöcker bei seinem Eintritt in die politische Öffentlichkeit auch auf diesem Gebiet begründeten Anspruch auf Sachkenntnis erheben konnte. In diesen zunächst

den kirchlichen Tagesfragen zugewandten Aufsätzen und Referaten erprobte sich zuerst seine publizistische Begabung, die ihn später zu wirklicher Meisterschaft auf allen Gebieten, vorwiegend aber dem der kirchenpolitischen Publizistik, gelangen ließ. So verschieden nach ihrer sozialen Struktur die beiden ersten Gemeinden sein mochten, ein Problem war ihnen gemeinsam in den Augen ihres Seelsorgers: daß die kirchliche Sitte, infolge der Gleichgültigkeit und teilweise der Abneigung gegenüber dem kirchlichen Leben gelockert, durch energische Kirchenzucht wiederhergestellt werden müsse, um die Voraussetzungen einer lebensvollen Gemeinde zu schaffen. Nach Stöckers Überzeugung durfte die Kirche sich nicht damit begnügen, das Leben ihrer Angehörigen mit Trost und Mahnung zu begleiten, sondern hatte die Pflicht, in dieses Leben gestaltend und, wo es not tat, im Kampf gegen Unglauben und Gleichgültigkeit und schlechten Lebenswandel, auch strafend einzugreifen. Diese aggressive Auffassung der cura animarum, „ohne welche unser Volk nie wieder zur Strenge der Sitten durchdringt", widersprach der überkommenen Kirchenpraxis und hatte einen institutionellen Kirchenbegriff zur Voraussetzung, welcher nach dem Beispiel der reformatorischen Kirche in den ersten protestantischen Jahrhunderten das gesamte soziale Leben der Gemeinde zu umfassen und zu leiten bestrebt war. Stöcker sah in dem Begriff der Seelsorge im engeren wie im weitesten Wortsinn den wirksamen Weg zu dem immer klarer erkannten und nachdrücklich verfochtenen Ziel, daß die Kirche nur dann ihrer Aufgabe gegenüber dem Volksleben genügen könne, wenn „der Geistliche nicht nur ein theologisches Dasein führe, sondern auch eine populäre Existenz erringe".

Nach dem siegreich beendeten Krieg wurde in Metz die Errichtung eines evangelischen Pfarramtes für die zahlreiche Militärgemeinde und die große Zahl der aus Altdeutschland zuwandernden Beamten erforderlich. Unter mehr als zweihundert Bewerbern wurde Stöcker, den die schwierigen Verhältnisse in Hamersleben einen Amtswechsel wünschen ließen, als Divisions- und Garnisonpfarrer im Herbst 1871 nach Metz berufen. Die Aufmerksamkeit war auf ihn gelenkt worden durch den — wie er selbst ihn nennen würde und auch genannt hat — „patriotischen" Ton in seinen kirchlichen Zeitbetrachtungen; er ließ erkennen, daß der eifrige und zuweilen eifernde Kirchenmann mit brennender und ernster Liebe die großen Geschicke des Vaterlandes begleitete. In diesem Patriotismus wie in dem sozialen Interesse schlug die politische Ader seines Naturells, freilich ihm selbst noch unbewußt: „Ich werde mich hüten, die Sicherheit geistlichen Auftretens durch die Unsicherheit politischer Kontroversen schwankend zu machen." Mit dieser ahnungsreichen Begründung hatte er es 1867 abgelehnt, sich in die Tagespolitik hineinziehen zu lassen.

Zu solchem Abschwenken in die politische Bahn bot die neue Amtsstellung in Metz um so weniger Gelegenheit und Anreiz, als die Fülle der über den eigentlichen Amtsbereich hinaus sich bietenden Aufgaben seine Arbeitskraft hinreichend beanspruchte. Auf dem schwierigen Boden der lothringischen Bischofsstadt verknüpften

sich die nationalen und konfessionellen Gegensätze in ihrer frischen Schärfe mit mancherlei sozialen Nöten und kirchlichen Hemmungen. Mit großer Mühe nur war der Militärfiskus zum Bau einer evangelischen Garnisonkirche zu bewegen, so daß für die preußischen Truppen zunächst in einem Turnsaal Gottesdienst abgehalten werden mußte. Für die zugewanderten Deutschen sollte eine höhere Töchterschule gegründet werden, an welcher Stöcker auch noch einen Teil des Unterrichts übernahm. Die Einrichtung einer Diakonissenstation wie die einer Wanderherberge waren seiner Initiative zu danken, seine Kanzel versammelte neben der Militärgemeinde den bewußt evangelischen Bestandteil der deutschen Zuwanderung. In dieser umfassenden, vom kirchlichen Amt her angegriffenen Aufbauarbeit traten kirchliche und staatliche, soziale und nationale Elemente durch die Tatkraft seiner Persönlichkeit in nahe Berührung; evangelischer und deutscher Lebenswille standen in so enger Gemeinschaft vor der französischen und katholischen Abwehr, daß die „heilige Ehe zwischen Reformation und Deutschtum" auf dem westlichen Vorposten Metz eine ähnliche Lebenskraft in Stöckers Augen beweisen konnte, wie er sie in der „Volkskirche der Reformation" auf dem baltischen Außenposten erfahren hatte.

Diese Idee der evangelischen Volkskirche als erstrebenswerten Ziels kirchlichen Aufbaues wurde um so bedeutsamer, je mehr die Entwicklung des „Kulturkampfes" seine von jeher gehegte Überzeugung zu bestätigen schien, daß in dem bestehenden Staatskirchentum das eigentliche Hemmnis für ein lebendiges Einwirken der Kirche auf die Gegenwart gegeben sei. „Es gibt für unsere Kirche kein Heil mehr als in der Loslösung vom Staate, vom Kultusminister nicht bloß, sondern auch vom Summepiskopus. Der letztere Name ist unter parlamentarischer Regierung ein Götze und der Tod der Kirche. Ist die Kirche frei, so kann sie sich von der Windrose der parlamentarischen Meinungen frei halten." Es erschien ihm, wie er später (1886) einmal sagte, als „keine richtige geschichtliche Entwicklung", wenn die evangelische Kirche mit dem Übergang Preußens zum konstitutionellen Staat zwar dem Anschein nach unter dem persönlichen Summepiskopat des Landesherrn verblieben, tatsächlich aber unter die politische Einflußnahme eines dem Landtag verantwortlichen Ministers geraten sei. Während die durch die Falksche Kirchengesetzgebung von 1873 vorgesehenen synodalen Verfassungseinrichtungen ins Leben traten, um in der Generalsynode von 1875 ihren Abschluß zu finden, bot sich Gelegenheit genug, in der Erwartung dieses Ereignisses das Für und Wider dieser Gesetzgebung zu erörtern. Stöcker hat in seiner „Kirchenzeitung" von vornherein die Tragweite einer von der liberalen Staatsidee ausgehenden Kirchenpolitik dahin beurteilt, „daß auf der einen Seite der Staat alle seine Positionen in der Kirche behält, während die Kirche die ihrigen im Staatsleben so gut wie verloren hat". Dabei mußte allerdings die Frage auftauchen, ob die evangelische Kirche in Preußen während der letzten hundertfünfzig Jahre im Staatsleben noch wirkliche „Positionen" — von der sehr wichtigen Schulaufsicht

abgesehen — zu verlieren hatte, oder ob in diese Kritik nicht das romantische Wunschbild einer Kirche hineinspielte, nicht, wie sie geschichtlich geworden war, aber wie sie hätte werden sollen. Jedenfalls besaß Stöcker das Ideal einer solchen in das „Staatsleben", das heißt in das Volksleben, gestaltend eingreifenden Kirche und machte es zum Maßstab seiner Beurteilung der gegenwärtigen Lage und der kommenden Entwicklung. Und dieses Urteil stand im Gegensatz zu der vom Staate angebahnten Kulturpolitik — die erste Oppositionsstellung, die Stöcker in der Öffentlichkeit einnahm, richtete sich also gegen eine kirchenpolitische Position des Staates, und damit öffnete sich der Weg in das weite politische Feld, allerdings noch im Bereich der von ihm so hoch bewerteten „Sicherheit geistlichen Auftretens".

Mit sehr scharfen und leidenschaftlichen Worten hat Stöcker seine Stellungnahme begründet und verteidigt: es war der Instinkt für das politische Verhängnis, welches über die evangelische Kirche als Staatskirche in einem nicht-konfessionellen Staate kommen mußte, welcher ihn die Dinge klarer als andere sehen und aussprechen ließ. Gewann der Liberalismus oder andere Parteigruppen Einfluß auf das Staatskirchentum, dann wurde die Kirche als solche notwendig in die politischen Gegensätze hineingezogen und verlor mit der „unabhängigen Existenz die Freiheit, die Aufgabe der Rückeroberung unseres Volkslebens anzufassen". Denn die mit der Einführung der Zivilstandsgesetzgebung offenkundig gewordene Entkirchlichung breiter Schichten, namentlich der Arbeiterschaft, zeigte die Notwendigkeit, das Volk für die Kirche als Trägerin des christlichen Glaubens zurückzugewinnen. „Unsere Krankheit liegt in der Sozialgestalt unserer Kirche, das Grundübel ist das Staatskirchentum", denn das landesherrliche Kirchenregiment sei in der Vergangenheit nur „Notstand und Notbehelf" gewesen, und im modernen Staat sei es noch weniger in der Lage, „die Kirche nach rein kirchlichen Gesichtspunkten zu leiten". „Unser Geschlecht, das an der Brust der Freiheit genährt ist, verträgt im religiösen Leben die Unfreiheit nicht mehr; ein Glaubensleben unter Staatsaufsicht, eine Kirche unter dem landesherrlichen Regenten hat keine Verheißung mehr ... Das Jammerbild einer evangelischen Kirche, wie wir es haben, vermag über das Volksleben nichts; eine Macht im Volk wird unsere Kirche erst werden, wenn sie keine Magd mehr ist, sondern eine Freie." Mit dieser Forderung mußte Stöcker auf die Gegnerschaft des Liberalismus stoßen. Stöcker war sich darüber im klaren: „Es ist die Staatsidee, nicht der Landesherr, die sich einer freien Volkskirche widersetzt ... Solange die Kirche unter die Weltgedanken der Politik gestellt ist, kann sie nur hier und da einen Zug ihrer göttlichen Natur sehen lassen." Soweit und solange der Staat, wenn auch in gesetzlich gewährleisteter Form, ein ausschließliches Ernennungsrecht für die hohen Kirchenämter wie für die theologischen Lehrstühle ohne Einfluß der kirchlichen Organe ausübte, so lange mußte er „in Wahrheit der Herr des kirchlichen Geistes" sein; in diesem Zustand erblickte Stöcker die Gefahr, daß „die Kirche im Staat, das heißt in der Welt

aufgehen" werde. Was ihm als Ideal vorschwebte, war eine „freie Volkskirche", welche zwischen der Skylla des Staatskirchentums und der Charybdis der zur Sekte verkümmernden Freikirche hindurchsteuern mußte, um als „unabhängige Gemeinschaft des Glaubens ... was sie noch nie gewesen, aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen notwendig werden muß", an der Erneuerung des religiösen und sittlichen Volksgeistes zu arbeiten. Fragt man nach der konkreten Vorstellung, welche sich mit dem freien Kirchenideal verband, so läßt wohl eine spätere Formulierung, daß die kirchliche Bewegung sich auf die „katechismusgläubigen Schichten" stützen müsse, die Richtung seiner Zielsetzung erkennen. Mochten die rechtlichen und geschichtlichen Grundlagen dieser Forderungen noch so bestreitbar sein — das Beispiel des im Kulturkampf gerade erstarkenden Katholizismus hat ihm ohne Zweifel vor Augen gestanden —, Stöcker hat an dem einmal erkannten Ideal mit zähem Willen festgehalten. Er hat auf den Synoden die widerstrebenden kirchlichen Gruppen für seine Einsicht zu gewinnen gesucht. Er hat als konservativer Abgeordneter mit Unterstützung eines erheblichen Teiles seiner Partei im preußischen Landtag (1886) den vergeblichen Versuch unternommen, mit den Mitteln parlamentarischen Kampfes die Frage ins Rollen zu bringen in scharfem Gegensatz zu Bismarcks Kirchenpolitik, der hinter einer Freistellung der Kirche aus der staatlichen Kirchenhoheit die Gefahr der Bildung eines „evangelischen Zentrums" mit Recht oder Unrecht witterte. Noch am Ende der neunziger Jahre hat einer seiner Aufsätze über und gegen das landeskirchliche Regiment Wilhelm II. so gereizt, daß er den Vorkämpfer des monarchischen Gedankens wegen Majestätsbeleidigung zu belangen wünschte. So hat sein kirchenpolitisches Ideal den genuin konservativen Mann vom Anfang bis ans Ende seiner Wirksamkeit zur politischen Opposition gegen den Regierungskurs genötigt. Stöcker besaß auch hier den sicheren Blick für die Zukunft, wenn er immer wieder die These aufstellte: „Wir gewinnen die Sozialdemokratie nicht für unser an den Staat gebundenes Kirchentum." Von vornherein hatte Stöcker erkannt, daß die Entkirchlichung und Kirchenfeindschaft der sozialistischen Arbeitermassen in der zu engen Nachbarschaft von Kirche und Staat eine ihrer Wurzeln besaß. Wenn die pfarramtliche Seelsorge die sozialen Nöte des einzelnen dringlich vor Augen gestellt hatte, so erfaßte seine kirchliche Zeitkritik die Aufgabe und die Forderung einer „Volksseelsorge großen Stils" als unlöslich verbunden mit dem Gesamtproblem der „sozialen Frage". Die Kirchenpolitik besaß für ihn von Anfang an eine sozialpolitische Kehrseite. Die ganze Tragweite dieses Sachverhalts kam ihm jedoch erst zum Bewußtlein, nachdem Stöcker im Herbst 1874 als Hofprediger auf die vierte Pfarrstelle am Berliner Dom berufen war.

Die zur Millionenstadt anwachsende Reichshauptstadt stand damals im Zeichen der Liquidation der „Gründerjahre", deren verhängnisvolle Folgen zutage traten in ständig zunehmender Arbeitslosigkeit und in einer entsprechenden Empfänglichkeit der zugewanderten Arbeitermassen für die sozialdemokratische Agitation. Von der Wirksamkeit dieser Agitation einerseits, von der Notlage der wirtschaftlich

ungesicherten Arbeiter andererseits gewann der neue Hofprediger durch seine seelsorgerliche Tätigkeit starke und für seine Lebensarbeit bestimmende Eindrücke. Da die Domgemeinde als ursprünglich „reformierte" Personalgemeinde keinen abgeschlossenen Sprengel besaß, dehnten die Wege der Pastorisation sich fast über das ganze Stadtgebiet aus und brachten Stöcker in sehr viel nähere und beruflich dringlichere Berührung mit dem Massenelend und den sozialen Problemen als mit dem Glanz des Hofes und der aristokratischen Gesellschaft. Der durch die sozialen Verhältnisse bedingten sittlichen Gefährdung der Bevölkerung, namentlich in den neu entstehenden Arbeitervierteln, vermochte die offizielle Kirche keine Abhilfe zu bringen. Man hatte allerdings versucht, im Sinne Wicherns auf dem Wege der Inneren Mission wenigstens durch Armenpflege und Entlassenenfürsorge den gefährdeten Existenzen nachzugehen. Hier hatte Stöcker mit seiner ersten, sein Leben überdauernden Organisationsarbeit eingesetzt durch die Neugründung der Berliner Stadtmission (9. März 1877), welche seiner Entschlußkraft und unermüdlichen Arbeitsfähigkeit stetiges Fortschreiten und wachsende Festigung verdankte. Die in großem Umfang geleistete materielle Fürsorge sollte nur Mittel, niemals Zweck der das Elend aufsuchenden Liebestätigkeit sein. An ihren Ausbau hat die „missionarisch-diakonische Persönlichkeit" des Hofpredigers den größten Teil hingebender Arbeitskraft durch drei Jahrzehnte völlig selbstlos eingesetzt; in diesen harten, wenig lockenden Boden senkte der evangelisierende Prediger so tiefe und starke Wurzeln, daß er nach dem Verlust seines Kirchenamtes (1890) nicht nur seine eigene Predigtkirche als Mittelpunkt der Stadtmissionsarbeit bauen konnte (1892), sondern daß diese seine Lebensarbeit ihn als Organisator und Diener christlicher Liebestätigkeit an die Seite von J. H. Wichern und Fr. von Bodelschwingh treten läßt.

Von den vielfachen Teilgebieten der innermissionarischen Wirksamkeit sei hier nur auf eine ihn besonders kennzeichnende Arbeitsleistung hingewiesen, auf die sogenannte „Sonntägliche Pfennigpredigt". Angeregt durch die in England üblichen Straßenpredigten, mit denen die kirchliche Verkündigung die die Kirche meidenden Schichten zu erreichen suchte, verfolgte Stöcker das Ziel, den zahllosen „Sonntagslosen", deren Arbeit am Sonntag nicht ruhen konnte — im Verkehrswesen, im Gastwirtsgewerbe und so weiter — eine gedruckte Predigt zukommen zu lassen, deren Verteilung durch freiwillige Hilfskräfte erfolgen mußte. Mit dem Winter 1881 wurde diese Arbeit begonnen, für die Stöcker mit fast ausnahmsloser Regelmäßigkeit die wöchentliche Predigt verfaßte. Die erste Auflage erschien in sechshundert Stück, nach acht Jahren stieg die Auflagenzahl auf hundertzwanzigtausend; im Verlauf von fünfundzwanzig Jahren sind hundertvierzig Millionen Stück verteilt worden — schon unter technischem Gesichtspunkt eine außergewöhnliche propagandistische Leistung im „Apostolat des kleinen Mannes", für welches auch scharfe Gegner in Politik und Weltanschauung ihm die Meisterschaft zuerkannten.

Wenn man darum Stöckers Wirksamkeit mit Grund als „den lebendigen Kommentar zu Wicherns Gedanken" bezeichnen konnte, so hatten die Erfahrungen der ersten Berliner Jahre ihn gelehrt, daß „die mittelbare Einwirkung durch Liebestätigkeit spurlos an den Massen vorübergeht; sie wirkt eher abstoßend einem Geschlecht gegenüber, das materiell und sozial eine höhere Lebensstellung beansprucht". Die Grenzen der karitativen Betätigung gegenüber den sozialen Nöten waren erkannt; und es mußte ein anderer Weg gefunden werden, um die „ewigen christlichen Ideen" den entkirchlichten Massen nahezubringen: „Das Christentum hat alle Gedanken, um die Politik gerecht und das soziale Leben richtig zu gestalten. Deshalb hat die Kirche aber auch die Pflicht, ihre Gedanken geltend zu machen, und das Recht, dafür Anerkennung zu fordern; dieses Recht soll die Kirche als Kirche geltend machen." Stöcker war entschlossen, diesen kirchlichen „Willen zur Öffentlichkeit", solange die institutionelle Kirche diese ihr zugewiesene Aufgabe nicht aufgriff, für seine Person zu verwirklichen, sich nicht länger „durch Regierung und Liberalismus in die Kirchen und Sakristeien zurückdrängen" zu lassen, sondern seinerseits den Weg in die politische Volksversammlung anzutreten. Denn hier konnte er hoffen, an die Menschen heranzukommen, die in keine Kirche gingen und ihre Weltanschauung von den Redakteuren der radikalen Presse bezogen. Diese liberale und radikale, vielfach unter jüdischem Einfluß stehende Presse trug in Stöckers Augen die meiste Schuld an der Übersteigerung der sozialen Spannungen, die einen durch ihre „manchesterliche" Verschlossenheit gegenüber den sittlichen Untergründen der sozialen Notlage, die andern durch deren skrupellose Ausbeutung zu Parteizwecken.

Wieder wie im kirchenpolitischen Bereich erschien ihm die gegenwärtige Situation als Ergebnis einer „nicht richtigen geschichtlichen Entwicklung", nämlich „des liberalen wirtschaftlichen Systems, welches ... in seiner Übertreibung alle Organisationen zerschlagend, zum Atomismus führt, der nichts anderes im Gefolge hat als ein großes Proletariat". Im Begriff, zum Kampf gegen die Sozialdemokratie anzutreten, erkannte Stöcker die Notwendigkeit, den eigentlichen Urheber der sozialen Nöte zu bekämpfen in dem „falschen Liberalismus, der liberal ist mit fremdem Recht, der nur den Wert der Freiheit kennt, aber nicht den Wert der Ordnung". Und zwar deshalb, weil er die „überirdischen Ordnungen nicht gelten läßt, auf denen das irdische Leben beruht". Die Herkunft solcher Kritik an der atomisierenden „Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Wucherfreiheit, Aktienfreiheit, unter denen unser Volk seufzt und verkümmert", aus dem konservativen Arsenal ist unverkennbar, aber die Zielsetzung, welche Staat und Kirche zur Abhilfe aufruft und einem christlichen Staatssozialismus zustrebt, bringt ein völlig neues Moment mit sich. „Die alte Fahne der Konservativen mit ihrer Inschrift ‚Königstreue und Rechtskontinuität' genügt allein nicht mehr; an der sozialen Frage wird heute jede herrschende Partei ihre Macht oder Ohnmacht beweisen müssen!" Das war der neue politische Zielpunkt. Und den Verantwortlichen der Kirche legte er die Überlegung nahe: „Ein Arbeiter, der in der Gegenwart kein

rechtes Auskommen, für die nächste Zukunft keine sichere Existenz, für das Alter keine Hoffnung hat, ein Familienvater ohne gesunde Wohnung und ein Christ ohne Sonntag: ein solcher Mensch wird in den seltensten Fällen ein lebendiges Glied der Kirche, leicht aber ein Rekrut des Umsturzes werden." Darum sei es Pflicht der Kirche, mitzuwirken, daß die sozialen Grundlagen für ein gesundes Volksleben geschaffen werden. „Durch Innere Mission kann die Sozialdemokratie nicht überwunden werden; es bedarf einer sozialpolitischen Partei." Aus konservativer Ausgangsstellung heraus mit den geistigen Kampfmitteln der Kirche den Kampf gegen die Zeitmächte und Zeitnöte im Angriff gegen Liberalismus und Sozialismus politisch zu beginnen, das war der Zweck einer christlich-sozialen Arbeiterpartei, mit deren Gründung in der berühmten „Eiskellerversammlung" vom 3. Januar 1878 Stöcker seinen ersten politischen Versuch unternahm und seinen ersten Fehlschlag erlebte.

Denn die Versammlung endete mit einer Entschließung gegen die geplante Gründung dank dem gewandten Eingreifen bewährter Agitatoren der Sozialdemokratie, welche das Kampfgelände der Volksversammlung besser kannten als der unerfahrene Hofprediger und sich auch rednerisch überlegen zeigten, obgleich Stöckers Ansprache seine ungewöhnliche Begabung für eine volkstümliche Beredsamkeit, die ihn zum wirksamsten politischen Agitator der achtziger Jahre werden lassen sollte, an diesem Abend zum erstenmal unter Beweis gestellt hatte. „Ich stamme aus Ihren Kreisen. Mein Vater, ehe er Soldat und Beamter wurde, war ein Schmied ... noch heute habe ich Vettern, die Arbeiter sind. Ich weiß sehr genau, wo den Arbeitsmann der Schuh drückt." Diesem psychologisch höchst wirksamen Beginn folgte die Warnung vor den „unpraktischen Träumen einer blutigen Sozialrevolution", unter Hinweis auf die Pariser Kommune von 1871, wie die scharfe Kritik am „herrschenden Wirtschaftssystem", zugleich mit der Anerkennung der berechtigten Forderungen der Sicherung des Arbeiters gegen die Wirtschaftskrisen, der Einschränkung der Frauenarbeit, des Verbotes der Sonntagsarbeit, der Schaffung eines Arbeitsrechtes. „In all diesen Dingen lassen sich zweckmäßige Reformen schon heut durchsetzen." Es war ein Programm der Sozialreform, getragen von dem Grundgedanken, daß die menschliche Arbeit nicht als Ware, sondern als persönliche Leistung gewertet und gestaltet werden müsse. Die Rede endete mit einem volksmissionarischen Aufruf: „Wollen Sie als Arbeiterpartei wirklich eine geschichtliche Bedeutung gewinnen, dann dürfen Sie das Edelste, was bisher in der Brust des Menschen gelebt hat, die Liebe zu Gott und die Liebe zum Vaterland, nicht totschlagen, das dürfen Sie wahrhaftig nicht!" Der sozialistische Gegenredner aber wußte sofort die Wirkung der Stöckerschen Rede mit einer fanatischen Anklage gegen das christliche Pfaffentum, dessen Tage gezählt seien, „totzuschlagen".

Wenn Stöcker mit diesem ersten Versuch scheiterte, so trug neben der verständlichen inneren Abwehr der „klassenbewußten" Hörer einen erheblichen Teil der

Schuld sein optimistisches, zuweilen fast illusionistisches Zutrauen in die durchschlagende Werbekraft der „guten Sache" wie sein sorgloses, manchmal fast leichtfertiges Verfahren bei der Auswahl seiner Mitarbeiter. Denn trotz aller karitativen und missionarischen Erfahrungen fehlte es Stöcker an eigentlicher Menschenkenntnis.

Es ist dann doch am 25. Januar 1878 mit einer kleinen Zahl von Arbeitern zur Gründung einer christlich-sozialen Arbeiterpartei gekommen, auf der Grundlage eines Parteiprogramms, das unter Mithilfe des „Kathedersozialisten" Adolf Wagner ausgearbeitet wurde. Das Programm der „Partei der Rettung", welche der „Partei der Verführung" entgegentreten sollte, wollte Ernst machen mit dem Vorsatz, „durch Billigung der berechtigten Forderungen des städtischen Arbeiterstandes ... ihn zum Verzicht auf seine unberechtigten Forderungen zu bringen", wie es in einer für Wilhelm I. bestimmten Eingabe Stöckers hieß. Die Forderungen nach obligatorischen Arbeiterorganisationen und obligatorischen Versicherungskassen, nach gesetzlichem Arbeiterschutz, worunter sogar der „Normalarbeitstag, modifiziert nach Fachgenossenschaften" genannt war, nach „arbeiterfreundlicher Leitung der Staatsbetriebe" (im Blick auf das mächtige Anwachsen der Arbeitnehmerschaft bei Eisenbahn und Postverwaltung) — sie unterstrichen den sozialen Willen zu wirksamer Hilfe wie den scharfen Gegensatz zum liberalen Wirtschaftsdenken, das noch von der „sogenannten Arbeiterfrage" zu sprechen liebte. Besonders in der Forderung der „verhandlungsfähigen" Fachgenossenschaften wirkte das Ziel einer „großen Korporation des gesamten Volkslebens", durch welche „die sozialrechtliche Ebenbürtigkeit von hüben und drüben" anerkannt und dem Ausweichen in „patriarchalisches Wohlwollen" der Arbeitgeber vorgebeugt werden sollte. Daß der „vierte Stand" ein Recht habe auf eine Umgestaltung der Wirtschaftsverfassung, ist das Moment, welches Stöckers „Kanzelsozialismus" in den Verdacht und in die Nachbarschaft eines „staatsgefährlichen" Sozialismus bringen mußte in den Augen der alten Parteien, einschließlich der konservativen Richtungen.

Stöcker leugnete diesen Gegensatz zur bürgerlichen Staats- und Weltanschauung nicht ab, sondern sprach vielmehr gern von einer neuen „Staatsidee, welche offen anerkennt, daß der Arbeiter in seiner unsicheren Lage ... einen berechtigten Anspruch hat auf die Fürsorge des Staates ... das sind Neuerungen im Staatsbegriff, von welchen die liberale Staatsidee keine Ahnung hat" (14. Dezember 1882). Denn mit dieser neuen Idee des Staatssozialismus hoffte er der alten Konservativen Partei zu einer „Auferstehung als Volkspartei" zu verhelfen, indem die „christlich-soziale" Arbeiterschaft als selbständige Formation unter die Fahne des monarchischen Konservativismus treten sollte.

Die Partei und ihr Programm haben nicht die erwartete Anziehungskraft erwiesen; die Arbeiter kamen nicht, jedenfalls nur in so verschwindender Zahl, daß die Beteiligung an den „Attentatswahlen" von 1878 mit rund zweitausend

abgegebenen Stimmen den Mißerfolg dieser Parteigründung „aus wilder Wurzel" offenkundig machte. Einen der Hauptgründe des Mißlingens kann man darin erblicken, daß das Programm, welches die „gegenwärtige Sozialdemokratie als unpraktisch, unchristlich und unpatriotisch verwarf", seinerseits „eigentlich nur praktisch erfüllbare Forderungen vorschlug", wie Stöcker selbst später hervorhob, darum der Zugkraft entbehrte, weil es „zu wenig Utopie" enthielt, so daß ein erheblicher Teil bereits in der ersten Stufe der deutschen sozialpolitischen Gesetzgebung von 1883/7 verwirklicht werden konnte. Das Programm wollte die Partei zwar in den Dienst des „sozialen Ausgleichs" stellen, aber es verfolgte doch daneben den Zweck, auf dem Umweg der sozialpolitischen Forderungen die Arbeiter wieder für die Kirche zu gewinnen und der Kirche zuzuführen. Die Arbeiter mußten durchschauen, daß sie als Mittel zu einem außerhalb ihres Gesichtskreises und ihrer wirtschaftlichen Zielsetzung liegenden Zweck dienen sollten. Und endlich, in politischer Richtung trug das Programm wohl dem Gegensatz zwischen sozialistischer und liberaler Anschauung Rechnung, jedoch nicht der tiefen Oppositionsstimmung der Arbeiterschaft gegenüber dem bestehenden Staat. Es war selbstverständlich, daß ein monarchisch-konservativer Mann wie Stöcker wohl zu einer „Regierung", nicht aber zum bestehenden Staat und seiner Spitze in Opposition treten durfte; darum konnte seiner Parteigründung die Erfahrung nicht zugute kommen, daß lebensfähige Parteien aus einer grundsätzlichen Opposition gegen bestehende Gewalten ihre Kraft zu ziehen pflegen. Nicht als Abgeordneter seiner Partei, sondern als konservativer Abgeordneter wurde Stöcker 1879 in den Landtag für Minden-Ravensberg und ebenso 1881 vom Wahlkreis Siegen in den Reichstag gewählt — beides Bezirke, in denen die Kirche und kirchliches Leben noch den Rang einer „sozialen Großmacht" besaßen, wie er ihn für die Gesamtkirche erstrebte.

Die „christlich-soziale Arbeiterpartei" hat anfangs 1881, nachdem ihre Versammlungen und Veranstaltungen ihrem Gründer zum Sprungbrett für seinen Angriff auf „die Seele Berlins" gedient hatten, das Wort „Arbeiter" aus ihrem Namen gestrichen und wurde zum Ausgangspunkt der vorwiegend die kleinbürgerlichen Schichten erfassenden antisemitischen „Berliner Bewegung".

*

Die Attentate des Sommers 1878 wurden mit den scharfen Repressivmaßnahmen des Sozialistengesetzes beantwortet. An der Fragwürdigkeit der sozialpolitischen Lage war dadurch nichts geändert. „Könnte man die Sozialdemokratie wirklich mit Gewalt niederhalten, was wäre gewonnen? Sie müssen wieder deutsch und Christen werden, das ist das Problem; sehr schwierig, aber wert, daß man alle Kräfte daransetzt." Die Aufgabe, welche Stöcker sich gestellt sah, war die gleiche geblieben, doch schlug er im Jahre 1879 einen neuen Weg zum alten Ziele ein. Der Kampf für die Rückgewinnung des Volkes für das Christentum

führte mit Notwendigkeit zum Zusammenstoß mit der Kirchenfeindschaft des weltanschaulichen Liberalismus und zugleich mit seinem kapitalkräftigen und einflußreichen Bundesgenossen, dem modernen Judentum. Mit der durch die Gesetzgebung von 1869 vollendeten Emanzipation setzte ein so nachhaltiger Vorstoß des Judentums auf die „Lebensadern" des öffentlichen Lebens und namentlich der Reichshauptstadt ein, daß eine scharf antisemitische Stimmung in weiten Kreisen der Bevölkerung sich auszubreiten begann. Im Jahre 1880 soll die Zahl der in Berlin ansässigen Juden der Gesamtzahl der in Frankreich überhaupt wohnenden Juden entsprochen haben. Das öffentliche Leben Berlins mochte durch den jüdischen Einfluß auf die Presse als „fast völlig entdeutscht" erscheinen. Es kam dazu, daß der damalige jüdische Stadtverordnetenvorsteher in den zwischen der „modernen" bibelkritischen Richtung und der „positiven" biblizistischen Richtung der evangelischen Kirche aufgekommenen Meinungsstreit in anmaßendster Weise sich einzumischen wagte und dadurch die leidenschaftliche Abwehr Stöckers herausforderte. Am 29. September 1879 trat Stöcker mit einer Rede hervor, die ihn mit einem Schlage in den Vordergrund des öffentlichen Kampfes stellte durch die drei berühmt gewordenen Forderungen an das Berliner „moderne Judentum": „ein klein wenig bescheidener" — in der Selbsteinschätzung des jüdischen Geistes für die religiöse und sittliche Entwicklung der Menschheit; „ein klein wenig toleranter" — in den Angriffen auf die Geschichte, die Lehren und die Wirksamkeit des Christentums; und schließlich: „bitte, etwas mehr Gleichheit!" „Das moderne Judentum muß an der produktiven Arbeit (im Wirtschaftsleben) teilnehmen!" Denn von der „Judenfrage als einem Gegenstand sozialer Besorgnis" war der Redner ausgegangen im Blick auf die „seit einigen Monaten in hellen Flammen stehende" Diskussion der These: „Die soziale Frage ist die Judenfrage." In dieser dreifachen Richtung: gegen die beherrschende Sonderstellung des kapitalkräftigen Judentums im Wirtschaftsprozeß; gegen die Zersetzung der christlichen und nationalen Überlieferungen des deutschen Volkslebens durch das dem jüdischen Glauben entfremdete Reformjudentum, „dessen Bekenntnis steht auf dem leeren Blatt zwischen Altem und Neuem Testament"; gegen den durch die Presse auf allen lebenswichtigen Gebieten ausgeübten Einfluß dieser trotz der Emanzipation „als Volk im Volk, als Stamm im Staat" sich abschließenden „Minorität" — in dieser dreifachen Richtung hat Stöcker von da an in ungezählten Reden der Volksversammlungen wie der Parlamente den Angriff geführt gegen das „moderne Judentum". Doch hat er am Schluß der ersten Rede noch die Warnung ausgesprochen: „Schon beginnt ein Haß gegen die Juden aufzulodern, der dem Evangelium widerstrebt ... Israel muß den Anspruch aufgeben, der Herr Deutschlands werden zu wollen ... sonst ist eine Katastrophe zuletzt unausbleiblich." Dem eigenen Volk galt die weitere Mahnung: „Rückkehr zu mehr germanischem Rechts- und Wirtschaftsleben, Umkehr zu christlichem Glauben, so wird unsere Losung lauten." Diese in einer christlich-

sozialen Parteiversammlung gehaltene Rede „erbohrte einen Quell, aus dem Ströme des Hasses und der Verhetzung sich über Stöckers Leben ergossen wie kaum über einen anderen Mann des öffentlichen Lebens". Dem schneidigen und schonungslosen Angriff antwortete eine ebenso schonungslose und leidenschaftliche Gegenwehr, deren vergiftende Wirkung Stöcker zwar langsam, aber um so nachhaltiger in den folgenden Jahrzehnten zu spüren bekam. Zunächst trug der aufflammende Kampf den volkstümlichen Redner mit seiner „furchtbaren Beredsamkeit" auf die Höhen einer „populären Existenz" als Begründer der „Berliner Bewegung", in deren antisemitischem Strombett alles mündete, was an konservativen und antiliberalen, christlich-sozialen und mittelständlerischen, patriotischen und kirchentreuen Stimmungen und Verstimmungen im Berliner Bürgertum vorhanden oder zu wecken war. Der Kampf Stöckers um die Rückgewinnung der Arbeiterschaft für „Thron und Altar" wandelte sich in ein Ringen gegen alle Kräfte, denen die Schuld an der geistigen Entfremdung des „Vierten Standes" von den überlieferten Werten beizumessen war: gegen das liberale und freisinnige Bürgertum und seine Führung, gegen die unsoziale Wirtschaftsgesinnung, gegen die Sozialdemokratie und ihre Kirchenfeindschaft — in und hinter allen diesen Mächten gegen das „moderne" Judentum, denn es stand irgendwie mit jeder von ihnen im Bunde. Und dieser Kampf hat die Schaffenskraft seiner besten Jahre aufgesogen und verzehrt.

So eindeutig und klar die tatsächliche Gegnerschaft gegen das Judentum in Stöckers Agitation zutage tritt, so wenig geklärt ist seine grundsätzliche Stellungnahme. Das Vordringen des Judentums auf dem Boden der Wirtschaft wie des Geisteslebens „bedeutet für uns einen Kampf ums Dasein in der intensivsten Form. Man täusche sich nicht: auf diesem Boden steht Rasse gegen Rasse und führt, nicht im Sinne des Hasses, aber des Wettbewerbs, einen Rassestreit ... Das Judentum ist ein Volk im Volk, ein Staat im Staat, ein Stamm in einer fremden Rasse" (26. September 1879). Ausführungen dieser Art legen den Schluß auf einen rassisch bedingten Antisemitismus ebenso nahe, wie andere und wiederholte Äußerungen dem entgegengehalten werden können, in denen Stöcker den „Rassenantisemitismus" als „unchristlich" ebenso nachdrücklich ablehnt, wie er die These von der Unwirksamkeit der aus Überzeugung vorgenommenen Judentaufe als „Rückfall in die Nationalreligionen" bezeichnet. Christliche Maßstäbe bestimmten auch in dieser Frage vorwiegend sein Urteil; durch ihre Nationalität wie durch ihre Religion seien die Juden davon „abgehalten, den Strom christlich-deutschen Lebens mit uns zu durchmessen ..." „Aber", so heißt es in der Rede vom „Aufwachen der deutschen Jugend": „ich gebe auf eine bloße antijüdische Bewegung gar nichts, wenn sie nicht durchdrungen ist von einer herzlichen Liebe zum Evangelium in unserm Volk ... Deutschland muß wieder christlich werden." (4. 3. 81.)

Die von radikaler Seite zur Diskussion gestellte Forderung, die Emanzipation rückgängig zu machen, hielt Stöcker für praktisch undurchführbar, obwohl er sie

„prinzipiell" zu bejahen geneigt war: „Die Emanzipation ist ein Irrtum ... unter nationalem und sozialem Gesichtspunkt." Wolle man sie, die bei allen Kulturvölkern eine Tatsache sei, im bestehenden Staat durch politischen Kampf aufheben, so würde die Frage, „ob wir den Juden die Emanzipation geben oder nehmen sollen, die Hauptaktion des politischen Lebens werden", und ein so durchschlagendes Gewicht mochte er ihr nicht beimessen. Jedoch erhob er die wiederholte Forderung, die Wirkung der Emanzipation „ohne Ausnahmegesetze" auf dem Verwaltungsweg, unter stillschweigender Nichtachtung der durch die Verfassung gewährten Rechte, einzudämmen. Der „israelitischen Minorität" soll Achtung und Toleranz, aber nicht der geringste Einfluß „auf das öffentliche Leben zugestanden werden; sie sollen Schutz genießen, ohne unser Volkstum zu schädigen ... aber daß Juden wählen und gewählt werden, staatliche oder gar obrigkeitliche Ämter haben, daß sie in Parlament und Kommunalbehörden sitzen, Lehrer in unseren Schulen sind, ist im Prinzip absolut zu verwerfen". Aber Stöcker verschwieg auch seine Überzeugung von dem tiefsten Grund der jüdischen Einflußnahme nicht: „Wenn nicht ein abgefallenes deutsches Volk dem Judentum den Finger gereicht hätte, der moderne Jude hätte nie die deutsche Hand ergreifen können." Aber gerade deshalb hält er an dem Grundgedanken seiner Agitation unbeirrbar fest: „Mir erscheint ohne die Bekämpfung der Judenwirtschaft jede bauende Politik unmöglich." (1894.)

„Mich trieb die Angst um mein Volk in die christlich-soziale Bewegung hinein; ich sah in der sozialen Frage den Abgrund, der vor dem deutschen Leben klafft. Ich bin hineingesprungen, zuerst ohne die Tiefen zu ermessen, weil ich nicht anders konnte." Die „Tiefen" des politischen Kampfes hat Stöcker erst im Lauf der achtziger Jahre richtig erkennen und einschätzen gelernt. Zunächst gewann er durch die Vereinigung der christlich-sozialen und antijüdischen Richtung in der eigenen Agitation wie in der Aufnahmebereitschaft seiner Hörer in der Berliner Öffentlichkeit eine Stellung, welche von ihm selbst mit Genugtuung, von seinen Feinden mit Erbitterung oder Ironie als „Volkstribunat" bezeichnet werden konnte. Die Jahre 1884 und 1885 bildeten den Höhepunkt seiner volkstümlichen Wirksamkeit, erkennbar an der bei der Reichstagswahl von 1884 für die Deutschkonservative Partei in Berlin abgegebenen Stimmenzahl, da die „Berliner Bewegung" konservativ wählte. Seit den „Attentatswahlen" von 1878 war die konservative Wählerschaft von vierzehntausend über sechsundvierzigtausend im Jahre 1881 auf sechsundfünfzigtausend Stimmen gewachsen; der steilste Anstieg lag also im Anfang der Bewegung, und die Gegnerschaft von Fortschritt und Sozialdemokratie hatte immer noch rund einhundertvierzigtausend Stimmen und damit eine absolute Überlegenheit behauptet. Aber daß überhaupt eine nennenswerte konservative Minderzahl in Erscheinung trat, war nur der von Stöcker begonnenen und geleiteten Bewegung zu danken. Um dieselbe Zeit begann aber der Umschwung in Stöckers Laufbahn einzusetzen, weil die Strömungen des politischen Lebens ihre

Richtung zu wandeln begannen. Von dieser Wandlung wurde Stöcker betroffen sowohl in seiner Eigenschaft als konservativer Politiker wie in seiner Stellung als „Hof- und Domprediger".

„Ein Hofprediger bewegt sich auf Glatteis", diese Erfahrung bewahrheitete sich an Stöcker in um so höherem Grade, je weiter die Erfolge seiner Agitation und sein politischer Ehrgeiz ihn auf den politischen Kampfplatz lockten. Denn sein leidenschaftliches Temperament, die Neigung, in lebenswichtigen Fragen und Lagen „plötzliche" statt ausgereifte Entschlüsse zu fassen; der optimistische Glaube an den Erfolg des guten Willens und der Mangel an Mißtrauen in die gegnerischen Absichten — diese zufassende Willenskraft, erfolgreich bewährt in der aufbauenden Arbeit der Inneren Mission, ließ ihn auf dem politischen Kampfplatz, nach Bismarcks Wort, zum „Simson" werden, der sich selbst ebenso gefährdet wie den Gegner.

Die Summe all der Schwierigkeiten, an denen Stöcker als Politiker schließlich scheitern mußte, liegt in der Feststellung enthalten, daß das Amt des Hofpredigers als „Stütze und Fessel zugleich" sich erwies. Die höfische Stellung konnte anfangs von ihm selbst, aber auch von den Gegnern, „als indirekte Deckung" seines politischen Auftretens gewertet werden, im Endergebnis mußte sie seine politische Bewegungsfreiheit durch die vom Hof geforderte Rücksichtnahme entscheidend einschränken und ihn zu verhängnisvollen Kompromissen nötigen. Zuletzt war Stöcker nicht mehr frei in seiner Entscheidung, sondern wurde durch die aus bereitwilliger Förderung in „Ungnade" verwandelte Haltung Wilhelms II. zum Rücktritt vom Amt genötigt, als die Rücksicht auf das Amt ihm schon die unabhängige Stellung des nach freiem Ermessen redenden und handelnden Politikers und Agitators gekostet hatte.

Noch zu Lebzeiten Wilhelms I., dessen ausgesprochene Billigung der „tapfere Lanzenbrecher" in seinem Kampf für „die Erhaltung der Religion" während der ersten Jahre erfahren hatte, drohte bereits — im Sommer 1885 — die Nötigung zum Verzicht auf das Hofpredigeramt; weil, nach Bismarcks scharfsichtigem Urteil, „Agitator und Hofprediger nicht zusammenpassen" konnten in der einmal gegebenen Atmosphäre des kaiserlichen Berlin. Doch wurde die Gefahr beschworen durch die Vermittlung des Prinzen Wilhelm, der nicht nur für den erfolgreichen Leiter der Stadtmission, sondern auch für „den tapfersten, rücksichtslosesten Kämpfer für die Monarchie im Volk" seine Fürsprache einlegte. Den Anlaß zu dieser Krise bot das Urteil in einem der Beleidigungs- und Verleumdungsprozesse, in welche Stöcker infolge seines nicht immer überlegten Auftretens von seinen Gegnern verwickelt wurde mit der besonderen Absicht, ihn mit dem Vorwurf des Meineids zu belasten. Das damalige Urteil ist in der Revision aufgehoben worden, wie denn überhaupt keiner dieser Prozesse zu seiner rechtskräftigen Verurteilung führte, während mehrere seiner Gegner, zuletzt der Saarbrücker Industriemagnat von Stumm, rechtskräftig wegen Beleidigung verurteilt worden sind-

Während der kurzen Regierungszeit Kaiser Friedrichs III., dem die antijüdische Agitation und die politische Betätigung des Hofpredigers von jeher anstößig war, wurde er vor der gleichen Gefahr bewahrt durch das Eingreifen Bismarcks, obwohl er in der den Kanzler bekämpfenden altkonservativen Gruppe der Kreuzzeitungspartei zusammen mit deren Chefredakteur von Hammerstein die führende Rolle spielte. Eine in ihren Beweggründen nicht durchsichtige Hilfsbereitschaft, und um so erstaunlicher, als Bismarck im Jahre 1880 die Anwendung des Sozialistengesetzes gegen Stöcker wegen der „kommunistisch-sozialistischen Tendenz seiner Aufreizung der Begehrlichkeiten der Massen" erwogen hatte und nicht ohne Mühe davon zu überzeugen gewesen war, daß man unmöglich einen konservativen Hofprediger polizeilich ausweisen könne, dessen Ziel sei, Berlin „den Hohenzollern zu Füßen zu legen". Jedoch Bismarck hatte Stöcker in dem Verdacht, ein „evangelisches Zentrum" gründen zu wollen, und blieb bei seiner mißtrauischen Einschätzung: „Er hat nur den einen Fehler als Politiker, daß er Priester ist, und als Priester, daß er Politik treibt." Weniger ein „Fehler" war es als ein Verhängnis, der Schicksalsweg, den Stöcker beschritten hatte, als er die „Sicherheit geistlichen Auftretens" mit der „Unsicherheit politischer Kontroversen" glaubte vertauschen zu müssen, um „die ewigen christlichen Ideen, die guten alten deutschen Gedanken im Volk zu verbreiten."

Das Verhängnis wurde mit seinen Folgen offenbar, als Stöcker mit dem Jahresende 1890 auf den nachdrücklichen Wunsch Wilhelms II. aus seinem Amt als Hofprediger scheiden mußte. Die anfängliche Begeisterung des Prinzen Wilhelm für seine charitative und königstreue Wirksamkeit hatte sich mit den Jahren in ihr Gegenteil verkehrt bis hin zu dem berüchtigten Telegrammwort „Christlich-Sozial ist Unsinn", welches sein Empfänger v. Stumm, einer der schärfsten Gegner jeder Sozialreform, mit kaiserlicher Genehmigung veröffentlichen durfte. Infolge dieser politisch rein persönlich bedingten Wendung des Kaisers stand Stöcker nicht nur vor der Notwendigkeit, sein kirchliches Hofamt aufzugeben, sondern auch vor der Unmöglichkeit, gegen den Willen des Monarchen für den monarchischen Gedanken mit Erfolg zu kämpfen. Dieser schicksalhafte Abschluß seiner politischen Kampfjahre hatte sich unabwendbar vorbereitet, seitdem durch das Zusammengehen der Deutschkonservativen mit dem gemäßigten Liberalismus den monarchisch-konservativen und christlich-sozialen Schichten die „Berliner Bewegung", ein wichtiger Gegner und mit ihm eine entscheidende Wirkungsmöglichkeit genommen war. Und damit kam die „Bewegung" zum Ende, ohne das große Ziel erreicht zu haben, welches ihrem Führer vorgeschwebt hatte, der Konservativen Partei zu einer „Auferstehung als ‚Volkspartei' zu verhelfen".

Mit dem Ausscheiden aus dem Kirchenamt war zwar der Höhepunkt der agitatorischen Wirksamkeit überschritten, jedoch die Rolle Stöckers im öffentlichen Leben noch nicht ausgespielt. Die kleine Christlich-Soziale Partei besaß seit 1888 eine eigene Zeitung und konnte infolgedessen publizistisch sich unabhängig machen

von der Konservativen Partei, zu deren agrarischer Wendung die christlichen Sozialreformer in scharfen Gegensatz gerieten. So wurde er vor die Wahl gestellt zwischen einer konservativen Partei, welche den altkonservativen Ideen sich mehr und mehr entfremdete, auf denen ihre Kampfgemeinschaft gegründet war, und zwischen der von ihm ins Leben gerufenen Partei, in welcher um den jungen Friedrich Naumann radikalere Neigungen auftraten, als Stöcker sie billigen konnte. In dieser Wahl hat er sich 1896 ungern genug zur Loslösung vom konservativen Boden entschlossen — auch hier, wie 1890, von den Verhältnissen gedrängt, nicht sie bestimmend. Aber doch erwuchs die Entscheidung folgerichtig aus der inneren Entwicklung, weil Stöcker, wie Friedrich Naumann richtig erkannte, „trotz seines sozialen Scharfblicks in seiner Seele mehr konservativ als sozialistisch" empfand. Von 1890 bis 1908 hat er wieder seinen alten Wahlkreis Siegen im Reichstag vertreten, ohne wirksamen Einfluß auszuüben, aber in sozialpolitischen Debatten noch immer ein beachteter Redner, namentlich wenn er den rednerischen Attacken Bebels als einziger bürgerlicher Redner in Abwehr und Angriff sich noch gewachsen zeigte.

Die eigentliche Bedeutung des alten Stöcker hat sich, wie die des jungen, auf kirchlichem und sozialpolitischem Gebiet ausgewirkt, im Bemühen, zunächst in breiterer Front, gemeinsam mit dem kirchlichen Liberalismus auf dem Evangelisch-Sozialen Kongreß (1890), dann auf der Evangelisch-Sozialen Konferenz (1896), das Gewissen und die Anteilnahme der Öffentlichkeit für die Forderungen der sozialen Frage zu wecken. Gerade in dieser Kernfrage seiner Lebensarbeit war die Abhängigkeit der Kirche vom Staat verhängnisvoll spürbar geworden; denn in den fünfundzwanzig Jahren von 1878 bis 1903 hatte die Kirchenregierung viermal ihre grundsätzliche Stellungnahme zur sozialen Frage in gehorsamer Anlehnung an die Schwenkungen der Regierungspolitik gewechselt und damit „die klirrende Kette am Bein des Staatskirchentums" zu spüren bekommen. Als die Generalsynode von 1897 der diesmal reaktionären und antisozialen Schwenkung des Kirchenregiments ebenfalls zustimmte, zog Stöcker unter seine alten Hoffnungen auf eine selbständige Haltung der Kirche in den Lebensfragen des deutschen Volkes den Schlußstrich mit den bitteren Worten: „Die armen Tröpfe, die selbst ihr Todesurteil unterzeichnen und dabei noch die devotesten Reverenzen machen! Es ist doch schlimm um den Protestantismus bestellt. Er läßt sich durch Fürsten und ihre Diener mit Freuden zertreten und singt wie Goethes Veilchen: ‚Und sterb ich denn, so sterb ich doch durch dich, zu deinen Füßen doch!'"

Der einstige Landpfarrer hatte die „Arena des Parteikampfes" betreten, um der Kirche als „zweiter sozialer Großmacht neben dem Staat" ihren Platz im Volksleben zu erkämpfen. Aber da die bürokratisch verwaltete Kirche seinem Ruf — oder der von ihm ausgehenden Verlockung? — nicht folgte, so ging Stöcker allein zu den Massen, um sie in Bewegung zu setzen, doch ohne sie bei der Kirche halten zu können. Die Kehrseite der von ihm selbst und für ihn allein errungenen „popu-

lären Existenz" zeigte sich in der Entfesselung von Haß, Mißtrauen, Verdächtigung und Verleumdung in einem Ausmaß — allein von jüdischer Seite sind zweihundert Broschüren gegen Stöcker veröffentlicht worden —, welchem allerdings das Gegengewicht gehalten wurde durch eine ebensolche Welle der Liebe und Begeisterung, der Treue und Opferwilligkeit, von der seine Lebensarbeit an der Inneren Mission bis zuletzt getragen wurde. Diese Verehrung und diese Treue galt der christlichen Persönlichkeit und ihrer Wirksamkeit der Nächstenliebe in der Stadtmission, „auf dem Boden, auf dem er ein Antäus ist", wie Bismarck von ihm sagte, das heißt: unüberwindlich in immer neuer Kraft.

An der Aufrichtigkeit und Lauterkeit dieser christlichen Persönlichkeit ist so wenig zu zweifeln, wie andererseits die politische Persönlichkeit in den Ruf der Unentschlossenheit und Undurchsichtigkeit, sogar der Doppelzüngigkeit wie der allzu hitzigen Kampflust geraten konnte. Stöcker hat es an Selbstkritik auch nicht fehlen lassen: „Wir haben in manchem gefehlt; in der sozialen Idee sind wir schnell, in der sozialen Arbeit langsam gewesen; in der volkstümlichen Agitation haben wir leidenschaftlich geredet und in der brüderlichen Liebe nicht brennend genug gehandelt." Und mancher wird im Blick auf dieses in unablässigem Kampf sich verzehrende Mannesleben an das Wort Kierkegaards denken: „Sind nur die Tugenden getauft, sind die Leidenschaften Heiden?" Denn man wird nicht vergessen dürfen, daß der Politiker Stöcker jederzeit der Prediger blieb, der auch während der heftigsten politischen Kämpfe im Dienst wie in der Kontrolle seines Predigtamtes stand und einer scharfblickenden Gemeinde ins Auge zu sehen hatte. Daß die Zucht dieses Amtes, seines eigentlichen Berufes, lebenskräftig geblieben war durch die Jahrzehnte des Kampfes, dafür besteht das wohl unverdächtige Zeugnis eines Friedrich von Bodelschwingh, der als Gast Stöckers auf dessen Reintaler Bauernhof bei Partenkirchen 1906 sagen konnte, daß er „nach seinen bis in die tiefsten Tiefen des göttlichen Wortes hinabsteigenden Andachten ihm alles abgebeten, was er im Leben an ihm auszusetzen fand".

Friedrich Ratzel

1844–1904

Von

Karl Haushofer

Friedrich Ratzel ist der weitsichtigste Erzieher des deutschen Volkes zu großräumigem Weltbetrachten und zur Belebung des politischen Weltbildes von der Erdkunde her gewesen. An der Schwelle des deutschen Überganges aus der europäischen zur Weltgeltung stehend, hat er selbst tätigen Anteil an diesem Aufstieg genommen. Dieser Anteil schwang in jäh ansteigender Kurve empor vom Kriegsdienst in Reih und Glied 1870/71 — über den er einzig schöne Hohelieder und Geschichten echter Kameradschaft schrieb — bis zum weltpolitischen Warnerdienst an ganz Mitteleuropa in entscheidender Zeitwende, aus dem ihn am 9. August 1904 auf der Höhe voller Mannesleistung als rüstigen Sechziger der Tod in die Unsterblichkeit entraffte.

So sehen wir Friedrich Ratzel heute — aus dem Abstand eines Durchschnitts-Menschenalters und über das Trümmerfeld der deutschen Weltgeltung, den Fehlschlag der Europäisierung der Erde hinweg — um Haupteslänge über die Erzieher, Lehrer, Seher und Weisen seiner Zeit emporragen. Aber so sah ihn leider sein Volk und dessen damals führende oder gebildete Schicht noch nicht, als eine kleine Schar von treuen Jüngern, wie Helmolt, der Sammler der Kleinen Schriften, wie Eckert, Hassert, Hantzsch, Sapper, Schöne, um die Anerkennung ihres Meisters rang, der voll Schmerz das Fehlen eines festgefügten Anhänger- und Schüler-Kreises beklagte und dessen Ideen erst unter dem gewaltigen Einfluß des Weltkriegs eine Wiederauferstehung von großer Tragweite erleben sollten. Aber die nächste Geschlechtsfolge akademischer Lehrer nach Ratzel hatte sie nicht mit gleichem Ferngefühl für ihre kommende Notwendigkeit weitergehegt — gerade in dem entscheidungsschweren Jahrzehnt von 1904 bis 1914. Das ist die Tragik im Leben und Wirken dieses seltenen Einzelgängers, in dessen Spur ein weltpolitisch wacheres Geschlecht zur rechten Zeit und nicht zu spät die Gefahren der überhöhten und zu wenig bodenfesten und raumweiten Stellung seines Volksbodens hätte erkennen müssen und sich danach hätte vorsehen können, um sich ein furchtbares weltgeschichtliches „Zu spät!" zu ersparen. Denn auch Rudolf Kjellén, der große schwedische Staatsforscher, der Deuter dieses „Zu spät!", der beste Freund Deutschlands in seiner schweren Stunde aus der Fremde, der Gründer der Forderung der Geopolitik, ist ein Schüler von Friedrich Ratzel gewesen und hat sich als solchen bekannt. Und Gedankengut von Friedrich Ratzel strahlt uns entgegen, wo immer wir den feinsten Blüten anthropogeographischen

weltpolitischen Schrifttums bei Angelsachsen, Japanern, Romanen und Russen begegnen: bei praktischen Grenzschöpfern und theoretischen Führern zur Volksseelenkunde, leider auch da, wo mit der vollen Kunst angewandter Wissenschaft überlegene Geister, wie Jean Brunhes und Camille Vallaux, am Verderben unseres Volkstums woben. Denn das ist die Gefahrfolge auch der höchsten, in ihrer Art nur in einem ganz bestimmten Volksboden möglichen Leistung, daß ihre Früchte weltüber dem gehören, der sie sich durch geistige Arbeit zu eigen macht, der sie erwirbt, um sie zu besitzen, wenn der eigentliche Erbe ihm nicht zuvorkommt, sie nicht behütet. In dieser Unterlassungssünde liegt die Schuld seines Volkes gegenüber dem lebensvollen Werk Friedrich Ratzels mit seinen mehr als eintausendzweihundert Einzelarbeiten: vom leichten, beschwingten Gedicht und Skizzenbuch bis zum schwersten, bändereichen, bild- und kartenerfüllten Standwerk. Sein Volk hat zu lange gebraucht, bis es das Weltbild und die Warnungen dieses großartigen Einzelgängers verstand und vor allem zwischen seinen Zeilen lesen lernte; andere, Fremde, taten es ihm darin zuvor. Später freilich — 1924 — bildete ein zerlesener Band der „Politischen Geographie" eines der kostbarsten, vielverarbeiteten Stücke der mit heiliger Glut gelesenen kleinen Bücherei des Festungsgefängnisses Landsberg; und ein Gedankengut, das noch 1904 als mystische Beimengung von einer materialistischen Schule verspottet werden konnte, das fügte sich zwei Jahrzehnte später durch Adolf Hitler und Rudolf Heß ins Grundgemäuer eines neuen Staatsglaubens. Das bedeutet späte, große Rechtfertigung eines verkannten Sehers. Aber schmerzlich ist es, daß sein Volk von einem Lebensraum von vier Millionen Quadratkilometern mit Atemfreiheit über alle Ozeane auf wenig mehr als ein Zehntel dieses Lebensraums herabverstümmelt werden mußte, bis es die Fernfühligkeit, die Hellseher-Gabe, die Weitsicht zum Verständnis des Mannes gewann, dessen Fernschau und Weltgefühl es vor dem Zusammenbruch hätte bewahren können.

Daß dieses Lebenswerk dann wenigstens dem Aufbau des Dritten Reichs zugute kam, wäre seinem Schöpfer eine späte Genugtuung gewesen: für den jungen Kämpfer und Verwundeten vor Straßburg, bei Auxonne aber gewiß zu teuer erkauft. Wie er abseits vom normalen Dienstgang sich durch einen kecken nächtlichen Patrouillenvorstoß vor Auxonne als erster Gemeiner seines Regiments das Eiserne Kreuz erkämpfte und — vor die Wahl zwischen der gesicherten Assistentenstellung in Stuttgart und dem kecken Wagnis des Reiseberichterstatters einer großen Zeitung gestellt — das letztere wählte, weil es ihn weiter um die Erde zu führen versprach, so führte ihn auch vorher und nachher ein freundliches Schicksal abseits vom normalen Trott, vom gebahnten Wege. Fünfzehn Jugendjahre war für den am 30. August 1844 als Sohn eines Schloßbeamten zu Karlsruhe Geborenen der weite großherzogliche Park in Karlsruhe und ein ungebundenes naturnahes Wanderleben von ihm aus ringsum seine freundliche, mehr von der reichen Schloßbücherei und dem kleinen Tierpark als von allzu vielen Menschen

erfüllte Umwelt. „Es entwickelte sich hier die Freude an der Natur, die seinen Lebensgang bestimmte." Der Dreizehnjährige begann Pflanzen zu sammeln, streifte im Schwarzwald, in den Rheinauen und im weiten Bienwald umher und „entwickelte einen schwärmerischen, einsamkeitliebenden Zug", der — samt einer „in frühen Jahren fast unüberwindlichen Schüchternheit" — erst überwunden werden mußte, um sich als dauernde Feder innerstem Auftriebs dem später so öffentlichen Leben einzufügen.

Mit fünfzehn Jahren wirbelt ihn das Schicksal in ein Dorf im Kraichgau — Eichtersheim bei Langenbrücken — zu einem jener seltenen Apotheker-Typen, die dem weltklugen Hausfreund in „Hermann und Dorothea" als Modell gedient haben mögen. Nie hat Ratzel die vier Jahre als Lehrling und Gehilfe dort bereut. „Das Leben auf dem Dorfe sagte meinen Neigungen zu", schreibt er. „Die wissenschaftlichen Elemente der Pharmazie, besonders Botanik, Warenkunde, Chemie, interessierten mich in hohem Grade, und die geologisch hochinteressante Umgegend von Eichtersheim führte mich in ganz neue Studien ein." Das Verhältnis zu C. Zittel und Pagenstecher warf seinen freundlichen Schatten voraus. Seltsam, wie sehr sich in Ratzels Leben Zufall und Absicht beim Schicksal dieses hochwertigen Einzelnen verketten! Schon erweitert er seine allgemeinen Kenntnisse, namentlich in den Sprachen, mit dem bestimmten Vorhaben, „sich einst ganz irgendeinem wissenschaftlichen Studium zuzuwenden". Er erobert es sich Schritt für Schritt, nicht im Dutzendtrott fällt es ihm zu.

Im Frühjahr 1862 besteht der Achtzehnjährige sein Gehilfenexamen in Neckarbischofsheim, übernimmt 1863 eine Gehilfenstelle in Rapperswyl in der Schweiz, führt dort dasselbe stille, aber nicht unbemerkte Studienleben wie in Eichtersheim und geht 1865 rheinabwärts in gleicher Eigenschaft nach Mörs bei Krefeld. Endlich darf er Ostern 1866 der Pharmazie Lebewohl sagen und das Polytechnikum in Karlsruhe beziehen, wo ihn zunächst der spätere Freund C. Zittel für Geologie und Paläontologie in strenge Schule nimmt, bis er im Herbst 1866 nach Heidelberg übersiedelt. Schon im Mai 1868 gelang das Doktorexamen für Zoologie, Geologie und vergleichende Anatomie mit einer ausgesprochenen Spezialarbeit, der noch manche folgten, die über der späteren Geographenleistung in Vergessenheit gerieten, wie auch der etwas kühne Anlauf zu einer Schöpfungsgeschichte unter dem Titel „Sein und Werden der organischen Welt" — einem durch Häckels gleichzeitiges Werk überschatteten Vorklang zu den stolzen späteren Bänden „Die Erde und das Leben".

Im November 1868 reiste Ratzel zum erstenmal aus der Heimat fort: zunächst nach Südfrankreich in die Gegend von Cette, wo ihn Landschaft und Menschen sympathisch berührten, wie überhaupt das in Montpellier und Cette studierte französische Provinzialleben. Andere Höhenpunkte des Einblicks waren Agde, Lunel, Aigues Mortes, Lyon. Durch gut gesehene Journalistenarbeit erweiterte sich die Reisemöglichkeit über Marseille, Nizza, Genua, Florenz, Rom, Neapel,

Messina, von wo er im Mai 1869 nach Heidelberg heimkehrte: schon ein Mann mit Namen in Presse und Wissenschaft und gleich vor die Wahl zwischen behäbiger wissenschaftlicher Anfangslaufbahn und fahrendem Pressedienst gestellt, der ihn zunächst nach Jena, Dresden, Berlin führte. Schon in Dresden vom Scharfblick Karl Andrees für die Geographie entdeckt, zunächst aber noch an der Zoologie festhaltend, geriet Ratzel in die Fänge Adolf Bastians, zur Geographie und Ethnographie, und erwog zunächst den Plan einer Ostasienreise, für die er Malaiisch zu lernen begann. Da erfaßte ihn, neue Bestimmungen und Richtziele setzend, am 17. Juli 1870 die Feuerprobe des Krieges, die er in der großenteils autobiographischen Aufsatz-Sammlung „Glücksinseln und Träume" in der Wirkung auf seinen Lebensgang umriß.

Die „Glücksinseln und Träume" (Leipzig, 1905), zusammen mit den „Bildern aus dem Deutsch-Französischen Kriege" (Grenzboten, 64. Jahrgang) sind vielleicht — neben einzelnen Gedichten — das edelste menschliche Dokument aus dem gewaltigen Schrifttum F. Ratzels mit seinen dreiunddreißig selbständigen Werken und mehr als eintausendzweihundertundvierzig Stücken. Sie bringen das starke Selbstzeugnis für den Wandel in letzten Seelentiefen, den der junge Pressemann, Reisende und Wissenschaftler durch das Kriegserlebnis erfuhr, das ihn erst aus einem der vielen Berufenen zu einem Auserwählten unter den Volkserziehern aus der vollerlebten Volksgemeinschaft im Kriege heraus werden ließ. Der Höhepunkt dieses Erlebnisses ist höchstwahrscheinlich die Freundschaft, die Bewunderung für das Vorleben der Kameradschaft, das Opfer der Pflicht durch einen von dem kriegsfreiwilligen jungen Doktor hochgeschätzten und nach seinem Heldentod bewunderten verwaisten Dorfschneider, dem er ein unvergängliches literarisches Denkmal setzt. Aus dem Kriegserlebnis erwuchs der innere Zwang zur geopolitischen und ethnopolitischen Volkserziehung, die Abkehr von der reinen Naturwissenschaft um ihrer selbst willen, die Hinwendung zum später so stark betonten Persönlichen, zur Völkerkunde, zur Hervorhebung des Menschen in der Landschaft, zur Anerkennung der politischen Dynamik in ihr. Diese innere Umrichtung gipfelte zuletzt, über die „Anthropogeographie" emporschreitend, in der „Politischen Geographie" und ihrer staatsmännisch weitschauenden Anlage, die schließlich eine „Geographie der Staaten, des Verkehrs und des Krieges" werden mußte, in schwungvollen Aufrufen, wie „Das Meer als Quelle der Völkergröße", im Hohenlied seines „Deutschlandbuches", das Erich von Drygalski erneut hat, und in der großzügigen Überschau „Die Erde und das Leben".

Nicht alle Werke von F. Ratzel sind leicht zu lesen: zu stark ist oft die Gedankenfülle zusammengedrängt; Geistesblitz funkelt neben Geistesblitz aus einem überreichen inneren Gehalt empor. Wenn jemals die Forderung Nietzsches bei einem Lebenswerk an der Scheide von Natur- und Geisteswelt erfüllt wurde, daß Chaos in sich tragen müsse, wer einen tanzenden Stern gebären wolle, so gewiß bei Ratzel, der in der „Anthropogeographie", in „Erde und Leben" ein Feuerwerk von

tanzenden Sternen aus seiner inneren Schatzkammer entließ. Aber alles gibt Zeugnis von jener großen inneren Harmonie, die seine werdende Welt erfüllte. So entstand ein Zusammenbau von klassischen und romantischen Aufbau-Motiven, wie er in der Erdkunde — durch inneres Maßhalten eingedämmt, von so sicherer innerer Harmonie vorgeformt, daß gesetzmäßige Erscheinungen die Gewalt von Gesetzen gewinnen — außerordentlich selten ist. Und doch war es möglich, daß derselbe Mann, der den gewiegtesten Politikern in den „Gesetzen des räumlichen Wachstums der Staaten" Raum-Erkenntnisse bot, vor denen sie sich beugten, seinem engsten Kreis das tiefsinnige Zitat als Bekenntnis-Überschrift zurufen konnte: „Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht" (Glauben und Wissen, 1903) — ohne daß er bei den ersten an Gewicht, bei den zweiten an menschlicher Wahrhaftigkeit und Wärme verlor. Derselbe Mann, der seine „Geographie des Krieges"als unbeugsamer Vaterlandsfreund einem weltbürgerlichen Zeitalter entgegenhielt, konnte in die Maske eines in die Heimat zurückkehrenden Deutschamerikaners schlüpfen, weil er auf diese Weise manches unbefangener aussprechen, zugleich aber auch nützliche Parallelen zwischen deutschem und amerikanischem Wesen und Leben ziehen konnte, beiden deutliche Wahrheiten entgegenhaltend. Vielgestaltig, wie Proteus in der hellenischen Walpurgisnacht, kann ein Mann von seiner Welterfahrung seinem darin so schwerfälligen Volk entgegentreten und erscheint zuletzt doch immer wieder als er selbst, wie jener „in edler Gestalt", mit der echten, ungewollten Führerhaltung, dem wehenden Patriarchenbart, dem zwingenden Augenausdruck. Aber durch das Kriegserlebnis von 1870/71 und gerade die vielseitigen Wanderfahrten danach hatte er so unbeirrbar zu sich selbst zurückgefunden, daß er jedem Volksgenossen aus seinem Innersten zu geben vermochte und doch unerschöpflich blieb.

Zunächst brachten ihn nach dem Kriege Wanderfahrten in Siebenbürgen, in dem Sachsenboden dort, in Walachei und Bukowina als einen der ersten Bändiger des Problems des Grenz- und Auslandsdeutschtums mit diesem in Berührung; im Herbst 1871 studiert er von Pest aus Ungarisch und den Donauraum. Nach kurzem Verbleiben in München geht es nach den Liparischen Inseln, noch einmal nach Sizilien, dabei zweimal auf den Ätna; dann folgten die Alpen als Arbeits- und Wanderfeld. Im Juli 1873 ging er zwei Jahre über See, in die Vereinigten Staaten, nach Kuba und Mexiko.

Ratzel ist — bei aller Heimatliebe und Erdverbundenheit — ein bodenfreier, raumüberwindender, mehr ozeanisch als kontinental denkender Geist geblieben, auch als er nach seinen Wanderjahren zuerst in München und dann in Leipzig landfest wurde, ohne freilich je vom bayerischen Hochland, dem schließlichen Ziel seiner Seßhaftigkeit und letzten Ruhe, wieder loszukommen. Das war nicht nur der notwendige Ausfluß seiner inneren, meerüber gewandten Fähigkeit, zu schauen, selbst in großen Räumen kontinental und weltumspannend zu denken und andere zu solchem Denken zu führen — noch mehr durch Beispiel als durch

Lehre —, sondern auch die Folge der inneren Intensität seines Reiselebens und der Eigenart der Räume in der Neuen Welt, wohin es ihn zog, die ja damals in ihrer stärksten Bewegung und raumpolitischen Entwicklung waren.

Es wäre überraschend, wenn einen solchen Mann der erneute Schritt des Deutschen Reiches auf das Meer hinaus, die Flotten- und Kolonial-Bewegung der Jahrhundertwende, nicht aufs stärkste erfaßt und zur Betätigung seiner Führergaben getrieben hätte. Im Vollschwung dieser Bewegung ist er gestorben, wohl ihre Gefahr, doch auch ihre Notwendigkeit erkennend und zeigend, aber den Rückschlag nicht mehr erlebend. Er mochte sogar nach einigen Ansätzen glauben, ein Hineinreifen der deutschen Welt in ein mit ungenügender geistiger Vorbereitung auferlegtes weltumspannendes Großvölker-Schicksal werde das Überwinden der damit verbundenen Gefahren gestatten, wie er es bei dem verwandten, noch großräumigeren Heraustreten des japanischen Inselvolks und Inselstaats in die Weltöffentlichkeit dort zu erkennen glaubte und in dem gedankenreichen Aufsatz „Inselvölker und Inselstaaten" schilderte.

Zu der letzten, immer beabsichtigten Zusammenfassung seines politischen Vermächtnisses an sein Volk kam es nicht mehr: es ist in seinen vielen politisch-geographischen Werken zerstreut geblieben, nur teilweise von seinen Getreuen Helmolt und Schöne gesammelt und später von Rudolf Kjellén und der „geopolitischen" Bewegung unserer Tage aufgenommen worden. Aber vorbildlich blieb er mit dem Verpflichtungsgefühl des akademischen Lehrers, an jeder Zeitenwende rechtzeitig auch in der Formung der öffentlichen Meinung durch Presse und Vortrag hervorzutreten und rechtzeitig Farbe zu bekennen.

Dieses Zwingen der politischen Erdkunde zum Farbe-Bekennen, ihr Heranführen an die Vorstufe zur „Prognose", zur Pflicht des Vorherkündens und Wegweisens in politisch bewegten Zeiten aus dem Zusammenbau aller Grenzwissenschaften der wissenschaftlichen Politik heraus, die Erkenntnis ihrer Führeraufgabe innerhalb der politischen Volkserziehung ist es, die zusammenklingend das Einzigartige an Ratzels Stellung zwischen dem rein naturwissenschaftlichen und dem praktisch-politischen Antlitz der darin nun einmal janusköpfigen Erdkunde ausmachen. Ratzel hat mit der gleichen Gedankenkraft und überlegenen Anwendung einer geistigen Zeitlupe zugleich die langsamen Wellenbewegungen geologischer Zeiträume und die rasende Geschwindigkeit der Umschichtung weltpolitischer Verlagerungen durch die raffinierten Nachrichtenmittel unserer Zeit und die dadurch bedingte Verkleinerung des Erdballs zusammen zu schauen vermocht.

Weil der Schwerpunkt seiner Einwirkung auf die Menschheit durchaus in diese Richtung glitt, sind gerade die Sonderwerke, die ursprünglich seinen Namen begründeten, die Arbeiten des Fachgelehrten, viele Teile des völkerkundlichen Schaffens, die Reisebeschreibungen, auch das reiche biographische Lebenswerk an Bedeutung zurückgesunken. Die Werke der Volkserziehung dagegen hielten sich dauernd über dem Sehkreis und rückten mehr und mehr polwärts herauf, auch

wenn sie nur in kurze Aufsätze zusammengedrängt worden waren, so vor allem die „Anthropogeographie", die „Politische Geographie", „Die Erde und das Leben". Dabei ist es schwer, abzuschätzen, wie tief etwa solche Aufsätze in die politische Urteilsbildung ihrer Zeit eingegriffen haben, wie „Die Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegungen" durch ihre weitgehende Verbreitung in der Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins, „Inselvölker und Inselstaaten" unter dem Eindruck des japanischen Aufstiegs, zur „Beurteilung der Chinesen, der Japaner", „Das Meer als Quelle der Völkergröße". Jedenfalls hat Ratzel die Anfänge der deutschen Kolonialpolitik, der Flottenschöpfung wesentlich erleichtert, auch als einer der ersten auf die Gefahren der Verstädterung und auf die echten wie auf die falschen Grundlagen der Daseinsberechtigung großstädtischer Siedlungshäufungen hingewiesen, die Volkspflicht der Erhaltung landschaftlicher Erholungswerte betont, das „Naturgefühl" unserer Zeit (Zukunft, 1901), den „Ursprung der Arier in geographischem Licht" unter die Lupe und auf die Waage genommen.

Der bloße Versuch, auch nur aus diesen richtunggebenden Arbeiten über weltpolitische Wendepunkte des mitteleuropäischen Raumschicksals in Aphorismen ein Bild von der Gedankeneinstellung und dem Führerwirken Ratzels zu geben, würde beim Gesamtumfang seines Werkes zu einer bändereichen Arbeit anschwellen. Was aber biographisch zu leisten ist, wäre eine Auswahl dessen, worin seine Lebensüberzeugung steckt und woraus sich gesetzmäßige Dauerwirkungen ablesen lassen.

Solche Marksteine finden sich vor allem in der Fortentwicklung des Erstentwurfs der „Gesetze des räumlichen Wachstums der Staaten" (Petermanns Mitteilungen XLII, S. 97—107) aus dem ersten Erscheinen der „Anthropogeographie" (Stuttgart, 1882) bis zur letzten Formung in der zweiten Auflage der „Politischen Geographie oder Geographie der Staaten, des Verkehrs und des Krieges" (München und Berlin, 1904), der 1923 eine dritte, postume Auflage in der liebevollen, durchgeistigten Bearbeitung von E. Oberhummer folgen konnte: das erste, in der Form unveränderte Zeugnis des Wirkens um fast zwei Jahrzehnte über den Tod hinaus.

Eine ähnliche Entwicklung machten die Studien über Lage und Raum, über die Grenzen, über Inselvölker und Inselstaaten durch, ausgehend von jenem Leitsatz in „Erde und Leben": „Große Macht von kleinem Raum aus geübt mit weitreichendem augenblicklichem Erfolg, aber auch von vereinzelten großen Entscheidungen abhängig" — hinter dem augenblicklich die Namen La Hogue, Trafalgar, Tsushima auftauchen, die verraten, wie furchtbar ernste Lebensgesetze hinter solchen Erkenntnissen der politischen Erdkunde stehen. Mit diesen Einsichten hängt die Erkenntnis zusammen, daß die Aussage über den Schritt vom Festland über die Küste hinweg auf das Meer, der Gegenküste zu, das Größte sei, das sich überhaupt von einer Gruppe von Menschen aussagen lasse. Wer denkt dabei nicht an den Verzweiflungsausruf des letzten Großadmirals der

Deutschen: „Der Deutsche hat das Meer nicht verstanden!" Ratzel ist gewiß nicht schuld daran — wohl aber vielleicht manche, die über den Kleinformen des Landes die Gesetze und Größenverhältnisse eines ozeanischen Weltbildes aus dem Gedächtnis eines wissenschaftlich so formelgläubigen Volkes gleiten ließen.

Kleinräumige Charakterfehler der zwischen ozeanischer und kontinentaler Bestimmung hin und her gerissenen Völker gegenüber den großräumigen Erziehern der Menschheit, Meer und Steppe, hat Ratzel gewiß nicht unterstützt, wenn er warnend schrieb: „Weiter Raum wirkt Leben erhaltend", oder wenn er betonte: „Heute sollte jeder europäische Staatsmann in Asien oder Amerika etwas von dem Raumsinn zu lernen versuchen, der die Kleinheit der europäischen Verhältnisse und die Gefahr kennenlehrt, die in der Unkenntnis der großen außereuropäischen Raumverhältnisse liegt. Es ist wichtig, in Europa zu wissen, wie sich die politischen Größen unseres Erdteils von der Höhe amerikanischer oder asiatischer Raumvorstellungen ausnehmen. Europas Staatengedränge, mit asiatischem Blick gemessen, kann zu Entwürfen von gefährlicher Kühnheit führen!"

Das ist ahnungsvoll geschrieben worden, als der deutsche Reichsboden noch ein paar Millionen Quadratkilometer in Afrika, Ozeanien und seinen Vorkriegsbestand an Volksboden in Europa umfaßte. Wie gilt es erst heute, wo „Europas Staatengemenge" um Dutzende von Kleinbildungen bereichert ist, asiatische Raumvorstellungen von gefährlicher Kühnheit mit den Sowjetbünden in den Völkerbund hereingekommen sind, USA. und Japan aber, die pazifischen Mächte, noch außerhalb von ihm oder schon wieder jenseits von ihm stehen. „Die Maßstäbe für die politischen Räume ändern sich ununterbrochen . . ." „Die Geschichte ist rückwärts gewandt und verliert daher leichter den Raummaßstab, der für die Gegenwart und die nächste Zukunft der wirkliche ist!" Wie zwingend wird in solchen Sätzen das Vorwalten der Bewegung über den Stillstand, des wirkenden, wuchtenden dynamischen Elements über alles statische Beharren, des kommenden Gesetzes über das geltende Recht, aber auch die Unhaltbarkeit einseitiger Gewaltverträge dargetan, wie selbstverständlich die Pflicht der Vorausschau, der Prognose auch für die politische Erdkunde gefordert, die noch nach den Erfahrungen des Weltkriegs R. Sieger nur für die Geopolitik in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte. Liegt in einer solchen Selbstbeschränkung aber nicht einfach aus dem bloßen Weiterdenken im Geiste Ratzels dann schon die Forderung der Geopolitik begründet, wenn die politische Erdkunde auf dieser — nun einmal vorgezeichneten — Bahn nicht fortzuschreiten, ihrem genialsten Führer nicht zu folgen wagte?

War die 1895 unter dem Eindruck des Chinesisch-Japanischen Krieges entstandene Studie „Inselvölker und Inselstaaten" zwar noch beste politische Geographie älteren Stils, aber doch schon von einem seherischen Zug durchdrungen (da viele ihrer Einstellungen noch statisch verhaftet blieben, wie gleich der Einleitungssatz verriet), so löste sich Ratzel mit den „Gesetzen des räumlichen Wachstums

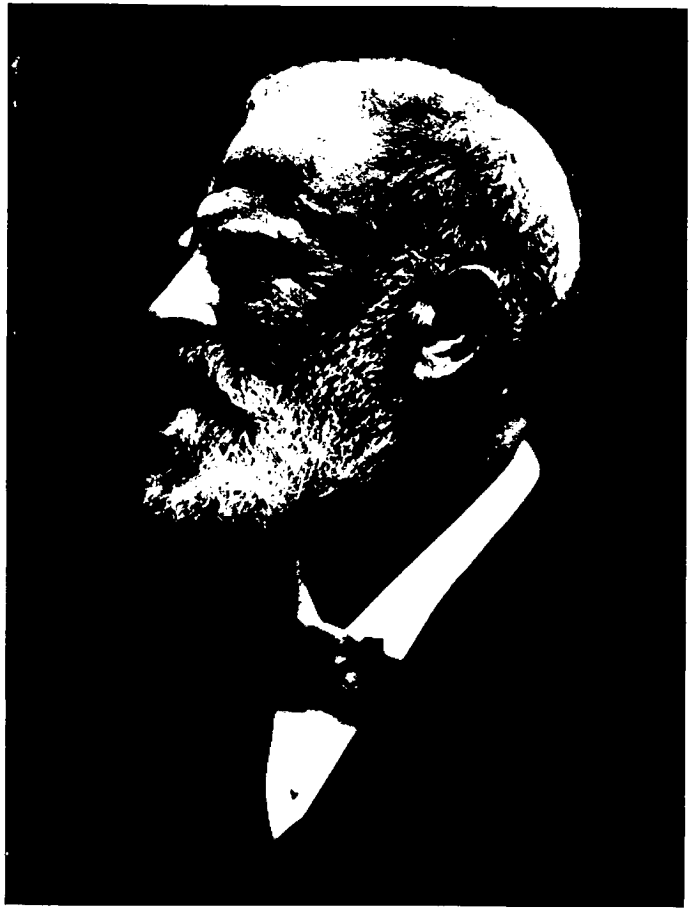
der Staaten" endgültig vom abgeglichenen Wissensstande, den beharrenden Zuständen seiner Zeit los und begann ihr in seinem ganzen künftigen Werk so einsam voranzuschreiten, wie er es bis dahin nur gelegentlich in machtvollen Überschreitungen des Normalrahmens getan hatte.

Zwischen diesen beiden Arbeiten liegt also wohl die entscheidende Wende des Vortretens vom Führer innerhalb der Front zum Führer vor der Front, die ihn zuletzt fast aus dem Gesichtsfeld verlor, der Schritt von der zeitlichen Bedeutung zur dauernden sub specie aeternitatis. Bezeichnend dafür ist vielleicht, daß eine ganz einzigartige geopolitische Mahnung an die Deutschen, ihre Südmark zu halten, seine Arbeit „Die Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegungen" als „Politische Geographie der Alpen" erscheinen sollte, dann aber unter dem zahmeren Titel in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins gedruckt wurde; trotzdem gibt es auch heute noch keine irgendwie einheitlich zusammengefaßte nordische Alpenpolitik gegenüber der zielbewußt fortschreitenden romanischen und südslawischen! Was heute festzustellen ist, ist vielmehr die Zersetzung und das Zurückdrängen des nordischen Anteils am Alpenkörper und das Fortschreiten seiner Verwelschung, gleichviel, ob sie im Wallis durch Einbrüche des Weltverkehrs vorangetragen wird, oder im Tessin durch italienische Kulturwerbung, oder am Reschenpaß und Brenner tief ins deutsche Sprachgebiet durch militärische Gewalt, oder in den großen Tälern der Ostalpen durch Unterwanderung, planvolle Siedlung, Einschmelzung der tragenden Kulturschichten. „Kein anderes Gebirge wird so gesucht und umfaßt" lautet hier schon im ersten Stück über „das politisch-geographische Bild des Alpenlandes" ein divinatorischer Satz innerhalb eines bewegten Schilderungsvorganges. Wie ganz anders klingt demgegenüber im ersten Teil der „Inselvölker und Inselstaaten" die statische Konstatierung — noch dazu mit einem welthistorischen, aber von Ratzels Zeit durchaus geteilten Irrtum: „Die Bildung eines neuen großen Inselstaates ist das Greifbarste und zunächst Entscheidende in dem Hervortreten einer nordpazifischen Macht, mit der die Staatskunst des Abendlandes rechnen muß." — „Ja: war er denn neu, der zweitausend Jahre alte Inselstaat?" mußte ich dieser echt statischen Feststellung an anderem Orte entgegenhalten! Man hatte doch nur seine „latente Energie" verkannt! (Richthofen.) Warum auch hatten sich die Staatskünstler des Abendlandes nicht schon 1854 von F. von Siebold warnen lassen, der ihnen schrieb, „es vollziehe sich jetzt eine der größten Revolutionen" — die der japanischen Reichserneuerung?

Freilich nennt es Ratzel eine „unbefangene Beurteilung, die in Japan nur eine junge, werdende Größe sieht"; er gibt zu, daß „der japanische Archipel — mit seinen geographischen Vorteilen — dieselbe Lage auf der Ostseite des größten Erdteils hat wie die, von der aus auf der Westseite England seine Weltmacht ausgebreitet hat. Er hat den Vorzug vor dem britischen, daß er dem größten Meer der Erde angehört und tiefer gegen die Tropen herabgerückt ist." Daraus ist

Friedrich Ratzel

Carl Woermann



Adolph Woermann

inzwischen, infolge mächtiger Streckung des Reichskörpers, eine äquatoriale Abgrenzung im Süden neben fast subpolaren Fischereirechten im Norden geworden, mit einem im Amurbogen erlangten Ausgreifen nordwärts, das fast die einstige Schutzanlehnung Japans an die nordische Anökumene wiederherstellt. Die Verheißung „früher und großer Wirkungen" Japans — 1895! — die wir seit 1932 ununterbrochen erleben — leitete über zu dem, „was die politische Geographie" — oder war es schon die Geopolitik? — „von dem politischen Wert der Inseln überhaupt zu sagen hat".

„Allen Anregungen weit offen und zugleich fähig zu sein, sie im Schutz einer geschlossenen Persönlichkeit sicher zu verarbeiten, darin liegt die Gewähr des Wachsens der Lebensentwicklungen bis zur höchsten Vollendung." Aber eine solche Erfolgsmöglichkeit schien Ratzel für Völker nur in seltenen Fällen erreichbar. Er sang dann ein Lob der Meeresgrenze als der günstigsten; für den Charakter der Inselbewohner wiederholte er das leitende Wort von Kant, der dem englischen Volk einen Charakter zuschrieb, „den es sich selbst angeschafft hat" — was man gewiß auch vom japanischen Nationalcharakter, noch mehr von Japans im Kern uralter, nur verjüngter Volksseele sagen kann und was die Zusammenarbeit beider Inselreiche von 1902 bis 1922 so sehr erleichterte. „Eine Insel läßt sich geistig und gemütlich ganz anders erfassen und umfassen als ein natürlich unbegrenztes Stück Festland. Sie bleibt immer dieselbe. Es liegt etwas, das man ein Formelement nennen kann, in dieser Wirkung der Inseln auf ihre Völker. Dasselbe zeigt sich aber auch in der starken Wirkung der Inselvölker auf die Kontinentalen. Der feste Rahmen der Insel gibt allen Äußerungen jener etwas scharf Umrissenes, Eindrucksvolles und besonders auch Gleichmäßigeres, das dem immer neue Formen annehmenden, ewig angeregten und veränderlichen Wesen der Kontinentalen naturgemäß überlegen ist."

Das sprach der geschulte Völkerpsychologe zum beschreibenden Geographen!

Freilich wird dann in geistreichen Ausführungen die Gefahr des Erstarrens der Lebensformen auf den Inseln, ja die Verkleinerung von Rassen (Peschel) gegenübergestellt und gezeigt, daß nur ein kleiner Teil von der ganzen auf Inseln entfallenden Landfläche von mehr als fünf Millionen Quadratkilometer heute politisch selbständig sei: Japan, Großbritannien und Irland, und damals eben gerade noch Hawai und Tonga wie Samoa. Aber es entging Ratzel, daß nicht nur das britische „Empire" mit seinem Gesamt-Streu-Besitz, sondern auch die großen Dominien Australien und Neu-Seeland als echte, mindestens werdende Inselreiche angesprochen werden müßten und daß die Niederlande durch die Entwicklung ihres mehr als zwei Millionen Quadratkilometer umfassenden malaiischen Inselreichs, die USA. durch ihre vorbereiteten Übergriffe nach dem amerikanischen Mittelmeer und dem Pazifischen Ozean im Begriff waren, mindestens wehrgeopolitisch unter die Daseinsbedingungen von Inselreichen zu treten. Ihnen näherten sich auch die beiden führenden romanischen Wehrvölker,

während Deutschland zur gleichen Zeit das am meisten ozeanische Inselreich der Erde beiderseits des Äquators im Pazifik sein eigen nannte, sonach auch — was viele vergaßen — nach den Lebensbedingungen eines Inselreichs diplomatisch und wehrtechnisch zu verteidigen gehabt hätte. Daß der überwältigende Teil der deutschen herrschenden Schichten und der Volksvertretung davon keine Ahnung hatte und seine weltpolitische Bedeutung und Verpflichtung nicht begriff, entbindet niemand von der Verantwortung: „Der politische Wert der Inseln ist nicht nach dem Raum zu schätzen; und ebenso ist auch wichtiger als ihr Raum die Lage der Inseln zu ihrem Lande oder zu Nachbarländern."

Darin lag der Schwerpunkt unserer Südsee-Politik.

Sie stellte Deutschland durch ihre Gegenspannung zu dem eurasiatischen Endpunkt einer gleichfalls möglichen russisch-chinesischen transkontinentalen Eisenbahnpolitik in Tsingtau vor ungeheure weltpolitische Ausgleichsaufgaben, denen es nicht gewachsen war, weil es namentlich dem Beamtenkörper, auch unseres Auswärtigen Amtes, durchaus an der geeigneten Schulung fehlte, die ja fast nur rein rechtswissenschaftlich und allenfalls sprachlich erfolgte. Raumpolitische Richtfeuer, wie die „Gesetze des räumlichen Wachstums der Staaten", sind in jenen Kreisen fast ganz unbekannt geblieben, obwohl Raumgewinn wie Raumverlust, groß- und weiträumige oder klein- und engräumige Entwicklung des Volksbodens durchaus von ihrer Einsicht, Tätigkeit oder ihren Unterlassungssünden abhingen. Die völlige Verkennung grundlegender Eigenschaften von Inselreichen, von angelsächsischer Kulturpolitik gehörte ebenso zu solchen Unterlassungssünden wie die Unterschätzung russischer Raumansprüche und nordamerikanischer Seeraumüberwindungsfähigkeit.

Dabei war der deutsche Volksboden und Wirtschaftsbereich praktisch in Raumerweiterungsvorgänge eingetreten, die störende Wirkungen auf die eingelebten Altformen ausüben mußten, deren Verteidiger sich durchaus im klaren über Ratzels raumpolitisches Wachstumsgesetz waren, das lautet: „Das Wachstum der Staaten folgt anderen Wachstumserscheinungen der Völker, die ihm notwendig vorausgehen." Diese Erscheinungen wurden im Rahmen der dadurch Bedrohten deutlicher wahrgenommen als bei uns selbst, was Rudolf Kjellén in seinen Kriegsaufsätzen in klassische Form gebracht hat. Man erkannte auch wohl die Gefahr des anderen raumpolitischen Gesetzes: „Der Raum der Staaten wächst mit der Kultur" — mit der zugleich die Auflockerungserscheinungen an den Rändern Hand in Hand gehen, die dort auftreten, wo Wachstum sich vorbereitet, wobei eben der Natur des Staates als eines organischen Wesens nichts mehr widerspricht als eine starre Umgrenzung. Eben diese starre Umgrenzung aber wünschten die Mächte des Beharrens gerade den unter Volksdruck zitternden, zu eng und hoch überbauten Staatsgebieten, wie dem Deutschen Reich, Japan, Italien gegenüber aufrechtzuerhalten oder noch straffer anzuziehen und ihnen Rückgangserscheinungen aufzunötigen.

Es gibt keinen fruchtbareren Weg, Licht auf die Zukunftswege künftiger Führer-Erziehung durch „ein in Ordnung gehaltenes Weltbild" (Burckhardt) zu werfen, als durch einen Vergleich der 1896 von Ratzel niedergeschriebenen Raumgesetze für das Wachstum der Staaten mit dem volksdeutschen Werdegang von jener Zeit bis heute, auch wenn wir nur einzelne besondere Wendepunkte herausgreifen.

„Handel und Verkehr eilen der Politik weit voraus, die ihnen auf gemeinsamen Wegen folgt und nie scharf von ihnen zu trennen ist." Wie mußte der Ressort-, Fakultäts-, Stammtisch-, Vereins-Fanatismus, ein Erbe kleinstaatlicher Vergangenheit, die hier geforderte Zusammenarbeit hemmen! „Der Idee, Nachbargebiete zu vereinigen, muß ihre unpolitische Kenntnis vorausgegangen sein." Was aber wußte zum Beispiel das deutsche Volk von der inneren Struktur und Seelenstimmung des Verbündeten, dem es sich auf Gedeih und Verderb vereint hatte? Wie steht es heute mit dieser Kenntnis? Bahnt ihr wohl eine Verkehrssperre erfolgversprechende Wege? „Jeder Verkehrsweg bahnt auch politischen Einflüssen den Weg . . ." Kam es wohl den natürlichen Verteidigern eines Kultur- oder Volksbodens zum Bewußtsein, wie sehr fremde Verkehrseinbrüche, Tunnelbauten über Alpenteile zugleich fremder Volkseinströmung den Weg bahnten? Sahen sie in rechtzeitiger Bauernsiedlung die Möglichkeit, der Unterwanderung auf solchen Wegen lebendige Abwehr entgegenzustellen?

„Die Erweiterung des geographischen Horizonts muß mit allen unpolitischen Ausbreitungen zusammen dem politischen Wachstum vorangehen", lautete eine weitere Forderung Ratzels, mit der Feststellung verbunden: „Bis auf die Gegenwart herab sind die größten Erfolge der expansiven Politik durch die Pflege der Geographie vorbereitet worden." Gibt es eine schlagendere Rechtfertigung der französischen Kulturpolitik und des wohlbedacht für sie angelegten Aufwandes? Eine herbere Verurteilung der Tatsache, daß die „Deutsche Akademie" dreihundert Jahre nach der französischen gegründet wurde? Und drittens: „Das Wachstum der Staaten schreitet durch die Angliederung kleinerer Teile bis zur Verschmelzung fort, mit der zugleich die Verbindung des Volkes mit seinem Boden immer enger wird." Die Ausführungen dazu warnen aber vor dem „mechanischen Aneinanderfügen, das erst organisches Wachstum durch die Annäherung, wechselseitige Mitteilung und Vermischung ihrer Bewohner wird".

Das ist ein lehrreiches Vor-Kapitel zu jeder Anschlußfrage!

Wie eine Warnung gegenüber der falschen Einfügung von Elsaß-Lothringen ins Zweite Reich aber liest sich die Stelle: „Staatenwachstum aber, das nicht über Angliederung hinausgeht, schafft nur lockere, leicht wieder auseinanderfallende Konglomerate, die nur vorübergehend durch den Willen eines eine größere Raumvorstellung verwirklichenden Geistes zusammengehalten werden."

„Die Grenze ist" — so mahnt das vierte Gesetz — „als peripherisches Organ des Staates sowohl der Träger seines Wachstums wie auch seiner Befestigung und

macht alle Wandlungen des Organismus des Staates mit" — leider auch seine Schwächeanwandlungen, womit der Pulsschlag gerade der Grenzdurchblutung zusammenhängt, aus deren Überfülle ein Staat „gleichsam Wachstumsspitzen aussendet, die mit einem reicheren Leben erfüllt sind als die übrige Peripherie". An diesem Leben also lehrte uns Ratzel den Lebenswillen, die Lebenskraft von Staaten überhaupt erkennen und trat mit der Erziehung zu einer „richtigen Wertschätzung des Bodens" vor allem den kosmopolitischen Strömungen seiner Zeit entgegen, die der entscheidenden Rolle ausreichenden Lebensraums und genügender Atemweite nicht gerecht wurden.

Ein fünftes Gesetz lautet: „Der Staat strebt im Wachsen nach Umfassung der politisch wertvollen Stellen." Das heißt in der Umkehrung: wo sich solche Umfassungen sichtlich vorbereiten, da werden von den umfassenden Staaten Schwächestellen mit geringerem Widerstand vermutet oder bereits gefühlt! Von diesem Gesichtspunkt aus wird eine planmäßige Betrachtung der deutschen Volks-, Staats- und Wehrgrenze zu überraschenden Einsichten führen, vor allem auch zu Einblicken, wo Nachbarn Richtungen des geringsten politischen Widerstandes annehmen, vermuten oder wittern, wie sie etwa Japan in der Mandschurei verfolgte, die Sowjetbünde sich geraume Zeit in Bessarabien offenhielten.

Tiefe weltpolitische Wahrheit wird erschürft, wenn man das sechste Gesetz überdenkt: „Die ersten Anregungen zum räumlichen Wachstum der Staaten werden von außen hineingetragen" — was etwa aus dem Rückschlag der neujapanischen Ausdehnung auf die Landöffnung durch Kommodore Perry, dem deutschen Gegenschlag von 1870 auf den beständigen Grenzraub durch Frankreich eine natürliche Erläuterung findet, freilich auch in der Auffassung weltpolitischen Nomadentums als „politisches" Ferment.

So wohlfeilen Kaufs durfte der geistvolle Erschürfer des tieferen Gegensatzes zwischen Bewegungsgebieten und Beharrungsgebieten, zwischen den Staatengründungen zum Beispiel der seefahrenden Völker, die geringe Kräfte zu großen Wirkungen zusammenfassen, und den zur Erstarrung neigenden, mit politischer Schwerfälligkeit geschlagenen Ackerbaukolonisationen die „beweglicheren, weltkundigeren Elemente der Befruchtung" nicht aus den Händen lassen!

Wir fassen heute diesen Gegensatz der Bodenfesten und Bodenschweifenden noch ernster auf!

Aber auch das siebente Gesetz wird wohl bestehen müssen: „Die allgemeine Richtung auf räumliche An- und Abgleichung pflanzt das Größenwachstum von Staat zu Staat fort und steigert es ununterbrochen." Es führt zuletzt zu dem Gesetz der wachsenden Räume, und „so wirkt das Bestreben auf die Herausbildung immer größerer Staaten durch die ganze Geschichte hin".

Die Friedensbestimmungen der Pariser Vororte mit ihrer kleinräumigen Zergrenzung Europas, der Schöpfung eines kleineuropäischen Gedankens schienen durch geraume Zeit diesem Gesetz ins Gesicht zu schlagen, so daß selbst Rudolf

Kjellén sich, namentlich wohl durch die kleinräumige Auflockerung Skandinaviens getäuscht, beirren ließ. Aber bei Licht betrachtet, sind eben alle diese Schöpfungen, wie sich wirtschaftlich immer mehr herausstellt, gegenüber den großen, sich außereuropäisch bildenden Wirtschaftsgebieten großräumiger Art überhaupt nicht mehr lebensfähig, so daß sich die Fernschau Ratzels eben doch als richtig erwiesen hat.

Ein fast schwermütiger Ausklang endlich liegt in der Schlußwendung: „Im friedlichen Wettbewerb wie im kriegerischen Ringen gilt die Regel, daß der Vordringende denselben Boden betreten muß, auf dem sein Gegner steht. Indem er siegt, gleicht er sich ihm an." Das wollte Ratzel für Rußland und Frankreich, in Zentralasien und Afrika beweisen, wo „beide als an Steppen grenzende Staaten im Kampfe mit Steppenvölkern selbst so weit Steppenstaaten werden, daß sie sich der Vorteile bemächtigen können, die die Steppe bietet". Aber es gilt wohl auch für Seeräume, für deren Herren man etwa die Verlegung der Macht von Kalkutta nach Delhi als eine solche Anpassungserscheinung deuten könnte.

Mehr als andere Arbeiten Ratzels eignen sich „Die Gesetze des räumlichen Wachstums", sein Gedankenspiel und seine Arbeitsweise mit ihrem folgerichtigen Ausbau einmal gefügter Werkstücke, mit dem Zu-Ende-Schmieden einmal gefundener Gedankenketten in einem Lebensbild anschaulich zu machen. Sie blieben bei allem Dienst am Volk den Massen nicht leicht erschließbar, bei aller edlen Sprachkunst schwertönig. Darum glich seine Wirkung, so stark sie war, so mächtig sie viele einzelne erfaßte, als Gesamtwirkung immer ähnlich der Durchstrahlung geballten und schweren, immer wieder sich zusammenziehenden Gewölks. Neben früh erlangter Weltgeltung, namentlich unter Angelsachsen und Franzosen, blieb Ratzel in dem eigenen Sprachgebiet und Volksboden umstritten. Ihm, der von beherrschter strengster Naturwissenschaft herkam, in der er sich nur nicht in die Enge und die Kleingänge reinen Spezialistentums verlieren wollte, warfen zuletzt Geister, die seinen universalen Zug nicht zu überschauen und zu fassen vermochten, Hang zum Mystizismus vor, weil er wagte, was jeder echte Führer wagen muß: vorauszuschauen, fernzufühlen, zu warnen und zu lenken statt lediglich zu registrieren. Solchen Richtungen gegenüber hat ihn mit Recht der Ausspruch überlebt, daß die Wissenschaft sich begnüge, Registrator zu sein, wo sie den Mut haben müsse, Rolle und Verantwortung des Generaldirektors zu übernehmen.

Starke Wirkungen von ihm lassen sich aber bei den Völkern verfolgen, die den ungeheuren Wert rechtzeitigen Raumgewinns und der Vertiefung in weite Räume früher erkannt und diese Einsicht besser ausgewertet hatten als die Deutschen. Das geht nicht nur aus den Nachrufen von Jean Brunhes und Paul Vidal de la Blache hervor (glänzenden Vertretern der in Frankreich so hoch entwickelten, durch unendlich feine Verästelungen mit der ganzen staatlichen Kulturpolitik verbundenen politischen Erdkunde), aus der warmen Würdigung Dmitri

N. Anuschkins oder von Ellen Churchill Semple, die dauernd Ratzels Arbeitsweise treu blieb, sondern mehr noch aus ganzen Entwicklungsrichtungen der politischen Wissenschaft, wie etwa der italienischen mit ihren Stützpunkten in Florenz (Universo), Rom und Triest. Das sind Reflexe der Strahlung ins werbende, wirkende Leben hinein.

Was aber schwerer verstanden wurde, ist, wie stark in diesem Leben bei aller naturwissenschaftlichen Klarheit die metaphysischen Werte bleiben konnten. Gerade diese Seite aber — in einem Zeitalter der Überhebung des Greifbaren von seinen ausschließlichen Trägern und Vorkämpfern befehdet — klingt heute mächtiger als damals wieder und offenbart sich vielleicht am stärksten in dem Aufsatz: „Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht", der mit dem Satz beginnt: „Es ist ein großer Irrtum, zu wähnen, die Religion, die auf den tieferen Stufen der Kultur alles geistige Leben in sich faßte und leitete, sei arm und schwach zurückgeblieben, als Kunst und Wissenschaft sich von ihrer Führung befreiten."

Er führt auf eine erhabene Vereinfachung unseres Weltbildes zu, das nicht durch Massenanhäufung des Wissens geklärt und gesichtet wird, sondern nur durch seine Durchdringung und Überwindung, die auf ein Sicheinsfühlen mit dem Unendlichen gerichtet ist. „Die Erfahrung, daß wahre Wissenschaft nicht von Gott wegführen könne", „daß Erkenntnis . . . der großen Naturforscher, als Summe ihrer Erfahrung ausgesprochen, . . . im Sicheinsfühlen mit dem Unendlichen errungen worden sei, das zu lehren folglich die höchste Aufgabe der Wissenschaft sein müßte, die wirklich aufklären will."

„Ohne den Blick ins Unendliche gleicht kein Weltbild der Wirklichkeit und ist daher auch keine Weltanschauung möglich, die standhält." In solchen Anschauungen klang Ratzels Leben aus. Sie waren freilich weltenfern von vielen Erscheinungen, die von der Gottähnlichkeit des Gebildetenbegriffs schon in dieser Zeitlichkeit nicht lassen wollen, und wurden von einer letzten Welle des Mißverstehens umrauscht. Aber sie zeigen uns überzeugend, wie sehr der Träger eines solchen Weltbildes — zugleich ein Vorbild wirklich allgemeiner Bildung, von natur- wie geisteswissenschaftlicher Richtung her untermauert — als führender Geist Zeitgenosse der Nachwelt — ein dauernd Wirkender — geblieben ist. Er blieb es am meisten gerade da, wo ihn die Mitwelt nicht oder am wenigsten verstand, eben weil Friedrich Ratzel diese Führerrolle ganz ungesucht gewann, er, der nur als Arbeitskamerad zu suchen auszog, wie er einer der besten Kriegskameraden war, und neben dem Erforschlichen, das er erforscht hatte, das Unerforschliche ruhig verehren konnte, der das Ewige, Unsterbliche gewann unter dem Leitwort: „Willst du ins Unendliche schreiten, geh nur im Endlichen nach allen Seiten!" Ehrlich und treu schritt er das Endliche aus.

Adolph Woermann

1847—1911

Von

Theodor Bohner

„Diamanten muß man nicht suchen, man muß sie finden." Das Wort Adolph Woermanns zu einem Gouverneur unsres Südwestafrikas bestätigt die Geschichte jedes großen Gold- und Silbervorkommens wie der Diamantfelder. Es verrät aber über die bloße Erfahrungstatsache hinaus etwas vom innersten Wesen seines Sprechers. Wohl muß der Kaufmann alles dransetzen können, die köstliche Perle zu erlangen, aber er darf es nicht dem Abenteuer zuliebe tun, und niemals darf er auf unverdienten Gewinn hoffen. „Ich bin", sagt der Mann, ohne den unsre westafrikanischen Kolonien nie zu denken waren, im Reichstag, „glaube ich, vielleicht nüchterner in der Kolonialfrage gewesen als viele andere, und ich weiß, daß gerade der Kaufmann keine Begeisterung bei seinem Geschäfte haben darf, sondern daß gerade er mehr als viele andere bei allen seinen Unternehmungen ruhig und nüchtern überlegen muß."

Die afrikanische Landkarte hat manchen Weißennamen aufgenommen. Rhodes hat sein Land Rhodesia, Monroe die Stadt Monrovia; Lüderitzbucht erinnert an den Begründer Deutschsüdwests, auch wenn wir das Land lange schon dem Völkerbund zu treu-untreuen Händen abgeben mußten; am Kongo zieht sich eine ganze Straße solcher Namen hin mit Elisabethville, Leopoldville, Brazzaville, Stanley Pool. Nach Adolph Woermann heißt keine solche Stätte auf dem dunkeln Erdteil, und doch tritt er in seiner Tatkraft durchaus gleichwertig neben die beiden andern, die im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert die Treibenden bei der Einführung Afrikas in die Welt sind, neben Rhodes und den großen Belgierkönig. Ja, von den drei Namen ist auf der Westseite beim schwarzen Volk in den Häfen sein Name der bekannteste, die Vorstellung von dem Träger gewaltig: 1901 streiken die Kru-Arbeiter in Liberia, die schwarzen Hilfsmannschaften, die jeder Dampfer für die heißen Breiten annimmt. Ein Teilhaber Woermanns kommt persönlich heraus; aber die Schwarzen wollen ihn nicht anerkennen, weil er mit dem fälligen Dampfer der Linie statt auf Sonderschiff gekommen ist. Adolph Woermann überzeugt sie dann 1904 durch die hünenhafte Erscheinung, den stattlichen Bart und das ganze Auftreten. Bewundernd sehen sie auf die Zähne des Fünfzigers: „Him be the big Woermann for true true, him get only gold for his mouth (Das ist in Wahrheit der große Woermann, er ist im Mund lauter Gold)!"

The big Woermann scheint bereits auf den Platz geboren, von dem er in die Welt wirken muß. Die Firma, die er einst führt, ist schon vom Vater gegründet

und heißt noch heute nach diesem C. Woermann. Selbst in der Großen Reichenstraße ist die Firma schon unter dem Vater angesiedelt an der Stelle des heutigen Afrikahauses. Die Geschäftsverbindungen von C. Woermann gehen auch unter dem Vater schon in die weite Welt. Es bestehen Niederlassungen in Ostindien, und auch der schwarze Präsident von Liberia ist bereits mit seiner weißen Frau im Frack und weißer Binde in der Großen Reichenstraße zu Gast. Der Vater ist schon an den größeren Hamburgischen Handelsunternehmungen mit Rat und Tat beteiligt; 1853 tritt er in die Direktion der Hapag ein; er ist im Vorstand der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft. Und selbst das nimmt der Vater dem Sohne vorweg, daß er „die gesunden Grundlagen des Warenaustausches mit Afrika erkennt, die Aufnahmefähigkeit des Erdteils für europäische Erzeugnisse und die Bedeutung der afrikanischen Rohprodukte für Europa". Er schon gibt alle anderen Arbeitsplätze der Firma zu Gunsten des westafrikanischen Geschäftes auf. Eine Lebensbeschreibung Adolph Woermanns hat darum das Leben seines Vaters mitaufzunehmen.

Carl Woermann ist „Butenminsch", kein gebürtiger Hamburger. Hamburg hat immer die gesunde Kraft seines Gemeinwesens durch die Aufnahme und schnelle Einschmelzung auch des fremden Zuzugs bewiesen. Die Woermann sind reines Westfalenblut. Aus Enger, der Widukindstadt, wanderte der Bürgermeisterssohn Jost Woermann 1688 nach Bielefeld ein, um sich an dem dort blühenden Leinengroßhandel zu beteiligen. Das Geld dazu, und das ist bezeichnend genug, hatte er sich in jungen Jahren im holländischen Ostindien verdient. Das Haus hatte auch Kraft und Unternehmungsgeist genug, sofort beim Sturz Napoleons und beim Aufhören der Festlandssperre kaufmännisches Neuland zu suchen. Gottlieb Woermann begründet 1814 mit seinem Vetter und Teilhaber David Friedrich Weber in Hamburg eine Zweigfirma, die Weber führt; sie sollte das Bielefelder Leinen über See, vor allem nach dem eben sich öffnenden Südamerika bringen.

In dieses Hamburger Zweiggeschäft tritt Carl Woermann, Gottliebs Sohn, 1813 geboren, 1828 als Lehrling ein und arbeitet sich langsam zum Teilhaber hoch, der, nachdem er sein Einjährigenjahr in Bielefeld abgedient hat, 1837 eine Tochter seines Oheimteilhabers heiratet. Eleonore Woermann, Adolphs Mutter, brachte von Vater und Mutter Weber Kaufmannsblut in die Ehe. David Weber hatte die jüngste Tochter Abraham Nottebohms geheiratet, dessen Handelsbeziehungen von der westfälischen Sonne bis zu den niederländischen Hafenplätzen der Nordsee reichten; er hatte seinen Herrensitz auf dem Brackweder Kupferhammer vor Bielefelds Toren. Carl Woermanns Schwester hat umgekehrt einen Enkel Nottebohms und Erben des Kupferhammers geheiratet, Friedrich Möller. Adolph Woermann ist so ein doppelter Vetter des preußischen Handelsministers Theodor Möller.

Bei der Heirat wurde die Kompaniefirma in Hamburg aufgelöst. Schwiegervater Weber ist dem südamerikanischen Geschäft treugeblieben und betrieb

später eine eigene Schiffslinie nach Valdivia und Valparaiso. Das Weberſche Haus, das Stadthaus am neuen Jungfernſtieg wie das Landhaus in Oevelgönne, war ein Mittelpunkt geſelligen geiſtigen Lebens der Stadt weit über den mit Liebe gepflegten Familienkreis hinaus. Berühmt waren die Weberſchen Abende, die bis zu hundert Gäſten zu einem Vortrag eines führenden Gelehrten und einem Abendeſſen vereinigten. Sich auch im Kaufmannsſtande für das Ganze der Kultur mitverantwortlich zu fühlen, wurde hier Söhnen und Enkeln vertraute Pflicht.

Carl Woermann begann in einem Hamburg, das nach der Schnürjacke der Feſtlandſperre und unter dem allmählich weichenden Druck der handelsfeindlichen Geſetzgebung der großen Seeſtaaten ſich eben ſeiner eigenen Kräfte bewußt wurde. Noch war die Elbe nicht befeuert, Schulauer und Blankeneſer Sand waren gefährliche Schiffahrtshinderniſſe, vor denen eine verſäumte Tide eine Woche Aufenthalt bringen konnte.

Noch befuhren kaum Dampfer die Elbe. Der erſte war am 17. Juni 1816 eingelaufen, die engliſche „Lady of the Lake". Sie ſollte unter engliſcher Flagge einen Verkehr Hamburg—Cuxhaven betreiben, gab aber ſchon im Jahr darauf aus Mangel an Mitteln wieder auf. Eine engliſche Firma ließ ab 1825 ein paar Dampfer zwiſchen Hamburg und engliſchen Häfen verkehren. 1840 wagte Rob. M. Sloman den kühnen Schritt, den die Börſe als „offenbaren Unſinn" bezeichnete, und brachte die erſte Dampferlinie Hamburg—Hull zuſtande. Der entſcheidende Fortſchritt Hamburgs in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts liegt auch nicht im Einſetzen des Dampferverkehrs, ſondern in der großen Befreiung des Überſeehandels, wie er durch den Abfall der ſüdamerikaniſchen Kolonien (1827 Braſilien) eingeleitet wurde, damals als es im „Ehrbaren Kaufmann" jubilierend hieß: „Hamburg hat Kolonien bekommen." So lange waren dieſe Häfen ja nur den Flottillen ihrer Heimatſtaaten geöffnet geweſen, die zweimal im Jahre, von Kriegsſchiffen geleitet, den Weg über den Ozean antraten. Auch die übrigen Kolonialreiche der Erde waren ſo geſperrt geweſen. Die mit gelegentlichen Pauſen immer wieder ſtarr geltende britiſche Navigations(Schiffahrts)akte von 1651, die erſt um die Mitte des Jahrhunderts fiel, verlangte für britiſche Ware britiſche Schiffe, verbot nichtengliſchen Schiffen engliſchen Küſten- und Außenhandel und ſchloß ſie zugleich von den Kolonien aus. Den Hamburger Schiffen ſtand ein beſcheidener Verkehr mit den weſteuropäiſchen, ſkandinaviſchen und ruſſiſchen Häfen frei. Fahrten nach dem Mittelmeer waren ein Wagnis. 1824 noch nahmen Tripolitaner Kaper die Hamburger Brigg „Luiſe", 1827 die „Flora" ungeſtraft in den portugieſiſchen Gewäſſern weg. Es iſt ein Ereignis, als 1831 die „Rezia" als erſtes Schiff mit Hamburger Flagge unter Hinrich Peter Mohrmann in Marſeille einläuft, 1839 ein anderes Schiff von Hamburg nach dem öſtlichen Mittelmeer abgefertigt wird. 1835 kommen ganze vier Schiffe aus Richtung Guineaküſte, Kap Verde, Kanariſche Inſeln, Azoren im Hafen an, alſo aus der Richtung, aus der alle Aſien- und Afrikafahrer kommen müſſen, und wieder nur ein einziges von ihnen

hat die Flagge mit den Türmen. Zwei Jahre später wird C. Woermann begründet. Die neue Firma war als ein Leinenausfuhrhaus nach Mittel- und Südamerika gedacht. Aus dem unmittelbarsten dringenden Bedürfnis der Heimat war sie hervorgegangen, genau wie die Laeiszsche Reederei zuletzt auf den Wunsch zurückgeht, die Seidenhüte des Seidenhutmachers Laeisz abzusetzen. C. Woermann ist zunächst nur Handelshaus und ohne eigene Schiffe. Aber der rührige Inhaber ist jederzeit bereit, sich mit andern außerhalb der eigenen Firma auch als Reeder zusammenzutun. Die Südsee-Fischerei-Kompagnie hat zwar nur von 1843 bis 1849 gelebt; sie hat sich aber ein ewiges Andenken schon dadurch gesichert, daß sie ihre Walfänger zur Enthaltsamkeit verpflichten wollte; der Hamburger Wasserschout widersprach für die Seeleute. Auf die Mitarbeit an Hapag und der Südamerikagesellschaft ist schon hingewiesen.

1847, in dem Jahr, da ihm sein Sohn Adolph geboren wird, rüstet C. Woermann das erste Schiff aus, die Brigg „Eleonore". Ab 1850 nimmt die Firma jedes Jahr um ein, zwei Schiffe zu. Sie betreibt jetzt neben dem eigenen Handel Reederei: um die Mitte der fünfziger Jahre unterhält sie eine Paket- (Fracht-) und Passagierfahrt nach Melbourne mit sechswöchentlichen Aussendungen. Auch ihr Handelsgeschäft hat sich von Mittel- und Südamerika ganz nach Ostindien und Australien gezogen.

Rückschläge gibt es auch in dieser aufstrebenden Zeit. 1857 bringt eine Weltkrise solche Verluste vor allem im australischen Geschäft, daß C. Woermann sich auf den Stand von 1837 zurückgeworfen fühlt. Er gibt das australische Geschäft auf. Dagegen hat er Niederlassungen in Cochin und lebhaften Verkehr mit Ostindien. Seine Schiffe frachten Kohlen von Cardiff nach Indien oder Java und kommen mit Reis, Fischbein und Stuhlrohr zurück, für dessen Bearbeitung er eigenen Betrieb in Hamburg unterhält. Aber bereits fahren seine kleineren Schiffe in der Afrikafahrt, vor allem der grüne Schoner „Liberia". Carl Goedelt, der länger in Sierra Leone und auf der Goldküste gelebt hatte, hatte ihn auf Westafrika gewiesen und trat selber in seine Dienste; er war der Leiter der Niederlassung in Liberia und dann in Gabun. Denn der Hamburger Geschäftsinhaber erkannte trotz der Schwierigkeiten der Anfänge die Zukunft gerade des afrikanischen Geschäftes. 1849 hatte er erstmals von einem Indienschiff Westafrika anlaufen lassen. 1852 wurde ein Afrikaschiff in Fahrt gesetzt. Zur Niederlassung im liberianischen Monrovia kam 1862 eine in Gabun, 1868 die erste im nachmaligen deutschen Kamerun. Die Aufgabe des Hauses war gefunden. In kurzer Zeit ist C. Woermann das führende Haus im ganzen westafrikanischen Handel und erzwingt ihm mit jedem Jahr eine größere Bedeutung in Hamburgs Gesamthandel. Dafür wurden die Beziehungen zu Ostindien aufgegeben.

Carl Woermann hat bei allen seinen Unternehmungen nie den Blick auf sein Volk verloren. 1866 begründete er mit andern einen Verein für Hamburgs Anschluß an den preußisch-deutschen Zollverein. Wenn dieser bei der besonderen Lage des Hamburger Handels auch von ihm nicht mehr erlebt wurde, so hat Carl

Woermann noch die Begründung des Reiches sehen dürfen. Er starb 1880. Sein Lebensabriß in der Allgemeinen Deutschen Biographie, der auf Mitteilungen der Familie zurückgeht, rühmt den lebhaften Sinn für alles Wahre, Gute und Große, der in allen, die ihm nahestanden, weiterwirkte, wie seine Weitsicht und Tatkraft. Er hatte sich und dem von ihm begründeten Hause in Hamburg und draußen eine Stellung geschaffen, daß noch der Redner bei der Trauerfeier für seinen größeren Sohn davon ausgehen konnte, wie schwer es der Vater diesem Sohne gemacht hatte, ihm gleichzukommen oder gar ihn zu übertreffen.

Carl Woermann erinnerte sich lebenslang dankbar an die fünf Jahre, die ihn sein Vater der Salzmannschen Erziehungsanstalt in Schnepfental als Zögling anvertraut hatte. Aber er vergaß auch nie, daß er die fünf Jahre seine Eltern nicht hatte besuchen dürfen. Er wurde seinen Kindern der zärtlichste Vater, der sogar Zeit hatte, mit ihnen den Weihnachtsmarkt, den „Dom", zu besuchen, wenn gerade um die Weihnachtszeit Frau Eleonore ihre jährlich wiederkehrende mütterliche Behinderung hatte. Die Vorteile, die er an der geliebten Anstalt empfunden hatte, wandte er seinen Söhnen zu, indem er sie für die Woche in die Andresensche Lehranstalt nach Elmsbüttel gab, aus der sie aber über Sonntag nach Hause kamen. Das zahlreiche englische und spanische Element in der Schülerschaft war ein bleibender Gewinn für die späteren Überseekaufleute. Neben den Schulfächern mußten sie auf Veranlassung des Vaters auch ein Handwerk erlernen, den praktischen Sinn zu bilden.

Adolph, der Arbeitserbe seines Vaters, war der zweite Sohn. Der erste, der nachmalige Professor und Kunsthistoriker Karl Woermann, hatte sich früh unter dem duldenden Erstaunen des Vaters auf den Künstler und Gelehrten entwickelt. Dafür artete Adolph durchaus nach dem tätigen Vater. Es ist ganz der auf das Wirkliche eingestellte und im Wirklichen wirkende spätere Adolph Woermann, wenn schon der Knabe den um vier Jahre älteren dichtenden Bruder ruhig fragt: „Warum tust du das?"

Carl Woermann war nie draußen gewesen. Für seine Söhne gehörte es ihm zur vollen Lehre. Adolph trat vorher noch als Einjähriger in das neugegründete hanseatische (76.) Infanterieregiment ein. Die Strenge, die er als Vätererbe gegen sich selbst zu üben gewohnt war, wurde ihm hier zum Verhängnis: der hoch Aufgeschossene hatte am heißen Tag bei einem Marsch nicht nachgeben wollen, bis er an der Elbchaussee bewußtlos umfiel. Der erlittene Hitzschlag machte ihn zu seinem Kummer für jeden weiteren Heeresdienst untauglich und beeinträchtigte seine Gesundheit noch lange. Trotzdem ging er jetzt in die Welt hinaus. Sechs Lehr- und Wanderjahre führten den Zwanzigjährigen über Ostindien, China, Japan, Nordamerika und Afrika von 1868 bis 1874 durch die Welt, indem er in den fremden Erdteilen in den eigenen Niederlassungen oder in befreundeten Häusern arbeitete. Der Arbeitsplan war mit Sorgfalt im väterlichen Hause zusammengestellt. Es gehörte dazu, daß der spätere Schiffsherr auch die besten Schiffe, die

zur Zeit die Meere befuhren, persönlich kennenlernte. Silvester 1874 konnte Carl Woermann den zahlreichen Gästen im Hause mitteilen, daß sein ältester Sohn preußischer Akademieprofessor geworden, der zweite, Adolph, aber als Teilhaber von ihm in seine Firma aufgenommen sei.

Sechs Jahre noch konnte der Sohn neben dem Vater arbeiten. Es war ein Glück; denn die Tropen rächten sich an dem Reisenden; nachdem er schon auf Java wie in Afrika dem Fieber seinen Zoll hatte zahlen müssen, hielten ihn jetzt Folgen dieser tropischen Erkrankungen von 1877 bis 1879 überwiegend auf dem Krankenlager. „Er befreite sich durch eine eiserne Energie von einem Übel, das mehr mechanischer als innerlicher Art war", schreibt der Bruder Karl in seinen Erinnerungen über diese Jahre. Aber sie wurden teuer bezahlt, als die treue Pflegerin in dieser Zeit, die geliebte Gattin, kurz nach der Genesung des Gatten selbst in Krankheit fiel und nach langem, schmerzlichem Leiden starb. Im Reichstag mußte Woermann später den unwahren Vorwurf hören, die Hamburger Chefs schickten nur immer ihre Angestellten in das tödliche Klima, sie selbst blieben zu Hause. „Fast die sämtlichen Chefs der Häuser, welche im Afrikahandel tätig sind", erwiderte er damals, „sind ein Jahrzehnt und noch länger in Afrika gewesen. Die Chefs gehen auch heute noch hinaus. Ein Bruder von mir befindet sich heutzutage (1885) in Kamerun." Von sich und seinen Opfern schwieg er. Wenn aber allgemein die Kolonien abgelehnt wurden wegen der gesundheitlichen Gefahren, griff er die zagen Stubenhocker an: „Bei uns in Hamburg haben wohl die meisten Leute den Mut gehabt, hinauszugehen. Sie haben ihr Fieber gehabt, aber das hindert durchaus nicht, die Wichtigkeit der Kolonien anzuerkennen. Hat denn Holland jemals danach gefragt, ob in Java das Klima gesund ist? Ich habe mich auch auf Java einige Zeit aufgehalten und habe das Fieber dort bekommen, ebenso in Afrika, aber es fällt niemand ein, weil dort das Klima nicht ebenso gesund wie zu Hause ist, zu sagen: wir dürfen niemand hinausschicken. Ja, wer hinterm Ofen sitzen bleiben will, der kommt freilich nicht hinaus. Es kommt eben darauf an, daß man hinausgeht, und es wagt, hinauszugehen."

Der wichtigste Teil seiner Reise war dem künftigen Firmenchef der afrikanische geworden. In der Arbeit auf den Faktoreien in Gabun, an den Ölflüssen Kameruns, in Liberia hatte er den Glauben des Vaters als richtig erkannt, daß der Warenaustausch Afrika—Europa die Zukunft hatte und daß vor allem auch in Westafrika, das nun einmal das Arbeitsfeld von C. Woermann geworden war, eine Entwicklung bevorstand, die nicht mehr mit dem pfiffigschlauen Umtausch billigsten europäischen Schundes oder gar nur Schnapses in afrikanisches Öl, Gold und Elfenbein erledigt war, sondern daß hier eine Kulturarbeit zu leisten war, die Afrika, aber ebenso auch die Heimat schöpferisch befruchten mußte. In ahnenden Umrissen mochte schon das Ziel seiner Lebensarbeit vor den Augen der Seele auftauchen: der große dunkle Erdteil, das Mutterland auch der abendländischen Geschichte von den Ägyptern her, durch einen regelmäßigen, auch die

kleinen Häfen erfassenden Schiffsverkehr wieder erschlossen und eng mit Europa verbunden, das an ihm sein Amerika und sein Indien hat. Nachdem er die ganze Welt gesehen, kam er als überzeugter Afrikaner zurück.

Afrika gilt darum auch die ganze Arbeit des Firmenchefs Adolph Woermann. Carl Woermann hatte noch 1879 den ersten Woermanndampfer mitbestellen können. Der Sohn ersetzt bis 1887 alle seine Segelschiffe durch Dampfer. Beim dritten Dampfer, 1882 in Dienst gestellt, richtet er die erste regelmäßige deutsche Dampferlinie nach Westafrika ein. Die Firma C. Woermann schlug damit nicht nur alle andern deutschen Häuser an der westafrikanischen Küste, denen kleine Küstendampfer für ihre Zwecke genügten: sie zeigte durch die Einrichtung einer Linie, daß sie den westafrikanischen Handel schon für so entwickelt hielt, daß es sich lohnte, über den eigenen Firmenbedarf hinaus ihm als Reeder Schiffsraum anzubieten. Ein Deutscher aus dem Deutschland ohne Kolonien wagt diesen Schritt zu einer Zeit, wo Frankreich trotz seiner zahlreichen westafrikanischen Besitzungen noch keine solche Linie kannte. C. Woermann machte sich sogar für die neue Aufgabe besonders frei: Adolph Woermann zweigte die Reederei vom eigentlichen Hause ab, verwandelte sie in eine Aktiengesellschaft, später G. m. b. H. und Kommanditgesellschaft, von deren Kapital von drei Millionen zwei bei C. Woermann blieben, während der Restbetrag u. a. von Berrenberg-Goßler, Laeisz, A. Beit, London und F. Scipio, Mannheim übernommen wurde. Es ist dies die Afrikanische Dampfschiffahrts-Actiengesellschaft (Woermannlinie), 1914 dreiundvierzig Dampfer mit 112865 Register-Tonnen stark.

Der gesunde Rückhalt und beste Kunde des Reedereibetriebes blieb jedoch das Afrikahaus C. Woermann. Der afrikanische Handel hat wie jeder Handel an fremder Küste als ein Handel vom Schiff aus begonnen. Noch um 1880 kamen so die Amerikaner mit Seglern an die Guineaküste und verkauften ihre Waren von Bord an die ankommenden Negerboote. Die lange Liegezeit der Schiffe bis zum völligen Absatz der mitgebrachten Ware wurde dann behoben, indem sie einem als zuverlässig erkannten Häuptling — sie waren an der Küste alle Händler — anvertraut wurde, der sie bis zur Wiederkehr des Schiffes in die gewünschten afrikanischen Erzeugnisse umsetzte. Das afrikanische Geschäft schleppte daher zu anderen Plagen die schlimme Gewohnheit des „trust" mit, des Warenvorschusses an schwarze Zwischenhändler statt des unmittelbaren Austausches. Auf der nächsten Stufe wurde ein älteres Schiff herausgebracht, das an Ort und Stelle abgetakelt wurde, um als schwimmendes, gegen Überfälle zugleich notdürftig gesichertes Handelshaus zu dienen. Als Nachtigal 1884 in Duala die deutsche Flagge hißt, liegen noch sechs englische und ein deutscher derartiger Hulk auf dem Fluß verankert.

Adolph Woermann fand schon auf seiner ersten Reise feste Landfaktoreien des Hauses auch in Westafrika. Sie standen auf zukunftsreichem, aber schwierigem Boden: eine Flachküste, deren Barren und Untiefen noch so mancher Woermann-

dampfer zum Opfer fallen sollte, und eine Brandung, die das Landen in den schweren Booten durch die Brecher lebensgefährlich machte. Wenn Flüsse Eintritt gewährten, lauerte im Mangrovendickicht tödliches Fieber; Grab des weißen Mannes, Seemannsgrab hieß die Guineaküste. Den Weg ins Innere machte ein breiter Urwaldgürtel, in dem es keine menschliche Nahrung, nicht einmal ausreichend Wild gab, zu einem Spiel mit dem Tod. Nirgends begann das unerforschte Afrika so wie hier eine Tagereise hinter der Küste. Die Bevölkerung selbst, durch Jahrhunderte Sklavenraub an ihrer Küste auf die unterste Stufe staatlichen Daseins gesunken, nach Dorfstämmen zersplittert, alle zehn Stunden bereits eine andere Sprache redend, von rohen Sitten, Menschenfresserei als Kult übend — noch 1903 wird der Schutztruppenoffizier Graf Pückler, 1910 der Kaufmann Arno Bretschneider so geopfert. Auf den barbarisch-despotischen Schutz solcher Kannibalenhäuptlinge war der Faktorist angewiesen, und er bestand nur zu oft darin, daß er mit Heimtücke und Gewalt von jedem Verkehr mit dem nächsten Dorf schon abgeschnitten blieb, der Prozente des Häuptlings wegen. Ist aber der Weg ins Inland vom Häuptling aus frei, dann beginnen die Sorgen um Träger im menschenarmen Lande und ihre Zuverlässigkeit, denn häufig verjubeln sie die ihnen übergebene Ware oder setzen sie in Frauen um, bis im fremden Dorf wieder der Kampf um den Häuptling beginnt.

Die ganze Art des Lebens, ohne ebenbürtige weiße Gefährtin, solange die klimatischen Verhältnisse es nicht erlauben, in der Einsamkeit und Gefahr bringt es mit sich, daß das Haus im wesentlichen junge Leute hinaussenden muß. Und doch müssen sie vorher ihre sorgfältige Lehre im Stammhaus erhalten haben. Den jungen Leuten muß aber auch eine Zukunft geboten sein. Die Entwicklung der Firma ist bald so, daß eine Art Laufbahn vorhanden ist mit den größeren Stellen in Gabun und Monrovia. Aber da die Firma die Teilhaberschaft nicht bieten kann, macht sich doch immer wieder der Angestellte, der draußen Erfahrung und auch Geld hat erwerben können, zuletzt selbständig und womöglich im Afrikageschäft. Eine ganze Reihe Afrikafirmen entsteht, deren Inhaber alle einmal im Woermannhause in der Großen Reichenstraße begonnen und dann in einer Woermannfaktorei ihre afrikanischen Erfahrungen dazugewonnen haben: Jantzen und Thormählen, Woelber und Brohm; auch Goedelt und Gütschow sind hier zu nennen. Zum Glück ist das westafrikanische Feld groß genug, immer wieder neuen Firmen Platz zu bieten. Aber zu der tausendfältigen Sorge und Bemühung um den Mitarbeiternachwuchs in den eigenen Betrieben kommt so dauerndes sorgfältiges Abwägen der Grenzen gegenüber neuen Firmen.

In einem Vortrag vor der Geographischen Gesellschaft in Hamburg hat der Dreißigjährige 1879 mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Aufgabe des deutschen Kapitals in Afrika nicht der bloße Handel sein könne, sondern daß der Neger Afrikas zur Arbeit zu erziehen sei. „Die kulturell bedeutendste und zugleich die reichste Nation der Welt wird die sein, welche am meisten und am

erfolgreichsten die Naturvölker und ihre von Üppigkeit schwellenden Tropenländer kultivieren wird." Das Haus Woermann ließ selbst 1878 durch den Botaniker Soyaux die ersten Plantagen in Gabun anlegen. Es war kein voller Erfolg. Woermann erklärte 1884 in Eisenach vor dem Deutschen Kolonialverein: „Meine Firma hat selbst einen Versuch mit Plantagen in Gabun gemacht, es knüpfen sich manche fehlgeschlagene Hoffnungen daran, es sind manche Fehler begangen worden, und noch heute nach sechsjähriger Arbeit läßt sich kein Erfolg konstatieren — und dennoch wird schließlich die Ausdauer den Sieg davontragen. Was aber mehr ist als das: die Eingeborenen rund um diese Plätze herum fangen an, seßhaft zu werden, den Boden zu bebauen und das zu bauen und zum Verkauf zu bringen, was die auf der Plantage befindlichen Arbeiter brauchen. Auch hier ist das gute Beispiel das kulturelle Element, und wenn nach Unterdrückung des Sklavenhandels das legitime kaufmännische Geschäft das zweite Stadium in der Entwicklung des Negers bildete, so wird die Bebauung des Bodens das nächste Stadium sein." Immer ist ihm das Endziel der Gesamtentwicklung Afrikas wichtiger als das Ja oder Nein eines augenblicklichen Erfolgs. Die Kameruner Pflanzungen haben später die Erfahrungen dieser Jahre noch auf deutschem Kolonialboden auswerten können.

Zu der mehr praktischen Befragung Afrikas durch solche Pflanzungen tritt als weitere Aufgabe die wissenschaftliche Erforschung. Kaufleuten verdankt ja die Geschichte der Erdkunde gerade an diesem Teile Afrikas besonders viel: Flegel, Kaufmann in Lagos, dauernd um den Benue bemüht, Zweifel, in Diensten der Nigeriakompagnie, in Mußezeit der Entdecker der Nigerquellen. C. Woermann hat den Ruhm, daß der Agent des Hauses in Gabun, der nachmalige Konsul E. Schulze, den ersten Vorstoß hier ins Innere wagte, als er von Gabun den Ogowefluß entlang ins Okandeland zog. Sämtliche Forschungsreisen, die seither Deutsche von Westafrika aus antraten, erfreuten sich der immer tatkräftigen Unterstützung der Firma, wie sie zahlreich dankbar anerkannt haben.

C. Woermann hatte in Westafrika noch zu einer Zeit Fuß fassen können, da das Handelsfeld unbegrenzt schien und jedem Europäer der Schutz der jeweiligen europäischen Schutzmacht des betreffenden Gebietes wie selbstverständlich und als Gleichberechtigtem zustand, wenn nur eine solche Schutzmacht überhaupt da war. Es ist ja die Zeit, da das englische Parlament 1873 die Preisgabe selbst eines so alten Kolonialgebietes wie der Goldküste berät und jedenfalls weithin noch kleine Häuptlinge Alleinmacht an der Küste darstellen. Aber in diesem Jahrzehnt gerade ändert sich die Welt. Während England und Frankreich sich über künftige Grenzen verständigen und sich dabei Gegenseitigkeit für ihre Landesangehörigen verbürgen, trifft den deutschen Kaufmann Woermann in Französisch-Gabun plötzlich empfindliche Sonderbehandlung; auf dem Niger wird ihm entgegen der internationalen Afrikaakte die freie Schiffahrt erschwert; und selbst Liberia belastet ihn trotz seiner Sonderverträge mit hoher Abgabe. Zugleich aber ging es nach der Errichtung eines großen Deutschen Reiches in der Mitte Europas nicht gut weiter an,

daß deutsche Kaufleute über See gegen die Willkür kleiner, aber roher Kannibalenhäuptlinge nur englischen oder französischen Schutz anrufen konnten, weil ihr Vaterland nach einem Worte Bismarcks zu Thormählen noch nicht schwimmen konnte. Wenn die deutsche Heimat den deutschen Handel in der Welt brauchte, wie sie tat, dann mußte sie auch für die nötigsten Bedürfnisse des Handels sorgen.

Es nimmt dem Namen Woermann nichts von seinem Ruhm, daß die erste Anfrage Bismarcks nach den Wünschen deutscher Kaufmannschaft in Afrika — sie traf während der Auslandreise des Erben ein — von Carl Woermann Herrn Thormählen zur Beantwortung überwiesen wurde, dem Leiter in Kamerun, und daß so der erste Hinweis auf diese Gebiete 1874 unter Thormählens Namen an das Auswärtige Amt kam. An den Vorbereitungen der Nachtigal-Reise, die die Kolonien begründete, ist Adolph Woermann entscheidend beteiligt; sein Rat wird dankbar bis in die kleinsten Förmlichkeiten der Flaggenhissung gehört. Die Verträge mit den Dualas vom 11. und 12. Juli 1884 zeigen denn auch die Unterschriften eines Woermann (Eduard, jüngerer Bruder Adolphs und in den Tagen draußen), des Woermannhauptvertreters Konsul Schulze aus Gabun, des Kameruner Leiters Schmidt. Der letzte Deutsche, der mitunterzeichnet, Kapitän Voß, Faktoreiführer für Jantzen und Thormählen, war wie seine beiden Geschäftsherren aus der Firma Woermann hervorgegangen. Die stille, zäh auf große Ziele gerichtete Arbeit des Hauses Woermann war herrlich aufgenommen in die Gesamtarbeit der deutschen Nation.

Bismarck hatte keinerlei Verwaltung an den fernen Küsten einrichten wollen: ein Konsul und ein Kriegsschiff, im übrigen Kaufleute waren seine Absichten. Bei der völlig anderen Entwicklung, die unsere wie die übrigen europäischen Kolonialherrschaften in der veränderten Neuzeit nahmen, hat immer wieder Adolph Woermann mitgeraten. Er mußte es bald sichtbar vor allem Volk tun. Ein Mann seiner Begabung und Bedeutung wird früh von der Öffentlichkeit geholt. Er war längst Mitglied der Bürgerschaft. 1879 war er in die Handelskammer gewählt; 1884, mit fünfunddreißig Jahren, übernimmt er ihren Vorsitz. Er muß ihn nach einem Vierteljahr niederlegen, da er zu Ende des Jahres in den Reichstag gewählt wird. Er löste im dritten hamburgischen Wahlkreis Dr. Ree ab und hielt diesen Wahlkreis als letzter Bürgerlicher bis 1890 gegen die Sozialdemokratie.

Woermann hatte sich der Nationalliberalen Partei angeschlossen. Den Ehrgeiz parlamentarischer Größe hatte er nicht. Seine Reden während der zwei Legislaturperioden, die er dem Hause angehört, sind immer Reden zur Sache: Zollfragen, Währungsfragen, örtliche Hamburger Sorgen und Auseinandersetzungen, Kaffeeterminhandel. Aber schon verlangt er mit Nachdruck, der bloßen Selbstachtung des Reiches wegen, daß eine Marke mit der Aufschrift „Reichspost" auch im ganzen Deutschen Reich auf jeden Brief geklebt werden kann trotz aller bayerischen und württembergischen Sonderrechte. Und dann bekommen die Reden geschichtliche Bedeutung, wenn er, einer der wenigen Überseer in diesem Hause, von den

Aufgaben draußen spricht. Schon seine Jungfernrede vom 1. Dezember 1884 hat den würdigen Gegenstand: Reichspostsekretär Stephan hat Zuschüsse für erstmalig einzurichtende Reichspostdampferlinien beantragt. „Wozu das?" hat ein Vorredner gefragt und ist sich sehr unterrichtet vorgekommen, „haben wir nicht die Bequemlichkeit, daß die englischen Schiffe uns dies zur allgemeinen Zufriedenheit erledigen, und verderben nicht Staatsgelder die gesunde freie Entwicklung deutscher Reederei?" In eindringlichen Worten weist der fünfunddreißigjährige neue Abgeordnete aus Hamburg auf den wirklichen Sinn der Vorlage: Die englische Peninsular und Oriental Steamer Company, die die englischen Postzuschüsse bekommt, hat im ablaufenden Jahre siebenunddreißig Millionen Mark eingenommen, die ganze deutsche Reederei keine zweieinhalb. Wir wollen auch für unser Volk an das Brot und die Arbeit der Welt. Wir wollen Musterschiffe bauen; denn nur die erstklassigen Schiffe ziehen den Verkehr an sich. Der Zuschuß ist gerechtfertigt, da das Postschiff durch Regelmäßigkeit und Schnelligkeit dem Allgemeinen dient, die freie Schiffahrt hat ihre Aufgabe in der Beweglichkeit. „Wie die Telegrafen und Telefone nicht etwa die Energie des einzelnen lähmen, sondern die Energie und Tätigkeit des Kaufmanns in doppeltem Maße anspannen, so werden wir, wird Deutschland von subventionierten Dampferlinien, wenn sie gut subventioniert und richtig geleitet werden, ganz gewiß einen Vorteil haben." Den starken Eindruck bezeugt schon der nachfolgende Redner, der sich, eben nach dem heute Gehörten, bedingungslos für die Vorlage jetzt einsetzt.

Woermann hatte als Mitglied des Reichstags in der ständigen Fühlung mit der Regierung in den Ausschüssen die beste Gelegenheit, eine gesunde Entwicklung der gerade in den Anfängen nicht leichten Kolonialpolitik herbeizuführen. Vor dem Hause weist er — wir haben ein Beispiel gebracht — törichte Vorwürfe zurück. Er bekennt sich rücksichtslos dazu, daß der Handel die Ausgaben für die Kolonien aufzubringen hat; aber er setzt auch auseinander, warum die Kaufleute als solche nicht, und am wenigsten die Hamburger, die Verwaltung übernehmen können. Sie sind nicht allein draußen, und schon der Neger weiß, daß der King von Hamborg nicht der Deutsche Kaiser selber ist. Aus ehrlicher Überzeugung tritt er auch für den Wert der gewählten Gebiete ein, und er ist sich im Gegensatz zu vielen im Hause klar, daß nur jetzt die Stunde sich bietet. „Es wäre geradezu ein Unrecht, wenn wir heute nicht kräftig auf diesem Wege weiterschreiten wollten, um von diesem Kontinent so viel in unsern Besitz zu bringen, wie wir können."

Woermann hat auch nachher der Öffentlichkeit gedient. Die Handelskammer in Hamburg, an deren Arbeiten er bis 1907 sich beteiligte, von 1899 bis 1902 noch einmal als Vorsitzender, war die Stelle, von der seine große Erfahrung für Hamburg und das gesamte deutsche Volk immer wieder nutzbar gemacht wurde. Auch sonst wurde bei immer mehr Unternehmungen seine Mitarbeit gesucht: die Levantelinie, die Hapag, Werften und Banken sahen ihn in ihren Leitungen. Vor allem schien kein größeres deutsches Unternehmen in Afrika, Pflanzung, Kaufhaus oder

Reederei, ohne sein Mitwirken möglich. Als 1890 eine Reichspostdampferlinie in der Deutschen Ostafrikalinie für Deutschostafrika begründet wird — sie dehnte ihre Fahrten bis Bombay aus —, ist Adolph Woermann der Vorsitzende des Aufsichtsrates, obwohl sein Stammhaus sich nur mit hundertfünfzigtausend Mark beteiligt. Woermann- und Deutsche Ostafrika-Linie haben dann den Verkehr rund um den Erdteil eingerichtet, der ein Besitz deutscher Schiffahrt auch nach dem Weltkrieg geblieben ist.

Für die Woermannlinie selbst hatte ihr Seniorchef Reichszuschüsse vermieden. Sie hatte auch ihre Fahrten nur bis Portugiesisch-Westafrika erstreckt. Auf Wunsch der Deutschen Siedlungsgesellschaft für Südwestafrika hatte sie dann auch diese Kolonie miteinbezogen. Seit 1901 hatte ihr dann ein Vertrag mit dem Reiche die Beförderung der Regierungsgüter einschließlich des Bahnbaumaterials übertragen. Als nun 1904 der Aufstand in Südwest ausbrach, konnte die Linie, obwohl sie der Vertrag nicht zwang, die Bitte der Reichsregierung, die sämtlichen Truppentransporte durchzuführen, nicht ablehnen. Woermann war stolz darauf, mit der Linie seines Hauses dem Vaterlande diesen Dienst zu leisten. Es wurde sein größter Schmerz: zuerst im Reichstag, dann auch von anderer Seite kam der Vorwurf, er habe die Gelegenheit benutzt, Enttäuschungen, die eine junge Kolonialzeit bringen mußte, nun auszugleichen. Ein Schiedsgericht mit dem Vorsitzenden der Hamburg-Amerika-Linie und dem des Norddeutschen Lloyd sprach von über einer Million geforderten Liegegeldern der Woermannlinie nicht ganz eine halbe zu. Es sah aus, als habe Adolph Woermann das Reich in Kriegsnot überteuert. In Wahrheit haben die Schiedsrichter und der Vorsitzende der Hamburg-Amerika im Nachruf auf den Toten vor aller Welt ausgesprochen, daß ihre Gesellschaften zu den der Woermannlinie gewährten Bedingungen nur sehr wenige Transporte hätten ausführen können. Und Woermann selbst hatte auch nur Nachteile von der Durchführung gehabt. Er hatte seinen Schiffsraum teils durch Ancharterung fremder Schiffe, teils durch Neubauten so vergrößern müssen, daß er ihn nach Wiederherstellung des Friedens in Südwest nicht auswerten konnte. Außerdem wurden die von ihm einst gecharterten, nun freien Schiffe von ihren Besitzern dank der gewonnenen Erfahrungen jetzt verwandt, ihm im Afrikageschäft Wettbewerb zu machen. Wenn sich die Linie auch des ersten Gegners erwehren konnte, so widerriet doch Adolph Woermann seine erschütterte Gesundheit weitere Kämpfe: 1908 kam eine Betriebsgemeinschaft zwischen Woermannlinie und der Hapag, sodann der Hamburg-Bremen-Afrika-Linie oder dem Norddeutschen Lloyd zustande, der sich in einem Abkommen auch die Deutsche Ostafrikalinie anschloß. Die Woermannlinie bestand weiter; aber sie war auch in Westafrika nicht mehr allein.

Adolph Woermann hat die Bitterkeit dieser Jahre nicht vergessen. Er ist enttäuscht und in Sorge um das Reich am 4. Mai 1911 auf seinem Gut bei Hamburg gestorben, nachdem er schon 1910 — in seiner Gesundheit schwer erschüttert —

sich von allen Geschäften zurückgezogen hatte. Aber bei seinem Tode wehten um einen ganzen Erdteil Flaggen auf Halbmast. Die Größe seines Werkes leuchtete auf. Es war aus dem Dienst an der Heimat hervorgegangen, der Sorge um das tägliche Brot für ein Volk, und war doch kein Raub am Fremden geworden: ein Erdteil war durch ihn mitbelebt und in die allgemeine Menschheitsarbeit mithereingeholt. Im Hamburger Handel aber drückte sich sein Werk in Zahlen so aus: Der Afrikahandel betrug 1851 bis 1860 in der Einfuhr jeweils 0,4 und in der Ausfuhr 0,5 Prozent des Gesamthandels des Hafens. Er betrug höchstens ein Viertel des Handels mit Asien und Australien. Jetzt erreichte er 7 Prozent der Einfuhr, 8 Prozent der Ausfuhr und kam an Zahl der Schiffe und Menge der Güter dem Handel mit Asien und Australien zusammen gleich. Afrika war an Europa herangeholt. Allein von dem alten Haus in der Großen Reichenstraße wurden zwölf Linien nach dem einst so dunklen Erdteil betrieben. Der Afrikahandel Hamburgs kam dem Liverpools gleich. Und das Beste davon hatte ein Privatmann in Fortführung der vom Vater übernommenen Aufgabe und ohne Hilfe des Staates getan. „Holt die Flagge auf Halbstock, ihr Hanseaten! Der größte Hanseate ist tot!" erscholl es in Hamburg. Einen „königlichen Kaufmann" hatte Bismarck den Toten einst genannt, „den größten Vertreter deutscher Macht im Auslande" Treitschke.

Carl Peters

1856–1918

Von

Paul Baecker

Das Deutsche Reich verdankte Carl Peters seine größte Kolonie, Deutschostafrika, das rund ein Drittel der Fläche und zwei Drittel der Bevölkerung des durch Versailles verlorenen Kolonialbesitzes ausmachte. Das deutsche Volk dankt ihm das Bild eines Mannes, in dem der Geist des germanischen Wikingertums noch einmal lebendig geworden war.

Carl Peters wurde am 27. September 1856 in Neuhaus im Bezirk Lüneburg als der dritte und jüngste Sohn des evangelischen Ortspastors geboren. Da die Eltern noch sechs Töchter aufzuziehen hatten, wuchsen die Kinder in aller Einfachheit heran. Der junge Carl besuchte zuerst die Dorfschule, dann die von seinem Vater gegründete „Honoratiorenschule", die auf die Untertertia einer Gymnasialanstalt vorbereitete. Auch außerhalb der Schule, deren Ziele er mühelos erreichte, übte er planmäßig Geist und Körper; namentlich das Gedächtnis durch schwierige Kopfrechnungen, den Körper durch Ringkämpfe, zu denen er bei jeder Gelegenheit größere Jungen herausforderte. Eifrig las er die Bücher der väterlichen Bibliothek. Die Lebensbeschreibungen der großen geschichtlichen Helden erweckten in ihm frühzeitig den Drang, selber einmal etwas Außerordentliches zu werden. Reiseberichte aus allen Weltteilen, so die Bücher Livingstones und Klaus von der Deckens, gaben seinen Knabenträumen besondere Nahrung und Richtung.

Mit dreizehn Jahren kam Carl Peters auf das Johanneum zu Lüneburg, wo sein schon von Hause aus kräftiger Nationalstolz im Geleucht der Siege von 1870/71 Glut und Härte gewann, ein Jahr später auf die Klosterschule Ilfeld am Harz, die vorwiegend von Söhnen des hohen Adels und Beamtentums besucht und nach dem Vorbilde der englischen Adelsschulen eingerichtet war. Hier entwickelte der junge Peters, der sich sein Taschengeld durch Stundengeben und durch literarische Arbeiten erwarb, seinen selbständigen Charakter und seine geistige Überlegenheit; das Schulleben bot ihm auch Gelegenheit zur Ausbildung der Beredtsamkeit, die dem Manne nicht zuletzt vor der Front seiner Askaris auf den kämpfereichen Zügen in Afrika zugute kommen sollte. Trotz schwerer Verstöße gegen die Schuldisziplin bewahrte der Hochbegabte sich das Wohlwollen der Lehrer. Sein Abgangszeugnis wies in allen Hauptfächern außer Französisch erste Noten auf, dazu die Anerkennung, daß er „durch größere selbständige Arbeiten wissenschaftliches Interesse bekundet" habe.

Für das Studium stand Carl Peters nur ein Betrag von vierhundertundneunzig Reichsmark, die Stiftung seiner Paten, zur Verfügung. Geldsorgen hielten ihn nicht ab, in Göttingen, wo er die ersten beiden, wie in Tübingen, wo er das dritte Semester zubrachte, die akademische Freiheit in vollen Zügen zu genießen. Seine körperliche und geistige Fortbildung hat er darüber nicht vernachlässigt. In Göttingen errang er bei einem deutschen Schauturnen den zweiten Preis im Ringen. In Tübingen aber gewann er für eine Arbeit über den Kreuzzug von 1101 den ersten Preis, ein Stipendium von jährlich zwölfhundert Reichsmark, das ihm für vier Jahre bewilligt wurde. Bis dahin hatte er sich durch Privatstunden, Leitartikel und ein Zeller Stipendium die nötigen Mittel verschafft. In den Ferien setzte er auch seine dichterischen Versuche fort. Aber er war auch gegen sich selbst kritisch genug, um seine schriftstellerischen Neigungen bald der Arbeit für wissenschaftliche Zeitschriften zuzuwenden.

In Berlin, wo damals eine lange Reihe der glänzendsten deutschen Gelehrten wirkte, hat Peters dann mit der Gründlichkeit eines wissensdurstigen und erkenntnishungrigen Deutschen studiert. Geschichte, Geographie, Staatswissenschaften und mit besonderem Ernst Philosophie. Neben Kant fesselte ihn vor allem Schopenhauer, auch durch seinen klaren und guten Stil. Schopenhauers Auffassung, daß jeder Mensch seiner besonderen Bestimmung folgen müsse, wurde auch seine entscheidende Lebensweisheit. Besonders stolz war Peters darauf, daß er für eine Arbeit über den Venediger Frieden zwischen Kaiser Barbarossa und Papst Alexander III. den ersten Preis, die goldene Medaille, erhielt, obwohl er sie, durch Kameraden herausgefordert, erst begonnen hatte, als schon über die Hälfte des für die Ablieferung festgesetzten halben Jahres verstrichen war. Seine selbständige Auffassung und weiteren Blickpunkte hatten für ihn den Ausschlag gegeben. Die Preisschrift benutzte er später als Doktorarbeit. Im November 1880 bestand Peters das Oberlehrer-Examen mit der Lehrbefähigung für Prima in Geschichte und Geographie.

Oberlehrer zu werden, war nicht seine Absicht. Er dachte an eine Hochschullaufbahn in Philosophie. Gegen Ende des Jahres aber folgte er der Einladung seines durch den Tod seiner Gattin vereinsamten Oheims Carl Engel zu längerem Besuche in England. Der dortige Aufenthalt brachte in sein Leben die entscheidende Wendung.

In London erschloß sich Carl Peters eine neue, zugleich die große Welt. Sein Oheim, Musikhistoriker von europäischem Ruf, verkehrte infolge seiner Heirat in der führenden englischen Gesellschaft, auch am Hofe der Königin Victoria, deren Augenarzt ein Schwager von ihm war. Eine Schwägerin war die Schwiegermutter des späteren Kolonialministers Joe Chamberlain, damals Handelsministers im Kabinett Gladstone. So standen dem Neffen, der die englischen Altersgenossen durch seine vielseitige Bildung und schlagfertige Rede weit überragte, bald die Türen der besten englischen Häuser offen. Aber Carl Peters verlor sich nicht im englischen Gesellschaftsleben, soviel Reiz es auch gerade für ihn hatte.

Er studierte Land und Leute, englische Geschichte und vor allem Kolonialpolitik, in ernstem Gespräch mit kolonialen und wirtschaftlichen Praktikern wie im „Britischen Museum", in dem er manchen Tag mit geschichtlichen, aber auch philosophischen Studien zubrachte. Immer deutlicher erschien es ihm als Folge der großen englischen Kolonialgeschichte, daß der Engländer überall als geborener Herr über die Erde ging, während der Deutsche nur zu leicht sein Volkstum verleugnete. Mit dieser Erkenntnis verband sich bei seinem deutschen Empfinden ohne weiteres das Gefühl, daß es damit anders werden müsse.

Anfang 1882 überraschte Carl Engel den Neffen mit dem Vorschlage, dauernd bei ihm zu bleiben; in diesem Falle wollte er ihn an Kindes Statt annehmen und zum Erben seines großen Vermögens einsetzen. Vorbedingung war die Annahme der englischen Staatsangehörigkeit. In der sicheren Erwartung, der Vorschlag werde Annahme finden, hatte er bereits Schritte für die Aufnahme des Neffen in den indischen Kolonialdienst vorbereitet. Die Versuchung war um so größer, als Carl Peters zu einem voraussichtlich bescheidenen Gelehrtendasein doch der letzte Antrieb des Herzens fehlte. Auf dem Wechsel der Staatsangehörigkeit, den damals täglich ausgewanderte Deutsche, des öfteren gerade auch Mitglieder des deutschen Hochadels, vollzogen, lag nach dem Gefühl von vielen auch noch kaum der Schatten eines Tadels. Aber Carl Peters empfand es als seine persönliche Bestimmung, ein Deutscher zu sein und zu bleiben. Er lehnte ab.

Im April 1882 reiste er mit dem Oheim, der seine Verwandten in Deutschland besuchen wollte, nach der Heimat zurück. Carl Engel wollte sich nach seiner Rückkehr in England zum zweitenmal verheiraten. Aber am Vorabend des für die Trauung angesetzten Tages machte er seinem Leben durch Erhängen ein Ende. Den Neffen hatte er zum Testamentsvollstrecker eingesetzt. Peters fuhr schon am nächsten Tage wieder nach London, wo er den größten Teil eines Jahres zubrachte und nun auch das englische Geschäftsleben gründlich kennenlernte. Der Oheim hatte ihn mit einem Erbteil bedacht, das eine akademische Laufbahn erleichterte.

Aber in seiner Brust stritten jetzt noch mehr als früher die zwei grundverschiedenen Seelen: mit der des Philosophen, dem es um letzte Erkenntnisse geht, die des Wirklichkeitsmenschen, für den die Tat am Anfang und Ende steht. Überhaupt vereinigten sich in Carl Peters scheinbar entgegengesetzte Wesenszüge, woraus sich bis zu einem gewissen Grade auch die verschiedenartige Beurteilung seiner Persönlichkeit erklärt: Der angeborene und mit Bewußtsein gehärtete Wille band die widerstreitenden Elemente seiner Natur zu höherer Einheit zusammen und formte aus ihnen einen Mann aus einem und eigenstem Guß.

Carl Peters hielt sich wohl den Rückzug auf die akademische Laufbahn offen. Nach seiner Rückkehr aus London veröffentlichte er ein noch dort fertiggestelltes Buch „Willenswelt und Weltwille", einen Versuch zur Fortsetzung der Philosophie Schopenhauers, das allerdings keinen Erfolg hatte. Auch seine Habilitationsarbeit über das Thema „Inwieweit ist Metaphysik als Wissenschaft

möglich?" hat er vollendet und im Sommer 1884 in Leipzig eingereicht. Aber die Bahn seines Lebens ging schon lange in anderer Richtung. Bereits während seines zweiten Londoner Aufenthalts faßte er den Plan, zusammen mit einem Amerikaner namens Stacy, der ihm aus eigener Anschauung von den Goldfunden in Maschonaland erzählte, ein Kolonialunternehmen in Südafrika zu begründen. Es kam nicht zustande, weil Peters es unter deutscher Flagge durchführen, Stacy Engländer zur Mitwirkung heranziehen wollte; aber der Gedanke wirkte in Peters weiter. In Berlin unterbreitete er ihn dem Auswärtigen Amt und dem einige Jahre vorher gegründeten „Deutschen Kolonialverein", der unter Leitung des Prinzen Hohenlohe-Langenburg eine Anzahl angesehenster Kolonialfreunde, wie die nationalliberalen Abgeordneten Bennigsen und Miquel und den Missionsinspektor Fabri, umfaßte. Das Auswärtige Amt antwortete überhaupt nicht. Prinz Hohenlohe lehnte den Plan ab, unter Berufung auf den programmatischen Standpunkt des Kolonialvereins: „Wirkliche Kolonien zu erwerben wird Sache des zwanzigsten Jahrhunderts sein, wir im neunzehnten müssen uns darauf beschränken, koloniale Agitation zu betreiben." Bei diesem Standpunkt befremdet fast noch mehr als sein völliger Mangel an politischem Sinn, daß er noch zu einem Zeitpunkt festgehalten werden konnte, da Bismarck bereits die Taten vorbereitete, mit denen er dem Reiche dann in zwei Jahren den größten Teil seines Kolonialbesitzes sicherte.

Die deutschen Verhältnisse drängten ja nach kolonialer Betätigung. Die Erzeugung des deutschen Bodens blieb bei allen Fortschritten des Landbaus noch in steigendem Maße hinter dem Wachstum der Bevölkerung zurück. Die Auswanderung, die das deutsche Volk im Laufe eines halben Jahrhunderts um mehr als 3 Millionen tatkräftiger Menschen geschwächt hatte, stieg von jährlich etwa 100000 im ersten auf über 200000 im Anfang des zweiten Jahrzehnts nach der Reichsgründung. Das Wachsen der deutschen Industrie rief einen steigenden Rohstoffbedarf, mangels eigener Rohstoffgebiete also wachsende Abhängigkeit von fremden Rohstoffmärkten hervor. Der deutsche Überseehandel, der nach der Schaffung des Zollvereins und dann des Reiches kräftigen Aufschwung genommen hatte, stieß vielfach auf Anfeindungen, die sich namentlich auf den Fidschi-Inseln zur Zerstörung deutscher Unternehmungen durch die Engländer gesteigert hatten. Frankreich, England, Belgien, Rußland entfalteten neue koloniale Aktivität, an der sich auch Nordamerika schon zu beteiligen begann, und die den Rest noch freier Kolonialgebiete rasch zur Aufteilung zu bringen drohte. Wollte das deutsche Volk die kolonialpolitischen Versäumnisse, die es in Jahrhunderten der Zerrissenheit und Ohnmacht begangen hatte, überhaupt noch einigermaßen ausgleichen, dann war schnelles entschlossenes Zugreifen nötig.

Vom „Deutschen Kolonialverein" also konnte Peters nur lernen, wie man es nicht anfangen durfte, wenn man kurz vor Toresschluß noch deutsche Kolonien schaffen wollte. An dem englischen Beispiel hatte er gesehen, wie es zu machen war.

Er ging ans Werk. Nachdem er einen kleineren Freundeskreis gesammelt hatte, darunter den Grafen Behr-Bandelin, der ihm ein nützlicher Helfer blieb, gründete er am 28. März 1884 die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation", mit dem Ziel, „eine Kapitalistengruppe zur Annexion und später zur Verwaltung möglichst großer Kolonialländer unter deutscher Flagge" zu schaffen. Im Aufbau der Gesellschaft wurde schon das Führerprinzip sichtbar. Vereinsversammlungen mit langen Reden gab es nicht. Ein kleiner Ausschuß erhielt entscheidende Vollmacht, die nötigen Mittel wurden auf dem Wege persönlicher Verbindungen durch Anteile von je fünftausend Reichsmark aufgebracht. In wenigen Monaten war durch Zeichnung von dreiunddreißig Anteilen das Unternehmen finanziert. Die unfreundliche Haltung der „großen" deutschen Presse, die damit nur ihre eigene Kleinheit bestätigte, ließ Peters sehr kühl. Im September legte er dem Ausschuß den Antrag vor, „an der afrikanischen Ostküste, Sansibar gegenüber, in Usagara, falls dies nicht möglich, an einem anderen Punkt der Ostküste, die Landerwerbung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation vorzunehmen". Durch einen zweiten, auch von ihm selbst verfaßten Antrag wurde Carl Peters, dem man den Grafen Joachim Pfeil und seinen alten Schulfreund Dr. Jühlke beigab, mit der Ausführung des Planes beauftragt. Der Antrag schloß mit dem Satz: „Der Ausschuß spricht die feste Erwartung aus, daß die Herren keinesfalls, ohne den Ankauf von geeignetem Land irgendwo vollzogen zu haben, nach Deutschland zurückkehren werden."

Der Würfel war geworfen. Wie aber steht das Unternehmen im Rahmen der Kolonialpolitik des Fürsten Bismarck?

Für den großen Kanzler hatte es zunächst gegolten, das Reich im Innern auszubauen und seine Stellung in Europa sturmfest zu machen. Darum wollte er, solange infolge der russischen Balkanpolitik und der persönlichen Mißgunst des Staatskanzlers Gortschakow Rußland unsicher war, nicht auch noch England verstimmen und verhielt sich gegen Kolonialwünsche hanseatischer Kreise, bei aller Anerkennung ihres Unternehmungsgeistes, ablehnend. Auch die Samoavorlage von 1880 bedeutete ja noch keine Kolonialpolitik. Als es Bismarck dann gelang, das gute Verhältnis zu Rußland wiederherzustellen, zugleich aber seit 1883 über den von kolonialem Ehrgeiz erfüllten Ministerpräsidenten Jules Ferry mit Frankreich zu einem Einvernehmen in überseeischen Fragen zu kommen, ließ er die Rücksicht auf England fallen. Und nun führte er in großem Wurf die Politik durch, die dem Reiche fast 98 Prozent seines Kolonialbesitzes gewann und Englands Absichten auf das Kongogebiet wie in Ägypten und Südafrika verhinderte. Als nach dem Sturz Ferrys 1885 in Frankreich wieder Revanchestimmung hochkam (Boulanger) und das Verhältnis zu Rußland die Trübung erfuhr, die ihn Ende 1887 zu der großen Septennatsvorlage veranlaßte, entschloß Bismarck sich zu dem neuen Entgegenkommen gegen England, das sein Sohn und Staatssekretär Herbert als „deutsch-englische Kolonialehe" bezeichnet hat.

Diese Kolonialpolitik des Fürsten Bismarck hat das Schicksal der ostafrikanischen Unternehmungen von Dr. Carl Peters bestimmt, zuerst positiv, dann negativ. Dabei ist aber zweierlei festzuhalten: Bei der Begründung seiner Kolonialgesellschaft hat Peters von den kolonialen Absichten des Kanzlers noch weniger gewußt als die einflußreichen Kreise des „Kolonialvereins". Der Hauptunterschied zwischen der Erwerbung Deutschostafrikas und der anderen Kolonien aber besteht darin: Überall sonst hat das Reich nur Gebiete unter seinen Schutz gestellt, in denen „wohlerworbene" deutsche Rechte schon lange die Vorherrschaft hatten. In Ostafrika hat Carl Peters auf eigene Faust, überdies vom Reiche ausdrücklich im Stich gelassen, erst deutsche Rechtsansprüche geschaffen.

Anfang November 1884 trafen Peters, Jühlke und Pfeil in Sansibar, wo die Expedition auszurüsten war, zusammen; um keine Aufmerksamkeit zu erregen, waren sie auf verschiedenen Wegen gereist und hatten auf der Seefahrt das Zwischendeck benutzt. Am 7. November gab der deutsche Konsul Dr. Peters einen Erlaß des Auswärtigen Amtes bekannt, des Inhalts, daß „ein gewisser Peters", wenn er im Gebiet des Sultans von Sansibar eine Kolonie gründen wolle, weder Anspruch auf Reichsschutz für diese, noch auch nur Sicherheit für sein Leben habe. Peters beantwortete diesen seltsamen Gruß aus der Heimat mit einem Schreiben an den Reichskanzler als den verantwortlichen Leiter des Amtes: Er sei sich nicht bewußt, um Reichsschutz gebeten zu haben, und bitte, künftig mit dem Abschlagen einer Bitte zu warten, bis er sie wirklich ausgesprochen habe. Ob Fürst Bismarck diesen Vorgang erfahren hat, ist Peters nie bekannt geworden. Seine Hauptsorge war eine belgische Expedition, die sich bereits auf das beste für das gleiche Ziel ausgerüstet hatte, aber mit der Abreise zögerte, weil gerade größere Massai-Horden die begehrten Gebiete durchstreifen sollten. Um so mehr beeilte sich Peters. Schon am 10. November traf er an der Küste in Saadani ein, am 12. begann der Marsch ins Innere. Sein ganzer Zug bestand aus vier Weißen und zweiundvierzig Farbigen, darunter sechsunddreißig Träger, die nur mit Speeren, und sechs Diener, die auch nur mit Vorderladern bewaffnet waren.

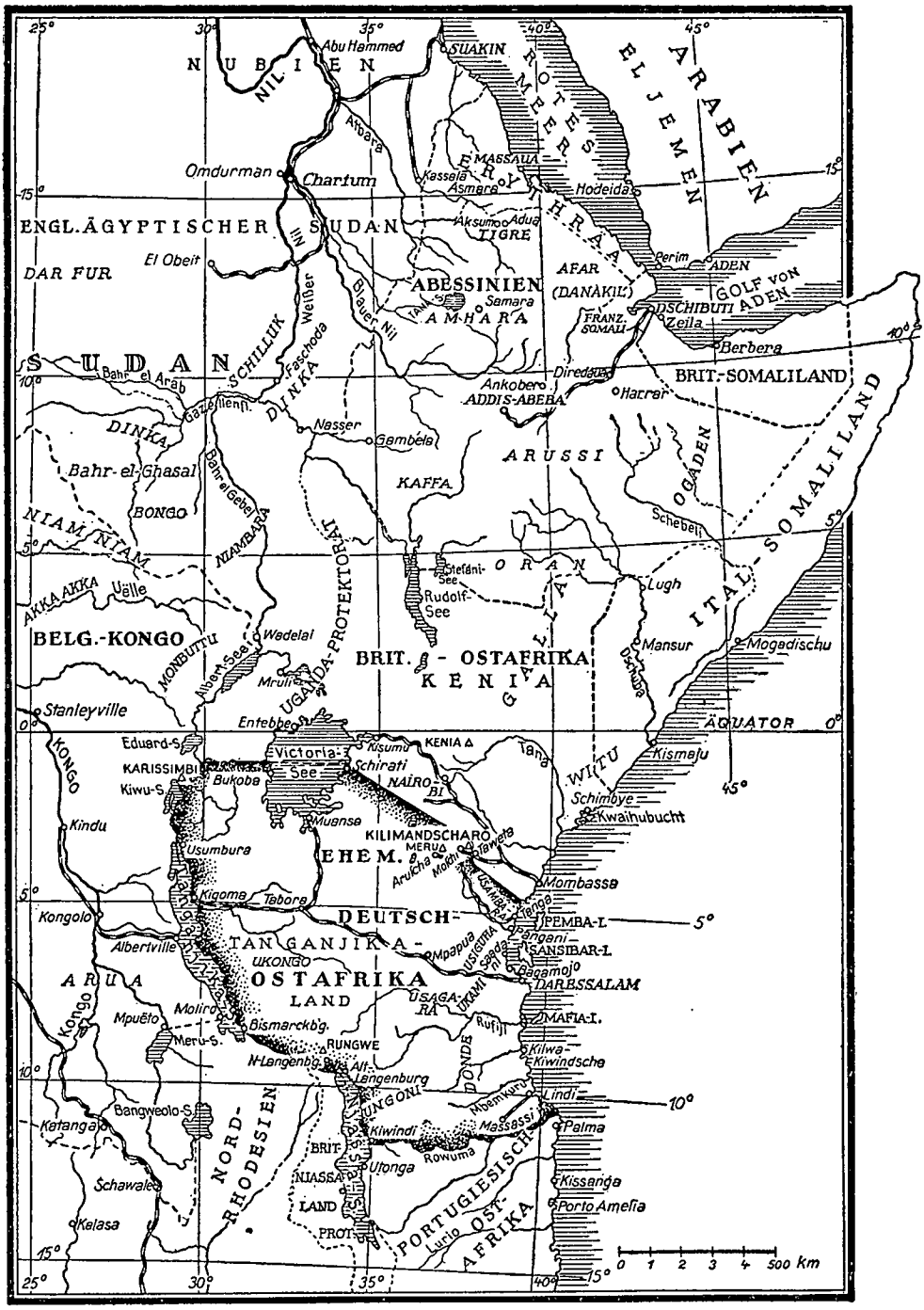
Am zehnten Marschtage kam der Zug am ersten Ziele, dem Sitz des „Sultans" Mafungu von Nguru, an. Peters sandte dem nicht anwesenden Sultan Botschaft, ein weißer Herr erwarte ihn mit wertvollen Geschenken; inzwischen ließ er drei Reichsflaggen hissen und seine Leute mit den Waffen in der Hand Aufstellung nehmen. Als der Sultan endlich mit großem Gefolge erschien, überreichte Peters ihm feierlich seine Geschenke und bot ihm nach etwa halbstündigem Gespräch seine Freundschaft an. Der Sultan erwiderte mit dem Angebot der Blutsbrüderschaft, die sofort mit allen Formalitäten geschlossen wurde. Über eine Stunde wurde nun regelrecht über den von Peters vorgelegten Vertrag verhandelt; dann setzte der Sultan sein Handzeichen unter die Urkunde, die auch von dem Dolmetscher und verschiedenen Zeugen beider Parteien unterzeichnet wurde. In dem Vertrage trat der Sultan gegen das Versprechen weiterer Geschenke, der

Freundschaft und des Schutzes seiner Person wie seines Volkes und seines Privateigentums an Carl Peters, als den Vertreter seiner Gesellschaft, alle Rechte ab, die nach europäischen Begriffen die Staatshoheit wie zugleich das private Verfügungsrecht über das Land bedeuten, das den Häuptlingen in Afrika ja auch zusteht. Die gleichen Verträge erlangte Peters von den Sultanen in Usiguha, Usagara und Ukami, das er auf dem Rückwege durchzog.

Die Hauptschwierigkeit des abenteuerlichen Zuges lag in der Wirkung des Klimas auf die Weißen, die noch keine Tropenerfahrung besaßen. Nach wenigen Tagen schon ergriff sie das Fieber, zuletzt Dr. Peters, dem noch eine böse Fußwunde besondere Beschwerden machte. Den Vertrag in Usagara mußte er bereits von der Hängematte aus abschließen. Die Leiden verschlimmerten sich auf dem Rückwege, den Peters mit Jühlke am 7. Dezember antrat, während Graf Pfeil zur Anlegung einer Station in Usagara zurückblieb. Bald waren die beiden Weißen so erschöpft, daß die Träger meuterten und durch die Drohung mit dem Revolver zu weiterem Gehorsam genötigt werden mußten. In der Nacht zum 16. Dezember erwartete Peters bei hundertvierzig Pulsschlägen und schweren Beängstigungszuständen sein Ende; er beschwor Jühlke, sich nicht einmal mit dem Begräbnis aufzuhalten, sondern mit den Verträgen ungesäumt weiterzueilen. Am Abend des 17. wurde endlich bei Bagamojo die Küste erreicht. Die Verträge, die ein Gebiet von der Größe Süddeutschlands unter die deutsche Flagge stellten, waren gerettet.

Am 5. Februar 1885 traf Peters in Berlin ein. Am 28. Februar erhielt er den kaiserlichen Schutzbrief, der die erworbenen Gebiete, unter Anerkennung aller in den Verträgen festgesetzten Rechte der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, unter die Oberhoheit des Reiches stellte, mit dem für Bismarcks damalige Absichten bezeichnenden Zusatz: „Vorbehaltlich Unserer Entschließungen auf Grund weiterer Uns nachzuweisender vertragsmäßiger Erwerbungen der Gesellschaft in jener Gegend." Kurz darauf wurden Peters und Graf Behr vom alten Kaiser, dann auch vom Prinzen Wilhelm, dem nachmaligen Kaiser Wilhelm II., empfangen. Fürst Bismarck empfing Peters erst zur Beratung über den Einspruch des Sultans Said Bargasch, der die Hoheit Sansibars über die Häuptlinge der erworbenen Gebiete in Anspruch nahm. Es war Peters leicht, diese Behauptung völlig zu entkräften. Unter dem Einfluß des englischen Generalkonsuls hielt der Sultan den Einspruch aufrecht, bis am 14. August 1885 ein deutsches Geschwader seine Kanonen auf den Sultanspalast richtete. Ein aus Deutschen, Engländern und Franzosen zusammengesetzter Ausschuß hat ein Jahr später dem Sultan den ganzen Küstenstreifen zugesprochen, während Peters den Anspruch Sansibars nur an einzelnen Punkten der Küste für berechtigt hielt.

Inzwischen entfaltete Peters eine fieberhafte Tätigkeit. Schon im Februar hatte er die Umformung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation in die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft" durchgeführt. Vor der Erteilung des kaiserlichen



Kartenskizze von Ostafrika.
Zum Verständnis der Reisen von Carl Peters und Georg Schweinfurth

Schutzbriefes hatte er auch bereits zwei neue Expeditionen zur Erwerbung weiterer Gebiete nach Afrika hinausgesandt; andere folgten im Laufe des Sommers. In den Instruktionen hieß es: „Schnelles, kühnes, rücksichtsloses Handeln wird zur Pflicht gemacht." Bis Herbst 1886 waren Gebiete von mehr als der vierfachen Größe des Reiches mit Beschlag belegt, darunter der wertvollste Teil des Somalilandes, in dem leider Jühlke seinen Tod fand. An diesem am Eingang zum Indischen Ozean gelegenen Küstengebiet hat Bismarck stets festgehalten, erst Caprivi überließ es Italien.

Im Oktober 1886 begleitete Peters auf Bismarcks Anordnung den Geheimrat Dr. Krauel zu Verhandlungen über die Abgrenzung des beiderseitigen Einflußgebiets nach England. Peters sicherte Deutschland durch energisches Eingreifen das Gebiet des Kilimandscharo, über dessen Nordgrenze noch eine endgültige Auseinandersetzung folgen sollte. England erkannte das spätere Deutschostafrika als deutschen Besitz an, während Deutschland sich verpflichtete, nördlich der Linie Victoriasee—Tanamündung den Engländern nicht entgegenzutreten. Das Abkommen ließ immerhin nach Nordwesten, aber auch wieder nördlich des mit Deutschland befreundeten Sultanats Witu Raum für weitere deutsche Ausdehnung.

Im April 1887 konnte Peters endlich selber wieder nach Ostafrika hinausgehen. Da das zur Verwaltung der Kolonie nötige Kapital zur Hälfte durch Vermittlung des Fürsten Bismarck aufgebracht worden war, hatte die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft" amtliche Vertreter aufnehmen müssen. Für das Auswärtige Amt saß in ihr der Legationsrat Dr. Kayser, ein getaufter Jude, der innerlich gegen Peters eingestellt war. Das wußte dieser zunächst nicht. Nach Afrika nahm er den amtlichen Auftrag mit, in Sansibar über die Verpachtung der Zölle an wichtigen Küstenplätzen zu verhandeln. Peters, der mit dem fein gebildeten Said Bargasch nicht nur über den Koran und die philosophischen Systeme des Ostens, sondern auch über dessen Familie, das alte Herrschergeschlecht von Maskat, zu plaudern verstand, gewann den vorher deutschfeindlichen Sultan wie seinen ersten Minister bald zu persönlichen Freunden. Er erzielte ein Abkommen, das die gesamte Verwaltung der Küste auf fünfzig Jahre der Gesellschaft überließ, mit der einzigen Gegenleistung, die Überschüsse an Sansibar abzuliefern. Eine kluge Politik konnte aus diesem Vertrage alles machen, da die Kosten der Verwaltung beliebig auszudehnen waren, „Überschüsse" auch tatsächlich später nicht erzielt wurden. Das 1913 mit amtlicher Billigung erschienene Buch „Deutschland als Kolonialmacht" bezeichnet ihn als „über alles Erwarten hinausgehenden" Erfolg. 1887 aber verlangte der Direktionsrat der Gesellschaft für die Verwaltung die Festsetzung eines bestimmten Betrages aus den Zolleinnahmen; womit gerade der politische Kern des Vertrages, die Dehnbarkeit der „Verwaltungskosten", zerstört wurde. Nach verschiedenen vergeblichen Gegenvorstellungen ließ Peters sich leider darauf ein. Darüber kam es zur Trübung seiner Freundschaft mit dem Sultan, der nun

mißtrauisch wurde, zu einem viel schlechteren Vertrage, schließlich doch zum Bruch mit der Gesellschaft. Ende 1887 wurde Peters, mitten aus dringendster Verwaltungsarbeit heraus, zur „Berichterstattung" nach Berlin zurückberufen. Ein Rassegenosse des Dr. Kayser wurde für ihn nach Afrika hinausgesandt.

Das Schutzgebiet büßte die Entfernung von Dr. Peters mit dem großen Aufstande, dem besten Beweise dafür, wie nötig seine Autorität und gefürchtete Energie, ebenso aber seine Kenntnis der Bevölkerung und seine Kunst kluger Menschenbehandlung dort gewesen war — die Gesellschaft, die das Reich um Hilfe anrufen mußte, mit dem Verlust ihrer Hoheitsrechte.

Bei seiner Rückkehr nach Deutschland bot sich Peters eine neue Aufgabe: ein Zug zur Befreiung Emin-Paschas. Dieser gebürtige Schlesier, der seit langem als Beamter der ägyptischen Regierung die Äquatorialprovinz im südlichsten Sudan verwaltete, war durch den Mahdiaufstand schon zwei Jahre von jeder Verbindung mit Ägypten abgeschnitten, eine große Hilfsexpedition unter Stanley galt seit Monaten auch als verschollen. Ein am 27. Juni in Berlin begründeter Ausschuß beauftragte Peters mit der Führung einer Hilfsexpedition. Peters reizte die Aufgabe, die dem „weltberühmten" Stanley nicht zu gelingen schien, um so mehr, als sich bei ihm damit sogleich die Hoffnung verband, vom Sudan aus dem Reiche eine beherrschende Stellung im Ostraum des Schwarzen Erdteils zu gewinnen. Da Bismarck das Unternehmen gebilligt, der Kaiser das Protektorat angenommen hatte, hoffte Peters auf rückhaltlose Unterstützung durch das Reich.

Schon während der Ausreise hatte er gegenteilige Anzeichen festzustellen. Das im November 1888 mit England geschlossene Abkommen über eine gemeinsame Blockade Ostafrikas zur Niederwerfung der Aufstände — offiziell: zur Unterdrückung des Sklavenhandels — hatte die Stimmung in Berlin offenbar bald geändert. In Sansibar drohte der Nachfolger des Sultans Said Bargasch jedem Eingeborenen, der sich von Peters anwerben ließe, nach der Rückkehr die Köpfung an. Die englischen Wachtschiffe beschlagnahmten die für den Zug in Aden gekauften Waffen und gaben Peters nur seine Jagdgewehre heraus. Auf seine dringenden Drahtungen nach Berlin aber antwortete der Ausschuß: „Auswärtiges Amt verweigert jede Vermittlung und Unterstützung!" Tatsächlich ist damals den Engländern amtlich mitgeteilt worden, das Reich habe kein Interesse an dem Unternehmen. Auch der mit der Niederwerfung des Aufstandes beauftragte Hauptmann Wissmann riet Peters dringend, den Zug, der auch schon durch die vielen Verzögerungen fast aussichtslos geworden war, aufzugeben.

Peters blieb fest. In aller Eile raffte er an Leuten und Waffen zusammen, was sich auftreiben ließ, fuhr mit einem unter der Hand erworbenen indischen Dampfer, der „Neera", mit einem Kurse, der die Engländer völlig irreführte, von Sansibar ab, brachte ihn am 15. Juni 1889 in der Brandung der Kwaihubucht unter den Kanonen der englischen Schiffe, die Peters noch irgendwo im Indischen Ozean vermuteten, ohne Lotsen zur Landung und stand zwei Tage später in Schimbye

im Sultanat Witu marschfertig da. Zwar hatte er statt hundert Somalisoldaten und sechshundert Trägern nur zwanzig Somali und etwa siebzig Träger zur Verfügung, und an Stelle von sieben Weißen begleitete ihn nur der Leutnant von Tiedemann: aber Peters marschierte.

Durch das befreundete Witu ging es glatt, dann den Tana aufwärts unter unsäglichen Schwierigkeiten. In der öden Steppe fehlten Lebensmittel und Wasser. Zahlreiche Tragtiere fielen, Träger entliefen: ein Teil der Leute mußte des Nachts in Ketten gelegt werden, um nicht auch zu entlaufen. Neue Träger waren immer schwerer zu beschaffen, da der Zug bei weiterem Vordringen ins Innere bald auf offene Feindseligkeit der Eingeborenen stieß. Peters wollte Kämpfe möglichst vermeiden. Jeder verlorene Marschtag konnte ja das Ziel des Zuges hinfällig machen, jeder Kampf mit den zahlreichen und kriegerischen Stämmen, durch die der Weg ging, das Ende sein. Aber bei der häufigen Gewohnheit der Schwarzen, erst die angebotene Freundschaft anzunehmen, um dann meist schon in der nächsten Nacht den Zug zu überfallen, half nur Gewalt, die Peters, sobald er sie als nötig erkannte, auch so schnell und nachdrücklich wie möglich anwandte. Die ersten großen Kämpfe gab es bei den Galla. Peters, der in der Hoffnung, den Frieden zu erhalten, sich mit nur sieben Begleitern in ihre nach Tausenden zählende Versammlung wagte, entging nur wie durch ein Wunder dem Tode: Dann taten seine Repetiergewehre so gute Arbeit, daß ein neuer Sultan sich ihm bedingungslos unterwarf. Den verräterischen Wanderobbo mußte Peters mehrere Dörfer niederbrennen. Zu den hartnäckigsten und gefährlichsten Kämpfen kam es um Weihnachten mit den Massai, denen Stanley trotz seiner tausend Gewehre Tribut gezahlt hatte, während Peters als Weißer Tribut grundsätzlich verweigerte. Auch diesen gefürchtetsten Kriegern des östlichen Afrika brachte er schließlich das Fürchten vor einem Stärkeren bei. Damit hatte Peters „militärisch" gewonnenes Spiel. Mit den Worten: „Weil du die Massai geschlagen hast" bewilligten seither des öfteren die Eingeborenen die verlangten Lebensmittel und Führer. Peters' Leute sangen Marschlieder auf ihren „Kupanda Scharo" (Städte-Stürmer). In Uganda erreichte der Besieger der Massai, ohne einen Schuß abzufeuern, die Wiedereinsetzung des rechtmäßigen Sultans und einen Freundschafts- und Handelsvertrag für das Reich der „Wadutschi". Seine Taten gewannen zugleich dem bis dahin dort noch kaum bekannten deutschen Namen im Innern Afrikas Ruhm und Ehre.

In Uganda erfuhr Peters auch, daß Emin-Pascha bereits durch Stanley „gerettet", in Wirklichkeit unter deutlichem Zwange zur Abreise nach Deutsch-Ostafrika veranlaßt worden war. Dorthin nahm er selber nun schnellstens seinen Weg. Auf deutschem Gebiet brachte er noch den Wagogo, denen Stanley auch Tribut gezahlt hatte, Achtung vor der deutschen Herrschaft bei. In Mpapua traf er Emin, der ihm den Rücktritt des Fürsten Bismarck mitteilte. Am 16. Juni 1890, genau ein Jahr nach Beginn seines Zuges, erreichte Peters bei Bagamojo die

Küste; um hier zu erfahren, daß der Sansibarvertrag Caprivis seine Hoffnungen auf ein größeres Deutsch-Ostafrika vernichtet hatte. Seine Mühsale, Leiden und Kämpfe waren umsonst gewesen. Wohl hatte Peters durch den Emin-Pascha-Zug Weltruhm erlangt. Aber er sollte auch der Gipfelpunkt seines Lebens bleiben, dessen Bahn sich nun von steiler Höhe abwärts senkte.

In der Heimat fand Peters jetzt freilich willige Anerkennung. Wiederholt wurde er zum Kaiser befohlen, der ihm die Übernahme in den Reichsdienst ankündigte. Der Reichskanzler Caprivi sprach ihm von der Stellung des Zivilgouverneurs in Ostafrika, dessen Verwaltung das Reich jetzt in eigene Hand nahm. Dr. Kayser, der inzwischen zum Kolonialdirektor aufgerückt war, verstand daraus einen „Reichskommissar zur Verfügung des Gouverneurs von Ostafrika" zu machen, während zum Gouverneur bereits Herr von Soden ausersehen war. Trotz aller Bedenken nahm Peters schließlich auf dringendes Zureden des Gouverneurs von Soden die Stellung als Reichskommissar für das Kilimandscharogebiet an. Sein Ehrgeiz war nicht auf Rang und Würden gerichtet, und die Liebe zu seiner Schöpfung war stärker in ihm als die kühle Überlegung. Der Weg in den Reichsdienst sollte für ihn, dem selbständiges und unabhängiges Handeln längst mehr als nur „zweite Natur" war, zum Verhängnis werden.

Carl Peters und Leutnant von Tiedemann schließen mit den Massai Frieden, 25. Dezember 1889. Aus Peters' Buch „Die deutsche Emin-Pascha-Expedition"

Ostafrika war trotz der Niederwerfung des großen Aufstandes noch keineswegs völlig beruhigt. Der neun Tagereisen von der Küste gelegene Posten in Moschi, wo Peters mit einer Kompanie Schutztruppe seinen Sitz nahm, war besonders schwierig. Die kräftigen Stämme des Berglandes fühlten sich noch unabhängig; und die Engländer hatten die Hoffnung auf das wertvolle Kiliman-

dſcharogebiet, deſſen endgültige Abgrenzung ja noch ausſtand, nicht aufgegeben und taten das ihre, um die Eingeborenen in der Abneigung gegen die deutſche Herrſchaft zu beſtärken. Als am 17. Auguſt 1891 Leutnant von Zelewſki in Uhehe eine ſchwere Niederlage erlitt, die bei dem ausgezeichneten Nachrichtendienſt der Eingeborenen bald im ganzen Schutzgebiet bekannt wurde, machten ſich bei den Leuten des Sultans Malamia, des nächſten Nachbarn von Moſchi, deutliche Anzeichen von Aufſäſſigkeit bemerkbar. Peters, der noch die Hälfte ſeiner Kompanie wegen der in verſchiedenen Teilen der Kolonie aufflackernden Unruhen abgeben mußte, ſah ſich deshalb veranlaßt, für ſeinen Bezirk den Kriegszuſtand zu erklären. Bald darauf verübte ein ſchwarzer Stationsdiener namens Mabruk einen Einbruch in die Weiberräume der Station. Obwohl das nach allen Begriffen der Eingeborenen ein todeswürdiges Verbrechen war, erklärte Peters, wenn der Einbrecher ſich freiwillig melde, werde er Gnade üben; erſt als das nicht geſchah und der Schuldige durch eine Unterſuchung feſtgeſtellt worden war, ließ Peters das Kriegsgericht zuſammentreten, das Mabruk zum Strange verurteilte. Mehrere Monate ſpäter entliefen ſchwarze Dienerinnen der Station zum Sultan Malamia; dieſer wies den weißen Abgeſandten, der im Namen von Peters ihre Auslieferung verlangte, höhniſch ab und zerriß die deutſche Flagge. Natürlich griff Peters gegen den Sultan energiſch durch und ließ die Entlaufenen zurückſchaffen. Da ihr Zuſammenſpiel mit den Leuten Malamias klar zutage lag, wurde die erwieſene Rädelsführerin Jagodjo nach kriegsgerichtlichem Spruch gehängt. Obwohl die beiden Hinrichtungen nicht das geringſte miteinander zu tun hatten, ſandte die engliſche Miſſion in Moſchi, die ſtets gegen die deutſche Herrſchaft gewühlt hatte, an den Gouverneur von Soden einen Bericht mit der Behauptung, Peters habe den Mabruk und die Jagodjo wegen geſchlechtlicher Beziehungen hängen laſſen. Die von Peters ſofort beantragte amtliche Unterſuchung ergab die völlige Haltloſigkeit der Anſchuldigung. Den bündigſten Beweis dafür, daß er die Lage in Moſchi mit vollem Recht als ernſt angeſehen hatte, lieferte noch die Tatſache, daß ſein dortiger Nachfolger, von Bülow, dem Peters von der Küſte ſogleich eine Kompanie zur Hilfe geſandt hatte, der alſo über die dreifache Macht verfügte, im Juni 1892 mit einem großen Teil ſeiner Truppe von den Wamoſchi niedergemetzelt wurde. Peters ſelber war noch eine beſondere Genugtuung durch den Auftrag zuteil geworden, die noch ausſtehende Grenzregulierung mit den Engländern durchzuführen. Nach erfolgreicher Erledigung des Auftrages wurde er in Berlin zur Verfügung des Auswärtigen Amts geſtellt und 1894 vom Kaiſer in ungewöhnlich ehrenvoller Form zum etatsmäßigen Reichskommiſſar ernannt.

Inzwiſchen hatte ſich Peters in die heimiſche Politik geſtürzt. In dem von ihm begründeten „Alldeutſchen Verbande", in der „Deutſchen Kolonialgeſellſchaft" und bei der Bewerbung um ein Reichstagsmandat focht er mit der ihm eigenen Entſchiedenheit für eine rückhaltlos nationale Politik. Dabei machte Peters ſich, nach faſt der geſamten Linken, auch das immer mächtiger gewordene Zentrum zum

Carl Peters, 1890

Zuſammentreffen von Carl Peters mit Emin Paſcha
in der deutſchen Militärſtation Mpapua in Deutſch-Oſtafrika
am 19. Juni 1890

Carl Peters lieſt am 13. Februar 1890 den Brief Stanleys
vom 4. September 1889 an die engliſche Regierungskommiſſion,
in dem dieſer über die Auffindung Emin Paſchas berichtet

Feinde. Der Sozialdemokrat von Vollmar wärmte im Wahlkampfe die Verleumdung der englischen Mission wieder auf. Peters verlangte eine neue Untersuchung, die zu erneuter völliger Rechtfertigung seines Verhaltens führte. Der Reichskanzler Hohenlohe bot ihm die Landeshauptmannschaft am Tanganjika mit erhöhtem Gehalt und zweifelsfreier Gerichtsbarkeit an. Peters lehnte ab und erbat, um sich volle Freiheit für seine politische Tätigkeit zu sichern, den Abschied, begnügte sich dann aber doch mit Stellung „zur Disposition", obwohl sich gerade der Kolonialdirektor Dr. Kayser mit verdächtigem Eifer dafür eingesetzt hatte.

Am 13. März 1896 wiederholte der Sozialdemokrat August Bebel im Reichstage die Verleumdungen gegen Peters mit der Behauptung, dieser habe in einem Briefe an den englischen Missionsbischof Tucker seine Schuld selber zugegeben. So unsinnig die Behauptung von vornherein erscheinen mußte, im Reichstage war schon damals alles möglich, und die Regierung erklärte, der „Tuckerbrief" sei eine „neue Tatsache", die eine neue Untersuchung begründe. Obwohl Tucker, der in Afrika nicht leicht aufzufinden war, sofort bezeugte, daß er nie einen Brief von dem ihm persönlich unbekannten Dr. Peters erhalten habe, hat dieser aufgelegte Schwindel schließlich doch zu einem Disziplinarverfahren gegen Peters geführt; und die Disziplinarkammer wie der Disziplinarhof, in denen kein Afrikakenner saß und die auch die einschlägigen Beweisanträge der Verteidigung als unnötig zur Beurteilung der damaligen Lage am Kilimandscharo ablehnten, haben es fertiggebracht, in ihren Urteilen vom Juni und November 1897 „festzustellen", diese sei nicht so gefährdet gewesen, daß sie so strenge Maßnahmen begründen könne! Durch beide Instanzen wurde Peters wegen „Mißbrauchs der Amtsgewalt" zur Entlassung aus dem Reichsdienst verurteilt. Die Verleumder hatten nun freie Bahn.

Die Haltung der deutschen Regierung vor seinen Afrikazügen hatte Peters verwunden. Wohl blieb er nach den Vorgängen bei dem Emin-Pascha-Zuge dem Hause Bismarck entfremdet; die Schuld gab er nur dem Staatssekretär Herbert, dem der von größeren Sorgen in Anspruch genommene Kanzler die Verhandlungen mit London in der Zeit der „Kolonialehe" völlig überließ, und der ein besonderer Gönner des Dr. Kayser, seines früheren „Einpaukers" zum juristischen Examen, war. Seine Erfolge trugen Peters über diese Enttäuschungen und Kränkungen hinweg, und sie ließen ja Raum zu weiteren Taten für sein Volk. Jetzt war es anders. Der Stolz auf sein Land zerbrach in ihm. Von dem Geschlecht jedenfalls, das für diese Dinge die Verantwortung trug, hoffte er nichts mehr. Schon 1896 verließ er Deutschland und nahm seinen dauernden Wohnsitz in London. In seinem einundvierzigsten Lebensjahre war die Kraft des Mannes, der dem Reiche seine größte Kolonie erworben und den deutschen Namen in weiten Bezirken des schwarzen Erdteils über alle anderen erhöht hatte, für das eigene Land brachgelegt.

Während seiner späteren Besuche in der Heimat hat Peters wiederholt und gern vor der deutschen Jugend gesprochen, die seine Hoffnung blieb. Seit 1906

gab er auch dem langen Drängen seiner Freunde nach, gegen seine Verleumder deutsche Gerichte anzurufen. Diese Gerichte haben in umfangreichsten Verhandlungen die Beweise, die die Disziplinarhöfe für unnötig hielten, erhoben, und sie haben ausnahmslos bezeugt, daß auch nicht ein Stäubchen sittlichen oder auch nur rechtlichen Tadels an dem Namen Dr. Peters hafte. Der Kaiser hatte schon 1905 ihm den Titel eines Reichskommissars a. D. zuerkannt und gab Dr. Peters 1914 auch die Pension wieder. Da aber das deutsche Beamtenrecht ein Wiederaufnahmeverfahren nicht kennt, blieben die Fehlurteile formell in Kraft. Carl Peters trug den Haß und die Kleinheit seiner Feinde äußerlich mit gelassener Ruhe. Nur im vertrauten Freundeskreise konnte seine innere Bitterkeit zu offenem Ausdruck kommen, meist in schneidenden Ironien über deutschen Bürokratismus, deutsche Neidsucht und Philisterhaftigkeit. Die Wunde in seinem Herzen vernarbte nicht.

Ein guter Deutscher blieb Peters auch jetzt. In englische Dienste zu treten, lehnte er, trotz verlockender Angebote, ab. Seine Tätigkeit war durch lange Jahre einem Gedanken aus seiner kolonialen Frühzeit zugewandt: daß in Südafrika das alte Goldland Ophir zu suchen sei. Nach eingehenden Studien und mehrjährigen Untersuchungen in verschiedenen Gebieten Südafrikas wurde ihm der Gedanke persönliche Gewißheit. Er gründete eine Minengesellschaft, die eine Reihe von Jahren unter seiner Leitung arbeitete. Das Kapital der Gesellschaft war in der Mehrheit deutsch. Da der Erfolg gering war, verkaufte Peters 1911 seine Anteile. Außer Südafrika hat er die meisten anderen Länder des schwarzen Erdteils, die Vereinigten Staaten und Westeuropa gründlich bereist. Meist brachte er nur den Sommer in London , wo er viel in der politischen Gesellschaft verkehrte, oder in Seebädern am Kanal zu. Neben Studien beschäftigten ihn schriftstellerische Arbeiten.

Im Jahre 1909 vermählte Carl Peters sich mit Thea Herbers aus Iserlohn. Frauen hatten ihn während seiner Werde- und Kampfzeit höchstens flüchtig zu fesseln vermocht. Die Freundschaft mit Frieda von Bülow, der treuen und tapferen Helferin während seines zweiten Aufenthalts in Ostafrika, war gute Kameradschaft geblieben. Seiner Gattin hat er stets innige Zuneigung und ritterliche Hochachtung bewahrt. Als Hochzeitstag wählte er den 27. Februar, den Tag seiner beiden größten Erfolge: des kaiserlichen Schutzbriefes und seines politischen Triumphes am Sultanshofe in Uganda.

Steigende Sorge machte Peters seit dem Burenkriege die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Deutschland und England. Nach der Agadir-Krise von 1911 hielt er bei Fortsetzung der deutschen Politik den Kampf zwischen den beiden Ländern nur noch für eine Frage der Zeit und Gelegenheit. Nach dem Ausbruch des Weltkrieges blieb er zunächst in London, in der Hoffnung, seinem Lande dort noch gute Dienste leisten zu können. Tatsächlich wurde ihm von hoher englischer Stelle bald die Übermittelung eines Friedensangebots nach Berlin nahegelegt.

Eine schriftliche Unterlage erlangte er nicht mehr, da der deutsche Rückzug von der Marne die Stimmung in den leitenden englischen Kreisen änderte. Immer stärker drängte es ihn, in dem Kriege, über dessen Schwere er nun nicht mehr im Zweifel war, seinem Volke nahe zu sein. Hinzu kamen die gegen die Deutschen in England verfügten Freiheitsbeschränkungen; ließ die englische Polizei auch seine Person wie seinen Schreibtisch unbehelligt, so mußte doch seine Gattin sich den üblichen Durchsuchungen unterwerfen. Ende September 1914 reiste er nach der Heimat zurück.

Hier hat sich Peters mit der Ausgestaltung früherer wie der Schaffung neuer nationalpolitischer Arbeiten, dann mit der Abfassung seiner Lebenserinnerungen beschäftigt. Die deutschen Heldentaten im Felde söhnten ihn wieder völlig mit seinem Volke aus. Den Gang der Kriegsereignisse verfolgte er, den Blick vor allem auf England gerichtet, mit leidenschaftlicher Anteilnahme, zuletzt mit schwerer Sorge. Auf den Unterseebootkrieg hoffte er nicht; auf Grund seiner Kenntnis des englischen Charakters blieb er überzeugt, daß England nur niederzuringen war, wenn es gelang, die Nervenstränge des Weltreichs um Suez herum zu zerschneiden.

Die Folgen der Strapazen in den Tropen und Subtropen machten sich etwa seit der Mitte der Kriegszeit in Gesundheitsstörungen bemerkbar; längere Kuren in Berliner Sanatorien und im Harz halfen schließlich nur noch vorübergehend. Besonders litt Carl Peters an immer schwereren Anfällen einer Herzschwäche, die am 10. September 1918 in Harzburg seinem Leben ein Ende machte. Seine sterblichen Überreste ruhen auf dem Engesohder Friedhof in Hannover. Auf Helgoland haben seine Freunde ihm ein Standbild gesetzt, mit dem Blick auf das Meer, das die Wiege seines kolonialen Pioniertums war.

Carl Peters war ein Mann von eigenster, nach Geist und Charakter außerordentlicher Prägung. Wie wenige Deutsche seiner Zeit besaß er eingeborenen, von schöpferischer Phantasie befruchteten politischen Sinn und Willen. Fehler seines Temperaments haben seinen Gegnern ihr Spiel erleichtert; aber von dem dunklen Hintergrunde dieses unrühmlichen Spiels, in das sich Regierungen, hohe Gerichtshöfe und Reichstagsmehrheit verstricken ließen, heben sich seine weiten Horizonte und seine kühne Tatkraft nur um so leuchtender ab. Im Zweiten Reiche nimmt Carl Peters einen hervorragenden Platz ein: als ein Mann, der für Deutschland Großes getan und Größeres gewagt hat, und für den auch in tiefster Verbitterung die Ehre des deutschen Namens der Polarstern seines Lebens blieb.

Gottlieb Daimler und Carl Benz

1834—1900 1844—1929

Von

Friedrich Haßler

Das achtzehnte Jahrhundert hatte der Menschheit neben anderen großen technischen Erfindungen die Dampfmaschine geschenkt. Schon die ersten Dampfmaschinen übertrafen um ein Vielfaches die ältesten Kraftquellen, die menschliche und tierische Muskelkraft, in der Größe ihrer Leistung, besonders aber dadurch, daß sie Tag und Nacht, ohne einer Ruhepause zu bedürfen, unermüdlich als „eiserne Sklaven" ihre Arbeit verrichteten. Die Dampfmaschinen waren auch nicht, wie die schon viele Jahrhunderte alten Wasserräder, an einen bestimmten Ort und nicht, wie die Windmühlen, an eine bestimmte Zeit gebunden. Versuche, diese neue Kraftmaschine für den Verkehr zu verwenden, hatten schon eingesetzt, als die ersten ortsfesten Anlagen ihre ungefügen Glieder regten. Das Dampfschiff war der erste Erfolg: hier stand Wasser für die Kondensation zur Verfügung und ermöglichte die Verwendung der atmosphärischen Maschinen. Der Dampfwagen konnte geschaffen werden, als man gelernt hatte, für höhere Drucke Kessel und Dampfmaschinen zu bauen. Aber dem Straßenkraftwagen erstand alsbald in dem Schienenkraftwagen, der Lokomotive, ein Gegner, der der kurzen Blütezeit des Dampfkraftwagens in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts in England, besonders mit Unterstützung des Gesetzgebers, ein schnelles Ende bereitete. Die Eisenbahn schien den Straßenkraftwagen für alle Zeiten überwunden zu haben.

Die großen Möglichkeiten der ortsfesten Dampfmaschine haben alle Kulturvölker im neunzehnten Jahrhundert zum Aufbau ihrer Industrie ausgewertet. In Deutschland konnte diese „industrielle Revolution" erst einsetzen, als durch das Inkrafttreten der Zollverein-Verträge am 1. Januar 1834 ein Zusammenschluß der wichtigsten deutschen Länder als eine wirtschaftliche Voraussetzung geschaffen war. Die Dampfmaschine und die dazu gehörige Kesselanlage waren aber so kostspielig, daß nur größere Unternehmen solche Anlagen bezahlen konnten. Der kleine Handwerker konnte sich keine Dampfmaschine kaufen und mußte im Wettstreit mit der sich entwickelnden Industrie auf vielen Gebieten unterliegen, zumal er oft durch zähes Festhalten an längst überholten Gepflogenheiten, die vor Jahrhunderten Sinn und Bedeutung gehabt hatten, gehindert wurde, auch auf anderen Gebieten technischen Fortschritt auszunutzen. Die Schaffung einer billigen, wirtschaftlich arbeitenden Kleinkraftmaschine für den Kleinunternehmer und Handwerker war also eine technische Aufgabe, deren Lösung eine soziale Tat und eine ausgiebige Einnahmequelle zugleich bedeuten mußte.

Eine solche Lösung schien der Gasmotor zu sein, als in den größeren Städten Gasanstalten für Beleuchtungs- und Heizungszwecke errichtet waren. Versuche, solche Verbrennungskraftmaschinen zu bauen, reichen bis vor die Zeit der Erfindung der Dampfmaschine zurück. Erst 1860 jedoch gelang es dem französischen Mechaniker Jean Joseph Etienne Lenoir (1822—1900), einen mit Steinkohlengas betriebenen, praktisch brauchbaren Gasmotor zu bauen. Dieser Motor ist dann bis zu 12 PS ausgeführt worden, und man sprach in Frankreich schon von hundertpferdigen Maschinen, von Gaslokomotiven und Gasfeuerspritzen. Man sprach auch davon, daß die großen Dampfmaschinen jetzt überwunden seien und daß der neue Motor auch dem kleinen Unternehmer dienen würde. Aber diese Begeisterung verschwand sehr schnell, als sich zeigte, daß diese Gasmaschine ungeheuer viel Gas verbrauchte und im Betrieb sehr teuer war.

Eine jener phantastischen Ankündigungen des Lenoirschen Gasmotors hatte der deutsche Kaufmannsgehilfe Nikolaus August Otto gelesen und sich nun eifrig mit dieser Frage beschäftigt. Er erweiterte seine Kenntnisse durch Selbststudium und ließ von einem gelernten Mechaniker eine kleine Versuchsmaschine bauen, deren Arbeitsweise schon dem Viertakt entsprach. Aber diese Maschine schien wegen der starken Stöße nicht geeignet zu sein, und so ging Otto daran, eine atmosphärische Gasmaschine zu bauen, für die er in verschiedenen Staaten Patente erhielt. Seine Hoffnung, daß andere nach diesen Patenten solche Motoren bauen würden, erfüllte sich aber nicht. Er mußte selber darangehen, und es war für ihn ein großes Glück, daß er in dem Kölner Ingenieur Eugen Langen den Geldgeber und technisch erfahrenen Mitarbeiter fand, der mit ihm gemeinsam die Maschine erstehen ließ. Besonders das Schaltwerk für die Kraftübertragung von der Kolbenstange auf die Maschinenwelle war eine schwere konstruktive Aufgabe, die Langen aber zu lösen vermochte. Dank seinem sehr geringen Gasverbrauch erhielt der Motor auf der Weltausstellung in Paris 1867 die Goldene Medaille. Die beiden Freunde gingen nun daran, in größerem Maßstab solche atmosphärischen Gasmaschinen zu bauen. Die von ihnen 1872 gegründete Aktiengesellschaft „Gasmotorenfabrik Deutz" wollte dann in Deutz bei Köln eine eigene Fabrik errichten. Da Langen durch andere Geschäfte oft gehindert war, galt es, einen geeigneten technischen Direktor für das junge Unternehmen zu gewinnen, und hierfür wurde Gottlieb Daimler vorgesehen.

Gottlieb Daimler war am 17. März 1834 als zweiter Sohn des Bäckermeisters und Weingärtners Johannes Daimler in Schorndorf in Württemberg geboren. Nachdem er die Volksschule und noch zwei Jahre die Lateinschule besucht hatte, sollte er Ratsschreiber in seiner Vaterstadt werden. Aber Gottlieb Daimler wollte Handwerker werden und erreichte es auch, daß der Vater ihn zu dem benachbarten Büchsenmachermeister Raithel in die Lehre gab. Nach dreijähriger Lehrzeit legte er sein Gesellenstück vor: zwei doppelläufige Pistolen mit ziselierten Stahlbeschlägen. Er ging dann als Geselle zu einem anderen Meister seiner Vaterstadt

und mit ihm nach Stuttgart. Hier stellte er bald fest, daß die handwerkliche Herstellung von Handfeuerwaffen ein zu enges Tätigkeitsgebiet für ihn sei, und ging daher 1853 nach Grafenstaden im Elsaß, um dort in der Werkzeugmaschinenfabrik als Mechaniker zu arbeiten. Das ersparte Geld ermöglichte ihm einige Jahre später die Rückkehr nach Stuttgart zum Studium an der Polytechnischen Schule, der späteren Technischen Hochschule, die er am 22. September 1859 mit einem Abgangszeugnis verließ. Er war während dieser Zeit auch mit Herren der Württembergischen Zentralstelle für Gewerbe und Handel, des späteren Landesgewerbeamtes, bekannt geworden, und ihr Präsident, Ferdinand von Steinbeis, ermöglichte ihm durch ein Stipendium, seine Kenntnisse im Ausland zu erweitern. Nachdem Daimler mehrere Jahre besonders in England als Facharbeiter, Vorarbeiter und Meister gearbeitet hatte, war er von 1864 bis 1867 als Ingenieur der Maschinenfabrik in Geislingen a. d. Steige tätig, um dann als Werkstättenvorstand in die Maschinenbauanstalt des Bruderhauses in Reutlingen einzutreten. Hier in Reutlingen lernte Daimler Wilhelm Maybach kennen, der am 9. Februar 1846 in Heilbronn als Sohn eines Tischlermeisters geboren war. Mit zehn Jahren hatte Maybach seine Eltern verloren, war im Bruderhaus zur weiteren Erziehung aufgenommen worden und wurde hier auf seinen Wunsch als Maschinenbauer ausgebildet. Die vom Vater ererbte Begabung für handwerkliche Arbeit und Zeichnen, sein großer Fleiß und seine durch Selbststudium erworbenen Kenntnisse der Mathematik machten ihn bald zu einem brauchbaren Mitarbeiter Daimlers. In Reutlingen heiratete Gottlieb Daimler am 29. November 1867 in Maulbronn Emma Kurz, eine Tochter des dortigen Apothekers. Aus der gleichen Stadt holte sich Maybach einige Jahre später seine Gattin. Die beiden Frauen waren von Jugend an befreundet, und so entstand dann auch zwischen den beiden Familien ein gutes Einvernehmen. Inzwischen hatte Daimler 1868 die technische Leitung der Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe übernommen, und Maybach war ihm ein Jahr später dorthin nachgefolgt, um im technischen Büro der Gesellschaft zu arbeiten.

Während seiner Tätigkeit in süddeutschen Maschinenfabriken hatte Daimler durch den Besuch von Ausstellungen, darunter der Pariser Weltausstellung, seine Kenntnisse zu erweitern gesucht. Dabei hatte er auch N. A. Otto kennengelernt, der ihm nun die technische Leitung der Deutzer Gasmotorenfabrik anbot. Auch Eugen Langen sicherte Daimler sein vollstes Vertrauen zu und schrieb ihm, er möge aus der Zusicherung hoher Gewinnbeteiligung und der Bewilligung aller seiner Wünsche durch den Aufsichtsrat ersehen, welchen Wert man auf seine Mitarbeit lege.

Daimlers erste Aufgabe als technischer Direktor der Gasmotorenfabrik Deutz war nun, den atmosphärischen Gasmotor in größerer Anzahl zu niedrigem Preise herzustellen. Hierzu mußte die Maschine konstruktiv so durchgearbeitet werden, daß eine werkstattgerechte Ausführung in größeren Serien möglich war.

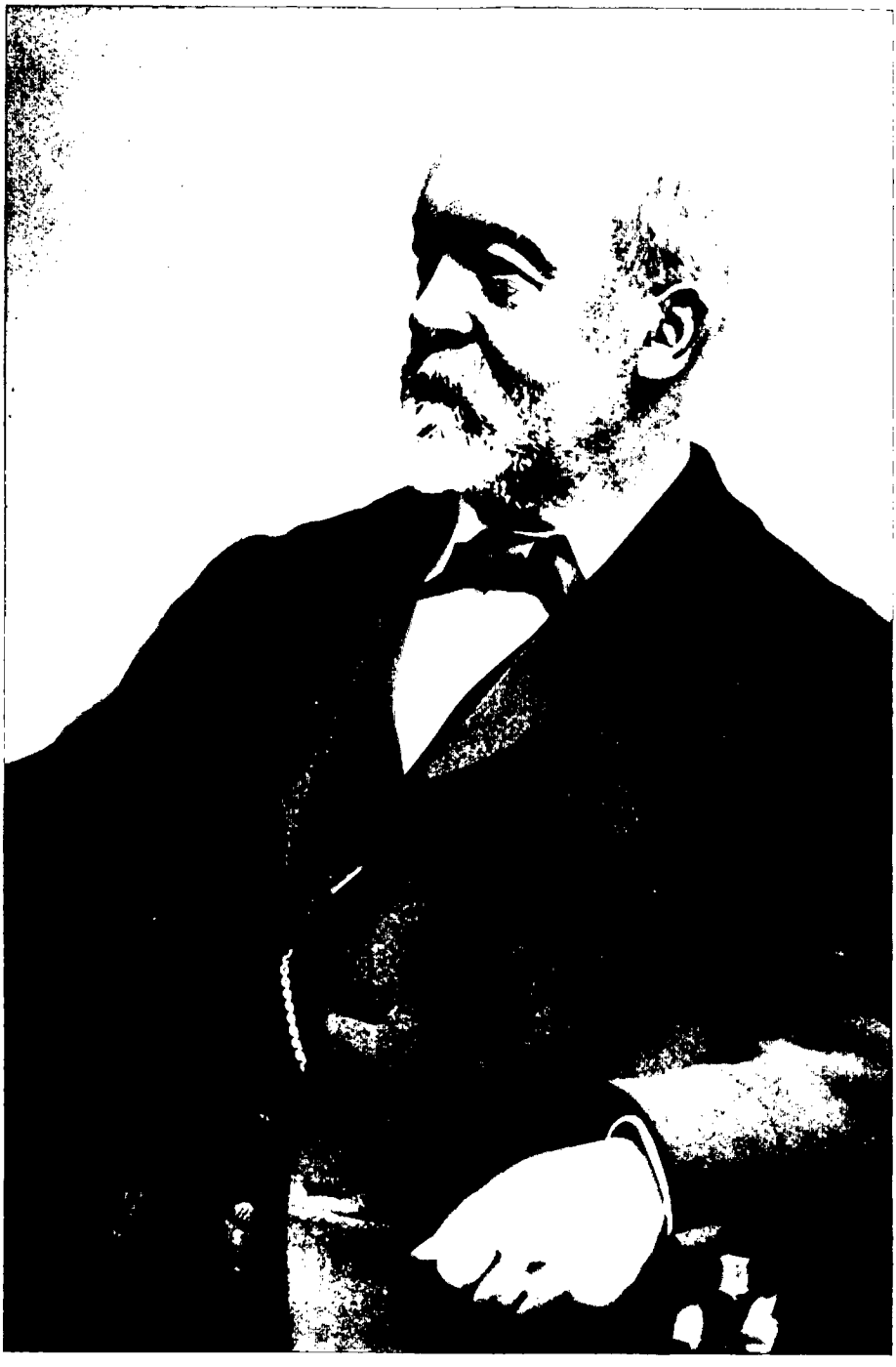
Um die erste Bedingung zu erfüllen, rief Daimler bald Maybach nach Deutz, als verantwortlichen Leiter des Konstruktionsbüros. Für die Werkstätten holte er sich aus Württemberg und aus dem Elsaß ihm bekannte tüchtige Facharbeiter. Die Herstellung der Gasmotoren konnte ja nur dann erfolgreich sein, wenn mit einer damals im allgemeinen Maschinenbau noch nicht üblichen Genauigkeit gearbeitet würde; diesen Anforderungen entsprachen aber die Arbeiter in Deutz noch nicht. Erst nach und nach gelang es, hier einen tüchtigen Arbeiterstamm zu bilden. Durch die konstruktive Verbesserung der Maschine und die Beschaffung tüchtiger Facharbeiter konnte Daimler die Leistungsfähigkeit des Unternehmens von Jahr zu Jahr steigern. Da gleichzeitig mit der so erreichten Verringerung der Herstellungskosten die aufsteigende Konjunktur jener Jahre eine Erhöhung der Verkaufspreise ermöglichte, erzielte die Gesellschaft auch wirtschaftliche Erfolge. Daimler konnte in jenen Jahren sich die Mittel erwerben, die ihm seine spätere Arbeit an dem schnellaufenden Verbrennungsmotor und den Kraftfahrzeugen ermöglichten.

Daimler und Maybach waren auch beteiligt an den weiteren erfinderischen Arbeiten, mit denen sich Otto neben den kaufmännischen Geschäften des Unternehmens unablässig beschäftigte. Otto hatte den Gedanken einer direkt wirkenden Maschine nicht aufgegeben. In einem kleinen Versuchsraum arbeitete er an der Verwirklichung dieses Gedankens. Hier entstand 1876 sein erster Viertaktmotor, für den er am 4. August 1877 ein umfassendes Patent für seine Firma erwarb. Auch hier waren noch große Schwierigkeiten zu überwinden, bis es der Zusammenarbeit von Otto, Langen, Daimler und Maybach gelang, aus der Versuchsmaschine eine allen Anforderungen des praktischen Betriebes genügende Betriebsmaschine zu entwickeln, die auf der Pariser Weltausstellung 1878 die ungeteilte Bewunderung der Fachleute erregte. Es war der Grund gelegt zu einer Entwicklung, die der Deutzer Fabrik einen großen Vorsprung im Gasmotorenbau auch dann noch sicherte, als das Patent nach einem Aufsehen erregenden Prozeß am 6. Januar 1886 gestürzt wurde. Damit wurde in Deutschland der Weg für alle Erfinder frei, die auf diesem Gebiet arbeiten wollten. Daimler und Maybach waren in den auf die Erfindung des Viertaktmotors folgenden Jahren auch bemüht, einen Betriebsstoff zu suchen, der den Motor von der Gasanstalt unabhängig machen sollte. Schon 1875 versuchten sie in Deutz verschiedene Flüssigkeiten, darunter auch Benzin, zunächst in der einfachen Form, daß man mit Benzin getränkte Putzwolle vor die Ansaugöffnung des Gasmotors hielt und diesen nun mit geschlossenem Gashahn anzuwerfen versuchte. Als diese Versuche wenigstens einige Umdrehungen zur Folge hatten, baute man eigene Verdunstungsapparate, mit denen weitere nicht ungefährliche Versuche angestellt wurden. Ungewollte Zündungen zerstörten wiederholt die Maschine, und mehr als einmal brachten die dabei in die Luft fliegenden Eisenteile Otto, Daimler und Maybach in Gefahr.

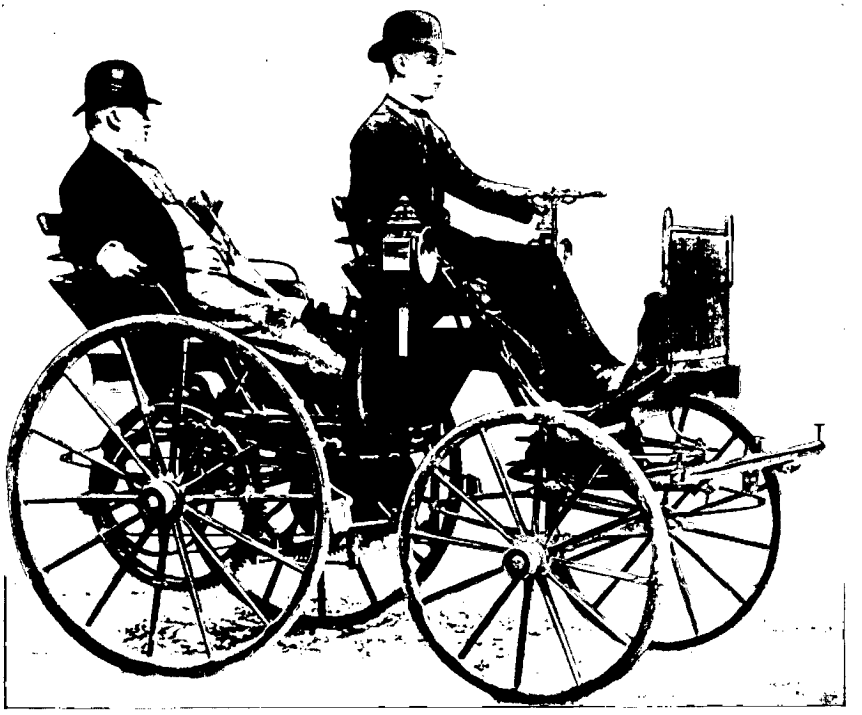
Während aber Otto und Langen sich besonders für die Entwicklung der Viertaktmaschine einsetzten und daher dem Vorschlag, Benzinmotoren zu bauen, nicht

zustimmten, glaubte Daimler, sich gerade dieser Maschine widmen zu sollen. Er war nun zehn Jahre in Deutz und hatte sich durch seine Arbeit auch geldlich die Möglichkeit geschaffen, ein eigenes Unternehmen zur Verwirklichung seiner Ideen zu gründen. So kehrte er in seine schwäbische Heimat zurück, erwarb Ende 1882 in Cannstatt bei Stuttgart das Anwesen Taubenheimstraße 13, ein geräumiges Wohnhaus mit einem großen parkartigen Garten und einem Gewächshaus. An dieses wurde nun eine kleine, recht bescheidene Werkstatt mit Gas- und Wasseranschluß angebaut. Einige kleine Fußdrehbänke, ein paar Schraubstöcke und Handbohrmaschinen waren die einfache Ausrüstung, mit der drei Schlosser zu arbeiten hatten. Auch Maybach folgte Daimler bald nach und arbeitete mit ihm in der Werkstätte oder in dem angebauten kleinen Zeichenraum. Bald wurde aber die konstruktive Tätigkeit in ein Zimmer von Daimlers Wohnhaus oder auch in Maybachs Wohnung in der Pragstraße verlegt. Daimler hatte nicht warten wollen, bis die Werkstatt errichtet und eingerichtet war. So wurde der erste schnellaufende Versuchsmotor nach seinen Plänen von dem Glockengießer und Feuerspritzenfabrikanten Heinrich Kurtz in Stuttgart hergestellt. Der liegende Zylinder dieses Maschinchens war aus Bronze, das Schwungrad wegen der hohen Umlaufzahl aus Schmiedeeisen hergestellt. Am 16. August 1883 war dieser erste Daimlermotor, der mit Luftkühlung arbeitete, auf einem hölzernen Sockel betriebsfertig aufgebaut, und die Versuche mit ihm begannen. Ein etwas größerer Motor mit stehendem Zylinder wurde noch im November des gleichen Jahres fertig, und am 16. Dezember 1883 wurde Daimler das deutsche Reichspatent Nr. 28 022 erteilt.

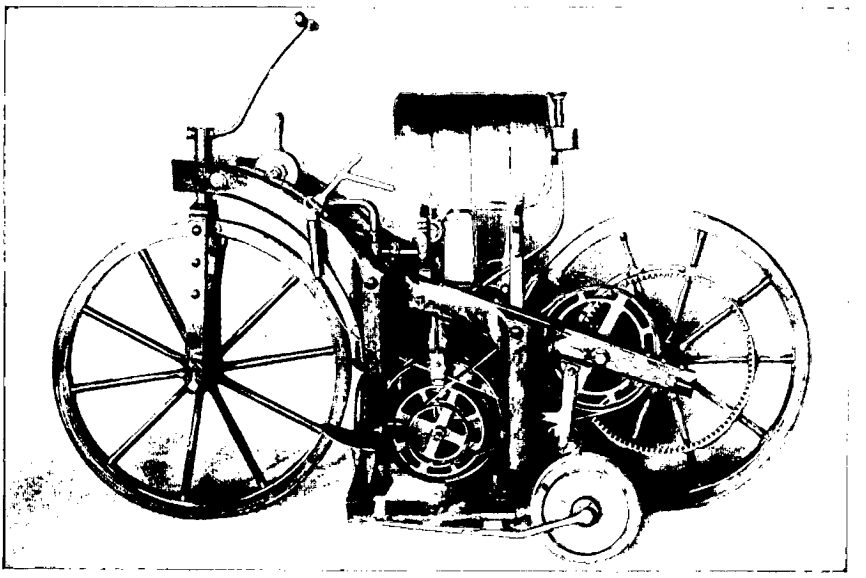
Die grundlegende Neuerung dieser Daimlermotoren war die Glührohrzündung. Daimler verzichtete bei seinem Schnelläufer auf den von Otto verwandten Schieber, der die Zündflamme für die Zündung freigab, weil diese Art der Zündung die Erhöhung der Drehzahl unmöglich machte. Die elektrische Zündung, die sich später erfolgreich durchsetzte, war noch nicht so weit entwickelt, daß ihre Anwendung möglich war, und so war das von Daimler erfundene Glührohr ausschlaggebend für den Erfolg und für das Patent. Nach Ansicht Daimlers sollte das Glührohr nur während der Anlaufzeit Zündung herbeiführen, später sollten die heißen Zylinderwandungen bei entsprechender Kompression die Zündung des Gas-Luft-Gemisches ermöglichen. In Wirklichkeit kam man aber auch während des Betriebes , besonders im Freien, ohne das Glührohr nicht aus. Neunhundert Umdrehungen je Minute konnten mit dieser Zündung erreicht werden, und das war ein außerordentlicher Fortschritt. Otto war stolz, als er bei seiner atmosphärischen Maschine achtzig bis neunzig Umdrehungen in der Minute erreicht hatte. Die Viertaktmaschinen liefen in jenen Jahren mit hundertfünfzig bis hundertachzig Umdrehungen. Diese Zahl konnte nicht wesentlich gesteigert werden, weil dann die Flammzündung nicht mehr zuverlässig wirkte. Carl Benz hat in seinem ersten Wagen einen Motor verwandt, von dem er in seinen „Erinnerungen"



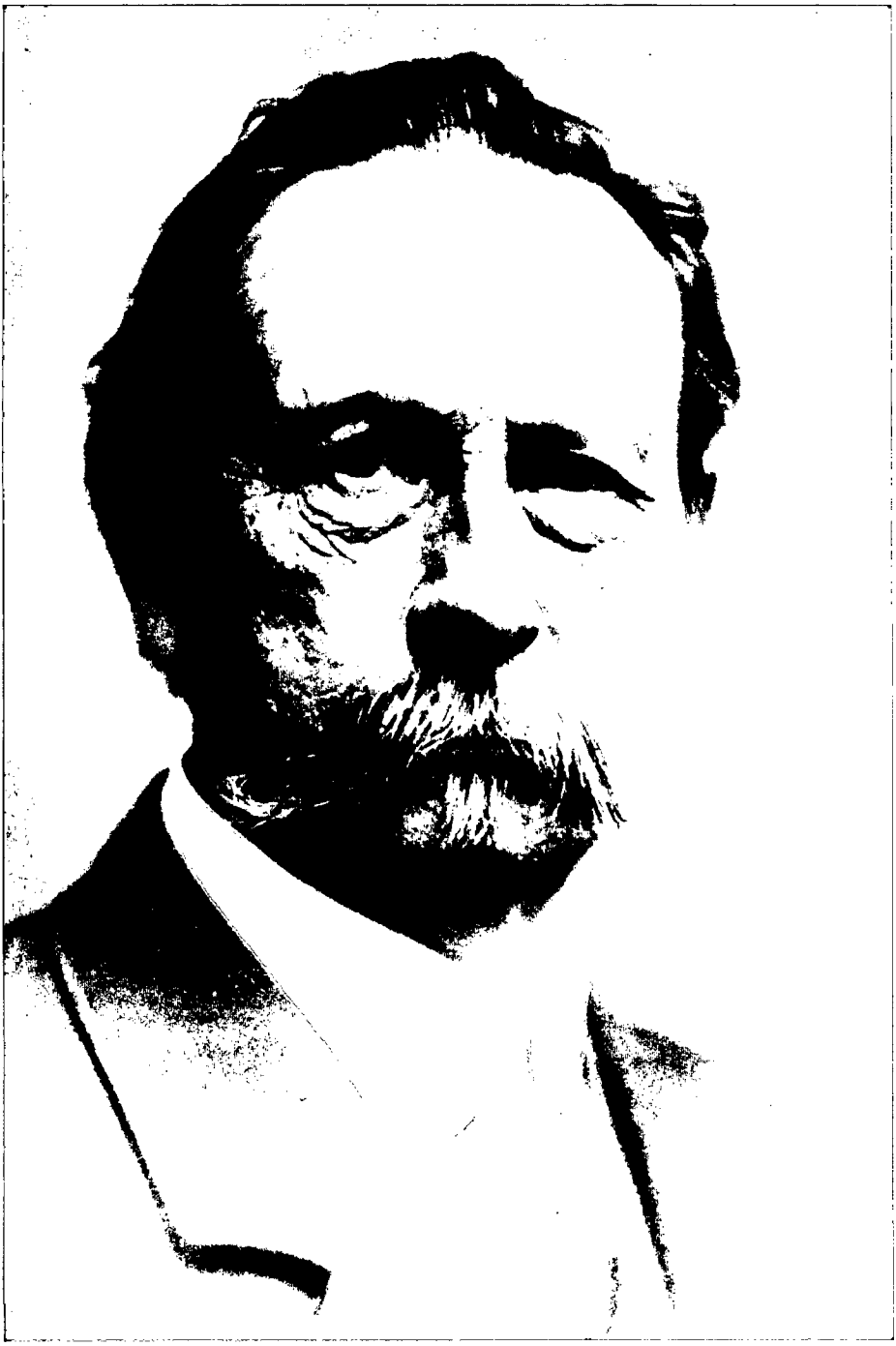
Gottlieb Daimler



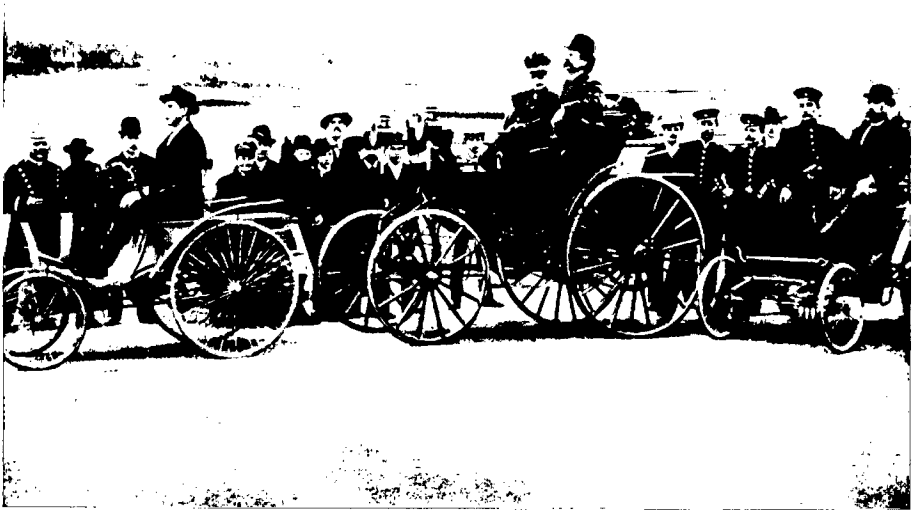
Gottlieb Daimler in seinem ersten Kraftwagen aus dem Jahre 1886
mit hinten eingebautem Motor. Am Steuer einer seiner Söhne



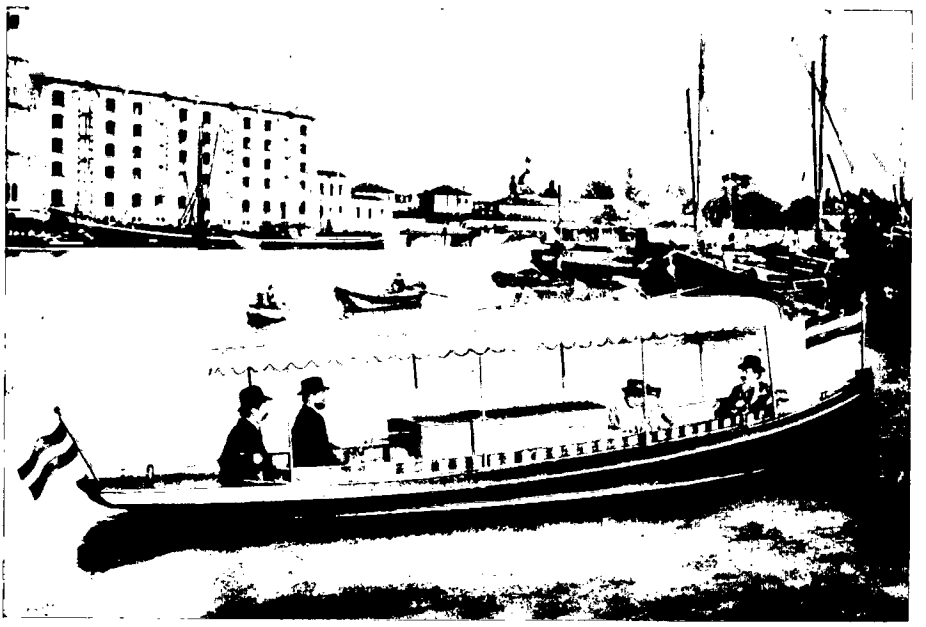
Das erste Motorrad der Welt
1886 von Gottlieb Daimler konstruiert



Carl Benz



Carl Benz mit seiner Frau auf seinem ersten vierrädrigen Kraftwagen
zwischen zwei Kleinautos, 1893



Carl Benz am Steuer seines ersten Motorbootes
im Rheinhafen von Mannheim, 1886

selber sagt, er habe es auf zweihundertfünfzig bis dreihundert Umläufe in der Minute gebracht. Daimlers Motor leistete also bei gleichem Gewicht etwa das Dreifache. Damit war eine Entwicklung eingeleitet, die dann eine wichtige Voraussetzung für Kraftfahrwesen, Motorschiffahrt und Luftfahrt erfüllte. Da Daimler und Maybach nichts über ihre Arbeit verlauten ließen, erregten sie den Argwohn der Nachbarn, und die Polizei griff ein, um festzustellen, ob nicht etwa Falschmünzerei betrieben würde. Aber sie überzeugten sich bald, daß hier keine Verstöße gegen die Strafgesetze begangen wurden.

Ein dritter Motor, der in einem runden Gehäuse vollständig abgekapselt war, wurde 1884 fertiggestellt. Er wurde dann in ein hölzernes Zweirad eingebaut, das zwei gleich große Räder mit eisernen Reifen hatte. Zwei federnd angebrachte Stützrollen an den beiden Seiten sollten ein Umkippen verhindern. Mit diesem ersten Motorrad ist man in Cannstatt in Daimlers Park noch im Jahre 1885 zum erstenmal gefahren. Nun wurde bald der nächste Schritt gemacht. Ein Einzylindermotor, der etwa 1½ PS leistete, wurde in einen Wagen zwischen den beiden Sitzbänken eingebaut. Den Wagen lieferte der Stuttgarter Hofwagenfabrikant Nägele. Es war eine der damals üblichen Kutschen, bei der die Deichsel herausgenommen und eine Steuerung, die vom Bock des Wagens aus betätigt wurde, eingebaut war. Reibungskupplungen vermittelten die Kraftübertragung auf das Zahnradgetriebe, das für zwei Geschwindigkeiten eingerichtet war. Man konnte mit diesem ersten Kraftwagen Daimlers auf ebener Straße achtzehn Kilometer in der Stunde zurücklegen.

Anlage I.

KAISERLICHES PATENTAMT.

Ausgegeben den 1. August 1885.

PATENTSCHRIFT

— № 28022. —

CLASSE 46: Luft- und Gaskraftmaschinen.

G. DAIMLER in CANNSTATT.

GASMOTOR

Patentirt im Deutschen Reich vom 16. Dezember 1883 ab.

KAISERLICHES PATENTAMT.

AUSGEGEBEN DEN 11. AUGUST 1886.

PATENTSCHRIFT

— № 36423 —

KLASSE 46: Luft- und Gaskraftmaschinen.

G. DAIMLER in CANNSTATT.

Fahrzeug mit Gas- bezw. Petroleum-Kraftmaschine.

Patentirt im Deutschen Reiche vom 29. August 1885 ab.

Dieses Fahrzeug besteht im wesentlichen aus dem Fahrgestell 1 mit Sitz 2, einem Lenkrad 3 und einem Triebrad 4 in derselben Spur, Fig. 1 bis 4.

Die Triebkraft, der Gas- bezw. Petroleum- und die Bremse gelöst wird, oder umgekehrt. Durch das gezahnte Rädchen 23 mit Falle 24 kann die drehbare Handgriffachse in jeder Stellung festgehalten werden.

ist die Bremse angezogen, so ist der Trieb-

Gottlieb Daimlers Patentschriften für den ersten schnellaufenden Verbrennungsmotor (1883) und das erste Motorrad der Welt (1885)

Daimler suchte für seinen schnellaufenden Motor noch weitere Anwendungsmöglichkeiten. Er wollte ja nicht Fahrzeuge bauen, sondern leichte, schnellaufende Motoren herstellen. Fahrzeugfabrikanten und Bootswerften sollten seine Haupt-

kunden werden; in ihre Wagen und Boote wollte er seine schnellaufenden Motoren einbauen, auch an Luftfahrzeuge dachte er schon damals. Dieser Absicht entsprechend setzte Daimler schon im Jahre 1886 einen schnellaufenden Motor in sein Ruderboot, das sechs Meter lang war und für elf Personen Platz hatte. Der Motor leistete 1 bis 2 PS, und man konnte mit dem Boot eine Stundengeschwindigkeit von zehn Kilometer erreichen. Da die Kraftübertragung auf die Schraube und die Steuerung des Bootes einfach waren, auch die Kühlwasserbeschaffung keine Schwierigkeiten machte, war das Motorboot zunächst ein größerer Erfolg als der Kraftwagen. Besonders für den Frachtverkehr in den großen Häfen erlangte es Bedeutung. Die weitere Entwicklung des Motorbootes ging einmal in der Richtung, daß man mit ihm immer größere Lasten befördern wollte, zum anderen wollte man aber immer größere Geschwindigkeiten erzielen. 1891 konnte das erste Rennboot mit einem 5-PS-Motor die damals viel bewunderte Geschwindigkeit von dreiundzwanzig Kilometer erzielen.

Die Entwicklung des Motors war Daimlers besondere Sorge. 1889 baute er einen Zweizylindermotor, dessen Zylinder etwa unter zwanzig Grad — also unter einem sehr kleinen Winkel — schräg gegeneinander gestellt waren. Hierfür erhielt er am 9. Juni 1889 das deutsche Patent Nr. 50839, wie er überhaupt in jenen Jahren weitere wichtige Patente erwarb, teilweise in fünfzehn Ländern.

Maybach, der den Kraftwagen als eine organisch verbundene Einheit von Antriebsmotor, Kraftübertragungs-, Fahr- und Steuerorganen durchbilden wollte, konstruierte 1889 einen ganz aus Stahl erbauten Kraftwagen für zwei Personen mit Drahtspeichenrädern, bei dem der Motor unter der Sitzbank bequem zugänglich angeordnet war. Das Kühlwasser für diesen Motor wurde zur Rückkühlung durch die Rohre geleitet, die das Gestell des Wagens bildeten. Der Wagen, der schon vier Geschwindigkeiten besaß, wurde von Maybach 1889 auch in Paris vorgeführt. Auf der Pariser Weltausstellung des Jahres 1889 wurden die Daimler-Kraftwagen und -Motorboote zum erstenmal gezeigt, und man war sehr stolz auf die Entwicklung der ersten drei Jahre des Kraftwagenbaues. 1890 wurde ein viersitziger Wagen in den Verkehr gebracht, bei dem der Motor hinten am Wagengestell angeordnet war in einem großen Kasten, der einem riesigen Musterkoffer glich. Dieser Wagen hatte schon Vollgummireifen und Kulissenschaltung, dagegen wurde die Kraft noch durch Riemen übertragen.

Die Versuchswerkstatt in Daimlers Garten war bald zu klein geworden. 1886 erwarb Daimler in Cannstatt, auf dem Seelberg, Ludwigstraße 67, ein Fabrikanwesen, in dem er bald fünfundzwanzig Arbeiter und neun Angestellte beschäftigte.

Auf der Suche nach anderen Verwendungsmöglichkeiten für seinen Motor baute Daimler schon 1887 ein Schienenfahrzeug, das auf einer kleinen Bahn in Cannstatt lief. Bald darauf baute er einen Motor in einen Eisenbahn-Gepäckwagen ein. Dieser erste Benzintriebwagen wurde auf der Strecke Unterboihingen—Kirchheim erprobt.

Gegenüber den Vorschlägen, sein Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln, verhielt sich Daimler zunächst ablehnend; da er aber einsah, wie ausdehnungsfähig die Verwendung seines Motors für Kraftfahrzeuge verschiedenster Art war, wollte er das Unternehmen nicht auf seine Person allein abstellen, und so kam nach einem kurz zuvor geschlossenen Vortrag am 28. November 1890 die Gründung der Aktiengesellschaft „Daimler-Motoren-Gesellschaft in Cannstatt" zustande. Die Gesellschaft übernahm die Fabrik auf dem Seelberg. Daimler sollte als „Delegierter des Aufsichtsrates im Vorstand" und Maybach in der technischen Leitung weiter mitarbeiten. Bald aber stellten sich Meinungsverschiedenheiten heraus, die dazu führten, daß sich Daimler und Maybach von dem Unternehmen trennten, um unabhängig von diesem die Entwicklung des Kraftwagens zu fördern. Daimler erwarb das frühere Hotel Hermann an der Badstraße in Cannstatt und richtete sich dort eine größere Versuchswerkstatt ein, für die Maybach wiederum maßgebend als Konstrukteur tätig war. Zu den Ergebnissen dieser Arbeit gehörte auch das 1892 erfundene „Verfahren zum Mischen des Brennstoffes mit der angesaugten Luft", das die Grundlage der Spritzvergaser mit Schwimmerregelung wurde.

Die Verbindung mit Frankreich wurde von Daimler während dieser Zeit besonders eifrig gepflegt, da die Entwicklung in Deutschland nur sehr langsam vorwärts getrieben werden konnte und sich hier kaum Käufer für das neue Fahrzeug fanden. Daimler hatte schon aus seiner früheren Tätigkeit Beziehungen, insbesondere zu dem Pariser Vertreter der Gasmotorenfabrik Deutz, Sarasin. Nach dessen Tod hatte seine tatkräftige Frau das Geschäft fortgeführt, und für dieses erwarb sie das Recht, Wagen nach Daimlers Patenten in Frankreich zu bauen. Als sie einige Jahre später den Ingenieur Levassor heiratete, übernahm dieser für die von ihm 1889 gegründete Firma Panhard & Levassor alle französischen Patente Daimlers. Für die Entwicklung des Kraftwagens in Frankreich, an der Daimler und Maybach durch häufigen längeren Aufenthalt in Paris wesentlichen Anteil hatten, war der Sport ein großer Antrieb. Der romantische Rennwagen fand damals mehr Beachtung als der nützliche Gebrauchswagen. Am 1. Juli 1894 wurde das erste internationale Automobilrennen auf der Strecke Paris—Rouen—Paris ausgetragen. Hundertzwei Fahrzeuge, die mit Dampf, Benzin und elektrischem Strom arbeiteten, waren zu dieser von der Zeitung „Le Petit Journal" veranstalteten Fahrt gemeldet. Nur fünfzehn kamen ans Ziel. Ein Daimlerwagen gewann das Rennen, er hatte die hundertsechsundzwanzig Kilometer lange Strecke in fünf Stunden und fünfzig Minuten zurückgelegt, somit eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 20,47 km/h erreicht. Im folgenden Jahre legte der siegreiche Daimlerwagen im großen Rennen Paris—Bordeaux—Paris die tausendeinhundertfünfundsiebzig Kilometer lange Strecke mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 24,5 km/h zurück. Sämtliche erste Geldpreise — im ganzen achtzigtausend Francs — erhielt Daimler. Wichtiger fast noch als der Geldpreis

war die Werbekraft dieser Erfolge, durch die nun eine bis auf den heutigen Tag fortgesetzte Reihe von Rennerfolgen für die Daimlerwagen eingeleitet wurde.

1895 kam es dann doch wieder zu einer Verständigung Daimlers mit der Daimler-Motoren-Gesellschaft, die zur Folge hatte, daß beide Unternehmen zusammengelegt wurden. Daimler trat in den Aufsichtsrat ein, und Maybach übernahm die technische Leitung der Werke. In den folgenden Jahren wurde neben Lastkraftwagen und Omnibussen besonders der Personenwagen mit immer stärkeren Motoren ausgerüstet. Der österreichisch-ungarische Generalkonsul Emil Jellinek in Nizza, der den Vertrieb der Wagen besonders in Frankreich übernommen hatte, verlangte immer größere Leistungen und wußte die Erfüllung seiner Wünsche auch durchzusetzen. So entstand um 1900 ein neuer Wagen, der auch in seiner äußeren Form dem heutigen Kraftwagen wesentlich näher kam. Er hatte einen langgestreckten tiefliegenden Rahmen mit vornliegendem Motor. Dieser war mit Spritzvergaser, zwangläufig gesteuerten Einlaßventilen, magnet-elektrischer Zündung und Wabenkühler ausgestattet. Auch Wechsel- und Ausgleichgetriebe wiesen wesentliche Fortschritte auf. Die Luftreifen, die um 1895 aufkamen, waren seit 1898 bei den Personenkraftwagen von Daimler zur Regel geworden. Dieser Wagen sollte einen besonderen Namen erhalten, und man nannte ihn nach der Tochter Jellineks „Mercedes".

Ehe dieser Wagen noch fertiggestellt war, starb Gottlieb Daimler am 6. März 1900 im Alter von sechsundsechzig Jahren.

Wilhelm Maybach hat ihn fast drei Jahrzehnte überlebt und damit auch noch die großen Erfolge des Kraftwagens im zwanzigsten Jahrhundert erlebt, aber auch die Erfolge des schnellaufenden Motors in der Luftfahrt. Nachdem er am 1. April 1907 endgültig aus der Daimler-Motoren-Gesellschaft ausgeschieden war, hat er im Auftrage des Grafen Zeppelin sich maßgebend mit der Konstruktion von Motoren für Luftschiffe beschäftigt. Sein Sohn, Carl Maybach, hat sein Werk fortgesetzt und später auch, wie die Söhne Gottlieb Daimlers, an der Entwicklung des Kraftwagenbaues in Deutschland hervorragend Anteil genommen.

*

Während Daimler mit Maybach in Cannstatt-Stuttgart seine Kraftwagen schuf, arbeitete in Mannheim Carl Benz an der Lösung der gleichen Aufgabe und hat unabhängig von Daimler die Entwicklung des Kraftwagens maßgebend gefördert. Trotzdem die Entfernung zwischen Stuttgart und Mannheim noch nicht hundert Kilometer beträgt, haben sich die beiden großen Pioniere des deutschen Kraftwagenbaues — deren Unternehmen sich nach jahrzehntelangem Wettbewerb 1926 zu gemeinsamer Arbeit zusammenschlossen — nie kennengelernt.

Carl Benz ist am 26. November 1844 in Karlsruhe zur Welt gekommen. Sein Vater, der aus einem alten Dorfschmiedegeschlecht stammte, war der Lokomotivführer des ersten Zuges, mit dem im April 1843 die Strecke Karlsruhe—Heidelberg

eröffnet wurde. Wenige Jahre später starb er an einer Lungenentzündung, die er sich als Lokomotivführer im Dienst zugezogen hatte. Seine junge Witwe widmete der Erziehung des einzigen Sohnes ihre ganze Sorge. Sie wollte, daß der kleine Carl einmal Beamter würde, und ermöglichte ihm trotz ihrer bescheidenen Pension den Besuch des Gymnasiums. Hier zeigte Carl Benz schon bald eine ausgesprochene Vorliebe für die naturwissenschaftlichen Fächer: Mathematik, Physik und Chemie, während ihm das Lernen der alten Sprachen weniger Freude machte. Wie Gottlieb Daimlers Vaters auf seinen Plan, den Sohn Stadtschreiber werden zu lassen, verzichten mußte, so mußte auch bei Carl Benz die Mutter dem Drängen des Sohnes nachgeben und ihm gestatten, daß er mit siebzehn Jahren das Gymnasium mit dem Polytechnikum in Karlsruhe vertauschen durfte. Dort lehrte damals noch Ferdinand Redtenbacher, der Begründer des theoretischen Maschinenbaues, und als er am 16. April 1863 starb, war Carl Benz einer der Studenten, die den Sarg des verehrten Lehrers zur letzten Ruhestätte trugen. Franz Grashof wurde Redtenbachers würdiger Nachfolger, den Karlsruher Studenten aber ein Lehrer, der große Anforderungen an sie stellte. Auf die Hochschuljahre folgten für Carl Benz Jahre praktischer Arbeit zunächst in den Werkstätten der Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe, desselben Unternehmens also, dessen technische Leitung einige Jahre später Gottlieb Daimler übernahm. Trotz der langen Arbeitszeit von morgens 6 Uhr bis abends 7 Uhr, mit nur einer Stunde Mittagspause, arbeitete Carl Benz noch weiter an seiner theoretischen Ausbildung. Nachdem er in sämtlichen Werkstätten gearbeitet und den Lokomotivbau gründlich kennengelernt hatte, verließ er 1867 die badische Hauptstadt. Er ging nach Mannheim und konstruierte dort in dem technischen Büro von Johann Schweizer sen. Krane, Wagen, Zentrifugen usw. Im gleichen Jahre erwarb er sich von einem Freund ein Fahrrad mit Holzrädern und eisernen Reifen, auf dem er bald größere Ausfahrten in die Umgebung unternahm. Zwei Jahre später ging Carl Benz, der ja noch immer Neues lernen wollte, von Mannheim fort und trat bei Gebrüder Benckiser in Pforzheim ein, um im Brückenbau Erfahrung zu sammeln. Hier in Pforzheim lernte er auch seine spätere Gattin, Berta Ringer, kennen.

Nach zweijähriger Tätigkeit in Pforzheim kehrte Carl Benz wieder nach Mannheim zurück. Mit Hilfe eines kleinen Vermögens, das er sich zum Teil selbst erspart hatte, gründete er hier 1871 eine mechanische Werkstätte und heiratete im folgenden Jahr. Einige Zeit später glaubte er auch, sich einen alten Lieblingswunsch erfüllen und den Bau von Gasmotoren aufnehmen zu können. Da der Bau von Viertaktmotoren durch Ottos Patente geschützt war, mußte Benz nach einer anderen Lösung suchen. So entstand nach langwierigen Versuchen, in die er seine letzten Groschen hineinsteckte, 1878 der Zweitaktmotor mit Oberflächenvergaser und Schiebersteuerung, den Benz in den folgenden Jahren mit einer Leistung von 1 PS besonders für Wasserpumpen baute. Mit Hilfe eines kleinen Kapitals, das

ihm der Hofphotograph Bühler lieh, konnte Benz seine Werkstätte erweitern und dort zunächst mit sechs, dann mit vierzig und mehr Arbeitern auch zwei- und vierpferdige Motoren bauen. Das Unternehmen wuchs weiter und mußte verlegt werden. Unter dem Namen „Mannheimer Gasmotorenfabrik" wurde eine Aktiengesellschaft gegründet.

Wenn aber Carl Benz geglaubt hatte, sich damit auch die Verwirklichung eines Lieblingswunsches — die Entwicklung eines selbsttätigen Fahrzeuges — ermöglicht zu haben, so sah er sich getäuscht. Man wollte in der Aktiengesellschaft das ertragreiche Geschäft des Motorenbaues nicht durch kostspielige Versuche für eine aussichtslos erscheinende Sache beeinträchtigen. So trat Carl Benz aus der Gesellschaft aus und kehrte wieder in seine alte Werkstatt zurück. Hier fand er nach kurzer Zeit in dem Kaufmann M. Rose einen neuen Geldgeber und konnte mit ihm 1883 die „Rheinische Gasmotorenfabrik Benz & Co." gründen. Aber auch hier war die Herstellung von Zweitaktmotoren zunächst noch die Hauptaufgabe, wenn auch der Bau von Motorwagen von vornherein in das Programm der neuen Firma aufgenommen worden war.

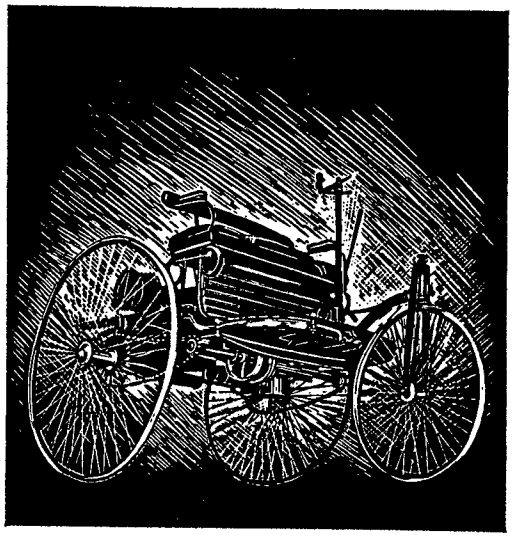
So vergingen mehrere Jahre, bis Carl Benz endlich den Bau eines Kraftfahrzeuges in Angriff nehmen konnte. Er ging dabei aber nicht wie Daimler vom Motor, sondern vom Fahrgestell aus, das er möglichst leicht bauen wollte. Das erste von ihm erbaute Kraftfahrzeug war daher ein Dreiradwagen, der hinten zwei große Räder und vorn ein etwas kleineres Lenkrad hatte. Es waren Drahtspeichenräder, die schon Vollgummibereifung hatten. Das Fahrgestell bestand aus Rohren. Als Antriebsmaschine hatte Benz einen kleinen Viertakt-Benzinmotor gebaut, der zweihundertfünfzig bis dreihundert Umdrehungen in der Minute machen konnte und dabei etwa ¾ PS leistete. Der Eintritt des in einem Oberflächenvergaser erzeugten Luft-Gas-Gemisches wurde durch einen Schieber, der Austritt der Verbrennungsgase durch ein Ventil ermöglicht; die Zündung erfolgte durch einen elektrischen Funken. Der Motor hatte Verdampfungskühlung. Dieser Motor wurde liegend unter dem Sitz des Fahrzeuges so eingebaut, daß das Schwungrad in waagerechter Lage lief. Von der also senkrecht stehenden Motorwelle wurde die Kraft durch Winkelräder und Lederriemen auf ein Ausgleichgetriebe und von diesem durch Ketten auf die beiden Hinterräder übertragen.

Mit diesem Fahrzeug, das im Frühjahr 1885 fertiggestellt war, wurden zunächst im Fabrikhof, dann auch auf den Straßen in Mannheim und seiner Umgebung Probefahrten gemacht, bis der Wagen ohne Unterbrechung eine Fahrt mit 12-km/h-Geschwindigkeit zurückzulegen vermochte. Allerdings konnten solche Ergebnisse nur auf guten Straßen in der Ebene erreicht werden. Schlechten Straßen war der kleine Motor nicht gewachsen, auch Steigungen vermochte dieser erste Wagen nicht zu nehmen, da er kein Wechselgetriebe hatte.

Ende 1885 reichte Benz Patentschrift und Patentzeichnung ein, und am 29. Januar 1886 wurde ihm das deutsche Reichspatent Nr. 37 435 erteilt. Weitere

Patentanträge wurden in den folgenden Jahren eingereicht. Durch die Patente wurden Neuerungen geschützt, die Schwächen des ersten Fahrzeuges beseitigten. Aber auch diese verbesserten Kraftwagen konnte Benz in Deutschland nicht verkaufen, obwohl er 1888 auf der Münchener Gewerbe- und Industrieausstellung die Große Goldene Medaille erhalten hatte. Auch der Benzwagen mußte sich zuerst im Auslande, besonders in Frankreich, bewähren.

Ein Franzose, Emil Roger aus Paris, war 1887 der erste Käufer eines Benzwagens, mit dem er gleich von Mannheim nach Paris fuhr. Diesem ersten Wagen folgten bald weitere, die nach Frankreich, dann auch Amerika und England verkauft wurden. Vier- bis fünftausend Mark kostete damals ein Benzwagen. In Deutschland fand Benz erst Käufer, als er 1895 einen leichten Wagen herausbrachte, der zweitausendfünfhundert Mark kostete und „Comfortable" genannt wurde. Diese Kraftwagen hatten einen liegenden Einzylinder-Motor, der bei etwa sechshundert Umdrehungen in der Minute 3,5 PS leistete und unter, beziehungsweise hinter den Sitzen eingebaut war. Auf der hinten im Wagen liegenden Kurbelwelle sind neben dem großen Schwungrad die Riemenscheiben angebracht.



Der dreirädrige Motorwagen von Carl Benz, 1885

Von denen treiben zwei durch Riemen das Ausgleichgetriebe, und von diesem werden durch Ketten die Hinterräder angetrieben. Durch entsprechendes Schalten der Riemen können drei verschiedene Vorwärtsgeschwindigkeiten erreicht werden. Einen Rückwärtsgang besaßen die etwa fünfhundert Kilogramm schweren Fahrzeuge noch nicht, dagegen hatten sie schon Luftbereifung.

In den folgenden Jahren arbeitete Benz noch weiter an der Verbesserung der Kraftwagen, die von seiner Firma hergestellt wurden. Aus dieser war M. Rose 1890 ausgetreten, an seiner Stelle traten Friedrich von Fischer und Julius Gantz in das Unternehmen ein. Als Herr von Fischer mehrere Jahre später krank wurde, machten die beiden Geschäftsfreunde Carl Benz den Vorschlag, das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft zu verwandeln. So entstand im Jahre 1899 die Aktiengesellschaft „Benz & Co., Rheinische Automobil- und Motorenfabrik". Carl Benz war noch einige Jahre in der Aktiengesellschaft tätig und gehörte seit 1903 dem Aufsichtsrat der Firma an. Bei Abschluß der Interessengemeinschaft mit der

Daimler-Motoren-Gesellschaft trat er auch in den Aufsichtsrat dieser Firma ein; bei der Vereinigung beider Firmen im Jahre 1926 wurde er Mitglied des Aufsichtsrates der Daimler-Benz-Aktiengesellschaft. Zu seinem siebzigsten Geburtstag wurde Carl Benz 1914 von der Technischen Hochschule Karlsruhe die Würde eines Dr.-Ing. ehrenhalber verliehen.

Carl Benz wohnte seit 1903 in Ladenburg bei Mannheim, wo er am 3. April 1929, also fast fünfundachtzig Jahre alt, starb. Es war ihm vergönnt, die Entwicklung des Kraftwagens und der von ihm gegründeten Firma noch mitzuerleben.

KAISERLICHES PATENTAMT.

AUSGEGEBEN DEN 13. AUGUST 1898.

PATENTSCHRIFT

— № 98580 —

KLASSE 77: Sport.

GRAF F. VON ZEPPELIN IN STUTTGART.

Lenkbarer Luftfahrzug mit mehreren hinter einander angeordneten Tragkörpern.

Patentirt im Deutschen Reiche vom 31. August 1895 ab.

Den Gegenstand der vorliegenden Erfindung bildet ein lenkbarer Luftfahrzug, welcher im Wesentlichen dadurch gekennzeichnet ist, dafs er aus mehreren beweglich mit einander verbundenen Fahrzeugen besteht, von denen das eine das Triebwerk enthält, während die übrigen zur Aufnahme der zu befördernden Lasten dienen.

Ein derartiger Luftfahrzug ist auf der beiliegenden Zeichnung in Seitenansicht und in verschiedenen Schnitten und Einzeltheilen dargestellt.

Das Zugfahrzeug und die Lastfahrzeuge haben im wesentlichen eine cylindrische Form von gleichem Durchmesser.

Das Zugfahrzeug Z (Fig. 1) hat an seinem vorderen Ende eine Spitze x^1 und trägt an seinem hinteren abgeflachten Ende die bewegliche Kupplung c (Fig. 3) zum Anhängen der Lastfahrzeuge L. Die Lastfahrzeuge haben ebenfalls abgeflachte Enden und sind mit entsprechenden Kupplungen versehen. Das letzte Lastfahrzeug ist an seinem hinteren Ende abgerundet. Der Zwischenraum zwischen je zwei Fahrzeugen wird durch einen cylindrischen Mantel e (Fig. 3), welcher sich über die cylindrische Hülle der beiden benachbarten Fahrzeuge legt, abgeschlossen, so dafs sich der Wind nicht in dem Zwischenraum fangen kann.

Um dem Luftfahrzeug eine feste Form zu geben, ist dasselbe mit einem Gerippe aus Röhren r, Drahtseilen s und Drahtgeflechten d (Fig. 1 und 2) versehen, über welches eine äufsere Hülle d^1 aus Seidenstoff oder ähnlichem Material gespannt ist. Versteift wird das Gerippe im Innern durch Zwischenwände a, Verticalstreben v (Fig. 2), zwischen diesen liegenden Umfangrinnen und Diagonalstreben w.

Durch die erwähnten Zwischenwände wird das Luftfahrzeug in einzelne Abtheilungen — Kammern — (Fig. 2) getheilt, in welche entsprechend geformte Gashüllen zusammengefaltet, eingebracht und dann mit Gas gefüllt werden. Diese Anordnung, die jedoch nicht zur vorliegenden Erfindung gehört, sondern durch Patent Nr. 91887 geschützt ist, ermöglicht, die festen Kammern als Gasräume zu benutzen, ohne das Gas bei der Füllung mit der in der Kammer befindlichen atmosphärischen Luft in Berührung zu bringen. Die Füllung geschieht jedoch ohne Beeinträchtigung der durch die äufsere Hülle d^1 stets erhaltenen cylindrischen Form des Fahrzeuggerippes nur bis zu dem Grade, dafs noch der erforderliche freie Raum bleibt für die Ausdehnung des Gases bei Erhebung in gröfseren Höhen und bei Erwärmung. Durch diese beschränkte, aber doch genügenden Auftrieb verleihende Gasfüllung wird erreicht, dafs die erforderliche Gasmenge auch bei Fahrten von sehr langer Dauer erhalten bleibt. Die Gashüllen sind mit Sicherheitsventilen und Auslafsventilen versehen, welche jedoch für gewöhnlich nicht bethätigt werden. Um zu vermeiden, dafs bei langen Fahrten zum Ausgleich der durch Verbrauch von Betriebsmaterial entstehenden Verminderung des zu tragenden Gewichtes Gas aus den einzelnen Hüllen ausgelassen werden mufs, was infolge Eindringens von Luft ein Verderben des Gases zur Folge hätte, werden in einzelnen Kammern neben den Hüllen o besondere Nebenhüllen, sogen. Manövrirbehälter p (Fig. 4),

von demselben Durchmesser und entsprechender Länge angebracht. Bei der Füllung werden diese besonderen Manövrirhüllen *p* vor den Hüllen *o*, mit welchen sie verbunden sind, mit Gas gefüllt, so dafs sie ihren Platz behaupten, wenn nachher die Füllung der Hülle *o* erfolgt. Wird nun, sobald die Gewichtsverminderung dies erforderlich macht, aus der Manövrirhülle Gas ausgelassen, so breitet sich die Hülle *o* unter der Wirkung ihres nach oben drückenden Gasinhaltes aus, bis sie nach Entleerung der Manövrirhülle den ganzen oberen Theil der Kammer ausfüllt. Die Hüllen *o* bewahren auf diese Weise ihren vollen Gasinhalt.

Unter dem Zugfahrzeug *Z* befinden sich, fest mit demselben verbunden, zwei oder mehrere Gondeln *g* zur Aufnahme der Führer, der Triebwerke und des Betriebsmaterials. Jedes Triebwerk bethätigt zwei zu beiden Seiten des Tragcylinders ungefähr in der Höhe des Widerstandscentrums angebrachte Luftschrauben *t* (Fig. 1).

Durch das gegebene Gewicht eines Motors wird die zu seiner Hebung erforderliche Gasmenge bestimmt. Zu dieser tritt die Gasmenge hinzu, deren Auftrieb dem Gewicht des übrigen Fahrzeuges entspricht. Für einen Cylinder, welcher dieses Gas aufnehmen soll, ergiebt sich daraus ein bestimmter kleinstmöglicher Durchmesser, indem die Gewinnung des zur Gasaufnahme erforderlichen Raumes durch Verlängerung des Cylinders in dessen behufs der nöthigen Festigkeit zu schwer werdenden Bau ihre Grenze findet.

Die Anordnung des Verlegens der Motoren auf die ihrem Gewicht entsprechende Cylinderlänge ermöglicht daher allein die Anwendung mehrfacher Triebkraft ohne Vergröfserung des Cylinderdurchmessers und mit diesem des Luftwiderstandes beim Fahren.

Die Seitensteuerung des Luftfahrzeuges geschieht durch zwei Steuerruder *q* (Fig. 1), welche oben und unten an dem Vordertheil des Luftfahrzeuges angebracht sind und von dem vorderen Betriebsraum *g* aus gesteuert werden.

Um den Luftfahrzug in die gewollte waagrechte oder schräge Lage zu bringen, bezw. ihn in dieser zu erhalten, ist unter jedem Tragkörper ein Gewicht *b* mittelst eines Flaschenzuges b_1 (Fig. 1 und 5) aufgehängt. Die Laufkatze *n*, an welcher der Flaschenzug befestigt ist, ruht fahrbar auf einem am Mantel des Tragkörpers befestigten Drahtseil und kann durch ein endloses Zugdrahtseil, welches über zwei von der Mitte des Tragkörpers gleich weit entfernte drehbare Trommeln *y* (Fig. 5) mehrfach umläuft, zwischen diesen Trommeln hin- und hergezogen werden. An jeder der beiden Trommeln befindet sich eine mit der Trommel zugleich sich umdrehende Schnecke *z*. Die Windungen der Schnecke sind derart berechnet, dafs von ihnen nach dem Laufgewicht *b* gespannte Drahtseile b_2, indem sie sich das eine auf-, das andere abwickeln, stets gespannt erhalten, wenn die Lage des Gewichtes durch Verschiebung seiner Laufkatze geändert wird. Diese Anordnung bewirkt, dafs bei waagrechter Lage des ganzen Tragkörpers, gleichviel wohin das Laufgewicht zum Ausgleich der anderweiten Gewichtsverlegungen (z. B. Ortsveränderung von Menschen) verschoben werden mufs, die beiden Drahtseile b_2 stets in leichter Anspannung bleiben. Dadurch tragen sie selbstwirkend zur Erhaltung der waagrechten Lage bei; denn wenn z. B. das Vorderende des Tragkörpers sich zu heben begönne, so würde das Laufgewicht in seinem Bestreben, senkrecht unter der Laufkatze *n* zu bleiben, einen Zug in dem zur vorderen Schnecke laufenden Drahtseil ausüben. Soll der Tragkörper in einer z. B. aufwärts gerichteten Lage erhalten werden, so übt das vordere Drahtseil zwar fortwährend einen Zug aus, jedoch verstärkt sich derselbe, sobald die Spitze sich noch weiter erheben will.

Die Aufhängung des Gewichtes mittelst eines Flaschenzuges b_1 geschieht, um dasselbe während der Landung hochziehen zu können. Will man das Gewicht, auch während es theilweise oder ganz hochgezogen ist, noch als einfaches Laufgewicht benutzen, so kann man die Schnecken von der Verbindung mit den Trommeln auslösen und die Drahtseile b_2 vom Gewicht *b* abhaken, damit diese nicht störend herabhängen.

Um die Wirkung der schrägen Lage des Luftfahrzuges beim Fahren noch zu erhöhen, sind an der Mantelfläche noch horizontale Seitenkiele *h* (Fig. 1) angebracht.

Unter dem Fahrzug befindet sich ein Laufgang *l*, von welchem aus man mittelst Strickleitern *f* nach allen Theilen des Fahrzuges gelangen kann.

Die Lastfahrzeuge *L* (Fig. 1) sind im Wesentlichen von derselben Einrichtung, wie das Zugfahrzeug; es fehlen denselben jedoch die Triebwerke und die Ruder zur Seitensteuerung. In den unter den Lastfahrzeugen angebrachten Gondeln befinden sich die Bemannung, Passagiere, ein Theil der Betriebsvorräthe für Fahrten von sehr langer Dauer, sowie die Lasten, aufserdem enthalten dieselben einen Wasservorrath *i*. Dieser dient als Ballast, insbesondere wird er aber zur Herstellung des Gleichgewichts zwischen den verschiedenen Fahrzeugen benutzt, indem das Wasser mittelst Pumpen in geeigneten Rohrleitungen *k* zu den Theilen geleitet wird, welche durch Materialverbrauch leichter geworden sind.

PATENT-ANSPRÜCHE:

1. Ein lenkbarer Luftfahrzug, gekennzeichnet durch mehrere beweglich mit einander verbundene Tragkörper, von denen der erste zur Aufnahme der Triebwerke und die übrigen zur Aufnahme der Lasten dienen, wobei der Zwischenraum zwischen je zwei Tragkörpern mittelst einer elastischen Hülle *(e)* überdeckt ist, welche sich an die festen Hüllen der benachbarten Tragkörper anschliefst.
2. Bei dem durch Anspruch 1 gekennzeichneten Luftfahrzug die Anordnung mehrerer möglichst weit aus einander liegender und von einander unabhängiger Triebwerke in dem ersten Tragkörper zur Erzielung grofser Triebkraft bei verhältnifsmäfsig kleinem Querschnitt der Tragkörper.
3. Bei dem durch Anspruch 1 gekennzeichneten Luftfahrzug die Einführung von besonderen Manövrirgashüllen *(p)*, aus denen das Gas nach Bedarf entlassen werden kann, so dafs die in derselben Kammer befindliche Gashülle *(o)* den Platz der Manövrirhülle *(p)* einnimmt, zum Zwecke, den Gasinhalt der Hüllen *(o)* constant zu erhalten und vor Verunreinigung mit Luft zu schützen.
4. Bei dem durch Anspruch 1 gekennzeichneten Luftfahrzug ein an einem Flaschenzug (b_1) herabhängendes, in seiner Höhenlage verstellbares Laufgewicht *(b)*, dessen Laufkatze *(n)* durch Verbindung mit zwei drehbaren Trommeln *(γ)* hin- und herbewegt werden kann, wobei Drahtseile (b_2), die von dem Gewicht *(b)* nach mit den Trommeln verbundenen Schnecken *(ζ)* gespannt sind, sich bei Verschiebungen des Laufgewichts derartig auf- bezw. abwickeln, dafs sie immer gespannt bleiben.

Hierzu 1 Blatt Zeichnungen.

GRAF F. VON ZEPPELIN IN STUTTGART.

Lenkbarer Luftfahrzug mit mehreren hinter einander angeordneten Tragkörpern.

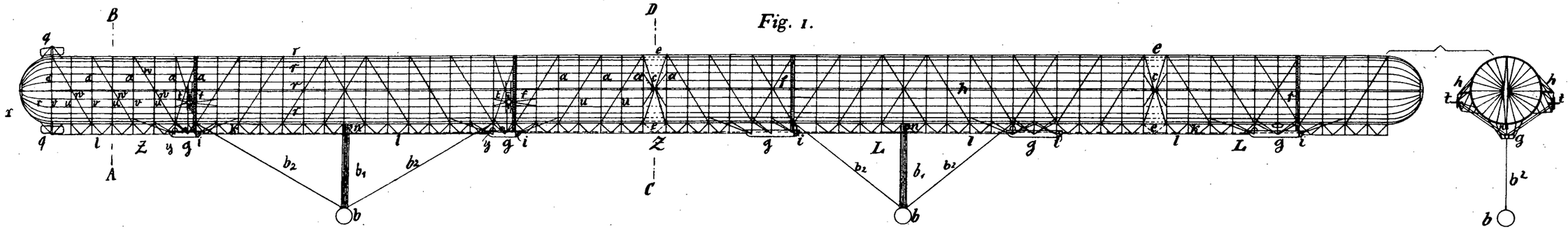


Fig. 1.

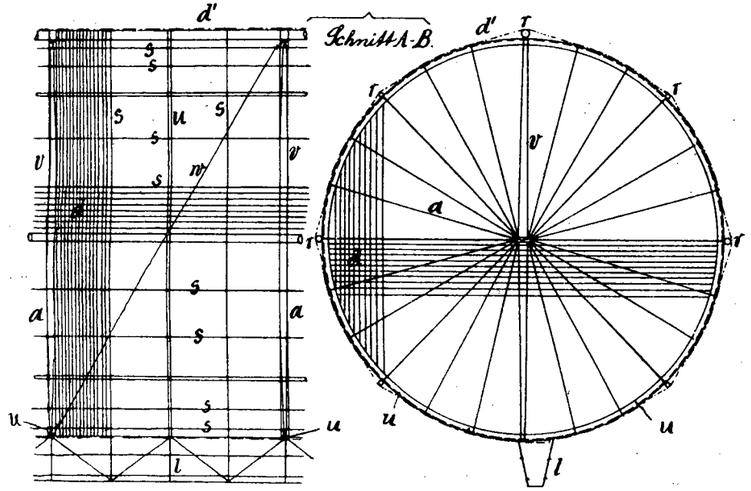


Fig. 2.

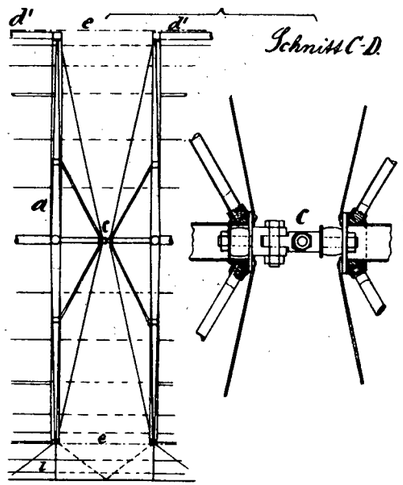


Fig. 3.

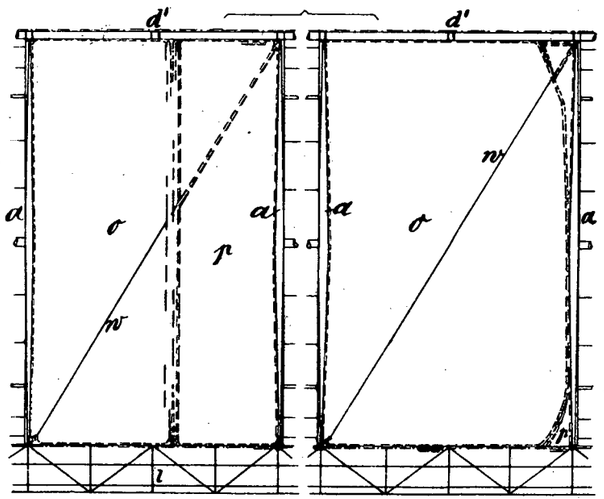


Fig. 4.

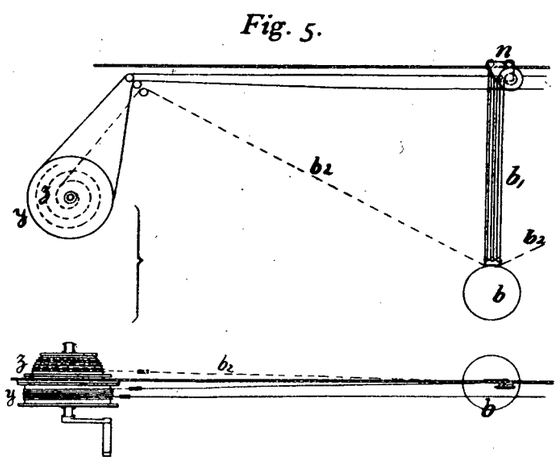


Fig. 5.

Zu der Patentschrift

№ 98580.

PHOTOGR. DRUCK DER REICHSDRUCKEREI.

Graf Zeppelin

1838–1917

Von

Leonhard Adelt

Graf Zeppelin war vor Hindenburg und Hitler der volkstümlichste Mann Deutschlands, ja der Welt. Er ist der Schöpfer des Luftschiffs, das als Nachfolger des Lenkballons seine Bedeutung neben dem Flugzeug behauptet. Diese Bedeutung ist nicht nur praktischer Natur; das Luftschiff ist darüber hinaus großartiger Ausdruck einer Sehnsucht, die dem Menschen eingeboren ist: sich aufschwingen über die Erde, über sich selbst erhoben sein in reine Anschauung und Betrachtung. Auch andere Konstrukteure und andere Länder haben Luftschiffe gebaut; durchgesetzt und bewährt hat sich nur das deutsche Luftschiff Zeppelins. Daher kommt es, daß der Name des Erfinders mit dem Begriff des Luftschiffs überhaupt verschmolzen ist. „Welch komischen Namen er hat", sagten die Amerikaner von einem jungen Freiherrn von Zeppelin, „er heißt Mister Luftschiff!"

Aber auch wir Deutschen sprechen vom Zeppelin und meinen damit sein Luftschiff. Sein Lebenswerk überragt ihn als sein Denkmal und entrückte ihn gleich dem Sieger von Tannenberg schon zu Lebzeiten in die Legende. Es ist nicht Heroenkult, den wir damit treiben; wir sind uns nur dankbar bewußt, daß es der Geist des Grafen Zeppelin ist, der in der überlegenen Leistung weiterlebt. Der Triumph Zeppelins ist im gleichen Maße ein Triumph der deutschen Technik wie des deutschen Charakters.

Dadurch wird für uns Deutsche das Lebensbild des Grafen Zeppelin Charakterbild. Dieser sein Charakter bestimmt sich aus den drei Wesenheiten, die ihn erfüllten: er war Christ, Deutscher und Soldat. Der kühne Bahnbrecher, der jedem Aufstieg seiner Luftschiffe ein stilles Gebet vorausschickte, war in seinem christlichen Glauben von der frommen Einfalt eines Kindes. „Gott ist der Künstler, ich bin sein Werkzeug", sagt er einmal, und bei anderer Gelegenheit: „Gott hat es mir gelingen lassen, die Luftschiffahrt zum ersten Male in gebrauchstüchtiger Gestalt in die Welt einzuführen." Nachkomme eines alten Mecklenburger Adelsgeschlechtes und einer Genfer Refugiéfamilie, vereint er in sich protestantische Überlieferung mit weltläufiger Duldsamkeit. Er gehört dem Uradel an, ist General, Gesandter, Kammerherr und reich: das gibt ihm die Sicherheit des großen Herrn, der mit den Mächtigen dieser Erde von gleich zu gleich verkehrt. Sein Großvater mütterlicherseits betrieb in dem ehemaligen Dominikanerkloster zu Konstanz, in dem Ferdinand Zeppelin geboren wurde, dem heutigen Insel-Hotel, eine Kattunfabrik: das bringt den jungen Grafen mit der Welt der Industrie, des Kaufmanns und

des Arbeiters in Berührung. Der Knabe wächst in Girsberg auf, das elterliche Gut liegt auf Schweizer Boden: im täglichen Umgang mit Knecht und Magd, mit Nachbarn und Verwandten atmet Ferdinand den demokratischen Geist der Schweiz ein, jenes Gemeinschaftsgefühl der Nation, das nicht nach Rang und Ständen urteilt, sondern nach dem inneren Wert des einzelnen für sein Volk. „Nicht so sehr darauf kommt es an," sagt der alte Graf 1908 den Realschülern von Konstanz, „daß der einzelne sich hervorhebt, als darauf, daß wir alle uns auf ein höheres Niveau heben." Im selben Jahre, angesichts der Einmütigkeit, mit der das deutsche Volk nach dem Echterdinger Unglück für ihn eintritt, wünscht er, daß „sich solch einmütiges und opferfreudiges Zusammenhalten wiederholen möge, so oft es sich um eine Sache handelt, die für das Wohl und die Ehre des Vaterlandes wichtig ist".

Herkunft und Lebenslage des Grafen Ferdinand von Zeppelin begünstigen die harmonische Entwicklung eines Charakters, dessen treibende Eigenschaft der Mut ist. Einem Freimut, der ihm die militärische Laufbahn verderben sollte, gesellt sich der Wagemut des Schwimmers und des Reiters. Schon der Knabe meistert diese beiden Arten körperlichen Sports und beweist in ihnen die Geistesgegenwart des geborenen Soldaten. Als der Sechsjährige auf dem Eis des Gutsteiches einbricht, rettet er sich durch den Abfluß, instinktiv sich bewußt, daß dessen Strömung stärkere Eisbildung verhindert. Während seines Aufenthaltes in Amerika beobachtet der junge Offizier an den Niagarafällen, wie Holzstücke einem bestimmten Felsenriff zutreiben, springt in den Strudel und treibt richtig ebenfalls jener Klippe zu, von der aus ihm der herrlichste Regenbogenkreis das Wagnis lohnt. Die Lust am Abenteuer veranlaßt ihn, dem amerikanischen Schlachtenbummel eine Forschungsreise zu den Mississippiquellen anzufügen, bei der zwei Russen und zwei Indianer seine Begleiter und zuletzt roh verzehrte Wasserratten seine Nahrung sind. Im preußisch-österreichischen Kriege 1866 hat Graf Zeppelin als württembergischer Ordonnanzoffizier die Verbindung mit der hessischen Division herzustellen; beim Überschwimmen des Main gehen Pferd und Reiter unter; Zeppelin, in hohen Stiefeln und Pallasch, stößt sich unter Wasser so oft vom Grund wieder hoch, bis er am Ufer Fuß faßt. Nach Erledigung seines Auftrags schwimmt er auf demselben Weg zurück; die überstandene Gefahr tut er scherzhaft ab: „Auch im Wassertrinken soll der Mensch Maß halten." Ein Jahr später, bei den bayerischen Manövern im Lechfeld, rutscht Zeppelins Pferd in einen Sumpf ab, der Reiter wirft sich über den Kopf des Pferdes hinweg auf den Uferrand und hält das versinkende Tier am Zügel, bis Hilfe kommt.

Jene körperliche Gewandtheit, mit der der Knabe auf Gut Girsberg die höchsten Bäume, der militärische Beobachter im amerikanischen Sezessionskrieg nach schwerem Zechgelage an Bord das oberste Stag des Bramsegels erklimmt, bleibt dem Grafen Zeppelin bis in seine letzten Tage. Der Siebzigjährige schwimmt bei rauhester Witterung im Bodensee, der Sechsundsiebzigjährige ersteigt den

Luftschiffrücken auf schwanker Feuerwehrleiter, der Achtundsiebzigjährige springt auf den abfahrenden Schnellzug auf.

Graf Zeppelin ist Kavallerist; die weiße Schirmmütze auf dem schnauzbärtigen, freundlich und listig blickenden Seehundskopf und das blaue Marinejackett des Luftschiffers haben sich mit Reiterbeinen zu vertragen. Die Abenteuer des Reiters ergeben sich aus seinen militärischen Aufgaben. Im amerikanischen Sezessionskrieg reitet Zeppelin eine Attacke gegen Stuarts Reiter mit und entkommt ihnen nur durch die überlegene Schnelligkeit seines Pferdes. Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges klärt der württembergische Generalstabshauptmann an der Spitze von vier badischen Leutnants — von denen einer, Leutnant Winsloe, der erste Tote dieses Krieges wird — und sieben Dragonern den Stand der Armee Mac Mahon auf und kehrt aus blutigem Gefecht mit französischen Chasseurs nach Tagen als einziger zu seinem Kommando zurück.

1874 schreibt Major Graf Zeppelin in Straßburg auf ein Albumblatt: „Ehre und Ruhm sind schmeichelnde Zugaben des Glücks, doch nur das stete Bewußtsein seiner hohen Pflicht gegen das Vaterland vermag dem Soldaten im Frieden die Ausdauer, im Kriege den wahren Mut zu verleihen." Das klingt konventionell und verrät dennoch die Ungeduld des Frontsoldaten im Kommiß. Ferdinand von Zeppelin ist aus der Kriegsschule von Ludwigsburg hervorgegangen, wurde schon als Leutnant zum Generalquartiermeisterstab kommandiert und nahm zweimal Urlaub: das erstemal, um an der Universität Tübingen zu studieren, das andere Mal, um als Beobachter den amerikanischen Sezessionskrieg auf Seite der Nordstaaten mitzumachen. Generalstäbler während der deutschen Kriege, kommandierte er im neuen Reich Dragoner und Ulanen, wurde dann württembergischer Militärbevollmächtigter und Gesandter am Berliner Hof, befehligte zwischendurch die 27., danach die 30. Kavalleriebrigade und wurde nach dem ersten Manöver als Generalleutnant kaltgestellt.

Graf Zeppelin war dreiundfünfzig Jahre alt, als er den Abschied erbat und erhielt; sein Schicksal erinnert an das Hindenburgs, dessen Lebensaufgabe ebenfalls abgeschlossen schien, bis sich im Weltkrieg erwies, daß seine große, weltgeschichtliche Bestimmung noch vor ihm lag. Gründe für Zeppelins Verabschiedung sind nicht bekanntgeworden; der tiefere Grund liegt jedenfalls darin, daß er unbequem war. Zeppelin war kein Offizier nach dem Schema; er hatte sich in der Welt mit offenen Augen umgetan, zog die Nutzanwendung für das deutsche Heer daraus und war freimütig genug, seine Meinung auch zu äußern. Er hatte sich mit amerikanischen und französischen Reitern herumgeschlagen; gestützt auf diese Beobachtungen und Erfahrungen, bemängelte er die Ausrüstung und die Verwendung der deutschen Kavallerie als veraltet und verlangte ihren Einsatz in vorderster Linie und zum beschleunigten Aufklärerdienst. Seine Forderungen haben sich als berechtigt erwiesen und sind erfüllt worden, als es zu spät dazu war, denn

eine andere Waffengattung war inzwischen aufgekommen und hatte, durch das neue und blitzschnelle Verständigungsmittel des Funkspruchs ergänzt, die militärische Aufklärung übernommen: das Flugzeug.

*

Körperliche Spannkraft setzt die geistige voraus. Ein Mann, der sich seine körperliche Frische bis in das hohe Greisenalter bewahrt, ist auch als geistige Persönlichkeit nicht abgetan, wenn er vor der Zeit den blauen Brief erhält. Graf Ferdinand von Zeppelin, seit 1869 mit der livländischen Freiin Isabella von Wolff vermählt und Vater einer Tochter Hella — der späteren Gräfin Brandenstein-Zeppelin —, war nicht dazu geschaffen, seine Tage in stiller Beschaulichkeit als Gutsherr zu beschließen. Die Verabschiedung, die er als ungerechtfertigt empfand, kränkte ihn; zugleich aber sagte ihm ein inneres Gefühl, daß das Problem der Aufklärung im modernen Kriege mit Verbesserungsvorschlägen, wie er sie gemacht hatte, nicht erschöpft war. Der Aufklärer zu Fuß oder Pferde bleibt an das Gelände gebunden, der Gasballon erhebt sich darüber: je höher der Standpunkt, desto weiter die Übersicht. Der Schlachtenbummler Zeppelin war vor Saint Paul in Kanada in einem Fesselballon der Nordstaatenarmee aufgestiegen; der Generalstabshauptmann hatte vor Paris Fesselballone in Tätigkeit gesehen, und Freiballone hatten die belagerte Hauptstadt verlassen. Die Ballone waren mit dem Wind davongetrieben; wenn es gelänge, ihnen die Richtung vorzuschreiben, so wäre die Armeeführung um ein ideales Aufklärungsmittel und eine völlig neue Waffengattung reicher.

Dem Ballon und dem gasgefüllten Luftschiff ist mit dem Flugzeug das Element gemeinsam, in dem sie sich bewegen: nicht mehr Erde oder Wasser, sondern Luft. Das Flugzeug fliegt: es ist wie der Vogel schwerer als die Luft und bedarf eigener Kraft, um diese Schwere zu überwinden. Das Luftschiff dagegen ist durch seinen Gasinhalt ausgewogen gegen den Luftraum, den es verdrängt; es bewegt sich gleichsam gewichtlos in der Luft wie das Schiff im Wasser: es fliegt nicht, sondern fährt.

Um sich unabhängig von den Strömungen der Luft zu machen, bedarf es einer stärkeren Kraft, als die des Windes ist, der auf das Luftschiff einwirkt. Diese Kraft liefert der mechanische Motor, dessen Wirkung sich auf Luftschrauben überträgt. Die Versuche, dem Gasballon lenkbare Eigenbewegung zu verleihen, setzten unmittelbar nach seiner Erfindung ein; der Entwurf des französischen Genieleutnants Meusnier, der 1793 als General vor Mainz gefallen ist, lag bereits ein Jahr nach dem ersten Aufstieg einer Montgolfiere vor. Seit Dampfmaschine und Explosionsmotor der Schiffsschaufel und dem Wagenrad Antrieb gaben, stand ihrer Anwendung auf den Lenkballon praktisch nichts im Wege als das große Gewicht bei verhältnismäßig schwacher Kraftleistung. An diesem Mißverhältnis sind alle Vorgänger Zeppelins — ist auch er selbst noch mit seinen ersten Luftschiffen gescheitert. Später gelang es, den Explosionsmotor so leicht und seine

Vortriebskraft so stark zu machen, daß sie auch ohne das Hilfsmittel des Traggases die waagerechte Fläche des Drachenflugzeugs und die waagerecht rotierende Hubschraube des Schraubenflugzeugs durch die Luft trägt.

„Es ist unglaublich", schreibt der dreizehnjährige Schüler Ferdinand von Zeppelin in einem Aufsatz über Schiffsmaschinen, „was der Mensch mit Hilfe der Natur vermag." Und der sechzigjährige General zieht den Schluß: „Naturkräfte lassen sich nicht beseitigen, aber gegeneinander ausspielen." Das ist, auf die denkbar klarste und einfachste Formel gebracht, Sinn und Aufgabe der Technik.

Graf Zeppelin hatte zum Techniker die Anlage und — in beschränktem Maße — auch die Vorbildung. Der Knabe, der sich auf dem elterlichen Gutshof mit Pflügen und Sämaschinen abgegeben und an seiner Hobelbank geschreinert hatte, kam fünfzehnjährig auf die Realschule in Cannstatt, die zugleich Polytechnikum war; einundzwanzigjährig wurde der Leutnant zum Ingenieurkorps versetzt. Die technische Durcharbeitung seiner Ideen mußte der Erfinder jedoch Fachleuten übertragen; der erste Luftschiffentwurf wurde in den Jahren 1892/1893 von dem Diplomingenieur Theodor Kober statisch durchgerechnet; alle weiteren Luftschiffe hat der Techniker Ludwig Dürr entworfen und ausgeführt. Zeppelin wäre der letzte gewesen, den Anteil seiner Mitarbeiter zu verkleinern. „Mein Werk", gesteht er in edler Selbstbescheidung, „konnte nur wachsen und reifen, weil ich ausreichende Bildung zum Begreifen der mir gestellten Aufgabe und die Lebensstellung sowie die Mittel besaß, um mir das Wissen und Können, die Geschicklichkeit und die Leistung von Gelehrten, Ingenieuren und Arbeitern jeder Art, vom Feinmechaniker bis zum Taglöhner, dienstbar zu machen." Ebensowenig überschätzte er die ideelle Neuartigkeit seines Entwurfes. „Von mir als einem der jüngsten Schüler Ihrer Wissensgebiete", sagte er den deutschen Ingenieuren, „sind keine Entdeckungen noch nicht bekannter Naturgesetze und keine Begründungen neuer Lehren zu erwarten. Meine Beobachtungen betrafen nur die Anwendung bereits vorhandener Erkenntnisse auf den jüngsten Zweig technischen Schaffens, den Luftschiffbau."

In der Tat: Ferdinand von Zeppelin war kein Prometheus, der im Aufruhr gegen Gott das Feuer vom Himmel holt; er war nicht wie sein großer Zeitgenosse Otto Lilienthal Flieger, sondern wandte den vorhandenen Begriff des Fahrzeugs auf den Bereich der Luft an.

Die praktische Anregung, die Graf Zeppelin in den Feldzügen empfing, verstärkte sich durch die literarische, als 1873 der deutsche Generalpostmeister von Stephan seine Schrift „Weltpost und Luftschiffahrt" veröffentlichte. Hier fand der aktive Ulanenrittmeister Zeppelin dasselbe Problem, das auch ihn beschäftigte, von einer anderen Seite als der rein militärischen betrachtet und dadurch an Bedeutung noch gehoben. Darauf setzte er sich hin und entwarf ein großes, starres, in Zellen unterteiltes Luftschiff.

Es ist müßig, die Frage aufzuwerfen, ob Ferdinand von Zeppelin ein Genie war. Genie ist seelischer Zustand, Talent die Fähigkeit zu bestimmten Dingen.

Genie fand sich, vom Erfinder angezogen, in seiner nächsten Nähe: mit Oskar von Miller, Schöpfer des Deutschen Museums, und Hugo Eckener, Erfüller Zeppelins. Graf Zeppelin, fern jener Unduldsamkeit, die keine anderen Götter leidet neben der ichgewordenen Idee, war von ihr nicht ausschließlich und bedingungslos besessen. „Wenn Sie mir beweisen", sagte er den deutschen Ingenieuren, „daß ich mich geirrt habe, so werde ich Ihnen auch dafür von Herzen dankbar sein." Aber er war zielbewußt und zäh. „Ich nehme es", sagt er ein andermal, „keinem Menschen übel, wenn er mich für einen Toren hält; deshalb weiß ich doch, daß es meine Aufgabe ist, ruhig weiterzuarbeiten und meine Idee, die ich für richtig erkannt habe, weiterzuverfolgen." Und fügt hinzu: „Wer seine Überzeugung der Nachwelt nicht zum Verständnis bringen konnte, hat das Leben eines Narren gelebt."

Dennoch: die Eingebung jener hellseherischen Stunde ist genial. Was die Technik in verlustreicher Entwicklung von Jahrzehnten nachholen und bestätigen sollte, nimmt Zeppelins Entwurf von 1873 in drei kurzen Beiwörtern vorweg: groß — starr — unterteilt. Mit diesen drei Eigenschaften umschreibt sich die besondere Art, die Zeppelins Luftschiff von allen anderen Versuchen unterscheidet; andere Systeme haben diese oder jene der drei Eigenschaften — ihre notwendige Vereinigung als Grundlage für den Luftschiffbau erkannte zuerst und allein Graf Zeppelin.

Die Geschichte des Luftschiffes durch ein halbes Jahrhundert hindurch ist eine Unglücksgeschichte. Als der verabschiedete General Zeppelin auf den Einfall des Rittmeisters zurückgriff, zog er die Nutzanwendung aus den tragischen Erfahrungen seiner Vorläufer. Französische und deutsche Techniker haben in Entwürfen und Ausführungen die meisten Einzelheiten vorweggenommen, die in der Folge Zeppelins Starrluftschiff vorübergehend oder bleibend aufzuweisen hat: Meusnier 1784 die Luftschrauben, das Steuerruder, die Gleichgewichtsflächen, die schwimmbare Gondel, sogar die Außenhülle um den Innenballon zum Ausgleich des je nach dem Wärmegrad veränderlichen Luftdrucks; Giffard 1852 den Antrieb durch Kraftmaschine und, für seinen letzten Entwurf, Ausmaße, die selbst die des LZ 129 von 1935 noch um das Doppelte übertreffen; Haenlein 1872 die Motorspeisung durch Füllgas; Renard und Krebs, deren Lenkballon 1884 als erstem die Rückkehr zum Ausgangspunkt gelang, die aerodynamisch günstige Außenform; Schwarz, der nach Monge (1831) und Delcourt (1844) auch die Außenhülle aus Metall machte, die Innenversteifung des Tragkörpers durch Gitterträger aus Aluminium. Graf Zeppelin, der 1897 dem verunglückten Aufstieg des kleinen Schwarzschen Starrluftschiffes beiwohnte, hat die Gitterkonstruktion seines ersten Baus von demselben Fabrikanten bezogen — die Firma Carl Berg in Eveking war damals die einzige in Deutschland, die das Leichtmetall Aluminium verarbeitete. Später erst kam die Legierung Duralumin auf, die das elastische Schiffsgerüst widerstandsfähiger macht; Graf Zeppelin selbst dachte nach den mannigfachen Beschädigungen seiner Luftschiffe durch Anprall auch an eine Stahlkonstruktion und

beauftragte den Statiker seiner Versuchsabteilung, Dr. Dornier, mit den Vorarbeiten, die aber durch den Kriegsausbruch nicht zum Abschluß kamen.

Die technische Einzelheit konnte Graf Zeppelin seinen Mitarbeitern überlassen; sie entsprach, wenn sie dem Grundgedanken diente. Im Gegensatz zu seinen Vorläufern geht Zeppelin nicht vom Ballon aus, sondern vom Schiffbau: er will den festen, in Gassäcke als Schotte unterteilten Schiffskörper, an dem die Vortriebs- und Steuerorgane nach Maßgabe ihrer günstigsten Wirkung angebracht sind. Die innere Versteifung nach Art der Brückenkonstruktion bedingt großes Gewicht, das große Gewicht bedingt große Ausmaße und entsprechend großen Gasinhalt; diese große Gasmenge erlaubt es dem Luftschiff, sich tagelang ununterbrochen in der Luft zu halten: „dadurch sei der Luftschiffahrt eine unschätzbare Bedeutung nicht allein für die Kriegführung, sondern auch für den allgemeinen Verkehr gewiß". Schon der aktive Brigadekommandant stellt sich in einer dem König von Württemberg unterbreiteten Denkschrift jene Bedingung einer Vierundzwanzigstundenfahrt, die Zeppelin neunzehn Jahre später zu erfüllen suchte, und der verabschiedete Generalleutnant prophezeit Tagesfahrten von mehr als tausend Kilometern, Luftreisen, die in sechzig Stunden nach Alexandrien, in fünfeinviertel Tagen nach New York führen, und Forschungsfahrten in die Arktis.

Mit der Vorbereitung zur praktischen Durchführung seiner Pläne beginnt jener heldenhafte Kampf nach zwei Fronten, der uns Deutschen das Charakterbild des Grafen Zeppelin wichtiger macht als das Geschichtsbild. Die eine Front wird gebildet von den Problemen auf einem Gebiet, das technisch Neuland ist. Der Grundsatz, den Zeppelin gefunden hat, ist richtig, die Ausführung zunächst noch unvollkommen. Die Zylinderform der ersten Schiffe ist nicht die günstigstmögliche; sie ist durch Schwierigkeiten des Baues und der Unterbringung bedingt und weicht erst allmählich der aerodynamisch günstigeren Stromlinienform, die ein Nachfahre Zeppelins, das System Schütte-Lanz, von vornherein annimmt. Von Wesen und Wirkung der Luftvorgänge hat man um die Jahrhundertwende erst unzureichende Kenntnis; dadurch wird es erklärlich, daß Zeppelin seine Idee durch eine luftschifftechnisch wenig glückliche Anleihe an ein anderes Verkehrsmittel vorübergehend gefährdet: das erste Patent von 1895 sieht einen „lenkbaren Luftfahrzug" vor, bestehend aus dem Triebkörper und zwei harmonikaartig mit ihm verbundenen Anhängern, also eine Art fliegenden D-Zug. Von dieser Spielform behält er zum Glück für die Praxis nichts bei als die Verteilung der Antriebsmaschinen und Personen auf mehrere Gondeln, deren Zahl Kober für das erste Schiff mit zwei bestimmt.

Eine echte Führernatur, versteht es Graf Zeppelin, die Leute sich heranzuholen, deren besondere Fähigkeit seine Fähigkeiten ergänzt. Unter ihm wird aus dem bescheidenen Techniker Ludwig Dürr der bedeutendste und erfolgreichste Luftschiffkonstrukteur. Zeppelin ist großzügig genug, die besondere Befähigung auch beim Gegner anzuerkennen. Als 1894 die kaiserliche Kommission gebildet wird,

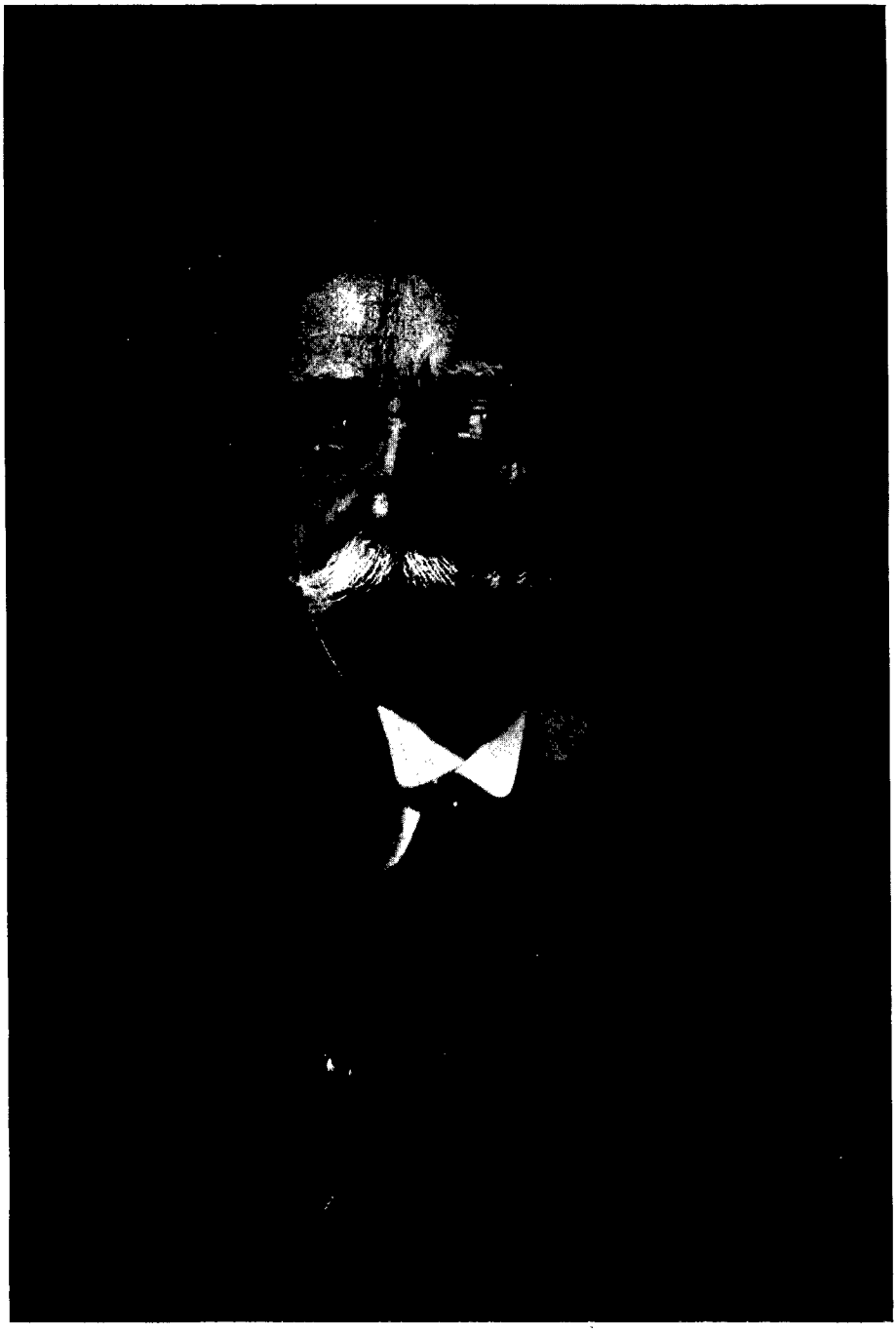
um seine Pläne zu prüfen, erbittet er sich als Vorsitzenden niemand anderen als Helmholtz: „Weil der mein größter Gegner ist." Mutig, wie er ist, packt er den Stier bei den Hörnern. Zwölf Jahre später sucht Graf Zeppelin seinen literarischen Widersacher Dr. Eckener in dessen Wohnung auf und gewinnt ihn durch sachlichen Beweis für seine Sache. Damit hat er intuitiv den Mann gefunden, der kraft seiner eigenwilligen Persönlichkeit das bedrohte Lebenswerk Zeppelins retten und zu Weltbedeutung führen soll.

Zeppelin ist Schwimmer, Eckener ist Segler. Zeppelin vertraut seine ersten Luftschiffbauten der schwimmenden Halle an, steigt vom Wasser auf und geht auf ihm nieder. Die Steuer, die auf den Luftstrom wirken sollen, sind unzweckmäßig angebracht und genügen nicht; die Verankerung an Land ist falsch und verschuldet die ersten Schiffsverluste. Der Flensburger Hugo Eckener dagegen hat das eingeborene Gefühl für die Vorgänge in der Atmosphäre, die sein inneres Gesicht plastisch sieht; er kämpft nicht blind mit einem umfaßbaren Gegner, sondern nutzt das Wetter als die dargebotene Hilfskraft der Natur.

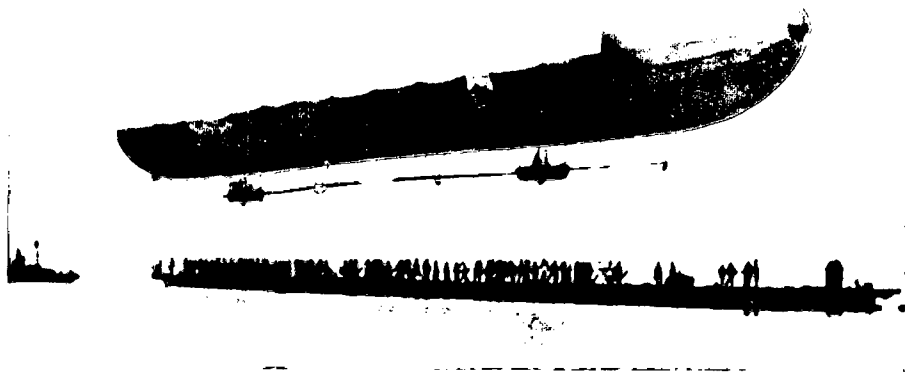
Das Urteil der kaiserlichen Kommission fällt zweimal ablehnend aus: das Aluminiumgerüst scheint ihr nicht fest genug, die erreichbare Eigengeschwindigkeit zu gering. Damit wird die Hoffnung auf einen Staatsauftrag zunichte.

Der Kommission gehört der Premierleutnant Groß an. Er hält es für militärisch notwendig, daß der Lenkballon zerlegbar bleibt, und setzt bei der preußischen Heeresverwaltung die Einführung des halbstarren Systems nach seinen eigenen Ideen durch. Von hier aus bildet sich die zweite Front gegen Zeppelin: die Kameraden sind es, die den General auch als Luftschiffbauer verneinen. Der Generalstab warnt durch vertrauliches Rundschreiben die Offiziere, sich mit Zeppelins Sache einzulassen; der Kriegsminister brüskiert den Grafen; mit Major Groß als militärischem Sachverständigen kommt es beinahe zu einem Duell, das durch das Eingreifen des Kaisers verhindert wird: „Er betrachte beide Herren in ihrem Kampf um die Eroberung der Luft als Offiziere vor dem Feind" — und vor dem Feind gibt es kein Duell.

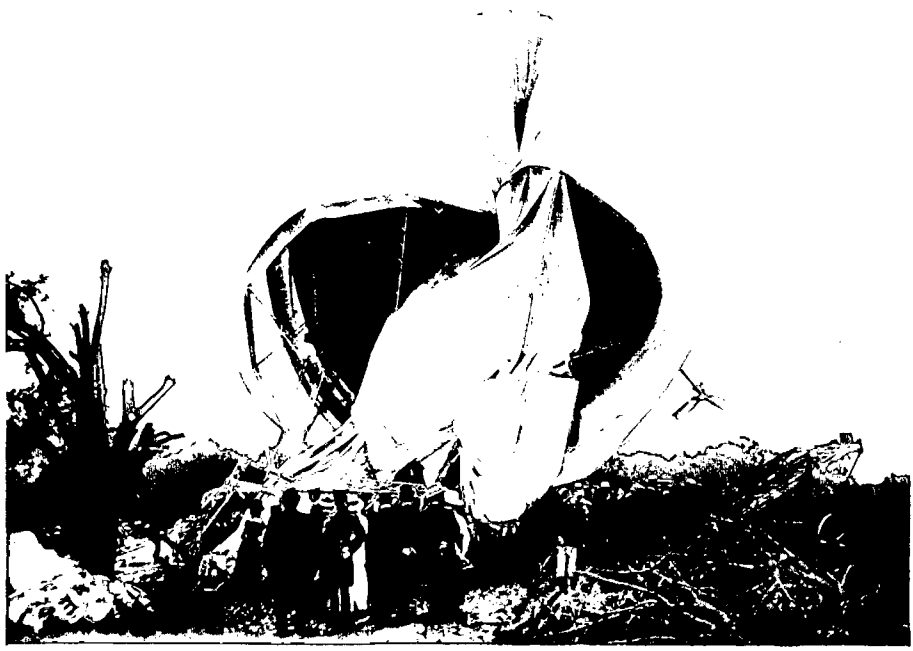
Mehr Wohlwollen und sachliches Verständnis als das Militär bekundet der Verein deutscher Ingenieure, an den Zeppelin sich wendet; mitangeregt durch den Aufruf des Vereins, bildet sich die Aktiengesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt, von deren Kapital und Garantiefonds, zusammen fast eine Million Mark, Graf Zeppelin über die Hälfte aus seinem Vermögen zeichnet. Von diesem Geld wird in der stillen Bucht des württembergischen Krongutes Manzell — wo sich heute die Werftanlagen der Dornier-Metallbautengesellschaft breiten — die schwimmende Holzhalle und in ihr das erste Luftschiff gebaut. Es ist, was den Zeitgenossen gigantisch vorkommt, 128 Meter lang, faßt 11 300 Kubikmeter Wasserstoffgas — ungefähr so viel wie L Z 129 in einer einzigen seiner sechzehn Gaszellen —, und seine beiden vierzylindrigen Daimler-Motoren entwickeln zusammen 24, im Höchstfall 32 Pferdekräfte. (Die vier Rohölmotore des L Z 129



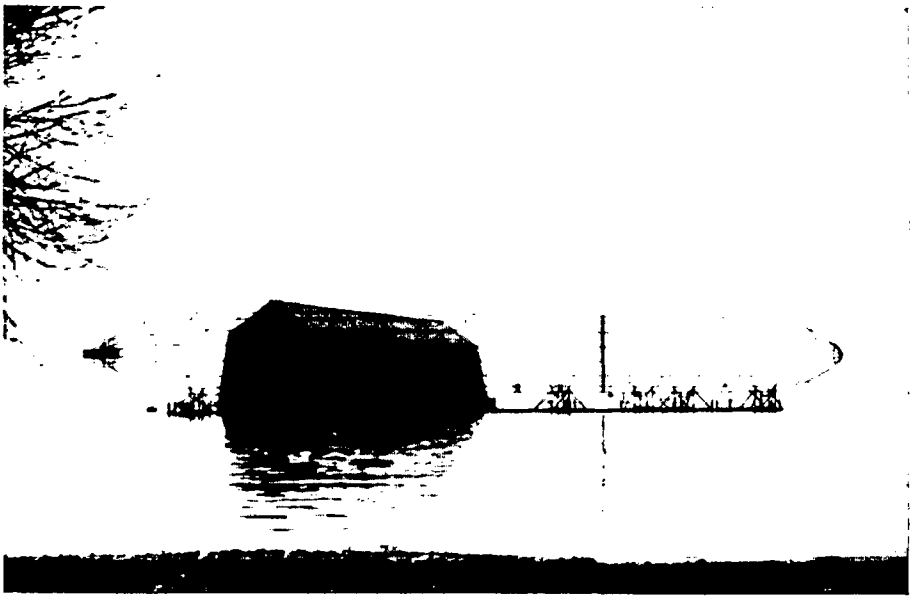
Graf Zeppelin



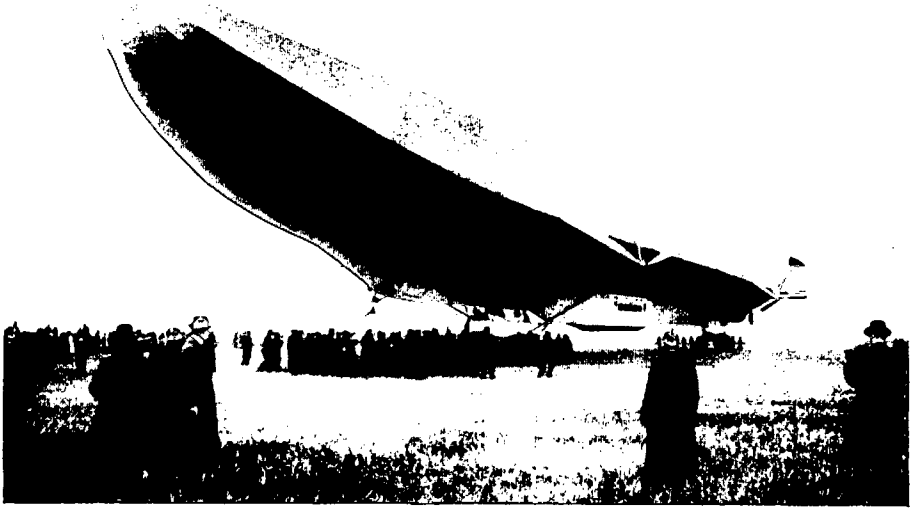
LZ 1, das erste Luftschiff des Grafen Zeppelin
Vorbereitung zum ersten Start von einem Floß im Bodensee am 2. Juli 1900



Notlandung des Luftschiffes LZ 5 bei Göppingen am 30. Mai 1909



Das Gerippe des Luftschiffes LZ 5 vor der schwimmenden Ballonhalle
auf dem Bodensee bei Friedrichshafen, 1908



Das 1912 erbaute Verkehrsluftschiff „Hansa" bei der Landung
auf dem Tempelhofer Feld in Berlin

Graf Zeppelin in der Uniform seines Stuttgarter Ulanen-Regiments
im Gespräch mit Generalfeldmarschall Grafen Haeseler während eines Manövers

leisten 4400 PS!) Im Juli und Oktober 1900 macht das Luftschiff unter Zeppelins Führung drei kurze Aufstiege, von 17, 80 und 23 Minuten Dauer. Die Eigengeschwindigkeit, die LZ 1 dabei erzielt, überschreitet nicht die einer Kraftdroschke im Stadtverkehr. Nur eine dieser drei Probefahrten führt zum Ausgangspunkt zurück.

Der Widerstände gegen ein kostspieliges Unterfangen, das seiner Zeit phantastisch erscheinen mußte, wäre Zeppelin Herr geworden, wenn die Versuchsfahrten des ersten Luftschiffes überzeugend ausgefallen wären. Aber noch ist die Motorentechnik nicht so weit, um das Mißverhältnis zwischen Kraftleistung und Gewicht des Explosionsmotors auszugleichen und bei längerer Beanspruchung seine Zuverlässigkeit zu sichern; noch mangelt es auch den Luftschiffbauern an aerodynamischer, den Luftschiffführern an navigatorischer Erfahrung. Zwar hat sich das erste Zeppelin-Luftschiff entgegen den Prophezeiungen der Schwarzseher weder in der Luft überschlagen noch ist sein Aluminiumgerüst beim Aufstieg zusammengebrochen (wie es später dem ersten Starrluftschiff der Engländer geschieht) — aber die unzureichende Geschwindigkeit genügt den Gegnern, auf ihrem Nein zu beharren. Die zwei Fronten luftschifftechnischer Schwierigkeiten und persönlicher Gegnerschaft schließen sich gegen Zeppelin zusammen und drohen, ihn zu erdrücken. Auch die Geldgeber werden irre an ihm; die verfügbaren Mittel sind aufgebraucht, es langt nicht einmal mehr, die Gasfüllung zu ergänzen. Die Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt löst sich auf, Schiff und Halle werden abgewrackt; was verkäuflich ist, wird verkauft. Die Belegschaft wird bis auf Dürr und zwei Nachtwächter entlassen.

Graf Zeppelin ist nicht der Mann, seine Leute auf die Straße zu setzen. Sein Verhältnis zu ihnen ist patriarchalisch: er kümmert sich um jeden und weiß um seine Familienangelegenheiten Bescheid. Noch von der Polarfahrt aus, die er 1910 mit Prinz Heinrich von Preußen und dem Meteorologen Hergesell nach Spitzbergen unternimmt, telegrafiert er einem Patenkind, Sohn eines seiner Angestellten, seinen Glückwunsch zum Geburtstag. Dienstlich von militärischer Knappheit, versäumt er es außerdienstlich nie, auch dem einfachen Mann das Herr der Anrede zu geben und einen Wunsch in die Form der Bitte zu kleiden. Wie er von seinen Leuten Treue erwartet und verlangt, so steht er auch im Unglück — und dann erst recht! — treu zu ihnen. Wenn ein Rückschlag ihn zwingt, Arbeiter zu entlassen, so nutzt er seine vielen Verbindungen aus, um sie anderweitig unterzubringen, bis ein neuer Umschwung der Verhältnisse ihre Wiederaufnahme in den Betrieb gestattet. Und jeder von den alten Leuten ist glücklich, zu ihm zurück zu dürfen. Während des Weltkrieges, als die Belegschaft von sechzig bis neunzig Mann in die Hundert und Tausend steigt, ist ein persönliches Verhältnis zu jedem einzelnen nicht mehr möglich; statt dessen sorgt der alte Herr sozial für sie durch die Gründung der Zeppelin-Wohlfahrt und der schmucken Kleinvillensiedlung Zeppelin-Dorf.

Dieselbe noble Gesinnung bekundet Graf Zeppelin auch in kaufmännischen Fragen. Er dankt den Teilhabern der aufgelösten Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt und verspricht ihnen die Rückzahlung ihrer Beiträge, zu der er durch nichts verpflichtet ist. Acht Jahre später, nach der wunderbaren Wendung seines Schicksals, ist er in der Lage, sein Wort einzulösen.

Graf Zeppelin hält in Berlin Vortrag, um den Kaiser für den Bau eines neuen, verbesserten Luftschiffes zu gewinnen, aber der Kaiser bleibt unter dem Einfluß seiner militärischen Sachverständigen neutral und gibt dem General statt der erhofften Geldmittel den Roten Adlerorden erster Klasse. Sechzigtausend Postanweisungen, die Zeppelin freigemacht an reiche Leute versendet, bringen ganze fünfzehntausend Mark; ein „Notruf zur Rettung der Flugschiffahrt" verhallt ungehört. Erst als Zeppelins Landesherr eine württembergische Geldlotterie ermöglicht und der Graf selbst weitere vierhunderttausend Mark — fast den ganzen Rest seines Vermögens — dazugibt, kann in der wiederhergestellten Halle mit dem Bau des zweiten Luftschiffes begonnen werden.

Dieses zweite Schiff, obwohl mit seinen 170 PS motorisch viel stärker, hat gleich beim ersten Ausbringen Pech und treibt beim zweiten Aufstieg steuerlos geworden in das Allgäu ab, wo nächtlicher Winterwind es nach der Notlandung zerschlägt. Der 17. Januar 1906 ist der schwerste Tag im Leben Zeppelins: zum ersten und einzigen Male sehen seine Getreuen ihn verzweifelt und geneigt, die verlorene Sache aufzugeben. Aber noch angesichts des Wracks, das seine Leute befehlsgemäß mit Axt und Säge vollends zertrümmern, rafft sich der alte Soldat wieder auf und entscheidet sich: „In Gottes Namen, fangen wir von vorne an." „Wie groß und stark", ruft Hugo Eckener, der Gegner von gestern, bewundernd aus, „wie groß und stark ist doch das menschliche Herz, das allen Mächten auf Erden Trotz bietet, und wie schwach ist daneben das Menschenwerk, das ein Windhauch vernichten konnte!"

Nach diesem neuerlichen Fehlschlag scheint Zeppelin erledigt. Kaiser und Kriegsminister kehren ihm den Rücken; nur sein Landesherr, der König von Württemberg, glaubt noch an ihn und deckt durch eine zweite Geldlotterie den auf Kredit begonnenen Neubau.

Der König von Württemberg und Zeppelins Gegner Major Groß sind Augenzeugen, als im Oktober 1906 das dritte Luftschiff steigt. L Z 3 hat etwas stärkere Motoren als das Unglücksschiff; neu ist die einheitliche Hecksteuerung zwischen großen Dämpfungsflächen. Dank ihrer liegt das Schiff ganz anders in der Hand der Führung; es dehnt seine Probefahrten immer länger und weiter aus, bis sie in einer zwölfstündigen Rundreise durch die Schweiz ihre Krönung finden.

Unter dem überwältigenden Eindruck dieser Fahrten schlägt die öffentliche Stimmung wieder zugunsten des Grafen um. Friedrichshafen, über Nacht aus einem verschlafenen Landstädtchen zum ersten Luftschiffhafen der Welt aufgerückt und von begeisterten Besuchern überlaufen, ernennt als erste unter vielen Städten

Zeppelin zum Ehrenbürger; die Technische Hochschule Dresden, auch als erste unter vielen, verleiht ihm das Ehrendoktorat. Selbst militärisch steigt Graf Zeppelin um einen Rang, vom Generalleutnant zum General der Kavallerie, empor.

Nun genehmigt auch Preußen eine Geldlotterie. Die Studienkommission für Motorluftschiffahrt entscheidet sich zwar für das unstarre System des Majors von Parseval, wendet aber auch dem Bahnbrecher des starren Systems leihweise hunderttausend Mark zu. Das Reich läßt in Manzell die schwimmende Holzhalle durch eine eiserne ersetzen, bewilligt anderthalb Millionen, um den Erfinder für seine bisherigen Aufwendungen zu entschädigen, und bestellt zu dem vorhandenen Schiff ein neues, schnelleres für die Armee. Die Militärverwaltung, immer noch widerstrebend, macht die Abnahme des Neubaus von der Durchführung einer Dauerfahrt über 500 Kilometer mit Zwischenlandung auf festem Boden abhängig. Zeppelin, mit dem Wagemut des Reiters, erweitert von sich aus diese Bedingung zu der einer Vierundzwanzigstundenfahrt. Er ist seiner Sache sicher und will sich selbst das Versprechen einlösen, das er einmal gab.

LZ 4 faßt 15 000 Kubikmeter Gas, seine Nutzlast hat sich dadurch auf 4650 Kilogramm erhöht; die beiden 115pferdigen Motoren geben ihm 50 Kilometer Eigengeschwindigkeit in der Stunde. Am 4. August 1908 tritt das stolze Schiff rheinabwärts seine Dauerfahrt an; Glockenläuten und der Jubel des Volkes begleiten es von Ort zu Ort. Motorpannen nötigen zweimal zur Zwischenlandung; beim zweitenmal, auf der Filderebene von Echterdingen, reißt plötzlich aufkommender Sturm das Luftschiff von seiner Verankerung los, durch Bodenreibung springen elektrische Funken in das Knallgasgemisch von Wasserstoff und Luft, im Nu steht das ganze riesengroße Schiff in Flammen. Die Triumphfahrt endet in einem schauerlichen Fanal.

Gelähmt vor Entsetzen steht die von nah und fern herbeigeströmte Menge, dann bricht ein Aufschrei aus: Rettet Zeppelin! Sein Werk, Sinnbild deutscher Kraft und Schönheit, darf uns nicht verlorengehen! Der Schrei pflanzt sich fort durch alle deutschen Lande; erschüttert durch die tragische Stunde, schließt sich die Nation zusammen, um dem Mann beizustehen, der ihr Held geworden ist. Freiwillige Spenden und Sammlungen bringen mehr als sechs Millionen ein; beschämt wehrt der so reich Bedachte ab: „Das kann ich doch nicht annehmen!" Gedrängt, nimmt er an, aber unter der Bedingung, daß von der ganzen Nationalspende nichts ihm persönlich, sondern alles der deutschen Luftschiffahrt zugute kommt. Das Unglück, das alles zu vernichten schien, wird Zeppelins Lebenswerk zum Glück.

Gemäß dem Willen des Grafen wird aus der Volksgabe die Zeppelin-Spende errichtet und mit ihrem Kapital die Luftschiffbau Zeppelin-Gesellschaft gegründet. An die Stelle der bescheidenen Manzeller Werkstatt tritt auf neuerworbenem Gelände in Friedrichshafen die Luftschiffwerft mit Riesenhallen, Fabrikanlagen, Direktionsgebäuden, Gasanstalt und Museum. Tochtergründungen entstehen aus

dem praktischen Bedürfnis und gliedern sich mit dem Luftschiffbau organisch zum Zeppelin-Konzern zusammen: noch vor dem Krieg der Maybach-Motorenbau, der aller Welt den für lange Fahrt und große Höhe notwendigen Luftschiffmotor liefert, die Ballonhallenfabrik und die Hallenbaugesellschaft, im Krieg die Dornier-Metallbautengesellschaft und die Zahnradfabrik, nach dem Krieg die Wasserstoff- und Sauerstoff-Aktiengesellschaft in Staaken. Graf Zeppelin, unversehens Großindustrieller geworden, überträgt dem Schwiegersohn seines Aluminiumlieferanten Berg, Alfred Colsman, die geschäftliche Leitung.

Das Wunder von Echterdingen hat die preußische Militärverwaltung nicht bekehrt, aber bezwungen. LZ 3 wird als Z 1 für die Armee übernommen und nach Metz übergeführt; es erweist sich trotz Umbaus und Verlängerung als den eigentlichen militärischen Aufgaben nicht gewachsen. LZ 5, Ersatz für das verbrannte Schiff und als Armeeluftschiff Z II in der Kölner Halle untergebracht, rennt auf einer vor Berlin abgebrochenen Fernfahrt landend in einen Baum und strandet später im Manöver — das dritte Zeppelin-Luftschiff, das durch unsachgemäße Verankerung verlorengeht. Das Schwesterschiff LZ 6, vom Militär nicht mehr abgenommen, verbrennt durch Unvorsichtigkeit in der Baden—Badener Halle.

Eine Kurve, die Zeppelins Werkschicksal darzustellen hätte, würde in fast regelmäßigem Auf und Ab verlaufen. Dem steilen Aufstieg folgt auch diesmal der verwirrende Sturz. Die Abneigung der Heeresverwaltung gegen das starre System erfährt durch die Unglücksfälle — einerlei, ob sie nun auf die Empfindlichkeit des leicht gebauten Luftriesen zurückzuführen sind oder auf das Ungeschick des Militärs — eindrucksvolle Begründung. Die Zeppelin-Gesellschaft, ohne Aussicht auf weiteren Armeeauftrag, rettet sich einstweilen in den „Versuch eines Verkehrs zwischen deutschen Städten", den die zu diesem Zweck gegründete Deutsche Luftschiffahrts-Aktiengesellschaft (abgekürzt Delag genannt) von den neuen Hallen in Frankfurt, Düsseldorf, Baden-Baden, Hamburg, Friedrichshafen und Berlin aus unternimmt. Aber auch da verfolgt das Unglück den Eroberer der Luft. LZ 7, die als reines Verkehrsluftschiff gebaute „Deutschland", 19 300 Kubikmeter fassend, 6800 Kilogramm Nutzlast tragend, sackt auf einer Pressefahrt in den Teutoburger Wald ab; sein Ersatzbau zerschlägt sich in Düsseldorf an der Hallenwand; auch das erfolgreichste Schiff, die „Schwaben", geht schließlich zugrunde.

Immerhin: die „Schwaben" hat unter Eckeners Kommando in hundert Passagierfahrten bewiesen, daß sich mit richtig geleiteten Luftschiffen Zielreisen regelmäßig durchführen lassen. Und die kaiserliche Marine erkennt im starren System den Schiffstyp völlig neuer Art, dank seines großen Fahrbereiches dazu vorbestimmt, die Aufklärung über See aus der Vogelschau zu übernehmen. Die beiden ersten Marineluftschiffe gehen vom Stapel; in stolzer Demut sieht der Erfinder ihnen nach: „Wie wenig habe ich daran getan!"

Noch einmal loht im deutschen Volk die Verehrung für den Grafen Zeppelin auf, als er am 8. Juli 1913 seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag begeht. Aber

gerade dieses Jahr ist für ihn mit Trauer angefüllt: es verzeichnet in der Geschichte der Zeppelin-Luftschiffe die ersten Toten. Auf dem Leipziger Landungsplatz wird von Z V Haltemannschaft mit hochgerissen, zwei Soldaten stürzen sich tot. Vor Helgoland drückt eine Regenbö das Marineluftschiff L I in die stürmische See, der Kommandant und ein Teil seiner Leute ertrinken. Wenige Wochen später verbrennt über dem Berliner Flugplatz Johannisthal L II, das erste viermotorige Fahrzeug mit nach innen verlegtem Laufgang und verkleidetem Führerstand, durch Explosion von Knallgas mit den ganzen achtundzwanzig Mann Besatzung. Graf Zeppelin ist tief erschüttert, aber nicht gebrochen; über die Ursache des Unglücks gerät er mit Admiral Tirpitz, dem Staatssekretär der Marine, hart aneinander, und in seinem Nachruf verspricht er, in glaubensstarker Weiterarbeit noch größere Sicherheit zu schaffen, „damit die Todesopfer der einzelnen für viele zur Bewahrung des Lebens werden".

Abzugsschächte und die Trennung von Kommandobrücke und Motorengondeln haben seither in der Tat eine Gefahr vermindert, die der Ersatz des Wasserstoffgases durch das unbrennbare Helium vollends beseitigt. Aber da 1912/1913 noch zwei weitere Schiffe auf der Verlustliste stehen, so spricht die öffentliche Meinung Zeppelins Idee wieder einmal Wert und Dauer ab.

Da bricht der Weltkrieg aus, und nun ist das Luftschiff Heer und Flotte zum Ausgleich gegen die überlegene Fliegerwaffe des Feindes dringend not. Das hohe Alter des Generals Zeppelin ist Vorwand genug, ihm den erhofften Führerposten zu versagen; untätig aber bleibt er nicht. Nun endlich, am Spätabend seines tatenreichen Lebens, erfüllt sich der Zweck, für den er gedacht, gearbeitet und gekämpft hat; nun wird, so hofft er in unerschütterlicher Zuversicht, seine Erfindung dem Vaterland den Sieg verbürgen.

Der Sturmstoß der Gefahr hat alle Bedenken technischer und finanzieller Art, die der Entwicklung des Großluftschiffes bisher im Wege standen, weggefegt; die unstarren und halbstarren Lenkballone verschwinden aus dem Kriegsbild; den Ansprüchen des modernen Krieges gewachsen und mit ihnen wachsend ist, wie Zeppelin es stets behauptet hatte, nur das starre System. In immer rascherer Folge verlassen immer größere und leistungsfähigere Luftschiffe die schon vorhandenen und die neuangelegten Werften; die Fertigstellung eines Kriegsluftschiffes benötigt schließlich nur noch soviel Wochen, wie zwischen der des ersten und des zweiten Zeppelin-Luftschiffes Jahre lagen; im dritten Kriegsjahr überschreiten ihre Baunummern schon die Zahl 100. In förderlichem Wettstreit der Technik lernen die Systeme Zeppelin und Schütte-Lanz voneinander. Der Gasinhalt der Zeppelin-Schiffe steigt von 25 000 Kubikmeter auf zuletzt 56 000, ihre Nutztragkraft von 12 000 Kilogramm auf 40 000, ihre Motorenstärke von 630 Pferdestärken auf 1440, ihre Stundengeschwindigkeit von 70 Kilometer auf 109, ihre Steigfähigkeit von 2000 Meter auf 6000. Ihr Aktionsradius vergrößert sich in gleichem Grade; das Armeeluftschiff LZ 120 bleibt über hundert Stunden in

der Luft, das Marineluftschiff L 59 legt bei einem Entsatzversuch für die deutschen Ostafrikaner mit fünfzehn Tonnen Kriegsbedarf an Bord 6700 Kilometer zurück.

Die Starrluftschiffe sind auf ihrem Rücken mit Maschinengewehr bestückt; zu der vorgesehenen Unterscheidung in schnellere Aufklärer und tragfähigere Bombenwerfer kommt es nicht, die Verwendungsart wird von Fall zu Fall durch die Erfordernisse der Kriegführung bestimmt: die fliegenden Schiffe klären über Frankreich und Rußland auf, über Nordsee und Ostsee, Adria und Schwarzem Meer; sie bombardieren die französische Front und die englische Küste, greifen Paris und London an. Weltstädte erzittern unter dem brausenden Schlachtruf der Motoren und suchen sich im Dunkel zu verbergen; die kühnsten Romanutopien werden durch die Wirklichkeit überholt — und zugleich widerlegt.

Kurz nach der Kriegserklärung wird Lüttich mit Bomben belegt; Angriffe auf Antwerpen, Ostende, Calais, Nancy und Warschau schließen sich an. In dem blutigen Ringen um Verdun werden sieben Armeeluftschiffe eingesetzt. In der Nacht zum 21. März 1915 greifen zum erstenmal Luftschiffe Paris an. Im April werden englische Häfen bombardiert, im Mai die Docks von London, gegen das in der Folge Heeres- und Marineluftschiffe einzeln und geschwaderweise immer wieder vorstoßen. Auf dem Balkan versieht ein Luftschiff Kurierdienst, andere greifen Saloniki, Bukarest und weitere Städte in Rumänien an. Im ganzen haben die fünfzig in Dienst gestellten Heeresluftschiffe während des Weltkrieges in einhundertundelf Angriffen 164203 Kilogramm Munition abgeworfen, davon auf Rußland 60322, auf Belgien und Frankreich 44686, auf England 36589 Kilogramm.

Die Marine muß nach Kriegsbeginn die Fertigstellung rascherer Luftschiffe von größerem Aktionsradius abwarten, ehe sie Mitte Dezember 1914 ebenfalls in den Luftkampf eingreifen kann. Im Januar 1915 werden zum erstenmal Batterien an der englischen Südostküste bombardiert. In der Skagerrakschlacht vom 31. Mai und 1. Juni kommen die eingesetzten zehn Zeppeline nicht zur Geltung, weil das Wetter unsichtig ist. L 59, das Afrikaschiff, greift Neapel an und wird nach einem Angriff auf Malta vermißt. Der Heldentod des Kommandanten der Marineluftschiffe, des Fregattenkapitäns Straßer, beim letzten Vorstoß gegen England am 5. August 1918 schließt ihre Chronik ehrenvoll ab.

Wenn das Leben des Grafen Ferdinand von Zeppelin tragischen Einschlag hat, so liegt diese Tragik nicht in dem jahrzehntelangen wechselvollen Ringen gegen technische und natürliche Widerstände, sondern in dem erreichten Ziel. Zeppelins Voraussicht, daß die Eroberung der Luft das Gesicht der Kriegführung verändern werde, hat sich bestätigt; seine Luftschiffe haben über Meer und Land aktiv eingegriffen (wobei die Bindung vieler Abwehrkräfte an das Hinterland und der moralische Eindruck auf die Bevölkerung höher zu veranschlagen ist als die Zerstörung militärischer Sachwerte, die für das Gesamtbild des Weltkrieges nicht so erheblich ist). Aber diese Aktivität war nicht nur von vornherein durch die Wetterverhältnisse sehr beschränkt — sie rief auch eine rasch wachsende Gegenwirkung

hervor, bis das Mißverhältnis zwischen Aufwand und Erreichtem, die kaum noch ersetzbaren Verluste an Schiff und Mannschaft die Luftflotte als Heereswaffe ausschalteten und ihr nur noch in der Aufklärung über See Verwendung ließen. Der Rückstand des deutschen Flugwesens zu Beginn des Krieges war inzwischen wohl nicht zahlenmäßig, so doch wertmäßig ausgeglichen worden, so daß auch auf deutscher Seite die Flieger alle übrigen Aufgaben der Aufklärung, des Bombenangriffs und des Luftkampfes übernahmen.

Als im Juni 1917 die Luftschiffe aus dem Heeresdienst gezogen werden, hatten sich die gütigen blauen Augen des alten Grafen schon für immer geschlossen. Rastlos unterwegs, ist er nach ganz kurzer Krankheit am 8. März in Berlin gestorben. Sein letztes, neunundsiebzigstes Lebensjahr war ein einziges Aufbäumen gegen die drohende Enttäuschung. In Reden und Briefen an den Reichskanzler verwirft Graf Zeppelin als neuernanntes Mitglied der Ersten Württembergischen Kammer mit dem ihm eigenen Freimut eine Politik der Halbheiten und fordert zur Niederzwingung Englands neben dem unbeschränkten Unterseebootkrieg den rücksichtslosen Einsatz der Luftflotte. „Der schärfste Krieg ist der mildeste Krieg!" ruft er dem zaudernden Kanzler zu, der an Unterhandeln und Frieden denkt und den unbequemen Mahner deshalb mundtot macht. Der greise General muß sich durch Unterschrift verpflichten, sich jeder politischen Äußerung zu enthalten, die nicht der Kanzler zuvor genehmigt hat. Er gehorcht als Soldat und Patriot, aber seitdem ist es aus mit seinem herrlichen Optimismus; in düsterer Vorahnung spricht er von der „entsetzlichen Enttäuschung, die das deutsche Volk nicht in Demut als ein unabwendbar gewesenes Geschick hinnehmen werde".

*

Graf Zeppelin — um es zu wiederholen — war nicht monoman besessen von der fixen Idee, daß das Luftreich nur für sein Luftschiff geschaffen sei. Wie er aus der eigenen bitteren Erfahrung heraus für Erfinder aller Art ein mitfühlendes Herz und eine offene Tasche hatte und aus der Zeppelin-Spende vornehm auch das nichtstarre System unterstützte, so wandte er sein Augenmerk schon frühzeitig dem Flugzeug zu. Zu Beginn des Jahrhunderts, zwischen dem Bau des ersten und des zweiten Luftschiffs, richtet er in Friedrichshafen dem Ulmer Wilhelm Rueb eine Werkstatt ein; dort macht der fliegende Schuster auf des Grafen Kosten seine Schraubenflugversuche. 1914 hat Zeppelin die Manzeller Anlage an seinen früheren Mitarbeiter Kober vergeben, der in Anlehnung an den Typ des Amerikaners Curtiß Zweidecker baut. Aber Zeppelin sieht auch hier weiter als alle: er erkennt die gewaltigen Möglichkeiten des Großflugzeugs als Angriffswaffe und über See. Auf seine Anregung und von ihm finanziert, baut die Gothaer Waggonfabrik die ersten großen Bombenwerfer, Doppeldecker von 42 Meter Spannweite; nach seiner Absicht sollen sie die Abwehrsperre durchbrechen und London bombardieren. Ferner beauftragt er den Statiker seiner Versuchsabteilung Claudius Dornier mit dem

Bau von metallenen Flugbooten — auch hier das technische Genie aufspürend, das dem Luftschiff das Flugschiff der Zukunft beigesellen sollte.

Gott, dem Ferdinand von Zeppelin kindlich vertraut, hat es gut gemeint mit ihm, als er ihn noch vor dem Kriegsende abberief. So hat der alte Soldat die Auflösung der Armee, der glühende Patriot den Zusammenbruch des Vaterlandes, der Eroberer der Luft die Vernichtung seiner Luftschiffe nicht mehr erlebt. Aber es wäre ganz in seinem Sinn gewesen, daß die deutschen Luftschiffe so wenig wie die deutsche Flotte dem Feinde ausgeliefert werden; die eigene Besatzung hat sie zerstört.

Eine Idee, die an sich wertvoll ist, verliert nicht dadurch, daß der Erfinder sich ihre Anwendung anders dachte, als es die Praxis dann ergibt. Überdies bedeutet in der Geschichte des Luftschiffs das Kriegskapitel keinen Umweg, sondern Abkürzung. Denn nur in der harten Schule des Krieges konnte das Fahrzeug Zeppelins die großartige Entwicklung nehmen, die es zu dem gemacht hat, was es heute ist. Das Friedensdiktat vollends hat das Luftschiff, indem es seine Ausschaltung aus dem Kriegsdienst besiegelte, der eigentlichen Aufgabe wieder zugeführt: Entfernungen zu überbrücken, dem Weltverkehr zu dienen, Mittler zu sein zwischen den Völkern. Die beiden, Deutschland nachträglich abverlangten Verkehrsluftschiffe von 20 000 Kubikmeter haben den Siegermächten Frankreich und Italien Unglück gebracht, der Ersatzbau für die Vereinigten Staaten aber, LZ 126, hat deutsche Ehre über den Atlantik getragen.

Das erste Verkehrsluftschiff, dessen Bau Deutschland für sich selbst freigegeben wurde, LZ 127, hat dann durch Reisen nach Alexandrien und New York, auf Weltfahrt und Polarfahrt und in jahrelangem Transatlantikverkehr mit Brasilien die Voraussagen des Erfinders eingelöst, dessen Namen es ruhmvoll führt. Daraufhin ist die Deutsche Zeppelin-Reederei gegründet worden, die mit Luftschiffen von 200 000 Kubikmeter die neue Ära des Weltverkehrs beginnt.

In den Tagen überschwenglicher Begeisterung, die dem Brand von Echterdingen folgten, hat der Kaiser den Grafen Zeppelin den „größten Deutschen des Jahrhunderts" genannt. Wir sehen diese Größe anders, als es das eben erst begonnene Jahrhundert tat: In dem Schicksal Zeppelins spiegelt sich das deutsche Schicksal. Sein Luftschiff, erdacht als Waffe der nationalen Verteidigung, erliegt wie Deutschland und mit ihm dem Masseneinsatz der feindlichen Welt. Aber die Lebenskraft eines großen, starken, tüchtigen Volkes läßt sich nicht erwürgen; aus trostloser Lähmung und tiefster Erniedrigung schwingt es sich wieder auf zu dem Platz unter den Nationen dieser Erde, der ihm gebührt. Und wenn es heute deutsche Luftschiffe sind, die als einzige regelmäßig und zuverlässig Ozeane und Erdteile überqueren, so siegt mit der besseren Konstruktion und besseren Mannschaft der Geist des Grafen Zeppelin, der mehr als ein Erfinder — der ein großer deutscher Charakter war.

Otto Lilienthal

1848—1896

Von

Paul Karlson

Auf den Hügeln, die sich zwischen Rathenow und Neustadt an der Dosse hinziehen, einer einzigen Hügelkette, die unvermittelt aus dem flachen, weitgestreckten märkischen Havelland aufsteigt, blüht, rotviolett schimmernd, das Heidekraut. Die großen Birken auf der Kuppe des Gollenbergs — weit hinaus schaut man von da oben — rascheln mit hängenden Zweigen in dem sanften Herbstwind, der von Westen über das Havelbruch kommt. Über die Stoppelfelder weht der Wind und über die Straße, die vor dem Berg in scharfer Krümmung umbiegt und auf das nahe Dorf Stölln zuhält. Ein kleines Dorf. Spätsommer ist es, oder auch Frühherbst schon, einer jener ruhigen Tage mit ihrer stillen, warmen Sonne; leise, schmerzliche Schönheit erfüllt die einfache klare Landschaft; die letzte süße Wärme, die es unmöglich erscheinen läßt, dies alles hier dem Winter und seinen rauhen Stürmen zu überlassen — eine Schönheit, die ihr Ende vorausahnt. Die Felder bereiten sich, Abschied zu nehmen. Zwei Männer liegen am Westhang. Über das Dorf und die Hügelkette gegenüber gleitet ihr Blick immer wieder in die Höhe, in den zarten Himmel, der das Land überspannt, so tief und fern. Otto Lilienthal ruht aus von seinen Flügen. Eine seltsame, ungewohnte Müdigkeit hält ihn umfangen. Der Herbst ...

„Ich bin nicht mehr jung", sagt er und wendet den Kopf zur Seite, „ich bin zu alt geworden. Manchmal zweifle ich jetzt selbst, ob ich es noch ganz erreichen werde. Die Flügel tragen mich — aber manchmal, wenn ich hier am Abhang warte und der Wind brausend und drohend heranstürmt, wenn er die Flächen wegdrehen will, sie hochreißt ... dann muß man an nichts denken dürfen. An gar nichts. Man darf es einfach nicht, wenn man oben steht und der Wind sich steigert, auf zwölf und vierzehn Meter anwächst — dann gerade, ich weiß es doch, jetzt würde er mich tragen, jetzt könnte ich vor dem Hang schweben und kreisen — und ich wage es dann nicht. Mein größter Wunsch ist, daß recht viele junge Leute sich mit meinem Apparat beschäftigen wollen, aber ich habe noch nicht einen gefunden, der sich freiwillig dafür interessiert. Ich selbst bin viel zu alt dafür. Wenn man die Vierzig überschritten hat, fehlt bei allem guten Wissen das Beste, die Elastizität, die jugendliche Kraft, die unermüdliche Ausdauer und, was vielleicht noch wichtiger ist — der Mut. Ich meine da nicht den Mut, der so viel heißt wie Selbstvertrauen und Festhalten an dem einmal gesteckten Ziel — ach nein, ich meine einen viel einfacheren Mut, der so viel bedeutet wie sich nicht fürchten. Oft, wenn

ich fliegen will, fürchte ich mich, namentlich wenn der Wind böig ist und ich die weite Fahrt von Berlin nicht umsonst gemacht haben will. Die Luft ist dann unberechenbar, und wenn man ihr keine eigene energische Geschwindigkeit entgegensetzen kann, droht sie verhängnisvoll zu werden. Ich bin Familienvater und habe schließlich noch andere Pflichten, als für die Menschen das Fliegen zu erfinden. Wäre ich jung und stände ich für mich allein, frei, unbeschwert, hätte ich es vielleicht weiter gebracht.

Wir beide sind immer allein gewesen, mein Bruder und ich. Nicht einer hat den Willen gehabt, den Mut, den Idealismus, nicht einer von meinen Helfern, einmal mit mir alles auf eine Karte zu setzen. Wir haben uns doch auch nicht geschont! Sie verlassen uns wieder. Keiner, der von uns lernen will, keiner der wirklich mitarbeitet, so wie ich es mir gedacht habe, Zank und Streit" — und seine Stimme wird böse und scharf — „auch hier, bei dieser großen, schönen Sache kleinlicher Zank, Halbwissen, Theoretisieren. Niemand, der Versuche anstellt, niemand, der sie beachtet, niemand, der beobachtet. Oh, es gibt tüchtige Leute, gewiß. Aber doch fehlt etwas ...

In Paris werden jetzt Fallversuche vom Eiffelturm herab angestellt. Was für eine wunderbare Gelegenheit, auch die gewölbten Flächen auszuprobieren. Festzustellen, ob unsere überraschenden Ergebnisse sich bewähren. Ich habe den Leuten geschrieben — was wird geantwortet? ‚Da eine Flügelfläche so eben wie möglich sein muß, können wir auf Ihren Vorschlag nicht eingehen.' Punkt. Nein, so kommen wir nicht weiter."

So etwa ist, nach einem Bericht des Schriftstellers Wilhelm Meyer-Förster, dies Spätsommer-Gespräch in Stölln verlaufen.

Lilienthal stand damals mitten in voller Arbeitskraft. Er war, nach schwerer Jugend endlich, allen Schwierigkeiten zum Trotz, vorangekommen. Ein paar Jahre hatte er in Ruhe arbeiten können. Und nun ließ die Sorge nicht ab. Enttäuschungen, Prozesse, Ärger. Alles fraß Geld, zehrte an seiner Arbeitskraft, an den Nerven. Die Menschen ließen ihn im Stich, sie betrogen, waren klein und unzulänglich. Langsam begann der herrliche Idealismus Lilienthals zu versagen — diese selbstverständliche Zuversicht, die er seit seiner Kindheit bewahrt hatte.

Das ist so lange her, jetzt. Am 23. Mai 1848 kam Otto zur Welt, ein Jahr später der Bruder Gustav. Eine alte gesunde, kräftige Familie, mit schwedischem Einschlag; lebendig und unruhig, tausend großartige Pläne und Verbesserungen im Kopf, stets auf der Suche nach einem neuen unbekannten Ziel der Vater. Was soll er in Anklam — in der kleinen Enge der pommerschen Bürgerstadt? Nach Amerika, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, träumt er sich, trifft schon die Vorbereitungen zur Abfahrt — da stirbt er, 1861, kaum sechsundvierzigjährig. Der Mutter bleibt die Aufgabe, für die beiden Söhne und die fünfjährige Tochter zu sorgen. Musikunterricht (und immer hat die Musik im Leben der Brüder eine Rolle gespielt) und ein Putzmachergeschäft — das reichte zum Leben

hin, aber nicht zu viel mehr. Aber was brauchten die beiden Jungens viel mehr! Über die Wiesen und Felder trollten sie sich — den Vögeln und den Schmetterlingen zuzuschauen. Schon damals waren sie begeistert genug dafür, und Gustav erzählt: „Auch mein Bruder und ich gehörten zu denen, die als kleine Jungen schon die Feuertaufe der Begeisterung erhalten hatten. Eine damals viel gelesene Jugendschrift ‚Die Reisen des Grafen Zambeccary', eines Luftschiffers, der bei seinen Ballonfahrten schließlich sein Leben verlor, erregte mächtig unser empfängliches Gemüt. Namentlich war es darin die anschauliche Schilderung und Belehrung, die in der Art einer Tierfabel ein Storch dem kleinen Zaunkönig gibt, die unser lebhaftes Interesse erregte. Der kleine Zaunkönig trifft auf seinem Fluge den Storch und klagt über Ermüdung. Der großmütige Storch fordert ihn auf, auf seinem Rücken Platz zu nehmen. In der Unterhaltung der beiden erklärt nun der Storch dem kleinen König, wie er so mühelos ohne Flügelschlag seine Kreise zieht und dann, in größerer Höhe angelangt, in geradem Strich einer weit entfernten Wiese zustrebt. Diese anschauliche Schilderung des Segelflugs sagte uns, die Möglichkeit müsse vorhanden sein, so einen Segelflug mit einfachen Mitteln zu erreichen.

Die meiste Zeit unserer kindlichen Naturstudien widmeten wir aber der Beobachtung unseres Freundes Langbein. Auf den stillen Waldwiesen der Karlsburger Heide hatten wir die beste Gelegenheit, ihn zu beobachten. Oft schlichen wir uns ganz nahe heran, und zwar mit dem Winde, denn die Witterung des Vogels ist nur gering. Sah er uns dann plötzlich, so erhob er sich stets, uns entgegenhüpfend, bis er von der Kraft der Schwingen genügend gehoben wurde. Hierbei wurde uns damals schon klar, daß ein Auffliegen gegen den Wind leichter sein müsse als mit dem Wind, denn das scheue Tier würde nicht ohne Grund der Gefahr entgegenhüpfen.

Unsere Mutter unterstützte unsere technischen Bestrebungen nach jeder Richtung, und die Anschaffung von Materialien zum Herstellen von technischen Arbeiten verweigerte sie uns nie, so schwer es ihr manchmal werden mochte. Ich erinnere mich noch deutlich, wie wir ihr unseren Plan zur Erbauung unserer ersten Flugmaschine unterbreiteten und sie uns bereitwillig den Bau gestattete."

Dreizehn und vierzehn Jahre waren die Burschen alt, als sie aus rohen Buchenspanbrettchen das erste ungefüge Flügelpaar zusammenbastelten. Es war nicht viel mehr, als jeder Junge einmal plant; aber sie führten den Plan durch. An Handfertigkeit fehlte es ihnen nicht, nur das Gespött der Schulkameraden fürchteten sie, und so erprobten sie ihr Flügelpaar nachts, von einer kleinen Anhöhe herunterlaufend. Der Wind fehlte in den stillen sternklaren Sommernächten, und so blieb der Erfolg aus. Möglich, daß ihnen ein zufälliger Windstoß die Tragewirkung der Flügel zum Bewußtsein gebracht hätte — möglich, daß ihre Bemühungen dann früher schon und endgültig in die erfolgreiche Richtung gelenkt worden wären. Der Erfolg blieb aus. Aber der Gedanke blieb.

Er hielt die Brüder auch zusammen, als sie sich das erstemal trennen mußten, als Otto, frühzeitig technisch-mathematisch begabt und interessiert, nach Potsdam auf die Provinzialgewerbeschule kam — nach zwei Jahren legte er, so wird berichtet, das beste Examen ab, das je ein Schüler dort erreicht hatte: Vorzüglich gut in allen Fächern. Und immer wieder in den Ferien ging es hinaus, die Vögel zu besuchen: die kleinen schwirrenden Singvögel, die rudernden Krähen und die Störche und segelnden Bussarde und Habichte, die still in der Höhe kreisten und plötzlich, mit zurückgelegten Flügeln, wie ein Stein hinabschossen.

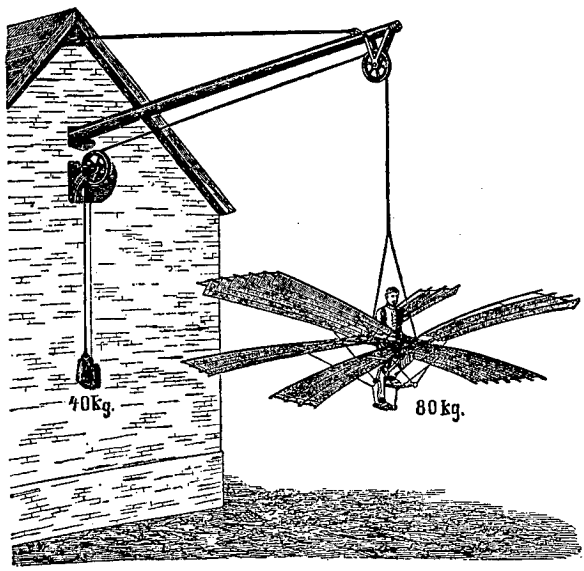
Ein Jahr hindurch arbeitet Otto Lilienthal in der Schwartzkopffschen Maschinenfabrik; hier zeigt sich seine große technische und handwerkliche Begabung für Präzisionsarbeiten. Er war kein reiner Theoretiker — er war in gleichem Maß Praktiker, und beides mußte damals zusammenfallen, um zu flugtechnischen Erfolgen zu führen: die gleichen Eigenschaften brachten Jahrzehnte später den Brüdern Wright den endgültigen Sieg. Mit einem großen Bündel Palisanderleisten erschien Otto zu seinen letzten Ferien in Anklam, die Gänsefedern der ganzen Stadt wurden aufgekauft, und in vielen Tagen und Nächten entstand das zweite Flügelpaar; Federn, die sich beim Auf- und Niederschlag ventilartig öffnen und schließen konnten; steigbügelartige Tretvorrichtungen — ein großes Schlagflügelpaar. Im dämmerhohen Bodenraum des Hauses wurde es an einem festen Strick aufgehängt und mit Spannung versucht. Ein ruckartiges Hopsen, wildes Schlenkern am Seil beim ersten Flügelschlag, eine Hebung um zwanzig Zentimeter. Das war etwas, und ermutigend genug für die Lilienthals.

Aber es war nicht alles, sie hatten wieder einmal die Lehren ihrer Störche in den Wind geschlagen; wie viele Erfinder vor ihnen waren sie zu früh der Natur untreu geworden, sie wollten klüger sein als ihre Lehrmeister, und sie wußten es doch: Tauben in einem engen Lichthof, Spatzen in einem Kamin können nicht auffliegen und sinken nach ein paar verzweifelten Flügelschlägen zu Boden. Jedem Vogel wird das Auffliegen bei Windstille schwerer. Manchem, wie dem Albatros, gelingt es überhaupt nicht. Die Matrosen der Segelschiffe fingen früher die Albatrosse mit einem beköderten Angelhaken; wenn die Vögel erst an Bord, im Windschatten der Reling sind, können sie sich nicht mehr erheben und hüpfen schwerfällig umher — in der Freiheit gefangen. Hätte das Haus in Anklam keinen Bodenraum gehabt, vielleicht wären die beiden weiter gekommen.

Aber die Brüder verloren den Mut nicht. Sie hatten Erfahrungen gesammelt.

Im Oktober 1867 beginnt Otto sein Mechanikstudium auf der Gewerbeakademie, der heutigen Technischen Hochschule, in Berlin. Es hieß sparen, und als noch ein Jahr später Gustav nach Berlin kam, „wurden wir wahre Virtuosen im billigen Leben. Unsere Wohnung, eine Dachkammer, teilten wir mit einem biederen Droschkenkutscher; für einen Groschen Schrippen und einen Groschen Kirschen war ein beliebtes Mittagbrot. Als aber schließlich Otto durch die Fürsprache von Professor Reuleaux das Salingersche Stipendium von dreihundert Talern jährlich

erhielt, da lebten wir beide wie die Fürsten von dieser fabelhaften Summe." Ein großes Bündel Weidenruten wurde für den Bau der nächsten Flugmaschine angeschafft, und sie wurde in den Ferien ausprobiert. Die Federn waren zu teuer und wurden durch Leinwandstoff — Schirting — ersetzt, und auch von dem unangenehm harten Palisanderholz waren sie abgekommen; bis zum Schluß hielt Otto die Weidenruten für das beste Flugzeugmaterial, weil sie im Verhältnis zum Gewicht die größte Festigkeit haben und selbst bei einem Bruch durch die Rinde noch einigermaßen zusammengehalten werden. Der neue Apparat — mit sechs Flügeln, einem großen und zwei kleinen auf jeder Seite, ausgerüstet, die abwechselnd auf und nieder gingen, um das unangenehme Stoßen fortzubringen — ergab zwar wieder einen Achtungserfolg: man konnte, bei großer Anstrengung, ein Gewicht von vierzig Kilogramm in der Schwebe halten. Doppelt so viel wäre notwendig gewesen — denn Apparat und Mann zusammen wogen achtzig Kilogramm. Aber doch war es der falsche Weg.



Von den Brüdern Lilienthal 1867 konstruierter Schlagflügelapparat, mit dessen Hilfe sie die Hebewirkung von Flugzeugflügeln feststellten. Aus Otto Lilienthals Buch „Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst", 1889

Die nächsten Jahre bringen viel Arbeit, sie lassen keine Zeit für neue Versuche. Aber immer wieder greift er in Berechnungen und Überlegungen den großen Gedanken auf, der sich immer klarer als das eigentliche Lebensziel herausstellt. 1870 besteht er das Ingenieur-Examen, zieht gleich danach als Gardefüsilier in den Deutsch-Französischen Krieg — und begrüßt den Bruder, den er vor den Toren Berlins, einen Tag vor dem feierlichen Einzug des siegreichen Heeres in Berlin, wiedersieht, mit den Worten: „Jetzt werden wir es machen!"

Endlich, so glaubt der junge Ingenieur, hat er die Sorgen und Mühen der Ausbildungszeit hinter sich. Er nimmt seine erste Stellung an, wird kurze Zeit später Konstruktionsingenieur in der Maschinenfabrik von Hoppe. Seine Mutter sollte die Ruhe nicht mehr erleben; sie starb 1872, mitten in den Vorbereitungen zur Übersiedlung nach Berlin. Mit seiner Schwester und der Großmutter bleibt

Otto allein. Das äußere Leben verläuft von nun an in gerader Linie. Lilienthal war ein viel zu guter Ingenieur und — auch hierin — viel zu freiheitliebend, als daß er es auf die Dauer in einer abhängigen Stellung ausgehalten hätte. Mit einer Reihe von Erfindungen versucht er sich selbständig zu machen. Die erste, eine Schrämmaschine, die den mühseligen Kohleabbau im Bergwerk stark erleichtert hätte, kam zu unglücklicher Zeit, in den Tiefstand der Konjunktur; auf den Halden wächst die Kohle zu schwarzen Bergen, die Bergleute haben Feierschicht — niemand wollte von der Schrämmaschine etwas wissen. Auf den Reisen in den sächsischen und böhmischen Kohlenrevieren lernt er seine zukünftige Frau, Agnes Fischer, kennen und heiratet im Jahre 1878.

Als nächstes erfinden die beiden Brüder zusammen den Ankersteinbaukasten. Aber auch damit hatten sie kein Glück; vergebens zog Gustav von Laden zu Laden, unbezahlte Rechnungen für die Herstellung drängten, die Brüder — geschäftlich sowieso nicht tüchtig — verloren den Kopf; in einem Anfall von Überdruß und Ärger geben sie für tausend Mark ihre Idee und alle Maschinen zur Anfertigung her. Patentstreitigkeiten, Prozesse brachten Jahre später noch einmal ein Aufleben der leidigen Angelegenheit. Sie schloß mit einem großen Verlust der Lilienthals, die nichts als Ärger und Verdruß davon gehabt haben — Otto verlor viel Geld, Gustav seine gesamten Ersparnisse. Nur die thüringische Fabrik, die den Baukasten kaufte, hat Unsummen damit verdient.

Aber Anfang der achtziger Jahre gelingt Otto Lilienthal seine Erfindung, die ihn selbständig, frei und unabhängig macht. Die ihm schließlich die Möglichkeit gibt, seinen Fluggedanken endgültig wieder aufzunehmen. Der Schlangenrohrkessel, eine Kleindampfmaschine, die damals, vor der allgemeinen Einführung der Elektrizität und vor der Erfindung des Benzinmotors für Werkstätten und kleine Fabriken große Bedeutung erlangte. Sie war ungefährlich und praktisch und setzte sich rasch durch. Otto Lilienthal kann eine Fabrik eröffnen, baut sich ein Haus in Berlin-Lichterfelde mit einem großen Laboratorium und einem freien Rasenplatz im Garten. Ein Abschluß ist erreicht.

Die ganze Zeit über waren die Fluggedanken fortgeführt worden; mit mechanischen Vogelmodellen — eines, das zwei Taubenflügel hatte, flog, durch ein Uhrwerk angetrieben, quer durch zwei Zimmer — mit Drachenversuchen suchten die Brüder, die sogar ihre Schwester Marie zur Hilfeleistung einspannten, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen; suchten sie den Ansatz zu finden, auf den sich die Rechnung stützen konnte, suchten sie den Ausgangspunkt für die Praxis. Immer wieder zwingt der Beruf, die ganze Äußerlichkeit, zum Abbruch der Versuche; immer wieder werden sie neu aufgenommen, sobald sich die Möglichkeit bietet — und immer und immer wieder richtet er seinen sehnsüchtigen Blick zu den Vögeln empor, zu seinen unerreichten Lehrmeistern.

Ein windiger Septembernachmittag 1874, draußen auf dem freien Feld zwischen Spandau und Charlottenburg wird ihnen das große Erlebnis: ihr vogelähnlicher

Drachen war emporgeschwebt, stand hoch über ihnen im klaren Himmel; und plötzlich beginnt er, sich langsam gegen den Wind vorwärts zu bewegen. Die Halteschnüre werden losgelassen — und weiter schwebt der papierene Vogel, ohne an Höhe zu verlieren, über das freie Feld voran, bis sich nach fünfzig Metern die Schnur in einen Strauch verwickelt und das Modell rauschend zu Boden stürzt. „Von diesem Versuch sind wir heimgekehrt mit der Überzeugung, daß der Segelflug nicht bloß für die Vögel da ist, sondern daß wenigstens die Möglichkeit vorhanden ist, daß auch der Mensch auf künstliche Weise diese Art des Fluges, die nur ein geschicktes Lenken, aber kein kraftvolles Bewegen der Fittiche erfordert, hervorrufen kann."

Was ist es, das diese beiden Männer immer wieder zu ihrem großen Gedanken zurücktreibt? Als sie anfingen, da galt noch jeder als Phantast, als Narr, der seine Zeit auf solch brotlose Künste verwandte — er wurde verlacht, nicht für voll genommen. Der Inhaber des mathematischen Lehrstuhls an der Berliner Gewerbeakademie hörte in den sechziger Jahren, daß Lilienthal in seiner freien Zeit sich mit flugtechnischen Berechnungen befaßte, und ließ ihm wohlwollend sagen, es könne ja nichts schaden, wenn er sich mit solchen Berechnungen die Zeit vertriebe; er möchte aber um Himmels willen kein Geld dafür ausgeben. Der gute Professor! Er wußte nicht — wie Lilienthal selbst hinzufügt —, daß sich das Geldausgeben von selbst verbot. Eine gelehrte Kommission gab von Staats wegen ein ziemlich vernichtendes Urteil über die Möglichkeit des Menschenfluges ab.

Aber in den zwanzig Jahren, durch die sich die immer wieder unterbrochenen Versuche Lilienthals hinziehen, trat der Umschwung ein. Das Jahrhundert der Naturwissenschaften geht zu Ende. Die Elektrizität tritt ihren Siegeslauf um die Erde an, Eisenbahn, Telegrafenkabel — die Menschheit erlebt das Erwachen der Technik; nichts scheint ihr unmöglich, und noch ist alles neu, noch unverbraucht. Noch ist das Staunen über die neuen Leistungen nicht verschwunden. Es ist das Zeitalter des Imperialismus mit seiner grenzenlosen, fast gedankenlosen Zuversicht.

Fast möchten manche den Technikern einen Vorwurf daraus machen, daß sie noch immer nicht fliegen. Es gibt den Freiballon, seit nunmehr hundert Jahren. Und es mag, wie Lilienthal einmal sagt, den meisten Menschen so vorgekommen sein, als fehlte es nur noch an einer winzigen Kleinigkeit, um den lenkbaren Ballon und damit den freien, willkürlichen Flug zu erzielen. Tatsächlich fehlte es nur noch an einer winzigen Kleinigkeit, die allerdings auch für das Flugzeug entscheidend wurde: der leichte Benzinmotor. Aber Lilienthal hat den Ballon — gefühlsmäßig wohl — stets abgelehnt, ja ihn als entwicklungshemmend empfunden. Man kann es verstehen, daß, vom Techniker aus gesehen, das Luftschiff ein Ding bleibt, das „gegen den Strich" geht. Mag sein, daß er hier zu weit ging. Aber die Natur schuf Vögel und keine Luftballons. Das war sein Ausgangspunkt. Aber auch der Gedanke des „schwerer als die Luft" setzte sich durch, zögernd,

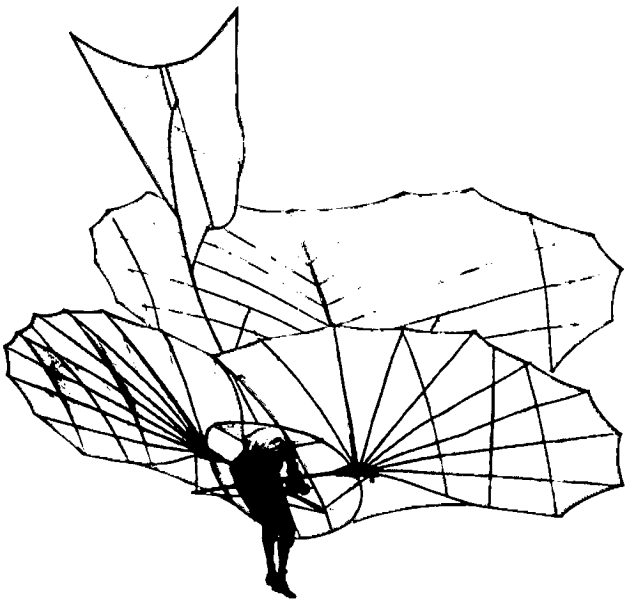
ungleichmäßig, schwankend. Professoren, Techniker und Laien, Ernsthafte und Schwindler, Phantasten, Spekulanten und Scharlatane, in buntem Durcheinander, machen das Flugwesen um das Ende des Jahrhunderts aus. Der Gedanke liegt in der Luft. Mit einem Gemisch von Unglauben und Sensationslust füllt die Menge die Vortragssäle, lehnt ab und stimmt zu, spottet über alles als über Hirngespinste und unwirkliche Phantastereien und verachtet die Versuche als tollkühnen Unsinn. Sie bejubelt und belächelt gleichzeitig die Flugtechniker, erwartet Abenteuer mit leisem Gruseln und behält die selbstgefällige Überlegenheit des „gesunden Menschenverstandes". Sie ist gleicherweise bereit, „Hosianna" und „Kreuziget ihn" zu rufen. Vereine zur Förderung der Luftschiffahrt werden gegründet. Geschäftstüchtige Reklamemacher ahmen den Gedanken nach. Die Fachzeitungen sind voller persönlicher Angriffe, Streitigkeiten, Beleidigungen, Selbstbeweihräucherungen, überflüssige Schärfe ist an der Tagesordnung.

Lilienthal stand mitten drin in diesem Treiben, aber er hielt sich zurück. Aus jedem seiner Aufsätze, die er damals in großer Zahl schrieb, geht nur das eine immer wieder hervor: seine Liebe zu seiner großen Sache, seine Klarheit und Sauberkeit des Gedankens und eine stete Aufforderung an alle, mitzuarbeiten. Auch wo er persönlich aufs schärfste und unsachlichste angegriffen wird, wo man ihn übergeht oder verleumdet, wird er sich selbst nicht untreu; immer ist er bereit — bei aller sachlichen Schärfe — auch den unangenehmsten seiner Gegner noch gelten zu lassen, und sei es bloß in der gemeinsamen Begeisterung für das Ziel und für die Schönheit des Fluges.

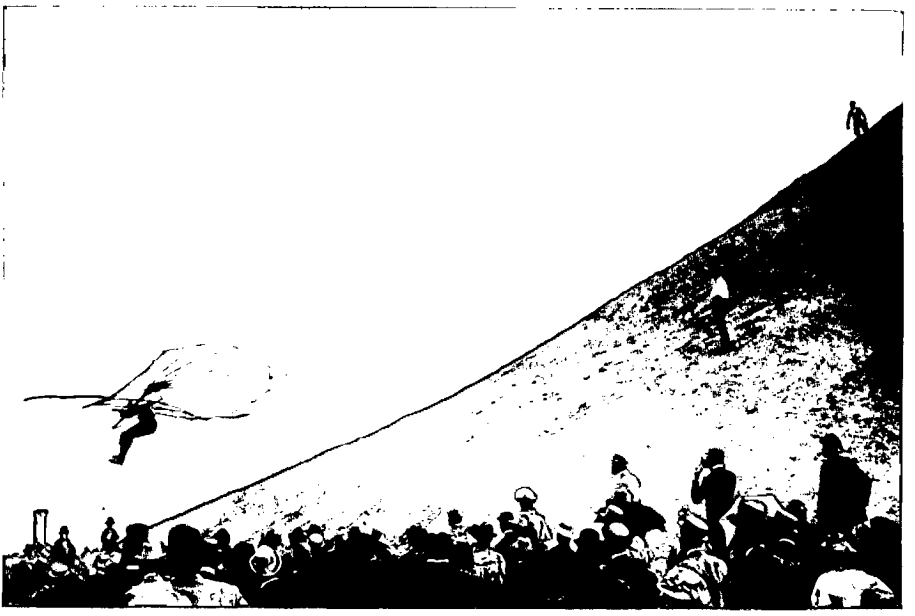
Seine erste große Tat beginnt in dem Augenblick, da sein Beruf ihm die freie Zeit und die Möglichkeit gibt. Er schritt zum Versuch vor, zum exakten, wissenschaftlichen, systematischen Versuch — zur Klarheit wollte er endlich vordringen. Und der geschulte Ingenieur verleugnet sich nicht. Das Grübeln und Theoretisieren konnte ihn nicht mehr weiterbringen.

Irgend etwas, das fühlten die Brüder, war falsch bei den ganzen Modellversuchen, irgendwie waren die Formeln der technischen Handbücher unbrauchbar, zu theoretisch, für Fälle der reinen Studierstubentechnik entworfen und abgeleitet. Sie hatten nichts mit der Wirklichkeit zu tun. „Man möchte annehmen, es sei in der Flugtechnik zu viel gerechnet und zu wenig versucht worden." Natürlich — Lilienthal hat nie daran gedacht, die bewährten physikalischen Grundbegriffe aufzugeben und an irgendwelche geheimnisvollen, unerklärlichen Kräfte des Vogels zu glauben. Und was vor allem erforscht werden mußte, war die Grundlage. Der Vogel durchfliegt die Luft — Luftwiderstandskräfte, irgendwie erzeugt, müssen der Schwerkraft das Gleichgewicht halten. Immer stand der Ingenieur viel zu fest auf der Erde, um sich von der Mechanik abbringen zu lassen. Aber die Formeln versagten. Sie führten, solange man bei ebenen Flächen blieb und bei den alten Vorstellungen, zu unmöglichen Resultaten; nach der geltenden Mechanik konnten die Vögel niemals fliegen.

Otto Lilienthal, 1885



Otto Lilienthal mit ſeinem Doppeldecker
in den Stöllener Bergen bei Berlin, 1896



Gleitflug Otto Lilienthals mit ſeinem Eindecker
von dem Flughügel in Lichterfelde bei Berlin, 1895

„Die Natur beweist uns täglich von neuem, daß das Fliegen gar nicht so schwierig ist, und wenn wir fast verzagt die Idee des Fliegens aufgeben wollen, weil immer wieder eine unerschwingliche Kraftleistung beim Fliegen sich herausrechnet, so erinnert jeder mit langsamem, deutlichem Flügelschlag dahinfliegende größere Vogel, jeder kreisende Raubvogel, ja jede dahinsegelnde Schwalbe uns wieder daran: Die Rechnung kann noch nicht stimmen, der Vogel leistet entschieden nicht diese ungeheuerliche Arbeitskraft; es muß irgendwo noch ein Geheimnis verborgen liegen, was das Fliegerätsel mit einem Schlage löst.

Wenn man sieht, wie ungeschickt die jungen Störche, nachdem sie auf dem Dachfirst einige Vorübungen gemacht, ihre ersten Flugversuche anstellen, wo Schnabel und Beine herunterhängen, der Hals aber, in einer höchst unschönen Linie gekrümmt, die wunderlichsten Bewegungen macht, um das in Gefahr geratene Gleichgewicht zu sichern, dann gewinnt man den Eindruck, solch notdürftiges Fliegen müsse ganz außerordentlich leicht sein, und man wird angeregt, sich auch ein Paar Flügel zu fertigen und das Fliegen zu versuchen."

Unbewußt, nur geleitet von der Überzeugung, liebevolle Beobachtung und sinngetreue Nachbildung des fliegenden Vogels müsse der richtige, der naturgemäße Weg zum Menschenflug sein, waren die Brüder seit vielen Jahren schon zum schwachgewölbten Flügel übergegangen; denn die Vogelflügel sind leicht gewölbt, mit der Höhlung nach unten. Aber kann diese Wölbung auch für die Theorie so entscheidend sein? So fragten sich die Brüder, als sie in den Sommerferien 1873 in einer Berliner Turnhalle ihren großen Rundlaufapparat aufstellten, um den Einfluß der Flügelform endlich einmal durch den Versuch zu erforschen. Flächen aller möglichen Gestalt wurden an den Querbalken befestigt und rasch im Kreise durch die Luft gedreht. Größe und Richtung der Auftriebs- und Widerstandskräfte wurden gemessen. Der Einfluß der Flügelgröße, des „Anstellwinkels" — das heißt des Winkels von Flügelsehne und Bewegungsrichtung, des „Keilwinkels", wenn man so will — der Einfluß der Geschwindigkeit. Und dies war das überraschende Ergebnis: Der leicht gewölbte Flügel, die Vogelfläche, stellte bei weitem die günstigste Lösung dar; nur er gibt, rasch vorwärts durch die Luft bewegt, starken Auftrieb und verhältnismäßig sehr schwachen hemmenden Widerstand. Er überragt in seiner Wirkung jede ebene Fläche gewaltig. Da war es, das Geheimnis, nach dem sie gesucht hatten. Hier war „das Neue, was mit einem Schlage das Geheimnis der Fliegekunst enträtselte". In langen Tabellen und in übersichtlicher zeichnerischer Darstellung sind die Ergebnisse der Versuchsreihen niedergelegt. Sie gipfeln für Lilienthals in der Erkenntnis: Der Menschenflug wird mit gewölbten Flächen möglich werden — eine geringe Kraft muß ausreichen.

Ein Zufall führt zu einer zweiten Entdeckung: Es schadet nichts, ja es ist sogar günstig, wenn der Flügel an der Vorderkante verdickt ist und sich nach hinten verjüngt; wenn sein Querschnitt mehr oder weniger „Tropfenform" bekommt.

Uns heute ist das selbstverständlich, wir kennen keine anderen Flügel mehr und wir haben uns an den Anblick der dicken Flugzeugflächen gewöhnt. Aber noch jahrelang, nachdem die ersten Flugzeuge flogen, hielt man es für nötig, messerscharfe Kanten zu bauen, die die Luft „besser durchschneiden" sollten, und langsam erst setzten sich die dicken Flügel durch, nachdem die Arbeiten von Professor Junkers, die Untersuchungen im Windkanal, diese seltsame Tatsache gewissermaßen auch für die akademische Wissenschaft hoffähig gemacht hatten.

Sicherlich machte sich Lilienthal im einzelnen nicht ganz richtige Vorstellungen von der Wirkungsweise der Flügel, über Luftwiderstand, über Wirbelbildung — aber wir dürfen nie vergessen, daß ja Lilienthal erst die ganze Flugwissenschaft mitbegründen mußte! Er erkannte vor allen Dingen nicht, daß der Unterdruck an der Oberseite der Tragflächen, der Sog der oben stark verdünnten Luft, die dort mit großer Geschwindigkeit über die Fläche jagt, einen Haupteinfluß der Tragfähigkeit bildet. Aber er kam als erster dem Grundgedanken nahe, und es will uns scheinen, als wäre seine Formulierung mehr als ein zufälliger Ausdruck, als spiegelte sie wirklich seine Liebe zur Sache, seine Verehrung, seine Ehrfurcht vor der Natur und seine Begeisterung auch innerhalb des Lehrbuchs — wie denn überhaupt dies ganze Buch: „Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst" mehr ist als ein gewöhnliches Lehrbuch. Es erschien zuerst 1889 — aber obgleich es wirklich das grundlegende Werk jener Zeit war, wohl das erste, das dem Flugtechniker Tatsachen an die Hand gab und nicht nur erdenferne Theorie, setzte es sich nicht durch. Nach zwanzig Jahren erst war die erste Auflage von tausend Stück verkauft. Lilienthal schrieb nicht für den Fachmann allein — er schrieb für „alle Gebildeten". Nicht mit dem Kopf allein — mit dem Herzen war er dabei, jede Seite fast spiegelt seine Begeisterung und seine tiefe Ehrfurcht vor der Natur. Er konnte und wollte keinen Trennungsstrich ziehen zwischen dem Menschen Lilienthal und dem Ingenieur und Wissenschaftler. Unbefangen, naiv und unbekümmert gibt er sich, ganz so, wie er ist. Ob er auf einmal, inmitten der Widerstandsformeln ein herrlich begeistertes und ohne viel hochtrabende Ansprüche gereimtes Gedicht einstreut — genau wie er später einmal, durch Hauptmanns „Weber" begeistert, ein soziales Drama hinschreibt und aufführen läßt — ob er plötzlich erzählt, wie ihm seine jungen Störche, die er zur steten Beobachtung in seinem Garten hielt, urplötzlich davonflogen und ihm seine Angehörigen auf die Frage, warum sie nicht besser aufgepaßt, erwiderten: „Hättest du gesehen, wie schön unsere Störche geflogen sind, wie sie sich in den letzten Tagen in der Luft wiegend höher und höher erhoben, du hättest es selbst nicht übers Herz gebracht, sie eingesperrt zu halten und an diesen herrlichen Bewegungen zu hindern, nach denen ihr bittender Blick aus ihren sanften schwarzen Augen verlangte." Da, um es noch einmal zu sagen, ist der ganze Lilienthal: in dieser Mischung von strenger Wissenschaft und schlichter Liebe zur gesamten Schöpfung, die bei ihm zur selbstverständlichen Einheit werden.

„Es läßt sich folgern", so sagt er über unser Problem, „daß man mit der Luft, die beim Fliegen vorteilhaft tragen soll, meistens zu roh umgegangen ist. Die Luft, welche uns bei geringstem Aufwand an mechanischer Arbeit vorteilhaft tragen soll, darf nicht durch ebene Flächen zerrissen, geknickt und gebrochen, dieselbe muß vielmehr durch richtig gewölbte Flächen gebogen und sanft aus ihren Lagen und Richtungen abgelenkt werden. Ist diese Ansicht die richtige, daß in der Vermeidung von Wirbelbewegungen dasjenige Prinzip verborgen liegt, welches uns vielleicht einmal in den Stand setzt, die Luft wirklich zu durchfliegen, so kann man fast mit geschlossenen Augen den Geheimnissen des Luftwiderstandes nachspüren." Hier hat er gefühlsmäßig das Richtige erkannt. Wir wissen heute, daß ein Flugzeug abstürzt, wenn es zu langsam fliegt, wenn es „überzogen" wird und die Luftströmung von der Fläche abreißt, wenn sie sich ihr nicht mehr anschmiegen kann und Wirbelbildung eintritt.

Meßversuche im freien Wind ergänzen die immer wiederholten Rundlaufversuche. Immer fester setzt sich die Überzeugung durch: Der Menschenflug ist möglich; mehr: Wir stehen dicht davor. Aber wie weiter? Die Theorie und die elementaren Versuche scheinen zu einem gewissen Abschluß gelangt. Die Praxis allein fehlte. „Für die Studierstube und die elementaren Versuche erschöpft sich hiermit nach und nach der Stoff, und es gilt, mit den erworbenen Kenntnissen hinauszutreten in die Natur, hinaus in die Luft und den Wind und die entwickelten Theorien an den nach ihnen konstruierten Flugapparaten zu erproben, und zwar in dem Elemente, für welches sie erdacht und gemacht wurden.

Man stelle sich vor, es wäre vor der praktischen Entwicklung des Zweiradfahrens jemand mit einer richtigen Theorie klar und deutlich hervorgetreten. Hätte man dadurch das Problem des Zweiradfahrens für gelöst betrachtet? Nimmermehr! Unbedingt mußte erst der praktische Versuch den Ausschlag geben. Ebenso stehen wir mit der in ihren Hauptzügen entwickelten Flugtheorie höchstens auf halbem Wege zur gänzlichen Lösung des Flugproblems. Jetzt ist es Sache der Praktiker, dort anzuknüpfen, wo die Theorie augenblicklich steht, und neuen Stoff für eine gedeihliche Weiterentwicklung der ganzen Frage zu liefern."

Aber der Übergang muß allmählich geschehen. Niemand kann in einer Minute gehen, Schlittschuh laufen, radfahren lernen. Niemand wird sich, nach ein paar theoretischen Überlegungen, ins tiefe Wasser stürzen, um zu schwimmen; niemand wird, nach Absolvierung eines Trockenskikursus, den Sprung von einer Riesenschanze wagen. Und gerade das haben die Flugtechniker immer versucht; darum die vielen Todesopfer, darum die vielen mißglückten Versuche, darum die Enttäuschung und der Rückzug so vieler.

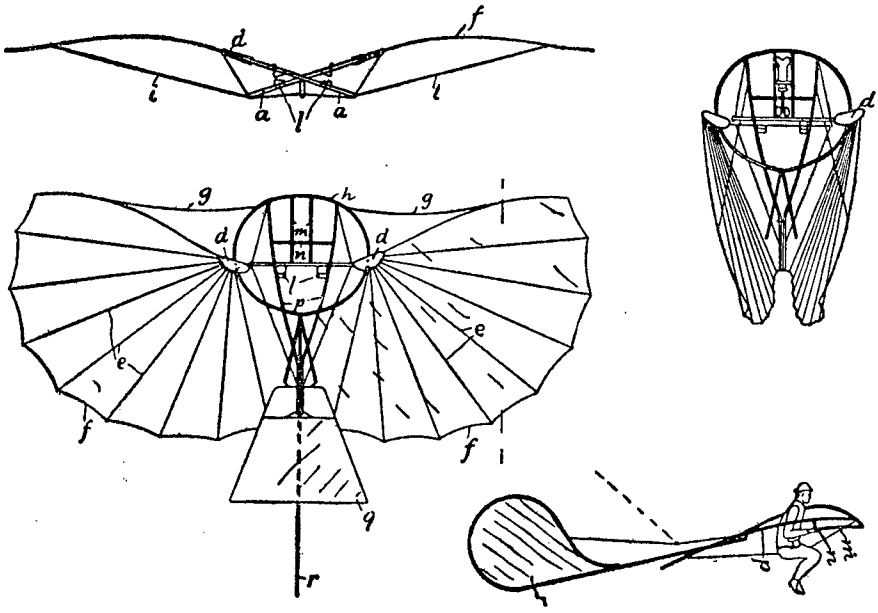
Man muß hinaus in den Wind, mit den Flugflächen, das ist Lilienthals Folgerung. Man muß ihm nachspüren, muß seine Wirkungen liebevoll, einfühlend erforschen — man muß zur Tat schreiten. Das ist Lilienthals zweites und eigentliches Verdienst. Das ist es, warum wir in ihm den Beginn des Flugwesens

überhaupt sehen. Wir kennen Versuche aus der Vorzeit genug, tollkühne meistens, glücklich und unglücklich verlaufene. Aber wir kennen keinen, der bei allem Mut mit so viel wissenschaftlicher Behutsamkeit an das Problem herangegangen wäre. Die Fluggleiter, die fliegenden Eichhörnchen, die in langen, abwärtsgeneigten Sprüngen die Luft durchschneiden, sind ihm der erste Versuch der Natur, ein fliegendes Wesen zu schaffen. So wollte auch er beginnen. „Vom Schritt zum Sprung, vom Sprung zum Flug" kennzeichnet der Franzose Hauptmann Ferber dies Vorgehen. Noch heute werden unsere Segelflieger so ausgebildet. In der zielbewußten Systematik, in der langsamen, folgerichtigen Steigerung und Auswertung der Ergebnisse liegt das Geheimnis von Lilienthals Erfolg. Die anderen rechneten — er flog!

Ganz klein beginnt er. Ein Flügelpaar aus Weidenruten mit Stoffbespannung, wie große Fledermausflügel, acht bis zehn Meter klafternd. Ein fester Querbalken, als Armstützen ein paar Griffe für die Hände. Man muß, im Augenblick der Gefahr, sich rasch und sicher aus dem Apparat herausfallen lassen können, sagt er. Von seinen Vögeln, den Störchen der Jugend, weiß er, daß man gegen den Wind mit einer gewissen Anfangsgeschwindigkeit losfliegen muß. So baut er sich ein Sprunggerüst im Garten, hinter dem Haus in Lichterfelde, von ein Meter Höhe zunächst, das später bis zweieinhalb Meter erhöht wurde und von wo ein Anlauf von sechs bis sieben Meter möglich war. Erst war es ein Hopsen, ein unbestimmtes Schwanken. Aber länger und länger, über den ganzen Rasenplatz schwebte er dahin. Das war kein Springen mehr — es war ein Gleiten, ein Schweben, für Sekundenbruchteile nur ... aber der Beginn.

Und Lilienthal fühlte es selbst, daß er auf dem richtigen Wege war. Immer wieder trat er in Aufsätzen und Vorträgen für seine Ideen ein. Zwischen Werder und Großkreutz, von niedrigen sandigen Hügeln dicht über dem Boden schwebend, übte er immer und immer, wieder und wieder den Sprung gegen den Wind, die Gleichgewichtserhaltung durch Verlagerung des Körpergewichts. „Fast jeden Sonntag und wenn meine freie Zeit in der Woche es irgend erlaubte, befand ich mich auf dem Übungsgelände, zusammen mit einem Techniker aus meiner Maschinenfabrik, Herrn Eulitz." Tausende von Flügen ohne ernsteren Unfall — „die verstauchten Hände und Füße waren stets bald geheilt". Und langsam wuchs die Sicherheit und das Vertrauen, wuchs das Gefühl für die Feinheit des Windes. Die Aufregung, der wirbelnde Schreck der ersten Sprünge, der die Zeit zur Ewigkeit werden läßt und doch keine Zeit (nur nachher, im Gedächtnis) zur Beobachtung übrig läßt — vorüberjagende Ewigkeit, verschwand. Es blieb Zeit für Beobachtungen, das Gefühl für die Flugnotwendigkeit, für die Steuerbewegung ging in Fleisch und Blut über. Es wuchs die Sicherheit, der Wunsch, auch von größeren Höhen zu fliegen — und es wuchs die Freude am Flug an sich.

Von zehn Meter hohen steilen Hügeln glitt er hinab, in Südende erst, dann auf der Maihöhe bei Steglitz, wo er sich einen Schuppen errichten ließ, von dessen



Konstruktionszeichnungen Otto Lilienthals für ein Gleitflugzeug.
Aus seiner Patentschrift vom 1. September 1893

Dach er absprang — Sprünge von 80 Meter Länge vollführte und häufig höher als der Abflugpunkt gelangte, vom aufwärts streichenden Hangwind getragen und gehoben. Schließlich ging er noch einen Schritt weiter, ließ sich mit neuntausend Mark Kosten einen eigenen Hügel in Lichterfelde aufschütten — Schuttabfälle einer Ziegelei — in der Spitze des kegelförmigen Bergs befand sich ein Schuppen für die Flugzeuge; fünfzehn Meter hoch, nach allen Richtungen gleichmäßig abfallend. Und von dort oben sprang Otto Lilienthal hinaus — um langsam abwärts zu schweben, über die Köpfe der Zuschauer hin. Denn die Berliner kamen bald in hellen Scharen, um den sonderbaren, verrückten Menschen zu sehen. „Der fliegende Mann" — wie seine Schwägerin Anna erzählt — „wurde bei seinem Erscheinen mit lautem Hallo begrüßt und sein Abflug mit Beifall oder abfälligen Bemerkungen bedacht, je nach der Länge der Flüge. Ich entsinne mich aber, daß es einen Augenblick gab, in dem auch diese ewig Munteren verstummten. Das war, wenn der Einsame dort oben über ihnen stand, zum Flug gerüstet, im Begriff, sich mutig den noch ungelösten Rätseln des Luftmeers anzuvertrauen. Dann ging ein Schweigen durch die Menge, war auch das lebhafteste Mundwerk im Banne einer unverständlichen, aber gebietenden Größe, der Größe der Tat..." Auch der Lichterfelder Berg wird zu klein. Er wird auch, eben wegen seiner Kegelform, an der der Wind vorbeigleitet, kaum sonderlich günstig für die Flüge gewesen sein, der Wind streicht seitlich vorbei und wird nicht nach oben geführt.

So blieb Rhinow als letztes und bestes Fluggelände. Die vier Bahnstunden wurden in Kauf genommen.

Von allem wissenschaftlichen Interesse abgesehen — das Flugerlebnis mußte diesen für alle Eindrücke empfänglichen Mann mit unerhörter Gewalt in seinen Bann schlagen. Wir alle, die wir einmal in der Luft gewesen sind, kennen es — aber Lilienthal hatte das Bewußtsein, der erste zu sein. Es wird schwer sein, demjenigen, welcher derartige Gleitflüge nie versucht hat, eine richtige Vorstellung von den Reizen dieser schwungvollen Bewegung zu verschaffen. Die Tiefe, über welche man dahinschwebt, verliert ihre Schrecken, wenn man aus Erfahrung weiß, wie sicher man sich auf die Tragfähigkeit der Luft verlassen kann. Die ganz allmähliche Steigerung dieser luftigen Sprünge führt zu einer Gewöhnung an den Blick aus der Höhe auf die untenliegende Landschaft. Das unbehagliche Gefühl, welches den Kletterer beschleicht, der auf schmalem Gletschergrat seinen Fuß in schlüpfrige Eisstufen setzt oder hoch über dem gähnenden Abgrund sich auf das tragende Geröll verlassen muß, wird häufig den Genuß der prächtigen Aussicht schmälern; denn man weiß sich von Zufällen umlauert, deren jeder das Entsetzliche herbeiführen kann. Diese das Gefühl des Schwindels erzeugende Beklemmung hat nichts gemein mit den Empfindungen des auf die Luft allein sich stützenden Fliegers. Hier zeigt sich die Luft selbst als tragendes Prinzip, indem sie uns nicht nur vom Abgrund trennt, sondern uns auch über demselben schwebend erhält. Wenn man, auf breiten Fittichen ruhend, von nichts als von der Luft berührt, durch nichts als durch den Wind hingleitet, der, auch dem leisesten Drucke gehorchend, unserem Willen sich fügt, so läßt das Gefühl der Sicherheit die Gefahr sehr bald vergessen ... Aber eine solche schwungvolle Bewegung belohnt auch die zur Erlangung der Fertigkeit aufgewendete Mühe, wie es denn überhaupt ein unbeschreibliches Vergnügen ist, hoch in den Lüften über den sonnigen Berghängen sich zu wiegen, ohne Stoß, ohne Geräusch, nur von einer leisen Aolsharfenmusik begleitet, welche der Luftzug den Spanndrähten des Apparats entlockt."

Die Jahre des Erfolgs sind da. Zum erstenmal in der Geschichte fliegt der Mensch, frei und nach seinem eigenen Willen. Aber sie bringen das Glück für Lilienthal nicht. Er hatte sich verändert. Seine ruhige Heiterkeit, die alte Klarheit und Sicherheit erfüllte ihn nicht mehr ganz so wie früher, unruhig und krampfhaft war er geworden. Zuviel lastete auf ihm.

Da war das Theater. Das Ende des Jahrhunderts ist die Zeit des romantischen Sozialismus, der Beginn des Naturalismus in der Literatur. Menschheitsbeglückungspläne tauchen auf, sozialer Schwarmgeist, ehrlicher Idealismus. Lilienthal, wie immer leicht begeistert, hilfsbereit (als einer der ersten hat er schon die Gewinnbeteiligung der Arbeiter an der Fabrik durchgeführt), aber ein schlechter Menschenkenner, war durch Zufall in die Theaterwelt gekommen. Eine schadhafte Heizungsanlage im Ostend-Theater sollte er begutachten; er ließ sich vom Direktor von den Nöten der Schauspieler berichten — und stürzte sich kopfüber in ein neues,

aussichtsloses Gebiet. Er hörte von dem Gedanken eines Zehn-Pfennig-Theaters — einer Idee des Schriftstellers Meyer-Förster; es sollte mit geringen staatlichen Zuschüssen für geringste Eintrittspreise gute Stücke aufführen. Er berauscht sich an dem Gedanken; er selbst organisiert die Bühne, wird Theaterbesitzer, springt, wenn Not am Mann ist, selbst als Schauspieler ein und nimmt, als er einen Heiterkeitserfolg erzielt, Schauspielunterricht — gefangen von dieser sonderbaren, ihm so fern liegenden Welt. Abend für Abend soll das Haus gefüllt gewesen sein; aber der Staat verweigert den Zuschuß, und neue Sorgen lasten auf Lilienthal, Geldsorgen. Vielleicht lassen sich die Gleitflüge zu einem Sport umgestalten, vielleicht ergeben sich da Verdienstmöglichkeiten.

Aber die Gründe, die ihn in diese fremde Tätigkeit trieben, müssen tiefer liegen. Eine gewisse Müdigkeit wird bemerkbar. Er hatte schwere Stürze erlebt, eine tiefe Wunde über dem Auge mußte genäht werden; und — man wird kaum fehlgehen, wenn man dies als das Wesentliche ansieht — er fand nicht das Verständnis, nicht die Anerkennung, die er für seine Gedanken erhoffte. Lilienthal stand allein; niemals hatte er einen andern Mitarbeiter als seinen Bruder gehabt, und wirklich fand sich nach seinem Tode nicht ein Mann in Deutschland, der seinen Weg weitergegangen wäre. Pilcher in England, Ferber in Frankreich, Chanute und die Brüder Wright in Amerika, das waren die einzigen, die seine Arbeiten fortgeführt haben. In diesen Jahren war es, daß er in den Rhinower Bergen, dort in seiner eigentlichen, eigenen Umgebung, zu Meyer-Förster jene resignierten Worte sagte: „Ich selbst bin viel zu alt dazu ..." Niemals hat er mit seiner Familie so gesprochen.

Die Gleitflüge waren in ihrer jetzigen Form zu einem gewissen Abschluß gekommen. Freilich, mit Bewunderung sieht man ihn immer wieder entschiedene Verbesserungen erwägen. Er wußte wohl, daß die hängende Stellung anstrengend war und, des großen Luftwiderstands wegen, ungünstig. Er plante eine andere Lenkung, das Höhensteuer, wie es Wrights einführten und wie es heute noch besteht; dann hätte er in seinem Apparat sitzen oder liegen können. Er hatte Doppeldecker konstruiert, die sich bei gleicher Fläche leichter lenken ließen. Er hatte Kurvenflüge geübt; er wollte zum Motorflug übergehen. Wieder hält er sich an sein Vorbild, den Vogel, und baut einen Motor, der, durch komprimierte Kohlensäure angetrieben, große Schwungfedern an den Flügelenden auf und nieder schlug. Der Weg stand offen. Aber noch machte die Erhaltung des Gleichgewichts Schwierigkeiten. Neue Steuer wurden erwogen. Aber sie kamen nicht mehr zur Ausführung; am letzten Flugsonntag des Jahres 1896 ist er verunglückt.

Noch eine Woche vorher waren die beiden Familien zusammengekommen. Ein Gewitter zog über die Stadt, schwer lastete das Dunkel auf den Menschen. Man sprach, wie immer, über Flugprobleme. Die reinen Gleitflüge, so meinte der Bruder, müssen aufgegeben werden. Otto Lilienthal ist halb überzeugt. Gewiß, die Motorfrage mußte ihrer Lösung zugeführt werden, es ist an der Zeit, neue

Wege einzuschlagen. Aber nur zögernd, so glauben wir, hat er dem Gedanken zugestimmt. Er war, motorlos, nur vom leichten Rauschen der Luft bewegt, durch den Himmel geglitten — er konnte nicht so rasch davon lassen. Die Sorgen seiner Frau schlug er in den Wind — Frauengedanken, furchtsam, unnütze Sentimentalität — wer weiß, wie viel eigene Sorgen er gewaltsam verjagt. „Wenn ich nicht diesen Klotz am Bein hätte" — und er schlägt lachend seiner Frau auf die Schulter — „würde ich noch viel höher fliegen." Es war der letzte Abend.

Am nächsten Tag, am Sonntag, dem 9. August, fuhr er zum letzten Male nach Stölln hinaus, nur von seinem Mechaniker begleitet. Zum letzten Male stand er oben auf dem Hügel, noch einmal wollte er hinaus in die Luft, bevor er die Apparate verpackte und das Winterlager bezog. Er lief an, gegen den Wind, und sprang hinaus, flog, wie tausendmal vorher. War es ein momentanes Versagen der Entschlußkraft, eine Mutlosigkeit, Abschiedsstimmung, als er die Heide unter seinen Füßen sah? Eine Bö packte das Flugzeug, umsonst versuchte er, mit einer jähen, verzweifelten Bewegung der Beine das Gleichgewicht wiederzuerkämpfen — war es ein freudiger Schreck, als der Apparat plötzlich zu steigen begann — schloß er einen Augenblick, einen Herzschlag nur die Augen und träumte sich empor zu den Wolken, zu seinen Vögeln hinauf, träumte vom Fliegen? Wir wissen es nicht — und kein Mensch erlebte das Ende, der es uns zu sagen wüßte. In fünfzehn Meter Höhe, soviel erzählte der Gehilfe, überschlug sich der Apparat, stürzte rauschend, blitzschnell herab auf die Erde! Tödlich verletzt, mit gebrochener Wirbelsäule, zog ihn der Gehilfe aus den Trümmern hervor. Am nächsten Tag starb Otto Lilienthal in der Klinik des Chirurgen von Bergmann. „Opfer müssen gebracht werden", sollen seine letzten Worte gewesen sein.

Wenige Wochen später brachten die Zeitungen die Nachricht von seinem Tod nach Amerika, las Orville Wright seinem kranken Bruder Wilbur in einem kleinen Zimmer in Dayton, Ohio, die Botschaft vor: Lilienthal ist abgestürzt, Lilienthal, dem die beiden amerikanischen Brüder den ersten Entschluß verdankten. Und aus den Fieberträumen jener Nacht, durch die immer wieder das Schreckнis des Absturzes geistert, wächst der harte Entschluß der Brüder: Lilienthal zu rächen am Schicksal, das zu vollenden, was er wollte: fliegen! Am 17. Dezember 1903 gelangen den Wrights die ersten Flüge mit Motorkraft.

Am Sockel des Lilienthal-Denkmals in Lichterfelde stehen die Worte Leonardo da Vincis:

„Einst wird der große Vogel seinen Flug nehmen vom Rücken des Hügels,
die Welt mit Erstaunen, das Universum mit seinem Ruhme füllend,
und ewige Glorie wird sein dem Orte, da er geboren ward."

Georg Schweinfurth

1836—1925

Von

Richard Huelsenbeck

Das auffälligste geopolitische Ereignis der letzten hundert Jahre ist die „Aufhellung" aller dunklen Stellen in den Karten der Erde. Die europäische Kultur hat einen erstaunlichen Siegeszug über beide Hemisphären angetreten, und es ist heute keine Überraschung mehr für uns, wenn wir in illustrierten Zeitschriften Negerhäuptlinge in Cut und Zylinder ihre Reverenz vor dem oder jenem europäischen Potentaten machen sehen. Die Technik (sie wurde in europäischen Hirnen geboren), dargestellt hauptsächlich im Automobil und dem Flugzeug, hat infolge ihrer Zeit und Raum überwindenden Eigenschaften vollendet, was noch vor zwanzig, dreißig Jahren niemand ahnen konnte.

Afrika, der Erdteil, der heute in greifbarer Nähe, sozusagen vor unseren Toren, liegt, war noch vor achtzig Jahren so gut wie unbekannt. Möglich, daß eine Abneigung der weißen Rasse gegen die hamitischen Völker mitspielte: kein Marco Polo hatte Wunderdinge von Afrikas Reichtum berichtet. Was Vasco da Gama getan hatte, schien nutzlos, die Besitzungen der Portugiesen waren ebenso wie sein Herrenvolk in den Augen vieler im Zerfall begriffen. Wozu sich also um Afrika bemühen, das erfüllt war von wilden Negerbanden und Tieren, die man zur Not auf europäischen Jahrmärkten zeigen konnte? Vor fünfzig Jahren gab es kaum Schiffahrtslinien nach Afrika, die auf einige Regelmäßigkeit Anspruch machen konnten.

Der überraschende Vorstoß gegen den „dunkelen Erdteil" ging von dem einzigen seit alters bekannten Kulturland Afrikas aus, von Ägypten. Der Nil, jener Strom, der schon im Altertum Forscher wie Herodot eingehend beschäftigt hatte, fast der einzige wirklich bekannte Fluß der alten Welt, schien sich für die Rolle des Führers in das Unbekannte geradezu anzubieten. Der Ehrgeiz der ersten Engländer und Italiener, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf afrikanische Entdeckungsfahrten ausgingen, richtete sich demgemäß auf die oberen Abschnitte des Nils. Hier, im Sudan, waren sie immer noch in Verbindung mit der Welt der Zivilisation. Es bedurfte weiteren Zeitablaufs, neuer Männer und neuer Kühnheit, um sich von der Vorstellung des rettenden Flusses zu befreien und den Eroberermarsch in das dunkle Zentrum Afrikas anzutreten.

Es ist für uns eine Freude, festzustellen, daß gerade Deutsche sich hervorragend an dieser, ich möchte sagen zweiten Entdeckung Afrikas beteiligten. Männer wie Barth, Rohlfs und Georg Schweinfurth gelten heute als Vorkämpfer des Trupps von Pionieren, die von innen her das vollendeten, was

Vasco da Gama seinerzeit von außen her versucht hatte: die Aufschließung eines Erdteils zum Nutzen der europäischen Völker und damit der ganzen Welt.

Georg Schweinfurth, der durch eine Reise in das Innere Afrikas Weltruhm erlangte, wurde in Riga im Jahre 1832 geboren. Hierhin war sein Vater, der vor der Konskription Napoleons fliehen mußte, ausgewandert. Die Zeit, in der Georg Schweinfurth seine Jugend erlebte, war noch von den Idealen der deutschen Klassik erfüllt, und es ist kein Zweifel, daß dem begabten Knaben die Gestalt Alexanders von Humboldt als Ideal vorschwebte. (Humboldt starb erst im Jahre 1859.) So wie Alexander von Humboldt verband Schweinfurth zeit seines Lebens praktische Welt- und Menschenkenntnis mit dem Begriff der reinen Wissenschaft. Daß Schweinfurth Naturwissenschaftler werden wollte, stand bald fest, aber im Gegensatz zu Humboldt blieb er der biologischen Seite der Naturwissenschaft treu, er wurde Botaniker, und seine exakten wissenschaftlichen Leistungen liegen auf diesem Gebiet. Seine riesigen Sammlungen sind heute ein Besitz des Dahlemer Botanischen Gartens.

Schweinfurth suchte nach Gebieten, auf denen man noch botanische Entdeckungsfahrten machen konnte, und er kam dabei auf die westlichen Ufer des Roten Meeres. Mit viel Mühe und unter starker Beanspruchung der Familienkasse gelang es ihm, hierhin eine Reise zu machen. Er fuhr mit einer einfachen Nilbarke das westliche Ufer des Roten Meeres hinauf. Der Suezkanal existierte damals noch nicht. So kam er botanisierend bis Suakin. Von dieser Stadt kehrte er auf dem Landweg nach Kairo, in die zivilisierten Gegenden, zurück.

Die Tat Schweinfurths war ungewöhnlich und kühn, er reiste als einziger Weißer, nur von einigen arabischen und ägyptischen Dienern begleitet, durch das Gebiet des wilden Bischarin-Stammes. Schweinfurth brachte um der Botanik willen sein Leben unter diesem Kriegervolk, das selbst von den Türken, den damaligen Herren Ägyptens, gefürchtet wurde, öfter in Gefahr, verstand es aber infolge seiner geschickten Menschenbehandlung, sich immer wieder drohenden Situationen zu entziehen.

Dies war Georg Schweinfurths erste Reise, und er zeigte hierbei schon alle die Eigenschaften, die ihn zur späteren großen Entdeckungsfahrt ins Innere Afrikas befähigten. Er war kühn, ohne verwegen zu sein, und trieb seine Unternehmungslust nie weiter, als es seine wissenschaftlichen Zwecke erforderten. In seiner ganzen Haltung zeigt sich eine vernünftige Beschränkung, mit der er seinen Untergebenen und den ihm begegnenden primitiven Völkern Vertrauen beizubringen versteht.

Wenn Georg Schweinfurth nichts weiter gewesen wäre als Botaniker, so hätte sich der Chronist an dieser Stelle nicht mit ihm zu beschäftigen. Der Autor gesteht, daß er zu wenig botanisch gebildet ist, um die Ergebnisse Schweinfurths auf diesem Gebiet eingehend würdigen zu können. Was uns fesselt, ist die Tatsache, daß dieser Forscher einer der besten Repräsentanten des damaligen deutschen Geisteslebens war und daß er damit sich die Anerkennung der ganzen zivilisierten Welt erzwang. Schweinfurth ging von dem Spezialgebiet der Botanik aus, um dann

seine Interessen immer weiter und weiter zu stecken, er wurde schließlich, wie Alexander von Humboldt, wenn auch auf ganz andere Weise und in anderem Sinn, ein Polyhistor. Schweinfurth war insofern ein typischer Deutscher, als sein unablässiger Wissensdrang keine Grenzen kannte, er war ein Idealist, obwohl ganz Ausdruck einer rationalistischen Zeit.

Mit Alexander von Humboldt war die Naturphilosophie zur Naturkunde fortgeschritten. In seiner Gestalt ist der Übergang zu dem Abschnitt der Empirie, die uns später so viel überraschende Erfolge gebracht hat, deutlich sichtbar. Was Schweinfurth bedeutend macht, ist die Tatsache, daß er die geistesgeschichtliche Linie der deutschen Naturerfassung fortsetzt, er ist nicht nur spezialistischer Sammler, er steht unserer Arbeitsmethode doch schon unendlich viel näher, indem er sich nicht wie Humboldt um eine Kosmologie, sondern um einen Erdteil, um Afrika, ja um ein besonderes Problem, um die Entdeckung der Nilquellen bemüht.

Obwohl Schweinfurth bestrebt war, seine Allgemeininteressen dem botanischen Spezialismus unterzuordnen, wuchs er doch, je länger er lebte, um so deutlicher in die geistesgeschichtliche Atmosphäre hinein. Hier liegt einer der Hauptreize dieser Persönlichkeit, und wenn er, wie Besucher berichten, bei allem, was er sagte, vom Hundertsten ins Tausendste kam, so war das bei ihm keine Banalität, sondern pantheistische Inbrunst.

Nach Beendigung der Reise am Roten Meer drängte es ihn, seine Reisetätigkeit fortzusetzen. Das neue Ziel stellte sich von selbst vor ihm auf. Die Berührung mit den primitiven Negerrassen des Sudans wurde für ihn entscheidend; hier unten lagen in mystischem Halbdunkel, noch fast unberührt von der Neugier Europas, zahllose ungehobene kulturelle Schätze.

Wie immer bei der Leistung genialer Naturen, zeigte sich ein Zusammentreffen von glücklichen Umständen und besonderen Fähigkeiten. Wäre Schweinfurth damals nur ein weltfremder Gelehrter gewesen, hätte er seine Reise zu den Nilquellen nie machen können. Die Tatsache, daß sich die Humboldt-Gesellschaft auf Grund der Ergebnisse seiner ersten Studienfahrt zur Finanzierung einer zweiten bereit erklärte, nahm Schweinfurth die materiellen Sorgen, aber mit Geld allein war in diesem Fall nichts getan. Die Schwierigkeiten, Reisen in die Tropen zu unternehmen, und dazu in Gebiete nachgewiesen gefährlicher kannibalischer Völkerschaften, waren damals sehr groß. Um eine Expedition mit vielen Mitgliedern zusammenzustellen, reichten die Geldmittel nicht. Was einem geschehen konnte, wenn man allein reiste, zeigte das Schicksal des Italieners Giovanni Miani, der an Fieber und Hunger elend zugrunde gegangen war.

Die lebenskünstlerische Art, die bei Schweinfurth so bewundernswert ist, ließ ihn gleich erkennen, wo der praktische Angriffspunkt seines Planes lag. Er hatte es bei seiner Aufgabe mit drei im Kampf liegenden Parteien zu tun: mit der ägyptischen Regierung, mit den arabischen Elfenbein- und Sklavenhändlern und mit den Häuptlingen der Negerstämme.

Da die Reise von Chartum, am oberen Nil, ausgehen sollte, mußte sich Schweinfurth mit den dort ansässigen Kaufleuten gut stellen, die damals von der Regierung in Kairo ziemlich unabhängig als Besitzer des Sudans schalteten und walteten. Mit Hilfe von Empfehlungen mannigfaltiger Art (auch der Konsul des Deutschen Bundes spielte dabei eine Rolle) gelang es Schweinfurth, bei den mächtigen Händlern Zutritt zu gewinnen und ihre Bedenken gegen sein Unternehmen zu zerstreuen. Da die ägyptisch-türkische Regierung ihn für einen Spion und die Chartumer Kaufleute ihn für einen angehenden Konkurrenten im Sklaven- und Elfenbeinhandel hielten, war die Erwerbung des allseitigen Vertrauens nicht leicht und bedurfte vieler diplomatischer Künste. Endlich gelang es, einen Kontrakt abzuschließen, der dem deutschen Forscher Georg Schweinfurth das ungehinderte Bereisen des Gebietes am Gazellenfluß (Nebenfluß des Weißen Nil) sicherte. Dieser Kontrakt wurde vom ägyptischen Generalgouverneur in Chartum und den angesehensten Kaufleuten unterschrieben.

Mit dem Kopten Ghattas brachte Schweinfurth einen besonderen Vertrag zustande, der es ihm ermöglichte, sich den Leuten dieses Elfenbein- und Sklavengroßhändlers anzuschließen. Man versprach ihm jeden möglichen Schutz, die Lieferung von Nahrungsmitteln und im Notfall die Stellung von Bewaffneten.

Diese Verträge sind exakt ausgeführt worden, und Schweinfurth hat später in seinem Hauptwerk „Im Herzen von Afrika" (der großen Beschreibung seiner Reise) öfter Gelegenheit genommen, sich für die Bemühungen aller Beteiligten zu bedanken. Es stand also jetzt dem Aufbruch nichts mehr entgegen, und am 5. Januar 1869 segelte Schweinfurth mit den Ghattasleuten den Nil hinauf, seiner Bestimmung entgegen.

Es ist natürlich an dieser Stelle unmöglich, die einzelnen Phasen der Schweinfurthschen Reise zu verfolgen, geschweige denn über die zahllosen kleinen Abenteuer und Zwischenfälle zu berichten, aber wir müssen doch, um die Bedeutung der Tat zu verstehen, einen großen Überblick geben.

Chartum liegt ungefähr auf dem fünfzehnten Grad nördlicher Breite, und nur wenig unterhalb der Stadt teilt sich der Nil in die beiden Arme, die man als Weißen und Blauen Nil bezeichnet. Der Blaue Nil fließt von den wilden Hochgebirgen Abessiniens herab und trifft in stumpfem Winkel in Chartum auf den sogenannten Weißen Nil, der den eigentlichen Hauptstrom bildet. Bis zum bekannten Ort Faschoda, der genau auf dem zehnten Grad nördlicher Breite liegt, fließt der Weiße Nil gerade, er ist schiffbar, wenn auch mit einiger Gefahr wegen zahlreicher Katarakte und schwimmender Grasinseln. Die Schilluk und Dinka, Negerstämme, um deren Unterwerfung die Ägypter damals noch vergeblich kämpften, bewohnen die Ufer dieses Flusses.

Das eigentliche Herz Afrikas, wenn man so sagen darf, beginnt erst da, wo der Weiße Nil nach Westen abbiegt und sich unter dem Namen Gazellenfluß in viele kleinere Nebenflüsse aufteilt. Die mächtigsten davon, der Bahr el Arab und der

Bahr el Gebel, ſind bekannt als die Hauptquellflüſſe des Nils. Zwiſchen ihnen, alſo im Gebiet des fünften und zehnten Grades nördlicher Breite, nur noch einen Schritt vom Äquator entfernt, beſuchte Schweinfurth die Bongo-Völkerſchaften und die Niam-Niam, Wilde mit allen Eigenſchaften der Wildheit, vor allem der Menſchenfreſſerei.

Munſa, der König der Monbuttu, in vollem Staat auf ſeinem Thron. Nach einer Zeichnung von Georg Schweinfurth, 1870. Aus ſeinem Reiſewerk „Im Herzen von Afrika"

Wenn man dieſe Berichte Schweinfurths lieſt, kommt einem die Schnelligkeit des Zeitablaufs ſeit der Erſchließung Afrikas zum Bewußtſein. Die Stämme, die damals noch ihre Feinde beim Siegesmahl verſpeiſten, ſind heute geſittete Untertanen engliſcher Kolonialreſidenten — ſechzig Jahre haben genügt, eine Welt zu verändern. Da, wo damals die Ghattasleute ihre Seriben (primitive, aus Pfahlwerk gebaute Stationen) hatten, ſtehen heute ſtattliche Steinhäuſer, es gibt Autoſtraßen und ſogar Poſtverbindung. Schweinfurth hat als der echte Rationaliſt, der er war, an einen Fortſchritt der Kultur geglaubt. Er geſteht zu, daß ohne das Intereſſe am Elfenbein (das den herrlichen Elefanten heute faſt der Ausrottung nahegebracht hat) und ohne den Sklavenhandel, den er haßt, die Erſchließung Afrikas ſich noch jahrzehntelang, vielleicht jahrhundertelang, hinausgezögert haben würde. Er traut zwar den Nubiern und Arabern, die damals aus rein geſchäftlichem Egoismus an der „Erſchließung" Afrikas arbeiteten, nicht viel zu, aber angeſichts der Wilden ſind ſie doch ziviliſationsbeleckte Menſchen. Schweinfurth billigt die Art der Eroberung Afrikas nicht, aber daß ſie ſtattfindet, hält er im Sinn des allgemeinen Fortſchritts für einen notwendigen Prozeß.

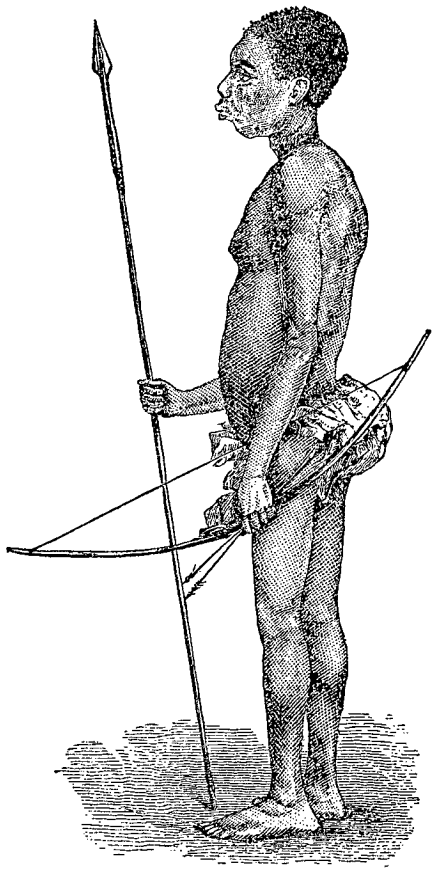
Einzug der Expeditionskarawane von Georg Schweinfurth in die Residenz des Maoggu-Häuptlings Isingerria, 1870. Aus Schweinfurths Reisewerk „Im Herzen von Afrika"

Es äußert sich darin die Tragik aller menschlichen Unternehmungen. Der geschichtliche Ablauf der Ereignisse scheint mir unabhängig von den menschlichen Absichten zu sein. Im Gegensatz zu denen der Chartumer waren Schweinfurths Motive rein wissenschaftlich, moralisch gesprochen, gute, ja fast ästhetische, und der Erfolg aller Teile ist der gleiche: Beseitigung des Urzustands durch Zivilisation und Technik.

Einer der Höhepunkte der Schweinfurthschen Reise ist der Besuch bei dem Kannibalenstamm der Monbuttus und ihrem Gewaltherrscher Munsa. Mohamed, der Leiter der Ghattasschen Abteilung, der schon früher bei Munsa gewesen war, erreichte für Schweinfurth eine Audienz bei Munsa. Um Schweinfurths schriftstellerische Technik zu zeigen, würden wir gern das ganze Kapitel über den Munsa-Besuch hierhersetzen. Leider fehlt dazu der Platz, aber die Beschreibung Munsas soll an dieser Stelle stehen. Sie ist bezeichnend für die fast fotografische Treue und Genauigkeit der Schweinfurthschen Berichte.

„Den Blick gleichgültig vor sich hingerichtet, naht schließlich derben Schritts der rotbraun gesalbte Cäsar, gefolgt von einer Schar seiner Lieblingsweiber, in Putz und Haltung wild, romantisch, malerisch. Ohne mich eines Blickes zu würdigen, wirft er sich auf die niedrige Thronbank und betrachtet seine Füße. Ein imposanter Federhut beschattete Munsas Haupt und saß über anderthalb Fuß hoch auf der Höhe des Scheitels, indem derselbe, wie es die Monbuttumode vorschreibt, den oberen Teil des Chignons bedeckte. Dieser Hut bestand aus einem

schmalen Zylinder aus feinem Rohrgeflechte und war außen mit drei Etagen von roten Papageifedern besetzt, große Federbüsche derselben Art krönten die Spitze. Einen Schirm hatte der Hut nicht, wohl aber war vorn über dem Scheitel nach Art der Schirmwehr am Normannenhelme ein halbmondartiges Gebilde aus Kupfer angebracht. Die durchbohrten Ohrmuscheln trugen fingerdicke Kupferstäbe. Am ganzen Leib war der König mit der landesüblichen Schminke von Farbholz eingerieben, welche seinem ursprünglich hellbraunen Körper die antike Färbung pompejanischer Hallen verlieh. Seine einzige Kleidung, gleichfalls durch nichts von der allgemeinen Mode des Landes abweichend, nur von ausgesuchter Eleganz und Feinheit, bestand in einem großen Stück aufs sorgfältigste verarbeiteter Feigenrinde, welche mit demselben Farbstoff imprägniert war, der als Schminke diente, und umhüllte in äußerst kunstvollem Faltenwurf den halben Körper, Kniehosen und Leibrock zugleich darstellend. Fingerdicke, stielrunde Riemen von Büffelhaut, welche im Schoße zu einem kolossalen Knoten verschlungen waren und an den Enden schwere Kupferkugeln trugen, hielten als Gürtel das schönbesäumte Rindenzeug an den Hüften zusammen. Um den Hals hing ein feingegliederter Kupferschmuck, der einen Strahlenkranz über die ganze Brust warf, und an den nackten Armen waren sonderbare, mit Ringen beschlagene Zylinder befestigt, ähnlich den Trommelschlägeln, welche ein Tambour bei sich trägt. An den Gliedmaßen des Unterarms und des Schienbeins wanden sich spiralige Kupferringe hinauf, und unter dem Knie hatte man je drei glänzend hornartige, aus Hippopotamushaut geschnittene und gleichfalls kupferbeschlagene Ringe befestigt. In der Rechten schwang Munsa als Zeichen seiner Würde den sichelförmigen Monbuttusäbel, an diesem Platze eine Luxuswaffe, aus purem lauterm Kupfer . . ."



Krieger des Pygmäen-Stammes der Akka, die Schweinfurth in Zentralafrika entdeckte. Nach einer Zeichnung Schweinfurths aus dem Reisewerk „Im Herzen von Afrika"

Eine der wertvollsten Entdeckungen Schweinfurths ist die des Negerzwergstamms der Akka-Akka, die auf der Wasserscheide zwischen Nil und Kongo, etwa auf dem fünfundzwanzigsten Grad östlicher

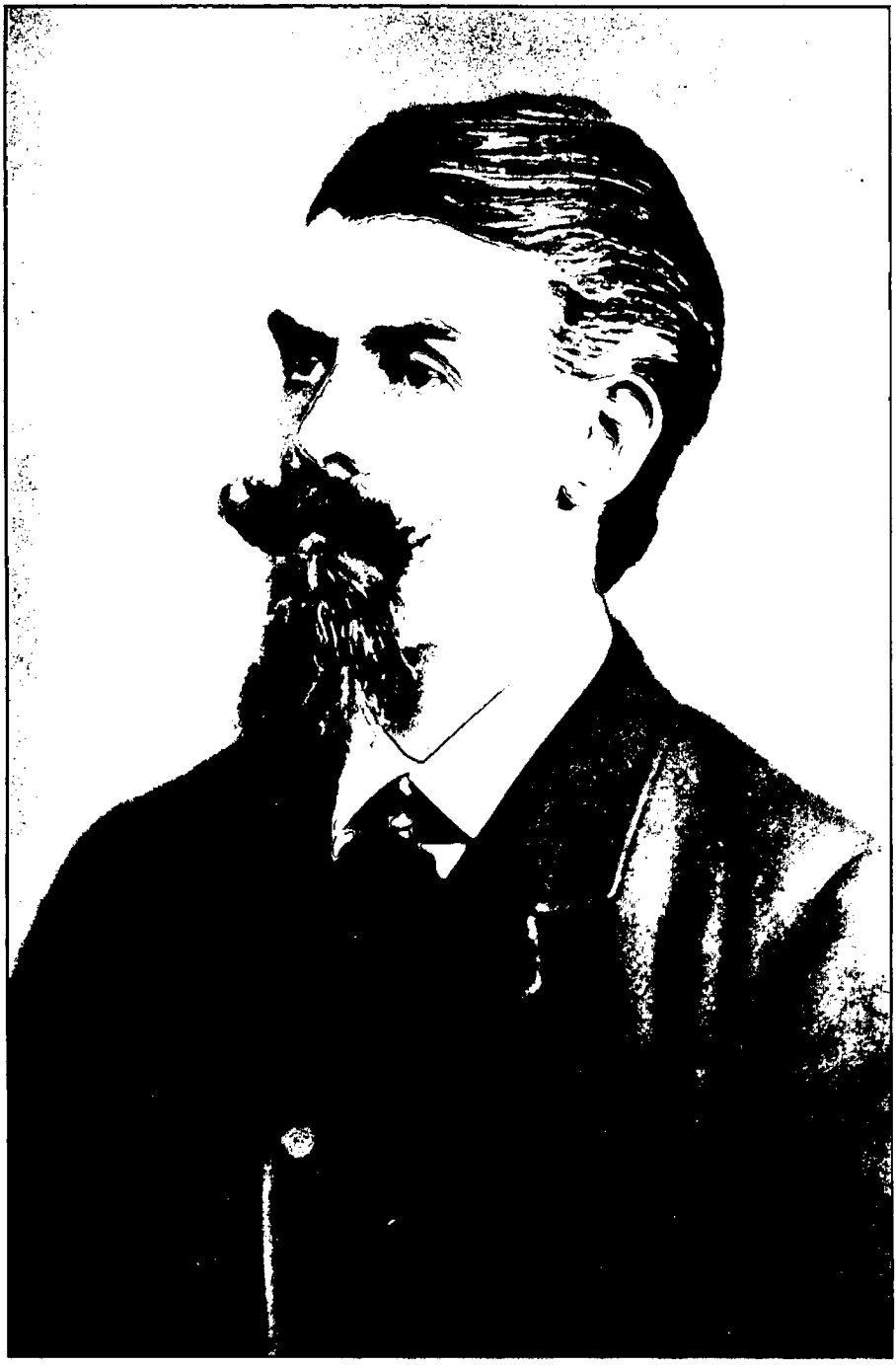
Länge, unweit des Äquators wohnen. Gerüchte von der Existenz dieser Völker waren schon früher über den Sudan nach Ägypten gedrungen; Homer und Herodot hatten von ihnen berichtet, aber man hatte diese Gerüchte als dichterische Phantasie betrachtet und nicht ernst genommen. Es blieb Georg Schweinfurth, unserem deutschen Forscher, vorbehalten, die Wahrheit solcher Behauptungen durch seine Entdeckung zu erhärten. Schon vor ihm hatten Reisende Berichte über das Vorkommen des Negerzwergstammes mitgebracht, und da man sie, wie Schweinfurth wohl wußte, ebensowenig ernst genommen hatte wie die des Homer und des Herodot, entschloß er sich zu einer überzeugenderen Beweisführung. Er erbat sich einen jungen Akka zum Geschenk und mit ihm, der den Namen Nsewue trug, kehrte er zu der erstaunten Zivilisation zurück. Mit großer Liebe beschreibt er seinen Schutzbefohlenen Nsewue und seine seltsamen Gewohnheiten und ist sehr betrübt, von seinem Tod (Nsewue starb bald an Tuberkulose) Meldung machen zu müssen. Wie wichtig die wissenschaftliche Entdeckung der Akkas für die Rassenforschung in Afrika geworden ist, darüber spricht an verschiedenen Stellen seiner Werke Leo Frobenius. Nach Schweinfurths Meinung sind die Akkas mit den Buschmännern Südafrikas verwandt, eine Behauptung, die immerhin einiges Licht auf die Herkunft dieser Rasse werfen könnte, deren Höhlen und Steinzeichnungen heute mehr denn je die Bewunderung der Forscher erregen.

Wir sagten, daß die Akkas auf der Wasserscheide des Nil und des Kongo wohnen. Es war Schweinfurth, der dies erstmalig mit wissenschaftlicher Sicherheit sagen konnte, denn bis zu seiner Reise wußte man nicht genau, ob diese beiden größten Flüsse Afrikas nicht einem Stamm entsprängen. Es war eine der Hauptaufgaben seiner Reise, diese Frage zu klären, und er tat es, indem er zum erstenmal in wissenschaftlicher Form die Existenz des Uëlle nachwies, eines der Quellflüsse des Kongostroms.

Hierdurch konnte man sich nun, kartographisch gesprochen, zum erstenmal ein richtiges Bild von Afrika machen, und seit der Bekanntwerdung des Uëlle hatte der dunkle Erdteil wirklich aufgehört, dunkel zu sein.

Abschließend ist zu sagen, daß die Reise Schweinfurths nicht nur eine Anzahl wichtiger Entdeckungen auf botanischem, zoologischem, geographischem und vor allem ethnologischem Gebiet herbeiführte, sondern — und das ist vielleicht ein noch größerer Erfolg, weil daran die Dauer der Wirkung zu messen ist — eine Unzahl von heute noch diskutierten Fragen aufwarf.

Als Schweinfurth in Kairo vom Vizekönig mit großen Ehren empfangen wurde, machte er sich weniger aus dem äußerlichen Triumph als aus dem Gefühl seiner eigenen Zufriedenheit. Das, was er erstrebt hatte, war wirklich gelungen. Wenn auch seine Bescheidenheit später die erreichten Erfolge fast nur auf dem botanischen Spezialgebiet zugeben wollte, so spricht doch das große Reisewerk „Im Herzen von Afrika" (es kam bald darauf in London heraus) auf jeder Seite dagegen. Schweinfurth hatte gezeigt, daß er ein großer Gelehrter, ein großer Künstler und ein Mensch von ungewöhnlichem Format war.



Georg Schweinfurth, 1879

Eintreffen eines Hagenbeckſchen Tiertransports aus dem Sudan
im Tierpark am Neuen Pferdemarkt in Hamburg. Gemälde von H. Leutewein, 1875

Carl Hagenbeck in ſeinem Stellinger Tierpark, 1906

Die Forschungsmethode Schweinfurths, die, wie im Anfang angedeutet wurde, auf den Geist der deutschen Klassik zurückgeht, sollte zu dem wachsenden Erfolg nicht wenig beitragen, indem sie bald Schüler und Nachahmer fand. Wenn man ein Wort für sie gebrauchen will, das erst in jüngster Zeit unter Berufung auf die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes bekannt geworden ist, so tut man dem Genius Schweinfurths kein Unrecht. Seine Methode ist eine kulturmorphologische. Das heißt, daß er die ihn umgebenden neuen Dinge so beschreibt, daß sie durch das Gesetz der Analogie (des Vergleichs) in ihrer Gesetzmäßigkeit deutlich werden. Die große innere Ausgeglichenheit dieses Gelehrten, die ihm jeden Gegenstand gleich wichtig erscheinen läßt, ist mit dem Begriff der Naturverbundenheit zu wenig gekennzeichnet. Schweinfurth hatte nicht mehr wie Alexander von Humboldt Dichtwerke über die Natur in der Tasche, er wurde von einem sehr modern anmutenden Willen zur Exaktheit getrieben. In der Verschiedenheit seiner klassischen und modernen Anlagen erfüllt sich sein seltenes Talent.

Zur Charakteristik Schweinfurths darf nicht unerwähnt bleiben, daß er ein großer Gegner des Sklavenhandels war, mit dem die Chartumer Kaufleute, seine Protektoren, ihr Geld verdienten. Wo sich ihm Gelegenheit bietet, weist er auf die Schrecklichkeit des damals im Sudan überall üblichen Menschenhandels (er ist heute noch immer in Abessinien im Schwange) hin, und die Tatsache, daß sein Werk gleich einen großen Londoner Verleger fand, dürfte auf die Rechnung dieser Meinung zu setzen sein. Diese Gegnerschaft, so sehr sie aus den Idealen der damaligen Zeit, die eine besondere Vorstellung von Freiheit und Fortschritt hatte, zu erklären ist, war doch für Schweinfurth eine Herzensangelegenheit, wie er denn überhaupt keine Meinung vertrat, ohne fest an sie zu glauben.

Obwohl Schweinfurth während seiner Reisen niemals besondere Heldentaten vollbracht hat, macht doch seine Person den Eindruck der Festigkeit und der Kühnheit. Die Härte, vor der er, wenn sie als notwendig erkannt war, nicht zurückwich, steht in schroffem Gegensatz zur Weichheit eines Emin Pascha, der zwanzig Jahre später als Schweinfurth die gleichen Gegenden durch die Tragödie seines Untergangs erneut ins Licht rückte und für den Schweinfurth, als die Kunde seiner Not zu ihm drang, mit allen Kräften sich einsetzte.

Emin Pascha war eine Art Fortsetzer der Schweinfurthschen Lebensarbeit, auch er Botaniker und Gelehrter, aber da die Welt sich in den zwanzig Jahren, die seit Schweinfurths Reise vergangen waren, völlig verändert hatte, mußte Emin Paschas Geschick anders verlaufen. Während Schweinfurth das Glück hatte, sozusagen das letzte verzogene Kind einer Zeitepoche zu sein, in der es keine wirtschaftlichen Sorgen gab, war der Pascha schon Exponent einer industriellen Epoche. Der Aufstand des Mahdi, der der Anfang vom Ende Emin Paschas war, wurde durch das Vordringen der westlichen Maschinenzivilisation und ihrer Anschauungen ausgelöst. Es war ein nationaler arabischer Protest von einer

heute noch bestaunten Gewalt und (man kann es sagen, ohne den Verhältnissen Zwang anzutun) Gewalttätigkeit. Als Schweinfurth in Chartum ankam, fühlten sich die arabischen Kaufleute durch keinerlei fremde Zivilisation bedroht, wie groß auch ihr Mißtrauen war, als aber Emin Pascha in Ladó als Gouverneur über die ägyptische Äquatorialprovinz herrschte, brachte sie jeder Einspruch gegen ihren gewohnten Sklavenhandel zu höchster Wut.

Den großen Fehler Emin Paschas (er trat, um sich Vorteile zu verschaffen, zum Mohammedanismus über) hätte Schweinfurth sicher nicht begangen, schon deshalb, weil er im Grunde religiös indifferent war und in der Zugehörigkeit zu irgendeiner Glaubensgemeinschaft keinen Vorzug sehen konnte. Schweinfurth war noch zu sehr Nachfahre des achtzehnten Jahrhunderts, um sich in Weltanschauungen zu verstricken, und er war ehrlich erschüttert, als er vom Tod des Paschas erfuhr, der von mohammedanischen Sklavenhändlern umgebracht worden war.

Man bekommt ein besseres Bild von der Gruppe deutscher Forscher, zu denen Schweinfurth gehört, wenn man sie mit den „Aufhellern" Afrikas der späteren Zeit vergleicht. Die verschiedene Rasse spielt dabei eine aufschlußreiche Rolle, und wenn man zum Beispiel wissen will, weshalb England und nicht Deutschland die Welt erobert hat, so werfe man einen Blick auf Stanley, der in der Emin-Pascha-Tragödie die Rolle des Mephisto gespielt hat. Während Schweinfurth den Verlust seiner Sammlungen durch einen Grasbrand betrauert, während ein Mann wie Emin Pascha gar erscheint wie ein Kind, das sich im Märchenland des Sudan verirrt hat, spielt Stanley, den die Neger wegen seines harten Charakters „Bula Matari", den „Steinzertrümmerer", nennen, mit Menschenleben wie mit Dominosteinen. Kein Mensch könnte Schweinfurth vorwerfen, daß er bei seiner Reise andere als wissenschaftliche und künstlerische Zwecke verfolgte (nur weil sie von der Reinheit dieser Absichten überzeugt waren, gaben ihm der ägytische Vizekönig und die Chartumer Kaufleute ihre wichtigen Empfehlungen). Stanley aber war nicht einmal imstande, eine Hilfsexpedition zugunsten des schwer bedrohten Emin Pascha zu unternehmen, ohne in das Mitleid seine geschäftlichen Interessen einzubeziehen. Und was für Interessen! Man kann sagen, daß sie in ihren Absichten wahrhaft großzügig waren. Rohlfs, Barth, Schweinfurth und auch Emin Pascha hätten keinen Augenblick gezögert, den Negern, die Afrika bewohnten, auch das Besitzrecht dieses Erdteils zuzugestehen. Während sie von der idealen Vorstellung einer kulturellen Durchdringung ihrer Forschungsgebiete erfüllt waren, gab sich Stanley keinen Skrupeln hin. Ob man es Zynismus oder weise Voraussicht nennen will, er betrachtete Afrika, selbst die Gegenden, die er noch nicht betreten hatte, als selbstverständlichen Besitz seiner Auftraggeber. Er brachte es sogar fertig, während er Emin Pascha zu Hilfe eilte, deren zwei im Hintergrunde bereit zu haben, die Königin von England und den König von Belgien.

Kommen wir nach dieser Abschweifung zu Schweinfurths Lebensweg zurück. Er legte für die Humboldt-Gesellschaft, die ihn fortgeschickt hatte, große Ehre ein und machte die deutsche Afrika-Wissenschaft in der ganzen Welt berühmt. Die Londoner Geographische Gesellschaft sandte ihm ihre goldene Medaille zu und ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied. Diese Gesellschaft besaß damals eine einzig dastehende Autorität, und durch die ungewöhnliche Ehrung, die sie dem deutschen Wissenschaftler hatte zuteil werden lassen, war er unter die Forscher von großem internationalem Rang aufgerückt. Damals hatte Schweinfurth kaum das vierzigste Lebensjahr überschritten. Noch fünfzig Jahre der Arbeit standen vor ihm, eine unendliche Wegstrecke war noch zu durchschreiten. Obwohl Schweinfurth während seiner Reisen häufig am Fieber gelitten hatte, war seine Gesundheit in bester Verfassung. Er selbst schrieb seine ungewöhnliche Zähigkeit seiner Mäßigkeit zu, auf seinen Reisen hatte er manchmal tagelang nur von Walnüssen gelebt.

Nach Beendigung seiner großen Afrikareise nahm Schweinfurth dauernden Wohnsitz in Kairo, fuhr aber jedes Jahr auf kurze Zeit nach Deutschland. Er hatte in Kairo eine Wohnung in der Nähe des berühmten Ebekieh-Parks, und wenn er zum Fenster hinaussah, taten sich ihm die Wunder der geliebten tropischen Pflanzenwelt auf.

Der Khedive, der Herrscher Ägyptens, wußte die Bedeutung seines deutschen Gastes wohl zu schätzen und zeigte ihm bei jeder Gelegenheit seine Gunst, so sehr, daß Schweinfurth als sein besonderer Vertrauter galt und häufig von allerlei Leuten, die etwas von der ägyptischen Regierung erreichen wollten, als Vermittler angegangen wurde. Der Khedive betraute Schweinfurth mit der Gründung einer ägyptischen Sektion der Londoner Geographischen Gesellschaft und ernannte ihn zu ihrem Ehrenvorsitzenden. Hierdurch wurde aus dem Privatgelehrten eine offizielle Persönlichkeit, mit der sich alle naturwissenschaftlichen Körperschaften der Welt in Verbindung setzten.

Schweinfurth hatte mit seinem Afrikawerk für damalige Zeiten eine Menge Geld verdient, er benutzte es aber nicht für sich selbst, sondern steckte es gleich in neue Reiseunternehmungen. Da er sich für das Problem der Wüsten zu interessieren begonnen hatte, wandte er sich im Jahre 1875 der Erforschung der östlichen Wüstengebiete Ägyptens zu. Er besuchte die Oase Chargeh in der Libyschen Wüste. Im Jahre 1880 war Schweinfurth im Libanon, im Jahre darauf machte er eine Reise nach der merkwürdigen und selten betretenen Insel Sokotra, die östlich vom Kap Guardafui am Ausgang des Golfs von Aden im Indischen Ozean liegt.

Mit fortschreitendem Alter nahm Schweinfurths Interesse für das klassische Ägypten zu. Er wurde einer der ersten Erforscher des ägyptischen Altertums, und es ist anerkannt, daß die heutige große Schätzung der alten ägyptischen Kultur auf Schweinfurths Einfluß zurückzuführen ist. Seine Art, zu denken, blieb die

gleiche „induktive", von der Beschreibung des Gegenstands ausgehende, ob es sich nun um vorgeschichtliche ägyptische Kulturprobleme, um Botanik oder Reiseberichte handelte. Die Zähigkeit, mit der Schweinfurth die ägyptischen Fragen behandelte, überwand sogar seine Junggesellenscheu gegen die Frauen. Freunde berichten, daß er sich für die Schönheit der ägyptischen Frauen ganz besonders interessiert habe.

Schweinfurths letzte Reisen wurden zu einigen Wüstenklöstern gemacht, die dreihundert Kilometer südlich von Kairo liegen. Er wollte die Religion der Kopten erforschen und durch sie Einblicke in die erste Zeit des Christentums erlangen. Das Ende von Schweinfurths Leben war beschattet durch den Weltkrieg und das Unglück Deutschlands. Obwohl in Riga geboren, hatte er sich stets als Deutscher gefühlt und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, für sein Vaterland einzutreten. Deshalb verließ er, als der Weltkrieg ausbrach, die so sehr geliebte Wohnung in Kairo und siedelte nach Deutschland über. Die Inflation brachte ihn um den größten Teil seines kleinen Vermögens, so daß er die Bitternis erlebte, im hohen Alter auf wohltätige Freunde angewiesen zu sein. Zuletzt arbeitete er am Botanischen Institut in Dahlem, und dort, im Botanischen Garten, ist Schweinfurth, als er im Jahre 1925 starb, beerdigt worden.

Wenn wir nun noch einmal den Blick über das Leben und die Arbeit Georg Schweinfurths gleiten lassen, erkennen wir besser die Berechtigung der Behauptung, er sei mehr eine geistesgeschichtliche als eine spezialwissenschaftliche Größe gewesen. Er war ein Polyhistor im deutschen Sinne, ein Universalist, ein Mensch, der bis ins höchste Alter von ehrlichem Interesse und glühendster Liebe für die Welt und ihre Buntheit erfüllt war. Schweinfurths kühner Vorstoß in das dunkle Herz Afrikas wird als Tat eines Soldaten der Zivilisation unvergeßlich bleiben, wenn längst seine einzelnen Forschungsergebnisse überholt und veraltet sein werden.

Georg Schweinfurth war ein Kind seiner rationalistischen Zeit, und deshalb kann man seine Arbeit nur verstehen, wenn man sich die Zeit klarmacht, in der sie entstand. Wir stehen auf einem anderen Planeten. Wir haben Erlebnisse gehabt, die unserem ganzen Denken eine andere Richtung gegeben haben. Aber andererseits sind wir als Deutsche doch zu sehr Kinder unserer klassischen Kultur, um die Ideale Schweinfurths zu verkennen. Er war ein Abkömmling Schillers und Goethes, durch das Schicksal verschlagen ins Innerste Afrikas, aber auch dort zeugend von deutschem Geist und deutscher Weltauffassung. Er ist an seine Zeit gebunden und ragt doch über sie hinaus durch seine Menschlichkeit. Wenn man sich mit seinen Arbeiten beschäftigt, beginnt man ihn als Menschen zu lieben. Das ist das Ewige und Beispielhafte seiner Erscheinung, und deshalb wird das, was er gedacht und gewollt hat, nicht untergehen.

Carl Hagenbeck

1844—1913

Von

August Heinrich Kober

Jeder weiß: was Hagenbeck ist; aber wenige wissen: wer Hagenbeck ist. Hagenbeck bedeutet für alle Menschen, in allen Lebensaltern, in allen Ländern, in allen Sprachen: Tierfang, Tierhandel, Tierdressur, Tierpark, Schaustellungen von exotischen Tieren und Menschen. „Hagenbeck", das ist: der Zauber fremder Erdteile, die Unendlichkeit glühender Wüsten, wogender Grassteppen, vereister Schneefelder, das Halbdunkel schwelender Urwälder, zerklüfteter Berge, Schluchten, Höhlen, die exotischen Jagdgebiete, Tummelplätze, Weideflächen, Schlupfwinkel seltsamer Tiere, romantische Lebensräume merkwürdiger Völkerschaften, eine ganze fremde Welt — aber: nicht mehr unerreichbar fern, sondern erschlossen, nahe gebracht — im wahren Sinne des Wortes —, so daß wir ihren Duft spüren, ihrer Wunder teilhaftig werden. Weshalb ist kein Name eines Zoos oder Zoodirektors oder Forschungsreisenden oder Tierfängers so zum Begriff geworden wie der Name Hagenbecks? Weil keinem dieselbe Totalität anhaftet: alle Tiere in ihren fernsten Wohnsitzen, letzten Schlupfwinkeln aufgespürt, gefangen, gezähmt und massenweise — und dazu noch um sie lebende Eingeborene — nach Europa gebracht, sozusagen alle Lebewesen aller Erdteile in den Sehbereich des Europäers verpflanzt zu haben. Als ein kleines Kind eine „Arche Noah" geschenkt bekam, rief es jubelnd „Hagenbeck!" Dasselbe Wort stießen patagonische Eingeborene aus, als ihnen eines Tages unvermutet weiße Schiffbrüchige entgegentraten; und wenn wir noch die berühmte Oberländersche Zeichnung dazunehmen von den Tieren, die mit dem Schreckensrufe „Hagenbeck kommt!" durch die Wüste preschen, dann haben wir drei Anekdoten, in denen schlagkräftig zum Ausdruck kommt: wie stark und verbreitet der Begriff „Hagenbeck" ist.

Es gibt nur noch ein Wort, einen Namen, dem dieselbe Zauberkraft eines unmittelbaren, unwiderstehlichen, unverfälschbaren Vorstellungszwanges innewohnt: „Brehm". Er bedeutet für uns alle: Beobachtung des Tierlebens. Der Mensch, der vor Brehm ein Tier betrachtete, sah in ihm — das erweist die Tierschilderung in Wort und Bild — entweder menschliche Eigenschaften und Ähnlichkeiten oder eine völlig fremde Wesenheit. Heute sieht jeder Mensch — mag er auch noch so „ungebildet" sein — jedes Tier grundsätzlich anders an: als ein Lebewesen nämlich mit Eigenheiten und Eigenwerten, die man erst durch genaue Beobachtung ergründen und verstehen kann. Diese — meist unbewußte, unwillkürliche — Einstellung ist die Wirkung Brehms. Er hat nicht nur ein „Tierleben"

geschrieben, sondern die Achtung vor dem Lebensrecht der Tiere im Gedanken- und Gefühlsbestande des Menschen begründet. Genau so gibt es im Denken und Empfinden der gegenwärtigen Menschheit einen Faktor „Hagenbeck". Es ist dies die Bewußtwerdung des ungeheuren, über die ganze Erde verstreuten Tierreichtums, gleichzeitig die Gewißheit: daß man sie alle, auch die „exotischsten", einmal zu Gesicht bekommen kann, daß es keine unerreichbaren, unerkennbaren Tiere mehr gibt, daß Tierwelt und Menschenwelt so nahe aneinandergerückt sind wie nie zuvor, und schließlich die Überzeugung: daß es keine feindliche Fremdheit gibt, daß der Mensch mit jedem Tiere irgendwie fertig zu werden vermag. Dies zusammenfassend, nenne ich das, was „Hagenbeck" in den Herzen der Menschen bewirkt hat: die Erlebnisnähe des Tieres.

Dies nun ist das Sonderbare, Einzigartige: Millionen Menschen, die nie eine Zeile von Alfred Brehm gelesen haben, die niemals in Carl Hagenbecks Tierpark Stellingen-Altona gewesen sind, wissen dennoch um sie, mehr noch: haben eine Gefühlseinstellung zu ihnen, und wiederum mehr: lassen sich in ihrer Haltung zur Tierwelt irgendwie von ihnen bestimmen. Für Millionen, für Generationen — zum mindesten in Europa — sind nicht Darwin oder Matschie, nicht Entwicklungstheoretiker oder gelehrte Zoologen die Vermittler zum Tier, die Erwecker des Interesses und der Liebe zum Tier gewesen, sondern Hagenbeck und Brehm. Keineswegs so: daß man sie wie Lehrer hörte oder las, vielmehr so: daß man in sich diese zwei großen Namen — von denen man vielleicht nur von ferne hatte läuten hören — wie gebietende, richtungweisende Parolen trägt.

Die Namen Hagenbeck und Brehm gehören zu jenen Erinnerungen, Erlebnissen, Erfahrungen — und sich daraus ergebenden Maximen —, die der gegenwärtige Mensch in sich trägt und die er nicht mehr als Einwirkungen oder Leistungen irgendwelcher Persönlichkeiten empfindet, sondern die ihm einfach nur noch als Vorgänge bewußt sind: Hagenbeck ist (wie Krupp, Siemens, Rockefeller) ein Name, den das ausgehende neunzehnte Jahrhundert dem nächsten weitergegeben hat als ein Kennwort für Leistungen, die sich nicht in einer Einmaligkeit, gebunden an eine Einzelpersönlichkeit, erschöpften, sondern sich ungeheuer ausweiteten, wirksam erhielten und schließlich die Bedeutung einer Kraft, eines Vorganges, eines Elementes im Lebensganzen der modernen Menschheit annahmen. Hier, in diesen eben genannten Namen, hat sich das neunzehnte Jahrhundert seine Mythen geschaffen. Es ist charakteristisch: daß es dazu nicht mehr Entdecker oder Erfinder wählte, sondern jene ausgestaltenden Kräfte, die in der Nutzbarmachung von Entdeckungen und Erfindungen sich außerordentlich und beispielhaft betätigten. In diesem Sinne bedeutet „Hagenbeck" die Ergänzung und die praktische Auswertung aller Entdeckertätigkeit von Kolumbus bis Darwin: die Vergegenwärtigung und Verwirklichung aller Exotik. Wenn Robinson für das achtzehnte Jahrhundert der Mythos wurde, in dem die europäische Menschheit ihrer Sehnsucht, aus der zivilisationsgebundenen Einförmigkeit heraus zurück zur Natur

zu finden, Gestalt gab, so formten sich ihre Urenkel — wohl wissend, daß man eine Zivilisation nicht fliehend hinter sich lassen kann — in Hagenbeck den Mythos der importierten Exotik. Sie ist keineswegs — wie man zuweilen behauptet hat — ein Ersatz, ein Kompromiß, eine Selbsttäuschung, vielmehr ein kopernikanischer Dreh des modernen Menschen: er braucht nur noch einen gegenständlichen Anlaß zu finden, um die ganze, ihm als Wissen, Erinnerung und Ahnung innewohnende exotische Welt sichtbar und lebendig werden zu lassen; und solche Anlässe gibt ihm Hagenbeck. In diesem letzten und höchsten Sinne ist „Hagenbeck" das Symbol, der Mythos, die Idee des großen exotischen Wunders inmitten unsrer realen Welt.

Der Lebenslauf des Hamburgers Carl Hagenbeck, der am 14. April 1913 als Königlich Preußischer Kommerzienrat im Alter von neunundsechzig Jahren starb, war glückhaft und wahrhaft gesegnet. Die Zeit, in der dies Leben sich formte und seine entscheidenden Leistungen hervorbrachte, war die Zeit des wirtschaftlichen Aufschwunges des jungen deutschen Kaisertums. Die Wurzeln der Kraft Carl Hagenbecks aber lagen in seiner Persönlichkeit; und diese wiederum war bestimmt durch eine vorzügliche Erbanlage und durch eine vorzügliche Erziehung.

Die Hagenbecks waren Seefahrer, Fischer, Fischhändler. Gottfried Claes Hagenbeck, als dessen Sohn Carl am 10. Juni 1844 auf dem Spielbudenplatz in St. Pauli geboren wurde, fuhr nicht mehr selbst auf die See, sondern betrieb einen beträchtlichen Handel mit Fischen. Er hatte mit einer Reihe von Fischern Verträge geschlossen, nach denen sie ihm ihre ganzen Fänge abliefern mußten. Das waren ansehnliche Mengen; im Sommer kamen vier- bis fünftausend Störe ein, die nach Entnahme des Kaviars geräuchert wurden, im Herbst gab es wöchentlich zehntausend Pfund Aale zu verpacken oder zu räuchern, und danach mußten Heringe und Sprotten verarbeitet werden. Daß die Kinder dabei wacker mitarbeiten mußten, war selbstverständlich; und so waren Carl Hagenbecks früheste Kindheitserinnerungen die an eine Arbeit, die er mit seinen vier Schwestern und zwei Brüdern zu leisten hatte. Der Schulunterricht kam erst danach in zweiter Linie, drei Monate nur genoß Carl jährlich bis zu seinem zwölften Lebensjahre einen regelrechten Unterricht, im übrigen mußten ihn das Elternhaus und das Leben unterrichten und erziehen. Und das waren keine schlechten Lehrer! Vater Gottfried Claes war der Typus des rechtschaffenen, grundehrlichen, dabei außerordentlich klugen Handelsmannes; ihn bei seinen Geschäften zu beobachten, war den Kindern von großem Nutzen, und er gab ihnen reichlich Gelegenheit dazu, verschaffte ihnen frühzeitig Einblick in das wirkliche Leben eines geschäftigen Kaufmannes. Seine Strenge den Kindern gegenüber war harmonisch mit Güte gepaart; und über allen seinen väterlichen Sorgen und Maßnahmen schwebte als oberster Leitgedanke: daß die Kinder nur immer ständig weiterkommen in der Erkenntnis und Meisterung des Lebens!

Drei Eigenschaften — nennen wir es ruhig: Tugenden — strahlten vom Vater auf den kleinen Carl über: Höflichkeit — Menschenkenntnis — Tierliebe.

Der alte Gottfried Claß hatte einen ausgezeichneten Blick für Menschen, für menschliche Besonderheiten im guten wie im schlechten Sinne, und er behandelte dementsprechend seine Freunde und Geschäftspartner. Nie aber ließ er sich zu irgendeiner Unhöflichkeit hinreißen, immer wieder predigte er seinem Sohn „Mit dem Hute in der Hand —" und lehrte ihn frühzeitig die Kunst, notwendige Grobheiten in die Form eines gutmütig klingenden Plattdeutsch einzuhüllen. Nicht minder beispielhaft war Vater Claß in seiner Behandlung der Tiere. Alles, was da kreucht und fleucht, erfreute sich seiner Anteilnahme und Zuneigung. Pfauen, Affen und Papageien wimmelten im Hof herum, die Kinder betrachteten sie selbstverständlich als zur Familie gehörig, und ihre Vertrautheit mit Getier ging so weit, daß Carl als ganz kleiner Junge mit Ratten und Maulwürfen spielte.

Das Jahr 1848 ist das Geburtsjahr der Tierhändlerdynastie Hagenbeck. In diesem Jahre nämlich brachten Claß Hagenbecks Fischer sechs Seehunde mit, die ihr Brotherr zuerst in Hamburg ausstellte und dann an einen reisenden Schausteller weitergab. Von nun an riß der Verkauf von Seehunden nicht mehr ab. 1852 konnte der achtjährige Carl seinen Vater selbst als Aussteller bewundern: er hatte — für eine enorme Summe übrigens — einen Eisbären und eine Hyäne gekauft und zeigte sie in einer Bude auf dem Spielbudenplatz. Dabei entwickelte der alte Herr jenen sicheren Instinkt für die Behandlung und die Ausnützung der Schaulust, die seinem Sohn Carl in Fleisch und Blut überging und dem Hause Hagenbeck zu besonderen Erfolgen verholfen hat. Als 11jähriger stand Carl schon mit beiden Beinen im Tierhandel. Er begleitete seinen Vater, wenn er in Bremerhaven von einem Schiff Bären und anderes Getier kaufte, er mußte helfen, wenn es galt, entsprungene Hyänen einzufangen, oder wenn der Vater im Kampfe gegen wütende Paviane stand. Es war deshalb eigentlich selbstverständlich: daß Carl, als er mit fünfzehn Jahren die Schule verließ, in das väterliche Geschäft eintrat. Er nahm nun den ganzen Tierhandel auf sich, während der Vater sich wieder seinem Fischhandel zuwandte.

Es klingt uns heute ganz unwahrscheinlich: daß ein halbwüchsiger Junge einen Handelszweig selbständig betreibt. Wenn man aber in Carl Hagenbecks Erinnerungen liest: wie er zwischen seinem sechzehnten und achtzehnten Lebensjahr für Tausende von Talern Tiere — vom Elefanten bis zum Käfer — an die zoologischen Gärten in Berlin, Antwerpen, Amsterdam, Paris verkaufte, ganze Menagerien von Messen weg kaufte und weiterverhandelte, bei allen Tierhaltern schon eines guten Ansehens sich erfreute, dann begreift man: daß es sich bei diesem Carl Hagenbeck um einen der seltenen Fälle handelte, in denen eine angeborene, ererbte Genialität durch zweckmäßige Erziehung und Umwelteinwirkung von vornherein in die richtige Bahn gelenkt wird und dort Leistungen schafft, die nicht mehr an das Lebensalter gebunden sind. Mit zwanzig Jahren schon nahm Carl Hagenbeck die entscheidende Wendung vom Zufallskauf exotischer Tiere zum planmäßigen Fang. Er hatte gehört, daß der Wiener Afrikareisende

Cassanova in Dresden mit einem kleinen Tiertransport eingetroffen sei, eilte zu ihm, gewann aus dem Gespräch mit ihm den Eindruck, daß er der rechte Mann für seine Pläne sei, und schloß mit ihm einen Kontrakt ab, wonach Cassanova von seiner nächsten Afrikareise Elefanten, Giraffen, Nashörner und andere Großtiere zu einem festen Preise für das Haus Hagenbeck mitzubringen habe. Cassanova war begeistert von dem Jüngling. Sicherheitshalber ließ er sich aber doch von dem alten Gottfried Clas den Kontrakt bestätigen. Vater Hagenbeck tat dies ohne Zaudern, denn er hatte volles Vertrauen zu seinem Sohn. Er wurde nicht enttäuscht: Cassanova brachte wirklich einen wundervollen Tiertransport heim, ging sofort wieder auf Fahrt für Hagenbeck, und 1866 war Tierfang für Hagenbeck schon ein derartig lohnendes Unternehmen, daß sich zahlreiche Reisende dafür anboten. In demselben Jahre machte der zwanzigjährige Carl mit seinem Vater einen Vertrag, nach dem er von nun an das Tierhandelsgeschäft auf seine eigene Rechnung und Gefahr ausübte.

Der große Hagenbeck war nun bereits fertig. Was jetzt noch kam, das war nur die folgerichtige Weiterentwicklung des Begonnenen; wie ein Naturvorgang erfüllte sich alles, was in den Anlagen und Umrissen von vornherein vorhanden war. Carl Hagenbeck war aber auch „der rechte Mann im rechten Augenblick". Damals — in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — blühten überall die Zoologischen Gärten auf und erforderten gewaltige Massen exotischer Tiere. Die Geschichte dieser Tiersammlungen ist ein interessanter, bisher noch wenig beachteter Abschnitt der Kulturgeschichte, in der sich die Entwicklung des Verhältnisses vom Menschen zum Tier und des Schautriebes abspiegelt. Wenn hier ganz knapp darauf hingewiesen werden soll, so lauten die Entwicklungsformeln etwa folgendermaßen: Die ältesten Zoos waren — im Altertum — kultische Einrichtungen, Sammlungen von Tieren in Tempelhainen zu dem Zwecke, göttliche Eigenschaften in tierischer Gestalt sichtbar zu machen. Solche heiligen Tiergärten gab es in Ägypten wie auch in Griechenland. Die Römerzeit mit den kaiserlichen Tiersammlungen und Tierhetzen brachte dann einen Massenaufwand exotischer Tiere, wie er nie in der Nachzeit wiederholt worden ist. Hier war dann die religiöse Ehrfurcht vor dem Tiere bereits einer reinen Neugier und Schaufreude gewichen; wobei nicht vergessen werden darf, daß sich in den — für unsere Begriffe abscheulichen — Tierhetzen der Römerstolz, über jeden Gegner — ob Mensch oder Tier — Herr zu sein, ausdrückte. Was das Mittelalter an Tiersammlungen und Tierschaustellungen brachte, war jämmerlich im Vergleich mit der Römerzeit: wandernde Tierführer (deren Geschichte übrigens zurückgeht auf Wanderpriester des Altertums) und Tiere, die sich einzelne Fürsten oder Städte als Machtsymbole hielten. Ein Tiersammler mit Wissensdrang, Freude am Exotischen und zoologischem Interesse scheint von diesen Fürsten nur der Staufer Friedrich II. gewesen zu sein, der in Italien seine zoologischen Gärten hatte und auf seinen Reisen zuweilen ganze Scharen „wilder" Tiere mit sich führte. Die

fürstlichen Tiersammlungen bildeten dann den Grundstock für die Zoos der Neuzeit. Besonders die französischen Tierparks haben diese wichtige geschichtliche Rolle gespielt. In Versailles betätigten sich Naturwissenschaftler und Künstler — wie zuweilen schon in den italienischen Tiergärten der Renaissance —, und hier gewann auch das große Publikum zuerst Tierfreude und -verständnis; in steigendem Maße, entsprechend der Verbreiterung und Erweiterung der naturwissenschaftlichen Schulbildung, dem Ausbau des Verkehres mit überseeischen Ländern und dem Wachsen des bürgerlichen Wohlstandes. Nun waren die Tiergärten nicht mehr fürstliche Privilegien, sondern sie gingen in den Besitz von Gemeinden oder Gesellschaften über, große Überseekaufleute schenkten Tiere oder Summen für Tierbeschaffung, und das Publikum steuerte durch seine Eintrittsgelder zur Erhaltung und Erweiterung bei. In diesem Augenblick des gewaltigen Aufschwunges nahm Carl Hagenbeck den Tierhandel in seine starken und geschickten Hände.

1871, als Siebenundzwanzigjähriger, heiratete er. In seinem Elternhause hatte er gesehen, daß es für einen Mann keine bessere Helferin gibt als eine treue Gattin. Seine Mutter war 1865 gestorben, der Vater hatte wieder geheiratet. Carl folgte seinem Beispiel und gründete sich seinen Hausstand. Er hatte in seiner Frau die richtige Mitarbeiterin gefunden und konnte sich nun erst voll entfalten. Er wußte das Haus in guter Hut, wenn er auf Reisen war; und das war während eines großen Teiles des Jahres der Fall. Denn nicht durch eine — wenn auch noch so kluge und ausgedehnte — Korrespondenz, sondern lediglich durch Einsatz der eigenen Persönlichkeit konnte das Tierhandelsgeschäft geführt werden. Es galt zunächst, sich überall in den europäischen Tiersammlungen dauernd umzusehen: welche Tiere fehlten, erwünscht waren oder welche mit anderen ausgetauscht werden konnten, und so hatte Carl Hagenbeck bald jeden Zoo mit seinem genauen Tierbestand im Kopfe. Auf der anderen Seite mußte er überall sofort zur Stelle sein, wo Tiere aus der Fremde ankamen. Damals brachten die Seeleute noch oft exotische Tiere mit, Hagenbeck wußte also auf allen Kais in deutschen, englischen, französischen Häfen Bescheid und war immer zur Stelle, wenn es einen guten Schnapp zu machen gab. Einige Monate des Jahres verbrachte Hagenbeck auch regelmäßig in Ägypten, um dort die afrikanischen Tierfänge in Empfang zu nehmen; und zwischendurch reiste er noch kreuz und quer durch Europa, auf der Jagd nach Gelegenheitsgeschäften. Daß es sich auch dabei oft um große Objekte handelte, mag ein Beispiel erweisen. Von einem deutschen Menageriebesitzer hatte Hagenbeck eine Anzahl von Tieren gekauft und gab sie bald danach an einen Franzosen für siebzigtausend Franken weiter, der sie nach Italien haben wollte. In sechs mächtigen Kastenwagen, deren jeder mit zwanzig Maultieren bespannt war, wurden die kostbaren Tiere über den Sankt Gotthard gefahren; natürlich unter Carl Hagenbecks Leitung. Einige Jahre später, 1870, holte er von Suez über Alexandrien, Triest, Wien den größten Tiertransport ein,

den es bis dahin überhaupt in Europa gegeben hatte. Es waren Tiere, die Cassanova für ihn eingefangen hatte: ein Nashorn, fünf Elefanten, vierzehn Giraffen, sechzig Raubtiere, sechsundzwanzig Strauße, ferner Büffel, Warzenschweine, Antilopen, Gazellen, zwanzig Kästen mit Affen und Vögeln und zweiundsiebzig nubische Milchziegen für die Verpflegung. Erst wenn man bedenkt, wie wenige Menschen damals mit solchen empfindlichen, auch gefährlichen Tieren umgehen konnten, wie mangelhaft noch die Transportverhältnisse waren, und dazu hört, daß nicht ein einziges Tier unterwegs einging, — dann vermag man die enorme Leistung Carl Hagenbecks zu ermessen.

Längst war das alte Hagenbecksche Haus am Spielbudenplatz zu eng geworden. 1874 erwarb Carl auf dem Pferdemarkt ein großes Gelände mit Wohnhaus, Stallungen und Garten, und hier befand sich der „Tierpark" bis 1903, bis zur Übersiedlung nach Stellingen. Die ersten Jahre im neuen Heim aber brachten einen Rückgang des Tierhandelsgeschäftes, und Hagenbeck sah sich nach einer Erweiterung seines Arbeitsgebietes um. Dabei kam ihm ein Zufall in Form eines freundschaftlichen Rates zu Hilfe. Der Maler Leutemann nämlich riet seinem Freunde Hagenbeck, als dieser ihm erzählte, daß er einen Reisenden zum Einbringen von Renntieren ausgeschickt habe, Lappländer herunterzuholen und auszustellen. Dieser Rat wurde befolgt: zusammen mit dreißig Renntieren kamen sechs Lappen in Hamburg an und erregten ungeheures Aufsehen. Damit war der zweite Hagenbecksche Unternehmungszweig da: die Völkerschau! . . . In der Folgezeit ließ Hagenbeck von allen seinen Reisenden, soweit es irgend möglich war, Eingeborene mitbringen, und schnell nacheinander kamen Trupps von Nubiern, Eskimos, Somalis, Kalmücken, Indern, Hottentotten, Patagoniern, Indianern, Malaien. Auch hier wieder wurde der Erfolg in erster Linie durch Hagenbecks Persönlichkeit erzielt. Ganz abgesehen davon, daß er eine besondere Geschicklichkeit in der Zusammenstellung und Aufmachung seiner Völkertrupps hatte, besaß er die Fähigkeit, unmittelbar mit den Fremden in ein menschlich-gütiges Verhältnis zu kommen, so daß sie sich bei ihm wie zu Hause fühlten und ihm wirkliche Freunde wurden. Das beste Beispiel dafür ist wohl der Somalihäuptling Herssi Egga. Er wurde geradezu ein ständiger Mitarbeiter des Hauses Hagenbeck, er leitete die Tierfänge in seiner Heimat, half bei der Versorgung unserer Schutztruppe mit Reitdromedaren, kam immer wieder (bis 1929!) mit erlesenen Vertretern seines Stammes nach Deutschland und schickte schließlich einen seiner Söhne nach Hamburg auf die Schule. Durch ihn trug Carl Hagenbeck auch zur Modernisierung des Somalilandes bei. Eines Tages nämlich riet er Herssi Egga, einen Teil seiner Gage in Form von — Nähmaschinen mitzunehmen. Der Häuptling tat es — und mußte bald eine große Nachsendung dieser zu außerordentlicher Beliebtheit gelangten neuen Zaubermaschinen anfordern.

Schon die zweite Hagenbecksche Eskimo-Völkerschau wurde von Hamburg nach Paris in den Zoo verpflichtet, und in der Folgezeit reisten alle Exotentrupps, die

Carl Hagenbeck zusammenstellte, durch ganz Europa. Wie ungeheuer ihre Anziehungskraft war, wird aus der Tatsache ersichtlich, daß im Berliner Zoo an einem einzigen Tage einmal dreiundneunzigtausend Besucher gezählt wurden. Einen neuen Auftrieb bekam der Tierhandel in den sechziger Jahren durch die Konkurrenz amerikanischer Zirkusbesitzer — darunter Barnums —, die mit indischen Elefanten zu wetteifern begannen. Hagenbeck konnte die rivalisierenden Direktoren bestens bedienen und brachte aus Ceylon innerhalb eines Jahres nicht weniger als siebenundsechzig Dickhäuter ein. Natürlich fehlte es auch damals schon nicht an klugen Leuten, die meinten, es dem deutschen Tierhändler gleichtun zu können. Aber sie hatten nicht berücksichtigt, daß Elefantentransport ein Kunststück ist — weil die frisch gefangenen Tiere durch Kunstgriffe erst an ihr neues Futter gewöhnt werden müssen —, und so kamen einmal zehn tote Elefanten in Amerika an.

Seinen größten Triumph mit einer Völkerschau erlebte Carl Hagenbeck 1884, und dies Jahr wurde auch das Geburtsjahr eines neuen Unternehmens: des Zirkus Carl Hagenbeck. Der wagemutige Hamburger hatte damals mit einem ungeheuren Kapitalsaufwand eine „Ceylon-Schau" herübergeholt. Das war ein indisches Dorf, mit Tempel, Schule, Hütten, Werkstätten, siebenundsechzig Menschen und fünfundzwanzig Elefanten. Das ganze indische Leben — mit Handwerksbetrieben, Zauberern und Gauklern, Tänzern, Familienfesten, religiösen Umzügen — spielte sich in dieser wundervollen Schau ab; Millionen Menschen in den europäischen Großstädten bekamen dadurch zum ersten Male einen anschaulichen Begriff vom Wunderlande Indien; wertvolle Gegenstände wanderten in die Museen, und Indien wurde als Reiseland modern. Schließlich mußte aber auch die Begeisterung für Hagenbecks Ceylon-Schau einmal abebben, und er überlegte sich, was er mit den vielen indischen Elefanten nach Auflösung der Völkerschau anfangen könnte. Er kam auf die Idee, nach amerikanischem Muster einen wandernden Zeltzirkus einzurichten, verwirklichte diesen Plan 1884, kam aber damit nicht recht auf die Beine. Inzwischen hatte er jedoch schon wieder etwas anderes gefunden: Tierdressur nämlich. An sich war das nichts Neues; „Tierbändiger", die in einem Käfigwagen oder in einem Rundkäfig Löwen durcheinander jagten, gab es in Menagerien und Zirkussen schon lange. Carl Hagenbeck aber sann auf einen neuen Stil: die Tiere sollten zahm erzogen und zu Kunststücken angeleitet werden, die ihren natürlichen Anlagen entsprachen. Er verpflichtete sich zu diesem Zweck aus England einen Dompteur, der Löwen erziehen sollte. Von einundzwanzig Löwen, die nach und nach von diesem Manne in Dressur genommen wurden, blieben schließlich nur vier als geeignet übrig. Diese Gruppe aber wurde dann auch tatsächlich eine Sensation. Hier sieht man gleich, was Carl Hagenbeck für die Entwicklung der Dressur bedeutet. Er ist der Vater des sogenannten zahmen Dressurstiles, bei dem nicht mehr mit Gewaltmitteln gearbeitet wird, sondern mit einer aus innigster Tierliebe entspringenden, vernünftigen Methode der

gütlichen Beeinflussung, die zu einer wirklichen Zusammenarbeit von Mensch und Tier führen muß. Dieser neuartigen und allein zweckmäßigen Methode gelangen dann auch Leistungen, die man bis dahin nicht für möglich gehalten hätte: die „gemischten" Gruppen nämlich, in denen scheinbar gegensätzliche Tiere friedlich vereinigt wurden. Die berühmteste dieser Mischungen wurde die Gruppe von zwölf Löwen, zwei Tigern, Jagdleoparden, zwei Kragenbären und einem Eisbären. In seinem Schwager Heinrich Mehrmann fand Carl Hagenbeck für seine Dressuren den Mann, den er brauchte. Mehrmann und mit ihm ein Stamm von ihm ausgebildeter Dompteure, worunter Richard Sawade der berühmteste, bereisten nun mit ihren Tieren die ganze Welt. Bald gab es keinen Zirkus, der nicht eine Hagenbecksche Dressurgruppe haben wollte. Carl Hagenbeck selbst schickte einen „Zoo-Zirkus" durch Europa, einen anderen durch Amerika; auf den Weltausstellungen in Chikago, Wien, Saint Louis, Paris, auf der Berliner Gewerbeausstellung, überall standen die Hagenbeckschen Tiergruppen im Mittelpunkt des Interesses — die „zahme Dressur" hatte einen Weltsieg errungen.

Im Jahre 1906, auf dem Höhepunkte seiner unbestrittenen Weltmacht als Tierhändler und Tiersachverständiger, erhielt Carl Hagenbeck den größten Auftrag, den je ein Tierhändler erhalten hat: er sollte für die deutsche Regierung zweitausend Reitdromedare nach Südwestafrika liefern. Die dortige Militärbehörde hatte kurz vorher schon selbst versucht, Dromedare aus Westafrika zu holen; aber dieser Versuch war mißglückt. Nun wandte man sich an Hagenbeck. Die Aufgabe war ungeheuer. Innerhalb von sieben Monaten sollten nicht nur die zweitausend Dromedare in Südwest sein, sondern auch das gesamte Sattelzeug dazu und die eingeborenen Pfleger. Die Durchführung des Auftrages ist nicht nur ein Ruhmesblatt in der Geschichte des Hauses Carl Hagenbeck, sondern der beste Beweis für die einzigartige, beispielhafte Menschen- und Tierkenntnis seines Gründers. Sobald er mit dem Kontrakt in der Tasche das Ministerium verließ, hatte er schon den ganzen Arbeitsplan mit allen Einzelheiten im Kopfe. Er wußte sofort, wo er sich das einzige erreichbare Modell eines Dromedarsattels verschaffen konnte, welchen Sattlern er die Neuarbeiten in Auftrag geben mußte, welche Schiffe er als Extradampfer zu chartern hatte, wie die Ställe für je vierhundert Tiere eingebaut werden mußten, welche seiner Mitarbeiter er zum Ankauf der Dromedare nach der Ostküste Afrikas zu entsenden hatte, welche Eingeborenenstämme als beste Verkäufer in Frage kamen. Und so verlief die gigantische Arbeit wie am Schnürchen. Alle ungeheuren, romantischen Schwierigkeiten wurden überwunden, die Tiere wurden in der gewünschten Beschaffenheit, zu dem vorgesetzten Preise zusammengebracht, die riesigen Proviantmengen für die dreißigtägige Seefahrt waren rechtzeitig zur Stelle, die ungemein schwierige Verladung der störrischen Tiere klappte — wobei Carls zweiter Sohn Lorenz sich besonders auszeichnete, der allein fünfhundertfünfundzwanzig Tiere nach Südwest brachte —, und achtzehn Tage vor dem kontraktlich ausgemachten Termin standen alle Reitdromedare, mit Pflegern und

vollständigem Sattelzeug, in Lüderitzbucht zur Verfügung der deutschen Schutztruppe.

Aus dem kleinen Fischhändlersjungen, der beim Aufziehen der Heringe auf Eisendrähte helfen mußte, war im Laufe eines arbeitsreichen und erfolgreichen Lebens der Königlich Preußische Kommerzienrat Carl Hagenbeck geworden, ein Millionenunternehmer, der bedeutendste Tierhändler der Welt, der Freund vieler Fürsten und berühmter Zeitgenossen — und der glückliche Familienvater. Von den zehn Kindern, die seine Frau ihm geschenkt hatte, waren fünf am Leben geblieben. Die Söhne Heinrich und Lorenz hatten zwei Schwestern geheiratet, waren die besten Mitarbeiter des Vaters geworden, und dreizehn Enkelkinder jauchzten um den alten Herrn mit dem gütigen Lächeln und dem längst in aller Welt berühmt gewordenen Schifferbart. Aber noch lag ihm ein unerfüllter Wunsch am Herzen.

Seit vielen Jahren schon, seit seiner ersten Begegnung mit exotischen Tieren bereits, beschäftigte ihn der Gedanke, daß die seit alten Zeiten übliche Art der Tierhaltung in engen Gitterkäfigen eigentlich widersinnig und unnatürlich sei. Er war zutiefst durchdrungen von dem Glauben, daß jedes Tier Lebensraum haben müsse, Lebensbedingungen, die denen in seiner Heimat möglichst ähnlich seien. Er hatte schon oft erfolgreiche Akklimatisationsversuche durchgeführt, tropische Tiere an freie Nordluft gewöhnt, hatte auch in den achtziger Jahren im Hamburger Vorort Horn ein großes Grundstück erworben, um darauf einen Tierpark nach seinen Ideen zu errichten. Aber rings um dies Gelände schossen Häuser aus dem Boden, so daß er doch schließlich zu klein geworden wäre. Endlich bot sich 1900 eine günstige Gelegenheit. In Stellingen, auf preußischem Gebiet, lagen riesige Flächen zum Ankauf bereit. Carl Hagenbeck griff sofort zu. Fast sieben Jahre lang wurde dann da draußen gegraben, gebaut, gepflanzt — und am 7. Mai 1907 öffneten sich zum ersten Male die Pforten des neuen Unternehmens, von dem man so lange schon allerhand geraunt hatte: „Carl Hagenbecks Tierpark Stellingen".

Hier sah die überraschte Menschheit Carl Hagenbecks größten Gedanken, seinen Herzenswunsch verwirklicht: einen Park, in dem man die fünf Erdteile mit ihren Tieren in freier, ungezwungener Bewegung inmitten ihrer heimatlichen Landschaft und Flora vor sich hatte. Dies Stellingen eröffnete eine neue Epoche der Tierhaltung; es gibt heute keinen Zoo auf der ganzen Welt, der nicht Stellinger Vorbilder zum Muster genommen hätte. Hier hat Carl Hagenbeck noch seinen Triumph erlebt über jene Zoodirektoren, die ihn einmal geringschätzig einen „Schausteller" genannt hatten, und die nun zu ihm eilen mußten, um zu lernen: wie man gegenwärtigen Menschen fremde Tiere nahe bringt.

Ein großer, gütiger Vater aller gefangenen Tiere, ein großer, entscheidender Lehrer der Menschheit: so ist Carl Hagenbeck am 14. April 1913 in seinem Stellingen gestorben.

Wenn man alle Urteile über den Menschen Carl Hagenbeck bei denen, die noch mit ihm gearbeitet haben, sammelt und vergleicht, dann ergibt sich als überein-

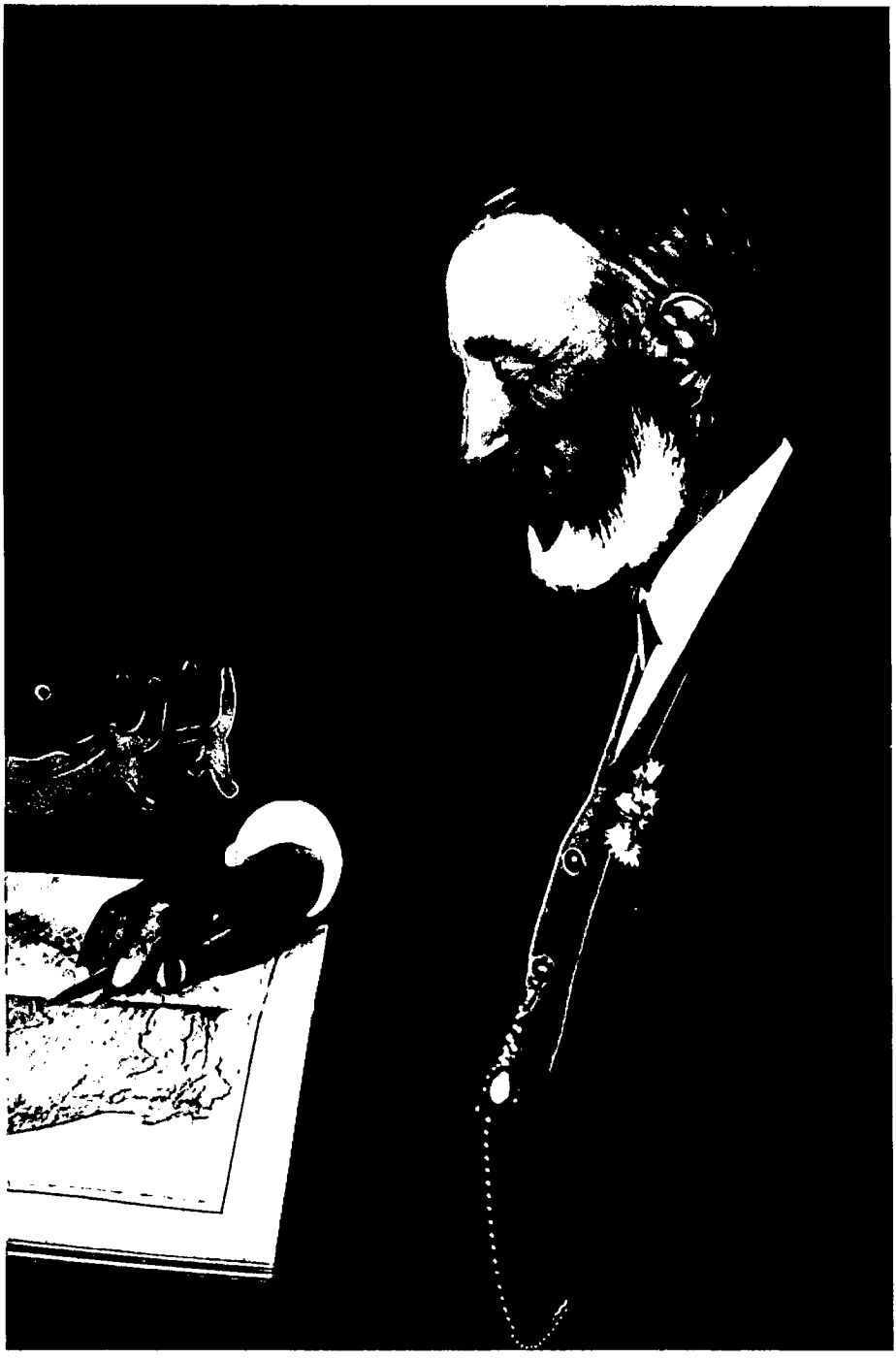
stimmend etwas Merkwürdiges. Die Feststellung nämlich: er konnte mit jedem „richtig" sprechen. Das heißt: er fand jedem Menschen gegenüber — mochte es ein Kaiser sein, ein Bismarck, ein Edison oder einer seiner Wärter, ein Exote, ein Kind — den Gesprächston, der den anderen anheimelte und ihm sofort verständlich war. Mit dieser — scheinbar einfachen — Feststellung haben wir tatsächlich einen Schlüssel zum innersten Wesen Carl Hagenbecks in Händen. Das nämlich, was in dieser schlechthin allgemeinverständlichen Sprechart des großen Mannes sich äußerte, war seine wesentliche Grundeigenschaft: die völlige männliche Ausgeglichenheit. Er selbst hat immer wieder gesagt: sein Lehrmeister sei das Leben gewesen. In der Tat: aus der beständigen Wechselwirkung mit dem tätigen Leben, niemals beirrt durch irgendwelche blassen Stubengedanken, hat er die gesunden Erbanlagen seiner hanseatischen Abstammung zur höchsten Leistungsfähigkeit entwickelt.

Arbeiten, unablässig wirken: das war ihm selbstverständlich wie das Atmen. Um fünf Uhr war er in den Ställen, im Tierpark, im Kontor, es gab keine handwerkliche Tätigkeit, die er nicht hätte ausüben können, keine Dreckarbeit, bei der er nicht zugegriffen hätte; es machte ihm nichts aus, plötzlich mitten aus der Kontorarbeit heraus nach Amerika oder nach Ägypten reisen zu müssen; er konnte in Suez bei fünfunddreißig Grad Hitze stundenlang Tiere verladen, bei fünfundzwanzig Grad Kälte im Park kranke Tiere pflegen; und um sich herum riß er alle mit in die Arbeit hinein, verlangte von jedem denselben heißen Eifer, war seinen Söhnen und Mitarbeitern der beste Erzieher. Er war tapfer und immer optimistisch. Kein wütendes Tier konnte ihn erschrecken, kein geschäftlicher Verlust drückte ihn nieder. Hunderttausende hat er in manchem Jahr verloren, Unternehmungen, auf die er seine letzte Kraft gesetzt hatte, mißlangen zuweilen — er packte noch einmal zu und schaffte es. Mit offenen Augen erspähte er überall das, was ihm nützlich und zweckdienlich war, hatte den sicheren Instinkt für richtige Gelegenheiten, einen untrüglichen Blick für Menschen, die Gabe, zu improvisieren, schnell und sicher zuzupacken, Gegner aus dem Sattel zu werfen, Helfer heranzuziehen: Eigenschaften, die ein Mann nur aus dem beständigen Lebenskampfe gewinnen kann. Das großartigste Beispiel für diese blitzschnelle Ausnützung aller Fähigkeiten und Möglichkeiten zu dem Endzweck, ein einmal gestecktes Ziel auf jeden Fall zu erreichen, bot er 1870 bei der Einbringung des gewaltigen Cassanovaschen Tiertransportes, von dem er — bescheiden und ohne jede Deutung — in seinen Erinnerungen „Von Tieren und Menschen" erzählt. Todkrank war der Reisende mit seiner Riesenkarawane nach zweiundvierzigtägigem Fußmarsch in Suez angekommen und hatte die Tiere seinen Leuten überlassen müssen, die sich nicht mehr um sie kümmerten, da sie ebenfalls krank waren. Räuberische Banden versuchten das Lager mehrmals zu erstürmen, Erpresser erschienen, Brandstifter drohten, ein ausrückender Strauß schlug Carl Hagenbeck nieder, eine Giraffe seinen Bruder. Nachdem endlich durch reichlichen Backschisch die Abfahrt des Sonderzuges nach Alexandrien erreicht war,

geriet ein Wagen in Brand, koppelte man plötzlich die Tierwagen ab und ließ sie stehen. Mit einem betrunkenen Lokomotivführer, der durch rasendes Tempo alle Tiere durcheinanderwarf, ging die Fahrt weiter. Wiederum entstand ein Brand; und als man schließlich doch glücklich Alexandrien erreicht hatte, begann die nicht minder schwierige und gefährliche Einschiffung der Tiere, wobei die Giraffen und Elefanten in Schlingen an Bord gewunden und beim Einladen auf die Seite gelegt werden mußten! — Und: kein Tier, kein Mensch kam bei dieser tollen Fahrt zu Schaden.

Gänzlich aus dem wirklichen Leben schöpfte Carl Hagenbeck auch seine zoologischen Kenntnisse. Er hatte zuletzt ein so untrügliches Auge, daß seine Mitarbeiter sagten: Wenn der alte Herr ein Tier zum ersten Male erblickt, dann liest er ihm seine Lebensbedingungen, seine Heimat vom Körper ab; und umgekehrt: Wenn er Funde oder Kunde von irgendeiner exotischen Landschaft kriegt, sagt er, welche Tiere dort leben müssen. Zuweilen hatte diese Tierweltkenntnis etwas Seherisches. So war Carl Hagenbeck — gegen eine Welt von Fachzoologen — zuinnerst davon überzeugt, daß es in einer gewissen Gegend Afrikas Zwergflußpferde geben müsse. Er gab einem Reisenden Auftrag, sie herbeizuschaffen. Und es war dann einer der schönsten Augenblicke seines Lebens, als er — in Triest — die telegraphische Kunde erhielt, daß sein Reisender vier dieser Tiere gefangen habe! Wenn man ihm selber Komplimente über seine Tierkenntnis machen wollte, dann wehrte er lächelnd ab: „Man muß sich bloß umsehen in der Welt." Sich umsehen: das war in der Tat auch sein großes Geheimnis. Für ihn gab es keine guten und bösen Tiere, sondern alle hatten sie das gleiche Lebensrecht, und es kam nur darauf an, dies Lebensrecht in jedem Falle zu erkennen, zu respektieren, zu fördern. Ein eiserner Fleiß war dazu nötig, eine inbrünstige Versenkung in den Tierkörper und seine Lebensäußerungen, ein unabläßiges Sammeln unzähliger Einzelbeobachtungen, eine fromme Vertiefung in die Eigenart jedes Lebewesens, ein rastloser Ausbau, eine unaufhörliche Erweiterung des Wissens um die Tierwelt; und vielleicht haben diejenigen Leute recht, die behaupten, Carl Hagenbecks Tierkenntnis sei innigster Tierliebe entsprungen, und diese wiederum sei nichts anderes als ein Zug seiner angeborenen Gottesfurcht und Frömmigkeit.

Nur scheinbar widerspricht es sich, wenn man von Carl Hagenbeck hört, daß er unendlich gütig, daß er eisenhart gewesen sei. Er war gütig, aber nicht gutmütig in dem Sinne, daß er sich schnell erweichen ließ durch irgendwelche Klagen, Bitten oder Sentimentalitäten. Vielmehr entsprang seine Güte auch wieder jener tiefsten Lebenskenntnis, die durch Kleinigkeiten und Zufälligkeiten hindurch auf das letzlich Gute zu schauen vermag. Er hatte eine Begabung, Menschen durch schlagwortartige Hinweise oder auch durch ausführliche Belehrung auseinanderzusetzen, daß etwas, das sie begehrten oder erstrebten, nicht ihren Fähigkeiten oder Anlagen oder Möglichkeiten entspreche, für sie im Enderfolg keineswegs das ersehnte Glück sein würde und daß er deshalb seine Hilfe versagen müsse. Seine Güte konnte sich also



Carl Hagenbeck

Robert Koch im Tropenzelt auf einer Insel im Victoria-See
während seiner Expedition zur Bekämpfung der Schlafkrankheit im Jahre 1906

Robert Koch bei Daressalam in Deutsch-Ostafrika, 1906

nie betätigen ohne die Überzeugung von ihrer organischen Berechtigung in jedem einzelnen Falle, und sie war somit auch wieder ein Element seines Glaubens an das allmächtige Lebensrecht alles Natürlichen. Vielleicht ist Carl Hagenbeck gerade solchen Menschen gegenüber besonders gütig gewesen, die er durch Strenge erziehen, zu einem Ziele bringen, von einem Vorhaben abbringen wollte: gegen ihren Willen wollte er dann das durchsetzen, was sich seinem weitschauenden Auge als das einzig Richtige, weil der Natur des Betreffenden Gemäße, offenbart hatte. Aus derselben Wurzel des Glaubens an das Alleinrecht der gottgegebenen Natur entsprang seine Rechtlichkeit. Er war nicht weichlich, er suchte nicht nach Ausgleichen, Kompromissen, er wußte um das Recht des Starken. Aber: dieser Starke mußte auch wirklich der Gesunde, von Natur aus Lebensstarke sein. Widrigenfalls hatte er sich sein Recht nur angemaßt, und es galt, es ihm zu nehmen und demjenigen zu übertragen, dem es ursprünglich zugehörte.

Am strengsten war er gegen sich selber. Er wußte genau, welche Fähigkeiten ihm mitgegeben waren, welche Chancen ihm die Zeit bot, und er hätte es für eine Todsünde gehalten, sie nicht mit allen Kräften auszunützen. Daher diese Härte und Zähigkeit, die man immer wieder an dem schlanken, hageren Mann bewunderte. Er war ein Musterbeispiel für die Arbeit am eigenen Selbst. Unablässig formte er sich. Bildungslücken füllte er aus, wenn es ihm zur Verbesserung seiner Arbeitskraft nötig erschien; den Mechanismus seines täglichen Lebens — sei es zu Hause, sei es auf Reisen — spielte er bis ins kleinste ein; Arbeit und Erholung, Sorge und Freude stimmte er zu einer vollkommenen Ökonomie ab; er machte aus sich selber genau denjenigen Mann, der zur Erzwingung seines vorgesetzten Zieles, zur Bewältigung des abgesteckten Arbeitsbereiches erforderlich war. So einfach und selbstverständlich das klingt, so großartig ist es als Leistung, als Lebenswerk, als Ethik gewesen: die Gestaltung eines zutiefst mit dem ganzen Reiche des Lebendigen verbundenen Daseins zu einer organischen Persönlichkeit. Am Eingang des Stellinger Tierparkes steht heute das Denkmal, das ihn mit seinem Lieblingslöwen „Trieft" innig vereint darstellt. Die Menschen von heute schütteln die Köpfe, wenn man ihnen erzählt, daß Carl Hagenbeck tatsächlich mit diesem Riesenlöwen spazierengegangen ist wie mit einem Freunde. Uns aber, die wir wissen, wie Carl Hagenbeck gelebt hat, ist es selbstverständlich.

Es ist nötig, noch einige Worte über Carl Hagenbecks Erben und Nachfolger zu sagen, weil immer noch Unklarheit darüber herrscht und man gemeinhin nicht weiß, wer ein „echter" Hagenbeck ist und wer nicht.

Die beiden einzigen Söhne und Erben Carl Hagenbecks — dessen Witwe übrigens in erstaunlicher Frische heute noch im Stellinger Tierpark lebt — sind Heinrich und Lorenz. Sie führen alle Unternehmungen ihres Vaters weiter und haben sie vielfach ausgebaut. Nach dem Stellinger Muster haben sie viele Zoos angelegt, sie importieren und exportieren Tiere, lassen in der berühmten Stellinger Dressur-Schule Tiergruppen unterrichten und schicken auch einen Wanderzirkus durch die

Welt, der zuletzt Japan, Indien, Ägypten und Spanien bereiste. Alle diese Unternehmungen heißen „Carl Hagenbeck-Stellingen". Der Zusatz des Ortsnamens ist dabei besonders wichtig, weil ein Vetter der Stellinger Hagenbecks einen Zirkus „Wilhelm Hagenbeck-Hamburg" unterhält. Der durch Völkerschauen und einige Buchveröffentlichungen bekannt gewordene John Hagenbeck hat ebenfalls mit Stellingen nichts zu tun. Er ist ein Sohn von Gottfried Claes Hagenbeck aus zweiter Ehe, ging frühzeitig nach Ceylon und ist dort heute noch ansässig.

Heinrich (seit 1894) und Lorenz Hagenbeck (seit 1900) sind im Unternehmen ihres Vaters aufgewachsen, und seine Leitsätze sind ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Die Tradition des großen Tierhändlers und Tierkenners ist also getreulich gewahrt worden. Auch ihre Söhne sind schon wieder in Stellingen tätig. Nach altem Hagenbeckschen Hausgesetz mußten sie von der Pike auf dienen, zuerst die Raubtierkäfige reinigen, die Tiere füttern und pflegen und dann ihre Indienreise absolvieren, ohne die ein Hagenbeck nicht vollwertig ist.

Die Gewähr dafür, daß der echte „Hagenbeck" nicht ausstirbt, ist also gegeben: eine Tatsache, um die uns Deutsche andere Völker beneiden.

Robert Koch

1843—1910

Von

Hellmuth Unger

In einer Weltgeschichte, die neu aus der geistigen Haltung des Dritten Reiches und in neuer Wertung aller nationalen Großtaten geschrieben wird, einer Geschichte, die nicht nur Kriege, Niederlagen und Siege unseres Volkes, wie sie zum Schicksalskampf jeder Nation gehören, sondern auch kulturelle Heldentaten in den Vordergrund rückt, wird einmal der 24. März 1882 besonders hervorgehoben sein. Es ist nicht der Siegestag einer Schlacht, die einen Krieg zwischen Nachbarvölkern entschied, nicht der Tag eines wichtigen Friedensschlusses, aber ein Tag gewaltigen Umbruchs für alle Völker der Welt. Ein Tag, an dem ein herrliches Friedenswerk reif wurde, von einem genialen, wahrhaft schöpferischen Menschen der Mitwelt geschenkt. Doppelt wundervoll dabei, daß der Gebende sich des großen Augenblicks durchaus nicht bewußt ist oder nicht bewußt sein mochte, daß er einzig darüber glücklich ist, daß ein mächtiges Werk sich endlich zielstrebig vollendete. Wie alle großen Werke ist es gedanklich einfach und für jeden begreifbar, in seiner Lösung überzeugend, in seiner Gewähr unantastbar.

Am 24. März 1882 hat Professor du Bois-Reymond die Mitglieder der Berliner Physiologischen Gesellschaft zu einem der üblichen Vortragsabende geladen. Ein Mitglied des Kaiserlichen Gesundheits-Amtes, ein Regierungsrat, in der Reichshauptstadt noch so gut wie unbekannt, wird dabei „Über Tuberkulose" sprechen.

Unter den Seuchen, die auf unserem Erdball seit Jahrtausenden verheerend wirken, unter den Menschheitsgeißeln: der Pest, der Cholera, den Schwarzen Blattern und wie sie sonst heißen mögen, ist die Tuberkulose eine der grausigsten. Die Völker haben sie ertragen gelernt wie ein Schicksal. Ihre Rutenschläge und ihre Vernichtungsstärke kennt man, aber nicht kennt man ihren Ursprung und Ausgang. Ergeben nimmt man sie hin wie ein Strafgericht Gottes, das Unschuldige nicht von Schuldigen unterscheidet.

Ein kleiner Kreisarzt aus Wollstein, der eine erstaunlich schnelle Laufbahn hinter sich hat und wohl über Gebühr frühzeitig auf einen so herausgehobenen Posten nach Berlin berufen wurde, will vor einem kleineren Kreis von Fachleuten darüber reden. Es ist ein heißer Boden, auf den er sich begibt. Man weiß zudem, daß ihm Virchow nicht gewogen ist. Wenn das, was dieser neue Regierungsrat vorzubringen hat, stichhaltig genug wäre, hätte er seinen Vortrag doch vor dem größeren Forum der Medizinischen Gesellschaft halten können! Der Bibliotheksraum im Physiologischen Institut faßt kaum, wenn man jede Möglichkeit ausnutzt, sechzig Personen.

Virchow selbst ist nicht erschienen, er hat sich mit einer Erkältung entschuldigt. Fast möchte man daraus schließen, daß er damit über den Redner des Abends das Urteil gesprochen hat. Der kaum vierzigjährige Gelehrte, der sich an diesem Abend in den Brennpunkt einer kleinen, aber auserlesenen Gesellschaft stellt, vor deren Kritik er zu bestehen wünscht, nimmt die eigentlichen Vorbereitungen für den Abend, den Aufbau beweiskräftiger Präparate, das Einstellen gefärbter Schnitte aus menschlichen und tierischen Organen unter der Vielfalt mühsam herbeigeschleppter Mikroskope nicht weniger gewissenhaft, ja fast pedantisch peinlich wie die Festlegung des auch noch in der Reinschrift gewissenhaft verbesserten Textes, den er langsam und gewichtig, wie es seine Art ist, vorzulesen gedenkt. Der Richtigkeit seiner Darlegungen bewußt, möchte er von vornherein jede Angriffsmöglichkeit von anderer, vielleicht feindseliger Seite ausgeschaltet wissen. Die Anwesenheit und kollegiale Unterstützung seines Mitarbeiters Löffler tut ein übriges, eine vorübergehende Beklommenheit rasch zu beheben.

Wer die beiden Männer während der noch ohne Augenzeugen durchgeführten Vorarbeiten nebeneinander beobachtet, wie sie in schweigendem Einverständnis die Präparate ordnen, der Untergebene als beglückter Mitwisser der kommenden Offenbarung und als Mithelfer am Werk, möchte sie leicht für Brüder halten: beide mit freimütigen Stirnen, beide mit schmalen, ovalen Brillengestellen vor den etwas kurzsichtigen Augen, beide mit kräftigen Backenbärten, der des Regierungsrates weniger zugeschnitten. Beide Männer mit dunklen, hoch zugeknöpften Röcken. Lediglich die Haltung des älteren, der seine rechte Hand mit fast napoleonischer Geste zwischen die beiden obersten Knöpfe über der Brustwölbung geschoben hat, verrät das starke Selbstvertrauen, das ihn vor dem anderen auszeichnet, Selbstvertrauen, wie es einem Meister seiner noch unnachgeahmten Kunst eignet. Reagenzgläser, Erlenmeyer-Kölbchen, flache Schalen mit Obduktionsmaterial werden nochmals überblickt und nebeneinander aufgestellt, wie es die Reihenfolge bedingt. Die Schnittpräparate unter dem Mikroskop befinden sich in schärfster Einstellung.

Inzwischen hat sich der Raum immer mehr gefüllt. Die Unterhaltung zwischen den Erschienenen bleibt aber gedämpft. Jeder Anwesende hat das gleiche Gefühl, als stände ihm an diesem Abend ein Ereignis bevor, das sich aus der gewohnten Vielfältigkeit ähnlicher Veranstaltungen weit heraushebt. Zudem erwartet wohl jeder der Erschienenen von dieser inzwischen autoritär gewordenen Persönlichkeit aus dem Kaiserlichen Gesundheits-Amt etwas Grundlegendes über eine Frage, die nicht nur dem Wissenschaftler, sondern auch dem einfachen Arzt in seiner Praxis und im steten Kampf gegen die furchtbare Seuche neue Waffen in die Hände gibt.

Erst viele Jahre später hat dieser klassische Abend des 24. März 1882 in der Berliner Physiologischen Gesellschaft in den festgelegten Erinnerungen später gleichfalls berühmt gewordener Teilnehmer seine endgültige Würdigung gefunden.

Nach einer kurzen historischen Einleitung über den Stand der Tuberkulosefrage ging der Redner des Abends in klarer Zielstrebigkeit sofort auf den großen Plan ein, der ihm bei seinen Forschungen vorschwebte. In seiner nächsten Nähe sitzt neben Löffler sein zweiter getreuer Mitarbeiter Dr. Gaffky, und in Augenblicken des Verzögerns während der Rede oder des Atemschöpfens gleiten die Augen des Vortragenden zu diesen beiden Männern, in deren Blick er den Blitzstrahl bedingungsloser Gemeinschaft erkennt.

Als der Redner nach einer kurzen Begrüßung durch Professor du Bois-Reymond mit seinem Vortrag beginnt, ist nur sein Name der Mehrzahl der Erschienenen bekannt, noch hat er vor diesen Gelehrten mit keiner besonderen Leistung Eindruck gemacht. Als Kreisarzt in Wollstein — wer weiß überhaupt, wo auf der Landkarte sich dieser Ort befindet! — soll er den Erreger des Milzbrandes entdeckt haben. Milzbrand ist eine Krankheit, die im besondern Tiere befällt, keine Seuche, die die Menschheit bedroht. Das Problem der Tuberkulose ist von anderer Wichtigkeit.

Als er jetzt auf seine eigenen Forschungen zu sprechen kommt, Ursprung und Wesen dieser Seuche darzustellen versucht, hat er im Augenblick eine andächtige Gemeinde, Männer, die nicht nur Ärzte in der Fron des Alltags sind, sondern wie er um neue Erkenntnis und helfen zu wollen Bemühte, hat er auf einmal wie ein Meister unerreichbarer Art Schüler um sich geschart, die nicht nur von den mitgeteilten Tatsachen beeindruckt sind, sondern die auch geistig die geniale Art genießen, wie sich ein wahrhaft Berufener um Probleme bemüht, die jedem andern, auch jedem in diesem Kreise bisher mit dichtesten Schleiern verhängt waren.

Seht doch und hört nicht nur! Hier vor euch steht in lückenloser Reihe und unwiderlegbar in der Beweisführung Präparat an Präparat gereiht. Um die Tuberkulose gibt es fortan kein Geheimnis mehr, und sie, der Jahr für Jahr jeder siebente auf Erden zum Opfer fällt, wird bekämpfbar, ja vielleicht ausrottbar sein, jetzt, da man ihren Erreger kennt.

Ein Mann von unbestechlicher Selbstkritik, sich freiwillig vor höchste Aufgaben stellend, hat sich ein Ziel gesetzt, das wert des Schweißes der Edelsten ist und an das sich nur wenige heranwagten. Dem Genie hat sich das Rätsel entschleiert, weil ihm ein gütiger Gott Weisheit und Erkenntnis schenkte, einzudringen in für andere Unverständliches. Dieser Forscher suchte nicht, was sein könnte. Er ahnte voraus, was war. Und so fand er die Verbindung zwischen Anfang und Ende dieser Krankheit. Indem er ihre Ursache zeigte, nahm er dieser Seuche ihr schreckliches Mysterium und den Kranken jeden Schauer hilfloser Furcht. Was von ihm bis zu dieser Stunde geleistet wurde, in Auswertung seiner Intuition und an Beweisen der Wahrheit, ist so groß und umfassend, daß es allein genügte, den Namen eines Menschen unvergeßlich zu machen. Aber der neue Beamte aus dem Kaiserlichen Gesundheits-Amt ist viel zu bescheiden, er ist erst am Anfang seines Weges als Forscher, und er würde jeden

übertriebenen Lobspruch lächelnd von sich weisen. Er möchte es nicht einmal wahrhaben, Wegbahner eines neuen Zeitalters zu sein, sofern man Zeitläufte des Fortschrittes nach Kulturtaten der Menschheit berechnet.

„Es ist mir gelungen, den Erreger der Schwindsucht, der Tuberkulose, zu entdecken", sagte der Redner am Schluß seines Vortrages, „den Tuberkelbazillus". Niemals ist eine weltbewegende Entdeckung bescheidener angekündigt worden als diese. Und kaum eine hat sich für die Nachwelt so segensreich ausgewirkt. Kaum einen Menschen überkam Ruhm so unerwartet und groß. Er machte sich wenig daraus. Er schaffte weiter. Er diente nur sich und seinem Werk. Er wollte damit seinem Vaterlande dienen und der ganzen Menschheit. Er war ein Deutscher. Sein Name ist Robert Koch.

*

Jeder von uns ist nichts als nur ein winziges Glied in einer unübersehbaren Kette, die aus weiter Vergangenheit her und in weite Zukunft hinaus von Generation zu Generation führt, körperliche und geistige Anlagen von den Altvordern empfängt und an Kinder und Kindeskinder weitergibt. Pläne und Gedanken, die in bereits Verstorbenen nicht zur Reife gelangten, blühen oft in Nachkommen wieder auf und tragen so erst zu späterer Zeit ihre Frucht.

Wertvolles Gut ist das, was dem kleinen Robert Koch, Mitglied einer vielköpfigen Bergmannsfamilie, im Harz als Erbe überkommt. Dreizehn Kinder sind sie daheim, elf Brüder und zwei Schwestern. Das schmale Gehalt des Vaters, der Einfahrer im Clausthaler Silberbergwerk ist, soll für alle reichen. Nur eiserne Sparsamkeit und eigener Verzicht auf die kleinsten Freuden des Lebens ermöglichen es den Eltern, den besonders begabten Sohn sogar studieren zu lassen.

Wenn Liebe zur Heimat, Beharrlichkeit und Fleiß, Lebenstüchtigkeit, Frohsinn und Lebensfreude auch in bescheidensten Verhältnissen in dem Harzer Waldbauern besonders lebendig ist, wenn in ihm der Sinn für Gemeinschaft frühzeitig geweckt wird, da in Berggegenden besonders im Winter einer auf die Hilfe des andern angewiesen ist, wenn er Hilfe als selbstverständliche Leistung annimmt, um seinerseits bei erster Gelegenheit wieder zu helfen, so ist der im Jahre 1843 in Clausthal geborene Robert Koch ein echtes Harzer Kind, das glückhaft eine ungebundene Jugend genießt. Wer wie er ein zwar eng umfriedetes, aber glückliches Leben kennenlernte, in dem jeder tüchtige Mensch sich selbst genügt, der sehnt sich kaum danach, seine Zukunft mit anderen ungewohnten Maßstäben zu messen, der bleibt am liebsten innerhalb seiner bekannten und vertrauten Gemeinschaft.

Um jedoch aus angeborenen Anlagen über sich selbst hinauswachsend Neues zu gestalten, dazu bedarf es über die Friedsamkeit des Herzens hinaus einer unstillbaren Unrast nach dem Neuen, nach dem Unbekannten, nach dem Ziel, das man noch nicht sieht, das man aber in frühen Träumen bereits ahnt. Diese

Unrast des schöpferischen Menschen, der sich selbst niemals genügt, ist eine besondere Eigentümlichkeit der Kochschen Familie. Auch den Vater Roberts hat es, bevor er in Clausthal Heim und Familie gründete, weit hinausgetrieben in die Welt. Er hat Frankreich, England, Norwegen und Italien bereist, stets mit wachen Augen und niemals ohne Gewinn. Nachdem er in einem Harzer Bergort seßhaft wurde, vermag er seinen Kindern sein Wissen nur noch in Geschichten mitzuteilen, in jeder Feierstunde am Kamin Vorbild und Beispiel.

Das Harzer Bergland mit all seiner Schönheit sommers und winters, mit seiner Unerschöpflichkeit an Wundern der Fauna und Flora öffnet dem jungen Robert Koch die Augen für das große Gotteswerk, das wir Erde nennen. Im Größten wie im Kleinsten spiegelt sich Gottes Wunderwelt. Dem einen mag es genügen, die Schönheit der Jahreszeiten, das Farbenspiel eines Teiches oder Baches, das Dahinziehen der Wolken, den schwirrenden Flug einer Libelle, das Dahintaumeln eines sonnetrunkenen Schmetterlings in sich aufzunehmen und sich darüber zu freuen, den andern treibt es, zu forschen, warum etwas so und nicht anders ist, warum sich im Herbst die Blätter der Buchenwälder rotbraun verfärben, warum sich im Gestein eines Bergwerks silberne Adern durchkreuzen, warum der Flügel eines Insekts gläsern und von unerschöpfbarer Schwungkraft ist. Im Tischkasten des Vaters findet der Junge eine zerschrammte Lupe. Sie wird sein erstes Forschungsinstrument und bleibt bis ans Lebensende wie ein Heiligtum aufbewahrt, als längst vortreffliche Mikroskope dem Gelehrten die Geheimnisse des Mikrokosmus tausendfältig erschließen.

Noch als Gymnasialabiturient hatte Robert Koch erklärt, Philologie studieren zu wollen, obwohl es so schien, als wollte er sich dem Studium der Medizin, der Mathematik oder der Naturwissenschaften widmen, wie sein Direktor ihm 1862 ins Abgangszeugnis schreibt. Viel lieber wäre er ja Kaufmann geworden, um die weite Welt und fremde Länder kennenzulernen. Sein Onkel Biewend in Hamburg überzeugt ihn jedoch von der Hoffnungslosigkeit seiner Idee. So wird dieser Plan, der nicht einmal dem Vater unterbreitet wird, rasch wieder aufgegeben. Die ersten Göttinger Semester schaffen dann Klarheit über die Zukunft. Von der Mathematik hat Robert Koch bald übergenug. Kurz entschlossen sattelt er um und belegt medizinische Kollegs. Nicht ohne Einfluß auf diesen Entschluß mag die Möglichkeit gewesen sein, eins der Institutsmikroskope zu eigenem Studium regelmäßig benutzen zu können. Nicht ohne Bedeutung auch die Ehrfurcht und die Verehrung, die er einem der größten Lehrer der Medizinischen Fakultät, Professor Henle, entgegenbringt, der in seinen Vorlesungen den Keim zu Kochs künftigen Forschungen legt. Eine These Henles, mit der er noch allein dasteht, ist von besonderer Kühnheit, und deshalb gerade fesselt sie den jungen Studenten der Medizin. Henle möchte einen Zusammenhang zwischen gewissen Mikroorganismen und bestimmten akuten Krankheiten erkannt wissen. Den Beweis dafür jedoch muß er schuldig bleiben. Hunderte von Studenten

sitzen zu Füßen des berühmten Gelehrten und schreiben emsig mit. Einer unter ihnen begreift hellsichtig das Neuartige und die unerwarteten Möglichkeiten erfolgversprechender Pionierarbeit am Studiertisch.

Nach dem ersten Erwachen des Kindes in der ihn umgebenden Natur überkommt den Jüngling jetzt ein zweites, das ihm beim Studium, in den Präpariersälen, in den Instituten und Kliniken neue und andere Wunder erschließt. Der vollendete Mechanismus der Herzmaschine, die Leitungsbahn der Nerven, die unerhörte Zweckmäßigkeit des menschlichen Augapfels von der durchsichtigen Wölbung der Hornhaut bis zur Lichtempfindlichkeit der Netzhaut, der unbegreifbar künstliche Mechanismus des Gehirns, was sind das alles für Erlebnisse! Doch sie werden Gemeingut jedes Beflissenen und Lernenden. Neu hingegen ist Henles Annahme des „contagium animatum". Hier erschließen sich Wege in noch unerforschte Gebiete der Wissenschaft. Hier ist durch Forschung und Fleiß Neuland zu entdecken. Mit selbstverständlicher Pünktlichkeit erledigt Robert Koch sein Studium und seine Examina, promoviert und übersiedelt nach Berlin, wo er während seines einen Semesters Schüler von Virchow wird, der ihm später während der Zeit seiner großen Entdeckung so wenig Verständnis entgegenbringt.

*

„Leben eines deutschen Landarztes" ließen sich am besten die dem Staatsexamen folgenden Jahre Robert Kochs überschreiben. Am Anfang dieser Laufbahn steht eine kurze Assistentenzeit in Hamburg, in die 1866 eine Cholera-Epidemie fällt, nachdem die vorhergegangene kaum erst sieben Jahre überstanden war. Die Cholera kommt vom Orient her nach Mitteleuropa und dringt infolge des Kriegszustandes zwischen Preußen und Österreich, dem sich der blinde König Hannovers angeschlossen hat, über Erwarten rasch auch nach Hamburg vor. Schicksalszeit für eine reiche, aber immer wieder schwergeprüfte Stadt, Schicksalszeit auch für den jungen Gelehrten, dem sich nun endlich und unerwartet die Gelegenheit bietet, Henles These aus der Göttinger Zeit durch Beweis von Tatsachen zu erhärten. Wenn es ein „contagium animatum" gab, dann mußte man der Choleraursache mit Hilfe des Mikroskopes auf den Grund kommen.

Wie nahe Robert Koch schon damals einer ersten bahnbrechenden Entdeckung gekommen ist, ahnt er selbst nicht. Nur an eins glaubt er fest, daß er sich auf richtigem Wege befindet. Die Ergebnisse seiner Hamburger Forschungen, noch heute nachprüfbar, weiß er noch nicht auszudeuten, sonst wäre schon damals das Vorhandensein des Choleraerregers erwiesen gewesen, jedoch noch nicht durch so lückenlose Beweisketten, wie sie der Meister später in strengster Selbstkritik beim Tuberkulosebazillus aufstellt.

Von Hamburg kommt Koch an die Idiotenanstalt nach Langenhagen im Hannoverschen, wo ihm im Nebenberuf Praxis gestattet wird. Das letztere ist für ihn wichtig, da er endlich ein junges Mädchen aus seiner Vaterstadt, das er

Die Entdeckung des Tuberkel-Bazillus

Zwei Seiten aus Robert Kochs handschriftlichem Entwurf zu seinem Vortrag vom 24. März 1882, gehalten in der Berliner Physiologischen Gesellschaft

(Berlin, Robert-Koch-Institut)

Das Faksimile gibt die Stichwortnotizen Kochs vom Anfang seines Vortrages und die bedeutungsvolle fünfte Seite des Manuskriptes wieder, auf der zum erstenmal der wahre Erreger der Tuberkulose genannt wird: „Daraufhin kann behauptet werden, daß die Bazillen die Ursache der Tuberkulose sind." Die Veröffentlichung des Vortrages erfolgte in der Berliner Klinischen Wochenschrift vom 10. April 1882 unter dem Titel „Die Ätiologie der Tuberkulose".

Villemin. Impfung in d.[ie] vordere Augenk.[ammer] von Cohnh.[eim]. Salomons. Baumgarten. Inhalat.[ions]verf.[ahren] v.[on] Tappeiner etc. T.[uberkulose] wichtigste Inf.[ektions]k.[rankheit], gefährlicher als Pest etc. Statistik: 1/7 aller Menschen sterben an Tub.[erkulose], von Erwachsenen 1/8.

T.[uberkulose] für Gesundheitspfl.[ege] noch wegen der Beziehungen zur Perls.[ucht] wichtig. Aufgaben des G.[esundheits-] A.[mtes]. Deswegen Unters.[uchung] nothwendig. Von verschiedenen Seiten versucht, das Wesen der Tuberkulose zu ergründen, ohne Erfolg. Färbung und Kulturmethoden nichts genützt. Cohnheim: der direkte Nachweis des tuberkulösen Virus ist bis heute ein ungelöstes Problem.

Gleichfalls zuerst die bekannten Methoden versucht. Durch gelegentl.[iche] Beobacht.[ungen] auf andere Verfahren geführt. Beschreibung des Verfahrens. Trocknen am Deckglas, Härten in Alkohol. Methylenblau-Lösung: 200 cc W.[asser], 1 cc alk.[oholisches] Methylenbl.[au], 0,2 cc 10% Kali. Darf keinen Bodensatz geben. 20—24 Stunden lang färben, in d.[er] Wärme ½—1 St.[unde] Nachbehandlung mit wäßriger Vesuvinlösung. Schicht wird braun. Unter d.[em] Mikroskop alle Gewebstheile u. anderen Bakt.[erien] braun, Tub.[erkel]bakt.[erien] blau. Starker Farbencontrast, sichere Reaktion u. Diagnose. In Schnitten ebenfalls Gewebe, Kern braun, Tub.[erkel] bac.[illen] blau.

Auch mit anderen Farben, außer Braun, gelingt die Färbung, alkalische Reaktion der Lösung, andere Alkalien. Starke kalihaltige Lösung färbt mehr, beschädigt die Schnitte.

T.[uberkel]bakterien sind Stäbchen, Bacillen, dünn, halbes Blutk.[örperchen] lang. Große Ähnlichkeit mit Leprab.[azillen], Unterschied. Wo der Proceß frisch ist oder fortschreitet viele B.[azillen], oft in Zellen, lepraähnlich. Freie B.[azillen] in Schwärmen am Rande von größeren Käseherden. B.[azillen] seltener, wenn Höhepunkt überschritten, kleine Gruppen oder vereinzelt am Rande des Tuberkels, schwach gefärbt, absterbend. Fehlen ganz, wo Proceß still steht. Kürzere in Riesenzellen, oft nur in diesen, auch vereinzelt. Beziehungen der B.[azillen] zu den Riesenzellen, R.[iesenzellen] ohne B.[azillen] Theorie. Auch ungefärbt sichtbar. Mit dest.[illiertem] W.[asser] verdünnte Substanz im hohlen Objektträger. B.[azillen] sind dünne unbewegliche Stäbchen. Sporenbildung bisweilen im thierischen Körper. 2—4 Sporen, buchten die Wand des Bacillus vor.

Vorkommen der B.[azillen] bis jetzt an folgendem Material untersucht.

I Vom Menschen (Material von Dr. Friedlaender u. Direktor Dr. Guttmann)

11 Miliartub.[erkulose]. B.[azillen] in der Lunge (nicht im verkästen Centr.[um] der Knötchen) Milz, Leber, Niere. Sehr viele in Pia mater, in Bronchialdrüsen, sporenhaltig in Schwärmen, oder in Riesenzellen.

12 käsige Bronchitis u. Pneumonie. B.[azillen] am Rande von käsigen Herden, in Nestern. In Cavernen, sporenhaltig, käsige Bröckchen im Caverneninhalt. Mit anderen Bakterien vermischt. Färbungsunterschied.

[Seite 5 der Handschrift]

Die Spritzen immer sorgfältig desinficiert.

Untersuchung der Tub.[erkeln] bei den mit Kulturen inficierten Thieren. Identisch mit anderer Tub.[erkulose], B.[azillen] in Riesenzellen, verkästes Centrum, epithelioide Zellen.

Weiterimpfung der Tuberkeln solcher Thiere, Züchtung der B.[azillen] aus denselben.

Beim Rückblick auf diese Versuche ergiebt sich, daß verschiedene Infectionsweisen ausnahmslos Tub.[erkulose] erzeugten. Iristuberkulose. Ausschluß der spontanen Tub.[erkulose] oder zufälliger experimenteller Fehler. Controllthiere sämtlich gesund, schnelle Entwicklung der Miliartub.[erkulose]. Vergleich mit Milzbrand.

Daraufhin kann behauptet werden, daß die Bacillen die Ursache der Tub.[erkulose] sind.

Demnächst interessiert zur Vervollständigung der Ätiologie die Frage, woher die Bacillen stammen und wie sie in den Körper gelangen. Können nur im thierischen Körper sich weiter entwickeln und event. Sporen bilden, weil sie nur bei Temperatur zwischen 30 u. 41° C wachsen. Bedeutung dieser Thatsache. Vergleich mit Milzbrandbacill.[en]. Sind keine gelegentl.[ichen], sondern ächte Parasiten.

Gelangen in der Mehrzahl mit der Luft in die Respirationswege und nisten sich in Lunge oder Bronchialdrüsen. Weil die überwiegend meisten Fälle von Tub.[erkulose] Inhalationstub.[erkulose] sind. Kommen in die Luft durch die verstäubten Sputa der Phthisiker. Untersuchung von Sputum, Befund. Impfung mit frischem, 2 Wochen, 4 und 8 Wochen getr.[ocknetem] Sputum. Bedeutung der Sporenbildung im Sputum. Nicht sporenhaltige Lunge vom Affen nach 6 Wochen unwirksam. Weitere Versuche in Aussicht gest.[ellt].

In der Ätiologie der Tub.[erkulose] spielen prädisponierende Momente unzweifelhaft eine große Rolle. Die Verhältnisse der erworbenen oder ererbten Disposition noch hypothetisch. Das langsame Wachsthum der B.[azillen] erklärt manche Erscheinungen. Impfung nur dann wirksam, wenn die B.[azillen] in taschenf.[örmige] Wunden, Höhlen gebracht werden; aus flachen, kleinen Wunden werden sie zu schnell eliminiert, deswegen keine Leicheninfection. Ähnliches gilt gewiß für die Infection von der Lunge aus, Hülfsursachen ...

Wie weit reicht das Gebiet dieser Parasiten, d. h. mit anderen Worten, wie ist das, was wir Tub.[erkulose] nennen, abzugrenzen? Bisher kein sicheres Kriterium, jetzt ein solches an den Bacillen. Danach gehören Miliartub.[erkulose], käsige Pneumonie u. Bronchitis, Darm- u. Drüsentub.[erkulose], Perlsucht, spontane u. Impftub.[erkulose] der Thiere zusammen. Scrophul.[öse] und fungöse Gelenkaffect.[ionen] zum Theil, vielleicht ganz; ob Lupus, ist zweifelhaft. Tub.[erkulose] unter Hausthieren; Schwein, Huhn.

Villemin. Impfung in d vordere Augenkammer von Cohnh. Salomons. Baumgarten. Inhalat. versuch v. Tappeiner etc.

~~[illegible]~~. T. wichtigste Infect. Kr., gefährlicher als Pest etc. ~~[illegible]~~. ~~[illegible]~~ ~~[illegible] auf 100 000 lebend [illegible]~~ ~~T. tödtet 400 auf 100 000, [illegible]~~. ~~[illegible]~~ ~~[illegible]~~ Statist. d: ¼ aller Todesfälle [illegible], von [illegible] Altersgr. ⅓ u.s.w.

T. für Gesundheitspfl. noch wegen der Beziehung zur Perlsucht wichtig. Dagegen Untersuch. nothwendig. (das Wesen der Tub. Infekt zu ergründen) ~~[illegible]~~. Von verschieden Seiten versucht, ohne Erfolg. Färbung und Cultur versucht nichts gezeigt. Cohnheim: die directe Nachweis des tuberkulösen Virus ist bis jetzt ein ungelöstes Problem.

Ebenfalls zuerst die bekannten Methoden versucht. Durch gelegentl. beobacht. auf andere Verfahren geführt.

Lufttrocknung des Präparates. Trocknen von Deckglas, Hitze in Alkohol. Methylenblau-Lösung: 200 cc dest. W. 1 cc alk. Methylenblau. 0,2 cc 10% Kali. Darf kein Niederschlag geben. 20–24 Stunden lang färben, in 1. Stunde ½–1 St. Nachbehandlung mit wässriger Vesuvin lösung. Schicht wird braun. Unter d. Mikroskop alle Gewebsbestandtheile ~~braun~~ (und Zellk.) braun, Tub. bakt. blau. Starker Farben contrast, frühere Reaktion u. Diagnose.

~~Schnitte [illegible]~~ (für Schnitte) Ebenfalls Gewebe, Kerne braun, Tub. bac. blau.

[illegible], außer braun, gelingt die Färbung, ~~Alkalische~~ Reaktion der Lösung, andere Alkali [illegible]

Starke kalihaltige Lösung färbt mehr, beschädigt die Schnitte.

T. bakterien sind Stäbch, [illegible], dünn, halbe Blutk. lang. Große Ähnlichkeit mit Lepra b., Unterschied. Wo der Process frisch ist oder fortschreitet viele b., oft in Zellen, [illegible]. Keine b. in

Zeichnung: Schnitten am Rande von größeren Käseherden. b. seltener, von [illegible], kleine Gruppen [illegible] vereinzelt am Rande des Zellgewebes, [illegible], abgestorben. Fehlen ganz wo Process still steht. (Beziehung der b. zu Riesenzellen, [illegible])

Zeichnung: [illegible] in Riesenzellen, oft nur in [illegible], auch vereinzelt. ~~[illegible]~~ [illegible] Auch ungefärbt sichtbar. Mit dest. W. verdünntes Blutserum [illegible] Objektträger. [illegible]

Zeichnung: Sporenbildung [illegible] in [illegible] 2–4 Sporen, [illegible] der [illegible]

Vorkommen der b. bis jetzt in folgendem Material nachgewiesen.

I Beim Menschen (Material von Dr Friedlaender u. Assistent Dr Guttmann)

11 Miliartub. b. in d. Lunge (meist in [illegible] Knötchen [illegible]) Milz, Leber, Niere, [illegible] viele in Pia mater, in [illegible], [illegible] in [illegible], oder in Riesenzellen.

12 käsige Bronchitis u. Pneumonie. b. am Rande von käsigen Herden, in [illegible]. [illegible], käsige [illegible] im [illegible]. Mit andern Bakterien vermischt. Färbung [illegible].

Anm. Die Spritzen wurden sorgfältig desinficirt.

Untersuchung der Tub. bei den mit Kulturen inficirten Thieren. Identisch mit andern Tub., die in Riesenzellen, [illegible] Bacillen, epitheloide Zellen.

Weiterimpfung der Tuberkeln solcher Thiere, Züchtung der B. aus denselben.

Beim Rückblick auf diese Versuche ergiebt sich, dass verschiedene Infectionsweisen [illegible] Tuberkulose erzeugten. Fütterungstuberkulose. Ausschluss der spontanen Tub. oder zufälliger experimenteller Tuberkulose [illegible], schnelle Entwickelung der Miliartub. Vergleich mit [illegible].

Demnach kann behauptet werden, dass die Bacillen die Ursache der Tub. sind.

Man möchte [illegible] zur Vervollständigung der Ätiologie [illegible] woher die Bacillen stammen und wie sie in den Körper gelangen.

Können nur im thierischen Körper sich weiter entwickeln und vermehren. [illegible], weil sie nur bei Temperaturen zwischen 30 u. 41° C wachsen. Bedeutung dieser Thatsache. Vergleich mit Milzbrandbacillen. Sind kein gelegentliche, sondern echte Parasiten.

Gelangen meist mit der Luft in die Respirationswege und setzen sich in Lunge oder Bronchialdrüsen fest. Weil die überwiegende Zahl von Tub. Inhalationstub. sind. Kommen in die Luft durch die getrocknete Sputa der Phthisiker. Untersuchung von Sputum, Befund. Impfung mit frischem, 2 Wochen, 4 und 8 Wochen getr. Sputum. Bedeutung der Bacillen im Sputum. [illegible]

Die Verhältnisse der ererbten oder erworbenen Disposition [illegible]. [illegible] der L. erklärt manche [illegible]. Impfung [illegible], wenn die L. in [illegible] gebracht werden; [illegible]. [illegible] gilt [illegible] für die Infection [illegible] Lunge [illegible].

[illegible] an den Bacillen. Demnach gehören Miliartub., käsige Pneumonie u. Bronchitis, Darmtub., Perlsucht, Spontan- u. Impftub. der Thiere zusammen. [illegible] ist zweifelhaft. Tub. anderer Thiere; [illegible].

[illegible] der Tub. [illegible] der geringen Zahl der L. [illegible] Zellen [illegible] der Riesenzellen. [illegible] um Fremdkörper. [illegible]

bereits seit seiner Schülerzeit liebt, heiraten will. Auf längere Dauer behagt ihm die abstumpfende Tätigkeit eines Anstaltsarztes jedoch nicht, auch macht ihm sein Direktor, der ihm nicht besonders wohlwill, häufig Schwierigkeiten. So führt der Weg des Landarztes weiter nach Niemegk im Kreise Zauch-Belzig und nach Rackwitz in Posen. Die Zeit hier wird idyllischer, als er vorher annahm. Doch wird sie durch den inzwischen ausgebrochenen Krieg Deutschlands mit Frankreich unterbrochen. Robert Koch meldet sich freiwillig als Arzt ins Feld. Nach Monaten wieder heimgekehrt, findet er sich nicht mehr in dem alten Kreis der Freunde und Patientenschaft zurecht. Auch treibt der Ehrgeiz, für die Zukunft seiner Familie zu sorgen, zu neuen Plänen. Wenigstens irgendwo Physikus werden! Das erfordert allerdings ein weiteres Examen. Aber davor fürchtet er sich nicht.

Mit achtundzwanzig Jahren kommt Robert Koch als Kreisarzt nach Wollstein, mit der Sicherheit eines wenn auch bescheidenen festen Gehaltes. Wichtiger als diese Sicherheit für Frau und Kind ist für ihn die Möglichkeit, neben der ärztlichen Praxis, die allerdings bei Tag und Nacht seine besten Kräfte in Anspruch nimmt, wieder die alten Forschungen aufzunehmen. In Wollstein beginnt Robert Kochs Genieperiode.

*

Robert Koch steht vor der Möglichkeit, neben der gewiß aufreibenden Landarztpraxis ein beschauliches und einträgliches Dasein zu führen. Früher bediente man sich, um von Dorf zu Dorf zu gelangen, eines Reitpferdes, jetzt in Wollstein kann man sich sogar Pferd und Wagen halten. Man kann auch Ersparnisse machen, die einmal der heranwachsenden Tochter zugute kommen und ihre Zukunft sichern werden. Ein Forscher, der über die Grenzen allgemeinen Wissens vorstößt, schafft nicht mehr für sich selbst. Er will der Gesamtheit dienen.

Wieder, wie schon als Assistent in Hamburg zur Cholerazeit, kommt Robert Koch jetzt in Wollstein als Amtsarzt mit einer Seuche in Berührung, die unter den reichen Viehbeständen im Kreise Bomst seit undenklichen Zeiten heimtückisch wütet. Seine Tätigkeit im Kriege, in den Lazaretten, dem möglicherweise vorhandenen Erreger des Typhus nachzuspüren, war zu kurz und auch zu unsicher, um zu eindeutigen Ergebnissen zu gelangen. Aber gleich, welchen Erreger irgendeiner Seuche man zuerst entdeckt, die Methodik wissenschaftlicher Ergründung wird für alle diese heimtückischen Lebewesen, die noch kein Forscherauge erblickt hat, die gleiche sein. Weshalb soll man sich da nicht über den Milzbrand Klarheit schaffen, zumal Tiermaterial in Fülle zur Verfügung steht?

Von einem Parasiten, wie Robert Koch einen sucht, verlangt er dreierlei: Er muß in jedem Falle der Erkrankung anzutreffen sein. Er darf bei keiner anderen Krankheit als zufälliger und nicht pathogener Schmarotzer vorkommen, und er muß endlich, vom Körper vollkommen isoliert und in Reinkultur gezüchtet, imstande sein, von neuem die Krankheit bei Versuchstieren zu erzeugen. Es hieße

eine höchst romantische Geschichte erzählen, wenn man von allen Schwierigkeiten und ihrer Überwindung berichten wollte, die Robert Koch in Wollstein durchzumachen hatte, ehe er das erste große Ziel seiner Forschungen erreichte. Zwischen Landbesuchen und der aufreibenden Arzttätigkeit im Hause müssen die Stunden der Forschung ebenso mühselig abgespart werden wie der sich erst langsam rundende Betrag, den der Physikus für ein Mikroskop ausgibt, das er notwendig braucht. Tierversuche, Organschnitte, Untersuchungen mit Überraschungen und Enttäuschungen und Rückschlägen, nichts kann ihn hindern, seiner Berufung treu zu bleiben. Das Ergebnis seiner Forschungen ist die Entdeckung des Milzbranderregers in lückenloser Beweisführung. Das Werk ist meisterhaft.

*

Breslau, wieder Wollstein und Berlin heißen die nächsten Stationen seiner Laufbahn. In Berlin endlich findet er die Schaffensmöglichkeiten, wie er sie sich längst gewünscht hat. Bei der Erforschung der Milzbrandbazillen hatte Koch zum ersten Male seine Kräfte erprobt, sich auf eine bestimmte Methodik eingespielt und den Ablauf jedes seiner Experimente in allen Einzelheiten zur Unterweisung für andere aufgeschrieben. Nicht in jedem weiteren Falle aber konnte die Lösung gleich einfach sein, sonst wären gewiß in den Monaten, die der Veröffentlichung seiner grundlegenden Arbeit über die Entstehung des Milzbrandes folgten, in den Laboratorien der Welt alle Krankheitserreger entdeckt worden, die bisher unbekannt geblieben waren. Die Bakteriologie war auf einmal das Lieblingskind der Medizin geworden und zugleich große Mode. Jeder Anfänger glaubte, es sei nichts leichter, als nach Kochscher Art berühmt zu werden, indem man sich vor das Mikroskop setzte, darauflos forschte und täglich nur notierte, was man Neues gefunden hatte. Von diesem unerquicklichen Treiben blieb Koch unberührt. Er wußte, daß sich die vermuteten Erreger des Typhus, der Cholera und der Tuberkulose, die ihn besonders interessierten, nicht ganz leicht finden ließen und daß es wohl neuer und kühnerer Methoden bedurfte, sie den Augen überhaupt sichtbar zu machen. Zugute kam ihm selbst, daß er eine alte Liebhaberei: zu fotografieren, wieder aufnahm. Er versuchte ein Verfahren zu entdecken, durch Mikrofotografie bakterienhaltige Flüssigkeiten bildlich naturgetreu darzustellen, um alle Irrtümer und falschen Vorstellungen bei unrichtigen Abbildungen auszuschließen. Wieder einmal mußte er von Grund auf neu beginnen und erhebliche Teile seines Einkommens opfern, um solche Pläne durchzuführen. Da er in immer tieferem Einarbeiten erkennt, daß er farbige Fotografien nicht wird herstellen können und daß diese deshalb unübersichtlich und in den Unterschieden nicht bezeichnend genug sind, kommt er auf einen anderen, nicht weniger glücklichen Einfall, Bakterien zu färben, ehe man sie fotografiert. Wieder erschließt sich ihm eine neue Welt des Geheimnisvollen. Sein Drang, zu entdecken und zu erkennen, macht bei keinem Ergebnis halt,

niemals ist er mit einer Leistung zufrieden, wenn er vermutet, daß sie noch besser ausfallen könnte.

Ist er schließlich mit den Färbemethoden zufrieden, so genügt nunmehr das bescheidene Mikroskop nicht mehr, und man muß darüber nachdenken, wie man es im Dienst der Forschung weiter verbessern könnte. Abbe in Jena konstruiert ihm auf seine Anregung einen hochmodernen, klug ersonnenen neuen Beleuchtungsapparat unter dem Mikroskop, den er zusammen mit einem gleichfalls neuen Ölimmersions-System verwendet. Wiederum schließt sich die Kette unerhört gescheiter Versuche zu einem Ganzen, und etwas Großes vollendet sich. Die Differenzierung der Bakterien ist endlich möglich geworden.

Hundertfältige Erfahrungen jeder Art kommen dem nach Berlin Berufenen bei seiner neuen Tätigkeit zugute. Während er Löffler und Gaffky, die ihm besonders nahestehenden Mitarbeiter, in seine Methodik einführt und ihnen jede Anregung gibt, sich in seinem Sinne zu betätigen, richtet Robert Koch selbst sein Hauptaugenmerk auf den schon so lange gesuchten Tuberkuloseerreger. Zu den Hauptaufgaben des Gesundheitsamtes gehört es ja, die Infektionskrankheiten vom Standpunkt der Gesundheitspflege aus, also in erster Linie in bezug auf ihre Entstehung, zum Gegenstand ihrer Ermittlungsarbeiten zu machen. Die zweifellos geniale Entdeckung des Milzbranderregers in Wollstein wird weit übertroffen von der Arbeit, die jetzt an den Erreger der heimtückischsten Menschenseuche gewendet wird.

Herrlichste Schöpferstunde in später Nacht, als er nach monatelangen, immer wieder unterbrochenen und neu begonnenen Versuchen und Untersuchungen, nach Erprobung ungezählter Färbemethoden, nach unabsehbarer Vielfältigkeit von Tierversuchen den nächsten Vertrauten, Dr. Gaffky, zu sich ruft und ihn ein Präparat unter dem Mikroskop betrachten läßt. Für Augenblicke fürchtet dieser, daß ihm sein Meister bei der Entdeckung des Typhuserregers, mit dem er sich selbst befaßt, zuvorgekommen sei, aber was er unter dem Okular erblickt, ist Lungengewebe. Welchem neuen Geheimnis ist der Meister da schon wieder auf die Spur gekommen, der immer schweigsam ist, solange er forscht?

Gaffky blickt auf zu Robert Koch und sieht ihn lächeln.

Ein Bazillus? — Ja.

Der Erreger der Tuberkulose?

Ja, Gaffky, der Tuberkelbazillus. Er muß es sein.

*

Die Entdeckung des Tuberkelbazillus sollte nicht die einzige wissenschaftliche Großtat Robert Kochs bleiben. Mit seiner Hilfe findet noch im gleichen Jahr Löffler den Diphtherie-Bazillus, und er wird damit zu einem gleichfalls Unvergessenen in der Schar der großen Helfer der Menschheit, und wenige Monate später beschreibt Gaffky als erster den Erreger des Unterleibstyphus.

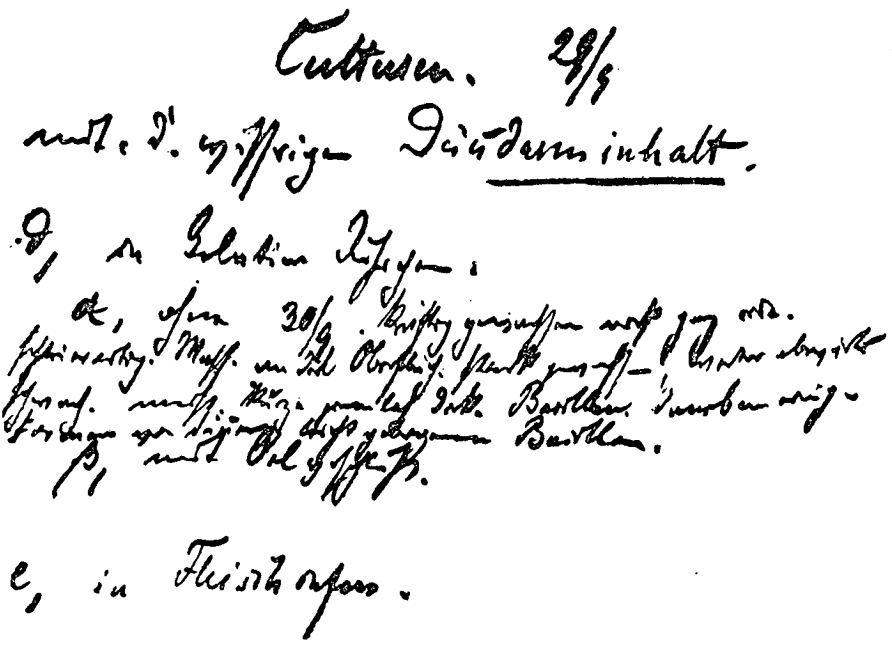
Koch, der immer bescheidene und stete Berater am weitgreifenden Werk seines Amtes, gönnt seinen beiden besten Schülern den verdienten Lohn. Ihm selbst bleibt die Entdeckung des Cholerabazillus vorbehalten, den er eigentlich, ohne es zu wissen, schon während der Hamburger Assistentenzeit gefunden hatte.

Wir Menschen eines neuen Jahrhunderts, das durch die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft von fast allen einst so gefürchteten Seuchen längst umfriedet ist, vermögen uns wohl kaum eine Vorstellung zu machen, was früher die Hiobsbotschaft bedeutete: die asiatische Cholera sei wieder auf dem Vormarsch nach Europa. Eine solche Kunde bedeutete Tod und Vernichtung von Zehntausenden in den Ursprungsgebieten der Seuche, vielleicht von Millionen.

Die ägyptische Regierung, im Jahre 1883 von einem neuen Vernichtungsfeldzug der Cholera bedroht, wendet sich gleichzeitig an Frankreich und Deutschland um Hilfe, und beide Länder rüsten sofort wissenschaftliche Expeditionen aus. Nur zwei Männer kommen in Frage, der Seuche durch Bekämpfung Einhalt gebieten zu können, beide weltberühmt und beide Träger allgemeinen Vertrauens, ja allgemeiner Gläubigkeit: Koch und Pasteur. Möglich, daß der große Pasteur seinem gefürchteten Konkurrenten auf dem Gebiet der Bazillenforschung in einem Wettstreit auszuweichen wünscht, möglich aber auch, daß er glaubt, die Tatkraft einiger seiner Schüler reiche aus, das wichtige Problem zu lösen. Es kommt zu einem Wettstreit zwischen Koch und seinen Helfern auf der einen Seite und den beiden jungen Franzosen Thuiller und Roux auf der anderen. Der wackere Thuiller muß die Expedition nach Alexandria, ohne den heißgesuchten Cholera-Bazillus gefunden zu haben, mit dem Tode bezahlen, ein Opfer der Seuche, die ihn dort als einen der letzten befällt. In gleichem Zeitraum bis zum bitteren Ende des Franzosen und dem Erlöschen der Seuche auf ägyptischem Hoheitsgebiet sind die Arbeiten Kochs bereits weit vorgedrungen, aber noch nicht abgeschlossen. Koch ist deshalb auf eine Lösung des Problems derart versessen, daß er dem Minister von Boetticher vorschlägt, ihn in Indien, einem der großen Ursprungsgebiete der Cholera, weiterarbeiten zu lassen. Sofort erhält er die Genehmigung. Über Kairo, Damiette und El Tor reist er nach Ceylon und weiter nach Kalkutta, wo er die ganze Unterstützung des Leiters des Medical College Hospital findet. Von geradezu fanatischem Arbeitswillen beseelt schafft er weiter und kann wenige Wochen später nach Berlin berichten: „Die noch unentschieden gelassene Frage, ob die im Choleradarm gefundenen Bazillen ausschließlich der Cholera angehörige Parasiten sind, kann nunmehr als gelöst angesehen werden."

Ein Bericht, der an Wucht hinter irgendeiner Siegesmeldung nach gewonnener Schlacht nicht zurücksteht. Mit der Größe eines Sieges scheint auch beim Menschen das Empfinden zu wachsen, im Berichten darüber etwas von der erhabenen Größe zu erreichen, die das Ergebnis selbst bedeutet.

Neun Monate nach Beginn seiner phantastischen Forschungsfahrt hat Robert Koch von Bombay aus die Heimreise angetreten. Monatelang war er in den



Notizzettel Robert Kochs mit einer der ersten Beschreibungen des Cholera-Bazillus, 1883.
Berlin, Institut Robert Koch

schmutzigen Verstecken abscheulicher Menschenbehausungen herumgekrochen, in den Choleraspitälern und in seinem Laboratorium stündlich in höchster Lebensgefahr, doch unbekümmert. Hunderte von Leichen hatte er obduzieren helfen, Tausende von Präparaten angefertigt, gefärbt und untersucht, Generationen des Kommabazillus gezüchtet, Wunderdinge hatte er unter der Linse des Mikroskops erschaut wie noch kein Forscher zuvor. Nur eins hatte er nicht gesehen: Indien selbst. Das große geheimnisvolle Land und das große Erlebnis der Dschungeln, alles war wegen eines kleinen Bazillus vergessen. Wie von einem großen Feldzug kehrt er in die Heimat zurück, und der alte Kaiser verleiht ihm den Kronenorden am schwarzweißen Bande, die einzige Auszeichnung, die Koch zeit seines Lebens wahrhaft erfreute. Auf der Verleihungsurkunde von der Hand des Kaisers hatte Bismarck mit seiner markigen Schrift hinzugefügt: „mit dem Stern", und der Kaiser war einverstanden.

Welcher Segen aus Kochs neuer wissenschaftlicher Großtat erwachsen sollte, das wurde nicht nur anderen Völkern Europas, sondern auch seinem eigenen Vaterlande bald offenbar, als im Anfang der neunziger Jahre ganz unerwartet wiederum die Cholera Hamburg überfiel. Es war der letzte Vernichtungsfeldzug der Seuche in Deutschland. Seitdem hat sie ihren Schrecken verloren.

Eine weitere, ja vielleicht die höchste Stufe des Ruhmes erreicht Robert Koch am 4. August 1890 vor den Mitgliedern des X. Internationalen Kongresses in

Berlin. Entgegen seiner Einstellung, nur mit einem vollendeten Werk vor die Öffentlichkeit hinzutreten, hat er sich diesmal auf Wunsch der Regierung bestimmen lassen, über seine neuesten Forschungen auf dem Gebiet der Tuberkulosebekämpfung zu sprechen, die seiner eigenen letzten Kritik noch nicht standhielten. Immerhin, das wußte er, würde er mit seinen Darlegungen vor diesem Kreise berühmter Männer der Wissenschaft in Ehren bestehen.

Das große Werk der Tuberkuloseforschung, mit dem ein neuer Ausgangspunkt medizinischer Forschung beginnt, würde nicht abgeschlossen sein, wenn der Meister nach der Ursache der Seuche nicht auch das Heilmittel entdeckte, mit dem er sie zu bekämpfen vermag. Tatsächlich ist es ihm gelungen, die Giftkeime des Tuberkelbazillus im Tierkörper unschädlich zu machen. Damit ist der Nachweis erbracht, daß bei Tieren der Tuberkulosekrankheitsprozeß völlig zum Stillstand gebracht werden kann. Mit fast prophetischer Stimme führt Robert Koch in seinem Vortrage aus: „Sollten aber die im weiteren an diese Versuche sich knüpfenden Hoffnungen in Erfüllung gehen und sollte es gelingen, zunächst bei einer bakteriellen Infektionskrankheit des mikroskopischen, aber bis dahin übermächtigen Feindes im menschlichen Körper selbst Herr zu werden, dann wird man auch, wie ich nicht zweifle, sehr bald bei anderen Krankheiten das gleiche erreichen. Es eröffnet sich damit ein vielverheißendes Arbeitsfeld mit Aufgaben, welche wert sind, den Gegenstand eines internationalen Wettstreites der edelsten Art zu bilden. Schon jetzt die Anregung zu weiteren Versuchen nach dieser Richtung zu geben, war einzig und allein der Grund, daß ich, von meiner sonstigen Gewohnheit abweichend, über noch nicht abgeschlossene Versuche eine Mitteilung gemacht habe. Und so lassen Sie mich denn diesen Vortrag schließen mit dem Wunsche, daß sich die Kräfte der Nationen auf diesem Arbeitsfelde und im Kriege gegen die kleinsten, aber gefährlichsten Feinde des Menschengeschlechts messen mögen, und daß in diesem Kampfe zum Wohle der gesamten Menschheit eine Nation die andere in ihren Erfolgen immer wieder überflügeln möge."

Welch ein Erlebnis! Etwas für unmöglich Gehaltenes scheint diesem großen Zauberer nun gleichfalls gelungen zu sein. Er hat auch das Heilmittel gegen die Tuberkulose gefunden. Einen Teilerfolg nimmt man gern und übergläubig bereits für das Ganze. Die furchtbarste Seuche der Menschheit ist heilbar, muß heilbar sein, wenn dieser Meister es sagt. Sein Wunder- und Zaubermittel nennt er Tuberkulin.

*

Die späteren hartnäckigen, teilweise gehässigen Kämpfe für und gegen das neue Tuberkulosemittel Robert Kochs sind nicht nur den Ärzten, sondern auch in Laienkreisen bekannt. An Koch hat es gewiß nicht gelegen, wenn sein Heilmittel von Anfang an überschätzt wurde, als habe mit seiner Entdeckung der Tod auf Erden verspielt. Abstand der Zeit hat die Menschen besonnener und ruhiger darüber

denken gelehrt. Entscheidend bleibt auch heute, daß mit dem Tuberkulin ein neuer Weg der Seuchenbekämpfung beschritten wurde, der unabschätzbaren Segen in sich barg. Nach Kochs Auffassung sollte es nicht das Allheilmittel, sondern eine der vielen Abwehrmöglichkeiten gegen die Seuchen werden.

Für den angefeindeten Forscher folgen nach Jahren aufsteigenden Ruhmes belastende Jahre der Krise, auch in seinem privaten Leben. An der Seite seiner zweiten jungen Frau wird dem einsam gewordenen Mann ein zweites Dasein inneren Friedens, neuer Schaffenskraft und neuer, weit ausgreifender Pläne geschenkt, ein Menschenglück, dem er sich in den früheren Jahrzehnten wissenschaftlicher Arbeit nur zu gern und bereitwillig entzogen hatte. 1905 wird ihm der Nobelpreis verliehen. Es gab keinen Würdigeren. Bei der Überreichung spricht er in Stockholm gleichsam vor dem Forum der Welt nochmals über sein gewaltiges Werk. Er betont, daß der Kampf gegen die Tuberkulose vor allem ein Kampf gegen ihre Infektionsquelle sein müsse. Das hatten inzwischen die Regierungen aller Kulturvölker begriffen und im Dienste der Gemeinschaft bewundernswerte Arbeit geleistet. Überall sei nach Möglichkeit dafür gesorgt, günstigere Wohnungsverhältnisse zu schaffen, das Sonnenlicht sei als nächster Hilfsfaktor der Volksseuche erkannt, Lungenheilstätten und Hospize seien erbaut worden. Mit diesen zweckvollen Bestrebungen gehe die Tuberkulosebekämpfung durch Aufklärung und Belehrung Hand in Hand.

Mit Freuden darf es später Robert Koch noch erleben, daß der wissenschaftliche Streit um sein Tuberkulin nach langen Jahren der Krise zu seinen Gunsten sich entschied, je umsichtiger das Mittel selbst vervollkommnet und je mehr es von nachteiligen Nebenprodukten befreit wurde. Der fünfundzwanzigjährige Gedenktag der Entdeckung des Tuberkulosebazillus bringt ihm einen tiefen, nachhallenden und endgültigen Triumph. Ihm zu Ehren gründen seine Anhänger die „Robert-Koch-Stiftung" zur Bekämpfung der Tuberkulose, die mit einem Millionen-Vermögen ins Leben gerufen wurde. Robert Koch vermag die Stiftung persönlich nicht entgegenzunehmen, er befindet sich bereits einem neuen Gegner in Afrika gegenüber, dem Erreger der Schlafkrankheit. Unvergleichliches leistet er noch bei der Bekämpfung der Malaria und spürt endlich auch beim Schwarzwasserfieber den ursächlichen Zusammenhang auf.

Ein Menschenleben, überreich an Begnadung, überreich an Arbeit und auch überreich an Lohn und Erfolg, war noch längst nicht zu Ende gelebt, als ein schweres Herzleiden den Gelehrten befiel und im Ablauf weniger Jahre seinem Leben ein Ziel setzte. Am 27. Mai 1910 schließt er in Baden-Baden, wo er noch einmal Besserung seines Zustandes zu finden hoffte, für immer die Augen. Keine Worte könnten trefflicher sein Lebenswerk kennzeichnen als die auf einer von der Berliner Ärzteschaft für ihn gestifteten Medaille:

„Aus der Welt im kleinen schufest Du Deine Größe und eroberteſt den Erdkreis, der dankerfüllt Dir den Kranz der Unsterblichkeit reicht."

Carl Ludwig Schleich

1859—1922

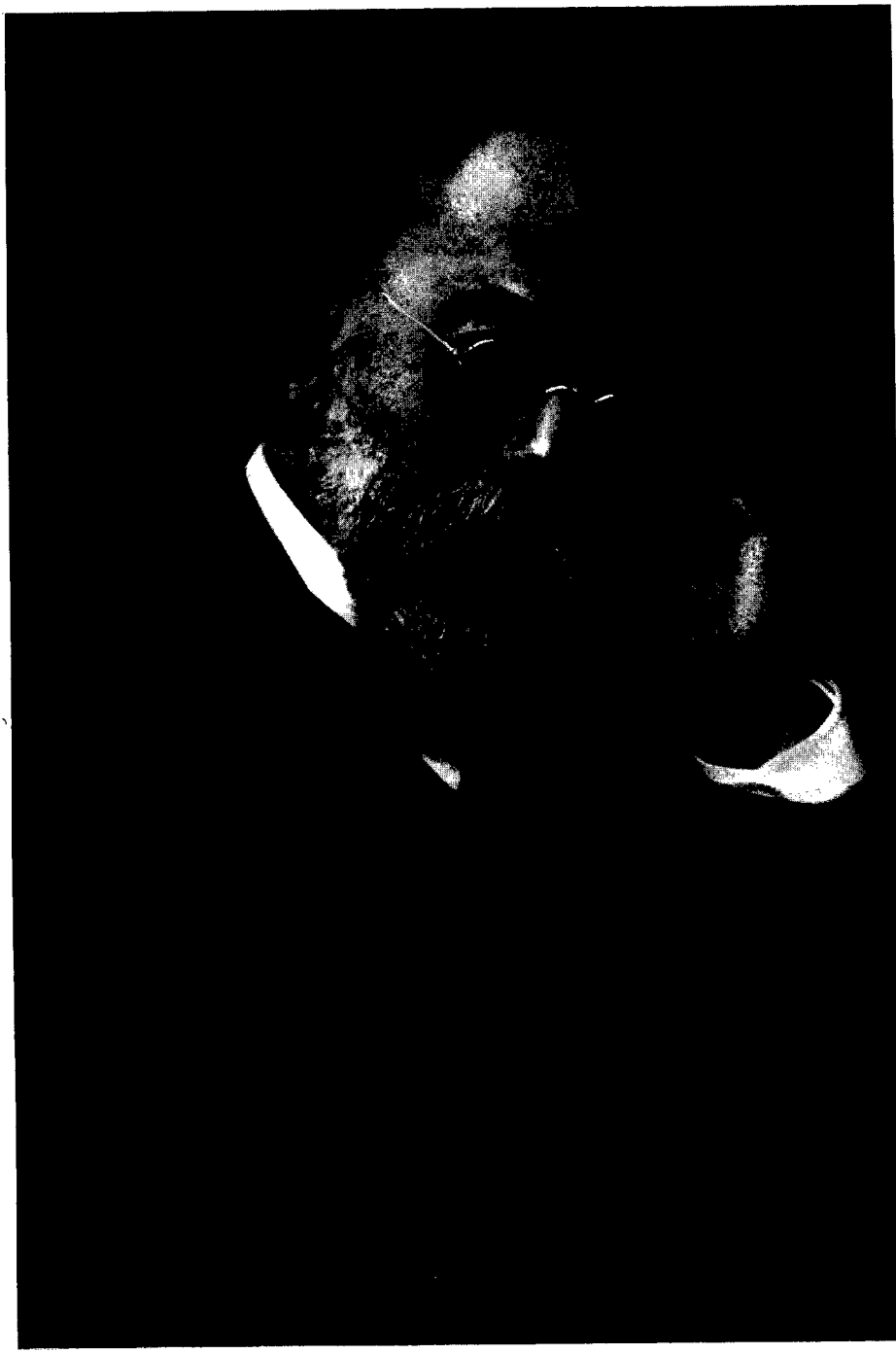
Von

Wilhelm Conrad Gomoll

Am 19. Juli 1859 wurde dem in Stettin lebenden und als Augenarzt in Stadt und Land sehr geschätzten Carl Schleich als drittes Kind ein Sohn geboren, der auf den Namen Carl Ludwig getauft wurde. Die in Pommern heimisch gewordene Familie gründet ihre Herkunft auf den im 17. Jahrhundert aus Bayern nach Norddeutschland eingewanderten protestantischen Pfarrer Christian Schleich. Durch die Familie der Mutter, die dem alteingesessenen Geschlecht der Küster entstammte, kam zu dem bayerischen Blut solches des reinen Niedersachsentums hinzu, da die Vorfahren der Mutter in Mecklenburg lebten. Als ältester aufspürbarer Ahn der Familie Küster ist ein Dorfschulmeister in Malchin bekannt. In der väterlichen bayerischen Linie der Schleichs sind wiederholt künstlerische Menschen von hohem Wert in Erscheinung getreten. Die pommerschen Schleichs fühlen sich darum mit den Münchener Künstlern, den drei Malern Eduard, Ernst und Robert Schleich eng verwandt. Carl Ludwig Schleich führte seine Lust zum Malen und Zeichnen, die auch den nach ihm geborenen Bruder beherrschte, und die vor allem seinen Onkel Hans Schleich auszeichnete und zu einem bekannten See- und Landschaftsmaler werden ließ, auf die künstlerische Begabung der bayerischen Familienmitglieder zurück. Durch die Mutter wurde dem süddeutschen romantisch-künstlerischen Sinn die norddeutsche Zweckmäßigkeit beigemischt. Die Mutter brachte erdgebundenes, schollenkräftiges Blut in die Familie, da sich unter ihren Vorfahren in der Hauptsache Bauern und Fischer befanden, die um das Stettiner Haff und auf der Insel Wollin seit langer Zeit angesiedelt waren.

Carl Ludwig Schleich hat dieser Mischung von Künstlertum und fester Bodenständigkeit für seine Entwicklung die größte Bedeutung beigemessen. Als er sich entschloß, seine Lebenserinnerungen („Besonnte Vergangenheit") niederzuschreiben, betonte er diesen Blutzusammenfluß in stärkstem Maße. Es ist deshalb wohl angebracht, ein Lebensbild Carl Ludwig Schleichs auf seine Aufzeichnungen zu stützen, um im Einfühlen in sein Wesen und Werden, im Erfassen und Verstehen seines starken Gefühlslebens und bewegten Schaffens einen verläßlichen Wegweiser zu haben.

Es ist allgemein erwiesen, in welchem bestimmenden Umfang die ersten Kinderjahre für die Entwicklung eines Menschen grundlegend und bedeutungsvoll sind. Auch bei Schleich zeigt das Bild, das er mit großer Anschaulichkeit von



Robert Koch

Carl Ludwig Schleich

seinen Großeltern und Eltern, von dem angeregten Leben im väterlichen Hause zeichnet, diese Einwirkung auf. Nach seinem Bericht entstammte Schleich einem glückgesegneten Boden. Harmonisch wuchs er im Schoße der Familie auf und empfing durch die geistige Bewegtheit, die sein Elternhaus erfüllte, den Einfluß, der für seinen Weg richtungbestimmend und entscheidend wurde. Freimütig hat Schleich das Ungezwungene seiner sorglosen Kindheit dargestellt. Es findet sich dort das Bekenntnis, daß er sich schon in den Jugendtagen eine gewisse Zuversicht in allen Kampflagen erworben habe; er sagte aber auch, daß er eine respektvolle Hinneigung zu seinen Feinden gewann. Für sein späteres Leben, für die Kämpfe, die er durchzufechten hatte, sind diese Erkenntnisse gewiß zu einem für ihn wertvollen und wesensbestimmenden Besitz geworden. Er, der nach glücklicher Jugend an der Schwelle des Mannesalters mitten in den Streit der Meinungen hineingeworfen wurde, kämpfte mit fester Überzeugung und Zuversicht und konnte sich schließlich vor seinen Gegnern behaupten. Die Zeit gab seinen Erkenntnissen recht. Und so schrieb er nieder, was für seine Art charakteristisch war und kennzeichnend geblieben ist: „Vielleicht wissen wir Männer gar nicht, wie lange wir eigentlich ‚Jungens' bleiben und mit den ernsteren Dingen ein leider viel zu wichtig genommenes Spiel treiben. Nur wenn man die Wissenschaft allzuernst nimmt, wird man bös."

Der wissenschaftliche Arbeiter der späteren Zeit, der Mediziner, der die ernstesten Aufgaben verfolgte, aber doch durch alle Abwandlungen seines Lebens ein Romantiker blieb, steckt in diesem Wort. Der Sucher, der Forscher, der seine Erkenntnisse und Ergründungen in geistvollen medizinisch-philosophischen Büchern festlegte, der seine Denkarbeit, um ihr eine größere, breitere Wirkung zu sichern, aber auch in die Gestalt wissenschaftlich-philosophischer Märchen umformte, ging klarlinig und bewußt seinen Weg. Als er seinen Traumroman „Es läuten die Glocken" schrieb, wirkte sich die Harmonie seiner Kindheit aus. Ohne sie wäre das Buch gar nicht zu denken. Und wenn Carl Ludwig Schleich sagte, daß schon in seiner lebhaften Spielbeschäftigung — die wir wohl als eine phantasiegetragene Neigung zum Märchen und zum Märchenerlebnis ansprechen dürfen — „eine gewisse Geistigkeit und Frühreife" lag, so ist das gewiß nur die Folge des bewegten geistigen und künstlerischen Lebens gewesen, das im Haus der Eltern mit regelmäßiger Stetigkeit flutete.

Nach glücklicher Jugend und erster Kinderschulung kam Carl Ludwig Schleich auf das Stralsunder Klostergymnasium. Unter väterlicher Einwirkung entschloß er sich nach dem Abiturium zum Studium der Medizin. Das erste Semester führte ihn nach Zürich. Es muß eine aufregende, schmerzvoll-glückliche und bewegte Zeit gewesen sein, die er dort verlebte. Für den eben flügge gewordenen Studenten brachte sie viel Lebensfreude, aber auch erstes inneres Schwanken. Die Geselligkeit zog den jungen Menschen an. Die Künste hielten ihn vom Studium ab, ja sie führten ihn so weit von seinem Entschluß fort, Mediziner zu werden,

daß er bereit war, auf eine Künstlerlaufbahn hinüberzuwechseln. Die Musik, eine alte Liebe, hatte es ihm wieder angetan und verstrickte ihn so stark in ihre Lockungen, daß er nach Mailand fuhr, dort seine Stimme prüfen ließ und beschloß, Gesang zu studieren. Der Einfluß des Vaters, der sich auch in seinem späteren Leben oft bemerkbar machte, brachte ihn auch hier zur Besinnung. Der Vater holte ihn aus Mailand zurück, worauf der Sohn sich entschloß, in Zürich und Greifswald weiterzustudieren, wo er dann das Physikum machte.

Carl Ludwig Schleich siedelte nun zu weiterem Studium nach Berlin über und hatte das Glück, eine Unterassistentenstelle in der Klinik von Bernhard von Langenbeck zu bekommen. Er selbst hat hierzu gesagt, dies sei der Beginn eines von dem gewöhnlichen Lehrgang der Medizinkandidaten in ihren klinischen Semestern völlig abweichenden Studienweges gewesen. Bis zum Physikum war seine Entwicklung durchaus nicht regelmäßig. Jetzt wurde sie geradlinig und streng.

In der Berliner Chirurgischen Universitätsklinik ist Carl Ludwig Schleich der letzte Famulus von Bernhard von Langenbeck gewesen. Er arbeitete bei von Bergmann weiter, um dann zu Rudolf Virchow an das Pathologische Institut der Charité zu kommen. „In Virchows Schulung habe ich die ersten Schritte getan zu einer ganz vom Überlieferten abweichenden Vorstellung über das Nervenleben und die Funktion der Neuroglia." In dieser Zeit sind ihm denn auch schon die ersten Gedanken von den Aufgaben der Hemmungstätigkeit dieses eigentümlichen Gehirngewebes gekommen, die er späterhin mit so großem Erfolg ausbauen sollte.

Schleich war nun ein Lernender und Suchender, aber es fiel ihm schwer, den Entschluß zur Staatsprüfung zu fassen. Auch hier mußte erst wieder der fördernde Einfluß des Vaters wirksam werden. Vom Vater ermuntert, angeregt und immer wieder gestützt, rückte er nun von Station zu Station vor. Er hatte die gewöhnliche Zahl der Studiensemester um ein volles Jahr überschritten, als er 1886 approbierte und darauf sofort zu Senator in das Augusta-Hospital als Volontär eintrat. Vorübergehend hat er als „Ferienkandidat" im Stettiner Krankenhaus geweilt, als er durch eine Empfehlung Virchows nach Greifswald kam. Er wurde dort Erster Assistent des Chefs der Chirurgischen Klinik von Professor Helfferich und machte nun den „chirurgischen Drill" durch, der ihm aber trotzdem noch genug Zeit ließ, umfangreiche Experimentalarbeiten vorzunehmen, über die er noch auf späteren Chirurgenkongressen berichtete. Auch seine Doktorarbeit „Über Knochenaneurysma" fertigte er in Greifswald an. Eine bei Virchow freiwerdende Assistentenstelle lockte ihn wieder nach Berlin, doch kurz darauf ging er mit dem Entschluß, der akademischen Laufbahn Lebewohl zu sagen, als Volontärassistent an die hohen Ruf genießende Universitäts-Frauenklinik in Berlin, die Professor von Olshausen unterstand. Virchow hatte sich für ihn verwandt, aber schon bald danach bereitete Schleich einen weiteren

ausschlaggebenden Schritt vor, indem er die Eröffnung einer eigenen privaten chirurgischen Anstalt in Berlin betrieb. Seine geistige Regsamkeit schaffte ihm Unruhe, aber sie drängte auch nach Selbständigkeit. Schleich fühlte sich stark genug und berufen, für sich allein Probleme aufzugreifen und sie zur Lösung zu bringen, so daß es ihn in der Abhängigkeit nicht länger duldete.

1889 heiratete Schleich seine Jugendliebe Hedwig Oelschlaeger. Wie er, besaß die Lebensgefährtin musikalische Begabung und neigte, durch Elternhaus und Erziehung beeinflußt, den Künsten und der wissenschaftlichen Bildung zu. Ihre Umsicht und Tüchtigkeit schuf dazu für den immer lebhaften Geist des jungen Gatten neben dem gesunden Ausgleich eine gute wirtschaftliche Grundlage. Inzwischen — schon vor der Heirat — war die Gründung der so stark begehrten eigenen chirurgischen Klinik zur Tatsache geworden. Schleich arbeitete nun in seinem Institut und erzielte gute Erfolge. Der Eifer, mit dem er an das Werk ging, die Gewissenhaftigkeit, seine vornehme Gesinnung und menschliche Güte erwarben ihm schnell das Vertrauen der Kranken, so daß sein Name einen guten Klang bekam. Er wurde zu einem geschätzten Arzt im Südwesten des Berliner Stadtbildes, der viel Zuspruch hatte. Auch für die Interessen seines Berufsstandes setzte er sich in dieser Zeit mit starkem Nachdruck ein. Voll jugendlicher Kampffreude warf er sich für das Ansehen und die Aufgaben der Ärzteschaft in die Schanze. Sein Leben war ethisch eingestellt, und so ging er über seine persönlichen Interessen hinweg, wenn er sein Wissen und Können in den Dienst der Kranken stellen konnte. Für die Ärzteschaft vertrat er mit Überzeugung die Forderung der strengen Wahrhaftigkeit. Obwohl er durch die Klinik und durch die Vertretung der Standesinteressen stark belastet war, wurde dieser Lebensabschnitt für ihn noch reicher und fruchtbarer, weil er nun auch wieder seine Forscherarbeit aufnahm. Er trieb eifrige Studien, versenkte sich in alte und neue Gedanken der medizinischen Wissenschaft, was schon bald erstaunliche Resultate zeitigen sollte. Methodisch ging er den Erkenntnissen nach und wurde damit zu einem Entdecker, dessen Arbeiten, wenn auch nicht gleich, so doch später sich zum Segen der Menschheit auswirken sollten.

Trotz des starken Angespanntseins oder vielleicht gerade dadurch in seiner Lebendigkeit noch weiter gesteigert, fand er in dieser Zeit auch noch Muße genug zum Umgang mit einer Gruppe von Künstlern und Literaten, die sich in der berühmt gewordenen Gaststätte „Schwarzes Ferkel" zusammenfanden. Es ist ein Kreis ausgewählter Menschen gewesen, der sich eigenwillig und doch auch ungezwungen zum Schoppen Wein einfand und sich in gegenseitiger Kameradschaftlichkeit anregte. Beachtliche Namen gehörten zu dieser Stammtischrunde in der Dorotheenstraße, vor dessen Tür symbolisch der aufgeblasene wetterschwarze Balg eines bessarabischen Weinschlauches an knarrenden Ketten im Straßenwinde baumelte. Der Weinschlauch in der merkwürdigen Gestalt eines Borstentieres hatte dem Lokal den Namen gegeben. Hier fanden sich neben den

Nordländern Edward Munch, Ola Hansson, Laura Marholm, Knut Hamsun und Adolf Paul, Richard Dehmel und Otto Erich Hartleben, Frank Wedekind, Otto Julius Bierbaum, Paul Scherbart und Franz Evers auch der Pole Stanislaus Przybyszewski und mancher andere ein. Den Mittelpunkt dieser humpenfrohen Gesellschaft bildete August Strindberg, den Schleich als Arzt kennengelernt hatte, und mit dem er bald eine bis zum Tode Strindbergs dauernde enge Freundschaft schloß. Das künstlerische, literarische Element, das ja niemals in Carl Ludwig Schleich ganz zum Einschlafen kam, führte den Lebensfrohen, Lebenssprühenden in diese so sonderliche und bohememäßige Gesellschaft, und es darf nicht wundernehmen, daß er sich darin wohl fühlte. Er wurde unter den Künstlern und Dichtern aber nicht als der Arzt, als ein Außenseiter geduldet, sondern sehr bald um seiner Beredsamkeit, Schlagfertigkeit und der lebendigen humorvollen Einfälle willen — und nicht zuletzt wegen seiner Trinkfestigkeit — als vollwertiger Kumpan gern gesehen und aufgenommen. Man schätzte in Schleich den im Ideenreichtum übersprudelnden Menschen, die immer anregende Persönlichkeit, die auf allen Gebieten der Künste, der Musik, der Malerei und Dichtkunst beschlagen war und so durch tausend innere Bindungen an die Seite dieser Sturmgeister gehörte.

In der „Besonnten Vergangenheit" hat Schleich — so wie er dort seiner Frau und Jugendliebe ein schönes Denkmal setzte — über diesen Freundeskreis und gleichzeitig auch über sein so nahes Verhältnis zu August Strindberg einen Bericht gegeben, der auch seine eigene Persönlichkeit ausgezeichnet beleuchtet. Schleich spricht von dieser Zeit als von einem Erfülltsein mit zwei Seelen. Und doch muß sich der Mediziner diesen Künstlern innerlich sehr nahe gefühlt haben, da auch er durch den Umgang mit ihnen die vielseitigsten Anregungen empfing, wie er sie ihnen in gleichem Maße zurückgeben konnte. Man stritt sich in dem frohen Kreise dieser Hinterstübchenzecher des „Schwarzen Ferkels" über Natur, Welt, Gott und Teufel. Doch eines Tages entdeckte Schleich in dem Polen Stanislaus Przybyszewski eine ihm merkwürdig nahe und verwandte Seele. Dieser „Geniemensch", wie er ihn selbst genannt hat, der ein kunstbegeisterter, ein hinreißend Chopin spielender Dichter war, hatte Medizinstudien getrieben und zeigte ihm seine aus den Waldeyerschen Vorlesungen stammenden Kollegienhefte, in denen Schleich prachtvolle und höchst erstaunliche Darstellungen von Ganglienstrukturen fand. Schleich bekennt, daß er in diese ihm einst „vertraute Intimität kleinster Wunder" völlig versank, dann aber plötzlich einen Gedanken empfing, der ihn wie ein Blitz durchfuhr, weil er die Neuroglia in einem bisher nicht gesehenen Lichte erkannte. Dieses Nerveninstrument erschien ihm als ein Registrierschaltapparat, zwischen den Ganglien — als ein Hemmungsregulator. Und in plötzlicher Erleuchtung standen die Gedankengänge vor ihm, die ihn auf den Weg führten, auf dem er schon kurz darauf seine Erfindung der Infiltrationsanästhesie machte.

Damit hatte Schleich aus dem Strindbergkreise heraus den Weg gefunden, der ihn zu einem Wegbahner auf dem Gebiete der Chirurgie werden ließ. Das Ziel war, künstlich Gefühlsdämpfungen oder Überempfindlichkeiten beliebig erzeugen zu können und diese bei operativen Eingriffen an Stelle der gefahrvollen, bis dahin allein zur Verwendung kommenden Narkose zu setzen. Er arbeitete in seinem Institut, machte mit verschiedenen blutähnlich zusammengestellten Salzlösungen Selbstinjektionen, erkannte, daß Wasser nach vorheriger Reizung ein Anästhetikum erster Klasse ist, und daß diese Reizung unter bestimmten Bedingungen ausschaltbar sei. In Hunderten von Versuchen am eigenen Körper drängte er im Erfolgverlangen des jungen Entdeckers Schritt für Schritt vorwärts, und es erwies sich, daß die von ihm gefundene Verfahrensart trotz der sehr einfachen Grundursache für Tausende von operativen Fällen anwendbar sei. Schleich konnte ohne Narkose Schmerzlosigkeit herstellen; er vermochte Geschwülste zu beseitigen, Amputationen und die verschiedenartigsten Eingriffe vorzunehmen, und dieses „Wunder" sprach sich herum, so daß er bald im Beisein anderer Ärzte täglich zwölf und mehr schmerzlose Operationen ausführte. Obwohl er nichts über die gefundene „Lokalanästhesie" veröffentlichte, suchten Hunderte von Ärzten, darunter viele Ausländer — sogar Japaner und Chinesen —, dann deutsche und zuletzt die Berliner Kollegen seine Klinik auf.

Im April 1892 waren seine Arbeiten so weit gediehen, daß er vor dem Chirurgenkongreß das Verfahren der lokalen Betäubung vortragen konnte. Aber die große Versammlung von achthundert Ärzten, die von Bardeleben präsidiert wurde, stand ihm in Abwehr gegenüber. Als er sich am Schluß seiner Ausführungen mit jugendlichem Sturmgefühl und von dem großen Wert der Entdeckung überzeugt zu einem Wort der Kritik der bisher herrschenden Anwendung der Narkose hinreißen ließ, einer Kritik und Forderung, die als Angriff auf die bisherigen Operationsverfahren aufzufassen war, erhob sich die Versammlung in einhelliger Entrüstung. Schleich hatte gesagt, daß er mit diesem unschädlichen Mittel in der Hand aus ideellen, moralischen und strafrechtlichen Gesichtspunkten es für nicht mehr erlaubt halte, die gefährliche Narkose da anzuwenden, wo das von ihm erfundene Mittel zureichend sei. Er wurde von den Ärzten, die sich angegriffen fühlten, stürmisch abgelehnt. Auf die Frage des Präsidenten Bardeleben: „Ist jemand von der Wahrheit dessen, was uns hier eben entgegengeschleudert worden ist, überzeugt? Dann bitte ich die Hand zu erheben", zeigte sich keine Hand. Die achthundert Chirurgen dieses Kongresses fühlten sich besonders durch Schleichs ethische Ausführungen auf das tiefste verletzt. Trotz dieses Mißerfolges lag in dem, was der junge Forscher vorgetragen hatte, eine tiefe Wahrheit, die sich freilich erst nach Jahren durchzusetzen vermochte.

Schleich arbeitete weiter. Wiederum stützte ihn die aufmunternde, vertrauende, nie versagende Kraft des Vaters, der das Geniale seines Sohnes erkannt hatte. Schleich selbst entwickelte eine große Beharrlichkeit, mit der er um das Gefundene

kämpfte. Sie führte ihn schließlich zum Siege. Nach zwei Jahren fand er die erste Genugtuung und Anerkennung, als er noch einmal vor dem Kongreß seine Operation zeigte. Einige Jahre später führte dann auch Ernst von Bergmann, einer der hervorragendsten wissenschaftlichen Chirurgen und glänzendsten Operateure, vor derselben Fachversammlung das Schleichsche Verfahren mit vollem Erfolge vor, und wiederum einige Jahre danach teilte Miculicz aus Breslau dem Chirurgen-Kongreß mit, er habe viele Tausende von Operationen nach der Methode Schleich schmerzlos ausgeführt, während Geheimrat von Bergmann inzwischen den Ausspruch getan hatte, daß er die Infiltrationstheorie zu den Großtaten der Chirurgie zähle. In späterer Zeit, namentlich während des Weltkrieges, hat sich die gewichtige Wahrheit dieses Wortes in vollem Umfange erwiesen, da die operative Arbeit mit dem lokalen Betäubungsverfahren, die in ausgedehntem Maße vorgenommen wurde, eine schnelle und vorteilhafte Behandlung der Verwundeten zuließ und den Verletzten große Erleichterungen schaffte. Es zeigte sich, daß siebzig Prozent der Narkosen bei allen Operationen überflüssig sind, und daß die Gefahr des Narkose-Todes im Sinne der von Schleich auf dem Kongreß von 1892 geforderten ethischen Bestrebungen ausschlaggebend vermindert werden konnte. Schleichs Arbeit wurde damit durch einen großen Erfolg belohnt. Und wenn sich auch niemand fand, der mit einem offenen Wort das frühere Fehlurteil wettmachte, so bedeutete doch die Verleihung der Rienecker-Medaille an Schleich durch die Würzburger Universität seine volle Rehabilitierung und die Anerkennung der geleisteten Arbeit.

Mit großem Fleiß ist Schleich darangegangen, weiterzuforschen. Er fand Schüler aus dem In- und Auslande. Aus führenden Krankenhäusern und Kliniken strömten ihm die Operateure zum Studium zu. Das Werk, das er über die Gefühlsdämpfung schrieb, erschien 1894 unter dem Titel: „Schmerzlose Operationen. Örtliche Betäubung mit indifferenten Flüssigkeiten, Psychophysik des natürlichen und künstlichen Schlafes". Eine Arbeit über neue Wundheilungsmethoden folgte 1899. Sie wurde mit Spannung erwartet, erreichte jedoch nicht die anhaltende Wirkung des ersten Buches. Schleichs Ansehen in der medizinischen Wissenschaft festigte sich. Durch seinen Gegensatz zu den noch herrschenden alten Schulrichtungen der Medizin war er zwar in eine Sonderstellung hineingeraten, aber er kämpfte weiter und trat, ein Gegner jeden Kompromisses, mannhaft für seine Überzeugung ein. Den Gedanken, um persönlicher Vorteile willen Zugeständnisse zu machen, wies er grundsätzlich von sich zurück. Um so mehr erfreute es ihn, als Schweninger, der wie er in Gegensätzlichkeit zur Schulmedizin stand, ihn als Oberarzt der Chirurgie an das neuerrichtete Krankenhaus in Lichterfelde bei Berlin rief. Es war wohl eine innere geistige Verwandtschaft, die beide Männer zusammenführte, aber Schleich erkannte bald, daß er doch auch zu Schweninger in starkem Gegensatz stand. Schon ein Jahr später trat er von dem Posten des chirurgischen Oberarztes in Lichterfelde zurück, obgleich sich ihm kein

Wirkungskreis erschloß, so wie er ihn sich wünschte. Was ihm vorschwebte, war, seinen Ideen leben zu können. Er wollte, unabhängig vom Erwerbsleben, sich als wirklicher „Arzt", das heißt zwanglos und frei, als „Menschenfreund", betätigen. Die Tatsache, daß er kein neues Arbeitsfeld an einem großen Institut finden konnte und dadurch nicht zum vollen Einsatz seiner Kräfte kam, traf ihn schwer, aber sie ließ schließlich in ihm den Gedanken aufkommen, sich von seiner bisherigen Tätigkeit ganz abzuwenden. So gab er seine vor dem Halleschen Tor liegende Klinik auf, richtete sich auf eine Privatpraxis ein, hielt Sprechstunden in seiner Wohnung ab, behandelte dort und operierte, wenn es notwendig wurde, in Privatsanatorien. Aber trotz der Zurückgezogenheit, in der er nun lebte, wuchs sein Ruf, weil er seinen Kranken im vollen Sinn des Wortes ein sorgender Freund, ein Seelenarzt wurde. Die Menschenfreundlichkeit, über die er in so reichem Maße verfügte, strömte auf die Patienten ein; er wurde ihnen Berater, Helfer, Beistand in leiblicher und seelischer Not, und das Charaktervolle seiner Güte und Hilfsbereitschaft ausstrahlenden Persönlichkeit wirkte um so segensvoller, weil er nicht mit dem Messer, sondern mit den Kräften des Geistes arbeitete. Wer Schleich in dieser Zeit kennenlernte, nannte den Namen dieses väterlichen Arztes als den eines wahren Menschenfreundes. Besonders hing man ihm an unter Künstlern und Gelehrten, in der Welt der geistigen Menschen; denn der Arzt, der nun auf ethischer Grundlage seinem Beruf, das heißt seiner Berufung folgte, offenbarte sich immer wieder als der Feinnervige, der er wirklich war, als der Musiker, Schriftsteller, Dichter, als der Seelenbeeinflusser und Seelenstärker. Auf diesen Wegen entwickelten sich seine Gedankenarbeiten. Ein Forschen und Ergründen, ein Aufbauen und Vertiefen war diese Zeit. Dazu folgte er seinen künstlerischen Impulsen. Er wurde im Sinne Goethes von einem hohen Streben nach Universalität erfaßt, das in seinen medizinischen und naturwissenschaftlichen Studien zum Ausdruck kam und in seiner schriftstellerischen Arbeit den stärksten Niederschlag fand.

Das Lebens- und Charakterbild Carl Ludwig Schleichs aufzuzeichnen, verlangt deshalb über den äußeren Ablauf seines Menschenweges hinaus die Beschäftigung mit seiner Arbeit als Denker-Dichter, als Schriftsteller und Vortragsredner. Man kann Schleich nicht gerecht werden, wenn man ihn nur als Mediziner sieht und nicht in die vielseitige Welt seines anderen Schaffens eindringt, weil Grundlage und Aufbau bis in das Einzelne des Gefüges dieser von ihm eifrig gepflegten Arbeiten erst das Weltbild so erkennen lassen, wie er es bis in die letzten Tiefen zu erfassen bemüht war. Die besten Stützen für sein Denken finden sich, wenn man von den rein fachmedizinischen Schriften und auch von einer Reihe von Büchern wie „Gedankenmacht und Hysterie", „Die Weisheit der Freude", „Bewußtsein und Unsterblichkeit" oder „Ewige Alltäglichkeiten" absieht, in seinen drei wichtigsten Essaybüchern. Sie erweisen seine Gabe, Gedankengänge in voller Klarheit verständlich zu machen. Seine Bücher „Von der

Seele", „Vom Schaltwerk der Gedanken" und „Das Ich und die Dämonien" geben nicht nur Einblicke in seine tiefgründige Erkenntnisarbeit und in die Kraft der Darstellung, sondern sie liefern auch die Grundlagen für sein dichterisches Schaffen, das in dem Buch „Es läuten die Glocken" am stärksten zum Ausdruck gekommen ist.

Schleich pflegte an alle Probleme, die sich ihm entgegenstellten, mit der größten Unbefangenheit heranzutreten. Streng systematisch ließ er die aufgegriffenen Fragen abrollen, drang vom Äußeren zum Inneren vor, setzte sich dabei folgerichtig auf dem Wege des Einfühlens bis zum letzten über alle Kniffe hinweg, die der Klärung entgegenstanden. Es war seine Art, durch gern aus der Technik gewählte Beispiele nach sinnfälligen Parallelen zu suchen, die der Aufhellung dienen konnten. Die anderen Forschern oft im Wege stehenden „vielgestaltigen Dissonanzen" gab es für ihn nicht; denn schon während ihres Auftretens suchte er sie durch das bloßlegende, begreifende Erkennen so zu fassen, daß sie wirkungslos wurden. Er besaß, was er einmal den „schnellen Wächterdienst" nannte, mit dem er aufspürte, aufdeckte, angriff, entwaffnete oder überführte. Und das alles geschah ohne eine auffallende Kraftentfaltung oder Überspannung. Wenn er sogar im unvorbereitet persönlichen Gespräch bis in die verdeckten Bezirke der Seele vordrang, empfand man das als eine natürliche Auslösung. Wenn er den Problemen gegenüber zum sezierenden Chirurgen wurde, so erkannte man die Stärke seiner Logik, die sich nicht nur während der Schreibtischarbeit, sondern auch im Gespräch mit scharfer Gedankenabwicklung zeigte. Auch die Art, wie er schnell erfassen und künstlerisch gestalten konnte, ließ das Intuitive seiner Natur erkennen. Was er aussprach, offenbarte die absolute Beherrschung des Gedanklichen, und das Gedankliche wußte er wiederum durch die Überlegenheit, mit der er sofort sprachlich gestaltete, so zu formen, daß man diesem schönen Spiel der geistigen Kräfte mit hohem Genuß zu folgen bereit war. Es lag immer ein genialer Zug in seiner Art. Doch wenn man diesen Begriff auf ihn anwendet, so soll er nicht auf den Intellekt, sondern auf das Dämonische seiner Seelenkräfte gestützt werden, die unerschöpflich flossen, die die Welt als organisches Kunstwerk offenbaren konnten und berufen waren, Lebensglauben und Lebenswillen zu spenden. Aus diesen Kräften wirkte Schleich auch als Kämpfer gegen Egoismus und Nüchternheit des kalten Verstandes. Sie ließen in ihm das „priesterliche Herz" zur lebendigen Wirksamkeit kommen, das er gerade für die Arbeit des Arztes forderte. Durch diese Kräfte wirkte Carl Ludwig Schleich auch als Redner. Er fesselte seine Zuhörer, riß sie zu blinder Gefolgschaft mit. Die Vorträge, namentlich in den letzten Jahren seines Lebens, waren überlaufen, da sich eine „Gemeinde" um ihn sammelte, die mit höchster Aufmerksamkeit den Themen folgte, die er den medizinisch-naturwissenschaftlichen Gebieten entnahm. In freier Rede, Meister genialer sprachschöpferischer Bilder, legte er seine Gedanken dar und stieß auch bei diesen Vorträgen in das Reich der Philosophie vor.

Der Arzt wurde damit zum Erzieher, der seine Weltauffassung eindeutig umriß. Oft genug gab es dabei Auseinandersetzungen. So war er scharf in der Ablehnung des Monismus, den er „ein modisches Mäntelchen" nannte. Er stellte der Lehre von der Identität des Idealen und Realen den Dualismus gegenüber. Das auf Zweiteilung ruhende Lehrgebäude, das sich wie die Religion des Zoroaster auf das geistige und sinnliche Prinzip stützt, war ihm unantastbar. Als Sucher und Verkünder der Wahrheit fühlte sich Schleich, und er formulierte seine Stellung, in der er sich wie in einer uneinnehmbaren Festung einrichtete. Er sagte, daß ihm die Arbeiten, die er unter Rudolf Virchow als Prosektor im Pathologischen Institut mit Ganglien und Nervenfasern auszuführen hatte, das Aufschlußreichste in seiner Entwicklung gewesen seien. Gerade aus den Gehirnschnitten habe er den Glauben an Gott gewonnen — durch das Mikroskopieren sei er gläubig geworden. Immer wieder hob er hervor, daß er die Erkenntnis vertrete, das Leben könne sich nur im Antagonismus der widerstreitenden Kräfte entzünden und behaupten, und darum sei ihm die dualistische Weltanschauung das einzig mögliche Bekenntnis zum Leben. Bei seinen Vorträgen pflegte Schleich eine Wandtafel neben sich hinzustellen, auf der er mit sicheren Strichen Ganglien und Nervenfasern zeichnete, während seine Gedanken zu Tiefen und Höhen führten. Seine Rede blitzte auf, wenn er mit fast priesterlicher Schau von den Wundern ewiger Schöpferweisheit sprach. Damit arbeitete er sich in die Seelen seiner Hörer hinein, und das nannte er die Erfüllung, das Hinauswachsen über das „medizinische Fach- und Flachland".

Durch die schriftstellerischen Arbeiten Schleichs ist das hier nur Angedeutete leicht zu überprüfen, denn es gibt kein Buch, keine Abhandlung von ihm ohne diese besonderen Merkmale seines schöpferischen Geistes. Namentlich in den drei Essaybüchern kann man an vielen Beispielen nachweisen, wie leicht es ihm fiel, Letztes einfach zu sagen und dadurch das volle Verständnis sicherzustellen, das er suchte. Freilich, die „Ehrfurcht vor dem Thema" hat er dabei niemals verloren. Hätte er das getan, so wäre das eine Selbstaufgabe gewesen; denn er fühlte seine Arbeit, sein ganzes Leben viel zu fest mit allem Sein und Geschehen verbunden. Sein Wort „Wir sind jeder nur ein Klang, der mitschwingt in der großen Harmonie" bestätigt diese Auffassung, die aber auch aus den Sätzen hervorgeht, die man im Eingangskapitel des Buches „Von der Seele" findet, wenn auch er den Rhythmus als das Grundprinzip der Schöpfung bezeichnet. Er schrieb: „Ist doch das Feld des Rhythmischen für jeden Denkenden ein heiliges Land, ein stiller Hort der letzten Geheimnisse. Ahnen wir doch alle, daß seinen dunklen Hainen die Quellen entrauschen müssen, die allen Erscheinens, allen Bewegens, allen Lebens unermeßliche Ströme speisen." Schleich fuhr fort, dem Wesen und der Bedeutung des Rhythmus nachzugehen: „Statt trocken aufzuzählen, was alles für unser letztes Streben und für unsere letzten aus dem Geschehen abstrahierten Gesetzmäßigkeiten dem Rhythmus unterliegt, dem Rhythmus, diesem wogenden Wellen

von Sein und Nichtsein, von Stirb und Werde der Bewegung, von Aufbäumen und Verlöschen tiefinnerlicher Triebe, statt diese endlose Kette der rhythmischen Beziehungen trocken aufzuzählen, kann man kühn fragen: Was ist denn eigentlich nicht rhythmisch? Und es gibt auf diese Frage nur eine Antwort: Es ist nichts ohne Rhythmus! Wo etwas Arhythmisches sich zeigt, da ist es schon in Gefahr, vom Räderwerk des Weltallgetriebes zentrifugal aus den Bahnen geschleudert zu werden, falls es nicht schleunigst wieder sich einfügt in den Rhythmus der Gesamtheit."

Im Rhythmischen empfand Schleich den Atemzug des Weltganzen. Darum greift er auch auf Hans von Bülows Faust-Paraphrase zurück: „Im Anfang war der Rhythmus", und nennt diese Äußerung Bülows einen „verblüffend modernen, tiefgründigen Gedanken". Hier und an fast unzählbaren anderen Stellen seines Werkes fühlen wir die Einheit seines Wesens: die Zusammengehörigkeit des forschenden Mediziners, des Naturwissenschaftlers und des gedankenreichen musischen Menschen, dem der Rhythmus die Grundlage aller Dinge ist, „der Pulsschlag des Kosmos, der lebendige Atemzug des Alls, der alles mit Bewegung weckendem Odem durchströmt". Der Rhythmus ist für Schleich die Weltseele. Und um das zu beweisen, greift er alte, feststehende Begriffe an, mit dem Bemühen, ihre Unerschütterlichkeit als erschütterlich aufzuzeigen. Für ihn sind sie „Schulmeisterkniffe", die er entlarvt, die „den braven Faustlehrlingen statt des Brotes der Wahrheit den Stein gröbster Sinnestäuschung hinreichen".

Nach eigener Aussage konnte Schleich „Orgien der Arbeit" feiern. Er erklärte diesen Zustand und beschrieb, wie ihn eine Idee überfiel und wie nun mit der Entwicklung des Er- und Gedachten förmlich ein wildes Jagen entstand. Nur durch ein schnelles, skizzenhaftes Aufzeichnen konnte er mit der geistigen Abwicklung einigermaßen Schritt halten. Die Gedanken überfielen ihn, hielten ihn förmlich mit Besessenheit fest; in Perioden stellten sie sich vor ihm auf, ließen ihn die in ihnen wirksamen, tyrannisch treibenden Kräfte spüren, denen er sich als williges Werkzeug unterwerfen mußte. In diesem Zustand des schon im ruhigen Fluß rätselvollen Schaffens — er schrieb mit großen, klaren Schriftzeichen — konnte ihn nichts von seinem Schreibtisch abziehen — das heißt, eines doch: der Patient. Für den Kranken, der ihn brauchte, ließ er tatsächlich alles liegen, weil im Unbewußten sofort der Kontakt zwischen ihm, der sich zum Helfen berufen fühlte, und dem, der bei ihm Hilfe suchte, entstand. In solchen Stunden zeigte sich dann ärztliches Wissen und überlegenes Erfahrensein; menschliche Güte und wunderbarer Humor schufen für den Kranken das so wichtige Vertrauen, zeigten den Arzt weit über den Dingen stehend und machten es ihm leicht, Helfer zu werden. Gespräche, die sich bei solchen Krankenbesuchen entwickelten, führten meistens schnell vom „Kranksein" fort, öffneten Pforten, die weite Sichten erschlossen. Der Arztberuf wurde ihm zur Lebenskunst. Der Musiker, der Dichter wirkte aus ihm hervor; er gab Weltnähe, Weltliebe, sprach vom „Wunder" der Natur, das man nur erfassen könne, wenn man es selbst in sich entdeckt habe.

Seine Gedanken erhielten dabei die scharfen Prägungen wohlgeschliffener Aphorismen, wenn er etwa sagte: „Bildung ist das Maß der Ehrfurcht, das der Mensch vor dem Unbegreiflichen aufzubringen fähig ist." Der Weltgeist wirkte durch ihn, mit dem er sich wie der von ihm als Mensch, Dichter und Forscher verehrte Goethe auf das engste verbunden fühlte. Goethe war für Schleich das große Vorbild. Auch Schleich war wie Goethe ein unermüdlicher Frager und Denker; auch er suchte sich einzufühlen in die Urformen der Natur, indem er dem Strom des Lebens nachspürte, um erkennen, enträtseln, offenbaren — um auf Fragen Antworten geben zu können. Eine wunderbar aufeinander eingestimmte Zweieinigkeit war in Schleich lebendig. Ohne die dichterische Beschwingtheit, ohne die aufspürende und gestaltschaffende Kraft der Phantasie wäre der Arzt nicht so fruchtbar geworden, und ohne die sicheren naturwissenschaftlichen Grundlagen seiner Ausbildung, die mit Leidenschaft getriebenen Forschungsarbeiten und das damit verbundene ärztliche Erfahrensein hätte der Dichter und Philosoph Schleich nicht zu der tiefen Wirksamkeit kommen können, die er unter seinen Mitlebenden erreichte. Was aus der Vielseitigkeit seiner Natur entstand, war ein Einheitliches.

Es war das umfassende Sichausleben seiner Seele von der ärztlichen Tätigkeit über Forschen, Komponieren, Cellospielen, Malen, das Schaffen von fachlichen, philosophischen und medizinischen Werken, von Gedichten, Novellen, dramatischen Szenen bis zu dem hohen Schwingen starken Heimatgefühles, wie es immer wieder in der Sehnsucht nach der pommerschen Ostseeküste und den Stätten der Kindheit zum Ausdruck kam. In „Mutter Erde" (im Buch „Von der Seele") stehen die beispielhaft klaren Worte: „Welche Kraft in der Heimatliebe! Uns prägt die Scholle, uns fesselt die Scholle und läßt uns nie mehr los mit tausend und aber tausend Fäden, die aus dem Boden stammen." Es mögen die einzelnen Gebiete des dichterisch-künstlerischen Schaffens, des Forschens und Philosophierens als zeitlich getrennte Perioden nachweisbar sein, sehen wir aber auf die Gesamtheit dieser geistigen Arbeit, so ist ein gemeinsamer großer Zug zu erkennen: das Streben nach Tiefgründigkeit, das Aufwachsen ins Kosmische und Transzendentale, die feste Verwurzelung in einer ethischen und idealistischen Grundlehre, das bewußte Streben, das Seelenleben des Menschen, der Natur aufzudeuten und damit für die Anschauung der Welt reformatorisch zu wirken. Der Arzt Schleich, der Forscher, wurde ein Dichter-Philosoph, der die Gabe empfangen hatte, Gedanken und Worte zu einem gleichsam von Musik durchdrungenen Werk zusammenzufügen, in dessen Mitte, als immer wieder auftretender Kontrapunkt, die Seele und das Gebundensein aller Dinge im Seelischen Ausdruck und Bedeutung empfing. Für die Einschätzung des Wertes seiner Persönlichkeit ist es darum auch keine ausschlaggebende Frage, ob der Arzt den Dichter-Philosophen oder der Dichter-Philosoph den Arzt überlebte. Fest steht, daß Schleich in der Gesamtheit seiner geistigen Arbeit ein Mensch ungewöhnlichen Formates gewesen ist. Aus der Lebensnähe, die er besaß, war all sein Schaffen und damit sein ganzes

Werk auf den Menschen eingestellt. Der künstlerische Einschlag seines Wesens störte den Wissenschaftler nicht, sondern befruchtete ihn, spornte das mutige Denken an, gab seinen Betrachtungen und Abhandlungen den weiten Horizont seines großartigen Blickkreises; er ließ ihn mit erstaunlicher Freiheit seine Meinungen vortragen und gab ihm dabei den Humor, den geistvoll zugespitzten Witz und die Schärfe des Polemisierens, wenn er das, was ihn bewegte und erfüllte, zur großen Schau zusammenfaßte.

Schleichs Bücher sind für den Suchenden und Mitdenkenden Schlüssel zum Begreifen des Weltganzen. Man mag einwenden: Im Sinne Schleichs! Gewiß. Aber auch Materialisten und Skeptiker, die seinen Gedankengängen folgen, werden nicht ohne die Anregung zum Nachdenken von ihm gehen, da er sie durch das Vielseitige der Themen und Betrachtungen zu fesseln weiß. Der Arzt führt und leuchtet in die sonst nicht so leicht erschließbaren Dunkelheiten hinein. Und er tut es mit der wunderbaren Begabung, anregend und bei aller Problematik des Stoffes sogar humorvoll zu sein. So spricht er vom Hunger, vom Schlaf und Traum, vom Unterbewußtsein, von Grübchen und Falten, vom Mysterium der Ernährung, von der Haut als einem Organ der Seele. Mit Temperament führt er durch das Labyrinth. Er zeigt auf die Aktivität der Kraft auf der einen Seite und die Elastizität der Materie auf der anderen; er legt dar: „Es gibt eben kein Groß und Klein in der Welt, die Sorgfalt des Gesetzmäßigen war nicht um ein Titelchen weniger intensiv beim Aufbau des Eiskristalls als bei der Komposition des Planeten-Diadems um den Edelstein Sonne."

Den gleichen Charakter weist das Buch „Vom Schaltwerk der Gedanken" auf, in dem Schleich „Neue Einsichten und Betrachtungen über die Seele" veröffentlichte. Auch hier suchte er mit der „Wünschelrute der Gedanken" dem Wissensdurstigen zu helfen. Seine psychologisch-philosophischen Schriften führten dazu, daß er als Dichter-Denker begrüßt wurde — eine Bezeichnung, die er verdiente. Man stellte ihn in nahe Verwandtschaft zu Nietzsche, weil es ihm gelungen war, das oft spöttisch behandelte Thema „Seele" unter Zugrundelegung exakten Denkens und bildfaßlichen Gestaltens fern vom Gestade des schleierverhängten Mystizismus zu meistern. Für das Glocken-Buch wählte Schleich die Form der Erzählung, die er in dreißig Märchen naturwissenschaftlich-weltanschaulicher Tendenz einkleidete. Lebensbejahung ist auch das Werk, dem er einen romantischen Grundzug gab, das, wie die Lebenserinnerungen „Besonnte Vergangenheit", große Verbreitung fand. Schleich überstürmte auch darin die organische Welt, um den Urgrund der Dinge, die Wurzel des Gesamtorganismus zu suchen. Es war wieder das ihm eigene große Thema: Gott, Seele, Geist, Tod und Unsterblichkeit, das ihm fortwirkend die Gelegenheit gegeben hatte, sich als geistiger und tiefreligiöser Mensch zu bekennen, in dem er das Bekenntnis Goethes wiederholte: „Mich läßt der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe, und ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein

Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit"... Schleich sagt dazu: „Der Tod macht nur die ewigen Lieder von dieser Zeitharfe frei." Er ist überzeugt, daß die „göttliche Bildnerin Seele" seit Jahrmillionen schaltet und waltet und fortwirken wird. Darum folgert er über den körperlichen Kreislauf hinaus: „Tod ist ein Menschenwahn."

In diesem Buche überwog der Dichter. An seinen Schluß wurde das Zauberwort „Daß Leben nichts als Liebe ist" zum harmonischen Ausklang gesetzt. Carl Ludwig Schleichs ganzes Werk — sein starkes Leben ist darin enthalten. Im Zurückschauen sehen wir sein Schaffen und Wirken, erkennen ihn in seiner universellen Natur und zugleich als einen deutschen Idealisten, der schon heute — über die Meinungsverschiedenheiten der Fachmediziner hinaus! — in die Nähe eines Novalis aufrückt, wie es der gedankenschwere Nachlaß zeigte. Es ist für die letzte Beurteilung dieses Forschers, Suchers und Finders nicht entscheidend, ob seine Lehre vom Hemmungsmechanismus der Neuroglia Bestand hat oder, wie viele sagen, schon von den fortschreitenden Erkenntnissen der Medizin überstürmt wurde. Die visionäre Aufdeutung des Sympathikus für die Beseelung des Gehirns ist sein genialer Gedanke, der an der Seite der großen Tat steht, als die Ernst von Bergmann die Entdeckung der sich segensreich auswirkenden Infiltrationstheorie bezeichnet hat. Gegen die Arbeiten des Mediziners, die sich auch auf das hygienische Gebiet ausdehnten, werden heute keine wesentlichen Einwände erhoben, dahingegen wird sein philosophisches System noch immer umstritten. Schleich verkündete den Glauben an die Geistigkeit des Weltgrundes. Er lehnte den Zufall ab und setzte dafür die Gesetzmäßigkeit des Lebens und Geschehens aus einer metaphysischen Bindung, aus dem Ur-Rhythmus, der die Welt steuert. So wie es für Goethe feststand, daß das Menschenherz nur mitschwingendes Teil des All sei, so fügte es sich auch für Schleich in den großen Kreislauf und in die Bindungen, die bis ins Kosmische wirken. Schleich schaltete höchst nüchtern und unromantisch ein Organ des menschlichen Körpers, den Sympathikus, als Träger der Seele in uns ein. Der Sympathikus war für ihn die Nervenbasis jener metaphysischen Gebundenheit, die steuernde Empfangsanlage in uns, die den Kontaktkreis schließt, so daß „der sympathische Außenweltrhythmus seine rhythmische Konsonanz im Innern" erhält — „die Marconiplatte des nervus sympathicus, dessen großen und oft blitzartigen Einfluß auf Herzbewegungen und Gefäßspannungen die Ärzte lange kennen".

Die Lehre Schleichs ist angegriffen, aber nicht widerlegt worden. Er wurde von vielen, vor und nach seinem Tode, nicht verstanden, wie man auch seinen Lebensweg nicht begriff, der vom Mediziner zum Philosophen — zum Menschenfreund führte, der bemüht war, physischer und psychischer Not zu steuern. Wie sein Denken schloß sich sein Leben zu einer harmonischen Einheit zusammen. Als er am 7. März 1922 in Saarow starb, standen treue und dankbare Freunde in aufrichtiger Trauer am Grabe dieses in seiner Lebensbejahung starken, in seiner Selbstlosigkeit seltenen Menschen.

Wilhelm Leibl

1844—1900

Von

Emil Waldmann

Wilhelm Maria Hubert Leibl wurde am 23. Oktober 1844 als das fünfte Kind seiner Eltern in Köln geboren, im Hause Nr. 22 der Sternengasse, in der auch Peter Paul Rubens als Knabe gespielt hatte. Sein Vater war der Domkapellmeister Carl Leibl, seine Mutter, Gertrud Lemper, die Tochter des Professors Lemper am Montaner Gymnasium in Köln. Von der Mutterseite her floß niederrheinisches Blut in Wilhelm Leibls Adern, hinauf bis zur Großmutter, Franziska Blank, Tochter des kurfürstlichen Fischmeisters in Brühl. Der Domkapellmeister war ein Zugewanderter und erst seit 1826 in Köln ansässig. Seine Familie ist bayrisch-rheinpfälzisch. Des Malers Großvater Karl Ferdinand lebte als Satrap und Rezeptor der gräflich Hallbergschen Herrschaft, also als Rentbeamter und Amtmann, in dem Örtlein Fußgönheim in der bayrischen Rheinpfalz. Seine Frau, Maria Regina Wagner, stammte aus Landau in der Pfalz, aus einer dort und im Elsaß weitverzweigten Familie. Mit ihr hatte der Satrap acht Kinder. Er war ein bis zur Härte rechtlicher Beamter und Diener seines Grafen, und als mit dessen Herrlichkeit während der Franzosenkriege aufgeräumt wurde, behandelte das Volk auch den unbeliebten Rentmeister sehr übel. Er geriet in Armut, und die Kinder mußten sich früh auf eigene Füße stellen. Carl, das vierte Kind, geboren am 4. September 1784, ward Küferlehrling. Als er einstmals auf einem Schlosse, wo er als Handwerker zu tun hatte, von der Schloßherrin dabei betroffen wurde, wie er sehr schön auf dem Flügel spielte, veranlaßte sie den Amtmann, den Jungen Musiker werden zu lassen. Carl Leibl wurde Musiklehrer und war in München hochgeschätzt. Man kannte ihn als Kirchenmusiker von Rang, und als im Jahre 1826 das Amt eines Kapellmeisters am Kölner Dom frei wurde, bekam er es. In dieser Stellung führte er manche Messe eigener Komposition auf, schrieb zur Feier der Grundsteinlegung des wiederaufgenommenen Dombaus eine Kantate, für die ihm König Friedrich Wilhelm IV. einen Orden verlieh, und noch bei der Einweihung des Domes 1865 arbeitete der Einundachtzigjährige unermüdlich und erfolgreich mit. Neben der Kirchenmusik aber schrieb er auch weltliche Sachen, Karnevalsmusiken von großem Zauber. Seine „Herzensmelodie" und sein „Bockwalzer", 1826 komponiert, waren über ein Jahrhundert lang in Köln im Karneval in aller Munde. Der Bayer hatte den Kölner Volkston getroffen.

Bayrisches und Niederrheinisches also mischten Wilhelm Leibls Blut. Künstlerisches kam ihm vornehmlich vom Vater her. Aber auch die Mutter stammte aus

geistig hochstehendem Hause, und auch sie war sehr musikalisch. So ist Wilhelm Leibl durch seine Ahnen fest verwurzelt in den Kreisen des besten, einfachen, von allem „Bourgeoisen" damals noch nicht angekränkelten Bürgertums. Was die Eltern dem Sohne auf den Lebensweg mitgaben, war das Beispiel der Tüchtigkeit und der Geradheit. Der Vater wird geschildert als eine Persönlichkeit von bedingungsloser Wahrheitsliebe, Bescheidenheit und rechtlichem Sinn, die Mutter als eine Frau von lebhaftem Verstand und großer Herzensgüte, seltener Anspruchslosigkeit, tiefer Religiosität und leidenschaftlichem Aufopferungsdrang für die Ihren. Leibl hat seine Eltern bis an ihr Ende aufrichtig geliebt und war ihnen, wie man in seinen Briefen liest, herzlich und ehrfürchtig zugetan. Auch mit seinen vier Brüdern und seiner Schwester stand er stets in gutem Einvernehmen. Das Familienleben im Hause Leibl war ungetrübt.

Auf der Volksschule scheint Wilhelm Leibl ziemlich faul gewesen zu sein. Aber auf die Schiefertafel gezeichnet hat er immer, Köpfe und Tiere, besonders Löwen, und seine Mitschüler für zwei Pfennige porträtiert. Als Beruf wünschte er sich: „Maler oder irrender Ritter". Später änderte er den Don Quixote in Seemann um. Auch in den sechs Gymnasialjahren bis zur Reifeprüfung für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst fiel er durch ausgesprochene Abneigung gegen jedes Studium auf. Zeichnen und Malen und daneben die Betätigung seiner unbändigen, wahrhaft athletischen Körperkräfte bildeten den Gegenstand seiner Leidenschaft. Und wahrscheinlich gab die Rücksicht auf diese Körperkraft den Ausschlag bei seiner endgültigen Berufswahl. Er wollte oder sollte, wie einer seiner Brüder, Maschinenbauer werden, und so gab er sich als Sechzehnjähriger bei dem Schlosser Quester am Eligiusplatz in die Lehre, um Feinmechaniker zu werden. Sein älterer Bruder Clemens hatte es auf diesem Wege schon früh zur Stellung eines Ingenieurs an einem Hüttenwerk gebracht. Jedoch, so sehr ihn die körperliche Tätigkeit anfangs auch erfreute, es war das Rechte nicht: er mußte Maler werden. Und so gestatteten ihm die Eltern, nachdem er nur wenige Wochen sich als Schlosser versucht hatte, den Künstlerberuf zu ergreifen. Sein Lehrer ward der eben aus Düsseldorf nach Köln übergesiedelte Hermann Becker, Begründer des Kölner Kunstvereins und nachmaliger Kunstkritiker der Kölnischen Zeitung. Bei ihm zeichnete Leibl nach Gips, zuletzt auch nach dem lebenden Modell, malte dann auch Gipsmasken und Bildnisköpfe. Nach dreijähriger gründlicher Vorbereitung in dieser Schule war er Anfang des Jahres 1864 so weit, daß er nach München gehen konnte, um dort die Akademie zu beziehen.

München hatte damals durchaus die Führung im deutschen Kunstleben. Der große Stil der Historienmalerei, vertreten durch Cornelius und Kaulbach, herrschte an der Akademie, während Schwind, der große Romantiker, mehr im stillen wirkte. Nach den Kämpfen um die Durchsetzung des belgischen Kolorismus, die sich auf dem Boden Münchens abgespielt hatten, trat dann, im Fach der Historienmalerei, immer noch dem vornehmsten Fach, Piloty auf, mit seiner schnell

weltberühmt gewordenen realistischen Geschichtsmalerei, die alles in ihren Bann zog. Und wenn sie auch statt Geschichte nur Theatralik und statt Realismus nur materialistische Stoffdarstellung trieb, Piloty war, im einzelnen, ein sehr begabter Maler und ein hervorragender Lehrer im Handwerklichen. Er besaß, im Gegensatz zu Cornelius und Kaulbach, die Herrschaft über alle Mittel seiner Kunst. Alles strömte zu ihm, seine Klassen waren immer überfüllt. Manche seiner Schüler entliefen ihm bald wieder, Wilhelm Diez zum Beispiel. Der trieb dann, wie der ebenso begabte Lindenschmit, eine echtere Wirklichkeitsmalerei, bescheidener, aber gediegener, auf ihrem Gebiet genau so künstlerisch und bedeutungsvoll wie Lier als Landschafter und Spitzweg als romantischer Malerpoet. Und im Jahre 1859 schon hatte Arnold Böcklin sein erstes Meisterwerk, den „Pan im Schilf", in München geschaffen. Wenn dies auch einstweilen ohne künstlerische Folgen blieb, München war, nach jeder Richtung hin, damals die deutsche Kunststadt mit dem reichsten künstlerischen Leben. Hier konnte man ernsthaft lernen.

Leibl kam nach seiner Aufnahme in die Akademie zunächst zu Professor Anschütz. In dessen Schule zeichnete er sich bald durch Tüchtigkeit aus, erhielt auch mehrmals Preise für Entwürfe historischer Kompositionen, kopierte in der Pinakothek nach Rubens, van Dyck und de Vos und eignete sich, gefördert auch durch Lindenschmits Ratschläge, ein sehr gediegenes Malhandwerk an. In einem kleinen Kreise von gleichgesinnten Künstlern, wie Alt, Hirth, Schider und Sperl, ward er stillschweigend als Führer angesehen. Das in Köln im Jahre 1866 entstandene Bildnis seines Vaters kann als sein erstes Meisterwerk der Menschendarstellung gelten. Dann trat er in die Schule des eben aus Weimar nach München berufenen Genremalers Arthur von Ramberg über. Hier eignete er sich die völlige Beherrschung der Tonmalerei und aller koloristischen Ausdrucksmittel an. Als er im Januar 1869 dann endlich auch bei Piloty eintrat, hatte er schon nichts mehr von dem, was man von Lehrern gewinnen kann, zu lernen. Seine beiden auf der großen internationalen Ausstellung dieses Jahres ausgestellten Gemälde „Die Kritiker" und das „Bildnis der Frau Gedon" gehören zu den besten Leistungen der ganzen Münchener Kunst. Mag dem Genrebilde der „Kritiker" noch ein Rest von Ateliermalerei anhaften, das Bildnis der Frau Gedon ist in seiner herrlichen Malerei und seiner menschlichen Innigkeit, in seiner schon damals mit Rembrandt verglichenen Schönheit der Tonfülle und dem Still-Geheimnisvollen der Seelendeutung der Höhepunkt der Münchener Malerei. Neid hat Leibl um die Verleihung der goldenen Medaille gebracht, für die er vorgeschlagen war. Aber die jungen Künstler in Deutschland wußten, was sie an diesem Maler hatten. Auf einem Künstlerfest nannten sie ihn, nach Kaulbachs Beispiel, den „Malerkönig". Zwar war es ihm peinlich, aber recht hatten sie doch. Er war der Beste, und die ganze Künstlerschaft war froh, einen Wegweiser aus den Unsicherheiten der Zeit endlich gefunden zu haben. Auch das Ausland war der gleichen Meinung. Der in München weilende Gustave Courbet, damals der berühmteste französische Maler,

Wilhelm Leibl: Selbſtbildnis
Federzeichnung, 1896. Köln, Wallraf-Richartz-Muſeum

Wilhelm Leibl: Mädchenkopf, 1879
Berlin, Nationalgalerie

Wilhelm Leibl: Die Wildschützen, 1882–86
Das Gemälde wurde von Leibl später zerschnitten; erhalten sind nur Fragmente

Wilhelm Leibl: In der Küche, 1898
Köln, Wallraf-Richartz-Museum

erklärte Leibl kurzerhand für den bedeutendsten lebenden deutschen Maler. Und französische Kunstfreunde, darunter ein Vetter des Kaisers Napoleon, luden Leibl nach Paris ein. Ein großes Atelier wurde ihm zur Verfügung gestellt, Bildnisaufträge und völlige Freiheit. Nach kurzem Bedenken nahm Leibl die Einladung an und fuhr im November 1869 nach Paris. Seine Erwartungen, dort voranzukommen, wurden nicht enttäuscht. Er bekam Aufträge, verkehrte freundschaftlich mit Künstlern, deutschen wie französischen, bekam für das Gedonbildnis die goldene Medaille, malte, außer den Bildnissen, Dinge nach eigener Wahl, lernte viel, erweiterte seinen Blick, verfeinerte sein Handwerk abermals und fühlte sich künstlerisch und menschlich so wohl in Paris, daß er mit einem langen Aufenthalt rechnete. Da brach der Deutsch-Französische Krieg aus. Leibl fuhr sofort nach Köln, um sich dort zum Militär zu stellen, doch wurde er durch einen von König Wilhelm und Graf Bismarck gegengezeichneten Erlaß als „hervorragender Künstler" vom Waffendienst befreit. Der Sechsundzwanzigjährige war also ein berühmter Mann.

Nach seiner Rückkehr nach München hätte Leibl an die Spitze der Münchener Malerei treten müssen. Er allein konnte ihr geben, was ihr, trotz der Fülle der in München tätigen Begabungen verschiedenster Art, doch fehlte und abhandenzukommen drohte: künstlerischen Charakter, Einfachheit und Gediegenheit und den Sinn für das Natürliche, für die dem wirklichen Leben und der Natur zugewandte Wahrheit. Jener unheilvolle Zwiespalt zwischen Künstler und Volk lag, wenn auch damals noch kaum merkbar, doch in der besonderen Art des Münchener Kunstbetriebes begründet, mit ihrer immer stärker werdenden, durch Pilotys noch begabteren Schüler Makart gefährlich geförderten Neigung zu Theatralik, zur leeren Dekoration, zur rauschenden malerischen Phrase im Historienbild, mit ihrer falschen Altmeisterei im Sittenbild, mit der sogenannten malerischen Atelierkultur und mit allen Unaufrichtigkeiten jener Gründerzeit, deren ruhmreichster Vertreter der nach erstaunlich begabten Anfängen dann sehr schnell verflachte Lenbach wurde, jahrzehntelang der Beherrscher im Reich der Münchener Kunst. Leibl hätte das gute Gewissen der deutschen Malerei werden können. Seine frühe Meisterschaft, die Schönheit seiner aus Paris mitgebrachten bedeutenden Bilder, unter denen neben einigen Bildnissen die „Kokotte" und die „Alte Pariserin" obenan stehen, waren die gegebenen Vorbilder für die deutsche Kunst. Berühmt war er auch, in Paris noch berühmter als in der Heimat. Man hatte ihn in Paris halten wollen, er sollte dem Kaiser vorgestellt werden, und gleich nach dem Kriege bemühten sich französische Kunstkreise abermals um ihn. Leibl als einziger unter den Deutschen genoß eine Art künstlerischen Weltruhms. In diesem für das weitere Schicksal der deutschen Kunst entscheidenden Augenblick ward Deutschland um sein Glück betrogen: Leibl bekam die ihm zustehende Führerstellung nicht. Gewiß lag es seiner wenn auch selbstbewußten, so doch innerlich bescheidenen Natur nicht, sich zur Geltung zu bringen. Aber größere Schuld an diesem schicksalvollen Versäumnis

als ihn selber trifft den Neid der Kollegen. Man fürchtete ihn seiner überragenden Leistung und der Unbestechlichkeit seines allem Unechten durchaus abholden Charakters wegen. Unter Leibls Führung wäre aus der Münchener Malerei etwas Ernsthaftes geworden, und dieser Ernst hätte der glatten Oberflächlichkeit den Garaus gemacht. So aber wurde Leibl niedergehalten, von Großen wie von Kleinen, unmerklich fast, durch Quertreibereien aller Art. Leibl selbst, der sich gar nicht danach drängte, eine Rolle zu spielen, merkte es kaum. Er fühlte sich nur immer unbehaglicher im Münchener Kunstleben und zog sich auf seine Arbeit zurück, um die in Paris gesammelten Eindrücke zu verarbeiten, sich auseinanderzusetzen mit dem Neuen, das ihm da begegnet war, mit dem strengen, seiner eigenen Art innerlich so verwandten Realismus Courbets, aber auch mit jener, ihm auch handwerklich nicht völlig neuen Anschauung der hellen Flächenmalerei, die Manet und die ihm befreundeten Impressionisten trieben — kurz, mit jenen Dingen, an denen er die Geschmeidigkeit der Hand, die Leichtigkeit des Vortrages und die bewegte Schnelligkeit des Sehens bewundert hatte. Diese neue Art wollte er verbinden mit der eigenen Weise, und er arbeitete leidenschaftlich an einem großen Vierfigurenbilde, der nie fertig gewordenen, schon in Paris vielleicht in Gedanken entworfenen „Tischgesellschaft". Daneben malte er Bildnisse von Freunden und Familienmitgliedern, auch gelegentlich im Auftrag, wie den „Alten Pallenberg", eins immer schöner als das andere; manche, ganz intime, von bezaubernder, durch Erinnerung an Paris beflügelter Leichtigkeit. Aber glücklicher wurde er dabei nicht.

Er hatte keine Ruhe. So ging er aufs Land; allmählich dem Münchener Kunstleben und der Großstadt entfremdet, kam er nur noch gelegentlich in die Stadt, und schließlich kehrte er ihr endgültig den Rücken. Er mußte allein sein. Nur auf dem Lande, nur in innigem Zusammenleben mit der Natur konnte er tun, was sein Genius ihm zu tun befahl: Malen um der Wahrheit der Erscheinung und des Erlebnisses willen. Er ging nach Graßlfing. Hier, in dem damals einsamen Dorfe, schuf er seine ersten großen Meisterwerke, die „Bäuerinnen im Wirtshaus" und die „Bäuerin mit Kind", Bilder, in denen er sein künstlerisches Ideal zum ersten Male rein erfüllte: die Vereinigung der stärksten, eindringlichsten Darstellung menschlicher Gestalt mit der lebenswahren Malerei der leise bewegten, farbig leuchtenden Luft, die um die Dinge herum ist und sie in schönstes Spiel von Farbe und Licht und Schatten einhüllt. Auch der letzte Rest von Künstlichkeit, von Gestelltheit, von „Atelier" ist überwunden. Schöpfungen von altmeisterlicher, wenn auch in keinem Punkte altertümelnder Vollendung im Handwerklichen, zugleich aber von unbefangenster Frische der lebendigen Anschauung des Wirklichkeitsmenschen, der das Leben, das sichtbare Leben seiner Tage liebt. Alle Erinnerungen an „Schule", an einheimische wie fremde, sind in Grund und Boden gemalt. Das Opfer, das Leibl auf sich nahm, als er in die Einsamkeit zog, hatte gelohnt. Denn diese selbstgewählte Einsamkeit bedeutete für einen so fein empfindenden Menschen einen Verzicht auf beinahe alle Freuden des Lebens, mit

Ausnahme derer, die ihm die Natur und die von ihm so sehr geliebte Jagd geben konnten. Er verkehrte nur mit ganz wenigen Menschen und hatte wochenlang, monatelang manchmal niemand zur Aussprache und zur Anregung. Er lebte ausschließlich für sein Schaffen.

Der nach der anstrengenden Graßlfinger Zeit wieder in München verbrachte Winter 1874 auf 1875 bestätigte Leibl in der Überzeugung, daß ein Dasein in der Stadt und in der Kunststadt für ihn nicht mehr möglich wäre, und so zog er abermals aufs Land, nach Unterschondorf am Ammersee, wo die Lebensverhältnisse günstiger waren als die in dem sehr dürftigen Graßlfing. In Unterschondorf ging es ihm menschlich gut, er hatte einen kleinen Freundeskreis, zu dem Anton von Perfall gehörte, konnte jagen, segeln und schwimmen nach Herzenslust und hatte Ruhe zum Arbeiten. Auch eine Liebe hatte er hier, die schöne Wirtstochter, die er auf dem Gemälde vom „Ungleichen Paar" verewigte. In den drei Jahren dieses dann plötzlich, wie es scheint wegen seiner Liebesgeschichte, abgebrochenen Aufenthaltes am Ammersee entstand, neben vielen Studienköpfen und Einzelbildnissen, eine Reihe von Hauptwerken— jenes Zweifigurenbild vom „Ungleichen Paar", dem der „Spargroschen" nahesteht, das Freilichtbild des „Jägers", seinen Freund Perfall darstellend, und vor allen Dingen die „Dorfpolitiker", jenes Werk, mit dem Leibl abermals in Paris berühmt wurde und das ihm dort den so oft wiederholten Namen des „modernen Holbein" eintrug. Diese Bilder zeigen eine Weiterentwicklung des Leibl-Stils zu noch größerer, noch strengerer Monumentalität der Figurendarstellung. Er malt den Menschen, wie er seiner Natur nach ist, ohne Schönfärberei, mit vollkommener Aufrichtigkeit des Auges und des Gemütes. Jeder Bauer auf dem fälschlich so genannten Bilde der „Dorfpolitiker" ist als Einzelmensch bis ins Letzte, Eindringendste charakterisiert, aber jeder ist zugleich auch ein Vertreter seines Standes, seiner Gattung, seines Typus; und dies alles geschildert mit einer niemals vorher, außer bei Dürer, Cranach und Holbein erreichten Stärke gegenüber dem Menschlichen. Man versteht, daß vor dieser Tiefe des Ernstes die anderen erschraken.

Der Maler Joseph Wopfner.
Radierung von Wilhelm Leibl, um 1874

Jeder Ortswechsel in Leibls „Bauernleben" ist nicht nur durch äußere Rücksichten bedingt, sondern beruht, vielleicht nicht jedesmal ihm selber völlig bewußt,

auch auf inneren Notwendigkeiten seiner Kunst. Wenn jeder oder fast jeder neue Aufenthalt nicht nur eine Weiterentwicklung, sondern ebenso sehr eine Wandlung seines Stiles mit sich brachte, muß man, rückschauend, glauben, er habe, jeweils mit einer großen Aufgabe fertig geworden, einer neuen Natur, einer neuen Umwelt und neuer Menschen bedurft, um die neue, noch größere Aufgabe in Angriff nehmen zu können. Auf Unterschondorf folgt Berbling (1878 bis 1881), auf die „Dorfpolitiker" folgen die „Frauen in der Kirche", auf Berbling dann, von 1882 ab, Aibling mit den „Wildschützen". Und daß bei jedem neuen Ort jedesmal ein großes Hauptwerk im Mittelpunkt dieses Zeitabschnittes steht und das ganze Schaffen dieser Jahre wie eine Zentralsonne, um die sich alles, auch das scheinbar Kleine, dreht, beherrscht, ist kein Zufall, sondern es zeigt, daß Leibl fortschreitet, „nach dem Gesetz, nach dem er angetreten". Er schreibt selbst einmal, er müsse noch in eine bestimmte Gegend, weil da „Charaktere wären, die er verwerten wolle". Auch die Wahl seiner Stoffe ist nicht zufällig, nicht, wie bei andern Sittenbildmalern. Auch sie unterliegt einem geheimen, manchmal von den Bedürfnissen nach Gegensatzwirkungen bestimmten Gesetz von Anfang an. Dem aufgeregten Genrebild der „Kritiker" hatte er das ruhige Genrebild „Im Atelier", auch eine Zweifigurenszene, zur Seite gegeben; in Paris malte er nach der Eleganz der fälschlich so genannten „Kokotte" dann die „Alte Pariserin", den Typus einer Frau aus dem Volke, und als er in den „Dorfpolitikern" und dem Kirchenbilde Charakterschilderungen vom ruhigen Dasein des Bauerntums gegeben hatte, trieb es ihn, im Wildschützenbilde, die andere, die aufgeregte und die gefährliche Seite dieses Bauernlebens zu gestalten. Er wollte die ganze Welt malen, alle ihre Charaktere ausschöpfen und verwerten. Und dies ist es, was, bei jedem Ortswechsel, vornehmlich die begeisternde Wandlungsfähigkeit seines Stiles ergab.

Jenes in Paris vor den „Dorfpolitikern" geprägte Wort vom „modernen Holbein" trifft in noch höherem Maße auf das Kirchenbild zu. Nie wieder kam Leibl der Art dieses von ihm geträumten, kaum je in Wirklichkeit studierten Vorbildes deutscher Malerei so nahe wie hier, in dieser einzigartigen, handwerklichen Vollendung der gußartigen, wie Email fest geschlossenen, leuchtenden, edlen Oberfläche. Er brauchte diese unerhörte Strenge der malerischen Form, um mit der Gefahr des Gegenständlichen, der Empfindelei, fertig zu werden, um objektiv zu bleiben, um geistige und seelische Entfernung zu halten, um nur das Auge, nicht auch die Seele zu verführen, um auch hier wahre Charaktere hinzustellen. Fast vier Jahre hat er in unsagbaren Mühen an diesem Werk gestaltet, gemalt und geschliffen, geschliffen und gemalt, alles, wie immer, streng nach der Natur, nach dem Modell, bis es dann dastand in seiner unbegreiflichen Vollendung, aber auch in seiner unbegreiflichen Frische der Empfindung wie der Anschauung. Das Wildschützenbild aber, wieder ein Werk, das ihn vier Jahre mühevollster Arbeit kostete, ist noch größer im Stil, freier, großartiger und gewaltiger, von einer dem

Gegenstand angemessenen, schier unbändigen Energie der Gestaltung, dunkler und glühender in Farbe und Kolorit, leidenschaftlicher im Vortrag.

Es hat etwas fast Unheimliches, dieses fanatische Ringen um ein Werk, jahrelang um ein einziges, gemessen an den damals üblichen großen Ausstellungswerken gar nicht einmal sehr umfangreiches einzelnes Bild. Leibl hatte darüber die Welt vergessen, so wie die Welt ihn längst vergessen hatte. In diesen Jahren der nur mit seinem treuen Freunde Sperl geteilten Einsamkeit und der nur durch Jagd und Wandern und athletische Übungen unterbrochenen „Galeerensklavenarbeit" an seinen Bildern waren ihm Glück und Erfolg, wenigstens in Deutschland, abhandengekommen. Die Kunstkritik behandelte ihn gar nicht oder schlecht und in unsagbarer Weise höhnisch als Apostel der Häßlichkeit, das Kunstvereinspublikum, wenn er gelegentlich einmal wieder ausstellte, verstand ihn meist gar nicht, irregeleitet durch den Münchener Kunstbetrieb; und jene Künstler, die ihn hätten verstehen können und verstehen müssen, waren, mit wenigen Ausnahmen, Neidinge, die den Großen aus billigem Selbsterhaltungstrieb nicht hochkommen lassen wollten. Die „Dorfpolitiker" wurden verhöhnt, das „Kirchenbild" erreichte, wenn auch nicht bei der Kritik, so doch bei einem Teile des Publikums wenigstens einen Achtungserfolg, aber im allgemeinen war es so, daß Leibl dann überhaupt nicht mehr in Deutschland ausstellen wollte, nur noch in Paris. Dort wurde er fast immer bewundert oder gar stürmisch bejubelt, und immer wieder wollten französische Kunstfreunde ihn nach Paris ziehen. Und wenn er diesen Lockungen auch nicht folgte, weil zu seinem Schaffen ihm Deutschland notwendig war, diese Anerkennung hat ihn gefreut, nicht weniger als die Haltung jener Bauern in Berbling, die, vor das Kirchenbild geführt, nur die Hüte abnahmen und sagten: „Das ist Meisterarbeit". Jenes letzte große Werk aber, das Wildschützen-Gemälde, stellte Leibl tatsächlich nicht mehr in Deutschland aus, sondern schickte es sofort nach Paris. Der erwartete Erfolg blieb jedoch dieses Mal aus, das Bild fand, neben ehrfürchtiger Anerkennung, auch Tadler der ihm anhaftenden Schwächen, wie etwa der tatsächlichen Fehler im Maßstab der Gestalten und in der Klarheit des Räumlichen. Als es unverkauft aus Paris zurückkam, stellte Leibl es beiseite und hat es dann, bald darauf, in mehrere Teile zerschnitten, nicht, wie man gesagt hat, in einem Wutanfall über den Mißerfolg, sondern weil er die Unzulänglichkeit des Ganzen, die Unzulänglichkeit vor seinen eigenen höchsten Ansprüchen an sich selbst, eingesehen hatte und, verantwortungsvoll vor der Geschichte, meinte, nur die einzelnen, allerdings unbegreiflich herrlichen Teile hätten noch Daseinsrecht.

Von diesem Unglück hat Leibl sich nur sehr schwer erholt. Seine Gesundheit hatte bei dieser unmenschlichen Arbeit gelitten, und jahrelang stockte sein Schaffen. Werke dieses Umfanges und von dieser Bedeutung hat er nie mehr angegriffen, vielleicht auch schon aus dem Grunde nicht, weil ihm die Mittel für derart kostspielige, durch jahrelange Modellkosten sehr teure Unternehmungen fehlten. Doch

hatte ihm die erzwungene, wenn auch vielleicht lähmende Ruhe nachträglich doch gutgetan. Als es nach einigen toten Jahren dann wieder aufwärts ging, als die ersehnte Anerkennung in Deutschland gleichsam über Nacht doch noch kam, als er in Ernst Seeger einen verständnisvollen Freund und Unabhängigkeit von wirtschaftlichen Sorgen fand, lockten ihn nicht nur wieder ganz neue Aufgaben, sondern die inneren Quellen seiner Kunst sprangen wieder frisch und lebendig. Seine Malerei wird heller und blühender, seine Farbe noch kostbarer, und das Problem des künstlerisch geschlossenen Bildraums trieb er einer ungeahnten Vollendung entgegen. Bewegungsfrei geworden, reiste er mit seinem Freunde Seeger nach Holland und sah hier, zum ersten Male ausgiebig, Rembrandt und den von ihm seit Jahren über alles geliebten Frans Hals. Es war eine neue Jugend über ihn hereingebrochen. Aber dieser neue Frühling ward betrogen um seinen goldenen Sommer. So schön diese neuen weiträumigen Bilder auch sind, diese „Spinnerinnen" vor allem und „Bauernjägers Einkehr", so bedeutend und so quellfrisch auch diese Einzelbildnisse von Bauernmädchen, besonders die beiden letzten nach dem rothaarigen Mädchen, leuchtender und frischer, lebendiger und heller, als er je vorher gemalt hatte — Gemälde von jener inneren und äußeren Größe, wie sie die „Frauen im Wirtshaus" und die „Dorfpolitiker", das „Kirchenbild" und die „Wilderer" auszeichnen, hat er, auf der Höhe dieses ganz freien, ganz malerischen Stiles, dann nicht gemalt. Ehe er sie malte, schlug ihm der Tod den Pinsel aus der Hand. Ein Herzleiden, durch Überanstrengung bei der Jagd und den athletischen Übungen verschlimmert, setzte am 15. Dezember 1900 seinem Leben ein frühzeitiges Ende. Er war nur sechsundfünfzig Jahre alt geworden. So alt wie Albrecht Dürer.

Leibl hat die ersten Strahlen seines großen Ruhmes noch erlebt. Bis an sein Ende aber blieb er schlicht und einfach. Er hat einmal gesagt: „Wenn ich nur satt zu fressen hab — und min Kunst". Alles wollte er nur für seine Kunst, nichts für sich selber. Ein Vierteljahrhundert lang lebte er in der Einsamkeit, nur mit seiner Arbeit beschäftigt, mit der Landschaft, mit der Jagd, mit Büchern und mit ein wenig Musik. Seine Lieblingsbücher waren Schiller, der Don Quixote und Montaignes Essays, die er im Urtext las, unter den Musikern liebte er, von seinem Vater her, über alles Johann Sebastian Bach. Frauen spielten in seinem Dasein kaum eine Rolle.

Aus seinem Leben und seinen Werken kennen wir das Bild seines Charakters: Eine gerade und schlichte, von innen heraus vornehme Natur. Stark und fein in einem. Leidenschaftlich, ja fanatisch ringend um seine Kunst, und dabei geduldig und gelassen, voll Gefühl, aber ohne Empfindsamkeit. Fröhlich und ernst. Das höchste Genie des Einfachen, das die neue deutsche Kunst kennt.

Denn in Leibls Werken ward ein Höhepunkt erreicht, der nie wieder erreicht oder überboten werden kann: die uneingeschränkte Vollendung. Ein Symbol und ein Maßstab: der höchste Maßstab dessen, was schöne, das heißt: was gute

Malerei sein kann, der höchste Ausdruck dafür, was die reine Malerei, im Sinne reiner Musik, jemals bedeuten kann. Seine Kunst ist, wie die Albrecht Dürers, „glühend und streng". Ihr Gegenstand ist das Einfachste von der Welt: der Mensch, die menschliche Gestalt. Auf dieses eine Thema hat er seine ganze Malerei beschränkt. Alles andere, was das Leben, die Welt auch noch so schön macht, reizte ihn nicht in seiner Kunst und blieb außerhalb. Denn es ist merkwürdig: dieser Mensch, der ein so begeisterter und demütiger Naturfreund war, als unermüdlicher Wanderer und als leidenschaftlicher Jäger, hat niemals ein Landschaftsgemälde geschaffen. Die Landschaft, die Natur war seine Freude, sein Ausruhen, die Quelle seiner Kraft, vielleicht der Gegenspieler seiner Seelenzwiesprache. Aber niemals Gegenstand seiner Kunst. Und dieser selbe Mensch, dieser Meister des Malenkönnens auch im handwerklichen Sinne seiner Kunst, der den Oberflächen seiner Bilder den kostbarsten Schmelz in der stillebenhaftesten Vollendung verlieh, der mit seinen Farben einen Glanz hervorzauberte, wie man ihn sonst nur auf den edelsten Stilleben der alten Niederländer kennt, hat, im Gegensatz zu den anderen Meistern des Realismus, im Gegensatz zu Courbet und zu Trübner, niemals ein Stilleben gemalt.

Alles, sein starkes Naturgefühl und sein großer Landschaftsblick, sein Sinn für stillebenhafte Intimität und für handwerkliche Vollendung, alles diente nur dem einen großen Gegenstande seiner Kunst: dem Menschen. Was Leibl wollte, war eine ganz neue Kraft der Menschendarstellung, getragen von einem fanatischen Drang nach Wahrheit.

„Das Wahre ist das Schöne." Hieran hat Leibl geglaubt. Das Wahre aber bedeutete ihm wahrer Charakter, menschlicher wie malerischer Charakter. Den hatten nur die alten Meister gegeben. In ihrem Sinne arbeitete Leibl, so gründlich, so wie er mit seinem Lieblingswort zu sagen pflegte: so gediegen. Denn er wollte ja nicht nur die äußere Erscheinung eines Menschen, er wollte zugleich auch ganz tief, ganz bedeutend den Charakter seiner Menschen hinstellen, bei aller scheinbaren Objektivität das innere Wesen enthüllen, den Ausdruck, nicht physiognomisch zugespitzt wie ein berühmter Porträtmaler von Beruf, sondern langsam entwickeln. Von innen heraus sollte durch die äußere Erscheinung eines Menschen sein Charakter zum Sprechen kommen.

Als man einmal eines seiner Bildnisse „seelenlos" nannte, sagte er: „Wenn ich den Menschen nur so male, wie er ist, ist die Seele ohnehin dabei". Seelischen Ausdruck hat er nicht gesucht, er hat ihn gefunden, als das endliche Ergebnis seines manchmal jahrelangen Ringens um die höchste und tiefste Darstellung der Form. Nur wegen des seelischen Ausdrucks, in den Bildnissen oder den Bauernbildern, hat er die Form so leidenschaftlich studiert, die Form von innen heraus so durchgepflügt und umundumgepflügt, bis sie ihre letzten Geheimnisse offenbarte.

Starke Form — danach strebte er. Die Menschen bei Leibl haben wirklich Knochen im Kopf und eine Struktur im Leibe, ein Schädel ist rund, als plastische

Masse gesehen, und die einzelnen Glieder sitzen richtig zusammen und passen aneinander. Diesen Sinn für starke Form muß er mit auf die Welt gebracht haben. Aber das Große daran war, daß er diese Gabe nie zu Übertreibungen mißbrauchte. Es wäre ja so leicht gewesen, mit diesem erstaunlichen Können im Sinne täuschender Oberflächen-Nachahmung verblüffende Wirkungen zu erzielen. Etwa ein neuer Balthasar Denner zu werden. Dies hat Leibl verschmäht. Er fühlte von Anfang an, daß diese ihm angeborene Fähigkeit, die Form stark zu sehen und zu empfinden, ihm erst recht neue Verpflichtungen auferlegte. Das Bild mußte doch wieder als Fläche wirken, als gleichmäßig entfernte Fläche, eben nicht als Täuschung, sondern als eine Sphäre von Unwirklichkeit, auf den ersten Blick als solche erkennbar. Die tiefen Löcher, die er mit seiner starken Plastik in die Luft hineinschlug, mußte er doch wieder ausfüllen und ein Gleichgewicht herstellen. Ganz altmeisterlich, wie Leonardo es forderte: „Ein Bild soll die Wirklichkeit so wiedergeben wie eine Spiegelfläche".

Aber er ging, schon in frühen Jahren, grundsätzlich über die alten Meister hinaus. „Form" war für ihn nicht nur körperliche Gestalt, körperliche Modellierung im Raum, sondern Form bedeutete ihm zugleich auch: Einhüllen der plastischen Gestalt in malerischen Luftraum.

Leibl hat in der deutschen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts die Dinge vereinigt, die bisher nie einer gleichzeitig in diesem Grade des Gleichgewichts besessen hat: stärkste Körperlichkeit der Form und bewegteste malerische Atmosphäre. Man hat ihn mit Holbein verglichen, eben wegen seiner gußartigen Form. Etwa im Kirchenbild. Aber es ist doch etwas anderes. Gewiß war Leibl Holbein nahe. Aber nur auf eine gewisse Zeitspanne. Einige Jahre vorher, als er den alten Pallenberg malte und die Dachauerinnen, wollte er etwas ganz anderes als Holbein, er wollte neben der starken Plastik auch die Weichheit des malerischen Vortrags, die flüssige, blühende Art der Fleischmalerei, das Bewegte der flimmernden Luft und den malerischen Gegensatz von Hell und Dunkel. Auch später, in den neunziger Jahren, geht er immer wieder über Holbein hinaus und wird, bei einer noch gesteigerten Festigkeit der Form, malerisch tiefer, glühender und bewegter.

Bei diesem Kampf um die Form, die malerische Form im weitesten Sinne, blieb Leibl keine Zeit, seine Bilder im gegenständlichen Sinne interessant zu machen. Der gegenständliche Inhalt seiner Gemälde, auch wenn er sich einmal nicht mit der Einzelfigur begnügte, ist mit Worten nicht zu erzählen. Daß da drei Frauen eng zusammengerückt auf einer Kirchenbank beten, daß vier Bauern und ein Bauernwirt um einen Schenktisch zusammenhocken und den Inhalt eines Schriftstücks besprechen; daß irgendwo im Vordergrund eine alte Frau spinnt und hinten ein Mädchen bei einer Handarbeit sitzt — alles dies ist so uninteressant wie möglich. Es passiert auf Leibls Bildern nichts, jedenfalls nichts, worüber sich reden ließe. Und was an malerischem Formenleben wirklich passiert, etwa zwischen

Wilhelm Leibl: Bildnis der Gräfin Treuberg, 1878
Hamburg, Kunſthalle

der Nasenspitze und dem Ohrläppchen eines Menschen, und was allerdings von aufregender Interessantheit ist, dies läßt sich mit Worten nicht sagen, es läßt sich nur sehen. So kühl ist das alles angeschaut. Aber: „Durch das Auge dringt die Kühle seeligend ins Herz hinein". Und plötzlich weiß man, daß hier nicht nur Charaktere, sondern auch Schicksale gestaltet sind. Man kann diese drei Frauen in der Kirche, wenn man will, „die drei Lebensalter" nennen. Dieses Beten da in der Kirche, das strenge Gottvertrauen der Frau im Hintergrunde, das etwas Mümmelnde, zum Lippenwerk Gewordene der Greisin und die etwas zerstreute Andacht des jungen Mädchens vorn sind nur verschiedene Ausdrucksformen für das gleiche, große, menschliche Gefühl: Frömmigkeit, Religiosität, Kirchlichkeit. Jeder Mensch vom andern verschieden, jeder genau, bedrohlich genau charakterisiert, als Individuum; und doch ein großer Typus. Manche dieser Menschen, die Leibl malte, sind schön, manche sind das, was man häßlich nennt. Aber alle sind bedeutend, und alle sind sehr menschlich.

„Das Wahre ist das Schöne."

So hatte keiner mehr gemalt im neunzehnten Jahrhundert.

Es ist eine Kunst von eigenen Gnaden. Was Leibl in jahrelangem Studium bei Lehrern und auf Akademien lernte, betraf nur sein Handwerk, nur die Ausbildung seiner Mittel. Das Wesentliche, das Eigentliche, das Schöpferische verdankt er sich selber, seinem leidenschaftlichen Streben, seine Gaben vor der Natur und in Anschauung der alten Meister zu entwickeln. Schon dem Fünfundzwanzigjährigen konnte kein Lehrer noch irgend etwas bieten. Auch Courbet nicht, der Leibl nicht weniger bewunderte als Leibl ihn. Die beiden haben einander nur verstanden, nicht beeinflußt, einander nur bestätigt in ihrem Wollen und ihren Zielen, wesentlich im Moralischen, in dem Entschluß, sich selber treu zu sein, gegen alle Welt. Gewiß hat Leibl gelernt, wo es für ihn zu lernen gab. Auch in Paris, auch innerhalb der neuen französischen Malerei. Aber immer nur für das Handwerkliche. Als er sich mit dem Neuen auseinandergesetzt hatte, noch nicht während seines Pariser Aufenthaltes, sondern in den Jahren nachher, hatte er sich dieses Neue bald handwerklich so zu eigen gemacht, daß es ihm nur Ausdrucksmittel war, nicht übernommene Anschauungsweise. Und ähnlich wie zu den französischen Künstlern seiner Zeit stand er zu den sehr geliebten alten Meistern: ganz selbständig. Er hat nicht, was man seinem ruhigen Temperament nach erwarten könnte, die alten Holländer, etwa Terborch, kopiert, damals als er noch kopierte, sondern die in ihrer Bewegtheit seiner Art entgegengesetzten Flamen, Rubens und van Dyck. Weil er sich erweitern, seine Art ergänzen, weil er von ihnen lernen wollte. Von allen alten Meistern kommt er Jan Vermeer van Delft und Hans Holbein am nächsten. Von Hans Holbein kannte er, bestenfalls, eine Miniatur und ein durch Übermalung völlig entstelltes Gemälde, von Jan Vermeer hat er kein Bild gekannt. Daß Frans Hals der Allergrößte wäre, schrieb er ein Jahr vor seinem Tode, in Holland. Vorher hatte er auch von ihm nichts gesehen, auch in der Zeit,

als er mit der erregten Pinselschrift die „Wildschützen" malte. Es ist seelische Verwandtschaft, wenn er diesen Großen nahekam, nicht Nachahmung.

Ein aufrechter, vor der Natur und allem Großen im Reiche des Geistigen ehrfürchtiger Mann, ging er mitten hindurch durch seine Zeit; unbekümmert um Richtungen und Moden, um Erfolg oder Niederlage. Diese Zeit hat es ihm nicht leicht gemacht, seine Sendung zu erfüllen. Die sogenannte Gründerzeit, deren sogenannte Kulturgesinnung sehr lange dauerte, brachte alles Unechte und alles Hurtige, alles Rauschhafte und alles Erfolghaschende zur Geltung und vergaß darüber das wirklich Große und das wahrhaft Ehrliche. Leibl hat nie Bismarck oder Moltke oder den alten Kaiser gemalt, und er ist vielleicht — so hoffnungslos verfahren waren die Kunstzustände in dem an materiellen Dingen immer reicher und an seelischer Verantwortung immer ärmer werdenden Deutschland — nicht einmal auf den Gedanken gekommen, daß ihm, und ihm allein, solches zustünde. Er hat immer nur seine Pflicht vor seinem Gewissen tun, nie eine Rolle spielen wollen. In Paris, nicht nur damals, als er dort war, sondern auch später, immer einmal wieder, hätte er eine große Stellung in der Kunst haben, er hätte mit seiner Kunst reich werden können, sehr reich, so reich wie Munkacsy oder wie Makart oder wie Lenbach. Das Ausland wollte ihn haben, so wie Venedig und Antwerpen seinerzeit Albrecht Dürer hatten haben wollen. Aber wie Albrecht Dürer, so ließ auch Leibl sich nicht verlocken. Er wußte, was seiner Kunst notwendig war: Deutschland. Es wäre ihm vorgekommen wie Verrat an seiner Seele, Deutschland zu verlassen, so schlecht es ihn auch behandelte und so sehr ihn dies kränkte. Er kannte seine Verantwortung vor der Geschichte. Jedes Land hat, in jedem Zeitalter, immer nur ganz wenige schöpferische Künstler-Genies, die das heimliche und beste Wesen ihres Volkstums ausdrücken und dadurch den Gang der Geschichte bestimmen. Leibl wußte und fühlte in aller Bescheidenheit, daß er zu dieser kleinen Schar gehörte, mit Menzel und Thoma, mit Feuerbach und Hans von Marées. Und so wußte er, daß sein Tag kommen und daß sein Schaffen unvergänglich sein würde. Mag er das Führertum, zu dem er bestimmt war, auch nicht in seiner Person und nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar ausgeübt haben, sein Werk hat es ausgeübt und übt es immer weiter aus. Was er zu Lebzeiten nicht hatte werden können, ist er nach seinem Tode geworden: das gute Gewissen der deutschen Malerei. Durch das Vorbildliche seines Lebens und seines Charakters sowie durch die allen Stürmen aufgeregtester Zeiten trotzende Geschlossenheit seines Gesamtwerks. Er hat, wie alle Großen immer, seine „Sache um ihrer selbst willen" getan. So ward er unsterblich.

Hans Thoma

1839—1924

Von

Hermann Eris Busse

Das einfache Märchen vom armen Hirtenbüblein, das als Genie entdeckt wird und es später zu etwas Großem bringt, ist in unserer Hirtenlandschaft am Oberrhein zweimal buchstäblich wahr geworden. Johann Peter Hebel hütete im Wiesental zu Füßen des Feldberges Kuh und Schaf, sammelte Holz und Beeren in den weiten Wäldern, und Hans Thoma, der Maler, ging im „schwärzesten Schwarzwald", im Bernauer Tal bei St. Blasien, auf die Weidplätze. Es gibt schlichte Geschichten über die Lebensläufe dieser beiden volkstümlichsten Künstler, deren Titel lauten „Vom Wälderbüblein zum Prälaten", bei Johann Peter Hebel, der die schönsten deutschen Mundartgedichte machte und die unvergänglichsten Volksgeschichten für Kalender schrieb, und „Vom Wälderbüblein zur Exzellenz", bei dem Maler, der Hans Thoma hieß und mit allen akademischen und großherzoglichen Ehren überschüttet wurde, doch in seinem Malwerk ganz einfach und groß Meister der deutschen Malerei geworden ist und bleiben wird.

Als Hans Thoma am 2. Oktober 1839 in Bernau zur Welt kam, hatte er schon einen Bruder namens Hilarius. Die Eltern betrieben ein Bauernlädchen mit Spezereiwaren, Brot und Mehl; eigentlich war der Vater Müller, jedoch ging er gleich vielen Bernauer Männern lieber mit Holz um, er wurde Schindelmacher und Holzschnefler. Viel zu verdienen gab es nicht. Das Bauernwesen lag allen im Blut, doch gibt es auf dem hohen Schwarzwald für Kleinbauern nicht viel Vorteile; zu einem Hof ist ausgedehntes Land nötig, denn es ist nicht sehr ertragreich, die Viehhaltung und der Waldbesitz sind am wichtigsten.

Bernau ist eines der schönsten Hochtäler des südlichen Schwarzwaldes. Die Gemeinde liegt langgegliedert, in Mulden gebettet; im Talgrund, am geschützten Hang ruhen die Häuser verstreut im Sonnenglast wie große, geduckte silberne Tiere. Im Winter sieht man sie fast nicht im Gelände, wenn der Schnee dick auf den Walmdächern liegt und die herabgezogenen Dachhauben mit dem Boden vereint, so daß oft Gebilde entstehen wie Hünengräber. Das Bernauer Bauernhaus ist ein Teil der Landschaft, ein Lebewesen, das hier eingeboren wurde mit dem Instinkt, der die Tiere in ihrer Natur leben läßt. Heide und Weide, Matte und Wald, viele flinke Gewässer, weite Rundblicke von den freien Höhen, Nähe der Schweizer Alpen in der Klarheit des Föhns, Viehherden — das sind die Eigenheiten der Heimatlandschaft Hans Thomas. Das erstaunliche Ereignis, daß aus einer stillen Dorfgemeinde und aus dem Schoß einer im kleinen Werktag sich

mühenden bäuerlichen Familie ein so großer Sproß wuchs, ist gerade bei Thoma aus gewissen Erbanlagen zu erklären. Wir sind ja heute in besonderem Maße geneigt, auf unsere Vorfahren der ganzen Sippe zu sehen, um uns selber als Gestalt zu erfassen. Dies hat eine wichtige erzieherische Seite: Man kann sein eigenes Ich nur noch als Glied einer Kette fühlen, das ein Nichts ist ohne die Gemeinschaft. Ahnenkunde ist eigentliche Volkskunde. Der alemannische Mensch am Oberrhein ist schon längst erkannt worden als ein erzieherisches Talent, zum mindesten als ein lehr- und lernfreudiger Geist. Und so kommt es auch, daß mancher große Pädagoge aus unserem Volksteil erwuchs; es gehören unsere Künstler allemal dazu, auch Hans Thoma. Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, Pestalozzi, Jakob Burckhardt, Zwingli in der Schweiz, bei uns im Rheinwinkel dann J. P. Hebel und für das Elsaß in jüngstvergangener Zeit Friedrich Lienhard. Diese wahllos herausgegriffenen Beispiele aus den Kreisen der Künstler und der Gelehrten zeigen deutlich die geistige Grundhaltung des stammhaften Erbgutes.

Hans Thomas Sippe, wie er sie schildert, der ein sehr sippenfreudiger Mensch war, nie ganz dem warmen Gehege des heimatlichen Kreises entglitten, sie weist deutliche Züge des lebhaft Besinnlichen, der Erhobenheit über den Alltag, des Absonderlichen sogar, auf. Wie Hans Thoma glaube, ist seine Vatersippe ursprünglich aus Tirol zugewandert. Als Holzhauer kamen die Männer auf den Wald, als Hirtenbuben die Knaben. Mancher blieb seßhaft. Ein tüchtiger Volksschlag vermischte sein verwandtes Blut und seine sprichwörtlich stolze Seele mit dem kraftvoll ansässigen Volke.

Die Thoma-Familie hatte es zum Wohlstand gebracht, im Verein mit einem großzügigen Wesen und einem Schuß Selbstherrlichkeit zeigte sich jedoch der Wohlstand nicht sehr haltbar. Vom Großvater Hans Thomas erzählt man sich, er habe, es dem Fürstabt von St. Blasien gleichzutun, an einer Kirchweih vom Wagen herab Geld unter die Leute geworfen. Diese und ähnliche Großmannstaten einer übermütigen Seele hält ein Bauerngeldbeutel freilich nicht lange aus. Und so wurde der Vater Hans Thomas wohl Müller, aber eine Mühle konnte er nicht besitzen. Hans Thoma hat ihn als einen ernsten, stillen Mann in Erinnerung. Er ging heim, als Hans fünfzehn Jahre alt war, wahrscheinlich aufgerieben vom harten Lebenskampf. Einige Zeit vor ihm starb der Sohn Hilarius, am Tage als man ihn zum Hauptlehrer in einer Dorfgemeinde ernannt hatte. Hilarius war der Stolz der Familie gewesen; er dichtete und besaß auch Zeichentalent. Da er viel älter war als sein Bruder Johannes, unterwies er ihn früh. Sein Tod nach langem Siechtum brachte die Familie in große Trauer und fast ins Elend.

Neigung zu geistbeseeltem Tun und Sinnen hatten ganz besonders die vielen Geschwister der Mutter. Die Brüder vorab, diese merkwürdigen Männer, die würdig wären, in einer Geistesgeschichte des bäuerlichen Volkes verewigt zu werden. Diese Oheime hat Hans Thoma in ihrer Eigenart in seinem Erinnerungsbuch vortrefflich geschildert, besonders ihre religiösen Auseinandersetzungen. Die

Sippe der Mutter war stark musikalisch begabt, sie stellte die gute Dorfmusik bei den Festen, selbst die Schwestern mußten mitmachen, als der Vater noch lebte. Die Brüder erwarben als Uhrenmacher und Orgelbauer, als Uhrenschildmaler und Truhenmaler, als Hinterglasmaler und Verfertiger gemalter Wallfahrtsandenken ihr Brot, ja einer brachte sogar eine kleine Laienspielgruppe zusammen, weil er auf das Theaterspielen ganz närrisch war. Es war der Bruder Ludwig, der auch nach echter Schwarzwälder Art an Erfindungen bastelte, ein Weltsystem verfertigte, das mit allerlei Spitzfindigkeiten den Lauf der Gestirne, Sonnen- und Mondfinsternisse darstellen konnte.

Da Hans Thoma als Kind viel bei den Oheimen saß, fiel manches Erlebnis in seine Seele, das als Bereitschaft zu fruchtbaren Handlungen und Gedanken des gereiften Künstlers sich aufbewahrte.

Im ganzen verliefen Kindheit und Jugendzeit Hans Thomas in reicher Fülle, obschon er eigentlich armer Leute Kind war. Für diesen glücklichen Kinderhimmel ist zum größten Teil der Mutter zu danken, dieser in Schlichtheit gekleideten, wahrhaft großen Frau. Man rühmt die Mutter Goethes, die Frau Rat. Die Mutter Hans Thomas verdiente es in gleicher Weise, über das Grab hinaus geehrt zu werden. Sie hat dafür, daß sie nie den Glauben an des Sohnes Kunst verlor und harte Opfer brachte, um ihm den Weg zur künstlerischen Ausbildung zu ermöglichen, bei ihm bleiben dürfen, bis er selbst schon graue Haare hatte und sein sechzigstes Jahr überschritt. Bernau, die Heimat, hat sie um seinetwillen verlassen und ist nach Frankfurt gezogen in die Stadt mit der Tochter Agathe. Zwei bäuerliche Frauen blieben sie, nicht von plumper, linkischer Art etwa, ihr Gesicht und ihre Würde heischte selbst im vornehmen Gesellschaftskreise, der sich, als Hans Thoma berühmt zu werden begann, um ihn scharte, Erstaunen und Hochachtung. Die beiden Frauen gaben sich natürlich wie in ihrer Waldheimat, mit der Zurückhaltung, die den Schwarzwälder Bauern adelt, und der Selbstbewußtheit, die ihn sich einordnen läßt, ohne unsicher zu werden, in jedem Kreise, wo er achtbare Menschen spürt. Die natürliche Bildung des Geistes und des Herzens blieb diesen treuen Frauen — die Mutter legte auch die Bernauer Tracht nicht ab — bewahrt. Obschon sie davon nicht sprachen, wie der Wald, die freie Luft der Heimat ihnen fehlte, hatten sie das Wesen dieser Heimat in sich, es verlor sich nicht. Es blieb auch um Hans Thoma als die unverletzliche Hülle seiner Seele, jener dem Kosmischen wie dem Mythischen eingeborenen Seele, die aus seinen Bildern spricht. Es sind eigene Bilder, mit keines Anderen Kunstwerk zu verwechseln. Weltanschauung deutschen Ingefühls und Weltsinn von schöpferischer Weite, der alle Dinge als Gottes Vielfalt begriff, lenkten seine Kunst.

Wie ist nun all das Große und Zeitlose in das Gefäß des kleinen Bauernbuben hineingekommen?

Sein Lebensweg war nicht stürmisch und kaum abenteuerlich, auch sprach Hans Thoma nie von gefährlichen inneren Kämpfen, die ihm Geist und Leib bedroht

hätten. Er hat die gläubige und gute Mutter gehabt, die ihn auf ihren starken, abgeschafften Frauenhänden trug über alle Fährnis des Verkanntwerdens. Eine Mutter kann für solche Entwicklung entscheidend sein. Das Mißverstehen der Liebsten daheim hat schon manche Künstlernatur in der Entfaltung gehemmt oder sie gar zerbrochen. Hans Thoma blieben solche Nöte erspart. Schon der Vater hatte seine Freude an dem noch kindlichen Eifer des Sohnes, der bereits, noch ehe er in die Schule ging, zeichnete und später mit heißem Eifer an nichts anderes mehr dachte, wenn man ihm nur Farbe und Papier gab. Er malte Heiligenbilder und Spielkarten ab, die Bilder aus Legendenbuch und Bibel, nichts war vor ihm sicher. Die Nachbarn und die Lehrer staunten, was das Büble alles konnte. Der Vater schickte ihn, als die Schulzeit um war, in der Hans niemand enttäuscht hatte, denn er war ein guter Schüler, nach Basel in die Lehre zu einem Lithographen. Das hohe Lehrgeld von achthundert Gulden wollte ein Basler Stifter aufbringen. Man muß wissen, daß die große Schweizerstadt Basel für den Alemannen im Rheinknie und im südlichen Schwarzwald die Mutter aller Städte ringsum war und es heute noch ist, vorab für die Markgräfler am Rhein. Die Bauern hatten dort Absatz für ihre Waren; der Geist dieser kulturvollen Stadt, in der die Menschen sprechen, wie das Volk bei uns in der Südwestecke des Reiches auch spricht, gut alemannisch deutsch, wehte frei und vertraut über die Landesgrenzen hinweg. Es ist ein protestantischer Geist, bekennerisch klar, denkerisch und nicht zu sehr dem Gemüt anheimgefallen. Dieser Geist tat jedem gut, der vor allem seine Kunst mit romantischem Ichgefühl und nach außen getriebenem Pathos übte; er ging über das Laute und Einseitige stets zur Tagesordnung über. Basel ist wohl eine europäische Reisestadt geworden, das Tor aus dem Norden zum Süden und aus dem Süden zum Norden, das macht großzügig und duldsam, aber auch frei vom Staub, der lang liegenbleibt.

So alt war nun Hans Thoma noch nicht, als er gebückt über dem Arbeitstisch hockte, um Schriften zu zeichnen, daß er diesen Zauber und diese Macht der Stadt voll begriffen hätte. Er fühlte sich krank, Heimweh nach Bernau und allgemeine körperliche Zartheit machten ihn müde. Trotzdem besuchte er die reiche Gemäldegalerie der Stadt und stand vor den Werken deutscher Meister, bewunderte Holbein und Dürer, die oberrheinischen Künstler wie die Niederländer und ließ in seinem aufgehenden Herzen den Wunsch erblühen, auch einmal ein Künstler zu werden wie diese; aber sonst war er verloren in der Fremde. Seinem großäugigen Blick begegneten keine Freundesaugen. Er war ein gläubiges Bauernkind, das sich unter den gewitzten Stadtlehrlingen nicht wohl fühlte. Als er einmal so still dahinging, traf ihn eine Tante, die fand, daß er krank sei. Sie erzählte den Bernauer Eltern, der Johannes habe bereits einen ganz jenseitigen Blick.

Inzwischen war der Hans schon seinem Lehrmeister aus der Obhut entwichen, da er an Schmerzen auf der Brust litt. Er erholte sich wieder in der Heimat, mußte tüchtig arbeiten auf dem Acker und im Wald. Er ging vor allem mit dem Vater ins

Holz. Vogelbeerbaum und Ahorn boten Hölzer, die der Oheim Ludwig, der Bastler, zum Spulendrehen brauchte.

Viele Bernauer leben von der Holzschneflerei. Sie besitzen, wie alle Schwarzwälder, große Handfertigkeit in der Schnitzerei. Das Holz wächst ihnen ja zu, die Winter sind lang, die Abende still und einsam in den zerstreuten Gehöften und Gütlein, und so kamen früher die Burschen und Männer zusammen in einer großen Stube, schnefelten und schnitzten allerlei kleinen Hausrat; mitunter wuchs auch einem eine Heiligenfigur, eine Uhrenfigur aus der Hand. Ein einfacher, schöpferischer Sinn ist diesen Schwarzwäldern eigen, dem die schönsten Dinge entwuchsen, die wir dem Bereiche der Volkskunst zuzählen.

Bei den Mannen in der Stube saßen die „Wiibervölker", die Frauen und Mädchen. Sie spannen Hanf oder Schafwolle oder strickten. Dabei wurden die überlieferten Lieder gesungen, auch dazu gespielt; denn die Schwarzwälder sind ein musikfreudiges Volk, sie haben die Spieluhren erfunden, sogar der Geigenbau wurde ausgeübt.

Alte Mären und Sagen, scherzhafte Geschichten von lustigen Trunkenbolden und Sonderlingen gingen von Mund zu Mund. Wo die Leute in solchen Gemeinschaften beisammensitzen, bleibt auch das Brauchtum wach.

All diese tiefen Züge reiner Volksbildung, aus Blut und Boden natürlich gewachsen, prägten sich in die empfindliche Kinderseele Hans Thomas besonders ein. Sein aufgeweckter Geist und seine rege Vorstellungskraft wurden mit unvergänglichem Wissen genährt. Vor allem steckte die Mutter voller Erzählungen und Vorstellungen. Fromm und klug trug sie, was sie wußte und in ihrem mit Sorgen gesegneten Leben erfuhr, in die Seelen ihrer Kinder Hans und Agathe ein, mit heißer Inbrunst besonders dann, als der Vater sie für immer mit den Unmündigen allein lassen mußte.

Es war ja für die Eltern eine große Enttäuschung gewesen, als ihr hoffnungsvoller Hans die Lehre bei dem guten Lithographenmeister verlassen mußte. Der Bub war ein wenig verzärtelt. Er hatte wohl wie andere Dorfkinder auch Schulstreiche und Balgereien, übermütige Taten verübt, aber er gab nie ernstlich Anlaß zu Strafe und Vermahnung, eher zu Lob und Verwunderung. Da hat ihn das Auge der Liebe wärmer umhüllt, als dies gemeiniglich in den auf rauhen Ton gestimmten Bauernfamilien üblich ist. Das Leben in der Fremde hat dann nicht einmal rauhe Herzlichkeit mehr, es ist scharfäugig und kühl. Und da hat ein Bub mit klarer Menschen-, Wald- und Tierliebe in den Augen es schwer. Die Eltern gaben jedoch nicht klein bei. Der Johannes sollte etwas werden, der Hilarius hatte auch hinaus in die Fremde gehen und das Heimweh überwinden müssen.

So nahm ihn die energische Mutter abermals an der Hand und führte ihn nach Basel in eine neue Lehre, zu einem Malermeister. Obschon der Abschied schwer war, blieben Hans Thoma doch bis ins hohe Alter die Bilder bewahrt, die er unterwegs gesehen. Sie mußten durch manches Bachtal und durch manche Ortschaft wandern,

bis sie Basel erreichten. Das von Hebel unsterblich besungene Tal der Wiese gewann Thoma besonders lieb. Die Landschaft sah er eigentlich schon in zarter Jugend als Bild vor sich, immer mit einem Zucken in den Händen und einem Wunsch im Herzen, dies malen zu dürfen. Die ernsten Erlebnisse in der Familie durch den Tod des Bruders und die Armut hatten ihn früh reif gemacht, obschon sein Wesen kindlich gläubig blieb. Als er in die Flegeljahre kam, mußte er seine Füße unter fremde Tische strecken; das Heimweh und die Wunschkraft, Künstler zu werden, haben ihm nicht Raum gelassen, seine Seele von allerlei wirren Einflüssen wilder Kameraden, die nicht Fisch noch Fleisch waren, nicht Knabe mehr noch Mann, aufregen zu lassen. Er war für die Lehrlinge, mit denen er in Basel zusammentraf, ein Sonderling; sie hänselten ihn und ließen ihn seine Wege gehen.

Die Herrlichkeit bei dem neuen Lehrherrn dauerte wieder nicht lange. Thoma hatte den Vater verloren, das ging ihm nahe. Dazu tobte in Basel die böse Cholera und raffte viele Leute aus dem Leben. Auch konnte Thoma sich mit dem Handwerk nicht befreunden. Er brachte jede Freizeit in den Gemäldesälen zu und sehnte sich hemmungslos nach „seinem" Berufe. Er wurde, da er keinen Weg sah, sich auszubilden, ganz schwermütig, er bekam Todesgedanken; aber seine reine Lebenskraft regte sich zu rechter Zeit. Er sagte dem Meister offen, wonach er Verlangen trage, was er eigentlich werden wolle. Der ließ ihn lächelnd gehen, dieser Lehrling hatte ohnedies zu feine Hände für das Anstreichergeschäft. Hans Thoma wanderte auf dem gleichen Weg nach Hause, den Johann Peter Hebel als Vierzehnjähriger mit seiner sterbenden Mutter auf einem ratternden Bauernwagen von Basel nach Hausen im Wiesental gefahren war. Nicht weit von Lörrach, zu Füßen des Rötteler Schlosses, des alten Sitzes der badischen Markgrafen, an dem die sinnenden Augen des Knaben hingen, starb dem Hanspeter Hebel die Mutter weg. Er war nun Waisenkind. Hans Thoma erging es nicht so schmerzlich auf seinem eigenwilligen Weg in die Heimat; er sah auf einmal, wie im Traum, als er in die Nähe Lörrachs kam und wohl auch mit träumendem Auge die Ruinen der starken Burg umschweift hatte, von Haagen her eine Bauersfrau rasch daher wusseln, und siehe: es war die Mutter, quicklebendig, froh, den Sohn gesund zu sehen. Das Bangen um ihn wegen der Cholera hatte sie auf den weiten Weg getrieben. Zwölf Stunden mußte man damals hinter sich bringen von Bernau bis Basel. Es blieb nahezu symbolisch für alle entscheidenden Stunden im Leben Hans Thomas: die Mutter kam ihm auf dem Weg entgegen, von liebender Ahnung getrieben.

Wieder in Bernau, von manchen Nachbarn und Verwandten schief angesehen, weil aus dem Hans „scheint's" nichts werden wollte, machte er sich nützlich, wo er konnte. Er hätte sich in den „Erdsgrundsbode" hineingeschämt, wenn ihn jemand Tagdieb oder Faulenzer gescholten hätte. Es war ihm keine Taglöhnerei zu viel, nur ein wenig freie Zeit zum Malen wollte er haben. Er kaufte sich in Freiburg

Hans Thoma: Gesang im Grünen, um 1875
Hannover, Provinzialmuseum

Farben und Malzeug, er zeichnete und malte mit heißem Bemühen und erstaunlichem Gelingen kleine Landschaftsausschnitte, Blumen, Hühner und Katzen, Bildnisse von Base und Vetter, Bauerngärten und Familien vor dem Hause und Ansichten von St. Blasien. In St. Blasien, das damals schon Kurort war, konnte er glückhaft einige Bildchen absetzen. Sein Mut wuchs, seine Hoffnung wurde stark. Er ging auch eine Zeitlang in die alte Glasfabrik Aule und bemalte Bauerngläser und Schnapsgütterle mit Blumen und Sprüchen.

Ein paar kurze Unterbrechungen erfuhr das zufriedene Wachstum in Bernau trotzdem. Er versuchte eine dritte Lehre bei dem auf dem ganzen Wald berühmten Uhrenschildmaler Laule in der Uhrenstadt Furtwangen. Es gefiel ihm dort gut. Er hätte vielleicht durchgehalten, denn Laule besaß ein richtiges Maleratelier und war ein Künstler in seinem Fach. Dort lernte Thoma vor allem die Grundlagen der Ölmalerei; aber nun fehlte es am Lehrgeld. Die Mutter brachte es nicht auf. Hans kehrte nach Bernau zurück. Sie machten auch den Versuch, ihn in Freiburg im Konvikt unterzubringen, wo er katholischer Pfarrer hätte werden können. Hans Thoma hat sich manchmal später in besinnlichen Gesprächen mit Freunden darüber geäußert, wie doch ums Haar er womöglich Pfarrherr in Bernau geworden wäre. Er glaubte nicht, daß er in diesem hohen Berufe unglücklich geworden wäre. Man kann das nicht wissen, jedenfalls hat eine tiefe Religiosität alle Thomas beherrscht, sie waren sogar zu theologischer Leidenschaft fähig. Ihr Gottsuchertum hat viele Glieder der Familie vom katholischen Bekenntnis zum protestantischen hinübergezogen. Die Mutter und Hans Thoma selbst gehörten dazu. Was für tiefe innere Gründe sie, die unbedingt Getreuen, zu diesem Wechsel der religiösen Anschauung trieb, soll hier nicht angerührt werden. Es war weder sektenhafte Abtrünnigkeit noch irgendeine menschliche Enttäuschung dabei im Spiele. Hans Thoma selber ist weltanschaulich später noch weiter gegangen, er ist deutschgläubig geworden, wir würden heute sagen, ein deutscher Christ, obschon dies nicht ganz klar ihn deutet. Seine Weltanschauung spricht ihre reinste Sprache in seiner Kunst, in seinem Malwerk.

Die Jahre gingen hin. In Bernaudorf hatte der Lehrer Ruska eine Zeichenschule für begabte Bernauer errichtet, und Hans Thoma besuchte sie. Es zeigte sich auch die Aussicht, daß er Ratschreiber hätte werden können. Um alles in der Welt wollte ihn die Mutter versorgt sehen, denn es sah doch wirklich so aus, als gäbe es keinen Weg für den eigenwilligen und dabei doch so willigen Johannes, um ein richtiger Malkünstler zu werden. Insgeheim suchten sie freilich beide nach einem verborgenen Weg, der sich wie ein Wunder ihrer großen Gläubigkeit auftun mußte.

Das Wunder geschah dann auch. Schon längst war einigen St.-Blasier Herren der begabte Bernauer aufgefallen. Die Mutter, die fleißig auf Verdienst aus war, Botengänge machte und Marktgänge, kam mit vielen Leuten in Berührung. Sie war eine Frau, die man trotz ihrer bescheidenen Gestalt nicht übersah. Aus ihren

Augen leuchtete eine bannende Tiefe, alle Kameraden Hans Thomas, die die Mutter kennenlernten, sprachen darüber. Noch im hohen Alter trübte sich ihr Blick nicht. Diese Mutter schwieg sich nicht aus über des Sohnes Können und Wollen. Mit großer Würde und Eindringlichkeit machte sie sich zur Sachwalterin ihres Sohnes. Er litt im stillen, ohne ein Wort darüber zu verlieren, daß man von ihm denken könne, er verlasse sich auf die Mutter, die sich für ihn abplage. Er ging heimlich an seine Malplätze, zeichnete fleißig Bäume ab und Blumen, Steine im Bach, Quellwasser und Findlinge, alte Mühlen. Die Mutter zeigte die Blätter herum. Der Apotheker und der Oberamtmann von St. Blasien beschlossen schließlich, vollkommen überzeugt von dem Talent, sich mit Proben der Zeichen- und Malkunst Hans Thomas an den Großherzog zu wenden, um eine Freistelle in Karlsruhe an der Akademie zu erwirken. Die Tat war von Erfolg gekrönt. Der damalige Galeriedirektor Schirmer erkannte, daß hier nicht nur hohe Begabung, sondern ein bereits zur Reife strebendes Können vorlag.

Am 29. September 1859, abends um sechs Uhr, betrat der Schwarzwälder mit seiner Habe und seinem tüchtigen Bündel Zeichnungen und Malstücken zum erstenmal die Haupt- und Residenzstadt Badens, diese junge, erst 1715 durch den Markgrafen Karl Wilhelm gegründete Stadt.

Bisher hatten alle jungen Talente im badischen Lande die Kunstschulen in Düsseldorf oder in München besuchen müssen oder gar die in Paris. Die Düsseldorfer Schule war besonders von Malern besucht, während man in München eher die zeichnerische Überlieferung hochhielt.

An der Karlsruher Schule sollte sich Eigenart mit Vielseitigkeit vereinigen. Als sie der Großherzog Friedrich I. im Jahre 1854 eröffnete, freilich noch in unzulänglichen Räumen und mit wenig Lehrmitteln, war er sich sofort klar darüber, daß nur erste Lehrkräfte in Frage kämen. Er wollte keine Winkelakademie ihr Dasein fristen sehen. So berief er den damals schon hoch angesehenen Landschaftsmaler Schirmer, einen Düsseldorfer Meister, als Leiter der Schule nach Karlsruhe und überließ es ihm, andere Lehrkräfte zu ernennen.

Schirmer berief Des Coudres für die Malklasse und den Historienmaler und Landschafter Lessing, später kam dann noch Adolf Schroedter, ein großer Zeichenkünstler, dazu. Dieses Viergestirn bedeutender Künstler mit hoher Eigenart und deutscher Prägung gab sofort der Neugründung einen leuchtenden Rahmen.

Johann Wilhelm Schirmer (1807—1863) war zu seiner Zeit der bedeutendste Landschaftsmaler, dazu eine kraftvolle Persönlichkeit. Er gilt als der Begründer der deutschen Landschaftsmalerei. Dies zu betonen ist nötig, weil er einen neuen Geist in das ausgefahrene Geleise der Malerei in klassischem Stil und mit klassischen Motiven brachte. Er wurde in Karlsruhe gleich mit einer hochbegabten Schülergefolgschaft beglückt: Hans Thoma, Emil Lugo, Eugen Bracht, Arnold Böcklin gehören dazu. Der Geschichtsschreiber der badischen Malerei, J. A. Beringer, meint, es habe in der Karlsruher Schule ein protestantischer Geist geherrscht, ein

kämpferischer Geist, den vor allem Karl Friedrich Lessing, der gewandte Künstler, Denker und Kritiker, noch verstärkte. Kraftvolle, der verwischenden und übertriebenen Romantik entgegenstrebende Art war all diesen durch Schirmer berufenen Lehrern eigen; sie lehnten den Idealismus keineswegs ab, jedoch mußte er die Grundlage der Wahrheit haben. Jegliche weichliche und kleinliche Haltung war verpönt.

Unter dieser ins Große und Ganze zielenden, schöpferischen Führerschaft gewann die junge Akademie rasch ihr eigenes Gesicht, sie blieb eine hohe Schule der eigengeprägten deutschen Landschaftsmalerei bis heute.

Hans Thoma, gerade zwanzig Jahre alt, war sozusagen in die richtige Schmiede geraten. Schirmer wurde sein Meister, dem er viel verdankte. Man kann sich denken, mit welch hoher Ehrfurcht der einfache Schwarzwälder sich dem Dienste an der Kunst hingab, obwohl er sehr bald merkte, wie weit er sich selber schon gefördert hatte. Seine innere Reife, in der Stille seelischen Kampfes und sehnsüchtigen Triebes gewachsen, half ihm über allerlei Widerstände hinweg. Das Studiengeld war schmal, er wohnte in dürftiger Kammer zunächst, er hungerte, er besaß wenig Kleidung und diese in derbem, ländlichem Schnitt, lauter äußere Armseligkeiten, über die ein leidenschaftlich Strebender wohl hinwegsehen kann; trotzdem aber begreift man das glückliche Gefühl Hans Thomas, wenn er nach Bernau heimschreiben darf, daß er sich durch Bildverkauf einen neuen Anzug, Hut und Schuhe erwerben konnte und daß, falls das Wetter gut sei, er in dem prachtvollen Staat nach Bernau in die Ferien komme. Er erzählte seinen Freunden später gerne, wie er damals, ein kaum mündig gewordener Jungmann, stolz in der neuen Kluft heimgewandert sei, unterwegs sogar noch bemittelt genug, Einkehr zu halten in einfacher Gaststätte. Mit begreiflichem Stolz glaubte er, jedermann sähe ihm an, daß er Künstler sei. Doch die wunderfitzige Gastwirtin gab ihm gleich einen Tupf. Sie fragte ihn nach dem Woher und Wohin aus, und als er geheimnisvoll angab, er komme aus Karlsruhe und wolle nach Bernau, da fragte sie, ihn offen musternd: „So, Ihr sin gwiß en Schniider?" Es war gut, daß die Frau ihn so zum Verstand brachte; denn er mußte vom Hochmut ablassen, wenn er heimkam in die allzu schlichte Stube, wo Mutter und Schwester sich alles, was sie konnten, vom Mund absparten für den „Bub".

Thoma ist in den Studienjahren stets im Sommer daheim gewesen, im Winter in Karlsruhe. Lugo und Bracht zogen manchmal mit ihm in die unberührte Naturlandschaft Bernaus. Hans Thoma kehrte jedesmal mit prall gefüllten Zeichenmappen und vielen Ölstudien nach Karlsruhe zurück und erntete das Lob seiner Lehrer. Es gab freilich auch schon Stimmen gegen ihn. Er war für jene Zeit befremdlich naturverbunden in seiner Malerei wie in seiner Stoffwahl. Er hatte keine bunten Farben, die sind dem Schwarzwald fremd, er sah Verhaltenheit des Brauns und Grüns und das himmlische Blau mit viel Zurückhaltung gebunden. Dafür schmähte man ihn später sehr. Wegen seines Grüns spottete man und nannte einen bestimmten Salat Thoma-Salat. Der Kampf gegen ihn begann früh.

Er ist heute noch nicht verstummt. Kampf stählt. Thoma kämpfte nicht mit theoretischer Redseligkeit, er kämpfte mit der blanken Waffe seines Könnens, unentwegt, unbeirrt, fleißig und hochgemut.

Arnold Böcklin hat später in München mit ihm viele Spaziergänge gemacht; die beiden Alemannen verstanden sich gut, und der leidenschaftliche Farbenfreund Böcklin hat Thoma viel farbige Erkenntnisse vermittelt. Thoma war bei allen Gesprächen über Kunst mehr mit Besinnlichkeit und Bereitschaft zu lernen, beteiligt als mit draufgängerischem Besserwissen. Er wußte, was er wollte, dem hemmte kein Zaudern, kein Zweifel den Weg. Seine Richtung war klar von Anfang an; er war kein Schauspieler, kein geistreiches Genie, kein weitläufig in allen Sätteln geübter Kunstkenner. Dieses Wissen kam im Lauf der Jahre schier von selber an ihn heran. Er nahm auf, was ihm wert schien zu wissen; er war ein selbstsicherer Mensch und hatte keine große Achtung vor sogenannten Malerfürsten und Dichterfürsten. Sein Urteil war unbestechlich, aber er nützte seine Erkenntnisse nie zu böser Nachrede aus.

Wer Hans Thoma ganz deutlich kennenlernen will, muß seine Briefe lesen. Er war ein lebhafter und eifriger Briefschreiber. Wie viele Briefe gingen doch nach Bernau zu Mutter und Schwester, und wie ein Dokument gelebten Lebens von reiner, unverlogener Menschlichkeit muten die drei Jahrzehnte umfassenden Briefe an Henry Thode an, den Schwiegersohn der großen Frau von Bayreuth, Cosima Wagner, mit der ihn das freundschaftlich-vertraute Du verband. Heim schrieb er stets Botschaft und Bericht voll Zuversicht und Hoffnung und in jenem heiteren Ausdruck, der in sich gefestigten Menschen eigen ist. Hans Thoma war gut geartet, ein Schuß leichten Sinnes fehlte ihm nicht, er übte Selbstzucht ohne Verbissenheit und Aufwand. „Das mueß sii" (das muß sein), sagte er sich heimlich und zwang, was gegen ihn war, mit geradezu bäuerlicher Unbekümmertheit. Er hatte auch Glück.

Die Karlsruher Zeit (1859—1867) verflog, er hatte getreulich die lange Lehrzeit hinter sich gebracht. Er sah ein, daß jetzt die Zeit der Wanderschaft für ihn beginnen müsse. Jeder rechte Meister muß auf der Walz gewesen sein. Die Verhältnisse waren ohnedies für ihn reif geworden zum Scheiden. Sein großer Lehrer Schirmer war plötzlich gestorben, im Jahre 1863. Hans Thoma fühlte sich seither verwaist. Ein Wiener Maler, der sich Hans Canon nannte, war wie ein Komet in Karlsruhe aufgetaucht, ein unruhiger Feuerkopf, der vor allem junge Menschen in seinen Bann zog, weil er ein Erfinder in handwerklichen Mitteln der Malerei war. Von ihm lernte Hans Thoma die Lasurtechnik. Canon hatte besonders an Thoma den Narren gefressen, doch warnte man den Vertrauensseligen vor dem heißblütigen, abenteuerlichen Genie. Thoma wäre jedoch gerne in dessen Schule gegangen, er gehörte ja nicht zu den Leuten, die sich verführen lassen, aber auf das Lernen war er allezeit versessen. Er hat es später sogar bereut, sich nicht stärker an Canon angeschlossen zu haben.

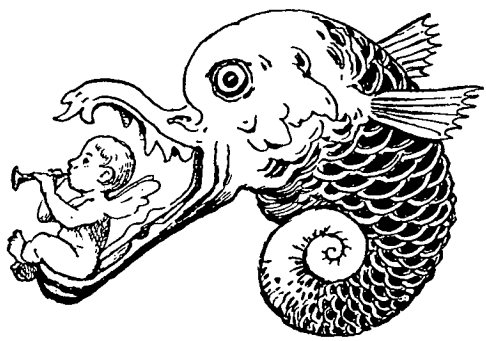
Er kam indessen in den Jahren 1863 und 1864 doch in eine Sturm- und Drangzeit; er erzählte selber, daß er in einem Zustand „von Verwilderung und Sentimentalität" die letzte Karlsruher Studienzeit zubrachte. Er hörte ein von dem damals noch heiß bekämpften Richard Wagner selbst geführtes Konzert und war begeistert von der Musik und ihrem Schöpfer. Das war die erste Begegnung mit Wagner, mit dessen Familie Hans Thoma später die wärmste Freundschaft verband. Zu Musik und Dichtung zog es den unverbrauchten Bernauer zeitlebens hin. Er las die deutschen Dichtungen alle, er hatte stets ein gutes Buch bei sich. Mit jungen Musikern verband ihn frohe Kameradschaft, die nicht selten in tollen Schlendrian ausartete. Hans Thoma war zu gesund, zu lebfrisch, um ein Mucker zu sein.

Der Mutter teilte er solche Seitensprünge nur in gedämpfter Schalkhaftigkeit mit, er tat recht brav und vermahnte seine Schwester Agathe in jedem Brief fast, der Mutter Freude zu machen, und riet ihr, viel zu lesen. Das brauchte er nicht dringlich zu fordern; denn wie oft hat er Mutter und Schwester lesend dargestellt, sie liebten es alle, in Feierstunden zu lesen.

Obschon der junge Künstler dann und wann ein Bild verkaufen konnte, verdiente er doch knapp das Salz an der Suppe. Er gab Zeichenstunden und hoffte eine Zeitlang, Zeichenlehrer in Basel werden zu können. Das zerschlug sich wieder. Er lebte eine Weile in Basel, wurde ruhelos und auch ein wenig ratlos und reiste eines Tages nach Düsseldorf (1867 bis 1868) mit Empfehlungen der Karlsruher Lehrer und kleiner Geldhilfe von seinem treuen Lebensfreund Schumm in Basel. Die Düsseldorfer Malerei jedoch enttäuschte ihn, er machte daraus kein Hehl. Obschon er im „Malkasten", der Vereinigung der Düsseldorfer Künstler, übermütige Stunden verlebte und der Jugendlust keinen Zwang antat, wurde er nicht warm. Auch kam die Armut hart über ihn, er ging mit zerrissenen Schuhen einher und später, noch in seiner wohlständigen Zeit, träumte es ihm oft von den zerrissenen Stiefeln, auf denen alle ehrenwerten Düsseldorfer Spaziergänger ihre Augen mißbilligend ruhen ließen.

Die Schatten der Not machten ihn auch seelisch mürb; dazu wußte er, wie ärmlich sich Mutter und Schwester durchschlugen, und es schien ihm auch, als wende sich das Glück von ihm ab. Die Stimmen gegen seine Malweise mehrten sich, teilweise wurden sie auffallend böse. Er war in jener Zeit viel empfindlicher gegen Kränkungen, als er je gewesen. Da riß ihn ein neugewonnener Freund aus der Ratlosigkeit des Alltags. Der Maler Otto Scholderer nahm ihn mit nach Paris. Er führte Thoma in das Atelier des ebenso berühmten wie bekämpften Malers Courbet, und hier fand Thoma sich selber wieder. Es bestand eine fühlbare Verwandtschaft zwischen Courbets künstlerischer Haltung und der Hans Thomas. Er schreibt über seinen Eindruck von Courbets Bildern: „Das war etwas Ganzes, war für mich die Malerei. Die Sachen wurden mir so klar, als ob sie meine eigenen Sachen wären. Nun glaubte ich, meine Bilder malen zu können."

Mit Anregungen reich beladen, kehrte er über Straßburg nach Basel zurück, dann heim in sein geliebtes Bernau, wo nun die Seinigen wieder im Jogilishaus wohnten, dem Stammhaus der Thoma. Er war nur knapp zwei Wochen in Paris gewesen (1868), doch ihm kam es vor, als habe er Jahre dort zugebracht. In Bernau malte er die Mutter und die Schwester. Gute Bilder. Ein Engländer kaufte sie aus einer Münchner Ausstellung heraus. Unbändige Schaffenskraft erfüllte Thoma. Aber als er in Karlsruhe ausstellte, gab es hellen Lärm. Ohnedies herrschte zwischen einzelnen Richtungen grimmige Fehde und hinterhältiger Hader. Darin waren sich indessen die Parteien einig, daß diesem Hans Thoma das Ausstellen zu verbieten sei. Professor Gude suchte zu vermitteln. Thoma brachte zum erstenmal energisch seine Meinung über Kunst an den Mann. Er wolle nicht für das Publikum malen, er male, wie es ihn treibe und nach dem, was in ihm sei.



Zeichnung von Hans Thoma aus den „Federspielen", 1892

Ein Glück, daß er doch immer wieder ein Bild verkaufen konnte und sich so über Wasser zu halten vermochte. Es sind damals tatsächlich einige der besten Bilder Thomas überhaupt entstanden. Er konnte, gottlob, das Bild der Schwester Agathe mit Nähkorb und Blumenstrauß später wiederzurückkaufen und es der Thoma-Galerie in Karlsruhe erhalten.

Immer wieder ging die Reise zwischen Säckingen, Bernau, Karlsruhe hin und her. Aufträge gab es, aber davon leben ließ sich nicht. Der Siebziger Krieg brach aus, während er in Säckingen weilte, wo die Seinen jetzt wohnten. Er wurde nicht eingezogen.

Im November 1870 reiste er nach München, traf dort den Schweizer Maler und Freund Stäbli und Arnold Böcklin an und war gespannt, wie es ihm ergehen würde. Sein erster Weg war in die Pinakothek zu den Werken der Altdeutschen. Man riet ihm, sich der Pilotyschule anzuschließen, aber die Bilder des Schlachtenmalers machten ihm keinen Eindruck. Er geriet in den geistbeseelten Kreis um den Maler Viktor Müller, den Schwager Otto Scholderers.

1871 verlebte Thoma den Sommer wieder in Bernau, malte unter anderem eine „Große Landschaft mit Ziegenherde", die heute in der Nationalgalerie in Berlin hängt. Er ist bereits ein Meister geworden. Er ist ja jetzt auch zweiunddreißig Jahre alt, immer noch für die Mutter, die er immer und immer wieder malt, der „Bub".

In München gehörte er zu dem Kreis der eigenwilligen Maler, die nach dem Ausspruch ihres Gönners, des Konservators der Alten Pinakothek Dr. Bayers-

dorfer, „unverkäufliche Bilder" malten. Zu ihnen zählten auch Wilhelm Leibl und Karl Haider. Thomas Tee, der Engländer, kaufte unentwegt Thoma-Bilder, obschon es hieß: „Maler Klecks hat wieder ausgestellt", oder: „Streich Kästen an und Schrein, doch das Malen, das laß sein".

Wenn Thoma zwei, drei gute Freunde um sich hatte, konnte die Welt aus den Fugen gehen, er blieb an Leib und Seele heil, er ließ das Malen nicht sein. Da war Viktor Müller, die geistige Führernatur, da war Sattler, der Hans Thoma einmal eine Nacht lang in ungeheizter Bude mit Schopenhauer bekannt machte, worauf Thoma, von Frost geschüttelt, ein paar Tage bettlägerig wurde. Als er danach matt sich auf den Weg zu Müller machte, rüstete der sich unerwartet zum Sterben. Das schlug ihn so hart wie der Tod Schirmers. Trotz aller Anfeindung mehrte sich der Freundeskreis um Thoma; er kam freundschaftlich mit Martin Greif, dem Dichter, mit den Malern Trübner, Steinhausen und Arnold Böcklin zusammen. Im Jahre 1872 malte er den berühmten „Kinderreigen". In München blieb der Schwarzwälder mit kurzen Unterbrechungen von 1870 bis 1877. Wien lockte ihn vergebens.

Zeichnung von Hans Thoma aus den „Federspielen", 1892

Es tritt wiederum ein Mann in sein Leben, der seinen äußeren Weg entscheidend beeinflußt. Dr. Otto Eiser aus Frankfurt besuchte ihn in München, von Frau Viktor Müller geschickt. Es entwickelte sich eine Freundschaft zwischen den Männern, und Hans Thoma machte einen Versuch mit Frankfurt. Frankfurt sollte für ihn die Stätte seiner reichsten Schaffenszeit und seines schönsten menschlichen Glückes werden.

Zunächst machte er mit dem bekannten Maler Albert Lang die erste seiner Italienfahrten (1874). Emil Lugo, mit dem er sich getroffen hatte, konnte ihm auch nicht eindringlich genug zur Fahrt ins Gelobte Land der Künstler raten. Er brach die Zelte in München ab, ließ seine Sachen nach Säckingen schicken und hatte eigentlich vor, mit den Seinen sich fest in Frankfurt, nach dem Rate Eisers, niederzulassen. Zwar hatte er ziemlich gut einige Bilder verkauft; sein Vermögen betrug

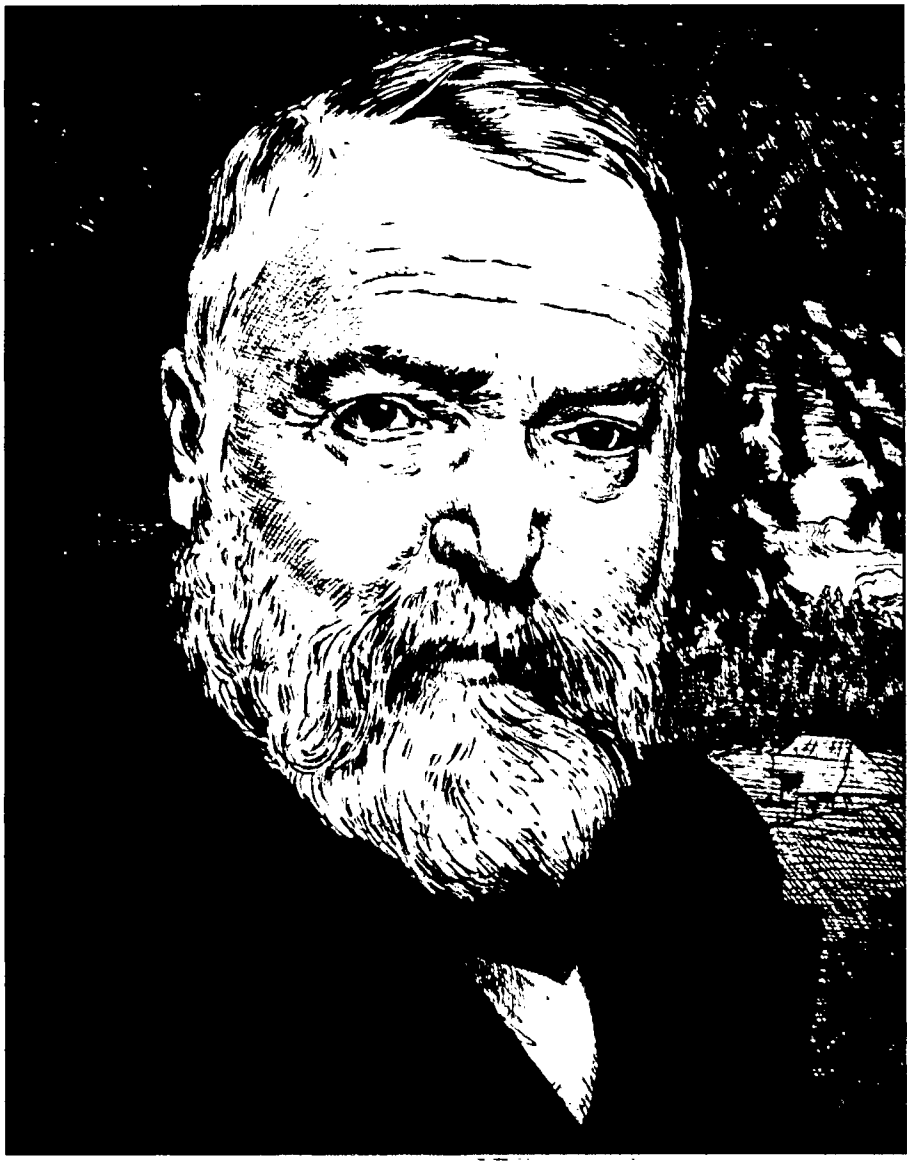
tausend Gulden, aber Zukunftssorgen bannte das nicht. Die hat sich Hans Thoma immer gemacht, selbst dann, als es gar nicht mehr nötig war; das Sorgen war ihm in Fleisch und Blut übergegangen.

Italien ergriff ihn mächtig, er war ja so hungrig nach Erlebnissen und so unverdorben im Genießen.

Hans Thoma ist wohl ein halbes dutzendmal in Italien gewesen. Stets hat ihn Jahre hindurch im Frühling die Sehnsucht nach dem reichen Süden ergriffen. Ein paarmal nahm er Cella mit, seine leidenschaftlich geliebte Frau. Er hatte Cella als Siebzehnjährige in München kennengelernt. Sie wurde seine Malschülerin, deren großes Talent wie eine wunderbare Blüte sich durch die Liebe voll erschloß. Sie stammte aus Landshut in Bayern aus bäuerlicher Familie. Eine überaus glückliche, fünfundzwanzig Jahre währende Ehe vereinigte das Künstlerpaar gerade in der stillsten, wertvollsten Schaffenszeit Hans Thomas, die er in Frankfurt verlebte. Er entschloß sich im Frühjahr 1877 zur Heirat und zu einem festen Wohnsitz in Frankfurt. Seiner unruhigen Wanderjahre schien es ihm nun genug. In Säckingen ließ er sich mit Cella Berteneder trauen, dann vereinigte sich die Familie mit der Mutter und der Schwester Agathe in seinem schönen Frankfurter Heim am Hochhausenpark. Sie blieben beisammen, bis der Tod sie trennte. Erst nahm er die Mutter weg, die im Alter von vierundneunzig Jahren starb, dann 1901 rasch und mitten im Lebenssommer, dreiundvierzigjährig, die heitere, schöne Frau Cella, zwei Jahrzehnte später erst, am 7. November 1924, den Meister selber und wenige Jährchen danach die hochbetagte treue Schwester Agathe.

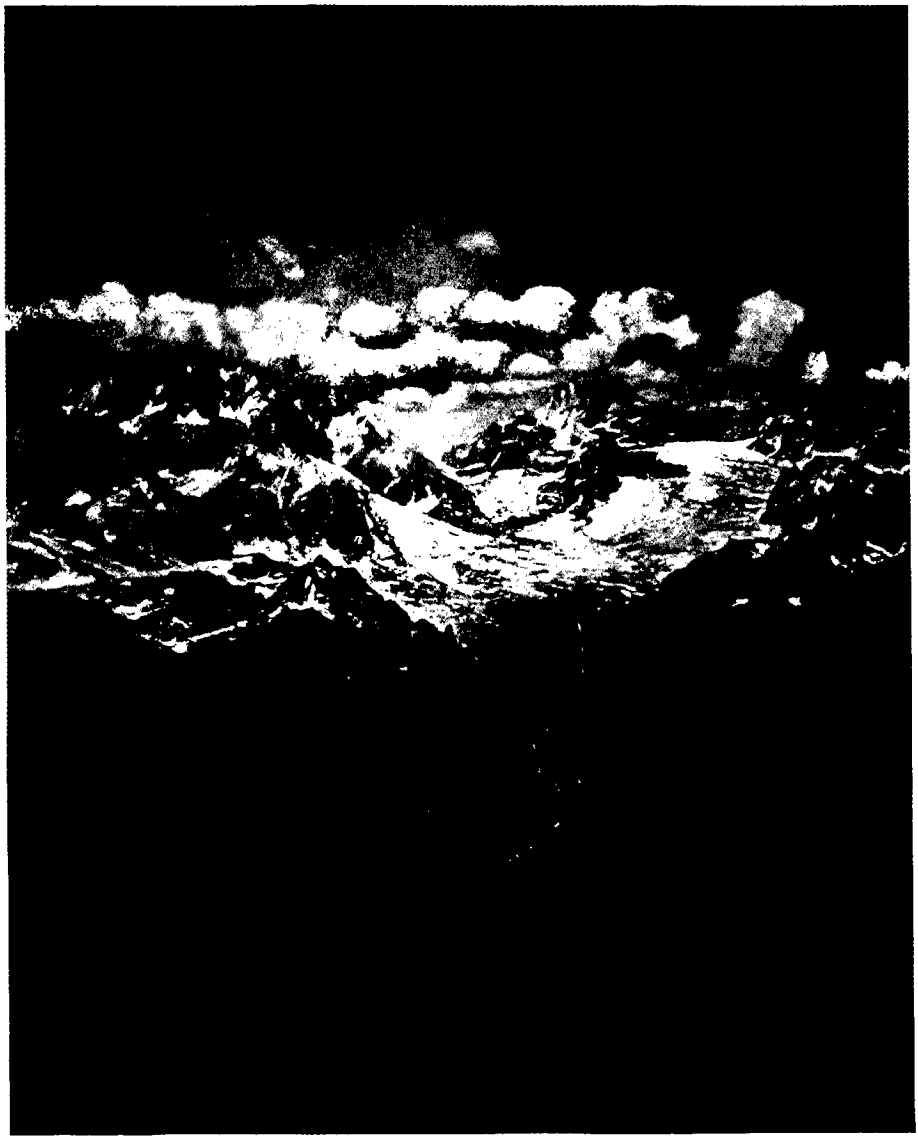
In die Frankfurter Zeit fällt Hans Thomas Begegnung mit Henry Thode, der damals Direktor des Staedelschen Instituts war. Dr. Henry Thode war mit Daniela von Bülow verheiratet, der Tochter Cosima Wagners. Es ist auch Thodes starkem, fast schwärmerischem Einsatz für Hans Thomas Kunst zuzuschreiben, daß man nicht zu spät zur Erkenntnis kam, was für ein großer deutscher Maler in aller Stille und mit ungebrochener Kraft Bild um Bild schuf. Thode, bei seinem ersten Atelierbesuch überwältigt von dem Reichtum und der künstlerischen Vielfalt des Malers, dem er zunächst mit Mißtrauen begegnet war, weil er zu viel Abschätziges über seine Kunst gehört hatte, kämpfte mit leidenschaftlicher Beredsamkeit für Thomas volle künstlerische Anerkennung. In Frankfurt hatte sich ein Kreis unbestechlicher Thoma-Freunde gebildet, die auch durch Bildkäufe ihm das Leben zu erleichtern suchten; denn die Familie war groß, eine Pflegetochter kam noch hinzu. Trotzdem traten Sorge und Not immer wieder auf die Schwelle des Künstlerheimes.

Zwei Engländer, Minoprio und von Sobbe, kauften Bilder und führten sie nach England aus. Hans Thoma ist 1879 ihrer Einladung nach England gefolgt. Er reist überhaupt nicht viel weniger als in den Wanderjahren; er wird immer wieder durch Freunde aus seiner Verborgenheit gezogen und so doch einer wach-



Hans Thoma: Selbſtbildnis
Radierung, 1898

Hans Thoma: Die Nacht, 1876
Frankfurt a. M., Privatbesitz



Hans Thoma: Das Lauterbrunner Tal, 1904
Falkenſtein i. T., Privatbeſitz

Hans Thoma: In der Hängematte, 1876
Dargestellt ist die Frau des Künstlers. Frankfurt a. M., Städtische Galerie

senden Trauer entrissen, die ihn befallen mußte nach soviel Zurücksetzung und Ungerechtigkeit, die er von seiten voreingenommener „Fachleute" erfuhr. Emil Lugo, Eugen Bracht, Otto Scholderer blieb er fürs Leben verbunden.

Gerade die Frankfurter Zeit hat mit ihrer Schaffensstille und Besinnung auf sich selber und der Erkenntnis der ewigen, der kosmischen Dinge ihm viele Freunde zugeführt. Einer sagte es dem andern, daß da in der Wolfgangstraße, wohin er später zog, ein starker Genius hause, ein merkwürdiger, klarer Mensch. So wurde Thoma mit Langbehn befreundet, dem Rembrandtdeutschen. Ein reger Briefwechsel ist uns erhalten geblieben, der zeigt, wie tief der Maler auch zu denken verstand, das heißt wie tief er mit den großen, auffallend schönen Augen nach innen zu schauen verstand. Er hat seine natürliche Geistesbildung durch Lesen philosophischer und kunstwissenschaftlicher Bücher bereichert, aber nur das aufgenommen, was er voll begreifen und erlebnishaft besitzen konnte. Wissen ging bei ihm ins Lebendige ein. Er war kühn im Urteil und besaß eine erfrischende Ausdrucksgewalt in seiner unbekümmerten Sprache. Er blieb ein fleißiger Briefschreiber. Nirgends kommt seine Lauterkeit und seine männlich kluge Haltung reiner zum Vorschein als in dieser Fülle von Briefen an Frauen, an Gelehrte, an Künstler aller Art. Allein der Briefwechsel mit Henry Thode umschließt lückenlos dreißig Jahre.

Das Leben Hans Thomas ist eigentlich klar und einfach verlaufen, es hat keine Geheimnisse für Krämer, es war nie eng. In einem englebigen Haus hätten sich ganz gewiß so großzügige Geister wie Thode und Cosima Wagner, Chamberlain, Langbehn, Liliencron, große Schauspieler und Sänger, Gelehrte und Fürsten in Freundschaften, die meist ein Lebensalter dauerten, nicht so wohlfühlen können.

Es wuchs in Frankfurt die künstlerische Größe Thomas mit jedem Bild. Sie sind durch viele Veröffentlichungen zum Volksgut der Deutschen geworden. Jedermann kennt seine „Ruhe auf der Flucht", seine Bernauer Landschaften mit Ziegenherden, seine „Engelswolke", den „Kinderreigen", die Taunuslandschaften, die er in seinem Sommerhaus in Oberursel machte, seinen „Mondscheingeiger", die Bildnisse seiner Frau, seiner Mutter, seiner Schwester, seine Selbstbildnisse. Er hat nicht nur gemalt und sich in allen Malarten und Farbarten ausgekannt, er hat auch als Graphiker der so reich überlieferten Griffelkunst herrliche Blätter geschenkt. Auch seine Bildnismalerei bleibt einzigartig und groß. Sein Fleiß war grenzenlos.

Er schreibt an die Freunde über seine Art, zu malen; es kann ihm jeder in die Werkstatt gucken. Es verbirgt sich dort keine Hexerei, und nichts wird ihm vorgemacht, er sieht dort nur heißes Bemühen, frohes Gelingen, mutiges Versuchen und starkes Schöpfen.

Briefstellen spiegeln deutlich Thomas Kampf und Leid wider; ihm, der sonst dem Spott abhold ist, führt doch dann und wann bittere Ironie die Feder. Er schreibt an Langbehn in einem großen, auch weltanschaulich aufschlußreichen Brief (22. Juli 1886): „Wenn ich nicht vorübergehend Hilfe aus England gehabt hätte

— der Deutschen wegen hätte ich verhungern können —, sie lassen diese Strafe gern jedem zukommen, der es wagt, ein Deutscher zu sein."

Im Juli 1888 schreibt er an Langbehn: „Meine Malerei ist für mich Raum und Gegenwart. — Die Bilder werden weiter aufgeschichtet. Es ist doch auch ein schönes Gefühl, für niemand zu malen."

An Emil Lugo: „...War ich doch der ersten einer, der vor fünfzehn Jahren schon Landschaften gemalt hat, die sich wirklich im Freien befunden haben."

Aber dann erhält Dr. Eiser am 22. Mai 1890 einen jubelnden Brief, der Bann ist gebrochen: „Meine Ausstellung in München ist ein vollständiger Sieg! Acht Bilder sind bis heute verkauft."

Es war höchste Zeit, das Leben wollte tagtäglich mit leiblicher Nahrung erhalten sein, der Meister war auf klingenden Lohn für sein Werk angewiesen. Vom Bildaufschichten wird das Brot nicht gebacken. Alle atmen auf. Die Familie ist heiter und zuversichtlich. Sie reisen ein wenig. Auch nach Bernau, wohin sie Sophie Küchler, die Tochter aus dem Freundeshause, begleitet. Von Kind auf hat sie sich im Thoma-Hause daheim gefühlt. Heute ist Frau Bergman-Küchler die uneigennützige Gründerin und Betreuerin des wertvollen Hans-Thoma-Archivs in Frankfurt.

Die Heimat hat Hans Thoma immer gerührt und mit dem Glück des Heimwehs zeitlebens erfüllt. Als der Meister schon die Schwelle des Herbstes überschritt, grau färbte sich sein reiches Haar, rief ihn die Heimat an hohe Stelle. Hätte es der ungewandte Bauernbub aus Bernau ahnen können, als er ehrfürchtig mit vor Aufregung enger Kehle die Treppe zu Galeriedirektor Schirmers Wohnung erstieg, daß er selber einmal an dessen Stelle ein Menschenalter später ebenso bange Schüler empfangen würde?

Die Frankfurter Zeit dauerte zweiundzwanzig Jahre. Thoma war sechzig Jahre alt, als ihn Großherzog Friedrich I. als Kunstschulprofessor und Galeriedirektor nach Karlsruhe berief. Thoma hatte gar nicht mehr an einen Wechsel des Wohnsitzes gedacht. Es hatte ihn sogar zuweilen leise, leise entsagende Müdigkeit befallen, weil er glaubte, das Alter nistete sich bereits im Körper ein, obgleich sein Wesen noch frisch und jung war und die Schaffenslust eher noch wuchs, besonders nach den Erfolgen der letzten Jahre. Dem Ruf des Landesherrn, der ihm trotz allem wohltat, durfte er kein Nein entgegensetzen. So siedelte er mit seiner Familie, die Mutter konnte nicht mehr die große Anerkennung ihres Sohnes miterleben, nach Karlsruhe über.

Dieser Berufung folgte im Lauf der Jahre Ehrung um Ehrung. Der süddeutsche Meister wurde Ehrendoktor der Heidelberger Universität, Wirklicher Geheimer Rat, man berief ihn in die Erste Kammer des Landtags; der Name Hans Thoma wurde mit vielen Titeln, die Brust des Schwarzwälders mit vielen Orden geziert. Er machte kein Hehl daraus, daß ihn dies alles freute, zum Darsteller falscher Bescheidenheit hatte er kein Talent. Das Kind in ihm liebte den Glanz, der lang unterdrückte Mann genoß die äußere Anerkennung. Er blieb deshalb, wie er vorher

Italieniſche Zitronenverkäuferin. Lithographie von Hans Thoma, 1896

war, geradeaus im Urteil, mild im Weſen, eigenwillig in ſeiner Kunſt und ſchlicht in der Lebenshaltung. Jedermann kannte den Mann mit dem weißen Bart, den mächtigen, glanzvollen Augen unter der glatten, breiten Stirn. Er war breitſchultrig und dick, und er lief mit kleinen, flinken Schritten durch die Straßen und Säle. Er war ein guter Geſellſchafter, humorvoll und taktvoll, er liebte ein frohes Mahl und fröhliche Frauen. Den Verluſt ſeiner Frau Cella, die nur den Anfang ſeiner Karlsruher Zeit erlebte, verwand er innerlich nie. Zum Frankfurter und Münchner Freundeskreis geſellte ſich nun auch der Karlsruher. Wer ihm menſchlich nahekam, der blieb ihm nahe. Thoma-Freund zu ſein, „Thomaner", wie ſie ſich nannten, war gleichbedeutend mit Kampf um Thomas Kunſt. Er ſelber kämpfte

nicht, er lächelte zu ihren eifrigen Disputen, er ließ sich nicht mehr kränken durch abfällige Meinungen.

Die warme Freundschaft des Großherzogs bot ihm in allem, was die Ausgestaltung der Akademie, die Verwaltung der reichhaltigen Gemäldegalerie anbetraf, Unterstützung. Das Regentenpaar betreute ihn ganz besonders herzlich nach dem Tode Cellas, es nahm ihn mit auf die Reise ins Engadin. Er war so niedergeschlagen, daß ihm selbst das Malen keine Freude mehr machte; aber die Landschaft des Engadin (1905), des Berner Oberlandes (1907) überfiel ihn so mächtig, daß er wieder neuen Antrieb gewann und nochmals in eine neue Schaffensblüte kam. Überhaupt hat fremde Landschaft stets befruchtend auf sein Können gewirkt. Seine Studien aus Italien, aus der römischen Campagna, gehören zum besten Teil seiner Kunst.

In Karlsruhe schart sich ein Kreis von Schülern um ihn, er ist ihnen gut wie ein Vater. In seinem gastlichen Haus oder in seinem Werkraum kommt er ihnen menschlich nahe; er mahnt und rät mit großer Milde, die aber nie etwas von Schwäche hat; denn nachgiebig ist er nie, wo er Unrecht wähnt oder Falschheit oder Untreue. Er liebt den Frieden im Hause, es hat nie Streit gegeben in seinem Heim. Immer noch ist Agathe, die treue, um ihn, die er als blühendes, kindliches Mädle so oft gemalt hat. Sie hat immer gedient, ihr ganzes Leben lang, sie ist im Dienen groß, klug und adelig geworden und hat über ein tiefes Leid ihrer Mädchenjahre nie ein schmerzliches Wort verloren.

Hans Thoma hat wie die meisten Maler vom Oberrhein auch das Wort zu gestalten gewußt im Gedicht und im Bericht. Seine Bücher sind allesamt Bekenntnisbücher eines lauteren, besinnlichen, nach Klarheit suchenden Wesens, weder weichlich noch im einfältigen Sinne gemütvoll. Der Schwarzwälder zeichnet sich aus durch scharfen Verstand, er versteht zu rechnen, er weiß, was er will. Er urteilt zuweilen unerwartet stolz. Es darf ihm niemand boshaft an den Wagen fahren.

Es ist eine gute Malergeneration durch Thomas Meisterwerkstatt gegangen, fast alle Schüler haben ihren Namen bekanntgemacht. Die Schule der badischen Landschaftsmalerei in Karlsruhe behielt ihr eigenes Gesicht, solange Thoma die Augen offen hatte.

Er hat vorab in seiner Karlsruher Amtszeit vielen begabten Künstlern geholfen, er kannte keinen Neid. Er lehnte es aber ab, Halbkünstler und weichliche Genies, die nicht einer Alltagsnot sich entgegenstellen wollten, zu stützen und aufzupäppeln. Hier empfand er zu bäuerlich, zu gesund. Er selber hat sich auch nie auf andere verlassen; er maß am eigenen Stolz den Stolz der anderen. Wer ohne Notwendigkeit und ohne eigene Kraft sich vor ihm hilflos zeigte, durfte auf seine Hilfe nicht rechnen. Wo echte Not war, gab er aus seinem Eigentum und in großem Zuge.

Hans Thoma war im Leben und im Schaffen aus einem Guß. Es ist nirgends, nun er schon seit 1924 in Karlsruhe auf dem Friedhof ruht, ein Bruch, nicht einmal

ein Geheimnis als nur das große, nie enthüllbare: wie in den Schwarzwälder Bauernbub die große Kraft kam, zur mythischen Gestalt des deutschen Volkskünstlers zu werden. Vielleicht wird einmal der runde, volltönige Name Hans Thoma wirklich vergessen sein, doch sein Werk wird nach menschlichem Ermessen stehen, solange Deutschland steht. Er hat, tief vergrämt von Deutschlands Schicksal im Weltkrieg und in den bösen Nöten und der großen Verlassenheit nach dem unglückseligen Jahr 1918, den neuen Aufbruch zum deutschen Wesen nicht mehr erlebt, obschon er ihn erhoffte und erflehte in vielen gläubigen Gebeten seines gottseligen Alters. Als er nicht mehr malen konnte, schrieb er die Erbauungsbücher der zwischen Zeit und Ewigkeit schwebenden Seele des deutschen Künstlers. Das große Bilderbuch seines Malwerkes faßte Henry Thode zusammen. Sein Geschichtsschreiber und Erbwalter war Professor Dr. J. A. Beringer. Thodes Buch ist längst vergriffen und sollte neu aufgelegt werden. Zahllose Bücher und Schriften würdigten das Werk Hans Thomas, auch im Auslande, und immer neues Schrifttum kommt noch hinzu. Die Ausstrahlung seines Lebens und seines Werkes scheint nicht nachzulassen, sein schöpferischer Quell kam aus dem unsterblichen Urgrund des deutschen Volkstums.

Alfred Lichtwark

1852–1914

Von

Gustav Pauli

Alfred Lichtwark (mit vollem Namen Friedrich Christian Danger Alfred Lichtwark), Museumsdirektor und Kunstpädagoge, wurde am 14. November 1852 zu Reitbrook in den Vierlanden, einem Dorf in der Nähe von Hamburg, geboren. Sein Vater, der Landwirt und Müller Friedrich Carl Johann Ernst Lichtwark, war zweimal verheiratet. Aus seiner ersten Ehe mit Henriette Goldmann hatte er zwei Söhne, die früh nach Amerika auswanderten, und eine Tochter. Alfred war das älteste von drei Kindern seiner zweiten Ehe mit Henriette Bach, einer Nichte der ersten Frau. Ihre gelegentlich behauptete Zugehörigkeit zur Familie Johann Sebastian Bachs ist urkundlich nicht erweisbar. Von Lichtwarks Geschwistern haben ihn seine ältere Schwester, und die jüngeren Geschwister, sein Bruder Hans und die ihm besonders nahestehende Schwester Marianne überlebt. Seine frühen Knabenjahre verbrachte Lichtwark auf dem Lande, bis der Vater 1860 nach dem Verlust seines Vermögens nach Hamburg übersiedelte, wo er anfänglich im Hafenviertel eine Herberge für Müllergesellen betrieb. Nach seinem Tode 1869 lastete die Sorge für die Familie auf der Mutter, einer klugen und willensstarken Frau. Alfred Lichtwark, der schon mit sechzehn Jahren als Hilfslehrer an der Jakobikirchenschule beschäftigt war, konnte fortan einiges zum Unterhalt der Seinen beitragen. Auch seine beiden jüngeren Geschwister wurden für den Lehrerberuf bestimmt, in dem sie anfänglich auch tätig waren. Die gemeinsame pädagogische Begabung steigerte sich in Alfred Lichtwark zur Genialität und gab seiner Lebensarbeit die entscheidende Richtung. 1875 verließ er die Jakobikirchenschule, um sich am Altonaer Gymnasium auf das Abiturientenexamen vorzubereiten; doch gab er dies Vorhaben nach einigen Monaten wieder auf und kehrte zu eigener Lehrtätigkeit an der Gottschalkschen Privatschule nach Hamburg zurück. Dort blieb er bis 1880. In diesen Jahren hatte er die Aufmerksamkeit des Gründers und Leiters des hamburgischen Kunstgewerbemuseums, Justus Brinckmanns, erregt, dem er sich für gelegentliche Mitarbeit in seinen Freistunden angeboten hatte. Brinckmann, seinerseits eine ganz unzünftige genialische Pioniernatur, hatte an dem aufgeweckten tatbereiten Wesen des jungen Lehrers Wohlgefallen gefunden und vermittelte ihm die Bekanntschaft eines Gönners, der die Mittel für das Universitätsstudium zur Verfügung stellte, nach dem Lichtwark drängte. Zu Ostern 1880 bezog er — als Studierender zweiter Ordnung, da er kein Abiturientenexamen bestanden hatte — die Universität Leipzig, wo er

zwei Semester unter Anton Springer Kunstgeschichte studierte. Damals schon hatte er sich eine Reife und Selbständigkeit des Urteils erworben, die den Kommilitonen und dem Professor auffiel. Als nun im folgenden Jahre an dem neugegründeten Berliner Kunstgewerbemuseum eine wissenschaftlich gebildete Hilfskraft gesucht wurde und Springer eine hierfür geeignete Persönlichkeit unter seinen Schülern bezeichnen sollte, empfahl er Lichtwark.

Mit der Übersiedlung nach Berlin vollzog sich für Lichtwark eine entscheidende Wendung seines Schicksals. Ohne die Verbindung mit Springer und der Universität gänzlich zu lösen, verstand er bald, sich in seiner neuen Umgebung einen Wirkungskreis zu schaffen, der ihn zu einem der meist beachteten jüngeren Museumsbeamten und durch seine Kunstkritiken für die „Nationalzeitung" und die „Gegenwart" zu dem angesehensten Journalisten seines Berufes in Berlin erhob. Er wurde finanziell unabhängig und fand als liebenswürdiger Gesellschafter in den bevorzugten Kreisen der eben damals rasch aufblühenden Reichshauptstadt Aufnahme. Seine Bildung rundete sich bald. Der noch jüngst um seine Zukunft kämpfende Volksschullehrer verwandelte sich in einen formgewandten Weltmann, der sich in mehreren Sprachen geläufig auszudrücken verstand. Zugleich ein fleißiger und geschwinder Arbeiter und andrerseits ein dankbar empfänglicher Genießer, entwickelte er sich zu einer Persönlichkeit von ungewöhnlich harmonischer Abrundung. Er stellte somit in sich selber seinen pädagogischen Fähigkeiten das beste lebende Zeugnis aus.

Die Gunst der Zeitumstände tat ein übriges, ihn zu fördern. Schon nach wenigen Jahren kamen Berufungen an die Spitze von neugegründeten oder neuzuorganisierenden Museen. Er aber wartete klüglich ab. 1885 erwarb er sich mit seiner Dissertation über den Ornamentstich der deutschen Frührenaissance den Doktorgrad der Leipziger Universität unter Dispensation von der mündlichen Prüfung. Und im folgenden Jahre brachte ihn der im stillen erwartete Ruf nach Hamburg zurück als Direktor der Kunsthalle, nachdem deren bisheriger Leiter, der Inspektor Johann Christian Meyer, verstorben war.

Auf die Lehr- und Wanderjahre folgten nun die Jahre der Meisterschaft. Mehreres kam zusammen, die Berufung nach Hamburg für Lichtwark als die Erfüllung aller Wünsche erscheinen zu lassen. Der Bau der Kunsthalle hatte gerade eine ansehnliche Erweiterung erfahren. Ihr wertvollster Besitz, die Sammlung graphischer Kunst, umfaßte das Gebiet von Lichtwarks bisherigen Sonderstudien. Die Mängel der unbeträchtlichen Gemäldegalerie bedeuteten dem Tatendurstigen den stärksten Anreiz zu einer radikalen Neubildung, und im übrigen eröffneten der Reichtum der Stadt und die liberale Gesinnung ihrer Bürger dem Heimkehrenden glänzende Aussichten. Lichtwark, der mit seinen Aufgaben wuchs, hat sie über Erwarten verwirklicht, eben weil man ihm die Freiheit ließ, sich seiner Art und Absicht gemäß zu betätigen. So entstand ein in Wahrheit neuer Typus des Kunstmuseums, das nicht einfach, wie bisher überall, auf das Sammeln und

Bewahren eingestellt war, sondern gänzlich auf das Wirken, dem alles übrige, auch das Sammeln, untergeordnet wurde. In der richtigen Erkenntnis, daß jedes Wirken sich zunächst auf einen klar bestimmten Kreis beschränken müsse, um sich von da aus selbsttätig fortzupflanzen, wendete sich Lichtwark an seine Hamburger Mitbürger, und zwar an die Träger hamburgischer Kultur und Wirtschaft in den angesehenen Familien. Sie suchte er zu gewinnen und zur Mitwirkung in verschiedener Hinsicht aufzurufen, namentlich indem er den Dilettantismus ermunterte. Ihnen ganz besonders wurden die Sammlungen der Kunsthalle als ein Denkmal hamburgischer Kultur ans Herz gelegt. So kam es, daß allmählich die Sorge für Vereinsunternehmungen, Veröffentlichungen, Ausstellungen, volkstümlich belehrende und anregende Schriften und Reden einen weit größeren Aufwand von Zeit und Kraft in Lichtwarks Leben erforderte als die herkömmlichen Arbeiten des Museumsmannes. Neben der Oberschicht der Gesellschaft waren es seine früheren Berufsgenossen, die Lehrer, die er zur Mitarbeit am gemeinsamen Kulturwerk ermunterte. Auch die altgewohnte unmittelbare Einwirkung auf die Jugend hielt er aufrecht, indem er lange Jahre hindurch Schulklassen von Knaben und Mädchen durch die Galerie führte. Seine Absicht dabei war die einfachste. Er wollte zum Sehen anleiten, zum eindringenden, aufmerksamen Beobachten, nicht aber zum kritischen Betrachten oder zum mitfühlenden Genuß, die er beide den Gereiften überließ. Sein großer Erfolg in diesem Falle beruhte auf dem lebendigen Eindruck seiner Persönlichkeit.

Die Sammlungen der Kunsthalle gediehen unter seiner Fürsorge zu einem in seiner Art einzigen Denkmal heimischer Kunstübung. Nirgendwo sonst war der lokale Charakter einer Galerie so glücklich und so erfolgreich betont. Überall verfolgte Lichtwark im Gesamtbereich des europäischen Kunstbesitzes die Spuren hamburgischer Malerei und verstand es, deren erreichbare Hauptwerke zu erwerben — was ihm nur vermöge einer unter Gelehrten seltenen Vereinigung von Energie mit diplomatischem Geschick gelingen konnte. Durch seine Ankäufe der Altarwerke der Meister Bertram und Francke, der allermeisten bekannten Bilder und Zeichnungen von Runge und der auf ihn folgenden bescheideneren hamburgischen Maler aus der Frühzeit des neunzehnten Jahrhunderts bereicherte er zugleich die deutsche Kunstgeschichte um ein paar neue Kapitel. Darüber hinaus bildete er seine Galerie zu einer der bedeutendsten für die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts aus. Hauptmeister wie Caspar David Friedrich, Menzel, Trübner, Thoma, Liebermann fanden glänzende Vertretung. Neben ihnen wurde der damals verkannte Leopold Kalckreuth nachdrücklich hervorgehoben. Überall waltete eine sehr persönliche Einstellung. Man spürte Lichtwarks Vorliebe und sein Verständnis für die im neunzehnten Jahrhundert vorherrschenden Bestrebungen des Naturalismus und frühen Impressionismus, namentlich für volkstümliche Kunst dieser Art. Von diesem Standpunkt aus bewertete er auch Philipp Otto Runge. Die Romantik als solche blieb ihm fremd, ebenso fremd wie

Alfred Lichtwark
Gemälde von Leopold Graf von Kalckreuth, 1912. Hamburg, Kunſthalle

der Klassizismus, jene beiden Hauptrichtungen der ersten Jahrhunderthälfte, die damals in Lichtwarks Lehr- und Wanderjahren als überwunden galten. So fand er auch kaum den Weg zu den späteren Romantikern und Klassikern. Feuerbach blieb ihm unsympathisch, von Marées und Schwind wurden Porträte erworben, Böcklin und Ludwig Richter als populäre Illustratoren bewertet und angekauft. Um die französischen Impressionisten bekümmerte er sich erst in seinen letzten Jahren. Die Führer der nachfolgenden Entwicklung: Munch, Cézanne, van Gogh und Gauguin wurden ebenso beiseite gelassen wie unsere deutschen Expressionisten, da er als der Sohn einer älteren Generation nicht mehr den Weg zu ihnen fand. Von der älteren Kunst des Auslands wurden fast nur Holländer des siebzehnten Jahrhunderts angekauft, die freilich von nicht geringem Einfluß auf die hamburgische Malerei gewesen waren und von den Hamburger Privatsammlern bevorzugt wurden. Schließlich gliederte sich die Lichtwarksche Galerie in folgende Gruppen: eine Abteilung hamburgischer Malerei vom späten vierzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart, eine kleinere Sammlung alter Meister, unter denen die Holländer stark überwogen, eine Galerie des neunzehnten Jahrhunderts und eine Abteilung von zeitgenössischen Bildern aus Hamburg, von Lichtwark später begründet und aus Gemälden gebildet, die von angesehenen auswärtigen Künstlern zufolge besonderen Auftrags in Hamburg gemalt worden waren. Der Gedanke, auf solche Weise berühmte Meister nach Hamburg zu ziehen und zugleich das Antlitz der gegenwärtigen Großstadt und ihrer führenden Persönlichkeiten für kommende Geschlechter im Bilde festzuhalten, war ungewöhnlich und groß; der Erfolg entsprach freilich nicht ganz den Erwartungen Lichtwarks und seiner Freunde. Neben der Galerie blieben andere Abteilungen der Kunsthalle, die Skulpturen, die Bibliothek und das Kupferstichkabinett, notgedrungen zurück, da es an Raum gebrach. Schon wenige Jahre nach Lichtwarks Amtsantritt begann ein Platzmangel fühlbar zu werden, der schließlich zum Magazinieren größerer Bestände führte und selbst eine beschränkte Übersicht des wesentlichen Besitzes unmöglich machte. Ein größerer Neubau wurde daher nach jahrelangen Vorbereitungen 1911 in Angriff genommen und dem Altbau hinzugefügt. Seine Vollendung im Jahre 1917, die durch den Ausbruch des Weltkrieges verzögert worden war, sollte Lichtwark nicht mehr erleben. Er starb am 14. Januar 1914 an einem Krebsleiden. Seine kräftige Natur hatte ihn zu Anstrengungen und Unregelmäßigkeiten der Lebensführung verleitet, deren schädliche Folgen er erst erkannte, als es zu spät war, um ihnen abzuhelfen. Jahrelang hatte er bereits an Magenbeschwerden gelitten, als er sich im Sommer 1913 zu einer Operation entschloß, die dann nur vorübergehend Erleichterung brachte. Im Herbst 1913 kehrte er scheinbar geheilt von Meran nach Hamburg zurück, und bald darauf ging er in raschem Verfall einem qualvollen Ende entgegen.

Lichtwarks harmonische Persönlichkeit kann nur als solche, das heißt im ganzen genommen, gewürdigt werden. Daher ist jeder Versuch, ihn analysierend,

vom Standpunkt eines einzelnen Faches aus, zu beurteilen, verfehlt. Er war kein „Fachmann" und wollte es nicht sein. Ja er ging so weit, vor dem Fachmann, der damals auch auf den Geistesgebieten unserer Kultur seine verhängnisvolle Vorherrschaft antrat, ausdrücklich zu warnen.

Natürlich meinte er dabei nicht die fachliche Leistung als solche, sondern den Fachmann als die selbstgerechte Verkörperung eines neuen Kulturträgers.

Diesen Rang verweigerte er ihm entschieden, um ihm lediglich die Rolle eines dienenden Organs im modernen Staatsgefüge einzuräumen. Die Fachleute verspürten diese Einschätzung sehr wohl und ließen es ihn auf ihre Art entgelten, indem sie ihn als Museumsmann, als Kunsthistoriker oder als Schriftsteller im einzelnen bekrittelten. Sie wurden ihm nicht gerecht, denn einer bedeutenden Persönlichkeit tut es keinen Abbruch, wenn man ihr nachweist, daß sie hie und da geirrt oder dies und jenes übersehen habe. Ein Mann wie er durfte gewisse Einzelheiten der Museumsarbeit vernachlässigen, auch mochte er in der Fülle seiner Hamburger Wirksamkeit auf gelehrte Forschung verzichten, denn er hatte anderes und dringenderes zu tun. Ein Berufsmensch war er auch nicht als Schriftsteller oder als Redner. Vielmehr schrieb und redete er lediglich im Dienste seiner Lebensaufgabe. Und als er dieser genügt zu haben glaubte, als er seine Mission erfüllt sah, ließ er die Feder ruhen. Zu Vorträgen außerhalb seiner eigenen Absichten ließ er sich selten und dann nur einem befreundeten Antragsteller zu Liebe bestimmen. Er gestand freimütig, daß er der besonderen oratorischen Begabung, die er übrigens bei anderen gern anerkannte, ermangelte. Am besten sprach er ganz unpathetisch, aus dem Stegreif, über einen Gegenstand, der ihm am Herzen lag. Dann freilich konnte er jeden Widerstand besiegen und hinreißen. In der Debatte war er sachlich und knapp. Wenn die Umstände es erwünscht machten, konnte er sogar bis zur Grobheit deutlich werden, doch ermaß er in solchen Augenblicken seine Wirkung mit Sicherheit. Ebensowenig wie ein berufsmäßiger Redner war er ein in allen Sätteln gerechter Literat. Verse hat er meines Wissens nie geschmiedet; und ebensowenig hat er sich auf die sprachlichen Exerzitien einer Übersetzung eingelassen. Sein schriftlicher Ausdruck war wie seine Rede: schlicht lebendig, kurz gefaßt und klar. In seiner Berliner Zeit hatte er sich dazu erzogen, ein Feuilleton in einer Stunde niederzuschreiben, mitten im Lärm, im Kommen und Gehen des Redaktionszimmers. So entstanden auch die sehr lebendigen, mit Inhalt geladenen Reiseberichte an seine Behörde nicht selten unter unglaublichen äußeren Umständen: während einer Auktion oder im Restaurant, einmal auf den verschiedenen Stationen einer nächtlichen Bierreise und häufig im Eisenbahnwagen. Die ihm besonders angemessene Ausdrucksform war der Brief und sein Stil die Improvisation. Man hätte ihn einen schreibenden Impressionisten nennen können, dem es darauf ankam, die Frische des unmittelbaren Erlebnisses zu wahren. Scheinbar ist solch eine Schreibart kunstlos; in Wahrheit ist sie aber das Ergebnis einer strengen

Selbsterziehung — denn niemals war Lichtwarks Ausdruck nachlässig oder verschwommen. Gerade in seiner Natürlichkeit war Lichtwark sprachschöpferisch. Und das Schöpferische ist es nun, was ihn auf jedem Gebiete auszeichnete. Er war kein Historiker, wohl aber eine historische Persönlichkeit, das heißt einer, der auf seinem Gebiet Geschichte machte, indem er an dem vielverschlungenen Gewebe ihrer Ereignisse mitwirkte. So dienten auch seine Reden und Schriften ganz bestimmten Zwecken, die Bücher über die Meister Bertram und Francke, über Oldach und Scheits der Aufklärung über den Wert neuentdeckter hamburgischer Meister und die zahlreichen anderen kleinen Büchlein der Belehrung und Anregung in ästhetischen Zeitfragen. Wenngleich diesen Schriften eine bestimmte Anschauung, die Anschauung seines praktischen und geschäftstüchtigen Zeitalters, zugrunde lag, so war doch nie von Theorie die Rede, um so mehr von dringenden Erfordernissen des nationalen Lebens. Überall ging er dabei von Hamburg aus, ob er nun von den Aufgaben des Dilettanten redete, von Amateurphotographie, Blumen- und Gartenpflege, von Architekturfragen, von Bucheinbänden oder Medaillen. Seine Absicht war, den Kulturträger seiner Zeit, den begüterten Bürgerstand, anzuregen und in seinen ästhetischen Ansprüchen zu steigern. Auch um greifbaren Nutzens willen! Denn höhere Ansprüche des kaufenden Publikums mußten zu veredelten Leistungen der Industrie führen — auf allen Gebieten äußerer Lebensgestaltung, vom Garten- und Hausbau bis zum Gerät und Mobiliar. Veredelte Industrie aber verhieß erhöhten Export. Er brauchte diese letzte Folgerung nicht ausdrücklich zu betonen. Sie ergab sich ohne weiteres aus seinem Gedankengang. Er wollte also dem tätigen Leben dienen und keineswegs Kenner oder genießerische Ästheten heranbilden. Im Gegenteil! Er verabscheute sie. Sein Ideal war die vollendet ausgebildete, tatbereite Persönlichkeit, ein Mann, der vieles und nicht nur eines zu leisten bereit sei, einer, der nicht nur tüchtig und pflichtbewußt in seinem Beruf, sondern darüber hinaus als ein Repräsentant nationaler Kultur aufzutreten geeignet sei. Dieses Ideal nannte er „den Deutschen der Zukunft", da er ihm in der Gegenwart selten begegnet war. Gleichwohl schilderte er in Wahrheit den verklärten Deutschen seiner eigenen Zeit, jener Zwischenstufe zweier Jahrhunderte, da die Besten wohl die Mängel des überkommenen Zustandes sahen, nicht aber das Zukunftsbild jenes menschlichen Typus, der die kommende Zeit beherrschen würde. Das beste Exemplar seines „Deutschen der Zukunft" war Lichtwark selbst.

Sehr bezeichnend ist es nun, wie Lichtwark auf dem ersten deutschen Kunsterziehungstag 1901 in einem berühmten Vortrag jene volkserzieherischen Mächte kritisch prüfte, die, wie er meinte, berufen seien, den Deutschen der Zukunft heranzubilden: den Professor, den Lehrer und den Offizier. Es war das Problem eines Pädagogen, der seine Berufsgenossen überschätzte. Er übersah dabei, daß es außer den Pädagogen noch andere erzieherische Mächte in einem Volke gibt, zum Beispiel die Kirche, die Politik und die Wirtschaft. Die durch diese anonymen Mächte herbeigeführten Zustände sind sogar weit mächtigere Erzieher als irgendein

einzelner Berufsstand. Wer ist es denn, der den Deutschen oder den Amerikaner oder den Franzosen unserer Zeit herangebildet hat? Charakteristisch für die trotz allem doch ästhetisch bestimmte Wertung Lichtwarks war es übrigens, daß er unter seinen Volkserziehern nur den aus dem Landadel hervorgegangenen Offizier ohne Vorbehalt anerkannte wegen der „Ausbildung des Körpers, der Erziehung des Willens und der drakonisch durchgeführten formalen Erzogenheit, die sich beim höchsten Typus, wie ihn der erste Kaiser darstellte, nicht bloß auf die äußere Haltung, sondern auch auf die Bildung des Herzens erstreckt".

Unter den pädagogischen Arbeitsorganisationen, die Lichtwark ins Leben rief, stand die 1893 begründete Gesellschaft hamburgischer Kunstfreunde an erster Stelle. Diese Vereinigung von Damen und Herren aus der führenden Gesellschaft bildete seine engere Gemeinde. Sie regte er zu sinnvoller Tätigkeit an, zum Beispiel zu zeichnerischen Aufnahmen alter, vom Untergang bedrohter hamburgischer Bauten, zur Übung in der Technik des Holzschnitts für die Ausschmückung der eigenen Drucke der Gesellschaft; ihnen zeigte er seine Neuerwerbungen und entwickelte vor ihnen seine Pläne und kritischen Gedanken. Auch besondere Ausstellungen von eigenen Arbeiten der Mitglieder fanden auf seine Anregung in der Kunsthalle statt. Was nun in diesem Kreise erörtert wurde, fand seinen Niederschlag in den Jahrbüchern der Gesellschaft, die von 1895 bis 1912 in achtzehn Bänden erschienen. Diese vorzüglich ausgestatteten Bücher sind ein sehr beachtenswertes Denkmal der hamburgischen Geistigkeit ihres Zeitalters und weit über ihren ursprünglichen Kreis hinaus bedeutsam. Der intime Charakter und ihr (beabsichtigter) bibliophiler Wert wurde ihnen dadurch gesichert, daß sie als Privatdrucke erschienen. Überhaupt liebte Lichtwark es, unter Vermeidung des Handels Schriften nur für seine hamburgische Gemeinde drucken zu lassen. Den Rahmen dafür gewährten die 1895 begründete hamburgische Liebhaberbibliothek und die eigene Behörde Lichtwarks. Die Auflagen solcher Drucke waren somit beschränkt. Von den im Auftrag der Behörde gedruckten Reisebriefen Lichtwarks an den Vorsitzenden der Kommission für die Verwaltung der Kunsthalle, die von 1893 an alljährlich bis 1907 erschienen, wurden nur 25 Exemplare gedruckt. Eine Gesellschaft zur Förderung der Blumenpflege wurde 1898 begründet. Seine ehemaligen Kollegen von der Volksschule ermunterte er 1896 zu einer Lehrervereinigung für Pflege der künstlerischen Bildung, mit deren Hilfe er dann 1907 die Hamburgische Hausbibliothek begründete, die es sich zur Aufgabe setzte, wertvolle volkstümliche deutsche Prosaschriften und Beiträge zur hamburgischen Geschichte zu drucken.

Wer in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts die Hamburger Kunsthalle aufsuchte, empfing den Eindruck eines merkwürdigen und unruhigen Provisoriums. Übervolle Säle, dicht behängt mit Bildern hohen Wertes und einer Fülle von köstlichen malerischen Hamburgensien. Daneben in anderen Sälen eine erstaunliche Anzahl von modernen englischen Gemälden, die kurz vor Lichtwarks Amtsantritt durch Stiftung in die Kunsthalle gekommen waren und damals ein nicht

ganz gerechtfertigtes Aufsehen erregten, eine kleine Galerie alter Meister, ein übervolles und unbequemes Kupferstichkabinett und im Erdgeschoß ein paar Säle für Ausstellungen sehr verschiedenen Inhalts: neue Erwerbungen, Dilettantenarbeiten, Photographien, Kunstgewerbliches, Architektonisches. Immer irgend etwas Neues! Brauchbare Kataloge gab es nicht, denn alles war im Werden unter dem unermüdlich vorwärtsdrängenden Führer.

In Lichtwarks Bildungsgang spielten die Reisen eine große Rolle, denn ihm, dem praktisch Tätigen, der offenen Auges ins Leben schaute, bedeuteten Reisen weit mehr als Bücher. In fremden Städten und fremden Ländern ein unermüdlich Wandernder, beobachtete er alles mögliche, die Menschen und ihre Sitten, Architektur, Städtebau, Gartenanlagen, Läden, Theater und Sport, doch hören wir nicht, daß er sich in die Schätze ihrer Museen versenkt habe, denn an Kennerschaft war ihm wenig gelegen. In Paris, wo er in den neunziger Jahren oft und wochenlang sich aufhielt, knüpfte er Verbindungen mit jüngeren Bildhauern an, um von ihnen unter günstigen Bedingungen eine ansehnliche Sammlung moderner Medaillen zu erwerben. Sie sollte den Anlaß zu einer Wiederbelebung der Denkmünze in Hamburg geben, deren ehemalige Bedeutung gesunken war. Überall verfolgte er im Dienste seiner vielfältigen Hamburger Geschäfte bestimmte Zwecke, worüber seine Briefe an die Behörde berichten, doch ist in ihnen am wenigsten von Gemälden die Rede oder gar von eingehend-kritischen Sonderstudien. In Italien war er nur einmal, um einen summarischen Überblick seiner unermeßlichen alten Kunst zu erreichen. Da aber für seine Absichten nichts dabei zu gewinnen war, ist er nicht dahin zurückgekehrt. Seine letzte große Studienreise unternahm er 1907 durch Deutschland, England, Frankreich und die Niederlande, um im Hinblick auf den geplanten Erweiterungsbau der Kunsthalle noch einmal überall Architektur und Einrichtungen der Museen prüfend zu vergleichen. Erholung vergönnte er sich nur im Sommer für einige Wochen in Bockswiese im Harz und in späteren Jahren in seinem kleinen Sommerhäuschen in der bewaldeten Hügellandschaft von Hitfeld bei Hamburg. Einen Kurort hat er nur einmal aufgesucht in der einzigen Krankheit seines Lebens, die zum Tode führte.

Hamburg war damals eine reiche Stadt und seine Regierung großzügig genug, dem ungewöhnlichen Museumsdirektor jene Freiheit einzuräumen, deren er bedurfte. Wohl kam es vor, daß hie und da bei einer einzelnen Erwerbung Schwierigkeiten gemacht wurden; aber im ganzen genommen ließ man ihn gewähren, und schließlich war man sogar stolz auf ihn. Gleichwohl war seine Popularität in Hamburg nicht ganz einmütig. Wohl hielten der Senat und die Schar seiner Freunde, namentlich die jüngere Generation treu zu ihm, daneben aber hatte er in der Bürgerschaft und bei einigen Sammlern und Kennern erbitterte Gegner.

Lebhaft und weltgewandt, stets von neuen Plänen erfüllt, liebte Lichtwark es, sich sympathischen Besuchern mitzuteilen. Sein Freimut, der eigentümlich mit Diskretion und Verschwiegenheit gepaart war, seine Großzügigkeit und Güte

erwarben ihm rasch das Wohlwollen der Menschen, auch im Ausland, so daß er zu einem der berufenen Vermittler zwischen den Völkern wurde. Mit Engländern verständigte er sich, wie die meisten Hanseaten, mühelos, und die dem Deutschen gegenüber stets mißtrauischen Franzosen entwaffnete er durch gute Laune und ehrliche Sympathie. Beiden Völkern hatte er für die eigene Ausbildung nicht wenig zu verdanken: den Engländern die Gepflegtheit der äußeren Erscheinung, die unauffällige Eleganz, und den Franzosen die Leichtigkeit des Ausdrucks in Rede und Schrift, die es versteht, auch das Ernste und Mahnende ganz schlicht, wie im Gespräch, zu sagen. Bezeichnenderweise bildeten in seiner Privatbibliothek die klassischen französischen Autoren, Voltaire und Rousseau voran, bis zu Victor Hugo die umfänglichste Gruppe.

Lichtwarks Wirksamkeit entwickelte sich in aufsteigender Richtung bis in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts. Die meisten seiner anregend belehrenden Schriften erschienen in den neunziger Jahren, 1897 in einem Jahre deren neun, 1899 kamen nacheinander die drei Monographien über Meister Francke, Scheits und Oldach heraus und die Sammlung von Aufsätzen über Architekturfragen, die unter dem Titel des ersten „Palastfenster und Flügeltür" zusammengefaßt wurden. Die Krönung seines Lebenswerkes bedeuteten die drei Kunsterziehungstage von 1901 (bildende Kunst) in Dresden, 1903 (Literatur) in Weimar und 1905 (Musik und Gymnastik) in Hamburg. Hier feierte Lichtwark Triumphe. Über ganz Deutschland hatte er erweckend gewirkt, und an der Schwelle des neuen Jahrhunderts empfing er die Bestätigung, daß seine Anregungen Früchte trugen. Gleich darauf durfte er in der Deutschen Jahrhundertausstellung von 1906 abermals einen Triumph feiern, denn, wenn auch schließlich diese höchst bedeutende Ausstellung durch das Zusammenwirken einer ausgebreiteten Arbeitsorganisation ermöglicht wurde, so war doch die Anregung dazu von Lichtwark ausgegangen. Er war es, der anderthalb Jahrzehnte lang darauf gedrungen hatte, daß die Deutschen, statt nach Italien und Frankreich zu pilgern, sich mehr um ihre eigene Kunst bekümmern sollten. Hier gälte es, vergessene und versunkene Schätze zu heben, auch in der jüngsten Vergangenheit, im neunzehnten Jahrhundert. Daß er recht hatte, konnte er durch seine eigenen Entdeckungen im heimischen Kreise erhärten, aber auf welche Widerstände stieß er! Auch bei angesehenen Kollegen! In München hätte Lenbach beinah dem Minister die Beteiligung Bayerns an der Ausstellung ausgeredet, weil er behauptete, man würde sich damit blamieren.

Es gehört zu Lichtwarks großen Vorzügen, daß er eines gerechten Selbstgefühls ungeachtet doch der Zeitlichkeit seiner Unternehmungen bewußt war. (Jeder Wirkende sollte sich dessen bewußt sein!) Damit wird seine dauernde Bedeutung keineswegs bestritten. Denn die neuen Gedanken, Anregungen und Einrichtungen, mit denen ein schöpferisch Begabter seine Zeit beschenkt, bewähren sich eben dadurch, daß sie fortwirken, das heißt umgestaltet und veränderten Zeiten angepaßt werden, nicht dadurch, daß sie zu Dogmen erstarren. Und dieses gilt von Lichtwark

in besonderem Maß und Sinn, weil er wie wenige an seine Zeit hingegeben war, eine Zeit unerhörten Aufblühens des Deutschen Reiches unter Bismarcks weiser und starker Führung. Das Glück, dieser Zeit als ihr Sohn anzugehören, hat Lichtwark bewußt genossen, glücklich auch darin, daß der Tod, der ihn an der Schwelle des Alters hinwegnahm, es ihm ersparte, den längst schon drohenden Zusammenbruch zu erleben.

Die Kunsthalle bedeutete für Lichtwark nicht den Grenzbezirk, sondern den Ausgangspunkt seiner Tätigkeit, die mit der Heimkehr nach Hamburg sofort zu wachsen begann. Wenn er nun mit allen Fasern seines Wesens im heimischen Boden verwurzelt blieb, so war er dem Baume vergleichbar, der auf seiner Scholle gedeiht, während er die Frucht seines Blühens Wind und Wellen anvertraut, die sie weitumher verbreiten. Bei ihm ereignete es sich sogar, daß sein historischer Rang noch mehr auf seiner Wirkung in die Ferne beruht als auf seinem Wert für Hamburg. Seine Nahwirkung entsprach nicht immer seiner eigenen Erwartung. Die programmatische Schrift über die Ausstattung des neuen Hamburger Rathauses wurde daheim von den Regierenden nicht beherzigt, ebensowenig wie seine „Wiedererweckung der Medaille" zu einer Blüte der Denkmünze in Hamburg führte. In beiden Fällen wäre eine unmittelbare Einwirkung auf maßgebliche Personen in aller Stille aussichtsreicher gewesen als eine programmatische Veröffentlichung. Dennoch blieb Lichtwarks Auftreten keineswegs fruchtlos, denn seine Rathausschrift wirkte später auf die Einrichtung des Bremer Rathauses ein, und sein Büchlein über die Medaille trug in München die erhofften Früchte. Ähnliches gilt von seinen anderen kunstpädagogischen Schriften. Ihr buchhändlerischer Erfolg beweist die Wirkung auf seine Zeitgenossen im Reiche. Und wenn es heute von ihnen still geworden ist, so darf doch nicht vergessen werden, daß die spätere Entwicklung zum Teil auf die damalige Wirkung zurückzuführen ist. Ohne Zweifel war Lichtwark zu seiner Zeit der volkstümlichste deutsche Museumsleiter und einer der einflußreichsten. Seine Forderung, daß die Museen als die volkstümlichsten Bildungsstätten einer Erziehungspflicht zu genügen hätten, hat sich von Hamburg aus die Welt erobert.

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens zog sich Lichtwark allmählich zurück. Gesellschaften besuchte er nicht mehr, seine Reiseberichte blieben ungedruckt, und einige Enttäuschungen als das Ergebnis hoffnungsvoll begonnener hamburgischer Unternehmungen verleideten ihm weitere Veröffentlichungen. Er sah seine Mission als erfüllt an. Schließlich nahm der Erweiterungsbau der Kunsthalle sein Hauptinteresse in Anspruch. Einen Wettbewerb wollte er nicht und verhinderte auch die Übertragung des Auftrags an einen der führenden deutschen Architekten, da er selbst sich den maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung des Baus vorbehalten wollte. Doch hierin überschätzte er die eigene Kraft. Die ersten von ihm gutgeheißenen Pläne gerieten nicht zum besten und mußten von dem inzwischen herbeiberufenen neuen Oberbaudirektor Fritz Schumacher weitgehend überarbeitet werden.

Liliencron — Dehmel — Dauthendey

1844—1909 1863—1920 1867—1918

Von

Walter von Molo

Detlev Freiherr von Liliencron wurde in Kiel 1844 aus altem dänischem Geschlecht geboren. Von der Mutterseite her trug er auch normannisches, amerikanisches und portugiesisches Erbe in sich. Vorherrschend und haltgebend war in Liliencron jedoch das Nordische. Niemals kam es in seinem Leben so, wie es bei der ungeheuren Leidenschaft dieses auflodernden Herzens zu befürchten war, niemals so gut, wie er es erhoffte und ersehnte.

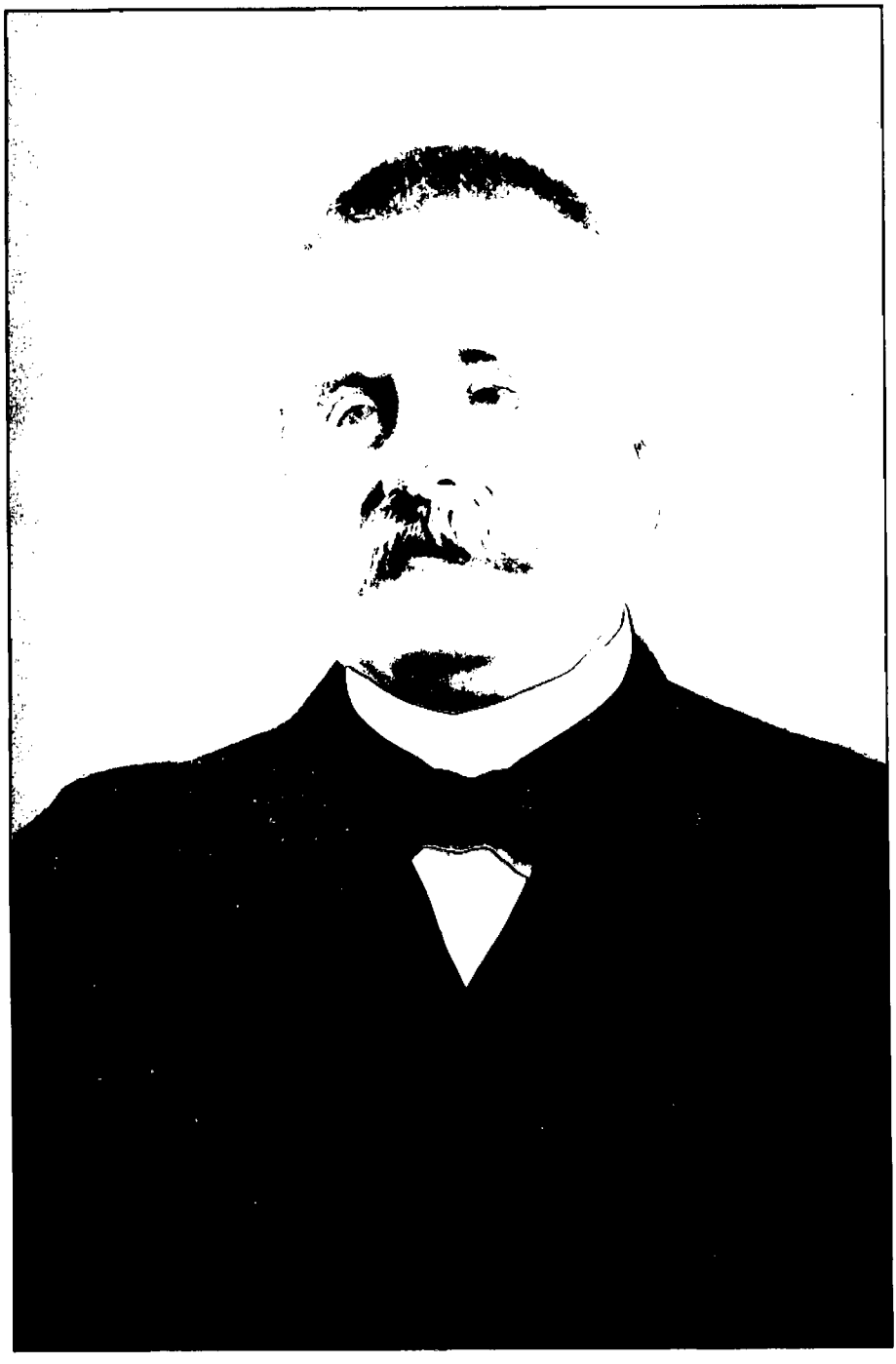
Liliencrons bester Freund war Richard Dehmel, ein zäh und verzückt beharrendes, märkisch-thüringisch-schlesisches Blut, in dem Wendisches, Slawisches aus heidnischer Urzeit mit dem Deutschen verbunden war.

Liliencron erlebte durch sein scharfes, farben- und formendurstiges Auge, durch sein musikalisches Ohr. Der Försterssohn Dehmel erfaßte nach dem Zwange seines Wesens alles in seiner Gegenwart als Deutung der Ewigkeit, der er denkend und im dichterischen Rausch verbunden war. Dehmel war ein suchender Geist, in seiner Gestaltung ein unmittelbarer Künder.

Max Dauthendey, der 1867 in Würzburg Geborene, stammt von Hugenotten ab. Er suchte, die Schönheit begehrend, das Ursprüngliche aller Menschen, den geistig-seelischen Gehalt der Erde. Er flammte farbig, genialisch, verloderte früh.

Die drei Dichter sind vor der Schaffung des kleindeutschen neuen Kaiserreichs geboren. Sie lebten und schöpften in einer Zeit, in der Deutschland wieder reich an äußeren Gütern wurde, in der sich das weiter Werdende und Notwendige erst, wenn auch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt lauter unterirdisch rollend, durch Zeichen und Erschütterungen ankündigte. Das bestimmte ihr Leben und Werk.

Die Liliencrons waren gewalthabend und vermögend, bis des Dichters Großvater eine seiner Leibeigenen, eine „himmelsschöne" Schweinemagd, heiratete. Von da ab war die Familie des Dichters verarmt. In ihm floß, erst vermengt, später im Fortgange seines Lebens innig vermischt mit dem germanischen Herrenblut, das Blut des schleswig-holsteinischen Volkes. Das sind die Hauptpole der Spannung in seinem gewaltigen Kraftfelde. Er trug deutlich die Ganzheit unserer Vergangenheiten in sich. Alles ist Vorteil und Nachteil, Licht und Schatten: sein Sehnen wendete sich rückwärts, sein weitestes Vorwärts blieben die Kriege, die er als Offizier durchfocht, der Gewinn aus seiner Zeit: „Kaiser und Reich, Hurra!" Doch in allem lebt das Unvergängliche, nur Gewand und Benennungen wechseln, niemals unser unveränderlicher Untergrund. Er hatte



Detlev von Liliencron

Dehmel bei Liliencron in dessen Arbeitszimmer in Altrahlstedt bei Hamburg

nicht um ihn zu kämpfen wie Dehmel, der dieses Wissen erst erwarb. Dauthendey haßte den Hirngeist und vermochte nur aus dem Herzen heraus zu leben.

Liliencron focht als Offizier in den Kriegen für das neue Werden Deutschlands. Er wurde von gegenständlichen Waffen sehr gegenständlicher Feinde verwundet. Bei Dehmel war der Krieg, geschahen die Verwundungen, fochten die Gegnerschaften im Inneren. Er war 1863 geboren. Dauthendey fand die Weltnähe nur in der Sehnsucht nach der Ferne, zu der er sich, alle Völker der Erde besuchend, immer wieder verurteilte, damit er durch Gegensehnsucht zur Ruhe fand.

Sein Haupterlebnis, der Krieg, ließ Liliencron auf segensreichen Umwegen Dichter werden; erst Ende seines dritten Jahrzehnts. Dehmel und Dauthendey wollten von Anfang an Dichter werden.

Liliencrons Werk, vor allem seine Gedichte, sind leidenschaftliche, herrische Schöpfungen voll Kampflust, voll Freude am Abenteuer, stets erfüllt von der Liebe zur heimatlichen Erde, die in seiner Zeit großen Gruppen unseres Volkes fremd zu werden begann. Deswegen nahmen Dehmel und Dauthendey Auftrieb zur Eroberung des Unsichtbaren.

Liliencron beharrte stetig breit und stark auf der Erde. Er nannte Dehmel den größten Dichter seiner Zeit und meinte, sein eigenes Werk sei vergänglich: sein Feuer, sein Griff, sein Tonfall, Marschgesang, kriegerische Musik, Klang und künstlerisches Zartgefühl. Seine Leidenschaft war urwüchsig. Sie ist die Wiegengabe der germanischen Menschheit.

Wild, gleich zähen Flammen brachen die Worte aus ihm hervor wie aus einem Urmenschen. Dann wieder ist er galant, zierlich wie das Rokoko. Immer aber singt dieser nordische Troubadour nur aus seinem persönlichen Erlebnis heraus. Er war ein Meister der Form, er mußte dazu werden, weil das Flackernde seiner inneren Stimme nur durch stärkste Form gehalten werden konnte, sollte ihm nicht alles zerstieben. „Haltung" verlangte der Soldat in ihm. In verbissenem Ringen um die ihm nötige Selbstbezwingung gewann sein Wort ungeahnte, gesammelte Wucht, es war knapp, schlagkräftig und erlesen wie keines nach ihm bis heute.

Die Zeit hatte sich vom Zusammenhang mit dem großen Ganzen und in sich gelöst, die Kunst der Sprache war literarisch geworden, „das anmaßliche Hirn warf sein Panier über die Herzen". Der neue Reichtum Deutschlands, das schnelle wirtschaftliche Emporkommen vieler Schichten, überrannte die seelische Entfaltung. Bald nach den siegreichen Feldzügen, nach dem nationalen Aufschwunge, begann eine gefährliche Trennung in unserem Volke. Das Geldbürgertum und das Proletariat wuchsen durch die rücksichtslose, eigensüchtige Ausnützung der Maschine feindlich voreinander auf. Die technischen Erfindungen überlärmten, verdrängten das einzig Gewisse, es wurde ersetzt durch Gefühlsduselei und Rührseligkeit. Man fand für das Echte keine Zeit mehr, denn Zeit war Geld geworden. Die jung aufgekeimte Saat wurde auf weiten Flächen niedergetreten, obgleich man patriotische Feste in reicher Zahl feierte.

Es ist immer schlimm, wenn Daseinskampf die Sammlung zur Verinnerlichung schmälert, aber es wird Verbrechen, wenn dies geschieht, wie es sich damals wieder einmal ereignete, um sich äußerlich zu bereichern, vergänglicher Güter wegen. Die von allen kindisch-leichtfertig, ohne Rücksicht auf den Nächsten und damit ohne Rücksicht auf die Zukunft der Nachfahren, ausgenützte Möglichkeit des leichten Geldverdienens lockerte die gegenseitigen Verantwortungen. Die Ichsucht trat an die Stelle der Persönlichkeit, die erzogener Teil des Ganzen ist, um dessentwillen der einzelne allein wichtig sein kann. Das Dasein verarmte im gleichen Maße nach innen, als es nach außen glanzvoll wurde. Das haben die Dichter gespürt, denn Dichter sind Seher. Liliencron floh zurück zu dem Erlebnis der Schlachtfelder von 1866 und 1870/1871, Dehmel sang zum Himmel empor und in die Hölle hinab, Dauthendey reiste in überseeische Länder.

Max Dauthendey, dessen Vater Hoffotograf in Petersburg gewesen war, erkannte früh, wie Richard Dehmel, daß Neues nötig und unter der Oberfläche unterwegs sei, dem sie den Weg zu bereiten hätten. Sie suchten danach. Liliencron, der älter war, suchte nicht. Er wußte, daß alles Neue, das Wert hat, immer nur das gereinigte Ursprüngliche ist, er lehnte seine Umwelt ab, schwächte sich nicht durch sie, blieb auf sich zurückgezogen. Dehmel suchte in seiner untergründig auseinandergleitenden Gegenwart, die ihn erst nicht verstand, die ewigen Sinnbilder. Das wurde beruhigende Ausrede für viele, damit gewann er Gefolgschaft. Weil er Einigkeit in seinem Vaterlande nicht fand, suchte er die Gemeinschaft aller Menschen, doch er wollte, daß auch sein Land sich aufraffte und das Mögliche ändere. Damit gewann er die Jugend, der er ein hinreißender Führer, Freund und Förderer wurde, ungeachtet er traurig wußte: wirklich helfen kann keiner dem andern, ausgenommen durch Rat und in wirtschaftlicher Art. Ahnungsreich schrieb er seinen „Arbeitsmann“:

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
mein Weib!
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,
und haben die Sonne und Regen und Wind.
Und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit.

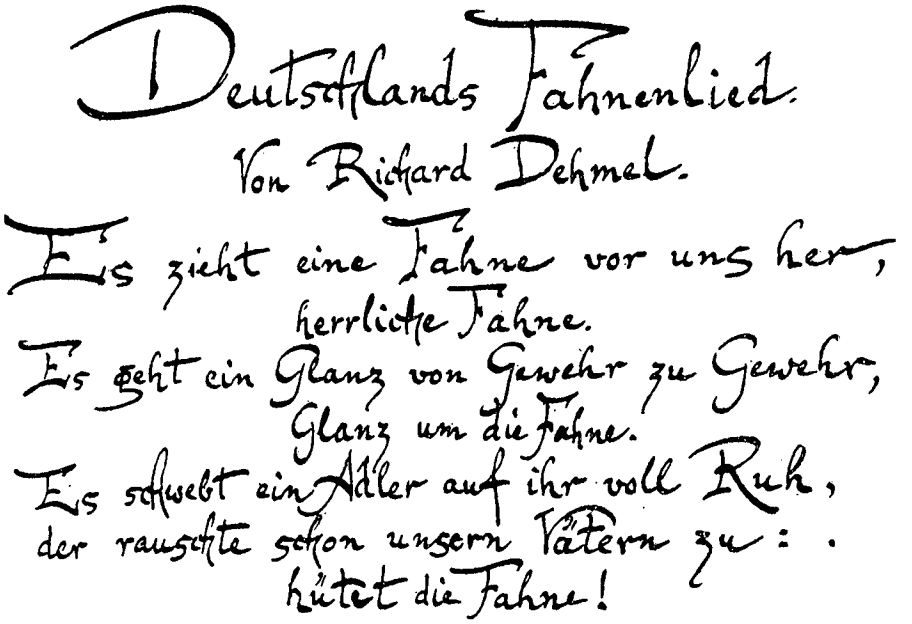
Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn,
mein Kind,
und über den Ähren weit und breit
das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn,
oh, dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid,
um so schön zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit.

Nur Zeit! wir wittern Gewitterwind,
wir Volk.
Nur eine kleine Ewigkeit;
uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,
als all das, was durch uns gedeiht,
um so kühn zu sein, wie die Vögel sind.
Nur Zeit!

Das fand der damals lesende Teil des Volkes, „das literarische Publikum", „interessant" und „modern". Die Gefolgschaft des Dichters bestand in dieser Zeitspanne hauptsächlich aus Menschen, die solche Worte für ernste Dinge gebrauchten. Dehmel war ein in überreichem Fühlen aufbäumender Willensmensch im Geiste, Liliencron ein zum Beharren in sich und auf seinem Stück Erde Getriebener, Dauthendey suchte räumlich, in der Breite und in der Weite.

Erst die große Offenbarung, der Ausbruch des Weltkrieges, den Liliencron nicht mehr erlebte, gab Dehmel wie Dauthendey die Liliencronsche Klarheit, daß allein die Tat wahre Dichtung erzeugt, daß sie sonst Tändelei bleiben muß, im besten Falle Genuß schafft für einen kleinen Kreis.

Dieses Wissen Liliencrons, triebmäßig von seiner Geburt an in ihm, zog Dehmel, den gewaltigen Geist ohne Ankerplatz, zu dem trotzigen Instinktmenschen, wie diesen an Dehmel band, daß der mehr gelernt hatte, eindringlich zu denken vermochte in einer Zeit, in der das Hirn zum Wichtigsten geworden schien.


Deutschlands Fahnenlied.
Von Richard Dehmel.
Es zieht eine Fahne vor uns her,
herrliche Fahne.
Es geht ein Glanz von Gewehr zu Gewehr,
Glanz um die Fahne.
Es schwebt ein Adler auf ihr voll Ruh,
der rauschte schon unsern Vätern zu:
hütet die Fahne!

Eigenhändige Niederschrift der ersten Strophe von Dehmels Fahnenlied, 1914

Sehr aufschlußreich ist das Vorkommnis auf Burg Lauenstein während des Krieges bei einer Tagung, die der Verleger Eugen Diederichs, wie immer vorausschauend, zusammengerufen hatte. Es sollte Klarheit geschaffen werden über das Führerproblem. An dieser Tagung nahmen mit anderen teil Paul Ernst und der Kriegsfreiwillige Richard Dehmel. Alle waren im vollen Bewußtsein, daß dieser Krieg erst seinen Sinn bekäme, wenn stärkere Gemeinschaft unseres Volkes durch ihn würde, eine Gemeinschaft unter einer Führung, wie sie im deutschen Volke noch nicht war. Dehmel las an einem Abend im kleinen Kreise seine Arbeit vor, der er den Titel gegeben hatte: „Hymnus barbaricus", mit den bitteren Wiederkehrsätzen: „Deutschland frohlockt, Frankreich frohlockt, Rußland frohlockt, England frohlockt, Italien frohlockt, Bulgarien frohlockt, der Nigger frohlockt, der Kuli frohlockt, der Yankee frohlockt und — Menschen frohlocken..... Menschliche Intelligenz ist unablässig beflissen / Menschen und Menschenwerk zu vernichten / und — Menschen frohlocken." Dehmel, als einundfünfzigjähriger Landsturmmann in den Krieg gezogen, war nach kurzem Bluterlebnis wieder beim Denken gelandet.

Der Aufschwung, das Vertrauen, das ein ganzes Volk gegen die Weltübermacht stehen ließ, waren in ihm bereits wieder im Sinken, ungläubig und unsicher wie die meisten seiner Zeit, die nicht darauf vertrauten und sich nicht damit begnügten, daß jedes Blutgeschehen von selbst Geist in sich trägt, daß dieser schöpferisch wird, wenn es not ist, daß dieser sich von selbst offenbart, ist die Zeit erfüllt. Das, was Dehmel im Felde erlebt hatte, war gemäß seiner Art von neuem dem Suchen nach „Fortschritt der Menschheit" gewichen. Dehmel war bös angeeckt, als er nicht mitberatschlagt hatte und, zurechtgewiesen, die Erklärung abgab, das Reden hülfe nichts, dadurch würde kein Führer erstehen, er wäre gewiß bereits auf den Schlachtfeldern geboren, wenn nicht, vermöchte dies eine vielwortige Unterhaltung auch nicht zu ändern; ein echter Dehmel. Er dachte das Richtige und handelte im Augenblick danach, gleichzeitig aber grübelte er besorgt und ungläubig nach raschen Lösungen. Als Dehmel das gleiche vorlas, was der weitab in Java festgehaltene und dahinsiechende Dauthendey, der sich in Sehnsucht nach Deutschland verzehrte, zur selben Stunde in seinen Briefen in die Heimat schrieb — daß Europas Schlachtenlenker niedergetreten seien durch die asiatische Art der Heeresführung —, als Dehmel vom Selbstmord Europas sprach, versagte ihm, dem Tapferen, die Sprache, das Leben des Dichters; er weinte. Er war hinausgezogen, weil er erkannt hatte, viel Unrecht sei gutzumachen am Volk, um das Neue mitzuschaffen. Aber er verfiel über dem fruchtbaren, furchtbaren Geschehen in Rührung.

Der selbstzerstörerisch um Klarheit Bemühte, der sich nie Schonende, immer im Werk unerbittlich zum Verschleierten Strebende, es untergangssehnsüchtig Aufsuchende, der sein zu starkes Bewußtsein fliehend, um es dadurch zu verderben, oft zum Grauen hinabstieß, stammelte: „Das müßt ihr ändern! Das müßt ihr

Jungen machen; ich bin fertig." „Nein, nein", wehrte er hart die teilnehmende Bestürzung ab, die mehr ihm als dem Geschehen galt, „meine Zeit ist am Ende." Das war seine letzte Erkenntnis.

Bald darauf starb er an den Folgen des Krieges. Doch sein letztes Buch hieß „Zwischen Volk und Menschheit". Er kam von sich nicht los, er war früh weit gegangen und spät zurückgeblieben. Er sprang zu weit und verlangte zu viel, statt daß er vertrauensvoll gemessen ging und aus der Beschränkung seine Kraft nahm. Er wollte erdacht „die Menschheit", ehe seine Nation volkhaft geworden war.

Zu lange hatte sein Zeitgeschlecht, das als äußerstes fähig gewesen war, gemäß seiner Herkunft, heldenhaft im Kriege zu kämpfen und in seinen Besten die gewaltige Arbeit und Verpflichtung des Kommenden zu verspüren, dieses mit verhüllenden Verzierungen umwunden und umsungen. Der Völkerzusammenprall beendete mehr als ein Jahrhundert.

Die Kraft, die den liebenswerten Denker Dehmel verließ, hätte seinen Freund Liliencron nicht verlassen. Aber dieser war 1909 gestorben, als seine höchste Sehnsucht erfüllt war, mit Frau und Kindern die Schlachtfelder zu besuchen, auf denen er in Frankreich gekämpft hatte; er wollte sich neue Kraft holen dort in der Erinnerung an die Gemeinschaft, die er im Kampfe Mann gegen Mann erlebt hatte — gegen das selbstgefällige Spießbürgertum, das an keinen Wechsel der Zeiten mehr glaubte.

Dauthendey, der schwärmerische, leicht überspannte, farbendurstige und formenreiche Franke, entsprang immer wieder dem greisgewordenen, lauen, satten und anscheinend für immer zufriedenen, seelisch verkargten Deutschland und Europa, aus dem sich Liliencron seit je rückwärts auf sein nordisches Stück Deutschland geflüchtet hatte. Dehmel versuchte, mit seinem scharfen Verstand und Teilnahme an dem Schicksal der „enterbten" Schichten, im letzten Augenblick mit der Waffe in der Hand mit zu ordnen, bis er und sein Land, zufolge mangelnder Vorbereitung der inneren Wehrfähigkeit, zerbrachen.

Aber in einigen Kriegsgedichten Dehmels war alles vollendet gewesen. Damals, als er umgeben war von den Besten seiner Volksgenossen, die früher Kastengeist von der Schicht, der er äußerlich zugehörte, abgetrennt gehalten hatte. Im Kriege, im Schützengraben und auf den Märschen fand er zu dem echten, einfachen, unendlich tiefen, väterlichen Ton der Schlichtheit zurück, die der Grundzug seines sonst so gegensätzlichen Wesens war, sobald er den unechten Schmuck seiner Zeit, das Literarische, das „Intellektuelle", von sich abtat.

Hoch am Gewehr den Blumenstrauß,
so zogen feldgrau wir hinaus.
Der Weißdorn trug schon rote Beern;
wann werden wir wohl wiederkehrn?

Durch manche Stadt marschierten wir,
in manchem Dorf quartierten wir;
an manchem Friedhof gings vorbei,
der Kreuze stürzten viel entzwei.

Der graue Rock, der ist nun fahl;
das Feld liegt wüst und welk und kahl.
An einem langen Massengrab
stelzt eine Krähe auf und ab.

Wo einst der Weißdorn hold geblüht,
da wird jetzt rotes Blut versprüht;
aus einem schwarzen Trümmerherd
stiert ein verlassnes Wiegenpferd.

Bald kommt die liebe Weihnachtszeit,
von Frieden träumt die Christenheit,
den Menschen alln ein Wohlgefalln;
wir hören die Kanonen knalln.

Wohl schickt die Heimat Liebesgabn,
wir freun uns dran im Schützengrabn;
es friert die Haut, es knurrt der Darm,
allein ums Herze ist uns warm.

O Weißdorn mit den roten Beern,
was wird der Frühling uns beschern?
Das alles ruht in Gottes Hand,
Auch du, geliebtes Vaterland.

Dehmels Umwelt verdarb ihn. Wohl ahnte er immer wieder in seinen die Sterne suchenden Gesichten, mehr Christ als der „Heide" Liliencron, nach dessen Art er sich leidenschaftlich sehnte, daß alles, auch die Erde, „voll Himmelsblut" ist, aber er blieb ein Kind der Zeiten, die die Erde vernachlässigten um des Jenseits willen. Dieser wendisch-deutsche Mann, der wohl wirklich, wie er sagte, „in wilder Nacht und großem Wollustrausch" gezeugt war, bat erschütternd in ereignisarmer Friedenszeit: „Führe uns in Versuchung!"

Unruhevoll, langehin Gewinn in Weiten statt in der Tiefe der heimatlichen Beharrung suchend, reiste Dauthendey zu den „Wilden", um dort die Tiefe der Ursprünglichkeit, die Würde des Seins, die verlorene Festlichkeit zu finden und für sich zu genießen, sie wie ein Pflanzen- und Schmetterlingssammler zusammenzuraffen und heimzubringen, damit auch sein Deutschland aus dem schal gewordenen Alltag wieder seelische Freude und Erneuerung schöpfe vom sturen Geldanbeten und von seinem Irrweg zurückfände durch das Vorbild — Asiens.

Wie rührend, wie traurig ist dies alles! Nur in wenigen volkstümlichen Gedichten, die aber mehr wie Studien des Volksmäßigen anmuten, ist Dauthendey von seiner Zeit nicht angekränkelt.

Wohl leuchteten noch die Klassiker, als Liliencrons männliche Fanfare ertönte, da Dehmel suchend mit früh verrunzelter Stirn ernst und besorgt sprach und der feierliche Gongschlag Dauthendeys dumpf hallend von fernher erscholl. Aber sie waren zu Jubiläumsgestalten, zu unrichtig aufgestellten Museumsstücken geworden und, wie man meinte, ausschließlicher Besitz der sogenannten Gebildeten, deren einer zu werden der Leutnant Liliencron sich bemüht hatte, was ihm, für uns erfreulich, nie ganz gelang.

Abhanden gekommen war der Staatsleitung, daß richtige Bildung Herausbildung des einzelnen ist aus dem gemeinsamen Besitz seines Volkes, aus dem allen Gemeinsamen, dem Volkstum, daß dieses bloß immer wieder von den Überschotterungen freigemacht werden muß, um Gewächse gemeinsamer Art auftreiben zu lassen, gewiß nach der Kraft jeder einzelnen Wurzel, aber stets aus gemeinsamer Erde. Man bog und brach die Menschen zu einer gleichzeitig der Zukunft wie dem Ursprung abgewendeten Art, suchte mehr Wissen von allem anderen, nur nicht von deutscher Art. Man richtete sich nach Fremdem zurecht, nannte sich „Weltbürger", ohne ein richtiger deutscher Bürger zu sein, man war gehorchender „Untertan" und meinte, damit seiner Pflicht zu genügen. Oder man begehrte auf und suchte kindisch-uferlos „das Internationale", das nicht gegenseitige Achtung der Nationen war, sondern Selbstaufgabe, um grenzenloses Unglück zu ernten, weil das Leben nicht durch Hirngespinste zu ändern, sondern blutvolle Beschränkung ist, ein für alle Male gegeben.

Dieser Mischmasch-Grundriß nahm das Wichtigste, das Verbindende hinweg und trennte überall weiter, statt zu binden. „Spezialistentum" war die Folge. Dagegen erhob sich der Kampf der Wertvollen in der Zeit vor dem großen Krieg, die sich von dem, was ihnen in der Schule eingepaukt, von der Art, wie es ihnen beigebracht worden war, aus Selbstrettung freizumachen versuchten. Daher kam der Kampf der begabten Jugend aller Klassen, Stände und Schichten gegen die geheuchelte Sittlichkeit, die so sehr in jedem Munde lebte, gegen die jedoch fast alles Zeuge war, was der junge Mensch sah, was er um sich und an sich erlebte. Daher stieg die Frau zum vornehmlichen Gegenstand der Betrachtung in der Dichtung auf, weil sie immerhin noch am meisten Ursprünglichkeit besaß, denn sie gebar stets neu die Nation — aber daraus wurde die „Frauenbewegung", die „Emanzipation", geschmacklose Frauenliteratur, unselig entschleiernde Selbstbekenntnisse, Abziehung der Frau von ihrem Wesen. Was dieses Geschlecht umfing, zerstörte es.

Hier ist Dehmel vieles gelungen, weil ihm da wahrhaft ewige Zweiheit, die Zweiheit zwischen Mann und Frau, die Einheit wird im Kinde, als fester Gegenstand gegeben war:

... Ich bin der Herr, dein Gott! Du sollst mich ehren:
Auf meine Kraft dein ganzes Leben baun,
in jeder Drangsal selig mir vertraun,
nach keiner Zuflucht außer mir begehren ...

Denn du bist meine Welt! Dich will ich segnen ...

Und will auch dir mich weihn: will meine Fehle
durch unsern Bund entsühnen und versöhnen,
mich mit dir, in dir immerfort verschönen,
du meine Welt, du deines Gottes Seele.

Dehmel fand hier ans Ziel. Ihm war Liebe der Geschlechter nur sinnvoll und erhaben, wenn sie die Zukunft schuf, das Kind. Es war ihm der Held, in dem das Unheimliche mit dem Offenherzigen eins wurde, in ihm fand er Himmel und Erde, den Erlöser und den Teufel, jedoch er sah gleich wieder im Kinde Narrheit, Widersinn und Lüge, zerdachte die rätselhafte Einigkeit, vor der, da sie uns gegeben ist, Gläubigkeit, Hinnahme und Ergriffenheit allein ziemen und sonst nichts. Immer wieder, auch hier suchte er am Ende die Gemeinschaft im „Menschen", der sich in Mann und Frau teilte. Er stand gegen das auf, was ist, und suchte vor die Schöpfung zurück, als wäre in ihr Gott ein Irrtum widerfahren.

Die Jugend hat, an ihrer Spitze Dehmel, einen sehr heldischen Kampf gegen die Enge des einschnürenden, zum Zusammenbruch führenden Pfahlbürgertums geführt. Aber dies war in der Mehrheit und in der Macht, und das Kampfziel war wenig klar. Jeder focht vom andern abgesondert, und Dichtung kann nichts ändern, wenn sie abgetrennt ist vom Leben und darum „Literatur" heißt. Als Beweis, wie sehr dieses Ringen bis in unsere jüngste Gegenwart hinein dauerte, sei an die Auseinandersetzungen in der Dichter-Akademie in den Jahren vor der nationalen Erhebung erinnert, als jeder empfand: Abteilung für „Dichtkunst" sei nicht mehr entsprechend; die eine Gruppe aber verlangte Abteilung für „Literatur" und die andere „für Deutsche Dichtung" — es war kennzeichnend, wie sich auch hier die Kräfte am Wort unversöhnlich voneinander schieden.

Man war, ob man wollte oder nicht, äußerlich und bezeichnete sich stolz als „Idealist". Viel mehr als man dachte, hatte Liliencron recht, der früh von einer „feigen Zeit" sprach, für die Rache kommen würde; die Dichtung war nur noch „ästhetisch". Dagegen stand der „Naturalismus", der „Realismus" auf, gegen die verlogene Moderichtung der Verflachung, der Abtrennung vom Leben, aber man nannte wieder Leben nur das Sichtbare, das Äußerliche — es wurde abermals bloß eine Sondergruppe, von der sich unsere drei Dichter bald trennten, zu der sie nur kurz hingehorcht hatten.

Heftig höhnte Liliencron die Familienblattonkel und -tanten, die die große Menge der Lesenden beseligten. Dagegen stürmte er mit seinem ganzen Feuer

erbittert los, der Todfeind der „Tutlitut und Pieplieplep", der „Seifenwasserpoeten", der „Mondscheinmeckerer", der „Gitarrenwimmerer", der „Tau-Au-Dichter" mit ihrem „saftlosen, blutleeren Blödsinn", der „Lyrikaxe und Lyrikusse" in einer Zeit, da Hebbel, Nietzsche, Mörike, Raabe und Storm vergeblich um größere Gefolgschaft in ihrem Volke rangen. Mit Literatur war das Übel der grundlosen Selbstgefälligkeit, die anmaßende Richtungslosigkeit nicht niederzuwerfen, die das ganze Volk, die zu gewaltiger Zahl gestiegene Arbeiterschaft auch bereits in ihrer Zielsetzung angesteckt hatte. Bismarck hatte das gewußt, er hat es immer, noch als Verabschiedeter, vergeblich jedem in Hirn und Herz zu hämmern versucht, daß das, was ihm gelungen war, nur ein Anfang wäre, die Grundlage, das Mögliche, das damals zu schaffen gewesen, aber man nahm, weil es so beruhigend war, den Notbau als Prunkbau für alle Zeiten, man feierte den Notbau, das Erreichte, man „genoß", statt daß man weiterrang, weiter, weiter!

Exlibris Richard Dehmels nach seinem eigenen Entwurf

Das alles haben Liliencron, Dehmel und Dauthendey gefühlt, stets am stärksten Dehmel, was seinen Dichtungen die Bedeutung gab und sie zugleich schwächte. Denn es schwächt und stört, sich zu sehr mit vergänglichen Zeitfragen zu beschäftigen, deren Entstehen gewiß Wirkung des falschen Weges, aber nicht dessen Ursache ist, wenn man die Ursache mit den gleichen Mitteln sucht, die zum Übel wendeten, wenn man nicht die Gegenwart erleben kann, indem man das Ewige in ihr unabgetrennt von ihr und ohne Gewaltsamkeit, sie nicht erst in sie hinein legend, in den Dingen besitzt; was Dauthendeys Herz vermochte. Dehmel hatte auch das erkannt, aber er erhob, immer zu sehr nur auf das Ziel in der Unendlichkeit sehend und jede Zeit „Übergangszeit" nennend, auch Vergängliches, Äußerliches zu den Sternen. Darum ist er manchmal gekünstelt, vom „Jugendstil" nicht frei, der statt erhabener Handwerklichkeit Kunstgewerbe war. Ursprünglichkeit eignet nur dem, der das Nächste erlebt, es nicht dauernd ruhelos überfliegt. Dehmel grübelte in der Hingabe, warum er sich hingab, und half sich von außen über das Begriffliche manchmal hinweg in einer Dichtungsscheinform. Er war zu sehr Freiheit ohne Beschränkung.

Liliencron hingegen kam seine dichterische Kraft aus der Beschränkung, die er sich nicht erst auferlegen mußte, gegen die er nicht aufbegehrte, die er weltklug

besaß. In jedem Wassertropfen, der leuchtet, ist dem Dichter alle Welt. Liliencron sprach in brausender, irdisch auflohender Musik aus, in den Farben, die vollendet unsere Augen sehen dürfen, in den Formen, die der Dichtung im Plane der Welt gegeben sind. Dehmel kündete wohl von der Nötigkeit der Beschränkung, aber sie wurde ihm zumeist zum Sprungbrett des Gedankens, der ohne Farbe ist und die Formen der Irdischkeit zersprengt. Er war Erklärer. Liliencron bot dar, alles enthüllt sich bei ihm von selbst, er gab sein Leben, das alle Maßstäbe der Erde, das Rätsel hinter den Dingen enthielt, das wir anzubeten haben, das sich nicht enthüllen läßt, das sich nicht in lyrische Lehren fassen läßt, wie es Dauthendey versuchte.

Liliencron war nie irrender Trieb, Dauthendey ein zu weiches Herz, Dehmel ein Aufbegehrender nach dem Warum. Dehmel war ein großer Mensch und Dichter mit allem Widerspruch, der im Werk ausgelassen wurde wie ein Junge, wenn er durch verzweifelndes Bemühen wieder drauf gekommen war, daß alles Suchen nicht mehr Sinn finden kann: „Es freut ein gläubig Herze sehr, das Glockenspiel zu hören."

Aber weil er zu glücklich war, dies mit schwerer Mühe erkannt zu haben, suchte er hastig neue Beweise für das, was Liliencron keines Wortes wert war, weil es der Ursprung und auch das Ende der Dichtung ist.

Liliencron hätte niemals die Zeilen Dehmels gedichtet:

Was sind Worte, was sind Töne,
all dein Jubeln, all dein Klagen,
all dies meereswogenschöne,
unstillbare laute Fragen.
Rauscht es nicht im Grunde leise,
Seele, immer nur die Weise:
Still, o still, wer kann es sagen?

Das war Liliencrons Voraussetzung; er schrieb kurz und fest:

In dieses Lebens ew'gen Kümmernissen
Weiß ich ein Schloß, Château d'amour genannt.

Als die Jugend damals ihren Kampf gegen den welken Idealismus ihrer Zeit begann, nannte sie ihn mit Recht Verlogenheit, aber es war deutsche, und daher leicht bilderstürmende Jugend. Hartes Erleben und Erfahrung waren nötig, bis wieder von beiden Seiten erworben und erlebt war, daß Idealismus die Wirklichkeit des Menschenlebens, die einzige „Wahrheit" des Menschen ist.

Liliencron liebte das Ahnherrliche seiner Vorfahren. Er trug ungebrochen in sich, was ursprünglich dem Adel eignete, als er wurde, das Ethos der Fürsorge für die Schwachen, für die Unbeschützten, das Innerliche, wahrhaft Ritterliche, das auch zum großen Teile in vielen verlorengegangen und entartet,

von Äußerlichkeit überwuchert war. Dichter und Mensch sind im ewigen adeligen Blut Liliencrons, im deutschen Weltbürger Dehmel und im grüblerischen Schwärmer Dauthendey ganz eins gewesen. Das machte ihr Schaffen wertvoll, machte sie zum Abbild des ewigen Menschensuchens in ihrer Zeit.

Liliencron mußte schuldenhalber seine Laufbahn als Offizier beenden, aber er war und blieb in seinem Inneren Soldat. Als solcher fuhr er nach Amerika und war dort Stubenmaler, Bereiter, Klavierspieler in Kneipen und ähnliches. Liliencron, obwohl er als echter Soldat nie einen Stand oder eine Klasse verachtet hat (denn er mußte jedem ohne Unterschied schenken, jeder Magd und jedem Bauernmädchen nahte er mit romantischer Ehrfurcht, jeder im Blütenmeer seines Volkes huldigte er „als vollendeter Kavalier"), war auch anfangs von seiner zeitlichen Umgebung gefangen; er war in seinen Anfängen „feudal". Darum fehlen in seinem Werk, entgegen seiner sonstigen Art, alles aus seinem Leben rücksichtslos vor alle hinzustellen, die Erlebnisse der Zeit in Amerika, das er mit Inbrunst haßte. Liliencron verachtete sein geldzusammenraffendes Zeitalter so sehr, daß er Schulden auf Schulden häufte und sein äußerliches Leben dadurch für lange schwer machte. Er konnte nie verstehen, daß die Gesamtheit nicht für den Dichter sorgt, deren Vertreter er ist, für die er allein singt. Hier klingt ein Ton auf von der gegenseitigen Verpflichtung aller in einem Volke.

Gedicht von Detlev von Liliencron mit Randleiste von Peter Behrens. Aus der Zeitschrift „Pan", 1899

Liliencron wurde preußischer Verwaltungsbeamter, erst Hardesvogt in

Pellworm und dann Kirchspielvogt in Kellinghusen. Als Beamter der Ordnung beschenkte er die, die er wegen geringer Vergehen bestrafen sollte; war eine Zigeunertruppe zu verweisen, so stand er bewundernd unter den märchenhaften Gestalten und ließ sich von einer Schönen vortanzen in seinem unstillbaren Begehren nach Schönheit.

Das Wattenmeer und seine Halligen, die stürmische Nordsee, von ihm nur „Mordsee" geheißen, die Ebbe und Flut kennt, wie sein Blut sie kannte, haben ihn endgültig zum Dichter gemacht.

Natur und Volkstum waren seine Paten. Als er, aus Amerika zurückgekehrt, das Bündel aufschnürte, in dem er Erinnerungen an seine erste Jugend- und Offiziersjahre zur Aufbewahrung gegeben hatte, zitterten ihm die Hände. Der große Schmerz, das Wissen um das unveränderliche Gesetz des Lebens stieg damals, von ihm neu erlebt, in ihm auf. Er schrieb seine ersten Verszeilen.

Zwei Ehen mit adeligen Frauen wurden in der vornehmen Art, die ihm eignete, geschieden, er mußte wieder den Dienst des Staates wegen Schulden mit Wucherzinsen verlassen. Damals war viel Recht zu Papier geworden, oft war das Gesetz statt Wohltat Plage. Gott war überwunden, er lebte für die Menschen nurmehr am Sonntag in den Kirchen und durfte die Herrlichkeit der Menschen nicht stören. Die Tochter eines Marschbauern gab Liliencron schließlich das Glück der Ehe und Kinder. Er war ganz zu dem in ihm beharrenden Ursprünglichen heimgekehrt.

Liliencron, „die Heimatseele", wie ihn Peter Hille nannte, gab zur Schönheit das jeder Gestalt Eigentümliche hinzu. Nichts Menschliches kann und darf unserer Dichtung seit Liliencron fern bleiben. Er riß die Jugend, nicht durch seine Erscheinung wie Dehmel, er riß sie durch sein Werk mit. Er ist fähig, jede Jugend hinzureißen, die nach Kraft und Mut und Heldentum und Vaterlandsliebe begehrt, der Kampf höchstes Lebensgefühl bedeutet. Er wußte: „Vaterlandsliebe ist unser Heiligstes." Er wußte, daß der Krieg etwas Furchtbares, aber Unabänderliches, der Vater aller Dinge, nichts Frischfröhliches ist, aber er muß sein, er allein wirft mit seinem eisernen Sturmwind das faule Obst von den Bäumen, er allein ist fähig, das Erleben der Grundlinien und Gesetze des Seins immer wieder rettend für alle aufleuchten zu lassen. Darum zerbrach Liliencron nicht wie sein Herzensbruder Dehmel vor der letzten Wahrheit, die beide im Kriege erlebten, nach der sich Max Dauthendey zersehnte, für die er sich Ersatz zu schaffen versuchte, indem er schreibend die Weite eroberte. Aber das Leben ist größer und tiefer und strenger. Ihm ist nicht mit Worten, und wären sie noch so schön und prunkvoll, beizukommen. Mit Gesang ist auch nicht der Tod, wie Dauthendey meinte, zu überwinden, der das Unterpfand unseres Lebens ist und dem Irdischen Entsetzen bleiben muß, damit es voll genossen und erlitten wird.

Vergeblich und unverbesserlich riß sich Dehmel in seinem Kriegstagebuch zum Glauben auf, der Wille war; er konnte das Dasein nicht anders ertragen als

in der Hoffnung, daß die Menschen zu ändern wären, daß sie „fort" schreiten müßten, müßten, müßten!

Liliencron verstand unter „Volk" die „brave, herrliche, meistens handarbeitende Mittelklasse" — das internationale Proletariat, das Dehmel zukunftsnäher und zugleich zukunftsferner nicht aus seiner Betrachtung ließ, war für Liliencron nicht „Volk". Er liebte den deutschen Arbeitsmann im „schmutzigen, staubigen Ehrenkleid", das gesamte arbeitende Volk.

Auch vom Himmel ein Stück;
Offener Frauenarm, Kinderjubel, häusliches Glück.

In Liliencrons Dichtung lebt, stampfend und dahinfließend, die kriegerische Musik der Schlachten. Sie klingt aus seinen Versen; das „Sturmsignal zum Avancieren". Er war Befreier in dumpfer Zeit, Aufbewahrer, unvergänglicher Richtungspunkt, ein Mitreißender, ein das Leben, wie es ist, inbrünstig Verehrender. Er hat unserer Sprache neue Kraft und neuen Saft, er hat ihr mehr gegeben als die meisten nach Goethe. Er war genial sprachschöpferisch; fanatisch errang er sich den schönsten, knappsten, den tonmalenden, farbigen Ausdruck als Abbild unseres sichtbaren Lebens, das nicht abgetrennt ist vom Unsichtbaren, das aber auch nicht Menschenwitz zu leichter Beruhigung willkürlich mit ihm zusammenlegen darf, wie es Dauthendey kleinbürgerlich sehnsüchtig versucht hat.

Das Wesentliche an Dauthendey ist sein fieberischer Farbenreichtum; sein Werk hat ergreifend kindlichen, innerlich bewegten Klang. Das Wertvollste an Dehmel, der auch in Prosa und Drama ganz er blieb, ist das Vorbild, das er als Mann gab, der sich dahinopfert in seiner grenzenlosen Ehrlichkeit, der das Opfer bringt, weil er anders nicht kann. Ahnungsvoll stand ihm „das Schreiben" seiner Zeit, die „Literatur", unter dem Menschsein, aber der reinen Dichtung ist beides untrennbare Einheit.

Liliencron ließ sich von Dehmel so weit anregen und leiten, als dieses heiße, leidenschaftlich jäh aufwogende Herz überhaupt zu beeinflussen war. Er hielt durch soldatische Beherrschung seine norddeutsch-romantische Urschöpfungswelt voll Phantastik und Realismus fest zusammen und ordnete sie in seinem balladenstarken Werk.

Jasmin und Rosen schicken mit Macht
Weihrauchwolken durch die Sommernacht.
Plötzlich auf dem Hügel im Gebüsch ein Lärm,
Ein einziger Schrei gellt: Hermann ... Herm ...
Und heraus stürzt vom kahlen Hügel zum Tann
Mit ausgebreiteten Armen ein Mann.
Wie still liegt das Land.

In der Rechten ein Messer, das perlt noch rot,
Damit stach er dort oben sein Mädchen tot.

Die Augen groß offen, von Lachen gepackt,
Die Brust im zerrissenen Hemde nackt,
So läuft er, erreicht den Wald, den Weg,
Und verschwindet über den Brückensteg.
Wie still liegt das Land.

Jasmin und Rosen schicken mit Macht
Weihrauchwolken durch die Sommernacht.
Der Vollmond glitzert auf Turm und Teich,
Zieht ruhig weiter durchs Himmelreich.
Der Halm steht auf, wo der Mörder lief,
Und das Blut oben schreibt einen Liebesbrief.
Wie still liegt das Land.

In allen seinen Dichtungen, selbst in seinen schwachen Romanen und noch schwächeren Dramen, in seinen meisterhaften, balladenartigen kurzen Erzählungen aus unseren Anfängen, in seinen Kriegsnovellen baute er sich sein Reich weitab vom „dezenten" Mitbürger. Die eherne Technik war der Weisheit seines Blutes nicht Herr und Gebieter, sondern dienendes Mittel, andere Form des Unveränderlichen.

Quer durch Europa von Westen nach Osten
Rüttert und rattert die Bahnmelodie.
Gilt es die Seligkeit schneller zu kosten?
Kommt er zu spät an im Himmelslogis?
Fortfortfort fortfortfort drehn sich die Räder
Rasend dahin auf dem Schienengeäder;
Rauch ist der Bestie verschwindender Schweif,
Schaffnerpfiff, Lokomotivengepfeif.

Länder verfliegen und Städte versinken,
Stunden und Tage verflattern im Flug,
Täler und Berge, vorbei, wenn sie winken,
Traumbilder, Sehnsucht und Sinnenbetrug.
Mondschein und Sonne, noch einmal die Sterne,
Bald ist erreicht die beglückende Ferne,
Dämmerung, Abend und Nebel und Nacht,
Stürmisch erwartet, was glühend gedacht.

Dämmerung senkt sich allmählich wie Gaze,
Schon hat die Venus die Wache gestellt.
Nur noch ein Stündchen! Dann nimmt sich die Straße,
Trennt, was sich hier aneinander gesellt:

Reiche Familien, Bankiers, Kavaliere,
Landrat, Gelehrter, ein Prinz, Offiziere,
„Damen und Herren", ein Dichter im Schwarm,
Liebliche Kinder mit Spielzeug im Arm.

Nun ist das Dunkel dämonisch gewachsen,
In den Kupees brennt die Gasflamme schon.
Fortfortfort fortfortfort, glühende Achsen;
Schrillt ein Signal, klingt ein wimmernder Ton?
Fortfortfort fortfortfort, steht an der Kurve,
Steht da der Tod mit der Bombe zum Wurfe?
Halthalthalt halthalthalt halthalthaltein —
Ein andrer Zug fährt schräg hinein.

Folgenden Tags, unter Trümmern verloren,
Finden sich zwischen verkohltem Gebein,
Finden sich schuttüberschüttet zwei Sporen,
Brennscheren, Uhren, ein Aktienschein.
Geld, ein Gedichtbuch: „Seraphische Töne",
Ringe, ein Notenblatt: „Meiner Camöne",
Endlich ein Püppchen im Bettchen verbrannt,
Dem war ein Eselchen vorgespannt.

In seinem „Poggfred" (Froschfrieden), dem „Kunterbunten Epos in 29 Kantussen" mit den Geleitsätzen vor jedem Kantus von Dehmel, hat Liliencron in seiner edlen, gütigen und verachtungsvoll-wissenden Art seinem durchstürmten Leben, seiner widerspruchsvollen, gärenden Wirrwarr-Zeit, der Zeit der „Beefsteakvertilger und der gefüllten Kassen", ein grausig-erhabenes Denkmal errichtet; in reichstem Vers und Reim, in einer Form, die der Ertrag seines verhinderten Tatlebens war in den Jahrzehnten der Vorbereitung.

Liliencron ist einer unserer ganz großen Lyriker und Balladendichter. Er war dem Leben zugewendet wie dem Tod, den er als Lebender pflichtgemäß haßte, aber vor dem er den Degen ritterlich senkte, weil er ihm ein ebenbürtiger Gegner war, der sich tapfer schlug. Dauthendey hat den Tod zu übersingen versucht und in mechanischer Seelenkunde gelehrt, daß alles voll Geist sei im Leben und auch im Tod. Aber darum ist auch das Leben seiner Dichtung viel Spiel und Übersteigerung gewesen, sei es in seinen Weltgesängen, in seiner einzigartigen, gedrängten halblyrischen Prosa, seinen treibhausstarken, glutvollen Novellen, die ferne Länder und deren Menschenart gestalten, in seinen Dramen. Alles an Dauthendey ist mehr Weltflucht als Wiedergabe der Welt, wie wir sie brauchen, um tapfer unsern befohlenen Weg zu gehen. Liliencron war entschlossen, noch einmal zum Himmel empor Hurra zu brüllen, bevor der Sarg die schluckende Erde berührte. Er rang mit dem Tode

überall, auch auf dem Schlachtfelde des Lebens, und freute sich des kraftvollen Feindes. Dehmel, der Liebende, nannte den Tod die „schaurigste Stunde".

Liliencrons männliche Liebeslieder und viele seiner Gelegenheitsdichtungen stellen ihn dicht neben unsere Größten. Er wäre einer davon geworden, hätte ihn mehr geistiger Gehalt erfüllt. Er war ein gnadenvoller nordischer Kämpfer voll heldischer, ungeheuerlicher Kraft und voll zartester Innigkeit aus der großen Weichheit seines einsamen Herzens.

Er starb, die Säbelnarbe auf dem Kopf, seinen Degen am Kopfende des Bettes, unter den Klängen altpreußischer Schlachtmusik, mit dem Schrei: „Warum laßt ihr mich auf dem Schlachtfelde allein liegen?"

Dehmel, der studierte, seinen Doktor machte, Beamter, Sekretär des Verbandes deutscher Privat-Versicherungsgesellschaften in Berlin und dann mit zweiunddreißig Jahren freier Schriftsteller wurde, rang stets in Qualen nach „Reinheit" und war stolz auf die „Sünde". Sein letztes Gedicht zeigt ihn ganz, den schönen Stern im Abendgrauen, dessen Leid und Klage bereits Sage geworden sind, noch einmal im heldenhaften Selbstanruf, im Letzten, Entscheidendsten nicht zu versagen:

Du meines Lebens einzige Herrlichkeit,
über alle Träume herrlich,
geliebte Seele,
meine Erleuchterin,
die jeden unsrer Tage zum Geburtstag,
jede Nacht zur Weihnacht mir verklärte:
sieh, wenn nun die Stunde kommen wird,
unaufhaltsam wie vom fernen Meer die Sturmflut,
immer näher,
schaurigste Stunde für die Liebenden,
wo sich die letzte Klarheit auftut,
wo alles Traum wird, was wir lebten,
o ewiger Traum —
sieh, dann aber wirst du stehn,
wie seit je ich dich gesehn:
groß überm Meer, die Brandung dir zu Füßen,
Felsenklippen sind dein Kleid,
das Haupt gestaltet aus der höchsten Kuppe,
umschleiert wolkenhaft vom schimmernden Flügelspiel
schutzsuchender Singvögelscharen,
so lauscht dein Antlitz, Seele, ruhig in die Sturmflut,
sonnig,
und ob dem Scheitel kreist das Adlerpaar
unsers freien Himmels.

Mein lieber alter Freund Gersdorff,

inzwischen habe ich erfahren, dass Dir etwas sehr Schmerzliches widerfahren ist – der Verlust Deiner Mutter. Als ich dies hörte, war es mir ein rechter Trost, Dich nicht allein im Leben zu wissen, und ich gedachte der herzlichen und dankbaren Worte, mit denen Du in Deinem letzten Briefe an mich Deine Lebens-Gefährtin erwähntest. Wir haben es in unserer Jugend <u>schwer</u> gehabt, Du und ich – aus verschiedenen Gründen; aber es wäre eine schöne Billigkeit darin, wenn unserem Mannes-Alter einiges Milde und Tröstliche und Herzstärkende begegnete.

Was mich betrifft, so habe ich eine lange schwere Askese des Geistes hinter mir, die ich freiwillig

auf mich nahm und die nicht Jeder-
mann sich hätte zumuthen dürfen.
Die letzten sechs Jahre waren in
diesem Betracht die Jahre meiner
größten Selbstüberwindung: wobei ich
noch absehe von dem, was mich Ge-
sundheit, Einsamkeit, Verkennung
und Verketzerung überwinden hieß.
Genug, ich habe auch diese Wüste
meines Lebens *überwunden* — und
was jetzt noch vom Leben übrig
ist (wenig, wie ich glaube!) soll
nun ganz und voll das zum
Ausdruck bringen, um dessentwillen
ich überhaupt das Leben ausgehalten
habe. Die Zeit des Schweigens ist
vorbei: mein Zarathustra, der
dir in diesen Wochen übersandt
sein wird, möge dir verrathen,

Alles verborgen in mir und will Wort und Form werden! Es kann gar nicht still und hoch und einsam genug um mich sein, daß ich meine innersten Stimmen vernehmen kann!

Ich möchte Geld genug haben, um mir hier eine Art idealer Hundehütte zu bauen: ich meine, ein Holzhaus mit 2 Räumen; und zwar auf einer Halbinsel, die in den Silser See hineingeht und auf der einst ein römisches Castell gestanden hat. Es ist mir nämlich auf die Dauer unmöglich, in diesen Bauernhäusern zu wohnen, wie ich bis jetzt gethan habe: die Zimmer sind niedrig und gedrückt, und immer giebt es mancherlei Unruhe.

wie hoch mein Wille seinen Flug genommen hat. Lass Dich durch die Legendenhafte Art dieses Büchleins nicht täuschen: hinter all den schlichten und seltsamen Worten steht mein *tiefster Ernst* und meine *ganze Philosophie.* Es ist ein Anfang, mich erkennen zu geben — nicht mehr! — Ich weiss ganz *gut*, dass Niemand lebt, der so Etwas machen könnte, wie dieser Zarathustra ist —

Lieber alter Freund, nun bin ich wieder im Ober-Engadin, zum *dritten* Male, und wieder fühle ich, dass hier und nirgends anders meine rechte Heimat und Brutstätte ist. Ach, was liegt noch

Sonst sind mir die Einwohner von Sils-Maria sehr gewogen; und ich schätze sie. Im Hôtel (Edelweiss), einem ganz vorzüglichen Gasthofe, esse ich: allein natürlich, und zu einem Preise, der nicht gänzlich im Missverhältniss zu meinen kleinen Mitteln steht. Ich habe einen grossen Korb Bücher mit herauf gebracht; und auf drei Monate ist es wieder abgesehen. Hier wohnen meine Musen: schon im „Wanderer und sein Schatten" habe ich gesagt, diese Gegend sei mir blutsverwandt, ja noch mehr." —

Nun habe ich die Schrift von meinem alten Freunde und Lie-

Fräulein Nietzsche erzählt — ein Traum von dieser Nacht brachte mich dazu.

Bleib mir gut und treu! — wir sind alte Kameraden und haben Manches gemeinsam erlebt!

Dein

Friedrich Nietzsche.

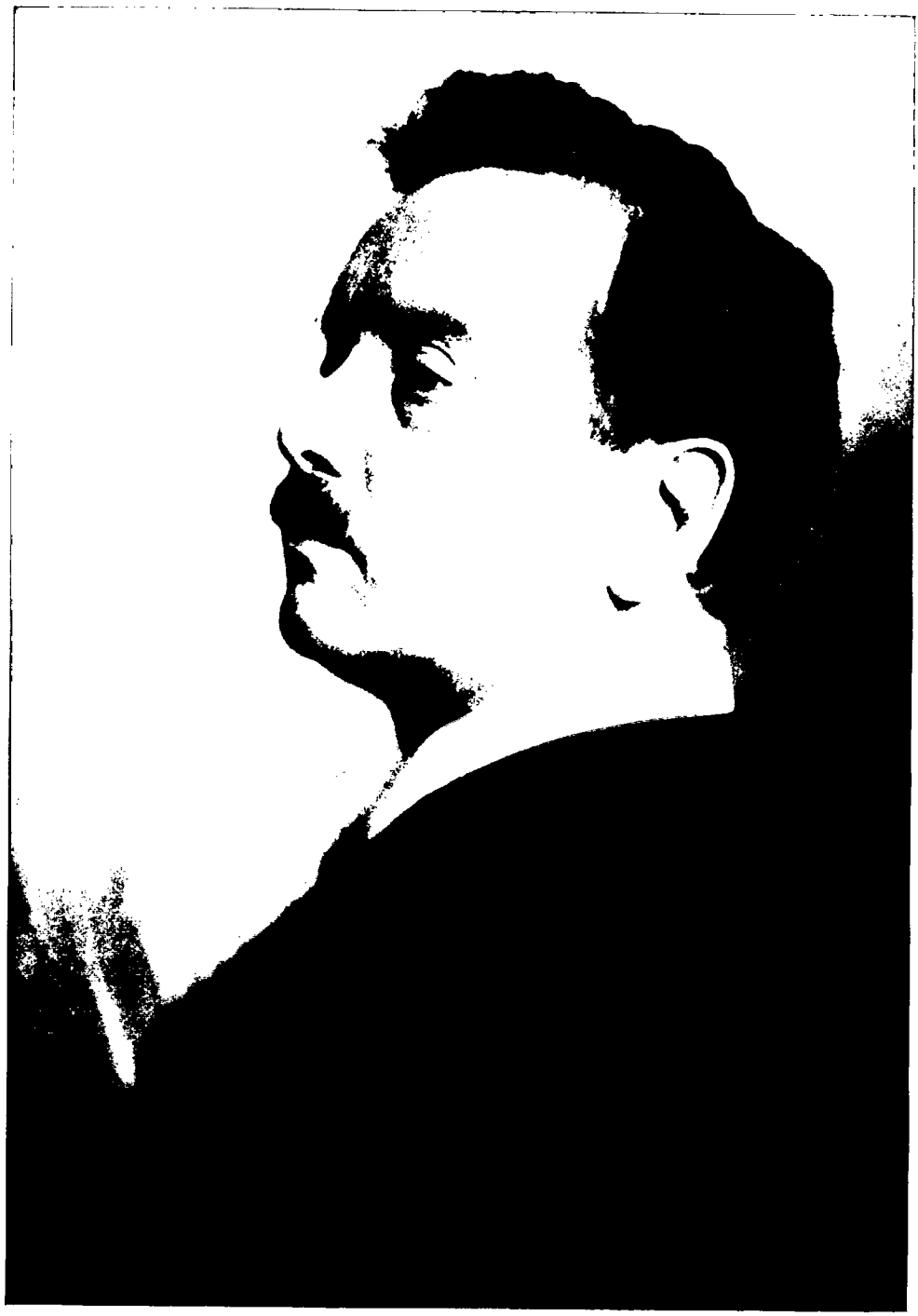
Sils-Maria, Oberengadin (Schweiz)

Ende Juni 1883.

Carl Duisberg

Alfred Graf von Schlieffen
Bronzebüste von Fritz Klimsch, 1908. Berlin, Nationalgalerie

Richard Dehmel



Max Dauthendey

In einem seiner Briefe, die Dauthendey vor seinem Tode unter dem Äquator schrieb, spricht er sehr aufschlußreich von der Vollendung seines „Liedes vom innern Auge", das er als das „größte Werk" seines Lebens bezeichnete: „Ich bin innerlich zufrieden seit gestern mittag, da ich das Lied abschloß. Wenn das Buch nun gedruckt ist und das Unglück wollte, ich sollte sterben, dann wäre meine Lebensarbeit damit erfüllt. Trotzdem ich gern noch mehr über die Weltfestlichkeit dichten und die Heimat wiedersehen möchte ... Aber Gott wird es besser wissen als ich. Und wie es kommt, so ist es gut und festlich."

Der Krieg hatte auch Dauthendey, der das Verbrennen fürchtete und es suchte in seiner Übereinkunft von Schönheitsgier, Ergründen-Wollen und Nichtergründen-Können, das schlichte Wort Gott wiedergegeben:

Gott ist Same und ist Frucht. Gott ist
Lebensdasein, Lebensflucht. Gott ist Liebe,
die die Liebe sucht. Gott ist Geist in
seines Geistes Wucht. Gott ist das
Gefühl, das liebt und flucht. Gott
heißt rund aller Geist, der voll Ge-
fühl im Weltallfeste sich beweist.
Auch das Geistatom Gott noch heißt.
Gott und Geist und Gefühl sind das
Gleiche in dem großen Weltfest-
reiche.

Gott, er ist das große Ichbewußtsein,
das im Geiste und Gefühle ewig
wacht. Und des Gottes Antlitz
ist das Weltallfest, das da ewig
lebt und lacht.

Das Zeitalter des Ausweichens, des Stockens, der lärmenden Nüchternheit, der getrennten Kunst, des Ichseins war zu Ende. Die Wolken, die Gott verbargen, hatten niedergeregnet. Kraftvoll und demütig zum Wesentlichen zurückgezwungen, begann bald darauf unser Volk sich wieder zu entfalten.

Max Reger

1873–1916

Von

Hermann Unger

Wie ein drohender Fingerzeig mußte es der in der wahnwitzigen Selbstzerfleischung des Weltkrieges befangenen Menschheit erscheinen, als in jenen Jahren und in geringem zeitlichem Abstand drei Männer dahinschieden, die vom Schicksal dazu berufen waren, der Musik ihres Landes und damit der Kultur Europas und der gesamten Welt neue Wege zu weisen, zugleich aber ihre Kunst mit dem echten Wesen ihres Volkstums enger als bisher zu vermählen. Aber mit ihrem Tode verfiel auch die Erinnerung an das von ihnen erstrebte Ziel der Vergessenheit, und das Ende des Krieges, das sie ein gütiges Geschick nicht mehr erschauen ließ, brachte auch für ihre hohe Kunst das Gegenteil dessen, was jene drei Großen seherisch als zukunftsweisend erkannt hatten: zwar hatte man angeblich „Völker befreit", aber in Wahrheit wurden nun Völker unterdrückt und mit ihnen die Musik als wesentlichstes künstlerisches Volksgut: an die Stelle der durch die deutsche Romantik zum Leben erweckten Eigenmusik der Nationen trat der für einen kulturlosen Völkerbrei erwünschte, die kampfmüden Sinne peitschende, von rassefremden Negerorgien entlehnte „Jazz", an die Stelle eigenen Volks- und Landschaftsmusizierens der internationale „Musikbetrieb" in einer Jagd nach „großen Namen", die doch nur dem Tagesruhme dienten, nach „Uraufführungen", die nackten Geschäftsgeist atmeten nicht minder als die sinn- und zwecklose Häufung von „Musikfesten", deren wahre Bedeutung in der Fremdenwerbung beruhte, trat eine erdrückende Zunahme der volks- und rassefremden Musiker im Rahmen der deutschen Konzerte, der deutschen Musikpresse, der deutschen Opernhäuser und Fachschulen. Erst heute, zwanzig Jahre nach dem Abschluß jenes Völker- und Kulturmordens, ist die späte Erkenntnis wachgeworden, daß auch der sogenannte Friede der Geister ein verlogener war, und einem deutschen schaffenden Musiker stärkster Prägung, einem Hans Pfitzner war es vorbehalten, zu einer Zeit, da die deutsche nationale Erneuerungsbewegung einsetzte, das heißt unmittelbar nach jener schmählichen „Revolution", seine Stimme für die Wiedergeburt auch der deutschen Musik und für das Recht einer jeden Nation auf ihre arteigene Musik erhoben zu haben. Er machte damit den Weg frei zur Wiederbelebung des Gedächtnisses jener drei Männer, deren Hingang unter dem Donner der Geschütze, dem Toben der Völkerverhetzung von den „Kulturnationen Europas", ja auch von ihren eignen Stammesgenossen kaum beachtet worden war: eines Claude Debussy, Alexander Skrjabine und

eines Max Reger. Von ihren Zeitgenossen fast vergessen, waren sie von ihren künstlerischen Nachkommen, so wie es Reger wenige Jahre vor seinem Hinscheiden selbst vorausgesagt hatte, „zum alten Eisen geworfen" und an ihre Stelle jugendliche Verstandesgreise gesetzt worden, die, in Deutschland wenigstens, aber wie wir hoffen, für die übrigen Völker zielgebend, der Sturm der nationalsozialistischen Umwälzung von ihren selbstgefertigten Thronen heruntergefegt hat. Und so ist heute mehr denn jemals der Zeitpunkt gekommen, für das Wesen und Schaffen dieses großen deutschen Meisters und Menschen in Wort, Schrift und Tat zu werben, ein Zeitpunkt, den Reger abermals selbst hellseherisch vorausgeahnt und vorhergesagt hat und den nicht mehr erlebt und geschaut zu haben wohl die größte Tragik seines Daseins bedeutet.

Denn an Max Reger wird alles das wahr und deutlich, was der junge Nationalsozialismus auf künstlerischem und schöpferischem Gebiet als wesentlich und notwendig erkennt. Und es mutet fast wie ein Wink der Vorsehung an, wenn Reger im engeren Sinne des Wortes ein Landsmann Dietrich Eckarts, des Verkündigers des Dritten Reiches, und im weiteren ein solcher unseres Führers Adolf Hitler selbst war und daß dasjenige Werk Regers, das seinen Namen zuerst der weiten Welt bekannt und bedeutend machte und für seine künstlerische Denkungs- und Willensart richtunggebend blieb: der „Hundertste Psalm", unmittelbar in der Nähe des Landaufenthalts unseres Führers, in Berchtesgaden, entstanden ist, ebenso wie das wohl monumentalste Orchesterwerk Regers, sein „Sinfonischer Prolog zu einer Tragödie".

Max Reger wurde in dem kleinen Dorfe Brand in der Oberpfalz, Bezirksamt Kemmnath im Fichtelgebirge, am 19. März 1873 geboren. Die Vorfahren seines Vaters, des Hauptlehrers Josef Reger, waren Landwirte und Handwerker, so wie die eines Händel, Mozart und Brahms, die seiner Mutter, Philomena, geborener Reichenberger, hatten sich zu Landgutbesitzern und Fabrikanten hinaufgearbeitet. Und Johann Reichenberger, der Vater Philomenas, galt, ebenso wie sein Bruder Martin, als Erfinderkopf, der sich sogar zu einer Zeit, da man noch nichts von einem Reis und Bell wußte, an die Herstellung eines Fernsprechdrahtes heranwagte. Regers Vater, Lehrer gleich jenem Franz Schuberts und dem Anton Bruckners, war, wie sein Sohn später mit Stolz hervorhob, ein Rechengenie und hat damit diesem wohl auch jene unfaßbare und nur an Sebastian Bach zu messende Kunst der linearen Verschlingung vererbt, ebenso wie seine von den Ortseinwohnern gerühmte und gern immer wieder in Anspruch genommene Fähigkeit des Bastelns und Wiederinstandsetzens von Uhren, Nähmaschinen, Orgelwerken dem genialen Sohne jene grunddeutsche Neigung zur Kleinarbeit, zur innigen Liebe für das Handwerkliche mitgab, eine Liebe, die, wie bei Goethe, Beethoven und Wagner, in eine Genauigkeitssucht ausarten konnte, für die dem Nichtdeutschen meist das Verständnis fehlen wird. Gab der Vater seinem männlichen Erben vor allem bäuerliche und handwerkliche

Tugenden mit ins Leben, so doch zugleich künstlerisch-technische Fertigkeiten, denn Josef Reger beherrschte neben seinen beruflichen Instrumenten, der Orgel und dem Klavier, auch die Geige, das Cello und einige Blasinstrumente. Die hier gegebene Erbmasse fand ihren äußeren Ausdruck in der wuchtigen, kraftgeladenen und hünenhaften Gestalt, der unerschütterlichen Gesundheit, die ihn einmal bajuvarisch stolz sagen ließ: „Mir geht es wie Brahms: ich habe nie in meinem Leben so etwas wie Kopfschmerzen gekannt." Freilich: ebenso wie der Riese Händel einmal unter der Häufung seelischer Erregungen zusammenbrach, die ihn, den tiefer als die anderen Empfindenden, stärker als jene berühren mußten, so hatte auch Reger mit der eisernen Lebenskraft die Feinnervigkeit des Künstlers überkommen, dazu das leicht erregbare, hitzige Temperament des Süddeutschen. Und hinzu kam eine Erbschaft väterlicherseits, die erst heute klar erkannt ist und besonders hervorgehoben werden muß, weil sie geeignet ist, Reger gegen eingewurzelte und immer wieder mit erschreckender Verantwortungslosigkeit vorgetragene Anwürfe zu schützen: ein Leberleiden, das ihn zu außergewöhnlicher Flüssigkeitsaufnahme zwang, aber bei der verständnis- und lieblosen Welt als Trinker erscheinen ließ, obwohl Reger leidenschaftlich die Vorbedingtheit des Alkohols zum künstlerischen Schaffen ablehnte und sich höchster Wahrscheinlichkeit nach dadurch den Keim zum frühen Tod holte, daß er, um seine Unabhängigkeit von jenem Anregungsmittel zu beweisen, mehrere Jahre ohne allmähliche Vorbereitung jeden Alkohol mied, dafür aber Unmengen von Wasser und Limonaden zu sich nehmen mußte. Eine „Ehrenrettung" hat Reger heute weniger mehr denn je nötig, denn auch ein Mozart, Beethoven, Schumann, Liszt und Wagner waren keineswegs Kostverächter eines guten Trunkes, aber er hatte durch seinen übereilten Entschluß ein Wort zu büßen, das er einmal selbst aussprach: „Es gibt nichts Verständnisloseres als die Mitwelt!" Denn: um dieser Mitwelt den Anlaß zu böser Nachrede zu nehmen, um zu zeigen, daß er nicht der Sklave irgendwelcher krankhaften Neigungen sei, faßte er jenen Entschluß, führte ihn rücksichtslos, ja selbstquälerisch durch, und er, der noch wenige Jahre vor seinem Ende anstrengende Bergwanderungen durchführen konnte, ohne im geringsten von Schwächeanfällen befallen zu werden, starb unerwartet, aber unter der zweifellosen Einwirkung der allzuschroffen Enthaltsamkeit, am Herzschlag. „Gedankenlose Klatschsucht" hatte hier ein Opfer gefordert, das zu den edelsten seines Volkes, zu den unersetzlichen seiner Kunst gehörte.

Hatte Reger „vom Vater die Statur, des Lebens ernstes Führen" geerbt, so gab ihm die Mutter neben der hohen, wundervoll geformten Stirn, der weichen, die innige Empfindung verratenden Nasenpartie den ernsten, grüblerischen und phantasiegetragenen Sinn mit, zugleich aber auch die Neigung zum Mystischen und Religiösen, die bei ihr in späteren Lebensjahren sich ins Krankhafte steigerte, ebenso wie ihr Hang zum Weltschmerz im Sohne einen Nachklang erfuhr, der einmal von sich sagte: „Ich muß wie Johannes Brahms von mir bekennen:

ich lache nie innerlich" oder an anderer Stelle: „Durch alle meine Werke zieht sich wie ein Leitmotiv die Choralmelodie: Wenn ich einmal soll scheiden."

Die Mutter erteilte dem Knaben, dem einzigen, der ihr außer seiner Schwester Emma von vier jüngeren Geschwistern geblieben, von seinem fünften Jahre an Unterricht in Schreiben, Lesen, Rechnen und Klavierspiel, ohne daß seine frühe Regsamkeit als irgend etwas Besonderes oder gar Ausnahmsweises angesehen worden wäre. Der alte Josef Reger war nicht der Mann, der, wie einst Leopold Mozart, ein Wunderkind herandrillen und dann zur Schau stellen und zum wirtschaftlichen Ausbeutungsgegenstand hätte machen wollen, um damit zugleich dessen Gesundheit aufs Spiel zu setzen. Selbst später noch, als sein Sohn schon ein berühmter oder doch wenigstens umstrittener Mann geworden war, dämpfte der Alte, fast mehr als gut und väterlich-zärtlich war, und hielt es für recht, ihm bissige Zeitungskritiken unter den Frühstücksteller zu stecken: auch dies bäuerlich handfest, wenn auch nicht eben gefühlsam. 1874, also ein Jahr nach der Geburt des Jungen, als Lehrer nach Weiden versetzt, ließ er diesen als Neunjährigen die Realschule der kleinen Stadt beziehen. Auch da fügte sich wieder Max, durchaus nicht „wunderkinderhaft", dem Zwang der Schule und dem Maß der Lehrforderungen. Immer wieder erscheint in seinen damaligen Zeugnisheften die Bemerkung: „Dieser Schüler zeigt sehr gute Anlagen und ein empfängliches Gemüt. Er zählt zu den besten Schülern des Kurses. Sein Fleiß war sehr groß, sein Betragen sehr gut." Was dieses letztere anlangt, so scheint Reger freilich außerhalb der Schulstunden das Versäumte reichlich nachgeholt zu haben. Denn er berichtete noch als reifer Mann mit selbstbewußtem Stolz, daß er, wie einst vor ihm Josef Haydn und Beethoven, ein rechter Tausendsasa gewesen und als „Springender Hirsch" der Anführer einer furchtlosen Indianerschar. Dagegen war ihm alles Stubenhockertum ein Greuel. Und auch im Manne Reger noch steckte jener „Lausbub" von einst, dem es vor allem eine Heidenfreude machte, Spießbürger und alte Jungfern männlichen wie weiblichen Geschlechts zu nasführen. Wenn er einmal bekannte: „Als der liebe Gott den Humor verteilte, da habe ich zweimal: ‚Hier!' gerufen", so meinte er vor allem solche Streiche: einem autographenwütigen Wirt schrieb er ins Gästebuch: „Max Reger, Akkordarbeiter", einem anderen: „Dienstmann Nr. 112 aus München", und seine Freunde wurden nicht selten durch Nachttelegramme komischsten Inhalts aus dem Schlafe gerissen. Die jugendliche Freude an einer lustigen und gar nicht sich würdig fühlenden oder benehmenden Kumpanei teilte er mit Beethoven und behielt sie sein Leben lang. Alles Sich-zur-Schau-Stellen war ihm in der Seele verhaßt, und er wurde noch ganz bitter, wenn er aus seinen Jugenderinnerungen berichtete, man habe ihn immer, sooft Onkel- und Tantenbesuch kam, ans Klavier gesetzt und ihm dadurch alle Freude an der Musik verdorben. Dabei verzeichnete sein Schulzeugnis des Jahres 1886/1887 die Bemerkung: „Dieser Schüler ist für die Lehrgegenstände, insbesondere aber für die Musik, sehr gut beanlagt, und da er auch darauf sehr

großen Fleiß verwendete, ist es ihm gelungen, den Anforderungen seiner Lehrer in allen Gegenständen vollkommen zu entsprechen." Und der Elfjährige spielte, als in Weiden beim Herbstmanöver eine Parade stattgefunden hatte, seinen Freunden notengetreu den soeben gehörten Marsch aus dem Gedächtnis vor. So war es eine glückliche Fügung, daß um die gleiche Zeit ein Amtsgenosse und Freund des Vaters Reger, Adalbert Lindner, sich bereitfand, den Jungen in seine musikalische Erziehung zu nehmen und ihn dadurch mit neuer Lust und Liebe zu seiner Kunst zu erfüllen. Er drang auf strengste Durcharbeitung alles der Fingerfertigkeit Dienenden, ließ jedoch niemals die Grenzen überschreiten, die zur bloßen Bravour leiteten, für die an sich Reger, nach Lindners eigenem Zeugnis, die höchste Begabung mitbrachte. Die besten Studienwerke wurden durchgenommen, und als Vierzehnjähriger trat Max Reger mit der schwierigen F-moll-Sonate Schulhoffs, die Franz Liszt gewidmet ist, vor die Öffentlichkeit, um sich dann mit Eifer in das Schaffen Beethovens und Schumanns zu vertiefen. Dazu kam, als eigentliche musikalische Erweckung des Knaben, der Besuch des nahe gelegenen Bayreuth, wohin ihn sein aus Wien zu Besuch gekommener Oheim Ulrich eingeladen hatte und wo er den „Parsifal" und die „Meistersinger" erleben durfte. Wie Wagner selbst als Jüngling durch Beethovens „Eroika", so wurde nun Max Reger durch Wagners Meisterwerke aufs tiefste erschüttert und von dem Bewußtsein erfüllt, auch selbst zu dieser hohen Kunst berufen zu sein. Der Vater Josef war ein begeisterter Verehrer des Bayreuther Meisters und besaß lückenlos die Klavierauszüge zu dessen Tondramen, in denen nun auch sein Sohn eifrig Umschau hielt, ebenso wie er sich mit der großen Wagner-Biographie Glasenapps eindringlich beschäftigte. Auch in seinen eigenen Meisterjahren hat Reger diese innige und selbstbescheidende Verehrung dem Genius Wagner gegenüber beibehalten und bei wiederholter Gelegenheit jenen vorlauten jungen Musikern derben Bescheid gegeben, die es für „zeitgemäß" hielten, den Tonsetzer Wagner zugunsten des Dichters herabzusetzen oder ihn gar als Gesamterscheinung für „überholt" zu erklären. „Lernen Sie erst einmal das, was dieser Mann gekonnt hat", war dann seine Antwort, und als Dirigent schwelgte Reger in der Polyphonie des „Meistersinger-Vorspiels" oder des Vorspiels zum dritten Akt dieses Werkes, wie er auch Wagners „Siegfried-Idyll" auf keinem seiner Programme des Meininger Orchesters fehlen ließ und wie er treue Freundschaft mit dem Sohne des bewunderten Meisters pflegte.

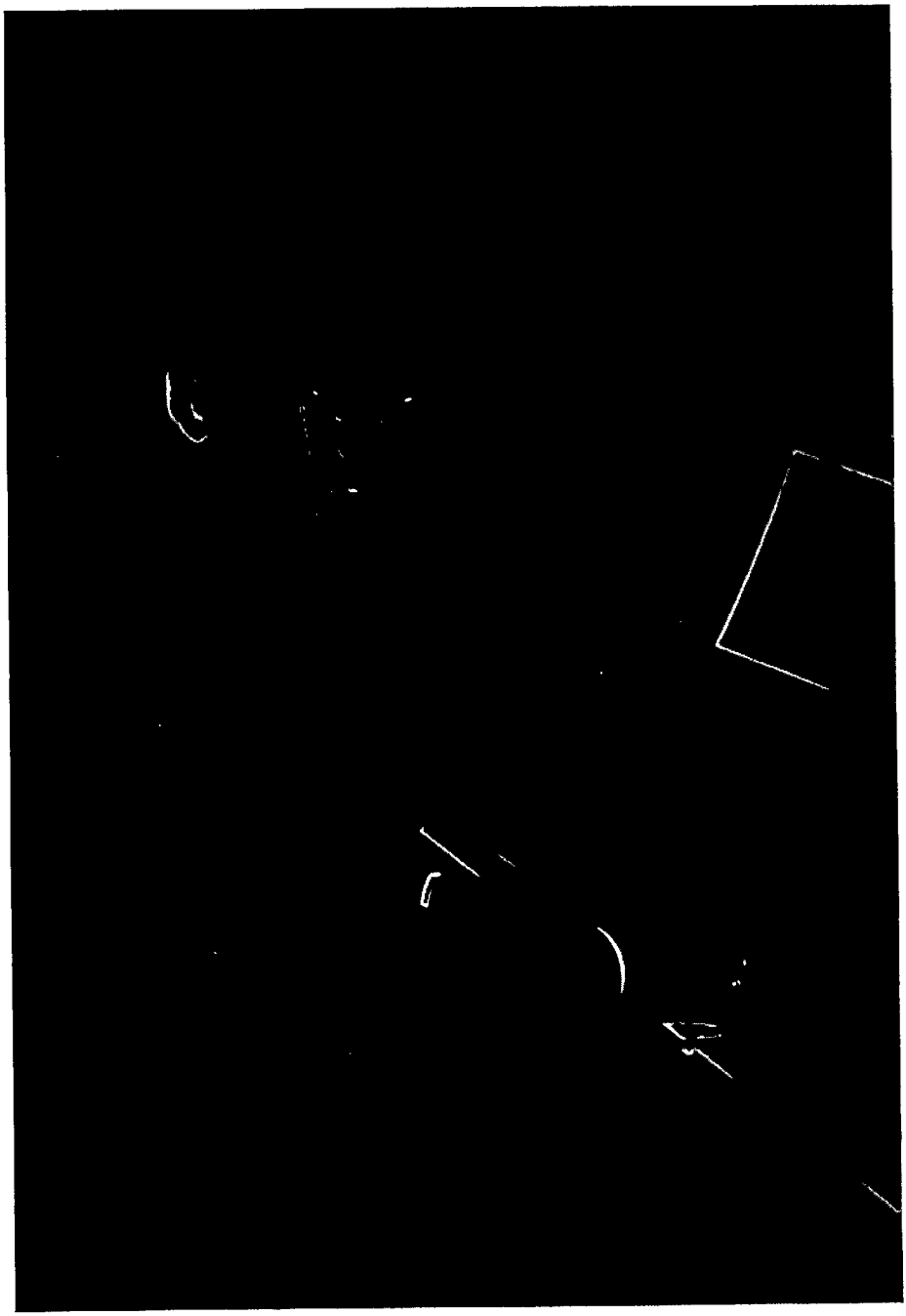
Lindner freilich hielt seinen Schüler fern von einseitiger Beschäftigung mit einzelnen, wenn auch noch so bedeutenden Musikschaffenden. Und so drängte er ihn, sich auch dem vom Vater geübten Orgelspiel zuzuwenden, und unterstützte zugleich die eigenschöpferischen Regungen seines Pflegebefohlenen. Auf seine Veranlassung schrieb der junge Musiker eine Ouvertüre für die von Lindner geleitete Dilettanten-Orchestergesellschaft und sandte die binnen wenigen Tagen geleistete Arbeit an Hugo Riemann, dessen Name als Musiktheoretiker und

Musikhistoriker damals mehr und mehr an Ruf gewonnen hatte. Bald kam auch dessen Antwort, aus der einzelne Sätze deshalb hervorgehoben seien, weil sie auf der einen Seite Riemanns erstaunliche Beobachtungsgabe zeigen, zugleich aber auch erkennen lassen, worin die stilistische Eigentümlichkeit Regers lag und auch für die weitere Zukunft liegen sollte: „Der junge Mann hat Talent. Allerdings macht von den Kontrapunkten oft einer den anderen tot. Möge Herr Reger Lieder, Quartettsätze schreiben, um etwas länger denken zu lernen als Motive von vier Takten. Lassen Sie ihn Beethoven und Bach studieren. Bayreuth ist Gift für ihn. Und was die Phrasierung betrifft, so bitte ich, sich nicht so ins Detail zu verlieren." Riemann hat hier mit knappen Worten das gesagt, was Reger später noch zum Vorwurf gemacht wurde, weil man nicht erkannte, daß hier ganz persönliche Stilelemente vorlagen, die weder als Manier noch als Nichtbesserkönnen angesehen werden durften: die Neigung zu kurzer Motivanlage, zu raschem und stetigem Wechsel dieser Motive, zu einer fast verwirrenden Verflechtung der kontrapunktisch geführten Linien und endlich diejenige zu einer fast allzugenauen musikalischen Interpunktion.

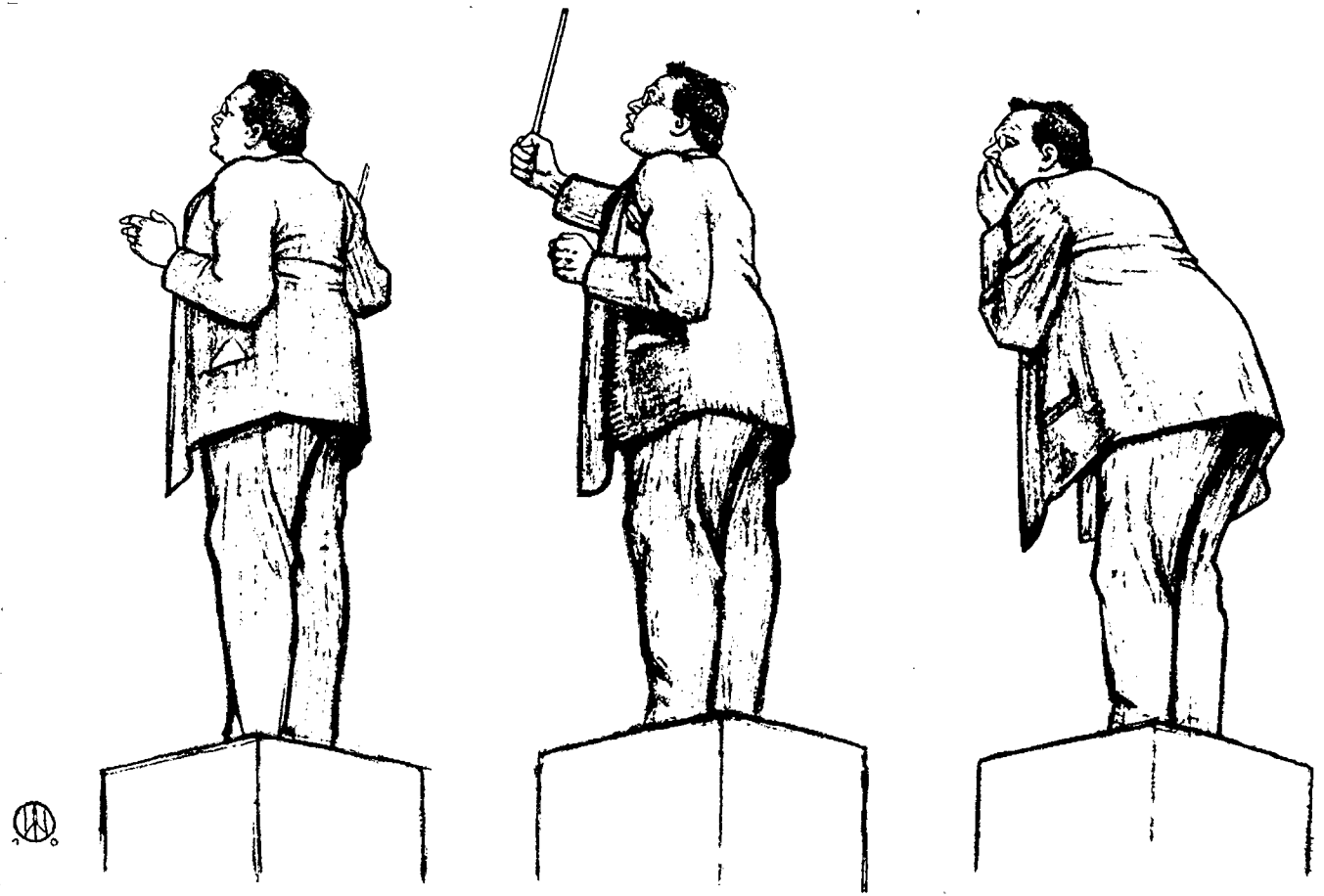
Der junge Musiker ging nun, aufgemuntert durch Riemanns freimütige und verständnisvolle Kritik, daran, sich mehr und mehr „freizuschreiben". Lieder und Kammermusikwerke bewiesen, daß Reger aus den von Riemann gesandten Lehrbüchern gelernt hatte, und ein als Beweis seines Fleißes an diesen geschicktes Streichquartett fand Riemanns Beifall in solchem Maße, daß dieser sich bereiterklärte, den jungen Komponisten zu sich zu nehmen und aus ihm einen ganzen Musiker zu machen. Aber die Freude über die Anerkennung des berühmten Mannes, der inzwischen als Direktor des Fürstlichen Konservatoriums nach Sondershausen berufen worden war, konnte doch die Sorge der Eltern um die wirtschaftliche Zukunft des Sohnes nicht beschwichtigen, und so verlangten sie den Abschluß der Aufnahmeprüfung für das Amberger Lehrerseminar. Wie einst Franz Schubert, so unterzog sich nun Max Reger seufzend der ungeliebten Pflicht, aber nachdem sie erfüllt, wollte er nichts mehr vom Lehrerberuf wissen, und Lindner, der Treue, bewog die noch immer zaudernden Eltern, sich noch an eine zweite musikalische Autorität zu wenden: an Josef Rheinberger, den berühmten Chor- und Orgelkomponisten und Leiter der Königlichen Akademie der Musik in München. „Ich glaube in Ihren Kompositionen trotz der Unreife genügendes Talent gefunden zu haben, um sich der musikalischen Laufbahn zu widmen", lautete die begeistert aufgenommene Antwort des Mannes, der auch Regers großem Landsmann und Werkgenossen Richard Strauß einst den Weg zu seiner Berufung gewiesen hatte. Nun gab es für Max kein Halten mehr, und im April 1890 betrat er den Boden der kleinen Residenzstadt Sondershausen. Riemann, damals schon ganz und gar auf das musikalische Dreigestirn Bach-Beethoven-Brahms eingestellt, erkannte in seinem neuen Schüler klar die starke Begabung, die er für nötig hielt, um der deutschen Musik nach Wagner und anders als dessen Nachfahren neue Wege zu weisen. Die Grundlage seines Unterrichts wurde der strenge

Kontrapunkt, wie er ihn selbst in einem umfassenden Werke dargelegt, und so suchte er an Reger eine Bekehrung von Wagner zu Bach und Brahms zu vollziehen, wie in der nahen Residenz Meiningen um dieselbe Zeit Alexander Ritter sie an dem jugendlichen Richard Strauß mit Erfolg vornahm, nur mit umgekehrten Vorzeichen: denn hier galt es, den Sohn des Wagnerhassers und Brahmsverehrers Franz Strauß zu Wagner und Liszt zu bringen. Riemanns Frau, eine tüchtige Sängerin, machte Reger mit den Liedern von Brahms bekannt, und die umfassende Bibliothek des Hausherrn stand dem jungen Musiker zu jeder Zeit zur Verfügung. Reger, der schon in Weiden zusammen mit Lindner die schöne wie die fachliche Literatur mit Eifer studiert hatte, fand nun hier Gelegenheit, sein Wissen zu erweitern, freilich nicht in der üblichen Form des Schulmäßigen, die der dünkelhafte „Gebildete" für die einzig seligmachende hält, sondern in jener freien und mitschöpferischen, in welcher ein Bach, Beethoven, Brahms sich Kenntnisse und Urteile erworben hatten, die sich hoch erhoben über das mühsam eingepaukte und halbverdaute „Wissen" so mancher Fach- und Zeitgenossen. Das hat freilich nicht hindern können, Reger später, wie vor ihm einen Bach, einen Schubert und Bruckner zum „Nurmusikanten" abstempeln zu lassen, dem es an ästhetischer und literarischer Schulweisheit gemangelt habe. Daß zu Regers persönlichen Freunden Männer gehört haben wie Dehmel, Eucken, Max Klinger, müßte jene Kritikaster längst zum Schweigen gebracht haben!

Reger war auch darin ein deutscher Mensch, daß er nichts lehrhaft Vorgetragenes als feststehende Wahrheit widerspruchslos übernahm, sondern nur das anerkannte und festhielt, was er durch eigene Überlegung und selbständiges Erarbeiten als wahr und klar erkannt hatte. So zeigen die von dem Siebzehnjährigen an Lindner geschriebenen Sondershausener Briefe eine Reife und Unbestechlichkeit des künstlerischen wie des menschlichen Urteils, die zugleich genial wie deutsch anmutet: „Die Wirkung einer Komposition hängt nicht von den vielen Instrumenten ab", so schreibt er einmal, „sondern von der geistigen Verarbeitung der Motive. Dies sollten sich auch manche neuere Franzosen merken, die glauben, mit 95763 Instrumenten täuschen zu müssen." Sind das nicht zukunftsweisende Worte in einer Zeit, da der überintellektuelle Jude Gustav Mahler seine „Monstre-Sinfonien" schrieb, die ihre Krönung in der „Sinfonie der Tausend" fanden, Reger aber seine reifsten und deutschesten Werke der Welt schenkte? Aber auch menschlich zeigt der blutjunge Künstler eine Reife und Sauberkeit der Gesinnung, die ihn turmhoch über so viele seiner komponierenden Zeitgenossen hob. In keinem seiner Briefe fehlt am Schluß die Versicherung unabänderlicher Dankbarkeit dem Lehrer und Freunde gegenüber, dem ein anderer wie Reger sich an dessen Stelle längst überlegen und entwachsen geglaubt haben würde. Und für das eitle und weibisch verliebte Wesen seiner Mitschüler hat er nur Worte des Spottes: „Das sind alles junge Leute von fünfzehn bis dreiundzwanzig Jahren, es hat so jeder ein interessantes Verhältnis mit irgendeiner



Max Reger



Max Reger als Dirigent
Zeichnungen von Willy von Beckerath, 1910

Schönheit, was bei mir aber nicht der Fall ist, und da hoffen die guten Kerls, in meiner Musik den Widerhall ihrer Empfindungen verspüren zu müssen, worin sie aber gründlich getäuscht werden. Sie sagen: Reger schreibt, wie wenn er fünfundvierzig Jahre alt wäre." Die Keuschheit des Menschen und Musikers Reger, die ihm und seinem Werke eigen war und blieb, spricht sich hier, wenn auch verlegen humorvoll versteckt, deutlich aus, wie sie sich einmal später fast rabiat ausdrückte, als er von Elsa Asenjew, der Freundin Klingers, drangsaliert wurde, ihre überhitzten Liebesreimereien zu vertonen, und seine Abneigung bald seufzend, bald laut fluchend kundtat und — er, der nach Mozart und Schubert am raschsten Komponierende — wie im Frondienst nur mühsam und ungeschickt vom Fleck kam und recht schlechte Arbeit verrichtete.

Im Herbst 1890 erhielt Riemann den Ruf als Leiter des Wiesbadener Konservatoriums und nahm Max Reger mit sich, der sogleich neben seiner Lern- auch eine Lehrtätigkeit zugeteilt erhielt. Und wenn man einmal gesagt hat, daß Genie Fleiß sei, so galt dies auch für den kaum dem Knabenalter Entwachsenen, der seinem Lehrer Lindner berichtete: „In den letzten vierzehn Tagen habe ich fünf Nächte überhaupt nicht geschlafen." Und wieder erkennt er die Kluft, die ihn von seinen älteren und dennoch unreifen Schulgenossen trennt: „Die Hamburger (das heißt die von Hamburg mit Riemann nach Sondershausen und nun auch nach Wiesbaden mit Riemann gegangenen Mitschüler Regers) stehen meiner Sache ganz kühl ablehnend gegenüber. Nun, es schadet nichts. Die Geschichte ist ihnen zu gelehrt. Ja, wenn man in der ‚Kunst' nichts anderes sieht als Broterwerb, wie diese, oder ein ganz geeignetes Mittel zur Schwärmerei für irgendein schönes, dummes Mädchen — dann allerdings mag man meinen Sachen sehr wenig Musikalisches abgewinnen! Ich will sehen, wer recht hat. Phrasentum, inhaltloses Getue ist mir ein Greuel; immer muß die architektonische Schönheit, der melodische und imitatorische Zauber da sein, sonst nützt es nichts, und mag dasselbe Werk noch so viel (eingebildeten) geistigen Inhalt haben." Aber auch einer andern Gefahr mußte der junge Musiker begegnen: der Überschätzung durch seinen eigenen Lehrmeister. Er sprach noch in seinen reifen Mannesjahren davon, wie peinlich ihn das gutgemeinte und zweifellos aus Überzeugung gesprochene Wort Riemanns getroffen habe: „Wenn Sie wollen, können Sie ein zweiter Bach werden!" Und das gleiche gedruckte Erstlingswerk Regers, eine Sonate für Violine und Klavier, von der der Lehrer seinem Jünger erklärte: „Sie wissen wahrscheinlich selbst nicht, was Sie darin schon geleistet haben", verurteilte sein Schöpfer nicht lange danach als jugendliche Verirrung, die es ihn bereuen lasse, sie jemals, samt all den übrigen damals geschriebenen Arbeiten, veröffentlicht zu haben. Wenn Gustave Flaubert sich einmal selbst den „germanischsten Dichter Frankreichs" genannt hat, so darf man, im Hinblick auf Regers Selbsturteil daran erinnern, daß der französische Dichter seinem Schüler Maupassant es streng verbot, innerhalb seiner Lehrzeit ein Werk drucken zu lassen. Und echt deutsch

muten auch die Sätze Regers an, die er an Lindner über seine damals entstandenen Lieder schrieb: „Mein Hauptbestreben ist es jetzt, alles abzuklären und nicht vom modernen Oktavengerassel mich beeinflussen zu lassen. Brahms ist jetzt der, an den man sich halten kann." Daher dürfen Regers in Wiesbaden entstandene Werke: Lieder, Kammermusikwerke, Chöre, Orgelstücke, mehr als tastende Versuche zu einem eigenen Stil gelten, von denen einige aber auch mit dem persönlichen Schicksal des Komponisten eng verbunden sind. So entstanden Lieder unter dem Eindruck einer von ihm ernst gemeinten jungen Liebe, die aber, wie einst bei Schubert und Brahms, nicht den gleichen Ernst bei der Angebeteten fanden. Das Schicksal führte ihn statt dessen in das Haus einer Schülerin, aus dem später seine Lebensgefährtin kommen sollte. Und eine Reihe der in Wiesbaden entstandenen Schöpfungen erklang im Rahmen des ersten von Reger gegebenen Kompositionskonzertes in Berlin 1894, das seinen Kampf um die öffentliche Anerkennung eröffnen sollte. Zugleich gewann sich Reger in dieser Stadt, in der er nach seinem eigenen Zeugnis seine „Sturm-und-Drangjahre" durchlebte, Freunde von Wert und Namen, darunter Eugen d'Albert, Richard Strauß, Ferruccio Busoni und Karl Straube, den Meister der Orgel. Sein Pflichtjahr als Einjährig-Freiwilliger riß ihn zwar aus seinen musikalischen Plänen, bedeutete jedoch zunächst eine erfreuliche Ablenkung und Erholung, um dann allerdings dem jedem Zwang und Drill Abholden zur quälenden Last zu werden, die er endlich abschütteln durfte, als er, schwer erkrankt, aus dem Heeresdienst in die Heimat entlassen wurde.

Der Abschied von Wiesbaden und die ungewollte Rückkehr in die heimatliche Kleinstadt hätte allzuleicht, vor allem in den Augen der lieben „Mitbürger", den Beigeschmack des Scheiterns einer Begabung an sich tragen können, wäre ihm nicht eine Handlung vorangegangen, die für Reger gleichsam die höhere Weihe zur Kunst bedeutete: Johannes Brahms hatte dem jungen Weggenossen, der ihn um die Erlaubnis gebeten, ihm seine (nicht mehr vollendete) Symphonie widmen zu dürfen, einen überaus herzlichen Brief voller Anerkennung für das als künstlerischen Ausweis beigefügte Werk, die „Den Manen Bachs gewidmete" Orgelsuite op. 16, geschrieben, und der Austausch der beiderseitigen Bildnisse hatte die Hoffnung auf ein persönliches Zusammentreffen wachwerden lassen, die dann allerdings der Tod des Wiener Meisters zerstörte.

In Weiden vergrub sich Reger in eine Schaffensarbeit, die in ihrer Fülle und Reife einzig dasteht: in der Stille seiner Abgeschiedenheit und nur von Lindner freundschaftlich besucht und betreut, gab er der Welt seine großen Orgelwerke, die Choralphantasien über „Ein' feste Burg", „Freu dich sehr", „Wie schön leucht' uns der Morgenstern", die „Inferno-Phantasie", die Fantasie und Fuge über Bachs Namen, die in Kunst und Gehalt Bachs Schaffen wieder aufnahmen, dazu Klavierstücke zwei- und vierhändig, die wieder an Bachs Vorbild nach jahrhundertelanger Pause anknüpfenden Solo-Violinsonaten, das erst lange nach Regers Tode aus Lindners Besitz veröffentlichte Klavierquintett mit dem als

Gruß an den toten Brahms eingefügten Zitat der „Sapphischen Ode", zahlreiche Lieder, in denen er die Abkehr von dem Stile Hugo Wolfs vollzog und teilweise absichtlich Gedichte vertonte, die Richard Strauß auf seine, ganz andere Weise benutzt hatte, endlich Chorwerke, Volksliederbearbeitungen; und Strauß war es, der als uneigennütziger Fachgenosse den Münchener Verleger Aibl dazu bewog, die für „unspielbar" geltenden Werke zu veröffentlichen. Unermüdlich studierte Reger nebenher zusammen mit Lindner die zeitgenössische Musik- und Dichtungsliteratur, um dann als geistig wie tondichterisch fertiger Meister auf den Kampfplan zu treten: 1901 siedelte er zusammen mit seinen Eltern nach der Pensionierung des Vaters nach München über.

Freilich: die Stadt, die einen Richard Wagner vertrieben, einen Richard Strauß vernachlässigt, einen Brahms abgelehnt hatte, bot nicht den Boden, auf welchem dessen Erbe und dazu der Erneuerer Bachs so leicht hätte Siege erringen können. Seit den Tagen ihrer Kurfürsten, wo Mozart seinen „Idomeneo" schrieb, einer ausgesprochenen Opernkultur huldigend, hatte sie der nachwagnerischen „neudeutschen" Richtung ihre Tore geöffnet, und Männer wie Max von Schillings, Siegmund von Hausegger, Felix von Weingartner, Felix Mottl, dazu Ludwig Thuille samt seiner Schule beherrschten das Feld. Und so war Reger, wie einst Beethoven in dem ihm wesensfremden Wien, gezwungen, sich zunächst als Pianist, als Begleiter und Lehrer durchzusetzen und sein eigenes Schaffen nur gelegentlich als Selbstinterpret vorzuführen, ein Schaffen, dessen auf allen sinnlichen Reiz, auf alle erprobten Künste der Instrumentierung verzichtendes Wesen in schroffstem Gegensatz zu dem stand, was das offizielle musikalische München liebte und geboten zu erhalten gewohnt war. Regers eigene Familie war die Oase, in der er Ruhe und Frieden gegenüber den Stürmen fand, die es nun für ihn zu bestehen galt. Und in seiner Gattin, Elsa von Bagenski, die, in Wiesbaden seine Schülerin, in München durch schicksalhafte Fügung wieder in seine Bahn geführt wurde, wie in ihrer, von höchstem Verständnis für Regers Bedeutung erfüllten Mutter gewann sich der junge Meister treue Gefährten wie in seinen Schülern, darunter Karl Hasse (jetzt Hochschuldirektor in Köln) und Josef Haas (der heute an der Münchener Musikakademie wirkt). Freilich: Reger war ein Mann ohne jede „Beziehungen", ja ohne die Lust, sich solche zu besorgen. Und der mächtigste musikalische Wortführer der Stadt, der Musikkritiker der „Münchener Neuesten Nachrichten" Dr. Rudolf Louis war der überzeugte Herold der Neudeutschen, der eingeschworene Gegner eines Brahms und damit der gegebene Kämpfer gegen Regers Art und Kunst, und sein boshafter Witz, gleich jenem des Wiener Wagner-Verächters Hanslick trat dem ehrlichen Ringen Regers um die Anerkennung in den Weg, wenngleich sich ein Musikhistoriker vom Range Kroyers auf die Seite des Angegriffenen stellte. Und in dem kleingläubigen Vater hatte der junge Musiker oft, wie Wagner es in Paris vor der verständnislosen Gattin aussprach, „den Feind am eigenen Tische", in der maßgebenden

Kritik der Reichshauptstadt Berlin, die damals tonangebend für die Beurteilung jeder neuen Musik war, den offenen Gegner. So kam es auf dem Frankfurter Tonkünstlerfest 1904, wo Thuilles Violinsonate mit ihrer süßen Glätte einer Regerschen mit ihrer ungefügen Kraft gegenübertrat, zum offenen Bruch, und auch bei einem gleichen Fest in Basel trat der Gegensatz des „bäurischen Reger" zu den „gebildeten Neudeutschen" in die deutliche Erscheinung. Eine ihm von Mottl übertragene Tätigkeit als Kontrapunktlehrer an der Musikakademie legte Reger, der sich dort als Fremder inmitten einer ganz andern Idealen huldigenden Lehrerschaft fühlte, bald wieder nieder, desgleichen die Leitung des von dem Wagner-Freunde Porges begründeten Chorvereins, und er verließ den ganz in dem Fahrwasser seiner Gegner segelnden „Allgemeinen Deutschen Musikverein", der erst später, seiner von dem Gründer Franz Liszt vorgeschriebenen Bestimmung gemäß: junge schöpferische Talente zu pflegen, Regers Werken einen Raum in den von ihm gegebenen Musikfesten zugestand. Kompromisse zu schließen, sich an einflußreiche Vereinigungen heranzumachen, seine freie Meinung dort zu unterdrücken, wo er Unfähigkeit und Vordringlichkeit am Werke sah, war Regers Art nicht, und so stellte er sich, allein auf sein Können angewiesen, zum Kampfe um die Anerkennung. Daß er sie zuerst im Auslande fand, gehört zu den Dingen, die für die deutsche Kulturgeschichte so bezeichnend sind: mit dem französischen Geiger Marteau, dem russischen Pianisten Siloti trat er als gefeierter Gast in Petersburg auf, in Holland fand er bald eine treue Gemeinde, Spanien ernannte ihn zum Mitglied seiner Akademie, ebenso Schweden. Aber Berlin lehnte ihn ab, und München brachte ihn durch niederträchtigen Kampf, der an die Zeiten erinnerte, da Wagner durch Kleingeister verbannt wurde, zum Zusammenbruch: er erkrankte schwer; nach seiner Wiedergenesung nahm er die, wahrscheinlich auf Straubes Betreiben, ihm angebotene Stellung als Universitätsmusikdirektor und Theorielehrer des Konservatoriums zu Leipzig an und übersiedelte im Jahre 1907 dorthin. München war für ihn die Stätte, wo seine großen Werke für zwei Klaviere: die Variationen über ein Thema von Beethoven, die Passacaglia und Fuge entstanden, die Variationen auf ein Bachsches Thema für Klavier zweihändig, die Suite im alten Stil für Geige und Klavier, die „Tagebuchblätter", die mozartisch fein veräftelten Sonatinen, die „Schlichten Weisen" für Singstimme und Klavier, die Geigensonaten, Streichquartette, das Chorwerk „Gesang der Verklärten", die „Sinfonietta", deren Erstaufführung eine Katzenmusik der Schüler Regers vor Louis' Haus zur Folge hatte, die klanggesättigte „Serenade" für zwei Orchester. Und die Skizzen zu seinem wohl genialsten Werke, den „Hillervariationen", nahm Reger aus der undankbaren Heimat mit in die gastliche Fremde.

Zwar sollte sich Regers deutsch-widerborstige Kämpfernatur auch hier gar bald auswirken: die den Universitätschor stellende akademische Sängerschaft „Paulus" hatte einen fidelen Genossen fröhlicher Abendstunden erwartet und fand einen arbeitsdurstigen Dirigenten, dessen Ehrgeiz dahin ging, mit seinen jugendlichen

Sängern wieder, wie deren Vorgänger es getan, auf Reisen zu gehen und dabei für gediegene Musik zu werben. So kam es bald zum Konflikt, und Reger legte sein Amt nieder, um sich mehr und mehr der Schaffens- wie der Lehrtätigkeit hinzugeben. Die grandiosen Variationen auf ein Rokoko-Thema des alten Singspielkomponisten Joh. Adam Hiller begannen die Reihe, die sich in dem Symphonischen Prolog zu einer Tragödie, im Violin- und dem Klavierkonzert, der Lustspielouvertüre, dem „Hundertsten Psalm" für Chor und Orchester, den „Nonnen" und einer Unzahl kammermusikalischer Werke fortsetzte, aus denen das Es-dur-Streichquartett mit der hinreißenden Schlußfuge genannt sei. Daß Reger aber nicht allein als Schaffender nun seinen Gipfelpunkt erreicht, daß auch die Welt ihn als ragende Erscheinung anerkannte, bewies die Reihe der ihm erwiesenen Ehrungen: so ernannte ihn der sächsische König zum Professor, die Universitäten Berlin und Jena zum Ehrendoktor, eine Auszeichnung, um die Wagner einen Brahms beneiden mußte. Doch Reger meinte einmal: „Je mehr sie mir Titel anhängen, um so lieber wird mir mein einfacher Name: Max Reger." In Arthur Nikisch und Karl Straube fand der Meister verständnisvolle Freunde und Interpreten, in Max Klinger und dem bedeutenden Juristen Wach treue Kameraden. Aber der Unermüdliche, der zwischen Lehrstunden und Konzertreisen seine gigantischen Werke hinwarf (so entstand die grandiose Doppelfuge der Hiller-Variationen an einem Nachmittag), fand, daß er noch die Kräfte besitze, für mehr als seine Familie zu sorgen, und holte sich aus den Armeleutekindern des Waisenhauses zwei Mädchen, um ihnen ein Elternhaus zu geben. Die sommerliche Urlaubszeit verbrachte er, vollauf beschäftigt mit amtlichem und persönlichem Briefwechsel wie schöpferischer Arbeit, eines um das andere Jahr wechselweise an der Ostsee bei Kolberg und in den Bergen Oberbayerns, wo auch Richard Strauß' geniale Tondichtungen und Hans Pfitzners Kantate „Von deutscher Seele" entstanden sind. Umgeben von den Seinen, zu denen sich seine persönlichen Schüler gesellten, freute er sich dort der reinen Natur und hätte, wie vor ihm Beethoven, sagen dürfen: „Auch sie hat an meinen Arbeiten mitgeholfen."

Deutsch wie seine Neigung zur Natur war seine Tierliebe. Lindner erzählt, wie Reger in Weiden nach tagelangem innerem Kampf seinen kranken Hund zum Abdecker gebracht und seiner inständigen Bitte, das arme Tier schmerzlos von seinem Leiden zu befreien, dadurch Nachdruck verliehen habe, daß er all seine geringe Barschaft dem Manne in die Hand schüttete. Das Bild dieses Hundes hing in seinem Zimmer neben dem Diplom der Schwedischen Akademie der Künste. Und der aus der bayerischen Heimat stammende „Waldl" hatte seinen Ehrenplatz unter dem Klavier, wenn sein Herr komponierte. Wie Wagner verabscheute Reger den Anblick eines geschlachteten Tieres und mied tagelang Fleischgenuß, wenn er einem solchen Anblick einmal nicht hatte ausweichen können. Und die Armen hatten in Reger ihren nie versagenden Wohltäter, so sehr, daß sich einmal die Polizei der Stadt Leipzig ins Mittel legen mußte, um zu verhindern, daß der

gutgläubige Meister von schlauen Berufsschnorranten überlaufen und betrogen werde. Auf die Dauer vermochte freilich diese Musikstadt Reger nicht zu halten. Auch hier stieß dessen unbeugsame Kampflust gegen alles laienhafte Besserwissen und akademischen wie kaufmännischen Dünkel an. Da ihm jeder gesellschaftliche Ehrgeiz fehlte, so vermochte er nicht, die „besseren Kreise" zur Sympathie zu gewinnen, was sich in absichtlich mattem Besuch seiner Konzerte ausdrückte und worauf Reger mit seinem Weggang nach Meiningen quittierte. Dort war nach Wilhelm Bergers Tode die Stelle des Leiters der herzoglichen Hofkapelle neu zu besetzen, und Fritz Steinbach, der Brahmsjünger und nach Bülow einstiger Dirigent jenes Orchesters, hatte den „alten Herrn" in Meiningen auf Reger aufmerksam gemacht. Kurzentschlossen nahm dieser die Berufung an, behielt jedoch die ihm lieb gewordene Lehrtätigkeit am Konservatorium. Im Herbst 1911 trat er sein neues Amt an, getrieben von dem ehrgeizigen Wunsche, sich durch praktische Arbeit mit einem vorzüglichen Orchester die Meisterschaft in der Satzkunst für diesen Klangkörper zu erringen und gleichzeitig mit Hilfe der Kapelle, die einst auf ihren Reisen unter Hans von Bülow für das Werk eines Brahms eingetreten war, für deutsche Musik der Vergangenheit und Gegenwart zu werben. Seine offene, herzgewinnende Art des Umgangs, seine geniale musikalische Führerkunst, nicht minder aber auch sein alle Register der Entschlossenheit ziehendes Eintreten für die wirtschaftliche Lage der ihm Anbefohlenen sicherte ihm sogleich die treue Gefolgschaft der Musiker, und bald berief man ihn und das Hoforchester auf weite Reisen durch das Reich wie ins Ausland, wo er mit bewußtem Stolz zeigte, wie auch ein nicht nur aus allerersten Künstlern zusammengesetzter Klangkörper den Wettbewerb mit den angesehensten aufnehmen könne, wenn nur in den Vorproben aufopfernde und allein dem Werk dienende, nachschaffende Arbeit geleistet werde.

Bach, Mozart, Beethoven, Wagner, Brahms und Strauß gehörten zu den tragenden Namen seiner Programme, und triumphale Erfolge wie ein geldlicher Reingewinn wurden dem Orchester zuteil, den Reger selbstlos der Hebung der Lebensbedingungen seiner Musiker zuwandte. Aber auch hier hatte er Widerstände zu überwinden: war ihm der alte Herzog Georg, der Schöpfer des einst berühmten Meininger Theaters, herzlich zugetan, so suchte dessen Hofmarschall immer wieder Reger gegenüber den Vorgesetzten herauszukehren, wurde aber mit bajuvarischer Gewalt in seine Schranken zurückgewiesen, denn Reger kannte kein Sichbeugen vor Obrigkeiten, die er nicht als solche anerkennen konnte. Und auch Musikkritiker, die, nach seinem eigenen Worte, sich an ihm „berühmt schimpfen" wollten, ernteten meist Abfertigungen, die Falstaffschen Ton annahmen. Gekrönten Häuptern gegenüber war Reger der unbefangene Volksgenosse: den hessischen Großherzog, der ihn wie einen Kameraden behandelte, liebte er voll echter Freundschaft wie seinen Meininger Herzog auch, aber den Weimarer, der ihm im Tone „von oben herab" eine Frage vorlegte und von dem Reger erfahren hatte, er lasse seine Tischkarten auf französisch drucken, kehrte er schroff

den Rücken, der Meininger Erbprinzessin, die als Musik nur die Operette anerkannte, wich er aus, um sie nicht grüßen zu müssen. Und als der alte Herzog die Augen schloß, verließ Reger Meiningen und siedelte nach Jena über, wo er sich ein Haus zum Ruhesitz erwarb. Bei Kriegsausbruch stellte sich der Vierzigjährige sofort dem Heere, wartete getreulich Stunde auf Stunde vor dem Aushebungsbüro und war sehr enttäuscht, als man ihn aus der Reihe nahm und wegen seiner Kurzsichtigkeit nur zu Schreiberdiensten verwandte. Wie viele seiner Kunstgenossen, deren Leben für die deutsche Nation durchaus nicht so unersetzlich war wie dasjenige Regers, haben sich damals als „völlig unabkömmlich im Dienste der Musik" bezeichnen und von der Soldatenpflicht entbinden lassen! Reger, der in Meiningen Werke von Ewigkeitsgeltung geschrieben hatte: die „Romantische", die „Böcklin-Suite", die „Mozart-Variationen", brannte darauf, sein Leben dem Vaterlande zu opfern. Als untauglich entlassen, stellte er seine Kunst sogleich in den Dienst der nationalen Sache.

Seine „Vaterländische Ouvertüre" mit ihrer die Schlußsteigerung herbeiführenden Verkoppelung der deutschen Hymne mit dem Liede „Ich hab' mich ergeben" und dem Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott" widmete er den deutschen Kriegern, sein „Requiem" auf Hebbels Gedicht den Gefallenen des Krieges. Seherisch kündigte er an, daß im Falle der Niederlage Deutschlands die Demokratie und damit der Niedergang der deutschen Musik kommen werde. Aber auch sein eigenes Ende fühlte er nahen: immer wieder sprach er im Kreise der Freunde davon und schrieb mit fliegender Feder seine letzten Werke: „Hymnus der Liebe", den „Einsiedler" (nach Eichendorff), Kinderlieder und das Klarinettenquintett, die geistlichen Chöre, deren Korrekturbogen an seinem Sterbebette sich fanden. Zugunsten des Roten Kreuzes spielte er in der alten Lutherstadt Wittenberg. Auf der Heimreise besuchte er Leipzig, wo er am Konservatorium seine auf einen Tag zusammengedrängten Unterrichtsstunden gab, traf sich dann mit Freund Straube in einer kleinen Gastwirtschaft, fühlte sich aber unpäßlich und ließ sich ins Hotel einen Arzt kommen, der ihm eine Morphiumeinspritzung gab. Am Morgen fand man ihn tot. Was er sich so oft gewünscht: „Ich möchte einmal für immer einschlafen", hatte ihm ein gütiges Geschick gewährt. Der Nimmermüde, der immer wieder beteuerte: „Uns ist hier nur wenig Zeit gelassen, wir müssen schaffen", war zur letzten Ruhe eingegangen. Das deutsche Volk, dem sein ganzes Lieben und Wirken gegolten, das er fanatisch über alle fremden Völker erhob, kämpfte draußen seinen Verzweiflungskampf. Seinen Niederbruch und Niedergang hätte Reger nicht überleben wollen, so überhob ihn der Tod einem schlimmen Entschluß. An seinem Grabe schon wurden die Stimmen jener laut, die auch der deutschen Musik den Dolchstoß in den Rücken zugedachten. Sie sind heute verstummt, und Max Reger lebt wieder, lebt unvergänglich im Herzen seines deutschen Volkes, das in ihm einen seiner größten und treuesten Söhne erkannt hat.

Lovis Corinth

1858—1925

Von

Bruno E. Werner

Der Maler Lovis Corinth wurde in Tapiau in Ostpreußen, eine Bahnstunde von Königsberg entfernt, am 21. Juli 1858 geboren. Er starb am 17. Juli 1925, wenige Tage vor der Vollendung seines siebenundsechzigsten Lebensjahres, in Zandvoort, einem holländischen Seebad, wo er malend seinen letzten Sommer verbrachte. Sein Leben, das ihn von Königsberg über München nach Paris, dann wieder nach München und im reifen Mannesalter nach Berlin führte, scheint das eines ostpreußischen bäuerlichen Menschen, der mit gesunden, kraftvollen Sinnen eine Welt eroberte, die ihm nur geringen Widerstand entgegensetzte, — bis ihn am Anfang seines sechsten Jahrzehntes das Schicksal ereilte. Erblickt man bis zu diesem Augenblick den Werdegang eines Mannes, der im Wechsel zwischen dem Glück der Wirklichkeitseroberung und einer immer wieder durchbrechenden, aber rasch vom Rausch verjagten, tiefen Niedergeschlagenheit zum Erfolg führte, so erkennt man nun am Ende dieses Lebens Hiob, den Mann aus dem Lande Uz, und vor ihm aufgebaut ein Werk, dem wohl ein überzeitlicher Rang zukommt. Denn mag auch die Malerei des ganzen neunzehnten Jahrhunderts, verglichen mit der gewaltigen Epoche, die im engeren Reich mit der Nachfolge Dürers, im großdeutschen Raum mit Rembrandt und Vermeer zu Ende ging, in den Hintergrund treten, so gesellt sich doch ein Mann wie Corinth kraft seines gewaltigen persönlichen Einsatzes und seines tragischen menschlichen Ringens in die Reihen der Besten der deutschen Vergangenheit, und damit löst sich sein Werk und Leben aus der Zufälligkeit eines individuellen Künstlerschicksals und empfängt jene Allgemeingültigkeit, die für die Nachgeborenen Verpflichtung bedeutet.

*

Franz Heinrich Corinth, der Vater des Malers, war ein Bauernsohn aus Neuendorf in Ostpreußen und heiratete mit neunundzwanzig Jahren die elf Jahre ältere Witwe des Lohgerbermeisters Opitz in Tapiau, eine Schuhmacherstochter. Ihren fünf Söhnen aus der ersten Ehe folgte zur Zeit der Roggenernte als einziger Sohn der zweiten Franz Heinrich Louis, der sich später Lovis nannte. Der Vater ist ein tüchtiger geschickter Mann gewesen, dem man Federgewandtheit nachrühmte und der das ihm zugefallene Vermögen zu mehren wußte, so daß sein kleiner Sohn mit dem natürlichen Selbstbewußtsein einer in diesem Kreise als wohlhabend erachteten Herkunft aufwachsen konnte. Das Städtchen Tapiau, dem der

Skizzenblatt von Lovis Corinth mit Bleistiftstudien, 1879.
Dargestellt sind seine Verwandten in Moterau bei Tapiau

Junge seine ersten und damit bestimmenden Eindrücke verdankt, liegt in einer jener großen Ebenen des Ostens, über die sich ein gewaltiger Himmel breitet, mit jenen niedrigen Horizonten, wo sich die Welt in der Unendlichkeit zu verlieren scheint. Dort strömt die Deime in den Pregel, Schiffe und Wagen ziehen nach der fernen Stadt Königsberg. Kähne mit Getreide, Torf und Kohle, grasendes Vieh auf den Wiesen, Knechte, Mägde, die Gesellen der Gerberei mit ihren derben Zurufen und Scherzen, der Kirchgang, die blutigen Felle auf dem Hof, die die Fleischer brachten und die der Schuster oder der Bauer nun bearbeitet aus der Werkstatt abholt, Rinder und Schweine, die auf das Schlachtmesser warten, purpurblaue und perlmutterfarbene dampfende Eingeweide und das unerbittlich harte, aber farbige und starke Leben ländlich-kleinstädtischer Daseinsbehauptung — das sind die ersten Erlebnisse. Dort sind die langen Winter, der Wind aus Rußland läßt die Flüsse erstarren, und die schweren Schlitten, mit Winterfutter beladen, werden von scharf beschlagenen Pferden zu den Gütern der Umgegend gebracht. In

wollene Tücher gewickelt trägt die Dienstmagd den kleinen Corinth in die Schule, soweit nicht Kälteferien sind. Zuweilen fährt man auf dem neuen russischen Schlitten klingelnd und läutend durch das schneebedeckte Land zu Onkel und Tante nach Moterau. Zuweilen tanzen die Großen, und oft trinken sie dampfenden Grog. Im Sommer feiern die Männer ein Schützenfest. Nach dem Zapfenstreich ziehen am andern Tag die Schützenkönige, mit Medaillen behängt, die Fahnenträger und die Offiziere mit geborgten Degen durch birkengeschmückte Straßen auf den Markt. Dort warten die dicken Gastwirte und der Generalstab zu Pferde, und von da geht es in den Fichtenwald in der Nähe, wo der Schützenkönig durch den Meisterschuß bestimmt wird, wo sich die Trinkbude und der Tanzboden befinden. Bei Sonnenuntergang beginnen die Getränke ihre Wirkung zu tun, und mit den Landmägden verschwindet man im Gehölz, bis man am Morgen grölend wieder in die Stadt einzieht. Zuweilen geht es auch nach Wehlau, dessen Fenster man bei klarem Wetter über die Wiesen blitzen sieht, zum Jahrmarkt. Hier nehmen die Lederhändler die Eltern in Empfang. Der Vater kauft auf dem Pferdemarkt, die Mutter in den Buden oder am Fluß, wo Elbinger Käse in den Kähnen feilgehalten wird. Es gibt andere Buden mit Pfefferkuchen, Riesendamen, Seejungfern und Kellnerinnen. Am Abend fährt man, erfüllt von großen Eindrücken, nach Hause.

Der „Lue" soll natürlich kein Bauer oder Handwerker bleiben. „Studieren soll er und ein tüchtiger Mensch werden", sagen die Eltern, die es sich leisten können. Der Lehrer hat Respekt vor dem wohlhabenden Vater, und der Kleine macht seine Sache in der Schule zunächst ganz gut. Nur mit dem Rechnen hapert es. Im übrigen sieht man, daß er „anders" als die anderen ist. Er schneidet aus Papier Tiere und Menschen, und wenn es ein Hengst sein soll, so beharrt er trotz des Einspruchs seiner entsetzten Schwester mit dem ihm eigenen Starrkopf auf jeder Einzelheit. Denn es wäre ja unehrlich, das Tier anders darzustellen, als man es mit seinen Augen wahrgenommen hat.

Als er neun Jahre alt ist, bringt ihn der Vater aufs Gymnasium nach Königsberg. Er wohnt bei der Schwester der Mutter, einer Schuhmachersfrau, von „infernaler Genialität", wie Corinth später sagte. Hier kam er im Verlauf der Zeit mit dem Groschenrechnen und der Ärmlichkeit in Berührung. Er wird anfangs wegen seines Dialektes von den Städtern auf der Schule verlacht, dann aber wegen seiner Körperkräfte geachtet. In der Quarta ist er bereits kein Musterschüler mehr, aber er hat sich indessen die erforderliche Routine im Abschreiben angeeignet. Im übrigen fällt er nicht weiter auf. Nur einmal in der Singstunde zeichnet er den Lehrer. Er erhält einige Ohrfeigen, dann betrachtet der Lehrer das Blatt, lacht und sagt: „Jung', werde doch Porträtmaler!" und steckt das Blatt in die Westentasche. Der fünfzigjährige Corinth erinnerte sich später dieses Augenblicks: „Es war mir nicht anders, als wenn ich einen Gruß aus dem Jenseits erhielt." Als er dreizehn ist, stirbt seine Mutter. „Den Tod betrachtete ich mit der

neugierigen Schärfe, welche den Kindern üblich ist", schreibt der Maler in seiner Selbstbiographie. Knapp schafft er das Einjährigenzeugnis, unklar ob er Matrose, Soldat oder Landwirt werden soll. Der Vater ist wenig glücklich, daß es zum Studieren nicht langt. Schließlich will sein Sohn Maler werden, und so kommt er auf die Kunstakademie nach Königsberg.

Eine solche Jugend gleicht der vieler anderer, aber als ein Beginn wirkt sie fort, und wenn es auch zuletzt Geist und Seele sind, die unabhängig von den Gegebenheiten der Natur das Leben eines Menschen formen, so werden in diesen Jahren doch Fundamente gelegt, die die Haltung im späteren Dasein weitgehend bestimmen. Aus dem Handwerkerhaus des Landstädtchens und dem Boden Ostpreußens, aus einem sicheren Auftreten, das nur dem Gefühl entspringen kann, ein Herrensohn zu sein, erwächst die Gestalt dieses Mannes, und wenn sein Genie, wie das jedes anderen, auch rein transzendenter Herkunft ist, so wird doch die ländliche Abstammung und ein solcher Beginn stets ein Schlüssel zum Verständnis für seine Art sein. Corinths weitere Jugend und der äußere Lebensweg unterscheiden sich im Grunde nur wenig von dem Werdegang anderer erfolgreicher Maler. Die Einflüsse, denen er ausgesetzt war, die Lehrer, die er fand, die äußeren Gegebenheiten des Lebens und der Weg zum Erfolg bleiben ein Thema von vornehmlich kunstgeschichtlichem Interesse. Wir zeichnen sie hier in aller Knappheit auf.

Die Lehrer, die der achtzehnjährige Corinth auf der Akademie in Königsberg fand, sind heute auch in dieser Stadt fast vergessen. Rosenfelder, der Direktor, hatte „Die Übergabe der Marienburg" gemalt, die im Museum hängt. Harnische, wallende Mäntel, samtene Draperien, eine Historienmalerei nach Piloty mit viel Mimik und theatralischem Pathos, das waren die Motive des jungen Schülers. „Der große Gipsknecht", wie ihn seine Mitschüler nannten, lief in dem gesunden Instinkt, der, ohne die Bewußtseinsschwelle zu überschreiten, ihn immer begleitet hat, mit dem Skizzenbuch umher. Die Eroberung der Wirklichkeit, auf die es ihm ankam, und der Wille zum Charakteristischen, den er — nur auf ganz andere Art — mit seinen Lehrern gemeinsam hatte, ließ ihn Marktweiber zeichnen und Schiffer, Ladeknechte und vor allem das Schlachthaus. Dabei haßte er die feinen Zierbuben an der Akademie und blieb ein Eigenbrötler, der immer nur beim Trinken Kameraden fand. Man besuchte das Tingeltangel, rauchte aus langen holländischen Pfeifen, spielte Skat, und zuweilen gab es einen großen Krawall in einer Kneipe, der ihn auch einmal unsanft mit der Polizei in Berührung kommen ließ. Aber manches lernte er in diesen Jahren, vor allem eine bestimmte handwerkliche Könnerschaft des Zeichnens, die er sich ohne große Schwierigkeiten aneignete, so daß er, als er nun 1880 nach München ging, von dem Maler Loefftz im Atelier angenommen wurde, der in der Wahl seiner Schüler ziemlich streng war.

München stand damals auf dem Höhepunkt seines Kunstruhms. Piloty lebte noch, Defregger war da und Diez, zuweilen sah man Leibl. Die großen

Ausstellungen, auf denen man auch Courbet, Millet und die Schule von Barbizon finden konnte, hatten eine internationale Bedeutung. Der junge Corinth, der schon als Schüler geschichtliche Interessen gehabt hatte, fühlte sich stark zur Historienmalerei hingezogen, und in der Tat hat ihn später, als er fast nur noch den Stimmen seines Innern horchte, die Historie als Maler immer wieder beschäftigt. Einen größeren Eindruck als die Franzosen machten damals die Holländer in München, und so nimmt es nicht wunder, daß Corinth nach dreijährigem Aufenthalt nach Antwerpen fährt, um dort weiterzuarbeiten. Er hielt es hier nur kurz aus und dachte später ungern an diesen Aufenthalt zurück. Vermutlich hat er in Holland gelernt, wie das Bild eines Negers „Othello" beweist, sich zunächst immer mehr zum reinen Sehen zu bekennen. Über Belgien geht er im gleichen Jahr nach Paris. Dort blieb er drei Jahre. In seiner Selbstbiographie finden sich zwei gezeichnete Selbstbildnisse dieser Zeit. Eines, das sichtlich nach akademischem Vorbild idealisiert ist, von 1885 und ein vermutlich ähnlicheres von 1887, beide mit schwarzem, langem Bart, so daß seine Freunde ihn mit Andreas Hofer verglichen und die Franzosen ihn als fürchterlichen bayrischen Soldaten mit einem Raupenhelm an die Wände des Ateliers malten. Er arbeitete damals wie viele andere in der Akademie Julien und wußte nichts von Manet und den großen Impressionisten, die zur gleichen Zeit lebten, sondern kannte nur eine Sehnsucht, im Salon auszustellen und jene Medaille zu erhalten, mit der man gewissermaßen als Diplomträger in die Heimat zurückkehren könnte. Er gewann sie nicht. Die Pariser Schule blieb ihm fremd, wie ihm später die Impressionisten fremd geblieben sind. Aber er scheint dort ein lebendiges Verhältnis zur Farbe gewonnen und damit den Durchbruch zu einem neuen Weg gefunden zu haben.

So sehen wir ihn 1888 wieder in Königsberg. Es ist so, als empfänge er nun in seiner Welt einen neuen Zustrom zu eigner Sicht und Gestalt. Er malt den Vater auf dem Sterbebett, ein Bild, das die Besessenheit eines Malers verrät, für den das Thema jenseits des Sohnesschmerzes ganz reiner Gegenstand der Malerei wird, und das doch zugleich in seiner schlichten Verhaltenheit einen zarten, wehmütigen Ton erklingen läßt. 1890 kehrt Corinth nach München zurück, um zehn Jahre zu bleiben.

Es ist die letzte große Blüte der Kunststadt, die um 1900 ihren Platz an Berlin abtreten muß. Noch herrscht die Butzenscheibenromantik, zugleich jener Renaissancetraum des neunzehnten Jahrhunderts vom königlichen Künstlertum, wie er in München für kurze Zeit eine gewisse Verwirklichung gefunden hat. Man saß bei Zinnkrügen an langen Tischen, sang, disputierte und trank, man feierte die großen Künstlerfeste und wandelte in echten alten Kostümen umher. Eine Fülle von Witz und Laune wurde aufgeboten, untermischt mit Bildungsgütern. Es war das Ende eines bürgerlichen Künstlertums der Lenbach und Kaulbach, Piglhein, Oberländer, Lossow und Seidl, in seiner volkstümlichen Münchner Mischung von Ungezwungenheit und aristokratischem Patriziertum, von der bis zum Krieg und

fast noch in unsere Tage hinein ein blasser Abglanz über dieser liebenswerten deutschen Stadt liegt. Der vierschrötige, etwas streitsüchtige Kraftkerl Corinth, der in dieses Klima einbrach, konnte hier nicht beliebt werden. Man nannte ihn den „Fleischergesell aus Königsberg", aber da er ein Trinkkumpan war, der den Rotspon flaschenweise hinuntergoß, wurde er aufgenommen. Wie in Königsberg liebte er auch selber nicht die feinen Herren, sondern zog die drallen Kellnerinnen und Münchner Mädel, die so ausgelassene Modelle abgaben, vor. In der Künstlerkneipe aber saß er schweigend, umwittert vom Ruhm der Trinkfestigkeit, und fuhr nur zuweilen mit Faustschlag auf die Tischplatte bei einer Bemerkung über Kunst, die ihm nicht gefiel. Aber in der Tat waren die Tage dieser Künstlerrenaissance gezählt. Etwas Neues bereitete sich vor.

Es ist jene neue weitere Hinwendung zur Wirklichkeit, wie sie sich in der Kunst, auf zwei scheinbar völlig verschiedenen Wegen, andeutete: im Impressionismus und im Jugendstil. Damals wurde als Gegenschlag gegen das offizielle München die Münchner Sezession gegründet. Die erste Ausstellung, die wie ein Sturmwind die alte Fassade ins Wanken brachte, reichte von Böcklin bis Liebermann, von Menzel bis Uhde; Whistler, Degas, Puvis de Chavannes, Monet waren dabei, von den Jungen: Trübner, Habermann, Oppler und Corinth; im folgenden Jahr dazu Thoma, Kalckreuth, Hötzel, Ludwig von Hofmann, Zügel. Zu dieser neuen Welt konnte der ostpreußische Maler schon eher Zugang finden. Er arbeitete in dieser Zeit unermüdlich. Eine Fülle von Porträts entstand neben Bildern, die die damals charakteristischen Münchner Probleme zum Thema nahmen. Auch das Historienbild beschäftigte ihn weiterhin. 1896 malte er sich selbst mit dem Gerippe vor dem Atelierfenster.

*

Es gibt selbst in Deutschland nicht viele Maler, die ihr ganzes Leben hindurch eine solche Fülle von Selbstdarstellungen geschaffen haben, kaum einen aber, bei dem diese Bildnisse so schlichte, bekenntnishafte Aussage von sich selbst und so entscheidend für das Verständnis des Menschen hinter dem Bild sind — es sei denn, man denkt an Rembrandt. Corinth hat sich seit frühester Jugend immer wieder dargestellt. Wir kennen den Kopf des Fünfzehnjährigen mit dem seltsam festen Mund in dem Jungensgesicht, wir kennen ihn zwanzigjährig mit vollem Haar und Schifferbart, fragend den Beschauer ansehend. Immer wieder begegnen wir ihm selbst in seinem Werk. Ist es zunächst nichts anderes als der Versuch der zeichnerischen oder malerischen Wiedergabe eines stets greifbaren Modells, so wird es nun bei dem fast Vierzigjährigen mehr. Es wird Aussage vom eigenen Wesen und mehr noch Aussage vom Wollen und von dem, was einer aus seinem Leben machen will oder was er in ihm erfahren hat. So sind diese Selbstbildnisse kostbarste Zeugnisse vom Menschen Corinth. Sie bleiben es bis zu jenem letzten, erschütternden Selbstporträt, das kurz vor seinem Tode entstand, und so wollen

wir ihnen bei der Niederschrift seines biographischen Umrisses unsre besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Denn hier können wir die großen Stationen seines Lebens ablesen.

Wir sehen ihn im Jahre 1896 vor dem großen Glasfenster seines Münchner Ateliers mit dem Ateliergerippe, das am Haken eines eisernen Trägers aufgehängt ist. Das alte Thema: der Künstler und der Tod, hat hier eine höchst nüchterne Wiedergabe gefunden. Das Bild ist unpathetisch und unsentimental wie der ganze Mann, der hier im achtunddreißigsten Lebensjahr als Brustbild sich selber schon ein wenig schlagflüssig darstellt. Der Kerl, der da steht, könnte schon ein Fleischergesell oder ein Bierbrauer sein. Schwer, massig, breitschultrig, mit dickem, kurzem Hals, auf dem ein breiter Kopf lastet, so blickt er uns an. Das Haar ist kurz geschnitten und ohne Sorgfalt vom Schädel heruntergebürstet, die Augen etwas schwer, durchaus nicht wach, die Nase kurz und kräftig ausgebildet, und unter dem hängenden, dicken, kurzen Schnurrbart ahnt man einen Mund des einfachen Lebensgenusses. Gewiß ist dieser Mann ein Dickschädel, und wenn er vermutlich auch gutmütig ist, so mag es doch zuweilen nicht gut sein, mit ihm Kirschen zu essen. Das ist ein spröder, verschlossener Mensch, der zu heftigen Wallungen neigt, einer mit gesundem Humor und einem Bewußtsein seiner Körperkraft, das man ein wenig brutal nennen könnte. Daß er gern trinkt, ist sicher, aber bei allen Anzeichen von Körperfett scheint er eine ausgebildete Muskulatur der Kinnbacken zu haben, ein Zug der Energie und der Zähigkeit, wie man ihn bei Männern findet, die gute Arbeiter sind. Er trägt ein kariertes Künstlerhemd mit gleichem Kragen und einem dicken Seidenschlips. Gewiß ist er kein Grübler und Spintisierer, sondern weit eher tierhaft primitiv, in der Wirklichkeit beheimatet und mit (hier unsichtbaren) kräftigen Fäusten, die zupacken können — aber in den Augen mit einem leisen Zug von Melancholie, in der Tat ähnlich einem klugen Tierauge, das die Lebensangst kennt.

Das sind die letzten Münchner Jahre. Die altmeisterlichen dunklen Farbenklänge seiner Bilder haben längst einer Aufhellung Platz gemacht, und der Maler studiert die grauen Tonwerte in unermüdlicher Arbeit. Es entstehen in dieser Zeit einige merkwürdige und bedeutsame Bilder. Die Loge „In Treue fest", wo auf engem Raum zwölf Männer an einer besetzten Tafel versammelt sind, eine für das neunzehnte Jahrhundert bei mancher Steifheit schon überraschende Lösung eines Gruppenbildes, wie es die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts beschäftigt hat. Oder das außerordentliche Bildnis des in München lebenden Romanschriftstellers Graf Keyserling, erstaunlich durch die sichtbare Einfühlung in einen ganz anders gearteten, empfindsamen, müden und späten Menschen. Gleichzeitig beschäftigt Corinth immer wieder das Historienbild meist religiösen Inhalts. Zuweilen denkt man dabei an Fritz von Uhde, nur daß der selbstbewußte Bauernsohn aus Ostpreußen dieser sozialbetonten Religiosität der neunziger Jahre mit der ihr eigenen Gefühlsbrechung im Grunde fernstand. In diesen

Bildern wurde etwas von der versteckten Sehnsucht dieses Mannes gemalt, aber das Werk scheiterte wie stets, wenn sich Corinth von der nächsten Nähe und Wirklichkeit fortwandte.

In der Sezession brach bald Uneinigkeit aus, und Corinth und andere, wie Trübner, Behrens, Exter und Schlittgen, fingen hinter dem Rücken der Vereinigung mit der alten Künstlergenossenschaft Unterhandlungen an, was damit endete, daß die Betreffenden sich zwischen zwei Stühle setzten und aus der Sezession ausgeschlossen wurden. Von den ehemaligen Kameraden und Freunden scheel angesehen, verließ Corinth die Lust an dem Münchner Aufenthalt, zumal dem Ostpreußen diese Stadt immer etwas fremd geblieben ist. Leistikow riet ihm, nach Berlin zu gehen, wo eine neue, herbere und frische, unbeschwerte Luft wehte, und dort „eine Malschule für Weiber" zu gründen. Corinths Bilder waren schon verschiedentlich in Berlin bei Schulte und Gurlitt aufgefallen. In der Absicht, wie ein Bauer sicherzugehen, schickte er zunächst an Leistikow ein Bild für die Berliner Sezession, um die Aufnahme durch das Publikum der Reichshauptstadt abzuwarten. Es gab, wie Corinth erzählte, einen kolossalen Erfolg, und so verließ er die Stadt, in der er zehn Jahre gearbeitet, in der er mit Eckmann, Slevogt, Trübner, Ruederer, Halbe und Hartleben zusammen getrunken und wo zuweilen in später Stunde Frank Wedekind todernst aus einem Manuskript etwas vorgelesen hatte, unter dem kaum unterdrückten wiehernden Gelächter der Versammelten. 1900 ging Lovis Corinth nach Berlin.

Selbstbildnis von Lovis Corinth.
Radierung, 1919

Das Bild, das auf der Berliner Sezession solchen Erfolg fand, war seine „Salome" gewesen. In gedrängtem Format sieht man im Mittelpunkt Herodes' Tochter, stupsnäsig, geschminkt, nach vorn gebückt, mit spitzen, gespreizten, ringbesetzten Fingern das gebrochene Augenlid des Johanneskopfes hochziehend, den

ihr ein kniender Sklave auf der Schüssel reicht. Im Hintergrund Sklavinnen, vorn die mit blutbespritztem Tuch umwickelten Beine des Enthaupteten. Schließlich links im Vordergrund die muskulöse Gestalt des zufriedenen Scharfrichters, der durch Kopf, Nacken und Schnauzbart ein wenig an den Maler selber erinnert. Dieses Gemälde, bei dem wir auch heute ein malerisches und kompositorisches Können und eine für die Jahrhundertwende frische, unkonventionelle Auffassung erkennen, gibt im Grunde doch einen historischen Vorgang nicht als unmittelbares Erlebnis wieder, es bleibt ein erstaunlich gut gemalter Ausschnitt einer Bühnendarstellung. Was die Menschen dieser Stadt — in die viel von der herben und derben Luft des deutschen Ostens einströmte und wo in einer seltsamen Mischung von frischem Zupacken und der kolonialen Daseinsgier eines allzu schnell erworbenen Reichtums sich ein eigenes Klima entwickelt hatte, welchem eine verhältnismäßig junge Kultur nur geringen Widerstand entgegensetzte — in Corinths Malerei ansprach, das war ein versteckter dramatischer, scheinbar aktivistischer Zug. Er führte diese Historienbilder, deren Brutalität und unverhüllte handfeste Geschlechtlichkeit in München weniger Beifall finden konnte, hier zum Erfolg. Denn diese Bilder waren auf einer dramatischen Gegensätzlichkeit aufgebaut, und so wie der zarten, halbentblößten Salome das blutrünstige Haupt des Johannes und der Urkerl eines Henkers entgegengestellt wird, so malte Corinth auch Perseus und Andromeda in der Gegensätzlichkeit eines Ritters, von dem man nichts als Rüstung sieht, der einer nackten, kräftigen Frau gerade den Mantel umlegen will.

Es war eine Zeit des leichten Erfolges. Mit Gerhart Hauptmann, Ludwig von Hofmann, Leistikow, Groenvold und anderen feierte man das neue Daseinsgefühl. Man gründete den „Rosenbund", der nichts anderes als Lebensgenuß auf seine Fahne schrieb, und das reiche Bürgertum dieser Jahre liebte es, Künstler in seinen Salons vorführen zu können. In dem einsilbigen, schwerfälligen Corinth glaubte man den Naturburschen zu erkennen, man sah in ihm vor allem das Original und den Kraftkerl, und so nimmt es nicht wunder, daß der Maler mit der ihm eigenen naiven passiven Haltung sich eine Zeitlang in dieser Rolle gefiel und sie oft in sein Werk projizierte. Aber beheimatet konnte er sich auch hier nicht fühlen, nur seine Malbesessenheit, die ihn nach jedem nächtlichen Rausch früh an die Staffelei führte, wo er den ganzen Tag über verblieb, die Unermüdlichkeit eines Menschen, der unaufhörlich durch sein Auge alles Gesehene in sich hineinsog, um es in Zeichnungen, Radierungen, Bildern zu verarbeiten, ließ ihn unbeschadet hier seinen Weg gehen. Das Werk Corinths, das uns aus jener Zeit jedoch unmittelbar anspricht, das sind wiederum die Bildnisse, denn hier wird aus engster Nähe ein Mensch dargestellt. Dieser Maler war nichts weniger als ein Psychologe, und er wäre zeit seines Lebens schwer in Verlegenheit gekommen, etwas über das Wesen und die geistige Struktur eines Menschen oder über sich selbst aussagen zu müssen. Sein eigentliches Genie lag vielmehr in einer beinahe

Lovis Corinth: Selbſtbildnis mit ſchwarzem Hut, 1912
Berlin, Frau Charlotte Corinth

Lovis Corinth: Selbſtbildnis mit Gerippe, 1896

Lovis Corinth: Morgendliches Spiel, 1911

Lovis Corinth: Adam und Eva, 1911/12
Berlin, Privatbesitz

tierhaften Einfachheit verborgen, einer rechten Menschenwitterung, einem tiefen Instinkt, der dann am sichersten ging, wenn er sich in seiner eigenen Welt bewegte, oder wenn er in dichter Nähe einem Menschen gegenüberstand. Deutlich wird dies bei dem Bildnis des Ohm, des alten Mannes mit dem Schifferbart, oder auch bei dem des Dichters Peter Hille, und wenn man versteht, wie der Ohm, ein Mann aus Corinths eigener Jugend und Welt, zum bedeutsamen Porträt wird, so ist man doch bei dem Bildnis Hilles auf das stärkste betroffen, wie hier eine undeutbare und jeder Analyse spottende Ahnung den Maler in das Wesen eines ganz anders gearteten Menschen eingeführt hat. Hier ist bereits der große deutsche Maler zu erkennen, der auf der Höhe seiner Könnerschaft nun zuweilen in seelische Bereiche vorstößt, zu dem sein Verstand allein ihm den Zugang verwehrt hätte.

*

Im Jahre 1902 heiratete er. War bisher die Liebe für ihn die Befriedigung des Augenblicks gewesen, für die ihm Mägde, Kellnerinnen, Modelle gedient hatten, so trat nun eine Frau ganz anderer Artung, die aus einem wohlhabenden Hamburger Bürgerhause als Schülerin zu ihm gekommen war, in sein Leben. Sie hat im Bewußtsein, an der Seite eines ungewöhnlichen Menschen zu leben, ihre eigene Freude an der Malerei und ihre weiblich starke Begabung bis zu seinem Tode in den Hintergrund gestellt und hier das Opfer einer Frau gebracht, das das Zusammentreffen zwischen ihrem Talent und seinem Genie erforderte. Sie hat es verstanden, den schwer zu behandelnden Mann, bei dem die Besessenheit des Malens immer wieder mit tiefer Niedergeschlagenheit wechselte, leise durch das Leben zu geleiten und vor der schlimmsten Verzweiflung zu bewahren. Was sie für Corinth bedeutet haben mag, kann man an der Fülle der Bildnisse erkennen, die bis zu seinem Ende entstanden sind.

Im Jahre 1903 malte sich Corinth mit seiner Frau, das Sektglas in der Hand. Wer das Werk dieses Mannes bis zu diesem Jahr betrachtet, dem wird zuweilen eine leise Ahnung aufsteigen, daß er hier einen Maler vor sich hat, der nach seiner ganzen Wesensart mit Rembrandt verwandte Züge aufweist. Daß vor diesem Bildnis sofort das Bildnis Rembrandts mit der Saskia von 1634 vor uns auftaucht, das hat gewiß nicht eine äußere Anlehnung Corinths an Rembrandt zur Ursache. Selbst wenn Corinth der Holländer vorgeschwebt haben mag, so geschah dies ohne Zweifel aus einer tiefen inneren Verwandtschaft, die sich auf das entschiedenste in seinem späteren Werk bestätigen wird.

Vier Jahre später, 1907, sehen wir ein neues Selbstbildnis des Malers, eins, das in der nackten Brutalität der Selbstdarstellung wohl einen einzigartigen Platz in der Geschichte der Kunst einnimmt. Der nun fast Fünfzigjährige steht da wie ein Meisterringer mit nacktem, fleischig-fettem Oberkörper. Den linken Arm hält er seitlich ausgestreckt, den rechten, bei zurückgezogener Schulter, so mit dem Ellbogen an die Lende gepreßt, daß man das Gefühl hat, er wolle das mit

Wein gefüllte Wasserglas, das die erhobene Hand fest umspannt, dem Beschauer ins Gesicht schleudern. „Was kann die Welt mir anhaben!" und die Worte des Götz scheint uns der Maler zuzurufen, und das Kraftgefühl ist hier bereits so ins Gladiatorenhafte übersteigert, daß es fast mißtrauisch stimmt. Man beginnt sich zu fragen: Ist hier nicht viel mehr eine Wunschvorstellung gemalt als ein wirkliches Sein? Wird hier nicht absichtsvoll eine brutale Sinnlichkeit gewalttätig auf die Leinwand geschleudert, um eine innere Ahnung von der menschlichen Vergänglichkeit, ja um eine bewußte Angst und Unruhe zu verdecken, von der der Achtunddreißigjährige des Münchener Selbstbildnisses noch nichts wußte?

Corinth ist in diesen Jahren auf dem Höhepunkt des äußeren Erfolgs angelangt. Eine Zeit ungewöhnlicher Fruchtbarkeit des Schaffens lag hinter ihm, und die Quelle des Wirkens aus der Fülle schien mit alter Kraft weiterzuströmen. Aus einem dionysischen Rausch scheinen manche dieser Bilder geboren zu sein, andere aber aus Lust an der Bravour, der Virtuosität des Könnens, Ekstase der Farbe mit dem alten breiten Pinsel hingeschmettert, das Leben gepackt in seiner dampfenden Fleischlichkeit und dazwischen immer wieder religiöse, biblische und historische Darstellung, als sollten dem mythischen Raum Geschehnisse entrissen werden, die nun mit der ganzen Wucht ihrer Körperlichkeit, mit der ganzen Glut entfesselter Sinne den Betrachter aus seinem Gleichgewicht verjagen. Zeugen fast alle diese Gemälde von der Fruchtbarkeit und der mörderischen Kraft der Natur, so entstehen daneben stillere Bilder aus der nächsten Nähe, Szenen, die das Familienglück des Malers zum Thema nehmen, und eine Reihe Porträts von wiederum gleichem erstaunlichem Einfühlungsvermögen, wie des Conrad Ansorges oder des Berliner Rektors Professor Eduard Meyer, oder jenes wunderbare Bildnis, das den Schauspieler Rudolf Rittner 1907 als Florian Geyer zeigt, seltsam hintergründig und erfüllt von einem Wissen um das Ende, daß man auf das stärkste überrascht und tief betroffen wird.

Im Jahre 1910 malt sich Corinth selber als den „Sieger". Mit eiserner Rüstung und Helm und einer riesigen Lanze in der gepanzerten Faust, vor ihm, sich hingebungsvoll mit zurückfallendem Kopf an den gewaltigen Mann anschmiegend, die eigene Frau mit halbentblößter Brust und einem Lorbeerkranz im linken Arm. Seltsam ist nur, daß der Gepanzerte gar nicht wie ein Sieger aus dem Bild blickt, sondern eher wie einer, der ein wenig angstvoll die Fragwürdigkeit des Sieges ahnt. Ist die starke Wirkung dieses Bildes noch auf den Gegensatz von hartem, kaltem Eisen und blühender, duftender Fleischlichkeit gestellt, so malt sich Corinth ein Jahr später nun ganz allein als der „Fahnenträger". Er scheint alles von sich abgestoßen zu haben und steht nun da wie ein Aufständischer, ein ritterlicher Bauernführer, wiederum gepanzert, die Fahne steil über der Schulter, nur den Kopf ein wenig trotziger zurückgeworfen, als man es bei einem siegreichen Bannerträger erwarten würde. „Seht her, ich bin der tolle Kerl, den ihr in mir sehen wollt", scheint das Bildnis zu sagen. Es ist jener Corinth, der damals im

Vorstand der Berliner Sezession saß und der, als dieser Vorstand zurücktrat, blieb und somit Präsident wurde. „Ich aber", so sagt er in seiner Selbstbiographie über den Rücktritt seiner Freunde, „pflegte immer den rechten Augenblick am Schopfe zu greifen, deshalb sagte ich: ‚Nein, ich bleibe im Vorstand!'"

*

Im Jahre 1911, im gleichen Jahr, als der „Fahnenträger" entstanden war, ereilte Lovis Corinth die Hand des Schicksals. Ein Schlaganfall traf ihn im dreiundfünfzigsten Lebensjahr und warf ihn für Monate aufs Krankenlager, wo er dem Tod unmittelbar gegenübertrat, um in qualvollen fieberhaften Visionen einen furchtbaren Kampf um sein Leben zu führen.

Mutter und Kind.
Radierung von Lovis Corinth, 1910

Der Mann, der sich vom Krankenlager wieder erhob, war ein anderer geworden. War sein Leben und Werk bisher gar oft in einen schwerfälligen dionysischen Taumel entrückt, um die heimliche Niedergeschlagenheit nicht laut werden zu lassen, waren zuweilen dunkle Stimmen an sein Ohr gedrungen, denen zu entfliehen er sich immer wieder mit einer bäuerlich-prometheischen Sinnenfreude in das Gefolge des ewig berauschten Gottes schlug, so schien es, als wäre er dahingeschritten wie einer jener dickleibigen Kumpane des Dionysos, im Zeichen des Thyrsosstabes, umbraust vom Lärm der Mänaden, vom Brüllen der Panther, selber Ausdruck der schöpferischen Natur, die in Blut, Geschlechtlichkeit, Zeugungskraft und Vernichtung ihre gewaltige Macht offenbart. Der Mann aber, der sich vom Krankenbett erhob, konnte mit Hölderlin sagen: „Mich hat Apollo geschlagen!" Nicht mehr der Sieger, sondern ein armer leidender Mensch blickt uns aus dem Selbstbildnis des Jahres 1912 an. Wir sehen den Kopf eines Mannes mit dunklem Rock und breitkrempigem Malerhut. Das Körperliche ist ganz

zurückgedrängt auf ein Stück der Brust und eine Schulter und ein paar große, erschrockene Augen wie die eines Tieres in einem unruhig flackernden, zerrissenen Gesicht. Gänzlich verändert scheint die Malweise. Nichts mehr von der alten bravourösen Handhabung des Pinsels, nichts mehr von der virtuosen Komposition des Raums. Ganz flächenhaft ist dieses Bild, als mühe sich der Künstler mit unsicherer, zitternder Hand, eine Chiffre seines Wesens auf der zweidimensionalen Fläche festzuhalten, gleichgültig gegenüber der irdischen Erscheinung und gejagt und getrieben von der Angst, es könne zu spät sein, und dieses Bildnis wäre sein letztes.

So klar es feststeht, daß diese Krankheit eine entscheidende Wendung in des Malers Leben brachte, so gewiß ist es, daß der Schlaganfall nur ein äußeres, körperliches Zeugnis dafür war, was sich in seinem Innern langsam vorbereitet hatte. Diese Umdüsterung, die das Tragische plötzlich nackt enthüllte, war ähnlich der, wie sie andere Große im Zenit ihres Lebens getroffen hatte, wie sie Shakespeare in späteren Jahren beschattete, daß ihm der Wert des irdischen Daseins plötzlich gering erschien, wie sie Goethe traf, daß er körperlich schwer erkrankte und sich im einsamen Kampf der Entsagung zu jener gleichnishaften Betrachtung der Welt hindurchrang, um die Hölle seines Innern nicht der Menschheit aufzudecken, und wie sie schließlich den Maler auf das furchtbarste erschütterte, Rembrandt, dessen Wesensverwandtschaft mit Corinth offenbar ist: von den Anfängen über den glanzvollen Höhepunkt des Lebens bis zu jenem gleich erschütternden letzten Selbstbildnis. Der Meister, der somit jäh zum Greise geworden war, den eine linksseitige Lähmung hemmte und dessen rechte Hand zitterte, verstärkt durch die Anstrengung, den Pinsel, den Stift, die Nadel zu halten, erkannte nun in sich selbst — mit dem gleichen Mangel an Sentimentalität, der ihn immer ausgezeichnet hatte — Hiob, den Mann aus dem Lande Uz, den Gott aus allen seinen Reichtümern gestürzt hatte. Seine Selbstbiographie, die neben den „Legenden aus dem Künstlerleben" zeigen, daß hier ein schlichter Mensch der Fülle seiner Beobachtungen und, ohne jede psychologische Kenntnis, seinem Wesen auch mit der Feder Ausdruck verleihen konnte, diese Selbstbiographie, die mit ihrem tragischen Urgrund zu den großen Selbstzeugnissen deutscher Künstler gehört, enthält nun Bekenntnisse wie die: daß kein Tag für ihn vergangen wäre, an welchem er es nicht besser gefunden hätte, aus dem Leben zu scheiden. Erschütternd mehren sich Sätze wie: „Ein fortwährendes Streben, mein Ziel zu erreichen, das ich in diesem Grade niemals erreichte, hat mein Leben vergällt, und jede Arbeit endet mit Depressionen, dieses Leben nicht weiterführen zu müssen." Dazwischen regt sich der alte Stolz: „Wenn ich heute, während ich das schreibe, sofort hin bin, so werde ich doch leben in Zukunft." Hinzu kommen der Krieg, die Zerstörungen im deutschen Osten und in seiner Heimat Tapiau und bald darauf der verlorene Krieg. Der Mann, für den Deutschsein eine schlichte Selbstverständlichkeit war, über die man keine Worte verlor, und der nie auch nur für einen Augenblick an der eigenen Art seines ostpreußischen Wesens ge-

schwankt hatte, leidet schwer darunter. Er liest die Bibel wie ein alter Bauer, aber mit dessen Zähigkeit wirft er weder das Leben fort noch ganz den Mut. Es kommt der Umschwung 1918, die französische Besetzung des Rheinlandes, der Marksturz. Die Aufzeichnungen des Malers in diesen Tagen scheinen sich oft zu widersprechen. Neben dem „Finis Germaniae!" steht die Frage, ob sich nicht alles noch an Frankreich rächen wird. Aber aus diesem Echo der Tageszeitungen dringt doch immer wieder die eigene Stimme Corinths durch, der zähe Wille, das bäuerliche Beharren: „Das Land ist vernichtet. Ran an die Arbeit!"

Mehr als früher geben nun die stillen Dinge des Lebens das Thema für seine Malerei ab. Der Besessenheit des Malers gelingt es trotz allen körperlichen Hemmungen, die zitternde Hand zu bändigen und zum Staunen der Ärzte vor der Staffelei seine Vorstellungen auf die Leinwand zu werfen. Es ist eine Malerei von einer Spiritualität, von einer schlichten Vertiefung im Menschlichen, die ohne Wissen vom Instinkt her unmittelbar an das Seelische rührt, wenn auch der Künstler dem Gegenstand gegenüber eine Gleichgültigkeit aufbringt, die diesen Gegenstand nur noch zum Anlaß der Selbstaussage nimmt. Neben dem Bildnis rückt nun das Blumenstilleben und die Landschaft in den Vordergrund, und wo gibt es in der deutschen Malerei dieses ersten Jahrhundertviertels Landschaften und Blumen so erfüllt von innerer Schau und Kraft? Die Vergeistigung dieser neuen Malerei war keine Askese. Sie war kein Sichabwenden von dem sinnlichen Reiz der malerischen Erscheinung. Im Gegenteil, die Farben steigern sich zuweilen zu einer Kostbarkeit, die zum Tasten herausfordert. Von seinen Landschaften und Blumen geht nun oft eine eigene juwelenhafte Strahlung aus, und die Farbe empfängt gerade durch ihre Ablösung vom Gegenständlichen einen geheimnisvoll leuchtenden Eigenwert, wie wir ihn bei Grünewald und bei Rembrandt finden. Nur in den Bildnissen verschwinden alle farbigen Zutaten der Gewänder und des Hintergrundes, so daß die neue Toneinheit der Farbe auf den ersten Blick wohl monoton erscheinen mag. In Wahrheit aber funkelt in diesen blaugrauen oder braun-gelben Tönen etwa der Porträts von Uckeley, Grönvold und Georg Brandes ein blitzendes Feuerwerk. Doch die Zutaten sind verschwunden, und das bunte Sprühen ist in der Einheit des Grundtons gebannt, um ganz das Seelische zur Sprache kommen zu lassen. Der Pinselduktus wird immer öliger und pastoser. Zuweilen sind es Hiebe, die mit zäher Farbe über das Bild laufen, zuweilen sind es zerrissene, schwere, leuchtende Splitter, zuweilen auch scheinen blättchenhafte Schichten übereinander zu liegen. So wie der Tiefenraum verschwunden ist, so tritt auch das inhaltlich dramatisch Erzählende zurück. Die mythologischen Szenen werden selten. Nicht mehr auf die Handlung, sondern auf das Wesen richtet sich die Aufmerksamkeit des Malers.

Die religiösen Stoffe verlassen ihn dabei nicht, gerade so wie er es zeit seines Lebens, im einfachen Anhängen an das vom Vater her Überkommene, liebte, biblische Sprüche zur Bekräftigung in seine Rede zu streuen und an Festtagen

testamentarische Ereignisse sich ins Bewußtsein zu rufen. Aber das Stoffliche der Legende wird für ihn immer bedeutungsloser, und nur die unmittelbare religiöse Beziehung zur tragischen Wendung seines Lebens bleibt bestehen. So malt er 1925 die Gruppe „Ecce Homo", bei der alle Handlung ins Innere verlegt ist. In der Mitte der gefesselte blutende Christus, rechts ein gepanzerter Kriegsknecht, links, mit bedeutungsvoll ausgestrecktem Zeigefinger, Pilatus, in dem wir unschwer den Maler selber erkennen können, der einst dem Henker des Johannes seine Gestalt geliehen hatte. Es scheint uns dabei so, als wäre es dem Maler versagt geblieben, das Gelobte Land selber zu betreten. Wie alle religiösen Gemälde seit dem achtzehnten Jahrhundert, als mit dem ausgehenden Barock und der Aufklärung die gewaltige, vom Gemeinschaftsgeist getragene, christliche Welt auseinanderbrach und nunmehr jeder einzelne in einem bisher unbekannten Ausmaße gezwungen wurde, sich mit seinem Gott selber auseinanderzusetzen, so bleibt auch die religiöse Malerei dieses Mannes nur ein Versuch, Verlorenes wiederzugewinnen. Wenn wir jedoch heute klar erkennen, daß sich in unserer Zeit eine neue Wandlung vom Naturwissenschaftlichen zum Metaphysischen vollzieht, so ist Corinth einer der großen Wegbereiter. Sein Dasein begann mit der kraftvollen Freude an den Elementarkräften der Natur, und im Laufe seines Schaffens ist es ihm zuweilen gelungen, in ihre Unmittelbarkeit vorzustoßen. Am Ende seines Lebens jedoch steht bereits das Visionäre und das Ringen um die Elementarkräfte der Seele, die nun flutend über den Maler hereinbrechen.

Corinth hat in den Jahren nach seiner Krankheit sich bald wieder — wenn auch verwandelt — in seiner Arbeit gefunden. Die Fülle der Gesichte ist für ihn so groß geworden, daß sie unaufhörlich auf ihn einstürmt und daß der geschwächte Körper ihrer nicht immer Herr wird. Eine Reihe von Illustrationsbüchern entstand unter seiner Hand, eine Fülle von Radierungen und Zeichnungen, er malte die Stadträte von Tapiau, in seiner Vergeistigung eines der wenigen bedeutsamen Gruppenbildnisse, die es seit einem Jahrhundert gibt, das Trojanische Pferd, das in der Berliner Nationalgalerie hängt, und das wie alle seine späten religiösen und historischen Gemälde Halluzination geblieben ist, er malte das außerordentliche, überlebensgroße Bildnis Martin Luthers, auf dem in der statuarischen Gewalt des Reformators, der, breitschädlig im mächtigen schwarzen Predigermantel dargestellt, die Faust auf der Bibel hält, ein Stück Bauerntum von des Malers eigenem ostpreußischem Schlage sichtbar wird, und er malte schließlich seine visionären Bildnisse, Blumen und Landschaften.

Corinths flutende und unbestimmte Köpfe haben nichts mit psychologischer Darstellung zu tun. In dem Porträt von Georg Brandes etwa ist nichts mehr wiederzufinden von der ruhigen, ins Tageslicht gerückten Menschendarstellung. Der Kopf springt aus dem Dunkel und ist in ein magisches Licht getaucht. Die Linien kochen vor innerer Dramatik. Aus dem blaugrauen Grund springen gelbgrün phosphoreszierende Lichter. Es ist keine objektive Menschenwiedergabe, denn

Walchensee-Landschaft. Lithographie von Lovis Corinth, 1920

in diesem explosiv brodelnden Gebilde ist wohl ein Element des dänischen Schriftstellers enthalten, aber in der Vision des besessenen Greises ist das Objekt verwandelt und untergetaucht. Was an den besten dieser Bildnisse, denn nicht bei allen langte der Atem des kranken Malers aus, uns immer wieder erschüttert, das ist nichts anderes als der gewaltige Schatten des Schicksals, der über ihnen liegt. Nicht nur das Schicksal des Dargestellten, sondern vor allem das des Malers — jene geheimnisvolle Verbindung, die so oft der deutschen Kunst tiefsten Sinn und ihre lebendige Wirksamkeit ausmacht. Denn hier waltet ein Wille, der danach strebt, den Menschen mit der Ewigkeit wieder in Verbindung zu bringen. Er zielt darauf, das Individuum aus seiner Vereinzelung zu lösen und es einem überpersönlichen Gesetz unterzuordnen. Die seltsame Wesensverwandtschaft mit Rembrandt wird nun ganz offenbar. Auch die Hand des großen Holländers wußte gewiß mehr auszusprechen, als ihm sein Verstand mitteilte. Gänzlich fern aller ordnenden und sichtenden Ratio und Psychologie schuf Rembrandt eine Malerei des seelischen Ausdrucks, wie wir keine gewaltigere kennen.

Mag er in aller seiner Einsamkeit doch noch getragen worden sein vom Geist eines Jahrhunderts, dessen Beziehungen zur Transzendenz größer und tiefer als die des neunzehnten Jahrhunderts gewesen sind, so trägt er doch bei höherer Spiritualität, aber gemeinsamer innerer Schlichtheit, den gleichen Wesenszug, den wir bei Lovis Corinth wiederfinden. Ist bei Rembrandt der Ausdrucksträger der Transzendenz das Licht mit seiner aus keiner irdischen Quelle stammenden Herkunft, so ist es bei Corinth die Übersetzung des Geschauten in eine Art Konkavspiegel — eine magische Verwandlung, die die Formen ihrer irdischen Realität entkleidet und sie aufbläht, sie seltsam ausdehnt und in die Breite zerrt, um sie zuweilen auch in einem Sprühregen zu zerstäuben. Am deutlichsten bleibt dies festzustellen in den Bildnissen mit ihren großen, weiten und gebirgigen Gesichten, aber auch in den Blumen, diesen eigenwilligen, gespenstischen Lebewesen, die oft dem Beschauer entgegenzuspringen scheinen, um ihn in das Bildfeld hineinzureißen.

*

Drei Monate vor seinem Tode schreibt Lovis Corinth in seinen Aufzeichnungen: „Es ist mir zum Heulen. Ein Ekel vor jeder Malerei erfaßt mich. Warum soll ich noch weiterarbeiten? Alles ist Dreck. Dieses greuliche Weiterarbeiten ist mir zum Kotzen. Dabei bin ich siebenundsechzig Jahre alt und nähere mich diesen Sommer dem achtundsechzigsten. Was soll noch daraus erblühen?" Aber wenige Zeilen später erkennt sein schreibender Verstand, wonach die vom Instinkt gelenkte Hand das letzte Schaffensjahrzehnt gestrebt hatte — die eigentliche große Altersweisheit: „Ein Neues habe ich gefunden: die wahre Kunst ist Unwirklichkeit üben. Das Höchste!" Dieses Wort steht über dem Werk seiner letzten vierzehn Jahre und hat in den Walchenseelandschaften — in Ur am Walchensee verlebte Corinth seine letzten Sommer — eine Verwirklichung gefunden, die diesen Bildern einen geheimen Zauber und eine leuchtende Pracht verleiht, als flammte hier aus einer jenseitigen Welt eine vorübergleitende Fata Morgana auf. Es ist etwas von der ewigen nordischen Angst, einem panischen Empfinden dem Raum gegenüber hier mitgemalt, zugleich aber ist das Erlebnis der Landschaft so der Wirklichkeit entrückt und die Landschaft selber Chiffre der Transzendenz geworden, daß einige der Gemälde mit ihrer blauen, silbernen und grünen Strahlung zum Edelsten der großen deutschen Landschaftsmalerei gerechnet werden dürfen.

Wir stehen vor dem letzten Selbstbildnis. Es ist wenige Wochen vor seinem Tode gemalt. Es zeigt das Brustbild des Malers, der uns aus tief in den Höhlen liegenden Augen anblickt, während im Hintergrund auf einem Spiegel sein Profil erscheint wie ein fremder Schemen. Der Schauder, der den Betrachter überfällt, wenn er Rembrandts tief in Gold tönendes letztes Selbstbildnis mit der grinsenden Menschenverachtung des Greises betrachtet, bleibt bei Corinth aus. Und

Lovis Corinth: Walchensee-Landschaft, 1924
Dresden, Staatliche Gemäldegalerie

doch stehen wir betroffen vor der äußeren und inneren Verwandtschaft dieser beiden letzten Selbstdarstellungen. Auch der alte Corinth blickt uns am Ende des Lebens mit einer großen, ungewissen Frage an; auch von ihm ist alles abgefallen. Hier ist er in seiner ganzen seelischen Nacktheit, ein wahrhaft tragischer, schweigender Protest, nicht mehr prometheisch, sondern schwermütig, dumpf, ein letzter, leiser Aufstand der erschrockenen Kreatur. Wie ein armer Schächer steht dieser Mann in seinem letzten Bild, der sich einst als weltstürmender Kraftkerl, ja mit bewußter Vermessenheit als Sieger und Fahnenträger gemalt hatte. Die Erkenntnis Goethes, daß Alter stufenweises Zurücktreten aus der Erscheinung ist, ist von Rembrandt wie von Corinth in ihrem späten Werk gemalt worden. Nun aber, im letzten Selbstporträt, wird der Tod selber sichtbar, zu dem sich der Maler bekennt, eingeboren den Menschen und nun in letzter Stunde ihn verdrängend, um selbst in den Vordergrund zu treten. Es ist der Tod, der Corinth von Anfang an begleitet hatte, der sich heimlich in den Bildern verbarg, wenn der Maler ihn in all dem kochenden animalischen Leben fliehen wollte, von einer panischen Angst gejagt, die ihn in den Rausch oder in die Arbeit trieb — jener Tod, der nun erschütternd aus dem schlichten letzten Selbstbekenntnis eines bäuerlichen Menschen mit raunender Geistersprache spricht: „Vanitas, Vanitatum Vanitas!“

Karl Ernst Osthaus

1874—1921

Von

Ernst Lorenzen

Wo Volme und Ennepe ihre meist so zahmen Gewässer vereinigen, um sie gemeinsam in die Ruhr zu wälzen, wo jene Täler sich treffen, durch die die alten Völkerstraßen von Köln über die Ennepestraße nach Soest und Hamburg und andererseits vom reichen Holland nach Frankfurt führten, liegt Hagen. Wer sich jedoch durch den glückverheißenden Namen seines zweihundertfünfundsechzig Meter hohen Goldberges verleiten läßt, nach glitzernden Erzen oder schwarzen Diamanten zu muten, darf nicht enttäuscht werden, wenn er statt dessen nur auf den blauen Kalkstein, flözleeren Sandstein oder Grauwacken und Lenneschiefer trifft. Weder die günstige Verkehrslage noch die Bergschätze oder der Holzreichtum der Wälder oder gar die mageren Weiden verursachten Hagens Wachstum und Wohlstand. Seine Bewohner waren vielmehr schon bald auf das gewerbliche Schaffen hingewiesen. Das nicht zu ferne Siegerland bot seinen Erzreichtum, der als Spiegeleisen durch mächtige Holzkohlenfeuer in unseren Tälern zu Puddel- oder Martinsstahl verarbeitet wurde. Hier, „wo der Märker Eisen reckt", waren 1860 schon zweiundsechzig Schmelzöfen. In jenen alten Hammerwerken aber, die sich unseren Flußläufen anreihten und immer wieder das sprudelnde Bergwasser in spielklaren Stauteichen auffingen, um dann von ihm schwerfällige, monumentale Wasserräder drehen zu lassen, wurden durch kunstvolles Wenden vielerlei Eisendinge geformt. Immer träger und trüber schob sich danach das Wasser in die Ruhr. Blaue Sensen lieferten unsere Reidemeister an die armen Winterberger im Hochsauerland, und diese zogen dann damit von Hof zu Hof und Land zu Land, damit sie ihre wartende Bauernkundschaft befriedigten. Äxte, Sackmesser, Bohrer, Sägen, Feilen, Schlösser, Winden, Schraubstöcke, Ambosse aber verfrachtete man in alle Welt. Dem nimmermüden Schaffen entsprach jedoch nur eine bescheidene Lebenshaltung. Und doch bewohnte der heimische Arbeiter zumeist noch die eigene Scholle und besaß in seinem Kotten ein Haus, das auf den niedersächsischen Fachwerkbau zurückwies. Mit dem schwarzen Eichengebälk, den weißgekalkten Gefachen, den grünen Schlagläden paßte es sich durchaus der Landschaft an. War es nach bergischer oder Sauerländer Art beschiefert, so bildete die Anordnung und Reihung der Platten einen neuen dekorativen Schmuck. Der Giebel mit den rhythmisch angeordneten Andreaskreuzen im Gebälk, der aufgetreppten Haustür und dem vorspringenden Kellerhalse gaben der Kleinstadt etwas Trauliches und Unbekümmertes.

Eine um die siebziger Jahre einsetzende rein kapitalistische Arbeitsweise beendete das Idyll. Mit der Benutzung der ersten Produktionsmaschine steigerte ein Hagener Werk die Belegschaft in einem Jahre von zweihundertneunundfünfzig auf sechshundert Köpfe, brachte es aber nur unter erheblichen Schwierigkeiten fertig, die traditionell überlieferte handwerkliche Arbeitsweise der Schraubenherstellung in eine rein mechanische Tätigkeit umzuwandeln. Das alte patriarchalische und vertraute Arbeitsverhältnis zwischen Fabrikant und Arbeiter litt. Und als dann 1871 vorzeitig die französischen Milliarden ins Reich kamen und es mit barem Gelde überschwemmten, da setzte ein wahnsinniges Börsenspiel mit Bank-, Eisenbahn- und Industriepapieren ein. Was half es, daß verantwortungsbewußte Fabrikanten sich sträubten, ihren ehrlichen Namen und Einfluß einer Aktiengesellschaft mit bombastisch klingender Firma zu opfern! Rücksichtslose Spekulanten kauften Werke, ernannten einen Aufsichtsrat mit weiten Vollmachten, gaben massenhaft Anteilscheine heraus. Ein kleiner hiesiger Hammer ward durch die Ankündigungen in Berliner Blättern zum großen Stahl- und Puddlingswerk, für das man Aktien im Betrage von zweihunderttausend Talern herausgab, während es die Taxe des Königlichen Kreisgerichts auf fünfzehntausendsechshundert Taler schätzte.

Die wenigen heimischen Arbeiter reichten nicht mehr. Aus dem Reiche und der ganzen Welt strömten die Arbeitswilligen nach dem lockenden Westdeutschland; denn dort waren die Löhne im Verlaufe von vier Jahren fast verdoppelt worden. Ein nie gekanntes Baufieber herrschte. Mietkasernen engten als brutale Nutzbauten die kleinen bodenständigen Kotten ein und drohten, sie zu erdrücken. Die Dörfer verwuchsen mit Hagen; es ward zur Mittelstadt und stieg sprunghaft von achtzehntausend auf fünfundzwanzigtausend Einwohner. Doch im Bankkrach brachen 1874 alle Schwindelunternehmungen wie Kartenhäuser zusammen. Der Fabrikant konnte von Glück sprechen, dem es gelang, den alten bescheidenen Werkstattbetrieb mit drei, vier Arbeitern wieder aufzunehmen.

Erst einem Karl Ernst Osthaus war es vorbehalten, der hier ausschließlich herrschenden materialistischen Weltanschauung eine idealistische Lebensauffassung und ein verantwortungsbewußtes eigenes kulturelles Tun entgegenzustellen. Am 15. April 1874 wurde er als ältester Sohn des Bankiers Ernst Osthaus und seiner Frau Selma in Hagen geboren. Tragisch begann sein Leben; denn es bedeutete für die Mutter den Tod. Der Vater, der als Mitinhaber der Firma Asbeck, Osthaus und Co. auch Beziehungen zu den übrigen Industriellen erlangt hatte, konnte es wagen, 1867 ein eigenes Bankhaus zu gründen. Blieben auch Rückschläge nicht aus, so ward die Osthaussche Bank doch bald das Geldinstitut der heimischen Industrie, weil man wußte, daß der Besitzer sehr vorsichtig arbeitete und das Kapital des geldmächtigen Wilhelm Funcke II., des „Schruwenwilms", als schwiegerväterliche Rückendeckung besaß. Eine zweite Heirat mit dessen Tochter Laura befestigte das innige Verhältnis zu diesem noch mehr und gab Karl Ernst

Osthaus in der Tante und Stiefmutter eine wirkliche Mutter, der seine kindliche Liebe für Lebenszeit gehörte.

Mangelte es ihm als dem Kinde des reichen Hauses an nichts, so hatte er doch bald ein feines Empfinden für das Gegensätzliche, wie es sich im ererbten Reichtum weniger und der angeborenen Armut der vielen und in der dadurch bedingten Lebenshaltung zeigte. In seiner Monographie „Van de Velde" schreibt er: „Das Unternehmertum hatte die Kunst aus der Architektur und aus dem Gewerbe verdrängt. Scheinwesen und Roheit vernichteten die Kultur der Völker. Wo konnte sich der Abstieg hüllenloser offenbaren als in den Städten, die der modernen Industrie ausschließlich ihr Dasein verdankten? Tradition war nicht vorhanden. Alles Tun, dessen Nutzen nicht berechenbar war, wurde als Narrheit verspottet. Dieser Gesinnung entsprach das Aussehen der Städte. Schmutzstarrende Arbeiterkasernen standen Fabrikantenvillen gegenüber, deren anspruchsvoller und doch billiger Prunk einen Unterschied der Bildung nicht erkennen ließ. Jedem, der in der Entwicklung der Menschheit einen Aufstieg zu höheren Lebensformen erblicken möchte, mußte dieser Zustand hoffnungslos erscheinen. Es war des Verfassers Jugendschicksal, in solcher Umgebung aufzuwachsen. Ihre Zustände hatten ihn mit Grauen und Bitterkeit erfüllt. Sein Wunsch war, den abwärts rollenden Rädern irgendwie in die Speichen zu fallen." Auch seine Mitschüler erklären, daß der Jüngling schon aus einem starken Gefühl für seine spätere kulturelle Mission heraus sich ihnen gegenüber äußerte, er würde in seiner Vaterstadt Hagen einst ein Museum errichten.

Nach dem Abiturium begann seine Lebensschule zunächst im Kontor der Mühlthaler Spinnerei Aktien-Gesellschaft. Anscheinend wurde die hungernde Seele dort so wenig befriedigt, daß er darauf verzichtete, über eine langjährige Bewährungsfrist zum Teilhaber und Aufsichtsrat aufzusteigen. Er beschloß, sich durch das Studium der Kunstgeschichte, der Philosophie und Naturwissenschaften das geistige Rüstzeug für eine spätere philanthropische Tätigkeit zu erwerben. Ein vierjähriges Studium in Berlin, Straßburg, Wien, Bonn, München wurde durch Reisen ins Ausland ergänzt. Es handelte sich jedoch vorläufig nur um den Erwerb der wissenschaftlichen Grundlage. Politische, künstlerische und naturwissenschaftliche Interessen stritten sich noch in seinem Kopfe, und eine harmonische Lösung war durchaus unklar und unbestimmt. Bei seiner idealistischen Grundhaltung kann es auch nicht wundernehmen, wenn er im romantischen Gefühlsüberschwang den persönlichen Ehrgeiz verspürte, als Dichter innere Gesichte zu gestalten, um dann vielleicht durch das literarische Kunstwerk künftigen Geschlechtern als Wegbereiter zu einem besseren Sein zu dienen. Charakteristisch ist für den werdenden Mann die Themenwahl. „König Saul", ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, ließ er 1896 bei Karl Stracke in Hagen erscheinen. Es handelte sich um den alten Widerstreit zwischen staatlicher und kirchlicher Oberherrschaft, gekennzeichnet durch den Problematiker Saul und den selbstsicheren, eisenharten Propheten und Richter

Samuel. Osthaus bezeichnete im Vorwort sein Trauerspiel selbst als Jugendwerk, das er im zwanzigsten Lebensjahre in wenigen Wochen schrieb und das daher keinen Anspruch auf Meisterschaft erheben könnte. Er rückte ebenfalls von den darin niedergelegten politischen Anschauungen ab, da sie seinen jetzigen Meinungen nicht mehr entsprächen. Warum ließ er es dann überhaupt erscheinen?

Die Antwort erfahren wir aus einem Briefe vom 9. Dezember 1894. Berlin: „Lebenspläne, die bereits jetzt, während ich noch im Verein Deutscher Studenten bin, vorbereitet sein wollen, heischen einen überwiegenden persönlichen Einfluß. Es sind da Richtungen, die ich energisch bekämpfen muß; aber ihre Bekämpfung ist nur dann möglich, wenn ich durch die Herausgabe des ‚Saul' ein gewisses geistiges Übergewicht bekundet habe. Daß das Stück bei meinen Gesinnungsgenossen Anklang finden wird — das heißt bei der Deutsch-Nationalen Partei —, weiß ich bestimmt, alles andere ist mir völlig gleichgültig ... Meinen Namen zu verschweigen ... wäre, nach dem oben Gesagten, nicht nur zwecklos, sondern sogar zweckwidrig ... Wir haben in unserem Verein wöchentlich einen Abend, an dem derlei Dinge, national-, sozial- und kunstpolitischer Natur, zur Sprache kommen. Es ist kein Zweifel, daß ich auf letzterem Gebiete das Übergewicht haben werde, sobald man mich als ausübenden Künstler erkannt. Und dieses Übergewicht wird später seine Früchte tragen, wenn die Vereinsmitglieder im späteren Leben mit den jetzt aufgenommenen Ideen zu wirtschaften haben. Zum Schlusse will ich noch erwähnen, daß die von mir vertretene Sache dem Glücke des Volkes und der Erhaltung des Wertes dient, wie denn alle wahre Kunst durch die Macht, die sie auf die Gemüter ausübt, ein wesentlicher Faktor im volkswirtschaftlichen Leben sein kann und sein soll. Heute ist es nicht so, aber die Geschichte lehrt, daß es in jeder großen Zeit so gewesen ist, und da sich in den Umwälzungen unserer Jahre ein neues Zeitalter ankündigt, so ist es Pflicht eines jeden, der dem inneren Leben unserer Nation nahesteht, sein ganzes Können und Wollen an die Reinhaltung ihrer kulturellen Ideale zu setzen. Daß mir die Möglichkeit und Begabung zuteil wurde, einen Umschwung im künstlerischen Leben und Schaffen herbeizuführen, macht es mir zur heiligen Pflicht, mit völliger Hintenansetzung meiner Selbst dem Vaterlande zu dienen." Also aus einem stark ausgeprägten Geltungsbedürfnis heraus, das sich im vaterländischen Sinne betätigen und auswirken möchte, ließ er sein Trauerspiel erscheinen, obgleich er nicht blind gegen dessen Schwächen war. Natürlich ist es wohlbegründet, daß das holzschnittartige Schwarz-Weiß der Charaktere dem Entweder-Oder im Wesen des jungen Autors entsprach, dem die Mischfarben der Palette des erfahrenen Meisters noch fehlten, die erst die Möglichkeit der Gestaltung all der Farbigkeit wirklichen Menschentums gewährleistet. Saul, der Problematiker, der alles will und doch nicht zum rechten Handeln kommt und daher nicht zum wirklichen Helden hinaufwächst, vermag es nicht, unser tragisches Mitleid zu erringen. Viel eher erscheint der Prophet Samuel in seiner Unbeirrtheit und gläubigen Gradheit als eine

Persönlichkeit von Format. Aber sowohl er als auch der nicht ungeschickte Aufbau täuschen nicht über die Tatsache hinweg, daß es sich beim „König Saul" um eine typische Jugendarbeit handelt, die eine ernste Würdigung keineswegs verträgt.

Von Wien aus, wo er studierte, führte ihn eine Reise im Frühling des folgenden Jahres über Graz, Triest, Venedig, Padua, Bologna, Florenz, Pisa, Genua, Turin und Mailand in die Donaustadt zurück. In einem Wiener Briefe teilte er das Ergebnis seiner Italienfahrt mit: „Und das Beste, was ich von meiner Reise mitgebracht habe, daß ich noch mehr als jemals einsehe, wie arm unsere Zeit gerade an den schönsten Gütern der Menschheit ist, und wie wir ringen müssen, daß es anders werde." Seine Beteiligung an den damaligen Studentenbestrebungen, die alles Deutschstämmige im Rahmen des großen Deutschlands vereinigen wollten und zu politischen Unruhen führten, zwangen ihn, die alte Kaiserstadt zu verlassen und seine Studien an den Reichsuniversitäten fortzusetzen.

Naturwissenschaftliche und ethnographische Arbeiten interessierten ihn mehr als je. 1898 unternahm er eine Studienfahrt durch Algerien und Tunis, deren Ergebnis er in seinem „Tagebuch meiner in Gesellschaft des Herrn Professors Dr. J. H. H. Schmidt unternommenen Reise durch Algerien und Tunis als Beitrag zur Kenntnis Nord-Afrikas" 1898 veröffentlicht. Über sein Reiseziel schreibt er im „Tagebuch": „... Nun lockt mich nicht mehr der alte Goldmantel, der die Fäulnis des Südens gleißnerisch überdeckt; ich will der Erde und ihren Völkern frei ins Auge schauen, nicht unter dem Glanze der Vorzeit das zerfallene Leben vergessen. Möchte ich Keime der freieren Zukunft entdecken; das wäre mir die schönste Frucht der weiten Fahrt." Wie er die Landschaft ansah, wie sich in seinem Geiste künstlerische und naturwissenschaftliche Interessen kreuzten, das möge ein kurzer Abschnitt aus seinem „Tagebuch" dartun, in dem er ein plastisches Bild von der Umgebung der Stadt Bona vor unseren Sinnen aufbaut: „Die Straße steigt am Hange hinauf, der nur ein niedriges Gestrüpp nährt. Eine Seewarte auf der Spitze des Felsens ist der Straße Ziel. Was sich dort oben aber auftut, ist ein wahrer Wundergrund. Man glaubte, an einem Küstenhange zu wandern, und steht nun plötzlich auf zerrissenem Felsenriff mitten im Meer. Denn im spitzen Winkel reißt das Land seine Gestade zurück, und aus der wildesten Felsenbucht schaut das Meer mit unergründlich schillernden Augen hinauf. Nehmt alle Farben aus dem Schweife des Pfauen, alle Toteninseln und Himmelsgefilde Böcklins, laßt sie vom persischen Wirker verweben und tretet damit auf diesen Felsenrand — die Wellenkinder in der Tiefe werden lachen, daß der Schaum vom Grunde hinaufspritzt, hinauf bis hier oben und euch in die thörichten Nasenlöcher hinein.

Das Kap de Garde hat auch seine wissenschaftliche Bedeutung. Es lebt auf dem Gneisfelsen eine Schneckenart mit abgelöster Endwindung, die zum Beweise für den einstigen Zusammenhang von Europa und Afrika mit herangezogen wird. Wir haben von dem seltenen Tiere einige hundert Stück eingesammelt.

Wir nehmen den Rückweg nicht wieder an der Küste entlang, sondern durch ein Bergthal. Bin ich soeben Böcklin vielleicht zu nahe getreten, indem ich die Unerreichbarkeit der Farben des Südens durch des Malers Pinsel hervorhob, so will ich auch bekennen, daß ich keine bedeutende Landschaft am Mittelmeer gesehen habe, die in Böcklins Werken nicht umgeschaffen schiene. Das ist Böcklins weltgeschichtliches Verdienst, daß er uns lehrte, wie wir das Mittelmeer und seine Länder sehen sollen. Kein Gebildeter wird von nun an mehr das Mittelmeer betrachten, ohne von Böcklinschen Gesichtspunkten auszugehen. Denn die Art und Weise des malerischen Schauens großer Meister geht ebenso, wenn auch unbewußt, in das Besitztum eines Volkes über, wie die Art großer Dichter, zu denken und zu schreiben."

Politische, künstlerische und naturwissenschaftliche Interessen begegneten sich in Osthaus. Unter dem Einfluß seines Jugendlehrers und väterlichen Freundes sammelte er Eidechsen, Schnecken und Nattern und veranlaßte diesen anerkannten Hellenisten immer mehr dazu, sich ganz den Naturwissenschaften zuzuwenden. Daneben beobachtete der Jüngling ebenso scharf Land und Leute und suchte von ihnen Töpfereien, Münzen, Waffen und Silberarbeiten, Teppiche und Stickereien zu kaufen. Immer aber weiß man noch nicht, wohin das Pendel einst ausschlagen und welches Interessengebiet ihn einst ganz an sich ziehen wird. Muß die Konzentration auf eine Sache nicht alle Manneskraft zu höchsten Leistungen befähigen?

Nach seiner Rückkehr brach er seinen Studiengang ab, um fortan in seiner Vaterstadt als Privatgelehrter zu wohnen. In Gertrud Colsman aus Langenberg fand er 1899 seine Lebensgefährtin, die ihm viele Jahre lang als feinsinnige Beraterin bei seinem kulturellen Wollen treu zur Seite stand.

Zunehmende Erkenntnis hatte Osthaus unterdessen auch einen Begriff vom eigentlichen Wesen echten Künstlertums gegeben, und er war ehrlich genug, sich das Unzulängliche eigenen produktiven künstlerischen Schaffens einzugestehen. Andererseits aber wollte und konnte er nicht auf den Gedanken, Heimat und Vaterland durch eine kulturelle Tat zu dienen, verzichten. Er traute es sich durchaus zu, aus reichem Wissen heraus als Volkslehrer philanthropische Ideen auszumünzen. Kenntnisse sollten durch das von ihm zu gründende Museum zu Erkenntnissen werden. Der ganz kalkulativ eingestellten Umgebung aber wollte er zeigen, wie materieller Besitz zu kulturellem Tun verpflichte. Es erfüllte ihn mit tiefem Bedauern, daß alle rein wirtschaftlich sich auswirkenden Talente für kulturelle Dinge so wenig Zeit und Mittel aufwendeten und scheinbar kein Verständnis für das hatten, was das Leben erst wirklich reich machte. Seine ganze Seele gehörte Hagen, und er wollte ihm, wie das einst in Florenz oder Holland geschehen war, durch eine wahre Kulturpflege den Glauben an die Sterne der Menschheit wiedergeben. Dazu kam dann noch die Erwägung, daß Deutschlands Bevölkerungsgewicht im Westen ruhe. Der Zweimillionenstadt Berlin stand um die Jahrhundertwende eine Fünfmillionenstadt in Westdeutschland gegenüber, die

sich von Köln bis Dortmund, von Krefeld bis Iserlohn dehnte. Er wollte helfen, aus dem vorhandenen zivilisatorischen Chaos einen Weltorganismus zu formen. Dazu aber war es nötig, daß hier in Westdeutschland ein geistiger Sammelpunkt entstand; denn erfahrungsgemäß entsprach nur eine kulturelle Dezentralisation dem deutschen Wesen. Zudem erschien es unrichtig, mit den Geldern des reichen Industriebezirkes ausschließlich in der Reichshauptstadt alle jene geistigen Schätze aufzustapeln, die für den Reichsbürger außerhalb der Metropole so gut wie verloren waren. Osthaus begann den Bau seines „Folkwangs". Den Namen (= Palast der Freia) wählte er, weil sich ihm alles darin symbolisierte Schaffen in Natur, Kunst und Schönheit zeigte. Daß Karl Gérard 1898 die äußere Architektur im Stile der Spätrenaissance aufführte, beweist, daß sein Bauherr wohl noch infolge seiner kunstgeschichtlichen Studien der Historie einen überragenden Einfluß einräumte und der Moderne noch nicht die Bedeutung zuerkannte, die er ein paar Jahre später für sie forderte. Erst ein seelisches Erleben führte diesen Gesinnungswechsel herbei. Er berichtet darüber in seiner Monographie über Van de Velde: „Das von dem Berliner Baurat Gérard errichtete Gebäude stand zu Beginn des Jahres 1900 im Rohbau fertig; mit der Ausstattung sollte eben begonnen werden, als dem Bauherrn ein Heft der Dekorativen Kunst in die Hände fiel, das einen Aufsatz über Veldes Schaffen brachte. Lesen und Handeln war eins. Noch am selbigen Tage ging ein Telegramm nach Brüssel ab, das dem Künstler seinen Besuch ankündigte. Die Verständigung erfolgte rasch. Als der Verfasser Brüssel verließ, stand es fest, daß das Museum Folkwang ein Protest gegen den Mißbrauch der Stile, ein Weckruf an die Künstlerschaft und ein Jungbrunnen deutscher Kultur werden sollte." Hier findet also nicht nur der Widerspruch zwischen der Außen- und Innenarchitektur des Folkwangs seine Erklärung, sondern wir erfahren auch, wie durch die spontane geistige Umstellung des Besitzers die Museumsarbeit ein neues Ziel erhielt. Die naturwissenschaftliche Aufgabe trat zurück — es winkte etwas Höheres; denn es galt nicht mehr in erster Linie über den Verstand Wissen und Erkenntnisse zu übermitteln: ein „Jungbrunnen deutscher Kultur" wollte auf dem Wege über das Gefühl das ganze Leben des Menschen bereichern, wollte es durch die Kunst zur Harmonie führen. Einem Van de Velde aber war es vorbehalten, Osthaus diesen zielsicheren Weg zu zeigen und ihn damit zu einem Volkserzieher großen Stiles zu machen. Osthaus schreibt in der angeführten Monographie selbst darüber: „Es erscheint dem Verfasser als Ehrenpflicht, hier anzumerken, daß er in bezug auf eine energische Kursänderung in seiner Sammeltätigkeit sehr viel der überlegenen Erfahrung seines Architekten (Van de Velde) verdankte."

Wer war dieser Mann, dem es gelang, das Temperament eines schwerblütigen Westfalen in höchste Wallung zu versetzen und seinem Lebensimpuls eine neue und eindeutige Richtung zu geben? Ein belgischer Maler, der da glaubte, daß die bildende zur angewandten Kunst werden müsse, um das ruhende Leben zu

erwecken. Auf der Dresdener Ausstellung errangen seine Zimmer mit ihrem Hausgestühl vielfache Anerkennung. Der Reichtum der formalen Empfindung, die Mannigfaltigkeit und Ausdruckskraft seiner Linienschwünge zeugten von einer Produktivität und Vielseitigkeit, wie sie bisher vielleicht in einem Menschen kaum vorhanden gewesen waren. Er mußte auf den Schönheitssucher Osthaus eine faszinierende Wirkung ausüben. Man mag es bedauern, daß es Van de Velde nicht vergönnt war, dem ganzen Folkwang eine moderne baukünstlerische Prägung zu geben; aber auch als dessen Innenarchitekt hatte er noch allerlei schwierige Probleme zu lösen. Die Folkwanghalle, in der die Eisenträger unter Gips und Backstein ihre funktionelle Bedeutung nicht verleugnen sollten, die schwellenden wachsenden Formen der Fenster, Türen und Schränke, die feine Einstimmung der Farben, das alles ergab in Ruhe und Bewegung eine ganz geschlossene Wirkung und bedeutete eine künstlerische Tat.

Am 19. Juli 1902 wurde der Folkwang eröffnet. Was machte sein Wesen aus? Er wollte kein Museum im üblichen und üblen Sinne sein, wollte nicht ausschließlich Vergangenes sammeln und zeigen und in kulturhistorischen Entwicklungsreihen aufbauen und in den Zusammenhängen aufdecken. Er wollte zunächst einmal als Privatsammlung dartun, daß man unabhängig von Kunstvereinen und städtischen und staatlichen Behörden sehr wohl oder erst recht Sammlungen zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit aufbauen kann. Osthaus konnte als überragende Persönlichkeit das autoritative Prinzip, das sich hier geltend machte, verwirklichen; denn er brachte außer gründlichem Wissen und einem feinen Einfühlungsvermögen jenen intuitiven Seherblick mit, der schon im tastenden Jüngling den künftigen Meister entdeckte. So konnte er Bilder der Lebenden erwerben, als man diese sonst noch kaum schätzte. Nicht etwa, weil deren Bilder wohlfeiler zu haben waren, kam er zur Gründung seiner modernen Bildergalerie, sondern ihn leitete die feste Überzeugung, daß nur durch den jungen Geist die Zukunft in Schönheit gestellt werden könne. Außerdem sollte der Folkwang jedoch auch die Bekanntschaft mit den verschiedensten Kunstrichtungen aller Zeiten und Völker vermitteln. Mit den französischen Impressionisten ging er dabei von der Meinung aus, daß nicht peinlichste Naturnachahmung höchstes Kunstziel sein kann, sondern daß sich das Kunstwerk nach eigenen, oft unnatürlichen Gesetzen bestimme. Es ist verständlich, daß er den Franzosen als den Begründern der impressionistischen künstlerischen Gestaltung sein besonderes Interesse zuwenden mußte. In Renoirs „Lise" besitzt er jenes köstliche Programmbild des Impressionismus, um das sich Corots monumentaler „Akt", Daumiers „Christus vor Pilatus" in seiner zeichnerischen Ausdruckskraft und Manets „Granate" gruppieren. Trübners „Dame in Grau" zeigt eine deutsche Höchstleistung. Böcklins „Pan im Kinderreigen" gibt ein Beispiel deutscher Naturbeseelung. Der heroische Stil findet in Anselm Feuerbachs „Orpheus" eine charakteristische Ausprägung, während Hodlers „Frühling" ein typisches Bild dekorativer Auffassung bietet. Und als dann alles

Farbige spektral in feinste Partikel zerlegt wurde, erwarb er in den Bildern Signacs, Seurats und Croß' kleine Kostbarkeiten. Dazu kamen dann die aufwühlenden Bilder van Goghs und Gauguins „Contes Barbares", in denen wieder einmal Menschen in den Vordergrund gerückt werden, während Cézanne nach eigenem Empfinden alle Dinge nach Farbe und Gehalt umformt, um uns in abgeklärter Ruhe seine fremden Landschaften so nahezurücken. Nimmt man dann noch Matisse als den Meister der großen Fläche, so hat man einen charakteristischen Aufbau der modernen Malerei der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Die zeitgenössische Plastik diente zur Ergänzung. Über die Naturalisten Meunier und Rodin geht es zu den stilisierten Formen Minnes und Lehmbrucks, zu den rhythmischen Figuren Kogans, Hoetgers, Hallers, Albikers. Mag auch alles noch so sehr verschieden nach Auffassung und Gestaltung sein, es geht in diesem Museum doch zusammen; denn man spürt überall den überlegenen Willen des Sammlers, der alles örtlich und zeitlich Auseinanderliegende so vorteilhaft gruppiert. Dazu schwingt doch in allem Künstlerischen die ähnliche Seele. Ägyptische Kleinkunstdinge vertragen sich ausgezeichnet mit dem strengstilisierten Minnebrunnen, ebenso gut als mit Matisses „Drei Frauen am Meer". Und Trübners „Dame in Grau" darf über einem Empireschrank hängen, ebenso, wie sich Gauguin ausgezeichnet mit den Buddhas zu seinen Füßen verträgt. Das Auserlesene der Sammlung aber gibt den vielen Dingen den Charakter der Monumentalität, der sich aber durchaus nicht nur in der Fläche, sondern vielmehr im inneren Gehalt ausprägt.

Als das Museum eröffnet wurde, waren die vorgenannten Kunstwerke zum größten Teil vorhanden. Es berührt wie ein Wunder, daß ein siebenundzwanzigjähriger Mann, der 1898 noch völlig kunsthistorisch gebunden schien, sich während seiner Studienzeit wohl kaum eingehender mit den Problemen der Moderne beschäftigt hatte und diese wohl hauptsächlich durch den Natursinfoniker Böcklin vertreten glaubte, nun in so kurzer Zeit eine so treffliche Übersicht von der Entwicklung der Kunst während der letzten vierzig Jahre gab. Wir können dem Schicksal nur dankbar sein, daß es den jungen Idealisten mit dem kenntnisreichen Künstler Van de Velde zusammenführte, so daß der Folkwang für immer seine besondere Note erhielt. 1904 schuf Peter Behrens in streng rhythmischer Aufteilung den Vortragssaal des Museums, der allwöchentlich eine kleine Gemeinde vereinigte, die den kunstgeschichtlichen Vorträgen Osthaus', den literarischen Darbietungen Herbert Eulenbergs oder Wilhelm Schäfers, den Erörterungen über architektonische Fragen durch Peter Behrens oder August Endells und anderer lauschte.

Mochte man die erzieherische Wirkung des Museums und der genannten Mitarbeiter auch noch so hoch bewerten, so gelangte Osthaus jedoch schon bald zu der Überzeugung, daß es ihm nur mit Hilfe auserwählter Künstler möglich sein werde, Hagen zu einem kulturellen Mittelpunkte Westdeutschlands zu machen.

Zudem brauchte er ihre Gedanken, um sich für die eigene Kulturmission immer neu anregen zu lassen. Christian Rohlfs, der Holste, der nach fünfundzwanzigjährigem geistigem und körperlichem Leiden in Weimar vergeblich um Anerkennung rang, ward 1900 von Osthaus als Leiter der Malschule nach Hagen berufen. Hier konnte er sich von den Schätzen des Museums für das eigene Schaffen befruchten lassen, konnte hier ungehindert experimentieren und alle Ausdrucksmöglichkeiten nach Belieben pflegen. Mochte er als Gestalter des Natureindrucks die eigene Persönlichkeit zurückstellen oder später alle Dinge durch diese sehen und zum seelischen Erleben umformen — niemand engte ihn hier ein, und immer fand er im Folkwang einen Ausstellungsraum für seine Bilder. Typisches nach Art und Technik ward vom Museum angekauft. Gilt er heute als Altmeister jungdeutscher Kunst, so verdankt er das nicht zum geringen Teil Osthaus und seinem Folkwang. Durch Van de Velde, der seit Jugendzeit mit Jan Thorn-Prikker befreundet war, wurde Osthaus auf diesen Holländer aufmerksam. Thorn-Prikker kam von der Landschafterei zum Ornament, weil er in der Befreiung vom Gegenständlichen geradezu den Weg zur „freien Malerei" erblickte. Von Krefeld, wo er als Kunstgewerbler arbeitete, wurde er 1910 von Osthaus nach Hagen berufen. Nach dem monumentalen Glasfenster: „Huldigung der Gewerbe vor dem Künstler", das er für die Halle des neuen Hagener Hauptbahnhofes schuf, erhielt er den Auftrag, zwölf figürliche und drei ornamentierte Glasfenster für die Dreikönigskirche in Neuß zu entwerfen. Durch die Verwendung tausenderlei differenzierter Gläser und das aufgetragene Schwarzlot kam er zu einer Farbensinfonie, deren Klangfülle zum erstenmal wieder die der gotischen Meister erreichte. Anfängliche Schwierigkeiten der Kirchenbehörde wurden überwunden, als die Fenster 1914 auf der Kölner Werkbundausstellung allseitige Anerkennung fanden, so daß sie nach dem Weltkriege eingebaut werden durften. E. R. Weiß, der einige Jahre in Hagen arbeitete, schuf eine Mosaik in der Apsis des hiesigen Krematoriums. Milly Steger kam von Berlin hierher und formte neben freien Arbeiten mannigfache Bauplastiken für die Hagener Stadthalle, das Theater und die Sparkasse.

Das Hauptinteresse Osthaus' nahm aber bald die moderne Architektur und Stadtgestaltung in Anspruch. Wenn man in früheren Zeiten für den Städtebau bestimmte Gesetze fand, deren Befolgung erfreuliche Ergebnisse brachten, so war das nur so lange möglich, als die Baukunst sich in die Einheit und Ausgeglichenheit eines Stiles eingliederte. Die Stillosigkeit im neunzehnten Jahrhundert, die die Baukunst zur Kopistin der Kunstvorschriften vergangener Epochen erniedrigte, mußte das, was einst schön war, trotz aller technischen Überlegenheit der Gegenwart als unzeitgemäß und minderwertig erscheinen lassen. Durch gelegentliche architektonische Ausstellungen konnte er nur bestenfalls Fachleuten die Augen für Besseres öffnen. Das fertige Musterbeispiel forderte aber nicht nur die Kritik heraus, sondern schied durch sie auch die Geister und ihre Probleme und regte am stärksten zur Nacheiferung an. Ein Gelände von achtzig Morgen wurde von ihm

auf einer waldreichen, schöngelegenen Hochebene erworben. Hier sollte im Rahmen der Großstadt Hagen eine neue Stadt entstehen. Einzel- und Gruppenhäuser wollte man nach modernen baukünstlerischen Grundsätzen errichten und durchbilden und ihre vorbildliche Einbettung in die Landschaft zeigen. Für den Bau seines Eigenheimes wählte Osthaus den von ihm so hochgeschätzten Van de Velde. War dieser auch in den Augen der zünftigen Bauleute der Baudilettant, der wohl als Maler Linie und Fläche beherrschte und sich nebenher auch noch als Kunstgewerbler betätigte, so hatte Osthaus doch beim Ausbau des Folkwangs so überzeugende Beweise von dessen baukünstlerischem Können erlangt, daß er ihm jetzt eine architektonische Aufgabe großen Stils ohne Bedenken übertragen konnte. Bodenständiger blauer Kalkstein und Basaltlava wurden im Erdgeschoß verwendet, während das obere Ziegelsteingeschoß die blaugraue Moselbeschieferung erhielt. Bleiweiß und Schweinfurter Grün ergaben für Fenster und Schlagläden zum Steinmaterial die harmonische Farbwirkung, die schon traditionell durch das heimische Fachwerkhaus gefunden war. Das Haus, in Hakenform gelagert, wurde durch die dynamischen Massen zum Organismus zusammengefügt. Da auch die gesamte Inneneinrichtung bis zum Petschaft auf dem Schreibtische vom Künstler einheitlich durchgebildet wurde, entstand im Hohenhof eine Schöpfung, die sein Wollen und Können am besten charakterisiert und sie zugleich zu einem bedeutsamen Dokument neuzeitlicher Baukunst um 1910 macht. Ein anderer Baublock ward Peter Behrens übertragen, der die Gesetzmäßigkeit und das Rechnerische der Griechenkunst ins Moderne übersetzt. Eine Häusergruppe am Stirnband wurde von J. M. Lauweriks, dem Holländer, gestaltet. Aus Rheinkiesel-Klinkern und unter Verwendung von Sandstein- und Kalksteinbändern baute er Häuser, die durch ihr Vor- und Zurückweichen von der Straßenachse sich von Licht und Luft umspielen lassen konnten. Trotz ihrer betonten Eigenart wurden alle Einzelhäuser wieder zur Einheit zusammengeschlossen. Hier, in der Kolonie am Stirnband war es, wo Thorn-Prikker in seinem Riesenatelier seine glutvollen Glasfenster entwarf, hier arbeitete Milly Steger ihre monumentalen Blauplastiken, hier wohnte auch Lauweriks.

Aber Osthaus begnügte sich nicht damit, nur für Hagen Vorbildliches zu schaffen. Wohl begrüßte er es mit Freuden, wenn Hagener einsichtsvolle Industrielle sich ebenfalls von Van de Velde Eigenheime errichten ließen, wenn die Hagener Textilwerke durch Riemerschmid an der Walddorfstraße eine vorbildliche Arbeiterkolonie erbauten, wenn Peter Behrens von Dr. Müller und dem von ihm geleiteten Verein für Feuerbestattung den Auftrag bekam, in Hagen das erste preußische Krematorium zu errichten, wenn Thorn-Prikker ebenfalls für die städtischen Gebäude vortreffliche Glasfenster entwerfen konnte und Milly Steger die öffentlichen Bauten mit ihren Plastiken schmückte; aber er dachte weiter. Ihm lag nichts weniger als eine baukünstlerische Umgestaltung des gesamten rheinisch-westfälischen Industriebezirkes im Sinn. Gewiß erlebte man auch so

Einzelbilder von packender Größe, wenn die monumentalen Hochöfen zwischen Duisburg und Hamm ihre Feuer in den Nachthimmel sprühten, wenn dann ein Lichtermeer tausend Ortschaften zur Riesenstadt verschmolz, oder wenn am Tage feingliedrige Eisengitterwerke neben den himmelstürmenden Fabrikschloten sich zur schwindelnden Höhe aufbauten. Aber die Brutalität und Unkultur bloßen wirtschaftlichen Schaffens ließ sich nicht übersehen. Landschaft und Volkstum wurden durch eine öde Gleichmacherei begraben. Trennung und organische Umbildung der Arbeits-, Wohn- und Erholungsstätten, Schaffung von Grünflächen und Parks nach einheitlichen und großzügigen Plänen waren die Voraussetzung zur Erneuerung kulturellen Lebens. Das war es, was er mit der Ruhr-Siedlungsgesellschaft gemeinsam erstrebte und durch Vorträge und Ausstellungen zu fördern suchte.

Bald aber gab es für ihn im großen und kleinen aller künstlerischen Dinge nur noch graduelle Unterschiede — alles zog er in den Bereich seiner philanthropischen Pläne. Durch die Pflege des Geschmacks im Alltag wollte er alle unzähligen Kleindinge in einer Form sehen, in der sich Schönheit und Organisches paarten. Mit vielen anderen hoffte er dadurch suggestiv ethische Wirkungen im deutschen Heim auszulösen. Hatte man in den siebziger bis neunziger Jahren dem Fabrikanten die maschinelle Formgebung unzähliger Kleindinge kritiklos anvertraut, so sollte heute wieder der Künstler mit Entdeckeraugen an die Dinge herangehen. Eine Verbindung des Künstlers mit dem Industriellen führte allein zur Hebung des Gewerbes und mußte das deutsche Arbeitsprodukt auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig oder sogar überlegen erscheinen lassen. Dazu kam, daß nur dann, wenn Wertarbeit geleistet wurde, der Konsument wirklich den Produzenten verstand. Die vom Deutschen Werkbunde bisher angestrebte Qualitätsarbeit aller Art sollte in auserlesenen Stücken durch ein deutsches Museum gesammelt und in Sonderausstellungen gesammelt werden. In Verbindung mit dem Deutschen Werkbunde gründete Osthaus im August 1909 in Hagen das Deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe. Alle gesammelten vorbildlichen Dinge wollte man als Sonderausstellungen in die Städte des Reichs und Auslandes verschicken, um dort Musterleistungen aufzuweisen. So entstanden Abteilungen für Reklamekunst, Keramik, Buchausstattung, Metallarbeiten, Tapeten und Wandspannstoffe. Von den Wanderausstellungen kehrte das Material nach Hagen zurück, um hier den Grundstock für die Entwicklungsgeschichte des modernen Kunstgewerbes zu bilden. Bereits 1911 wurden vom Deutschen Museum vierzig Wanderausstellungen veranstaltet, die unter anderen die Städte Bozen, Amsterdam, Lüttich berührten. Außerdem wurden die Weltausstellungen in St. Louis und Brüssel reichhaltig beschickt. Sie trugen wesentlich dazu bei, daß auf dem Weltmarkte das Made in Germany statt mit „billig und schlecht" als „preiswert und gut" bedacht wurde und man deutsche Kunstgewerbler auch außerhalb der Reichsgrenzen mit Achtung nannte. Eine Hagener Silberschmiede unter Lauweriks

und Zwollo lieferte musterhafte Treibarbeiten, die als zeitlose Kunstleistungen noch heute vorbildlich erscheinen.

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn Osthaus bei dieser umfassenden Erziehertätigkeit nicht auch daran gedacht hätte, die Jugend selbst für seine Ideen und Ideale zu werben. Im „Genius" veröffentlichte er einen programmatischen Aufsatz zur Gründung der Folkwangschule. Sieht man die Veredelung der Menschheit allgemein als Vorbedingung jeder einfachen Lebensexistenz an, so wird man für die rechnende und kämpfende Wirtschaft die Pflege der Mathematik, der Sprachen und politischen Geschichte in den Vordergrund rücken, während eine Schule der Harmonie und Ausbildung aller Kräfte zur seelischen Vertiefung führen wird. Körperliche Arbeit in Feld und Werkstatt, eine rhythmische Gymnastik in Verbindung mit der Musik gewährleistet nicht nur den gesunden Körper, sondern läßt ihn sprechen und bildet neben der Mimik die Vorstufe zum dramatischen Stegreif- oder gebundenen Spiel. Ernste Kunstbetrachtung hat das Verständnis künstlerischen Schaffens anzubahnen und ins Wesen der Kunst hineinzuführen. Ziel des Unterrichts ist die Erweckung aller schöpferischen Eigenschaften des Zöglings.

Aus diesem hohen Erziehungsideal ergibt sich schon, daß die Zukunftsschule der Brennpunkt künstlerischen und kulturellen Lebens in den Städten sein muß und daß das Schulgebäude in seiner Gestaltung höchsten geschmacklichen Anforderungen zu entsprechen hat. In seiner Gartenstadt sollte sich das neu zu errichtende Folkwangmuseum mit den Schulgebäuden um den Hohenhof scharen. Fünf Baugruppen sollten als Museum, die Werkstätten, die landwirtschaftlichen Gebäude, das Haus der Andacht in Glas und Eisen den Hohenhof umschließen. Der geistvolle und bis ins einzelne durchdachte Plan blieb leider unausgeführt. Die Folkwangschule aber fristete einige Jahre ein etwas unglückliches Dasein in den Räumen des Hohenhofs, zu dessen repräsentativem Charakter sie wenig passen wollte. Dazu kam, daß Osthaus' Blick, der in den künstlerischen Dingen alles intuitiv traf, hier in diesem pädagogischen Grenzgebiete und Neulande, trotzdem sein ganzes Tun doch den stark lehrhaften Charakter trug, unsicher umherirrte und anscheinend die rechten, selbst produktiv eingestellten Lehrer- und Erzieherkünstler nicht zu finden verstand, so daß seine Hagener Folkwangschule über das Experiment nicht hinauskam und kaum zu einem positiven Ergebnis führte.

Starke Anregungen gingen dagegen von den unter seiner Mitwirkung gegründeten Staatlichen Handfertigkeitskursen aus, die J. M. Lauweriks leitete, um Werklehrer nach modernen Grundsätzen auszubilden. Auch das Photographische Archiv, das vierzigtausend hervorragende Aufnahmen von Kunstwerken aller Zeiten und Länder für Lehrer und Schüler umfaßte, ward vielfach und mit Nutzen zu Rate gezogen.

Alle diese Unternehmungen, die sich vornehmlich aus der lehrhaften Grundhaltung der Osthausschen Tätigkeit erklären, wurden durch seine literarische

Arbeit wirksam unterstützt. In Folkwangverlag Hagen erschien 1904 eine Mappe: „Radierungen alter guter Bauwerke aus Hagen und seiner Umgebung", radiert von Heinrich Reifferscheidt, herausgegeben und eingeleitet von Karl Ernst Osthaus. Der Osthausche Begleittext atmet schon eine eindringliche Sachlichkeit und gibt Zeugnis von des Verfassers suchendem Auge, das aus dem Wust des Häßlichen das Gute und Schöne zu finden weiß. Da ihn mittlerweile seine Museumstätigkeit ganz in Anspruch nahm, erschienen erst 1919 wieder die „Grundzüge der Stilentwicklung" aus seiner Feder in seinem Folkwangverlage. Weil nach seiner Auffassung eine Zeit nicht nur aus der anderen folgert und eine Zukunft gebiert, sondern auch in sich selbst zusammenhängt, wollte er nicht nur Fäden bloßlegen, sondern vielmehr Verbindungen erfassen. Wie sich im Geiste der Menschen die Seelen der Vorwelt streiten und seine Persönlichkeit einen Ausgleich des Kampfes darstellt, kann auch in der Kunst ein Ausgleich alles sein, und man kann den Stil als das Ferment dieses Ausgleichs als den wesentlichen Inhalt des Kunstwerks und alles andere nur als Spreu im Weizen ansehen. Tausende arbeiten an den Fäden, die ein Großer nachher zum Gespinst vereinigt. Was sie bedeuten, sagt erst das vollendete Werk. Prophetischen Geistes ruft er aus: „Wir sind hinausgeschritten über Stadt-, Land- und europäische Kultur; die kommende wird eine Weltkultur sein. Daß sie längere Zeit braucht, um zu reifen und sich rassenweise zu differenzieren wie jede frühere, kann nicht zweifelhaft sein."

Aus der Einheit von Land und Leuten erklärt er den Flächenstil der Ägypter ebenso wie die Raumgestaltung der Griechen. Er empfindet die Gotik als geistig-sinnlichen Jünglingsrausch, die im Gegensatz zum kindlichen Aufnehmen des romantischen Geistes das Raumgefühl unbefriedigt läßt. Als Ergebnis der Symmetrie, die dem Gesetze des Goldenen Schnittes folgt, erkennt er die Bauten der Renaissance, während er den Barock in seiner Übersteigerung der Natur vorzüglich in seiner allseitigen plastischen Bildmäßigkeit gewürdigt sehen will.

Erscheint es auch in unserer differenzierten Gegenwart unmöglich, zu einem allgemeinen Stil zu gelangen, und wird dem individuellen Tun Tür und Tor geöffnet, so ist es doch zu erwarten, daß unser Dasein wieder einseitige Formen annimmt, sobald man zur Grundlage einheitlichen Denkens zurückgekehrt ist. Das Schlußwort seiner Einleitung: „Wer die Einheit sucht, wirkt am Teppich des Lebens!" aber kann man geradezu als Leitsatz seines Lebens ansehen. Die harmonische Ausgeglichenheit seines Wesens suchte er in der Kunst, und er fand in ihr Zusammenhänge, die mancher nicht beachtet. Sind es auch nur „Grundzüge", die er für sich zu erkennen glaubte und denen er wohl selbst eine eindeutige und allgemeingültige Bewertung nicht zuerkennen würde, so stellen sie doch die Bekenntnisse eines ernsten Suchers und Forschers dar, die jugendlichen Kunstfreunden großen Nutzen zu bieten vermögen, da das bloß Aphoristische und Leitfadenhafte mit allem Notizenkram glücklich vermieden wurde. Die „Grundzüge zur Stilentwicklung" brachten Osthaus 1918 die philosophische Doktorwürde der

Universität Würzburg, während ihm die Technische Hochschule Aachen wegen seiner vorbildlichen städtebaulichen Bestrebungen die Doktorwürde ehrenhalber verlieh.

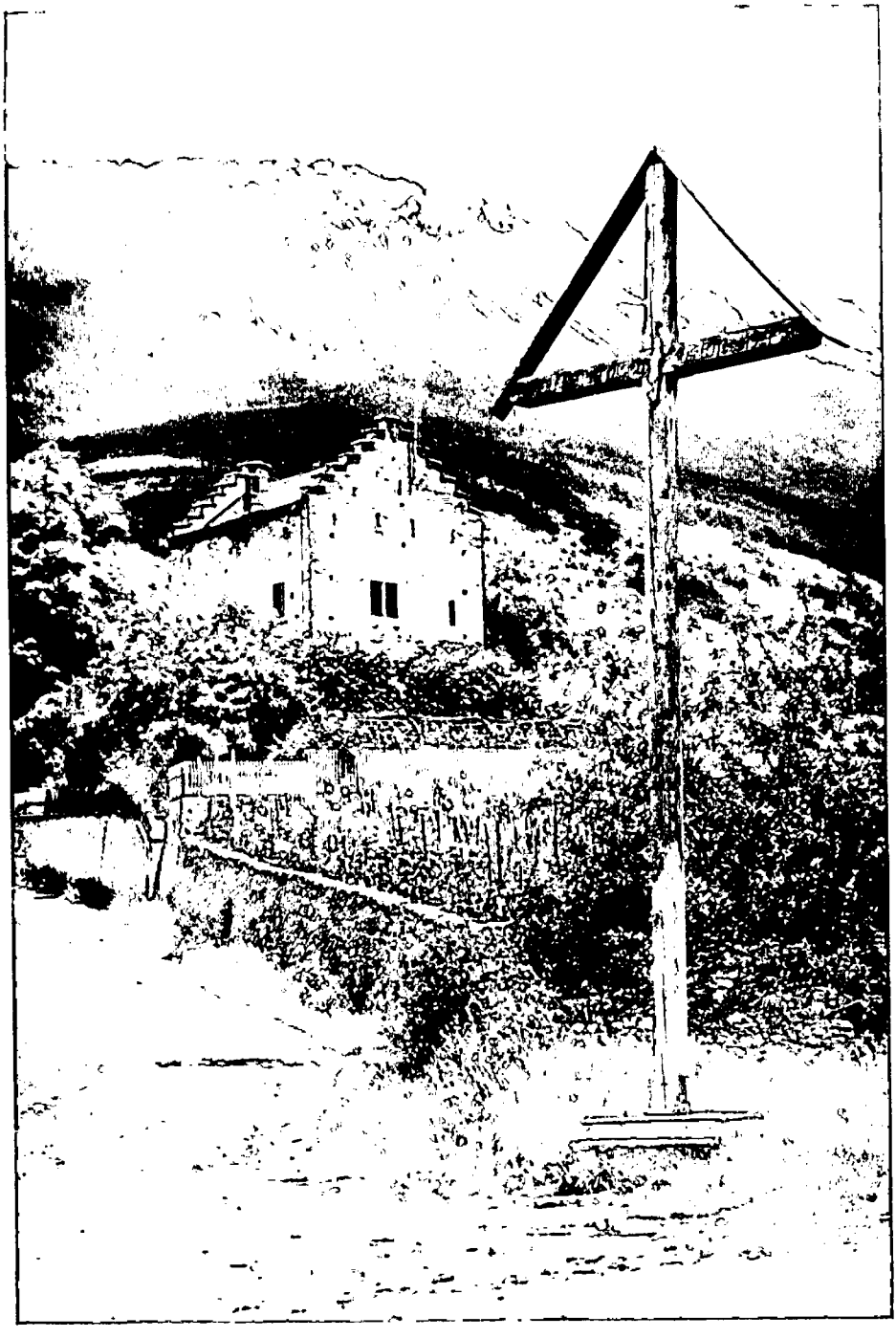
Osthaus scheute sich auch durchaus nicht, für Zeitfragen die Tages- und Lokalpresse in Anspruch zu nehmen. Immer kam es ihm dabei auf die Idee und Sache an. Als 1909 der Bau eines Städtischen Schauspielhauses beschlossen war, veröffentlichte er beispielsweise im Westfälischen Tageblatt Hagen eine Artikelserie: „Die Kunst der Bühne", um die Vorzüge der Reliefbühne gegen die bis dahin allgemein übliche Illusionsbühne eingehend darzulegen. Er verlangte jedoch den schöpferischen Architekten dafür, damit durch ein wirklich modernes Bühnenhaus die große volkserzieherische Aufgabe mit Hilfe erster lebender Dichter gelöst werden könne. Als dann aber die Stadtväter einen Baukünstler wählten, der nicht nach seinem Sinne war, zog er sich nicht etwa schmollend zurück, sondern war nun bemüht, der Hagener Bildhauerin Milly Steger vier monumentale Bauplastiken für die Portalfassade zu vermitteln. Von deren freier Stilisierung befürchteten jedoch etliche Frauen eine Gefährdung der bürgerlichen Moral und eröffneten einen erbitterten Krieg zur Entfernung der so nackten Figuren. Osthaus verschickte Bildabzüge an führende Künstler und Kunstfreunde und erbat deren Urteil, das in seinem Sinne ausfiel. Die Figuren blieben, und niemand denkt heute daran, sie noch irgendwie anstößig zu finden.

Der Streit um die künstlerische Ausgestaltung der Fassade unseres Schauspielhauses mag als typisches Beispiel für die Widerstände angesehen werden, denen Osthaus bei der Verwirklichung seiner Pläne ausgesetzt war. Kommunale und staatliche Behörden standen seinen vorgeblich „einseitigen" Kunstbestrebungen nicht nur gleichgültig und abwartend, sondern sogar ablehnend gegenüber; jene als Hüter ihrer verbrieften bürgerlichen Rechte, diese als Vertreter des starren Rechtsstaates. Beide aber hatten kein Empfinden für die Größe und das Planvolle des sozialen und kulturellen Lebenswerkes einer autoritativen Persönlichkeit, die ausschließlich mit eigenen Mitteln und unter eigener Verantwortung ihren dornenvollen Weg zu gehen sich bemühte. Gewiß konnte Osthaus stolz darauf sein, wenn man vom Folkwang und seinem Besitzer im ganzen Reiche mit Anerkennung und Bewunderung sprach; aber viel wichtiger wäre es doch gewesen, wenn die Behörden des Landes und der Provinz mit den ihnen für kulturelle Zwecke zur Verfügung stehenden Mitteln ihm an die Seite gesprungen wären, um unter seiner zielsicheren Führung mit doppelter Stoßkraft gegen alle bloße Zivilisation und Unkultur ins Feld zu ziehen. Wenn ihm das Generalgouvernement Brüssel als dem ungedienten Landsturmmann die Betreuung der belgischen Baudenkmäler während der Kriegszeit übertrug und ihm die Kulturpropaganda im Auslande anvertraute, so hätte sich doch auch wohl in der Friedenszeit die Möglichkeit finden lassen, die wertvolle Arbeit dieses einzigartigen Menschen bewußt ins Staatsleben einzugliedern.

Gewiß lagen die erwähnten Widerstände und das Nebeneinanderarbeiten teilweise auch in Osthaus' Charakter begründet. Als Sohn der Roten Erde war er

Karl Ernſt Oſthaus
Gemälde von Bernhard Pankok, 1918. Hagen, Städtiſches Muſeum

Rainer Maria Rilke, 1913



Château Muzot bei Siders im Kanton Wallis,
in dem Rilke die letzten Jahre seines Lebens seit 1921 zubrachte

Raron im Rhonetal (Kanton Wallis),
auf deſſen Kirchhof ſich Rilkes Grab befindet

Rainer Maria Rilke in Bad Rippoldsau, 1913

hart, unbeirrt, unbeugsam und ein erklärter Feind aller parlamentarischen Kompromisse. Dagegen besaß er ein stark ausgeprägtes Gefühl für die soziale Bedeutung seiner Kulturmission. Es lag ihm auch nicht, wie etwa Lichtwark, irgendein Kunstwerk durch eine feine Analyse und einen plastischen Wiederaufbau anderen greifbar vor die Sinne zu stellen. Es war ihm nicht wie Avenarius vergönnt, Kulturfragen in geschliffenen Essays volkstümlich und überzeugend einer endgültigen Lösung entgegenzuführen. Ihm war die Sache alles. Ein gutgewähltes Bildermaterial diente ihm zur Veranschaulichung seiner Vorträge, die mehr durch ihre Überzeugungstreue und ihren Ernst sowie die hinter ihnen stehende Persönlichkeit als durch ihre zögernde, oft stockende Redeform wirkten. Seine kleine, aber treue Folkwanggemeinde verdankte ihm sehr viele Anregungen, konnte ihm jedoch den Ärger über die in zermürbenden Kämpfen verausgabte Kraft nicht ersparen. Denen, die seinem uneigennützigen Wollen sich hindernd und höhnend in den Weg stellten, gilt jenes bittere Wort aus seiner Van-de-Velde-Monographie: „Von den lokalen Wirkungen (des Folkwangs und seiner Lebensarbeit) allerdings möchten wir schweigen, da wir unsere Feder der geistigen Evolution, nicht aber der Pathologie des provinziellen Geschmacks zu leihen entschlossen sind."

Hätte man es ihm verübeln können, wenn er den Lockungen Berlins und anderer Städte gefolgt wäre, um mit seinem Museum nach dort überzusiedeln? Trotz allen Widerwärtigkeiten hielt er jedoch seiner Vaterstadt die Treue.

Ein unheilbares Kehlkopfleiden beendete vorzeitig das Leben und nimmermüde Schaffen dieses edlen Menschen. Am Ostersonntage 1921 schloß er in Meran die Augen. Johannes Auerbach schuf dort für ihn die Grabkammer, deren Reliefs noch einmal das Lebenswerk symbolisch festhalten.

Osthaus war eine Ausnahmeerscheinung. Sein kulturelles Schaffen bildete eine Welt für sich. Die Hoffnung, daß sein Beispiel nachgeahmt würde und andere wirtschaftlich Begüterte veranlaßte, aus starkem Fühlen für ideale Verpflichtungen sich kulturell zu betätigen, erfüllte sich nicht. Dafür hätten sie allenfalls Verständnis finden können, wenn er als reicher Mann schöngeistigen Interessen und der Kultur der eigenen Seele still und friedlich nachgegangen wäre. Aber daß er die Bewohner der Vaterstadt Hagen über die Kunst zum Leben in Schönheit führen wollte, als Erzieher großen Stils ein bedeutendes Vermögen in fernliegende und rein ideelle Projekte steckte und ein Problem nach dem anderen anpackte, machte ihn nur zu oft zum Prediger in der Wüste und ließ ihm das Schicksal aller jener Großen zuteil werden, die ihrer Zeit unverstanden vorauslebten.

Man soll nicht klagen über das vorzeitige Ende eines Menschen. Man kann dem Schicksal nur dankbar dafür sein, daß es ihn uns überhaupt schenkte. Und wenn auch das reiche Essen später den Folkwang aus Hagen entführte, wenn die Gartenstadt Hohenhagen nicht weiter ausgebaut wurde, wenn die Künstler Hagen verließen — sein Schaffen ist trotz allem nicht vergebens gewesen, und die Erinnerung an ihn und sein Werk wird unverlierbar weiterleben.

Rainer Maria Rilke

1875–1926

Von

Franz Schultz

Eine weit verbreitete Sprechweise schließt, wenn es sich um die Ehrentitel maßgeblicher und seelenbestimmender deutscher Dichtung jüngster Zeit handelt, die Namen Stefan Georges und Rainer Maria Rilkes gerne durch das Bindewort zusammen. Richtiger wäre es, wenn sie schon nebeneinander gestellt werden, sie zu trennen durch ein Wort, das ihre letzte, in die untersten Gründe reichende Gegensätzlichkeit bezeichnet. Es verdient scharfes Aufhorchen, wenn im Zusammenhange der neben George wirksamen Zeitmächte, insbesondere eines religiösen Dichtertums, das Urteil von seiten des George-Kreises lautet: „Hier wurde uns vor allem Rilke angepriesen. Aber so wie dessen Dichtungen, die bei manchen schönen Wendungen doch über das von Hofmannsthal Erreichte nirgends hinausgehen, zur Aufnahme in den Blättern zu weichlich schienen, so gestehen wir, daß dessen Religiosität uns eher Abscheu erweckt hat. Dieses haltlose Sichwegwerfen hielten wir nur für schädlich zur Bildung eines höheren Lebens, und wir waren nie erschüttert von den Erschütterungen dieser durchaus slawisch gerichteten Seele" (Friedrich Wolters).

Ob man nun einer solchen ablehnenden Kennzeichnung Berechtigtes zuerkennen will oder nicht: bestehen bleibt, daß in George und Rilke zwei Möglichkeiten menschlicher Seelenhaltung Gestalt geworden sind, deren Gegenüber die philosophische Fachsprache als „dialektisch" bezeichnen würde. Es ist der „Held" und der „Heilige". Es ist der die Umwelt und Vorwelt nach eigener erlesener Geistesart und eigenem Recht sich Zueignende und auf der anderen Seite der, dessen Seele und Dichtung gleichsam stille hält, um aufzunehmen und zu empfangen und einen Widerschein zu geben von allem, auch von allem Armen und Demütigen. Durch ihn nehmen die „Dinge" — und dies ist jenes geheimnisvolle Urwort Rilkescher Weltanschauung und Dichtung — ihren Durchzug; das Leben, im biologischen wie im metaphysischen Sinne, rinnt in ihn hinein, der so ein Gefäß der Gnade erscheint, aber auch nahe daran, mit diesem ewigen und geheimnisvollen Strome mitgeschwemmt zu werden ins Unbekannte, ohne ihm mehr gebieten zu können als im wortmächtigen Festhalten der Stationen jenes Weges, welcher über alle durchsichtig werdenden Erscheinungen der Sinnenwelt nach innen und nur nach innen führt, mit jener Gleichsetzung der geheimnisreichen Magie von Dingwelt und Seelenwelt, die schon Novalis kannte. Ja, jede Trennung des Rilkeschen Ichs von den „Dingen" greift für die reife Gestalt des Dichters fehl. Das mystische

Einssein mit ihnen, zu deren Organ er gleichsam wird, macht in immer neu und immer mehr zur Mitte strebenden sprachlichen Wendungen den Sinn des Rilkeschen Dichtertums aus:

Die, so ihn leben sahen, wußten nicht,
wie sehr er eines war mit allem diesen,
denn dieses: diese Tiefen, diese Wiesen
und diese Wasser waren sein Gesicht.

Oh, sein Gesicht war diese ganze Weite,
die jetzt noch zu ihm will und um ihn wirbt;
und seine Maske, die nun bang verstirbt,
ist zart und offen wie die Innenseite
von einer Frucht, die an der Luft verdirbt.

Wenig weiß der Außenstehende von dem täglichen Menschen George. Gewaltig ist die Menge der nunmehr im Inselverlag ans Licht tretenden Briefe Rilkes, die von seinem Ich — nicht nur dem geistigen, auch dem irdischen — erzählen, Briefe, in denen er diesem Ich gleichsam zuschaut und es als ein selbsttätiges auf sich nimmt. Rilkes menschlich-seelische Beziehungen und Freundschaften sind immer einmalig, nicht wiederholbar, keinerlei Schulfälle und Beispielgebungen oder bewußte Gemeinschaftsbildungen. Er ist letztlich immer allein mit sich, nie gestützt auf einen festverpflichteten und grundsätzlich gerichteten Kreis. Aber auf der anderen Seite ist sein Ich von einer grenzenlosen Ausdehnungsfähigkeit gegenüber der nach allen Seiten abgegrenzten Geschlossenheit. George ist „Gestalt" im Sinne des Umrißhaften und Einmaligen, das auch im geistigen Bereiche mit diesem Begriffe verbunden ist; Rilke ist „Raum" im Sinne unendlicher Möglichkeit, Erdachtem und Erschautem zur Voraussetzung zu dienen, und dieses, so viel Wahrnehmbares mit ihm verbunden sein mag, hat seinen Seinsgrund in einer gleichsam mathematischen Gesetzlichkeit. Das Eingehen des im Raume Möglichen in seinen Geist — das ist Rilkes Gedanklichkeit, und ihre Form ist die unendliche Reihe. Vielleicht tut man gut daran, in ihm nicht mehr immer nach den Bildern, deren seine Dichtung sich bedient, den religiösen Dichter, den Beter und Heiligen zu sehen, der um einen Gottesbegriff kreist. Vielleicht hat in ihm viel mehr der Geist eines Kopernikus und Kepler dichterische Gestalt angenommen als der eines Franz von Assisi.

Auch für Rilke stellt sich wie für George die Frage nach seiner deutschen Sendung, auch bei ihm prüfen wir Stamm und Art. Das ist um so notwendiger, als es gerade in dieser Richtung nicht an irrigen Annahmen und an Legenden gefehlt hat. Wohl ist er in Prag 1875 zur Welt gekommen, aber dies Prag war noch nicht das Prag aus dem ersten Viertel des 20. Jahrhunderts, mit dessen literarischer Mischluft man ihn hat in Verbindung bringen wollen. Wohl aber steht er von

allem Anfang unter dem Schicksal des außerhalb der Reichsgrenzen lebenden Deutschtums. „Äußerste Gleichgültigkeit der Umwelt begleitete Rilke bei seinem Eintritt ins Leben. Kein wirkliches Vaterhaus umstand schützend die Geburt, nicht ein zugehöriges Volkswesen empfing unbewußt die Geburt seines großen Dichters; Prag, diese Verkörperung des gespaltenen Österreich, sah hochmütig und abweisend durchs Fenster." Dies ist die Feststellung von Rilkes Schwiegersohn Kurt Sieber, der im Jahre 1932 über Herkunft, Kindheit und Jugend René Rilkes erstmals verläßliche Aufklärungen zu geben vermochte. Lange Zeit hat alles Wissen um Rilkes Herkunft und Ahnenerbe sich auf die „Weise von Liebe und Tod des Kornetts Christoph Rilke", dies volkstümlichste und gelesenste seiner Werke, gestützt, geschrieben 1899. Es erwuchs aus jener der Inselausgabe vorangestellten Aktennotiz aus dem Dresdener Staatsarchiv: ... „den 24. November 1663 wurde Otto von Rilke aus Langenau, Gränitz und Ziegra zu Linda mit seines in Ungarn gefallenen Bruders Christoph hinterlassenem Anteile am Gut Linda beliehen; doch mußte er einen Revers ausstellen, nach welchem die Lehensreichung null und nichtig sein sollte, im Falle sein Bruder Christoph (der nach beigebrachtem Totenschein als Kornett in der Kompagnie des Freiherrn von Pirovano des kaiserl. österr. Heysterschen Regiments zu Roß ... verstorben war) zurückkehrt ...."
Es handelt sich da um ein kärntnerisch-deutsches, später nach Sachsen und Böhmen ausgewandertes Uradelsgeschlecht, als dessen letzten Sproß der Dichter sich fühlte. Zwar ist der genealogische Zusammenhang Rainer Marias mit diesem Geschlecht nicht urkundlich sicher zu beglaubigen. Aber in Rilke lebte, vielleicht als ein Bluterbe, der durch die Familienüberlieferung gestützte Glaube an diese Geschlechterfolge. So sah er sich als den zum Dichtertum gesteigerten Letzten einer adligen und kriegerischen Ahnenreihe an, der dem Geschlechte die Vollendung und Rundung gegeben habe:

Zu unterst der Alte, verworren
all des Erbauten
Wurzel, verborgener Born,
den sie nie schauten.

Sturmhelm und Jägerhorn,
Spruch von Ergrauten,
Männer im Bruderzorn,
Frauen wie Lauten ...

Drängender Zweig an Zweig,
nirgends ein freier ...
Einer! O steig ... O steig ...

Aber sie brechen noch.
Dieser erst oben doch
biegt sich zur Leier.

Gleichviel, ob dies dichterisch wirksame Gefühl auch durch urkundliche Feststellungen zu retten ist oder nicht: heute weiß man Genaues über die unmittelbaren Vorfahren und die Familie des Dichters und vermag ihn mit Sicherheit zurückzuführen auf ein rein deutsches Bauerngeschlecht aus der Umgegend von Aussig, dessen erste urkundlich nachweisbare Glieder am Anfange des 17. Jahrhunderts erscheinen. Des Dichters Vater, der 1838 im Böhmischen geboren, sich als Offiziersanwärter im Feldzuge gegen Italien 1859 ausgezeichnet hatte, war nach dem Abschied aus dem militärischen Beruf Eisenbahnbeamter in Prag und an anderen böhmischen Plätzen. Rilkes Mutter, eine geborene Entz, führte ihre Familie väterlicherseits ins Elsaß zurück, so daß Rilke einmal meinen konnte, daß von dorther seine „doch offenbar so gründlichen Beziehungen zur französischen Geistigkeit sich erklären ließen". Wir hören im übrigen, daß die Erziehung Rilkes, der kein Wort Tschechisch sprach, bewußt deutsch war, namentlich von seiten der Mutter, die noch im Alter bestraft wurde, weil sie am tschechischen Nationalfeiertag nicht geflaggt hatte. Und auch die Eindrücke, die ihm in seiner Jugend seine Vaterstadt Prag gab, ließen das Deutsche überwiegen.

Schwierig ist die Frage, wie weit eine gewisse „Gebrochenheit" und „Bedrohtheit", die an der menschlichen und dichterischen Persönlichkeit Rilkes zum Ausdruck kommen, aus seiner Erbmasse stammen, wie weit sie auf Rechnung von Umwelt und Erziehung zu setzen sind. Da ist zunächst die Wirkung, die von dem Schicksal des alten österreichischen Kaiserstaates ausging. Rilke soll zeit seines Lebens die „Heimatlosigkeit des Österreichers" gefühlt haben. Die Stadt Prag, in der er aufwuchs, bot ihm nach eigenem Geständnis keinen rechten Boden, aus dem sich ein Heimatbewußtsein hätte entwickeln können: „Ihre Luft war weder die meines Atmens noch die meines Pflugs." Früh gehen Sinn und Sehnsucht auf Bodenständigkeit und Schollengebundenheit. Noch 1923 spielt er mit dem Gedanken einer Übersiedlung nach Kärnten, auf den Boden also, von dem er sein Geschlecht ausgegangen meinte. War ihm das österreichische Wesen, wenn man gelegentlichen unmutigen Äußerungen trauen darf, zuwider, so waren doch Land und Volk Österreichs und auch Böhmens liebevoll erfaßte Gegenstände seiner Frühdichtung. Namentlich die „Larenopfer" (zuerst erschienen 1896) zeigen solche Bindung an die Heimat und die schöne, vertraute Stadt seiner Kindheit. Aber immer war sein Verhältnis zu Heimat und Boden „sentimentalisch" und nicht „naiv". Er ist auch in dieser Beziehung der aufnehmende und wiedergebende Genüßling der Dinge mit jenem Beiklang der Spannung zwischen Ewigem und Endlichem, der durch seine ganze Dichtung schwingt.

Noch andere Umstände seiner Jugend außer dem Fehlen einer eigentlichen Heimaterde und den Reibungen zwischen Deutschtum und Slawentum um ihn herum haben ihn auf den Weg verwiesen, auf dem er von innen heraus die Zwiespälte im kosmisch-göttlichen Raume zu lösen versuchte. Die erzieherische Einwirkung, die vom Vater ausging, war militärisch: früh sollte er zu dem

ihm bestimmten Berufe des Offiziers brauchbar gemacht werden; die nach der Trennung der Eltern überwiegende Einwirkung der frömmelnden und auf gesellschaftliche Äußerlichkeit gerichteten Mutter verweichlichte und verzärtelte ihn. Alles in allem war die Erziehung nicht dazu angetan, ihn für eine Bezwingung des Lebens auszurüsten. Aber ist sie von entscheidender Bedeutung für Werden und Wesen seiner Persönlichkeit geworden? Die geschichtliche Wissenschaft vermag bei solcher Frage einstweilen nur unsicher zu tasten, um so mehr, als seine Selbstgeständnisse über diese Jugend vielfach aus der Rückschau eben des Dichters getan sind. Hier wie für die zwiespältige, körperlich und seelisch unbefriedigend verlaufende Zeit auf der Militärschule (1886—1891) gilt, daß viel eher die Überwindung aller Mängel seines Jugendlebens und das Gestaltwerden seines Geistes trotz ihnen hervorgehoben werden müßte, als daß man von dorther Erklärungen und Entschuldigungen für die Gebrechlichkeit seiner späteren leibseelischen Verfassung zu gewinnen sucht. Es folgte die Zeit auf der Handelsakademie in Linz (bis 1892), folgten gymnasiale und akademische Studienjahre in Prag (bis 1896). Der Übergang nach München (Ende 1896) bringt seine Jugendzeit zum Abschluß. Die ersten Gedichtsammlungen („Leben und Lieder", „Wegwarten", „Larenopfer") waren erschienen, die den großen Dichter der Folgezeit noch kaum erahnen lassen.

Doch von nun an weitet sich der äußere und innere Raum Rilkes. Die Sammlung „Advent" zeigt ihn, der nun in München in das eigentliche literatenhafte Getriebe hineingekommen war, unberührt von dem damals auf der Tagesordnung stehenden Naturalismus und Impressionismus. Hat er sich auch nicht wie George bewußt gegen den Naturalismus gestellt, so ist er doch ohne ihn oder neben ihm zum Dichter geworden. Schon die Sammlung „Advent" zeigt ihn ganz bei sich allein zu Hause, in Bereitschaft für ein Kommendes, das er vom Leben zu empfangen hätte. Hier zuerst greift des Dänen Jens Peter Jakobsen Stilkunst in seine dichterische Entwicklung ein. Der große dänische Erzähler, dessen Wichtigkeit für Rilke man kaum überschätzen kann, setzt sich für den Lyriker um in eine Zusammendrängung der ertasteten Anschauungsinhalte auf engsten Raum und in jene eigentümliche, psychologisch unterlegte seelische Nähe und Wärme zu allem, was Gegenstand seiner Dichtung ist, endlich in jene durch sprachlich-rhythmische Bindung und fließende Reihung erzielte Verhaltenheit, die von nun an den eigentlichen „Rilketon" ausmacht.

Mit der Sammlung „Mir zur Feier" (Ende 1899 erschienen und gezeichnet mit „Rainer Maria Rilke") darf man die eigentliche Rilkesche Lyrik anheben lassen, insofern von nun an seine Dichtung ihren im wesentlichen sich gleichbleibenden Inhalt gewinnt: die Auseinandersetzung des Dichters mit sich selbst, und das ist zugleich die Auseinandersetzung mit den „Dingen", mit Gott und mit dem Tode. Von nun möchte er „jedem Klange, der mir vorüberrauscht, mich schauernd schenken"; er „möchte blühen mit hundert Zweigen, nur um mit allen mich einzureigen in die einige Harmonie".

Kann mir einer sagen, wohin
ich mit meinem Leben reiche?
Ob ich nicht auch noch im Sturme streiche
und als Welle wohne im Teiche,
und ob ich nicht selbst noch die blasse, bleiche
frühlingfrierende Birke bin?

Von nun an ruht seine Dichtung auf einem Daseinsgefühl, in welchem das göttlich durchseelte All mit dem eigenen Ich zur Deckung gelangt ist, so aber, daß beides nur besteht und ist im bewegten, unergründlichen Strome des „Lebens". Es liegt nahe, hier ältere verwandte Überlieferungen des deutschen Geistes aufzurufen und Rilke an sie anzuknüpfen, Überlieferungen, die im Schnittpunkte der Anschauungen liegen, die man — mit der nötigen Vorsicht — als „Mystik", als „romantische Naturphilosophie", als „dynamisch-vitalistischen Pantheismus" bezeichnen kann. Aber mit solchen Abstempelungen ist es bei Rilke niemals getan; gerade für ihn ginge mit diesen Einordnungen das Eigentliche verloren. Welche Anknüpfung man auch immer für ihn gewinnt: Es kommt bei ihm hinzu eine vorher nicht dagewesene schärfste Durchgliederung und Durchmessung dieses Grundgefühls in einem Geist-Raume, eine beinahe „exakte" Durchmessung, doch nicht verstandesmäßiger Art, sondern in einer sprachlich-dichterischen, übervernünftigen Ergreifung, die alle Möglichkeiten in diesem durchgotteten Geist-Raum weit mehr auszuschöpfen und abzuwandeln vermag, als es in den Schranken der Vernunft je gelingen möchte. Die Gegenstände, die Bilder, die Sinnträger, die Stimmungen, die künstlerischen, sprachlich-stilistischen Formen werden wechseln und sich wandeln; die Grundhaltung wird und muß bleiben: denn sie war für den Dichter die Lösung aus dem Zustande der inneren Gehemmtheit und Verbautheit und damit die „Erlösung". Diese Grundhaltung, die die erlöste Selbsthingabe und demütige Selbstaufgabe an die Gotterfülltheit alles Fühlbaren und Denkbaren in sich schließt, verbunden mit immer wieder überraschenden, in dichterische Bilder umgesetzten, abgestuftesten Eindrücken der Außenwelt — dies ist es, was den Widerhall des „Rilketones" in der deutschen Jugend der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts ausmachte, soweit diese Jugend selber sich im Zustande des Suchens und Ringens fühlte. In demselben Jahre 1899, in welchem „Mir zur Feier" erschien, entstand der erste Teil des „Stundenbuches", überschrieben „Das Buch vom mönchischen Leben". Er erschien, um zwei weitere Bücher („Von der Pilgerschaft", 1901, „Von der Armut und dem Tode", 1903) vermehrt, im Jahre 1905 im Insel-Verlag, der von nun ab das Werk des Dichters und sein Menschliches betreute und ihm zu der geschlossenen Wirkung und zu dem Namen von europäischem Klang verhalf. Mit dem „Stundenbuch" steht man schon inmitten des Rilkeschen Erlebnisses der drei Kraftströme, die aus dem Osten, dem Nordischen und dem Westen Europas ihn durchzogen und sich in jene zerfasernde Steigerung

der Fühl- und Gestaltungsfähigkeit umsetzten, die seiner Erscheinung das Ergreifende sichert.

Im Osten der russische Raum, mit dem, was zu ihm gehört: zweimal war Rilke in Rußland, im Frühling 1899 und zur gleichen Zeit des folgenden Jahres, zweimal besucht er Tolstoi. Er weilt in Moskau, in Petersburg, in Kiew. Da ist offenkundig, wie für ihn das Raumerlebnis mit dem Gotteserlebnis gleichbedeutend wird. Die „Geschichten vom lieben Gott", 1900 erschienen, haben neben dem „Stundenbuch" hier ihre Wurzeln. Nicht um eine vermeintliche Verwandtschaft seiner Seele mit der slawischen handelt es sich bei Rilkes Rußlanderfahrung, sondern um die Erkenntnis der göttlichen Unermeßlichkeit, die sich ausdrückt in der russischen Landschaft, in der Dumpfheit und Tiefe des unmündigen russischen Volkes. Solches bezeugen die „Geschichten vom lieben Gott": „Nach allen Richtungen erscheint alles grenzenlos. Die Häuser selbst können nicht beschützen vor dieser Unermeßlichkeit; ihre kleinen Fenster sind voll davon. Nur in den dunkelnden Ecken der Stuben stehen die alten Ikone, wie Meilensteine Gottes, und der Glanz von einem kleinen Licht geht durch ihre Rahmen, wie ein verirrtes Kind durch die Sternennacht ..." „Und in diesem Land, in welchem Gräber die Berge sind, sind die Menschen die Abgründe. Tief, dunkel, schweigsam ist die Bevölkerung, und ihre Worte sind nur schwache, schwankende Brücken über ihrem wirklichen Sein." Das Erlebnis Rußlands wird ergänzt durch das Erlebnis der norddeutschen Heide in Worpswede, den Aufenthalt in jener Malerkolonie bei Bremen während der Zeit von 1900 bis 1902. Gewiß, er glaubte, jetzt erst „Bilder schauen" zu können. Die Gedichtsammlung des „Buches der Bilder" (1902) nimmt schon im Titel Bezug auf diesen Willen, loszukommen von dem, was novellistisch oder bloß lyrisch ist. Er ist hiermit auf dem Wege zur Vergegenständlichung in den „Neuen Gedichten" (1907 und 1908), die erst nach einem neuen Kunsterlebnis, dem Erlebnis der Gestaltung des plastischen Werkes, im Verkehr mit Rodin in Paris gewonnen, gegenüber den malerischen Eindrücken in Worpswede entstehen konnten. Tiefer aber als in die Entwicklung des künstlerisch-dichterischen Ausdrucks greift auch der Worpsweder Aufenthalt in sein Lebens- und Gottesgefühl und berührt dessen unterste Schichten. Auch in Worpswede wie in Rußland die Grenzenlosigkeit der Ebene und der Heide. So, wie die alten Gottsucher und Religionsstifter in die Wüste gingen, wo sich ihnen der Raum und der Himmel als Öffnung zu Gott auftaten, so schreibt Rilke in dem Buche über Worpswede (1903): „Wir leben im Zeichen der Ebene und des Himmels. Das sind zwei Worte, aber sie umfassen eigentlich ein einziges Erlebnis: die Ebene. Die Ebene ist das Gefühl, an dem wir wachsen." Es stimmt dazu oder ist jedenfalls aus dem Erlebnis der grenzenlosen Ebene, aus dem Erlebnis des Nördlichen und des Östlichen erklärlich, daß weder die Landschaft des Südens, noch das südliche Meer, noch das Hochgebirge ihn bezwingen konnten. Endlich Paris. Im August 1902 trifft er dort ein und betritt damit die vielleicht wichtigste Station seiner inneren und äußeren Entwicklung.

Gedicht Rainer Maria Rilkes

Eigenhändige Niederschrift des Dichters

(Leipzig, Professor Dr. Anton Kippenberg)

An den Engel

Starker, stiller, an den Rand gestellter
Leuchter: oben wird die Nacht genau.
Wir vergeben uns in unerhellter
Zögerung an deinem Unterbau.

Unser ist: den Ausgang nicht zu wissen
aus dem drinnen irrlichen Bezirk,
du erscheinst auf unsern Hindernissen
und beglühst sie wie ein Hochgebirg.

Deine Lust ist über unserm Reiche
und wir fassen kaum den Niederschlag;
wie die reine Nacht der Frühlingsgleiche
stehst du theilend zwischen Tag und Tag.

Wer vermöchte je dir einzuflößen
von der Mischung, die uns heimlich trübt,
du hast Herrlichkeit von allen Größen,
und wir sind am Kleinlichsten geübt.

Wenn wir weinen, sind wir nichts als rührend,
wo wir anschaun sind wir höchstens wach,
unser Lächeln ist nicht weit verführend,
und verführt es selbst, wer geht ihm nach?

Irgendeiner. Engel, klag ich, klag ich?
Doch wie wäre denn die Klage mein?
Ach, ich schreie, mit zwei Hölzern schlag ich
und ich meine nicht, gehört zu sein.

Daß ich lärme, wird an dir nicht lauter,
wenn du mich nicht fühltest, weil ich bin.
Leuchte, leuchte! Mach mich angeschauter
bei den Sternen. Denn ich schwinde hin.

An den Engel

Starker, stiller, an den Rand gestellter
Leuchter: oben wird die Nacht genau.
Wir vergeben uns in unerhellter
Zögerung an deinem Unterbau.

Unser ist: den Ausgang nicht zu wissen
aus dem drinnen irrlichen Bezirk,
du erscheinst auf unsern Hindernissen
und beglühst sie wie ein Hochgebirg.

Deine Lust ist über unserm Reiche
und wir fassen kaum den Niederschlag;
wie die reine Nacht der Frühlingsgleiche
stehst du theilend zwischen Tag und Tag.

Wer vermöchte je dir einzuflößen
von der Mischung, die uns heimlich trübt,
du hast Herrlichkeit von allen Größen,
und wir sind am Kleinlichsten geübt.

Wenn wir weinen, sind wir nichts als rührend,
wo wir anschaun sind wir höchstens wach,
unser Lächeln ist nicht weit verführend,
und verführt es selbst, wer geht ihm nach?

Irgendeiner. Engel, klag ich, klag ich?
Doch wie wäre denn die Klage mein?
Ach, ich schreie, mit zwei Hölzern schlag ich
und ich meine nicht, gehört zu sein.

Dass ich lärme, wird an dir nicht lauter,
wenn du mich nicht fühltest, weil ich bin.
Leuchte, leuchte! Mach mich angeschauter
bei den Sternen. Denn ich schwinde hin.

× ×

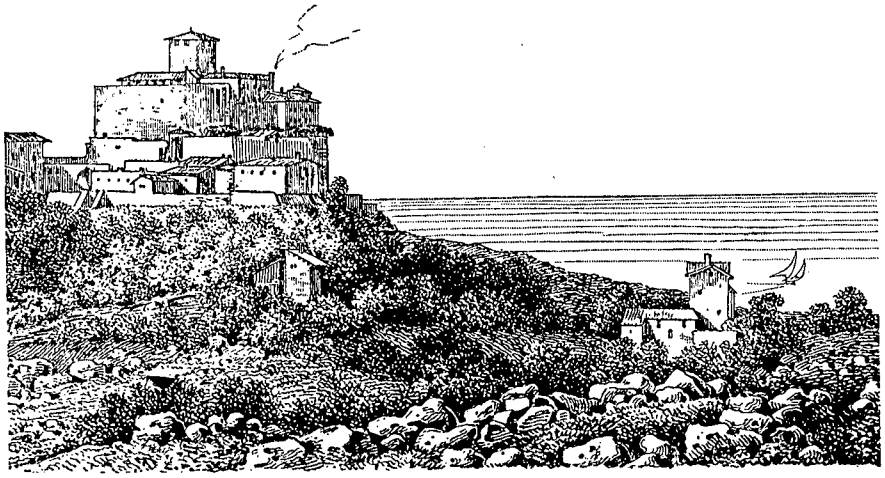
Bis zum Kriege bleibt Paris die örtliche Mitte seines Lebens, das sich im übrigen zwischen männliche und weibliche Freunde, Gönner und Helfer, zwischen die Schweiz, Dalmatien, Spanien, Italien, Deutschland, Schweden teilt. Dann kam der Heeresdienst in Wien, der längere Aufenthalt in dem schon vorher immer wieder besuchten München, bis seit 1919 die Schweiz ihm von neuem und dauernd heimatlich wurde, wo sein Dasein als das des einsiedlerischen Bewohners von Muzot im Wallis 1926 vorzeitig erlosch. Wenn auch Rilkes äußeres Leben sich über einen großen Teil Europas erstreckte, so wird doch an seinem Wandern wiederum der Unterschied seiner Artung von der Stefan Georges deutlich. Immer mehr zog sich George ins Enge und Feste, in das deutsche Heimatland; immer mehr löste sich Rilke aus der Heimatgebundenheit, dehnte er sich ins Gottweite und wurde ihm jeder Aufenthalt recht, der ihm wärmende und fördernde Vergesellschaftung der Seelen und dabei das Ertragen seiner selbst, „geopsychische" Enthemmung oder die Möglichkeit, bei sich allein zu sein, bot.

Von der Pariser Zeit aus läßt sich die gesamte Dichtung des reifen Rilke überschauen. Seine Beziehungen zum französischen Geist und zur französischen Literatur dürfen trotz allem — auch trotz seinen Übersetzungen und seinen eigenen Gedichten in französischer Sprache, trotz seinen Berührungen mit André Gide und Paul Valéry — nicht überschätzt werden. Es ist bei ihm kaum eine Übereinstimmung zu verspüren mit dem, was das Besondere des französischen Geistes ausmacht. Maeterlinck, der auf den Ton seiner frühen dramatischen Versuche gewirkt hat und dessen geheimnisvolle Verhangenheit man auch sonst in Rilkes Frühzeit wahrnehmen möchte, ist Vlame und dem Geiste der deutschen Mystik und Romantik tief verpflichtet. Rodin aber, der große Bildhauer, der zugleich der Verfasser des Werkes über die gotischen Kathedralen in Frankreich war, wurde in einem höchstpersönlichen Sinne als Künstler und Mensch, nicht als Franzose, für Rilke wichtig. Sie trafen in tiefen Lagerungen ihres Geistes aufeinander. Für Rodin führte der Weg zur Kunst nur durch eine nie aufhörende, angestrengteste Arbeit. Die Arbeit war für ihn Gottesbetrachtung, ließ die Schleier um Gott fallen. So wird die Kunst Gottesdienst und bietet dieselben Gewißheiten, deren die Menschheit zum Leben bedarf, wie die Religion. Mit solchen Gewißheiten reichte sich auch für Rilke ein Schlüssel und eine Sicherheit, deren er, mit seinem Schaffen gebunden an die Zeiten der Eingebung und immer wieder übernommen von Zuständen der Erschöpfung und Unfruchtbarkeit, bisher entraten hatte. Jedenfalls glaubte er nun unter dem Eindrucke von Rodins Vorbild und in jahrelangem Zusammenleben mit ihm in eine Wiedergeburt eingetreten zu sein. Ob sie anhalten würde, war ungewiß. Dieser Wiedergeburt aber werden die beiden Bände der „Neuen Gedichte" verdankt. Sind das die Schöpfungen Rilkes, die den stärksten sinnlichen Reiz entwickeln und, einmal gehört, infolge ihrer Gegenständlichkeit haften bleiben, so waren diese „Dinggedichte" doch das Ergebnis eines vorübergehenden Zustandes. Wie Rodin bei jedem bildhauerischen Vorwurf die

beherrschende, lebenwirkende Mitte suchte und traf, so nunmehr auch Rilke. Man weiß, welche Bedeutung der Begriff der „Dinge" längst bei ihm hatte. Aber bei dieser neuen Erfassung der „Dinge" handelte es sich um strengste Arbeit am dichterischen Stoff, zugleich darum, daß diese Gebilde, die seine Sinne und die Geschichte aller Zeiten und aller Bereiche ihm boten, aus einer Lebensmitte heraus und unter den Ausstrahlungen dieser Lebensmitte erfaßt wurden. Das „Tote" und das „Lebendige" kommen in diesen Gedichten, die um eine Sache oder eine Gestalt kreisen, zur Deckung, denn fließend ist der Übergang zwischen Leben und Tod. Das Gottesdienstliche dieser Dichtung wird am sinnfälligsten dadurch vermittelt, daß die gotische Kathedrale und ihre Teile so oft als Gegenstände erscheinen. Rodins Verehrung und Erkundung dieser Schöpfungen aus germanisch-fränkischem Geist trugen hiermit ihre besonderen Früchte. Wo aber die „Neuen Gedichte" scheinbar erzählen — aus Legende, Mythus und Sage —, auch dort handelt es sich immer um eine Situation der letzten und tiefsten Lebensmitte.

Auch das „Stundenbuch" kam in Paris zum Abschluß, auch die „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" entstanden dort. Mit dem „Stundenbuch" hat die unkirchliche und undogmatische, religiöse Dichtung Deutschlands neuerer Zeit ein für allemal ihre Kristallisation gefunden. Und dies trotz oder gerade wegen der ganz persönlichen Form der Auseinandersetzung mit Gott. Es ist ein Verhältnis der Einheit und unlöslichen Verbundenheit mit ihm und doch wieder der Entgegensetzung. Diese Doppelpoligkeit, auf der hier die dichterische Betrachtung Gottes ruht, diese „Immanenz" und „Transzendenz" zugleich, dies Gottsein und dabei Gotteskindsein des Menschen, dies menschliche Teilsein von ihm und die göttliche Abhängigkeit vom Menschen, diese Umkehrungen und Gleichsetzungen von Armut und Tod, dieser Wechsel von Demut und Größenrausch — all dies ermöglicht dem Gewoge dieser rhythmischen Gebete die ins Unendliche weisende Abwandlung in immer neuen, bald lieblichen, bald schauererregenden Bildern. Jede folgende religiöse Dichtung Deutschlands war diesem Eindruck verhaftet, und alle Ausdeutung des „Stundenbuches" muß, wenn sie nicht nur Teile erfassen will, sich schließlich bescheiden vor dem Unvermögen, das dem einer Dichtung nachtastenden Worte innewohnt. Gibt doch die unerschöpfliche Umkreisung der Rilkeschen Dichtung überhaupt den festbannenden Zauber. Diese Unerschöpflichkeit aber — kommt sie nicht dem Geheimnis am nächsten, so, wenn es sich um die Kernfrage von Tod und Leben handelt? Seine Totenklagen bleiben, ohne kultische und konfessionelle Zutaten, die Breviere derer, die zurückbleiben, wenn die Liebsten die dunkle Pforte durchschritten haben.

Die „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" sind das einzige größere erzählende Werk Rilkes, Rückschau und Vorschau auf das Leben zugleich, aber nicht im Sinne eines selbstbiographischen Romans, nicht im Sinne der modellartigen Gleichsetzung Maltes mit dem Dichter. „Manchmal", so schreibt er 1909 an seinen Verleger über diese Arbeit, „kommt es mir vor, als könnte ich sterben, wenn sie



Schloß Duino bei Trieſt, in dem Rilke 1912 ſeine Duineſer Elegien begann. Zeichnung von Karl Friedrich Schinkel, 1803. Berlin, Schinkel-Muſeum

fertig iſt: ſo bis ans Ende kommt alle Schwere und Süßigkeit in dieſen Seiten zuſammen, ſo endgültig ſteht alles da und doch ſo unbeſchränkt in ſeiner eingeborenen Verwandlung, daß ich das Gefühl habe, mich mit dieſem Buche fortzupflanzen, weit und ſicher, über alle Todesgefahr hinaus." Paris iſt der Nährboden dieſes Werkes, aber nicht die Stadt des Genuſſes, ſondern die Stadt der grauſamſten und düſterſten Erfahrungen des Lebens, die Stadt, in der das Leben „in allen ſeinen Äußerungen ſo aufrichtig" geworden iſt, in der die Einſamkeit herrſcht und Armut, Tod, Liebe, Gott verſchwiſtert ſind. „Alſo hierher kommen die Leute, um zu leben, ich würde eher meinen, es ſtürbe ſich hier", heißt es in Maltes Aufzeichnungen. Aber dieſe Stadt beförderte in Rilke nicht den Verzicht und die Flucht vor der Wirklichkeit, ſondern das Verlangen nach großer Leiſtung, nach der Erfüllung der ihm obliegenden Lebensaufgabe und nach der letzten Einſamkeit, die allein dem Werke dient. So mußte er ſchließlich Paris überwinden. „Ich habe dieſe Stadt", ſo heißt es 1914, „weiß Gott aufgelebt." Der Weg führte zu den 1923 erſchienenen letzten großen Schöpfungen Rilkes, den „Duineſer Elegien" und den ſie ergänzenden „Sonetten an Orpheus", in langer qualvoller Entſtehungszeit, die auch den Körper aufrieb, ſeit 1912 ausgetragen und ſchließlich doch dem Dichter wie eine Gnade von oben geſchenkt. Hier iſt furchtbares Ringen um ein Äußerſtes, um den „Weltinnenraum", um die Ausgleichung zwiſchen dem Vollkommenen und dem Unvollkommenen, zwiſchen dem Ewigen und dem Zeitlichen. Orpheus in den Sonetten, die mythiſch-ſymboliſche Geſtalt des Dichters, der um beides weiß, um das Diesſeits und das Jenſeits, Orpheus, der den Tod ſchon einmal erfahren hat, der „Beſchwörende", ſieht die Zuſammenhänge, in, unter und über der Schöpfung ſtehend, das ewige Sein, das durch alles hindurchgeht, und die ewige Klarheit, die das Verwirrt-Wilde ſich dienſtbar macht. Dieſe

letzten Rilkeschen Werke, deren reife Großformigkeit sich auch in der zyklischen Zusammenbindung bewährt, die sie durchwaltet, sind in jedem Sinne ein Abschluß geworden. Man sieht nicht, wie der Dichter über sie hätte hinausgelangen können. Ihre Weltschau, die Aufhebung und Lösung der Gegensätze, ihre Auseinandersetzung mit dem Sinne des Wirklichen und Seienden werden sich erst in der Zukunft noch weiter erschließen. In gewissem Sinne stehen sie auf dem Hintergrunde des Erlebnisses, das dem Dichter der Krieg brachte. Manche Lieblingsvorstellung war von ihm abgefallen, aber wesentliche Züge seiner Weltansicht forderten nun von ihm ihre schärfere Herausarbeitung. Vor allem aber steigerte das Kriegserlebnis den Drang nach großer und bleibender Leistung. Versteht man, daß Rilke für manche des jüngeren Geschlechtes heute überwunden erscheint, so ist doch zu beachten, daß er in seinen späten und reifen Leistungen niemals bloß „ästhetisch" bewertet werden kann. Über alle einschmeichelnde Süße seiner Dichtung hinaus geht es bei ihm um Entscheidungen des Erfüllung suchenden Menschen, Entscheidungen, die in dem Sichselbstaufzehren des Individuums gewonnen wurden.

Stefan George

1868—1933

Von

Franz Schultz

Stefan George soll einmal gesagt haben, es sei ein Irrtum, ihn zur „modernen Literatur" zu rechnen. Dies Wort, weit entfernt, zu befremden, zeigt den Weg, der zu ihm führt. Seine Ausklammerung aus dem Bereiche dessen, was „modern" geheißen wird, wie aus dem Getriebe des literarischen und literatenhaften Lebens schafft erst den Raum, innerhalb dessen die Erkenntnis seiner Sendung gewonnen wird. Diese Sendung reicht nach Zielsetzung und Ergebnis so weit, daß der Blick aus zeitlicher und menschlicher Nähe ihr nicht gerecht zu werden vermag. Die Gestalt Georges bedarf von vornherein mehr als eines zeitlichen und zeitbedingten Hintergrundes. Und sie bedarf vor allem mehr als einer Feststellung des bloß Ungewöhnlichen, das sich in Äußerlichkeiten und Begleiterscheinungen dem stumpfen Blicke darbietet. Sie ist mit dem Anspruch und dem Kennzeichen des Ewiggültigen ausgestattet. Reicht sie so über zeitliche und räumliche Schranken hinaus, so hat sie doch nur in dem Deutschland vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts ihren Ansatz finden können. Für Deutschland wurde George wirksam in einem Maße, das erst die folgenden Zeiten recht werden abschätzen können. Er traf hier auf eine sich vorbereitende Zeitwende, durch die er getragen wurde. Er speiste wiederum die Kraftquellen eines neuwerdenden Deutschlands. Er hielt sich abseits von allem, was Masse macht, und doch ging von der erlesenen Gemeinschaft, in deren Mittelpunkt er stand, von der ordensmäßigen Bindung seiner Jünger an ihn, eine Welle der geistigen Hochspannung und kulturellen Neugeburt aus, die sich noch immer weiter fortpflanzt. Dies alles geschah vom Dichter und vom Dichterischen her. Es hatte zunächst nichts zu tun mit dem öffentlichen, staatlich-politischen oder wirtschaftlichen Leben. George stand von allem Anfang an über jeder Weltordnung, die durch die neuzeitlichen Ausbildungsformen der Wirtschaftsmacht bestimmt wird. Im Gefolge dieser Gestaltung vom Geiste und von der Seele her formte sich in seinem Kreise die Auffassung des gesamten Kulturlebens in Deutschland und wurde Deutschland in einen neu sich öffnenden geschichtlichen Raum verwiesen. Auch bei solchen wirkte er, die nicht in unmittelbarer Berührung mit ihm lebten, ja kaum sein Werk kannten. So drang er schließlich wie jede große Erscheinung des Geistes durch viele mittelbare Rinnsale auch in die Breite vor, von der er sich und die Seinen anfangs durch hohe und geheimnisvolle Hecken abgezäunt hatte. Heute steht man in Deutschland mitten in der Auseinandersetzung über Wesen und Wert seiner Erscheinung. Man wird sich

dessen bewußt, daß er das deutsche Geistesleben bis zu tiefen Schichten durchsetzt hat. Das Georgetum ist eine Macht geworden. Die Nennung seines Namens genügt, einen ganzen Atemraum mit allen Auswirkungen und Zugehörigkeiten fühlbar werden zu lassen, gleichviel ob dabei Mitgehen oder Ablehnung ist.

Das alles aber kam von einem Dichter, und zwar von einem Dichter im letzten Wortsinne. Hier liegt das Wundersame der Stefan-George-Frage. Daß der Dichter Gestalter auch des öffentlichen Lebens sein könne oder sein müsse, ist seit Plato oft gehörte Weisheit. Frankreich und England haben in neuerer Zeit Dichter gesehen, die mit diesem Anspruche Ernst machten und zur Stimme des öffentlichen und staatlichen Gewissens ihrer Völker wurden. Die deutsche Klassik hat von der Dichtung und Kunst her den ganzen Menschen erfassen und formen wollen, aber nicht mit den hochgehenden Wellen der Zeit, sondern über sie hinwegsteuernd. Sie stellte nicht den Anspruch, das gesamte Volk auch in seinen öffentlichen Angelegenheiten bestimmen zu wollen. Näher steht solchem Streben die deutsche Romantik: die Welteroberung durch das schlechthin Poetische ist ein Traum von Novalis. Hölderlin wurde schließlich einsame und gebrochene Stimme einer ersehnten neuen Volksgemeinschaft. Achim von Arnim hat die Sendung des Dichters für das Volksganze unklar empfunden. Die politische Lyrik der Befreiungskriege und der Folgezeit ging auf die Willensbestimmung des Volkes aus. Die Erziehung des deutschen Volkes von der Kunst und Dichtung her war die Aufgabe, die sich Richard Wagner gestellt hatte. Sieht man von der mehr auf rednerische als auf künstlerische Wirkungen ausgehenden politischen Lyrik ab, so bediente sich das Bestreben, vom Dichterischen her auf einen Gesamtgeist des Volkes Einfluß zu nehmen, vornehmlich der großen Gattungen der Poesie, des Dramas und des Romans; oder es handelte sich eben um eine unmittelbar anfeuernde Haltung und um rednerischen Aufschwung. Bei George liegen die Fragen, die die erziehende Macht der Dichtung betreffen, tiefer gebettet. Bei ihm ging alle Wirkung von früh bis spät aus von „dem Gedicht": das ist bei ihm ein Gebilde, das abgelöst ist von allen Beziehungen auf Zweck oder Nutzen, auf Augenblickswirkungen und Massenerfolge, auf Belehrung oder Unterhaltung, ja selbst auf Genuß oder Reiz. Ein Gebilde dieses Georgesche Gedicht, das zunächst und grundsätzlich einmal sein Dasein nach eigenen Gesetzen in einem Bezirke führt, von dem keine sichtbaren Fäden zu der Umwelt und Außenwelt und zu der alltäglichen Wirklichkeit führen — ein Gebilde, ruhend und schwingend in sich nach tiefverborgenen, feinsten Wachstums- und Klanggesetzen. Damit ist in Deutschland eine Erkenntnis Form geworden, die letztlich auf die große geistige Bewegung des deutschen Idealismus zurückdeutet. Schon der nachkantischen Philosophie waren Kunst und Dichtung die Seele der Welt, wie das Georgesche Gedicht diesen Anspruch erhebt. Schon dem Schellingschen Idealismus waren Natur und Geschichte das göttliche Weltgedicht, und die geniale menschliche Dichtung fing dieses Weltgedicht in ihrer Form auf. So war die Dichtung die höchste Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit und Wesentlichkeit und

das eigentlich Seiende stellt die Georgesche Dichtung dar. Damit steht er schon in seiner Frühzeit abseits von der aus Frankreich ihm nahegebrachten Forderung, daß die Kunst nur für die Kunst da sei. Ein solcher Lehrsatz, der ihn in einen rein ästhetischen Bereich verweisen würde, ist schon für seine Frühwerke zu eng. Auf der anderen Seite erscheint aber auch die alte und abgebrauchte Auffassung von einem Gegensatz zwischen romanischer oder südlicher Formkraft und deutscher Formlosigkeit durch das Auftreten Georges überwunden. Hiermit eröffnet sich der Blick auf Georges Entwicklungsgeschichte.

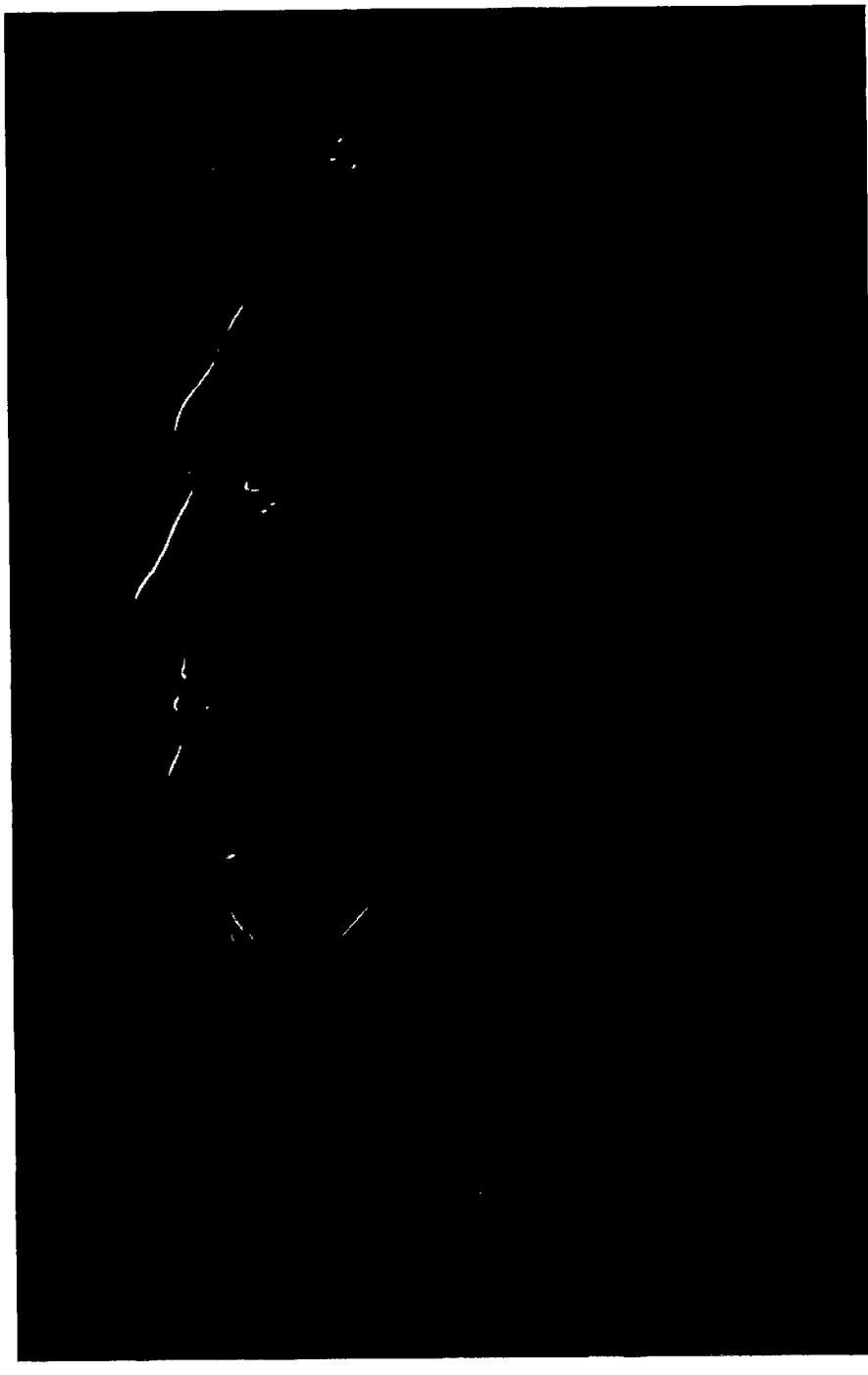
Stefan George. Holzschnitt von Reinhold Lepsius, 1907

Soweit sich erkennen läßt, ist Stefan George rein deutscher Abkunft. Dies sei ausgesprochen gegenüber den Behauptungen, daß in seinem Blute französische, keltische oder wallonische Beisätze vorhanden gewesen seien. Er gehört nach Ahnenschaft und Entwicklung dem Stromgebiet des Rheines zu. Auf die fränkische Erbmasse berief er sich selbst. Unter der deutschen liegt dort die alte römische Schicht. Aber in seinem Verhältnis zu Frankreich und französischen Dichtern ist auch etwas von den Beziehungen zu der alten geschichtlichen Grundlage des Gesamtfränkischen zu spüren (man erinnere sich des Gedichtes „Franken" im „Siebenten Ring"). Die napoleonische Zeit löste die Bande seiner Vorfahren mit dem deutsch-lothringischen Heimatboden und brachte ihre Verpflanzung ins Rheinhessische. Am 12. Juli 1868 wurde Stefan George in Büdesheim geboren. Fünf Jahre später verlegten die Eltern ihren Wohnsitz nach dem nahen Bingen. Hier dringt zweitausendjährige Vergangenheit auf ihn ein. Über dem alten römischen Grunde erhob sich hier für ihn das deutsche Mittelalter. Dann bildet ihn das Gymnasium in Darmstadt. Das Verständnis seines Vaters und eine günstige äußere Lage geben ihm die Möglichkeit, sich ganz von seinem früh bekundeten Dichtertum tragen zu lassen. Es beginnt jenes Wanderdasein, das ihn durch die meisten Länder Europas führt. Er

ist dabei überall umgeben von Freunden, Verehrern, Anhängern und Gönnern. Die Huldigungen und Förderungen, die Vergesellschaftungen in seinem Zeichen sind dem Begnadeten und Geweihten, dem Sendling einer in dichterischer Erlesenheit sich offenbarenden, in sich fest geschlossenen, überlegen in sich ruhenden Lebenshaltung selbstverständlich. Aber war er früh fertig und früh reif, so stand doch auch er unter den Gesetzen entwicklungsgeschichtlichen Werdens. In diese Richtung gehende Erörterungen erscheinen heute besonders notwendig. Will man das Deutsche in George recht erkennen, wie es sich an ihm immer deutlicher herausstellte, so muß das rechte Verständnis gewonnen sein für die Frage, was England und die romanischen Länder ihm waren. England ließ den von der Schule kommenden Neunzehnjährigen frei und sicher werden, gab ihm den Mut zu sich selbst und zu seiner nationalen Art und bestärkte ihn in der herrenhaften Gehobenheit, die sich noch längere Zeit auch in gewissen Äußerlichkeiten des „Dandys" an ihm bemerkbar machte. Vielleicht ist die Selbststärkung, die ihm England gab, bedeutungsvoller als alles das, was er in seinen frühen Lehr- und Wanderjahren in den romanischen Ländern, in Frankreich vor allem, gewann. In Paris trat er den französischen Symbolisten und ihrem Anhang nahe:

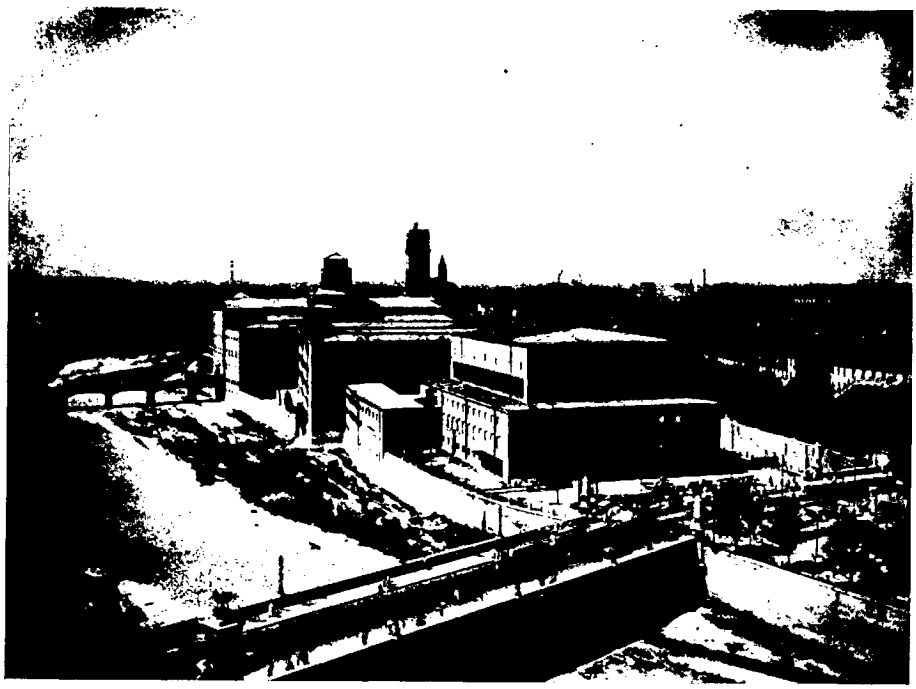
Und in der heitren Anmut Stadt, der Gärten
Wehmütigem Reiz, bei nachtbestrahlten Türmen
Verzauberten Gewölbs umgab mich Jugend
Im Taumel aller Dinge, die mir teuer — —
Da schirmen Held und Sänger das Geheimnis:
Villiers sich hoch genug für einen Thron,
Verlaine in Fall und Buße fromm und kindlich
Und für sein Denkbild blutend: Mallarmé.

Hinter den hier Genannten und den ihnen näher oder ferner stehenden Dichtern, die das Leben als einen magisch geordneten Vorgang ansahen, der nur durch die in Wort und Vers zu erreichende Sinnbildlichkeit von Gebärden wiedergegeben werden könnte, stand der Schatten des 1867 gestorbenen Baudelaire. Die Verdeutschung der „Fleurs du mal" ist neben der Übertragung der „Göttlichen Komödie" und der Umdichtung der Sonette Shakespeares das gewichtigste Zeugnis für Georges Begehren nach der großen Dichtung der westlichen und südlichen Völker. Er hat auch eigene Gedichte in französischer und englischer Fassung zu geben vermocht, hat in seiner frühesten Zeit in jener romanischen Sprache gedichtet, die er sich vor allem in Anlehnung an das Spanische selber zurechtgemacht hatte. Spanien gehörte ebenfalls zu seinen frühesten und stärksten Eindrücken. Dort brach, wenn wir ihm selber und dem maßgeblichsten Schilderer seines Lebens und seiner Wirkung, Friedrich Wolters, folgen, „ein unheimlicher Tiefenraum der Erinnerung in ihm auf und wurde das Dunkel-Ersehnte eines



Stefan George

Das Geburtshaus Oskar von Millers,
die von seinem Vater Ferdinand von Miller geleitete kgl. Erzgießerei in München. Stich, um 1850



Gesamtansicht des „Deutschen Museums" in München,
der Schöpfung von Oskar v. Miller. Erbaut 1908—25 von G. und E. v. Seidl und G. Bestelmeyer

herrscherlichen Lebens im Traum einer früheren Wirklichkeit erkannt". Aber dennoch: man kann George aus allen diesen, offen zutage liegenden, früheren und späteren Eindrücken von Sprache, Dichtung, Kultur und Geschichte anderer Völker nicht „herleiten". Taten sich vor ihm Räume, Zeiten und Prächte aller Zonen auf, wurde das Instrument seiner sprachlichen und dichterischen Kunst eingestimmt in die Tonfolge und Klangfarbe, die er bereits in der Dichtung anderer Länder vernahm, fand er sich durch fremde Dichtung bestätigt in seiner Vorstellung, daß Dichtung keine Wiedergabe von Geschichten oder Gedanken, keine Schilderung von Zuständen und niederen „Wirklichkeiten", sondern begleitendes Symbol einer Welt sei, die nach gültigeren Gesetzen geordnet ist als nach denen, die der Verstand um sich herum wahrnimmt — so war doch immer er selber die Kraftmitte, aus der heraus dies alles seine Vereinheitlichung und Sonderprägung empfing. Wie spricht doch der „Engel" im „Vorspiel" zum „Teppich des Lebens" (1899)?

Und leidest du am Zagemut der Väter,
Daß der Gestalten wechselnd buntes Schwirren
Und ihre Überfülle dich verirren:
Vernichtet dich die Weltenzahl im Äther:

So komm zur Stätte, da wir uns verbünden!
In meinem Hain der Weihe hallt es brausend:
Sind auch der Dinge Formen abertausend,
Ist dir nur Eine — Meine — sie zu künden.

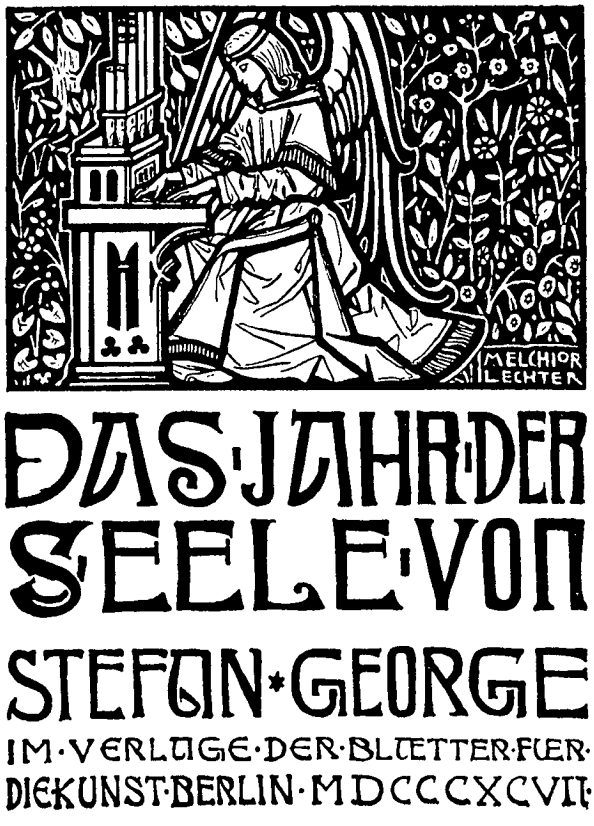
Wenn in solchen Zeilen die ganz persönliche Haltung Georges zur Welt ihren Ausdruck gefunden hat, so ist diese Haltung doch kein „Individualismus", wie denn George ebensoweit absteht von jedem „Intellektualismus". Von beidem ist er geschieden durch die kultische Gemeinschaftsbindung, in der er, sein Werk, sein Kreis von allem Anfang an standen. Bis ihm das Göttliche mit dem Jüngling Maximin im Leben begegnet, sucht und findet die Georgesche Dichtung von der Phantasie erfaßte und erhöhte Gestalten aus Geschichte, Mythe und Legende, die der Verehrung und Vergottung und damit einer kultisch-religiösen Bindung dienen — für den Dichter selbst und durch ihn für seinen Kreis. Mit dieser kultisch-religiösen Gemeinschaftsschöpfung wird das Wesen Stefan Georges erst ganz und in der Mitte getroffen. In dieser Vergesellschaftung ist das Dichterische Werkzeug, Mittel zum Zweck, tragendes und vereinigendes Element, alles durchdringender „Stoff". Im übrigen jedoch geht das Religiöse mit dem Geschichtlichen, Volklichen und Kulturellen und im letzten Sinne Politischen, das Seelische mit dem Leiblichen, das Mystische des Gehaltes mit dem Kristallenen der Form, das Heldische mit dem Hingebenden einen Bund ein. Dies alles zusammen, diese Mehrseitigkeit, diese Stellvertretung des einen durch das andere macht den Sinn

und das Wesen der Georgeschen Kreisbildung aus und verleiht ihr eine gewisse Ganzheit und die Wirkung eines unübersehbaren Kraftfeldes. Ebensowenig wie der Blick bei George und den Seinen im Zeitpunkte der reifen Ausbildung des Georgetums nur auf das Äußerlich-Dichterische fallen sollte, ebensowenig sollte George etwa vornehmlich als „ein religiöser Genius erster Ordnung" verehrt werden. Im Sinne dieser Abgelöstheit von jedem bloßen Teilgebiete menschlichen Verhaltens mußte das Organ, durch welches die Ganzheit von Georges Sendung sich folgerechterweise verständlich machte, eben die Dichtung, von der reinsten Vollendung sein, entsprechend dem „Absoluten", welches der Wille des Meisters in sich schloß; es mußte alles an dieser Dichtung wesensnotwendig und gesetzlich sein, nichts bloßes Spiel und Äußerlichkeit: es mußte sein eben „Auswahl, Maß und Klang".

Der für die neuere geistige Geschichte Deutschlands schicksalhafte Augenblick ergab sich, als George mit der kulturell-künstlerischen Verfassung in Deutschland am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts zusammenstieß. Der Gegensatz konnte nicht wohl größer sein, als er war, und ging übrigens über die Front gegen den in der deutschen Literatur damals herrschenden „Naturalismus", gegen die flache und unkünstlerische, vermeintliche „Wiedergabe des Wirklichen" und gegen die auf der Tagesordnung stehende soziale Schablone schon damals weit hinaus. Die erste für die Öffentlichkeit getroffene Auslese aus den „Blättern für die Kunst", 1899 erschienen und die Jahre 1892 bis 1898 umfassend, herausgegeben von dem Treuesten der Treuen, Karl August Klein, zeigt George und seinen Kreis als „unzeitgemäß" im Sinne Nietzsches. Daß George den Kampf gegen das neunzehnte Jahrhundert führte wie Nietzsche und Richard Wagner, daß dieser sein Kampf letztlich im Namen aller naturhaft und geschichtlich gewachsenen und bewiesenen Mächte gegen die rassische und bürgerliche Entartung gerichtet war wie bei jenen beiden, wird nunmehr immer klarer, mochten auch die „Blätter" selber zunächst nur die unmittelbar greifbaren Ansatzpunkte sehen, wenn sie behaupteten, „daß Mitarbeiter und Leser durch keinen anderen Gedanken verbunden waren als den, auch bei uns gegen das unvornehme Geräusch des Tages der Schönheit und dem Geschmack wieder zum Siege zu verhelfen".

Inzwischen war auch die Georgesche Dichtung in weitere Kreise gedrungen. Sie führte von der Sammlung „Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal" über „Die Bücher der Hirten und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten", das „Jahr der Seele", den „Teppich des Lebens" den „Siebenten Ring", den „Stern des Bundes" zu der letzten im Jahre 1928 erschienenen Sammlung „Das Neue Reich". Die Kunst Stefan Georges ist sich von der ersten bis zur letzten Sammlung gleichgeblieben, die Kunst, wohlverstanden, im besonderen Wortsinne. Diese Bücher sind vom Kleinsten des Rhythmus, der Laut- und Wortwahl, der Klangfarbe und Klangentsprechung, der Satzbildung und Akzentverteilung bis zu der Bannung aller einzelnen dichterischen Gebilde in den Raum

eines Buches in strengster Folgerichtigkeit und zu letzter und vollkommener Einheit durchgebildet. Alle Kunst fließt nach George aus einem Momente. Demzufolge ist ihm jede ausgedehnte Schöpfung niemals reiner und einheitlicher Stimmungsausdruck. Darum besitzt man von ihm weder Epos noch Roman noch Dramen (als welche die „Gespräche" weder gelten können noch wollen). Alle diese größeren Gattungen können für ihn nicht jene erstrebte letzte Verdichtung erreichen. Sie sind niemals nur Atem eines schöpferischen Augenblickes, sie müssen immer auch ein willkürliches und verständliches Verketten unzusammengehöriger Lebensäußerungen bieten. Im Zusammenwirken des Instinkts und der Kunstberechnung wird das Gedicht zur erfaßten Stimmung und verkörperlichten Vision. Die Gedichte fügen sich zu Zyklen zusammen, die Zyklen zu einem Buche. Und jedes dieser Bücher ist als Ganzes der Ausdruck eines bestimmten Lebens- und Entwicklungsabschnittes. Druckanordnung, Druckschrift, Druck- und Satzzeichen sind in ihrer Besonderheit nichts Abseitiges und Geschmäckleriches, sondern notwendiger Ausdruck dieses so und nicht anders beschaffenen, einmaligen dichterischen Seins. Diese Dichtung erscheint oft hart geschmiedet und gläsern, oft eisig und in dünner, hoher Luft beheimatet, manchmal dunkel, gewaltsam, und selbst ihrem Wortsinne nach nicht leicht zugänglich. Selten schwingt Georges Dichtung in der Gattung des leichten „Liedes", und auch dann nicht ohne fühlbaren Zwang. Es wird keine Wertverletzung sein, auszusprechen, daß die Masse dieser Dichtung eine Aussiebung verträgt nach solchen Versen, in denen das Letzte, was dichterisch sagbar erscheint, Wort geworden ist, und anderen, die — ungelöst — gleichsam nur durch einen



Titelblatt von Melchior Lechter für „Das Jahr der Seele" von Stefan George, 1897

fortwirkenden Selbstantrieb die einmal festgewordene Höhenlage halten. Und es muß ebenso gesagt werden, daß manche geschmäckleriſchen Nachahmer und Anhänger gelehrig nur das Außenwerk dieſer Dichtung betrieben haben.

Für den Meiſter ſelbſt barg ſich unter der im weſentlichen gleichgebliebenen dichteriſchen Form und Haltung eine Fülle des menſchlich-innerlichen Sichwandelns, Leidens und Erſchüttertſeins. Zwei Stationen liegen vornehmlich auf dieſem Wege: eigentlich bezeichnen ſie nur eine und dieſelbe Entwicklungslinie. Die eine liegt vor dem Erſcheinen des „Siebenten Ringes" (1907). Es iſt jene Kriſenzeit um die Wende des Jahrhunderts, die den Dichter den Anfechtungen wehren ließ, die von einem neuaufſteigenden Lebensgefühl innerhalb ſeines Kreiſes in München herrührten, dem der „kosmiſchen Runde". Gegenüber dem Willen zum Rauſchhaft-Gelöſten, Formlos-Herrſchaftsloſen, aus dunkler, urmenſchlicher Tiefe Aufſteigenden beharrte er auf der klaren Bändigung ſeiner ſelbſt, der anderen und der Dinge. Es waren die Jahre am Anfang des neuen Jahrhunderts, in denen ihm der Abſtieg Deutſchlands in Nützlichkeitsſucht, Plattheit, Charakterloſigkeit und Materialismus immer gewiſſer wurde. Immer mehr geriet er in eine Seelenverfaſſung, ähnlich der Hölderlins, deſſen großformiger, völkiſch-vaterländiſcher Gemeinſchaftsdichtung George nun näherrückt. Es iſt die Stimmung, daß in größter Not des Volkes und damit des einzelnen der rettende Gott nahe ſei. Er erſchien ihm mit dem Jüngling „Maximin" und wurde nach ſeinem kurzen Erſcheinen wieder von der Erde genommen. Für George, den europäiſchen Wanderer, wird nun Deutſchland würdigſter Aufenthalts- und Anſatzbereich. Immer ſtärker ſtellt er ſich gegen die entartende deutſche Menſchheit und die gleichmacheriſche und ausgehöhlte Zeit. Feſter ſchloß ſich nun der männliche Bund derer, die, gleichen Geiſtes und Fühlens, wußten, worauf es ankam. So konnte, wie George ſelbſt im Vorwort ſagt, der „Stern des Bundes" (1913) für manche als „ein Brevier faſt volksgültiger Art erſcheinen ... beſonders für die Jugend auf den Kampffeldern". Das „Neue Reich" (1928) zeigt dieſe zweite Station ſeines Werdens erreicht. Es umfaßt die Gedichte der Kriegs- und Nachkriegszeit. Hier iſt, zum Teil mit unmittelbaren Beziehungen zum politiſchen Geſchehen und neuen Wollen der Zeit, der große deutſche Staatsdichter erſtanden in Prophetie, ſeheriſcher Ahnung und Warnung und herbſter Abſtrafung. Nie vorher ward noch ein ſolcher rauher Peſſimismus bei George erhört: „Weit minder wundert es, daß ſo viel ſterben, als daß ſo viel zu leben wagt." Aber: „Die Jugend ruft die Götter auf." Immer noch auch in dieſer Zeit iſt der Dichter der Führer: „Er fernab fühlt allein das ganze Elend und die ganze Schmach." Unbekannt iſt noch, wann und wie das neue Deutſchland ſich geſtalten wird. Es iſt Geheimnis, auch vom Dichter nur erahnt. Aber ihm ſteht über jedem Zweifel, daß ein ſolches neues Deutſchland zu kommen im Begriffe iſt, in welchem der Dichter vor dem großen Volksführer zurücktreten wird. Die größeren Dichtungen dieſes Bandes: „Der Krieg", „Der Dichter in Zeiten der Wirren", „Einem jungen Führer im erſten

In stillste ruh
Besonnenen tags
Bricht jäh ein blick -
Der unerahnten schrecks
Die sichre seele stört

So wie auf höhn
Der feste stamm
Stolz reglos ragt
Und dann noch spät ein sturm
Ihn bis zum boden beugt:

So wie das meer
Mit gellem laut
Mit wildem prall
Noch einmal in die lang
Verlassne muschel stösst.

Eigenhändige Niederschrift eines Gedichtes von Stefan George
aus dem Werk „Das Neue Reich"

Weltkrieg", „Geheimes Deutschland" sind von einer Hellsichtigkeit, die mit dem Aufrufe zu einer neuen heldischen Haltung einen erschütternden Bund eingeht. So läßt die Georgesche Dichtung zuletzt einen Sinn erkennen, der dem politischen deutschen Tatmenschen vorfühlt. Hätte nicht ein zu früher Tod den Meister hinweggenommen, so würde dieser Weg ihn vermutlich noch weitergeführt haben. Auch nun aber übte für ihn der Geist das oberste Richteramt aus. Wo immer es

in dem Deutschland der ersten dreißig Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts um Entscheidungen ging, in denen der geistige Mensch sich seiner Verpflichtung gegenüber einer alltäglichen und handwerksmäßigen Gesinnung, aber auch gegenüber der leiblich-seelischen Einheit des Vollmenschen und Vollvolkes bewußt war — vor allem auch in den Geisteswissenschaften, die alle von George befruchtet worden sind —, stand hinter solchen Verantwortungen das strenge und eherne, das edle und heilsbringerhafte, danteske Gesicht des herrscherlichen Tempelhüters.

Oskar von Miller

1855–1934

Von

Richard Woldt

Die Persönlichkeit eines erfolgreichen Ingenieurs, wie es Oskar von Miller gewesen ist, läßt sich nur dann in ihrer vollen Bedeutung würdigen, wenn auch ein solches Arbeitsleben für die Betrachtung hineingestellt wird in die Strömungen und Anforderungen der Zeit.

Für uns in Deutschland ist unser Schicksal als Industrievolk durch die Technik mit entscheidend gestaltet worden. Jener wirtschaftsgeschichtliche Vorgang, wie der Industrialismus entstand, hat oft seine Darstellung gefunden. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nahmen die Wandlungen ihren Anfang. Das unruhevolle Reich des Fabriklebens begann und dehnte sich aus. Wie mit Saugpumpen wurden in die wachsenden Industriebezirke Menschenmassen zu neuartiger Arbeit hineingepreßt. Der Bauernsohn verließ Scholle und Heimat, um in die neue Industriestadt abzuwandern und Fabrikarbeiter zu werden. Die Nachgeborenen aus dem traditionellen handwerklichen Schaffen wurden Maschinenführer. Durch die Technik wurden die Menschen in ein anderes Dasein und in ein anderes Zusammenleben gebracht. Eine neue Gliederung in Nation und Staat wuchs heraus; ein neues Volk entstand.

Weltwirtschaftlich gesehen bildeten drei Nationen in dieser Entwicklung den Vormarsch. England wurde das Mutterland des modernen Fabriklebens und der Maschine. Die ersten Dampfmaschinen setzten sich hier in Bewegung. Der Maschinenbau entwickelte neue Methoden der Eisenbearbeitung, der Siegeszug der Lokomotive nahm in England seinen Anfang, die Grundlagen der modernen Textilindustrie wurden hier geschaffen. Dann wurde Amerika das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten". Die reichen Bodenschätze an Kohle, Erzen und Petroleumquellen haben auf die Menschen gewartet, die sie kapitalistisch erobern sollten. Ohne Bindungen an Gewohnheiten der Vergangenheit und der alten Heimat Europa nahm der weiße Mann Besitz von diesem Reichtum an Energien und Gütern. Mit rücksichtslosem Eroberungswillen wurde eine neue Welt errichtet und das Maschinenwesen in oft gigantischen Formen gestaltet. Als dritte führende Macht in Technik und Industrie stieß Deutschland vor. Dieses Geschehen findet in der Kurvensprache der weltwirtschaftlichen Produktionsziffern seine eindrucksvolle Darstellung: wie das deutsche Arbeitsvolk in Kohle, Eisen und Maschinen, in Produktion und Verkehr, in Technik und industrieller Arbeit sich Weltgeltung zu schaffen vermochte. Deutschland erlebte ein glückhaftes Aufsteigen

zum wirtschaftlichen Erfolg. Der deutsche Mensch ist siegreich auf dem Gebiet der modernen Technik gewesen.

Das neunzehnte Jahrhundert ist die große Wende der technischen Entwicklung von der alten zur neuen Zeit. An den Namen von James Watt knüpft sich der Übergang. Die wichtigen Erfindungen sind freilich immer durch das Zusammenwirken von technischen Menschen einer ganzen Epoche entstanden. Für das Genie beginnt der Vorstoß in das unbekannte Land. Die Bedeutung einer großen Erfindung liegt darin, einen Abschluß und zugleich einen Anfang zu einer neuen Entwicklung herbeigeführt zu haben. In diesem Sinne ist die erste betriebsfähige Dampfmaschine von Watt ein Wendepunkt gewesen. Die primitive Krafttechnik in der Anwendung von Mensch und Tier sowie Wind und Wasser als Kraftmotor war beendet. Der „König Dampf" trat seine Herrschaft an. Über das Ausmaß menschlicher und tierischer Kräfte hinaus, unabhängig von Jahreszeit und Wetter in der Regelmäßigkeit der Arbeitsleistungen, begannen jetzt die neuen Maschinen zu arbeiten. Die Zuverlässigkeit eines geordneten Kraftbetriebes wurde erreicht.

Mit der Erfindung der Dynamomaschine durch Werner Siemens beginnt eine neue Zeit der Kraftwirtschaft. Die jetzt verwertbare Energie der Elektrizität läßt sich verteilen, fortleiten, in vielgestaltige Arbeitsformen umwandeln. Leise surrend, mit früher unbekannten Geschwindigkeiten, setzen sich die Dynamomaschinen und Elektromotoren in Bewegung. Eisenkerne werden mit Drahtspulen umwickelt, Magnetismus verwandelt sich in Elektrizität, und Elektrizität wird umgeformt in Licht, Wärme, mechanische Energie. Wohnungen, Straßen und Arbeitssäle erhalten ihre elektrische Beleuchtung. In den Werkstätten werden die Arbeitsmaschinen durch Elektromotoren angetrieben. Dem Verkehrsleben wird jener neue Rhythmus gegeben, als es gelang, die gehorsamen elektrischen Kraftmaschinen als Antriebmittel überall einzubauen.

Auf dem Gebiet des Konstruierens und der Fabrikation mußten freilich erst die Einzelglieder der Elektrizitätsanlage geschaffen werden. Es wiederholt sich ungefähr der gleiche Vorgang wie im alten Maschinenbau: der Erfinder wird zum Werkmann, die großen technischen Ideen sind vorhanden, und nun gilt es, die entscheidenden Schwierigkeiten zu ihrer praktischen Verwirklichung zu überwinden. Die Einzelaufgaben müssen gelöst werden. Die elektrische Kraftanlage benötigt viel und vielerlei Einzelgegenstände wie Dynamos, Elektromotoren, Schalter, Lampen, Zähler, Sicherungen, Kabelleitungen. Die Aufgaben zweckmäßiger Konstruktion und Herstellung sind zu lösen. Junge unternehmungslustige Werkleute machen sich selbständig. In den wachsenden Fabriken setzen sich Ingenieure an die Zeichentische, bauen Prüffelder, bilden Meßmethoden aus, legen physikalische Gesetze und Formeln fest. Siemens umgibt sich mit einem großen Stab technischer Mitarbeiter. Es ist ein arbeitsfrohes Schaffen überall im industriellen Deutschland: Krupp, Borsig, Schwartzkopff, Schichau, Henschel werden erfolgreiche Männer im Maschinenbau. Und auch die junge Elektroindustrie nimmt den

Anlauf, aus der Enge begrenzter Empirie zur wissenschaftlichen Arbeitsmethodik zu kommen. Noch freilich war die Ausführung einer Beleuchtungsanlage oder einer elektrischen Kraftstation für den Besteller eine Angelegenheit des Risikos. Es wurde viel probiert und experimentiert. Der technische Erfolg der Leistung und Zuverlässigkeit für die Ausbreitung des elektrischen Betriebssystems mußte erst erkämpft werden.

Das war die Zeit, in der ein Mann wie Oskar von Miller mit seiner Begabung und seiner Arbeitskraft ein großes Wirkungsfeld finden sollte.

An einem Sonntagvormittag, im August 1881 — so schildert das von Miller in seinen „Lebenserinnerungen" —, sitzen bei einem Frühschoppen in der Regensburger Wurstküche ein paar bayerische Ingenieure zusammen und diskutieren über den Bericht der Augsburger Allgemeinen Zeitung von der elektrischen Ausstellung in Paris. Der junge sechsundzwanzigjährige Praktikant Oskar von Miller war dabei. Sein Vorgesetzter machte den Scherz, hier könnte der junge Kollege sich ausleben, „dem ja der Dienst in Bayern viel zu ruhig sei". Aus dem Scherz wird für Miller Ernst. Er überrascht seine Vorgesetzten mit der Eingabe, als Kommissar der bayerischen Regierung nach Paris zu reisen und über die „Aussichten zur Erzeugung der bayerischen Wasserkräfte von Elektrizität Informationen zu sammeln". Im September war Miller bereits in Paris. Der überwältigende Eindruck der Pariser Ausstellung wird von ihm geschildert:

„Die Beleuchtung übertraf jede Vorstellung. Die Edison-Glühlichter, die im Gewölbe des Saales und im Treppenhaus angebracht waren, strahlten wie Tausende von Sternen von der Decke, die Bogenlampen von Brush, Siemens und Hefner-Alteneck verbreiteten ein bis dahin unbekannt starkes Licht, welches von einem der bedeutendsten Naturforscher dieser Zeit als dem Sonnenlicht ähnlich bezeichnet wurde. Die Kerzen von Jabblochkoff imponierten durch ihre Einfachheit, und die Lampe soleil von Clerk, welche mit dem glühenden Marmorblock eine Bildergalerie erhellte, gab ein besonders schönes und angenehmes Licht, dies erschien wunderbar und märchenhaft. Das allergrößte Aufsehen erregte jedoch eine Glühlampe von Edison, die man mit einem Schalter anzünden und auslöschen konnte, an welcher die Menschen zu Hunderten anstanden, um selbst diese Schalter einmal bedienen zu können.

Neben der Beleuchtung erregte das Erstaunen der Besucher eine telefonische Übertragung aus der Oper. Unsere heutige Generation, die von Jugend auf an das Telefon gewöhnt ist, kann sich keine Vorstellung machen, welche geisterhafte Überraschung es war, als man am Telefon Sänger und Instrumente sowie das Klatschen des Publikums vernahm."

Auf dem Gebiet des Telegrafen- und Signalwesens wird ein Fernschreibeapparat Edisons erwähnt, „bei dem es nur nötig war, mittels eines harten Stiftes auf einen Papierzettel eine Meldung zu schreiben, von welcher dann der Apparat an die Empfangsstation eine genaue Kopie lieferte. Ein solcher Fernschreibeapparat war damals zwischen New York und Philadelphia bereits in Betrieb".

Edison hatte eine dynamo-elektrische Maschine nach Paris geschickt, die den bezeichnenden Namen „Jumbo" erhielt und wegen ihrer Leistung von hundertfünfzig Pferdestärken als die größte Maschine dieser Art nach dem Stand der damaligen Entwicklung angestaunt wurde.

Oskar von Miller nahm von dieser Pariser Ausstellung die Absicht mit, ein Projekt der erweiterten elektrischen Kraftübertragung in Deutschland zu verwirklichen. Schon im nächsten Jahr wurde in München eine elektrotechnische Ausstellung ins Leben gerufen. Der französische Elektrotechniker Marcel Deprez hatte seine Berechnungen für die Teilung des elektrischen Stromes und für elektrische Kraftübertragung auf weite Entfernungen veröffentlicht. An einem praktischen Versuch wollte von Miller diese Theorien erproben. Die Zustimmung von Marcel Deprez wurde eingeholt. Zwischen Miesbach und München, auf eine Entfernung von siebenundfünfzig Kilometer, wurde die Anlage eingerichtet ... Eines Abends, elf Uhr, nach Schluß der Ausstellung, um ein etwaiges Versagen, einen Mißerfolg nicht allzu offensichtlich werden zu lassen, erfolgte die Aufforderung, die Maschine mit einem gewöhnlichen Kaffeemühlen-Telegrafen in Betrieb zu setzen. „Die Spannung war außerordentlich. Plötzlich fing der Motor an, sich zu drehen, immer schneller, und der Wasserfall, den der Motor treiben sollte, kam in Betrieb. Die Überraschung kann sich heute niemand mehr vorstellen. Marcel Deprez war so freudig erregt, daß er mir um den Hals fiel und mir einen Kuß gab."

Für die Entwicklung der elektrischen Krafttechnik in der Ausnutzung der Naturkräfte war durch diesen Ausstellungsversuch wieder ein Schritt vorwärts getan. Die nächste Etappe der elektrischen Kraftübertragung sollte nach knapp zehn Jahren schon möglich werden. Eine elektrotechnische Ausstellung war der Anlaß. In Frankfurt hatten sich zu einem solchen Unternehmen die tüchtigsten Ingenieure zusammengefunden. Aus dem Stadium des theoretischen Versuches wurde hier in Frankfurt am Main zum erstenmal auf der Erde eine praktisch durchgebildete Fernübertragung elektrischer Energie durchgeführt. In einer Entfernung von hundertfünfundsiebzig Kilometer von Frankfurt bildet der Neckar bei dem Ort Lauffen einen Wasserfall von zwölfhundert Pferdestärken. Der Hauptteil davon wurde an Ort und Stelle von einem Portlandzementwerk als Antriebswerk benutzt. Wieder war Oskar von Miller der technische Leiter der Ausstellung. Er gab die Anregung, einen Teil der vom Neckarfall erzeugten Energie zum Fernbetrieb elektrischer Anlagen in Frankfurt zu benutzen. Dafür stand eine Turbine von dreihundert Pferdestärken zur Verfügung, die später zur Erzeugung elektrischer Energie für die Stadt Heilbronn verwendet werden sollte. Es handelte sich um ein Problem, dessen Bedeutung zwar schon damals erkannt, dessen Lösbarkeit aber von den meisten Fachleuten heftig umstritten wurde. Denn um elektrische Energie über eine so weite Strecke ökonomisch zu übertragen, war die Anwendung einer sehr hohen Spannung notwendig. Es wurde für unmöglich gehalten, eine hierfür genügend sichere Leitungsanlage herstellen zu können.

Dennoch ging man mit großem Mut an die Ausführung. „Vier Staaten mußten bewogen werden, die Erlaubnis zur Durchführung der als äußerst gefährlich geltenden Hochspannungsleitung zu geben: Württemberg, Baden, Hessen und Preußen. Der Versuch gelang. Die ferne Wasserkraft des Neckars illuminierte die Ausstellung, und die Pumpe versorgte einen Wasserfall, der über einen zehn Meter hohen künstlichen Felsen floß. Dadurch wurde der staunenden Mitwelt ein vollständiger Kreislauf der Energie versinnbildlicht. Das Wasser, das in weiter Entfernung am Neckar brausend niederstürzte, hob in Frankfurt wiederum Wasser empor, um es in gleicher Weise herunterschießen zu lassen. Zugleich hat sich aber auch der gischtende Strudel in stille Energie verwandelt, die friedliches, ruhiges Licht erzeugte.

Der junge und energische Ingenieur von Miller hatte durch seine Ausstellungsarbeiten in der deutschen und ausländischen Fachwelt Aufsehen erregt. Führende Männer der Industrie wurden auf seine Arbeitskraft aufmerksam. Die Mittel zu einer Studienreise nach den Vereinigten Staaten, in denen die Elektrotechnik schon wesentlich weiter war als in den europäischen Ländern, wurden bereitgestellt. Ein neuer Ansporn, in der Heimat zu gleichen Resultaten zu kommen, ist für von Miller auf dieser Reise gegeben worden.

Nach seiner Rückkehr machte er dem Bayerischen Staatsministerium den Vorschlag, ein staatliches Büro für die Ausnutzung der bayerischen Wasserkräfte mit Hilfe der Elektrizität einzurichten. Er erklärte sich bereit, die Vorarbeiten dafür ohne besondere Vergütung zu übernehmen. Der Vorschlag wurde abgelehnt, der Bayerische Staat verlor damit für den unmittelbaren Staatsdienst einen tüchtigen Beamten. Emil Rathenau machte von Miller das Angebot, mit ihm in die Leitung der neugegründeten Edison-Gesellschaft, der späteren Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, einzutreten. Dort hat von Miller sieben Jahre zugebracht. Eine Zeit intensiver Arbeit und großer Erfolge. Die Berliner Elektrizitätswerke mit diesen beiden Männern an der Spitze ließen in ihrer Zentrale an der Spandauer Straße schon im Jahre 1889 Generatoren mit 1000 PS laufen, während die damaligen Maschinen Edisons nur ungefähr 80 PS hatten.

Aber bereits 1890 trat von Miller aus dieser Stellung aus. Nach seinen eigenen Worten hatte er keine Lust, „Aktiendirektor" zu werden. Die ruhige und kommerzielle Entwicklung der Berliner Elektrizitätswerke erschien ihm für seine Arbeitsfreudigkeit und sein ungestüm vorwärtsdrängendes Temperament wohl ein zu ruhiger Wirkungsbereich. Von seinem Münchener Büro aus wurde in den nächsten Jahren eine umfangreiche Tätigkeit für die Ausbreitung der deutschen Elektrizitätswirtschaft entfaltet. In allen Teilen Deutschlands und auch im Ausland hat von Miller elektrische Werke gebaut. Seine Erfahrungen auf diesem Gebiet sind in einem Buch „Die Versorgung der Städte mit Elektrizität" niedergelegt worden. Als Elektroingenieur war er für seine Zeit immer ein Mann großzügiger Projekte, freilich auch begabt mit jener Energie, die Pläne einer Verwirklichung entgegenzuführen.

Im Jahre 1911 machte von Miller den Vorschlag, in einheitlicher Weise das ganze rechtsrheinische Bayern mit elektrischer Energie zu versorgen. Die Wasserkraft vom Walchensee sollte nach jedem einzelnen Ort in Bayern geleitet werden. Mit dem Wasser, „das vom Walchensee zum Kochelsee herabfällt, müssen die Straßenbahn in Nürnberg ebenso betrieben werden wie die gewerblichen Motoren in Würzburg oder die Dreschmaschinen und Pflüge in der Oberpfalz und Niederbayern". Nach den Plänen von Miller ist auch das Walchenseewerk gebaut worden. Es ist noch heute für unsere Begriffe und die stetig wachsenden technischen Ansprüche ein gigantisches Werk: im Hintergrund die Bergriesen, die weiten Seen. Die Wassermassen werden durch das Wasserschloß geführt, stürzen in den kilometerlangen Rohrleitungen zu Tal, treiben Turbinen und Generatoren und erzeugen den elektrischen Strom, der für einen ganzen Bezirk seine Arbeit zu leisten hat.

Um den weiteren Ausbau elektrischer Kraftwerke zu betreiben und die Anwendung der Elektrotechnik wirtschaftlich auszudehnen, hat Oskar von Miller unablässig in Deutschland und auch im Ausland gewirkt. Seine Bedeutung als Ingenieur innerhalb der technischen Entwicklung unserer Zeit ging über Deutschland weit hinaus. Dafür mag folgende Episode festgehalten werden:

Im Jahre 1930 fand in Berlin eine Weltkraftkonferenz statt. Fünfzig Länder hatten ihre Fachleute nach Berlin geschickt. Der Zweck der Zusammenkunft war Beratung und Klärung, wissenschaftliche Untersuchung und Diskussion, Abwägen der wirtschaftlich-rationellen Methoden und Förderung der wirtschaftlichen Fragen der Energiewirtschaft. Auf dieser Tagung stand das Thema „Europas Großkraftlinien" zur Verhandlung. Der Plan sollte erörtert werden, die elektrische Kraftwirtschaft für den Großraum Europa einheitlich zu regeln. Gedacht war an ein Versorgungsgebiet von folgender Ausdehnung: Von Oslo geht es bis nach Rom. Von Lissabon bis tief hinein nach Rußland, die letzte Station ist Rofto. Vorher zweigt sich in Bukarest eine Linie ab bis nach Konstantinopel. Von Paris bis nach Kattowitz ist noch eine verhältnismäßig kleine Strecke, und die Verbindung von Warschau über Wien—Agram bis nach Elbasan in Griechenland erscheint nach diesem Plan als eine einfache Angelegenheit. Die Kohle, die aus einem russischen Bergwerk stammt und in einer russischen Kraftzentrale verfeuert worden ist, würde sich nach diesen Plänen in das Licht einer elektrischen Glühlampe verwandeln, die unten in Rom die Leselampe eines Bibliothekszimmers erleuchtet. So selbstverständlich ist hier dem Techniker die Überwindung des Raumes geworden.

An dem Vorstandstisch auf der Bühne saß Oskar von Miller. Als er den Saal betrat, wurde er demonstrativ mit freudigem Beifall der Verehrung begrüßt. Dieser Mann hatte in jungen Jahren mit Werner Siemens, Emil Rathenau, Thomas Edison die ersten Anfänge der modernen Elektrotechnik miterlebt und als Ingenieur entscheidende Arbeiten geleistet. Von dem Projekt der hundertfünfundsiebzig Kilometer Kraftübertragung bis zu den Großkraftlinien Europas ist

ein weiter Weg gewesen. In diesem Augenblick brachten aus fünfzig Ländern führende Männer der Technik und der Wirtschaft dem großen Deutschen eine spontane Huldigung dar. Mit einer bescheidenen Geste wehrt der alte Mann die Ovation ab. Aber ein tiefer Sinn lag doch in dieser Demonstration: der technische Fortschritt von den ersten Anfängen bis zu dem heutigen Stand der Elektrotechnik hat sich in wenigen Jahrzehnten vollzogen. Als ein Zeuge dieser Entwicklung wurde auf der Weltkraftkonferenz Oskar von Miller betrachtet.

*

Das Deutsche Museum ist für Oskar von Miller der andere Inhalt seiner Lebensarbeit geworden.

„Am 5. Mai des Jahres 1903 legte Baurat Oskar von Miller einem kleinen Kreis von Gelehrten und Technikern, von Vertretern staatlicher und städtischer Behörden den Plan der Gründung eines Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik vor. Ein Deutsches Museum sollte errichtet werden, der Entwicklung der Naturwissenschaft und Technik gewidmet, eine lebendige Geschichte des Forschungs- und Erfindungsgeistes aller Zeiten und Länder, in welcher der Einfluß der wissenschaftlichen Forschung auf die Technik zu allseitiger Darstellung gelangt, eine Ruhmeshalle der Männer, deren Gedanken und Taten der heutigen Kultur so viel von ihrem besonderen Gepräge gegeben haben, eine Quelle historischer Kenntnis für den Gelehrten, eine Fundstätte fruchtbarer Ideen für den Techniker, Vorbild und Ansporn für das ganze Volk! So der Plan. Die einmütige Zustimmung, die er im Kreise der Geladenen fand, ließ ihn als durchführbar erscheinen und wert, die ganze Kraft daranzusetzen."

Mit diesen Worten beginnt die offizielle Gründungschronik, die später in den Grundstein des Museumsgebäudes eingelegt worden ist.

Nach dem ersten Erfolg, den Oskar von Miller mit der Aufnahme seiner Idee in einem kleineren Kreise gefunden hatte, wurde der Gesamtplan entworfen. Die Organisation und Finanzierung war einzuleiten. Mit der Sammlung der ersten Modelle wurde begonnen. Ein Heim für die vorhandenen Objekte bot der Staat zunächst durch Überlassung der Räume des alten Nationalmuseums in der Maximilianstraße. Ein Jahr später vollzog sich bereits der Umzug in die Isarkaserne, die 1905 vom Kriegsministerium zur Verfügung gestellt wurde. Zur Gliederung und Sichtung der Sammlungen in den einzelnen Abteilungen und zur Ausarbeitung der Methoden in der Gestaltung und Darstellung wurden Fachleute und Mitarbeiter zusammengetrommelt. Im Oktober 1906 erhielt der Architekt von Seidl mit seinem Entwurf zu dem Neubau des Museums den ersten Preis. Der Bau erforderte eine Summe von zehn Millionen Mark. Stiftungen waren nun zu organisieren, Förderer heranzuholen, Instanzen zu gewinnen. Immer wieder mußten Menschen interessiert werden, immer wieder war für die Idee zu werben. 1906 wurde der Grundstein für den Neubau des Museums

gelegt, 1914 war der Bau nahezu fertig, Krieg und Inflation haben die Fortsetzung erschwert. Am 7. Mai 1925, an dem siebzigsten Geburtstag Oskar von Millers, konnte die Eröffnung in den neuen Räumen erfolgen.

Das Deutsche Museum ist mehr geworden als eine Sammlung von Raritäten. Ruhelos hat von Miller nach Vollständigkeit seiner Sammlungen gestrebt, mit Umgangsformen, über die er sich selbst im Kreise seiner Freunde lustigmachen konnte. Wer ein interessantes Modell oder eine wichtige technische Urkunde besaß, mußte daran glauben. Mit wechselnden Methoden der Taktik und der Überredung wurde das Ziel zu erreichen gesucht. Dann kam die liebevolle Einordnung in die Sammlung. Der große Zusammenhang zwischen Technik, Geschichte, Wirtschaft und Kultur sollte herausgearbeitet werden. Darin war von Miller auch ein guter Pädagoge. Es gibt im Museum Tabellen, Tafeln, Beschreibungen, die von ihm selbst stammen, die immer wieder neu überlegt und geformt wurden, und zum Schluß als Meisterwerke der Darstellungsweise herausgekommen sind. Die Pädagogen auf den technischen und kulturpolitischen Fachgebieten sollten nach München pilgern, um dort zu lernen, wie man aus der souveränen Beherrschung des Stoffes auch in der Darstellungsweise bildhaft und wirksam sein kann.

Der Schöpfungsgedanke für das Deutsche Museum war, die Technik als Kulturmission aufzuzeigen.

Technik ist Gestaltung der Arbeit, hier wird gezeigt, in welchen Formen und mit welchen Mitteln der Mensch aller Zeiten mit dem Leben gerungen hat. Generationen von Erfindern sprechen zu uns. Arbeitsvölker steigen auf, schaffen sich Werkzeuge, bauen Maschinen, entfesseln Naturgewalten. Raum und Zeit werden überwunden, zu Lande, über das Meer und in der Luft. Und immer ist es der Mensch, der kämpft, ringt und mit dem Leben fertig werden will. Nicht der einzelne Mensch, sondern eine ganze Zeit. Es ist das Hohelied der Arbeit, es ist der Strom des Maschinenlebens, wie er durch die Zeiten dahinfließt.

Auch Berufsgeschichte lernt man in München. Die Geschichte der Arbeit ist die Geschichte der Technik. Unsere Zeit des industriellen Lebens ist berufsvernichtend und berufsneubildend. Alte Tätigkeitsformen sind versunken, neue sind entstanden. Die heutigen Formen des Lebens nur mit den Maßstäben der Vergangenheit betrachten zu wollen ist Romantik. Aber es ist Verstehen der Gegenwart, aus der Erkenntnis und der Achtung vor dem Gewordenen den Blick nach vorwärts zu richten, die Bejahung zu dem, was werden muß, sich zu erarbeiten.

In der Bergwerksabteilung zum Beispiel ist ein Stollen der Wirklichkeit nachgebildet worden. Der Besucher macht eine Grubenfahrt. In Modellen und durch Arbeitsszenen werden alte Abbaumethoden veranschaulicht und dem modernen Bergbau gegenübergestellt. Wenn man im Ruhrgebiet sich nur bei dem Bergarbeiter in seiner heutigen Arbeit und in seinem Leben der Gegenwart auskennt, dann weiß man noch nicht alles vom Bergbau. Hier wird dem Besucher gezeigt,

wie der Techniker in alte Sitten und Gebräuche der bergbaulichen Arbeitsweise unrastig seine neuen Maschinen hineingestellt hat, wie durch die neuen Bohrhämmer, Grubenlokomotiven und Fördermaschinen, durch die Rechenhaftigkeit der modernen technischen Arbeitsgestaltung auch der alte Bergknappe zu einem Industriearbeiter verändert wurde.

Die gleiche Entwicklung ist für das Verkehrsleben erkennbar. Weit in das Gebiet der Kulturgeschichte führt die Betrachtung der alten Straße mit den ersten Transportmitteln, die der Mensch sich geschaffen hat. Fahrrad, Auto, Eisenbahn sind in lückenloser historischer Folge als Modelle, Abbildungen, Illustrationen aus der damaligen Zeit vorhanden. Die Gegenbeispiele bilden immer den Abschluß einer Entwicklungsreihe. Die ersten Eisenbahnen, die ersten Dampfmaschinen bezeugen, wie hier die technische Revolution für das moderne Verkehrsleben begann. Mit Ehrfurcht betrachten wir diese mühevollen Versuche. Die Lebensgeschichten der Erfinder berichten von Mißerfolgen und Sorgen. Denn die Zahl der ringenden technischen Menschen, die als Erfinder in Armut und Untergang ihr Leben abgeschlossen haben, ist groß gewesen. Es ist ein feiner Zug und man spürt hier in dem Schöpfer des Museums den Wissenden um bestimmte Dinge des Erfinderlebens, wenn unter Diesels Bild im Schaukasten „Erinnerungen" angebracht sind, die zu der Urheberschaft Diesels an der Erfindung seiner Kraftmaschine Beweise liefern. Von Otto Lilienthal ist ein Flugapparat im Original noch vorhanden. Auch diese Erfinderpersönlichkeit gehört zu den tragischen Figuren der Technikgeschichte. Der heutigen Generation wird damit zum Bewußtsein gebracht, was die Menschheit den Pionieren der Technik zu verdanken hat.

Wer nach München kommt und nun auch pflichtgemäß dem Deutschen Museum einen Besuch abstatten will, der bleibt meist länger in den Räumen, als er ursprünglich vorgesehen hatte. Ein Anschauungsunterricht wird ihm gegeben, dessen Wirkungen nach innen er sich nicht entziehen kann. Das Schauen wird zu einem starken Erleben.

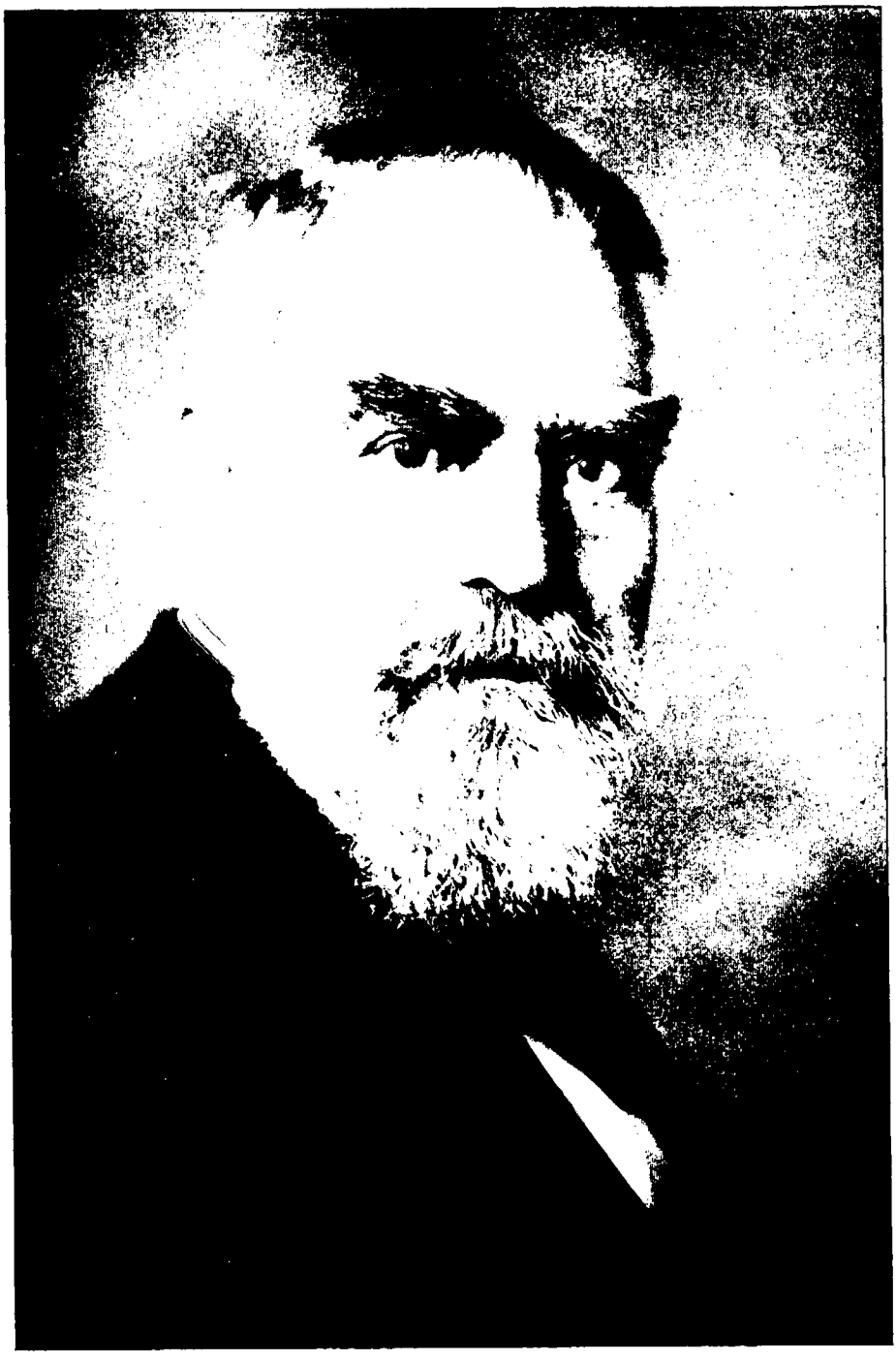
Eine Lieblingsidee, der noch Oskar von Miller in seinen letzten Lebensjahren mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit nachgegangen ist, war die große Bibliothek, der Leseraum mit seinen besonderen Benutzungseinrichtungen. Hundertsechzigtausend Bücher und tausendzweihundert Zeitschriften, dazu umfassende Sammlungen von deutschen und ausländischen Patentschriften stehen dem Besucher zur Verfügung. Für die Organisation der Handbibliothek sind neue Wege gegangen worden. Der letzte Jahresbericht vermerkt, daß die Besucherzahlen an Werktagen ungefähr fünfhundertfünfzig, an Sonntagen siebenhundertfünfzig betragen haben.

Das Studiengebäude besitzt ferner eine Anzahl von Sälen, die der Volksbelehrung dienen sollen. Vorlesungen und Vorträge, vorwiegend über Naturwissenschaft und Technik, sind für die weitesten Kreise vorgesehen, um „an das Interesse für Naturwissenschaft und Technik anzuknüpfen, das Verständnis für

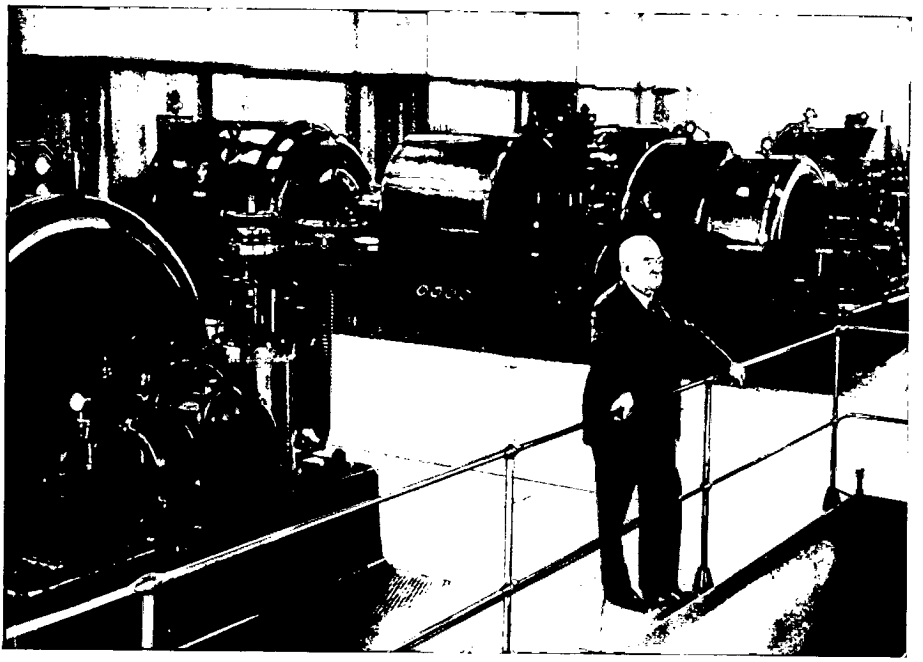
die Ergebnisse zu wecken". Die Säle werden mit den besten Demonstrationseinrichtungen ausgestattet, die es zur Zeit gibt. Die Verwirklichung dieser Pläne hat von Miller nicht mehr erlebt.

Für die Volksbildungsarbeit wäre es ein besonderes Zusammentreffen, wenn von einem Museum der Technik Anregungen zu vorbildlichen Formen kulturpolitischer Arbeit ausging. Denn in Ernährung und Wohnungswesen, in Beruf und Arbeit, in Verkehr und Wirtschaft haben nicht zuletzt die Wirkungen der Technik neue Formen für das Zusammenleben der Menschen gebracht. Von der Technik her ist auch das Problem der Freizeit dringend geworden. Der Techniker hat dem Menschen seine Arbeit erleichtert, zum Teil sogar abgenommen und der Maschine übertragen. Es ist durch die Leistungssteigerung der technischen Arbeit Zeit gewonnen worden. Mit seiner Freizeit muß der Mensch nun lernen, sinnvoll etwas anzufangen. Auf diesem Gebiet ist für die nächste Zukunft noch eine große kulturpolitische Arbeit am deutschen Volk zu leisten. Es ist nicht zufällig, daß sich in all den Jahren der Münchener Volksbildner Georg Kerschensteiner mit großem Interesse zur Verfügung gestellt hatte und seiner Mitarbeit wertvolle Anregungen zu verdanken sind.

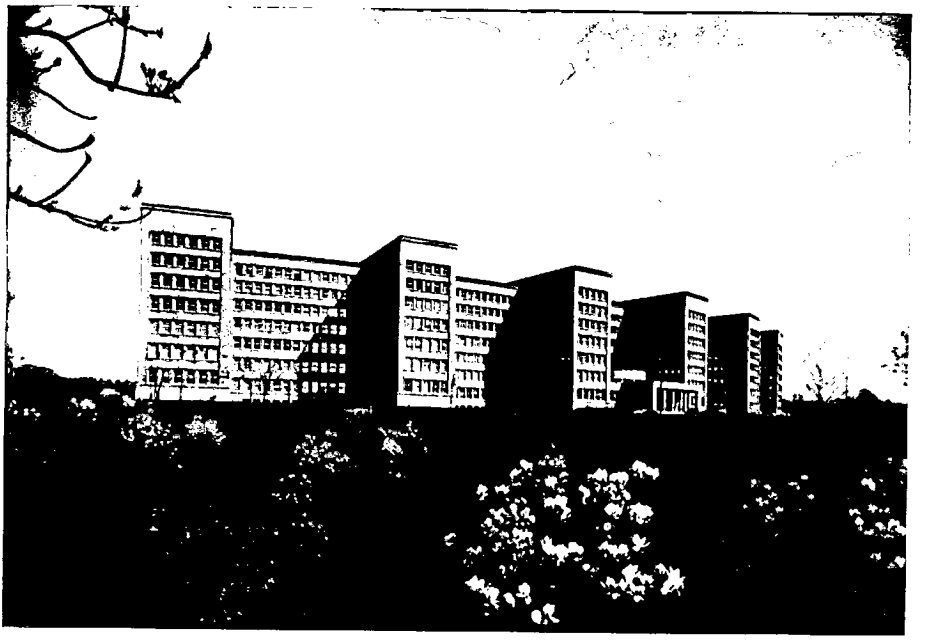
Die bahnbrechenden Ingenieure sind ebenso wie die großen Feldherren Künstler der Wirklichkeit. Sie haben gegebene Kräfte unter gegebenen Verhältnissen zu gewollten Zwecken richtig zu leiten. Ihre Werke sind durch den Verstand erfaßbar, und wir Nachgeborenen sind gezwungen, sie fortzusetzen. Denn Technik und Wirtschaft erfordern jeden Tag Kräfte und Fähigkeiten, gleichartig denen der ersten Bahnbrecher. Wenn ein an schöpferischer Arbeit reiches Ingenieurleben verständlich werden soll, dann müssen, wie es A. Riedler einmal formuliert hat, „die wirksamen Kräfte und Hemmungen sowie auch die Kämpfe bei dem Eindringen in Neuland erkennbar werden. Es muß zu Darstellungen gelangen, wie und warum das Werk des Mannes groß geworden, die ihm eigentümliche Fähigkeit ist in ihrer Betätigung zu zeigen, und dabei ist bis an die Grenze zu gehen, wo das Unnachahmliche beginnt." Immer besteht die technische Arbeit aus Planung und Fertigung. Das Planen ist das Vordenken, die Idee. Die Fertigung ist das Ausführen, die Verwirklichung. Wie im Betrieb diese beiden Zustände aufeinander folgen, so ist jede technische Schöpfung außerhalb der Werkstatt den gleichen Einwirkungen unterworfen. Dazu kommt, daß die Idee in der Einsamkeit entsteht. Wenn auch der Erfinder lebhaft alles Wissen und alle Erfahrungen in dem Bezirk seines Schaffens von außen in sich aufnimmt, um sie seiner Erfindung nutzbar zu machen, so liegen doch die ersten und letzten Dinge der schöpferischen Intuition in ihm selbst. Um die Erkenntnis und die Lösung der technischen Aufgabe hat er zunächst allein zu ringen. Das zweite Stadium ist die Vollendung. Im Leben der Wirklichkeit und der Wirtschaft soll die Erfindung Gestalt annehmen. Diese Aufgabe erfordert direkt entgegengesetzte Begabungen: der einsame Grübler hat die Fähigkeit zum Einsatz zu bringen,



Oskar von Miller



Carl Duisberg im Kraftwerk seiner Leverkusener Fabrik



Verwaltungsgebäude der von Duisberg 1925 gegründeten I.G.-Farbenindustrie-AG. in Frankfurt a. M., erbaut 1928—31 von Hans Poelzig

Menschen mit fortzureißen, sie von seiner Idee zu erfüllen, um in gemeinsamem Schaffen das Werk zu vollbringen.

Oskar von Miller hatte die gleiche Mischung, die Verwirklichung jener Ziele, von denen er zuerst einmal allein erfüllt gewesen ist, mit unbeugsamer Energie und doch mit kluger Menschenbehandlung zu erreichen. So war das Werben für die Idee der elektrotechnischen Ausstellungen die Einsicht in die Notwendigkeit, aus dem Zusammenströmen der Einzelfortschritte ein geschlossenes Gesamtbild zu schaffen. In den „Lebenserinnerungen" ist zwischen den Zeilen zu lesen, daß nicht alles damals glatt gegangen ist. Ein starkes Temperament gehörte dazu, um nicht den Mut zu verlieren. Ebenso beharrlich ist das Wirken Oskar von Millers für das Deutsche Museum gewesen. „Nur einem solchen Manne konnte es gelingen, daß wir das Deutsche Museum jetzt fertig auf der Kohleninsel zu stehen haben", heißt es in dem offiziellen Führer durch das Museum. Über einen Zeitraum von drei Jahrzehnten erstreckt sich das Schaffen von Millers im Dienste dieser Aufgabe: bis in seine letzten Lebenstage ist er in den dortigen Arbeitsräumen ein und aus gegangen, und stets hat der Schöpfer seinem Werk die Treue gehalten.

Aus welchem Erbgut konnte sich eine solche Arbeitskraft entfalten? Geboren am 7. Mai 1855, entstammt Oskar von Miller einer Münchener Kunstmeisterfamilie. Sein Vater war der berühmte Erzgießer Ferdinand von Miller, der das Münchener Standbild der Bavaria geschaffen hatte. Auch manche anderen Kunstwerke sind aus dieser Werkstatt hervorgegangen. Der alte von Miller hatte wohl über Erziehung seine eigenen Ansichten. Er war der Meinung, „daß der nicht geschundene Mensch auch nicht gebildet werden könnte". Seinen Söhnen ließ er nach diesem Rezept eine Ausbildung zuteil werden, die auf strenge und ernste Arbeit gerichtet war. Die Energie und den im guten Sinne des Wortes starren Kopf hat Oskar von Miller vielleicht als die stärkste Mitgift von seinen Ahnen erhalten. „Was er sich vornimmt, führt er mit unerbittlicher Energie und Rastlosigkeit durch. Er kennt keine Hindernisse, er sagt alles offen, was er denkt, er befiehlt, und jedermann beugt sich ihm und erkennt sein überragendes Führertalent und seine Schaffenskraft an." Der Ingenieur in ihm war zugleich der Betriebsmann guter Prägung. Am gemeinsamen Werk wurde mit Hingabe gearbeitet, weil der Führer selbst Vorbild der Arbeit war.

Noch ein Wesenszug von dem Menschen sei hier vermerkt, den einer seiner engsten Mitarbeiter und nächsten Freunde, Zenneck, in einer Lebensbeschreibung hervorhebt. Oskar von Miller war ein guter Bayer, in München geboren, „stolz auf seine bayerische Heimat, aber gleichzeitig entfernt von allem, was an Partikularismus erinnerte. Seine großen Pläne zur Vereinheitlichung der Elektrizitätsversorgung im ganzen Reich zeigen deutlich genug, wie er dachte. Bayern war seine Heimat, ganz Deutschland sein Vaterland. Oskar von Miller entstammte einer streng katholischen Familie. Er selbst war ein gläubiger Katholik,

dem die Religion Herzenssache war. Wer es miterlebt hat, wie er es trug, als sein Augenlicht allmählich abnahm und er nicht mehr lesen und schreiben konnte, der ist überzeugt, daß seine tiefreligiöse Gesinnung eine wesentliche Rolle dabei spielte". Seine menschlichen Eigenschaften haben Oskar von Miller die seltene Gabe verliehen, mit den hervorragenden Männern aller Länder, mit Königen und dem Kaiser zu verkehren, ohne devot zu sein, zugleich auch mit dem einfachsten Arbeiter umgehen zu können, ohne überheblich zu wirken. Ganz Süddeutscher, blieb er der Volksmann, der mit Menschen fröhlich sein konnte und Feste zu feiern verstand.

Am 9. April 1934 fand dieses inhaltreiche Leben seinen Abschluß. Oskar von Miller ist fast achtzig Jahre alt geworden.

In seinen letzten Lebensjahren stand der große Ingenieur Oskar von Miller dem Wirken der Technik auf das soziale Leben unserer Zeit pessimistisch gegenüber. Das war nicht greisenhafte Müdigkeit, sondern die geistige Fernsicht eines genialen Menschen. Als Vertreter der modernen sieghaften Technik zog er die Bilanz dieser Entwicklung im Verlauf des letzten halben Jahrhunderts, und er fand, daß für Volk und Nation dieser Reichtum an neuen Gütern und Kräften auch schwere Sorgen gebracht hatte. Mit der materiellen Aufgabe seien nach seiner Meinung die technisch Schaffenden wohl fertig geworden, aber die gesellschaftlichen und die sozialen Probleme sind dabei ungelöst geblieben.

Schon im Jahre 1931 hatte von Miller im Hause der Technik einen Vortrag gehalten, in dem diese Gedanken ausgesprochen wurden.

„Trotz all ihrer Wohltaten für die Menschheit wurde die Technik immer angefeindet. Sie hat nämlich die Eigenschaft, daß sie Menschenarbeit entbehrlich macht. Schon die ersten Spinnmaschinen versuchte man deshalb zu zerschlagen; das war ebenso unsinnig, als wollte man den Apfelbaum abhauen, weil er die Früchte mit weniger Arbeit liefert als ein Kartoffelacker. Jetzt sind wir wieder in einer Periode, in der die Menschen Angst vor der Technik haben. Aber die Technik ist gewiß nicht schuld an den jetzigen Verhältnissen. Schuld ist vielmehr, daß die Menschen den Fortschritten der Technik auf anderen Gebieten nicht folgen konnten, wie zum Beispiel mit ihren sozialen Anschauungen und in ihrer finanzwirtschaftlichen Organisation. Die Technik lehrte zwar zu schaffen, aber niemand lehrte den Menschen, sie richtig zu verteilen. Was man Überproduktion nennt, besteht darin, daß die Technik mehr leistet, als die Menschen momentan gebrauchen können. Eine wirkliche Überproduktion wäre erst dann zu befürchten, wenn einmal alle Menschen gute Nahrung hätten, alle warm und hübsch gekleidet wären, alle eine Wohnung hätten, die ihnen eine Heimat wäre. Zur Bekämpfung der vorübergehenden Überproduktion genügen nicht die bisherigen Mittel. Es hilft nicht viel, wenn man den Menschen sagt, sie sollen ihre Bedürfnisse einschränken. Den Verbrauch erhöhen und die Menschenarbeit einschränken, das sind die einzigen Möglichkeiten. Davor hat man eine furchtbare Angst. Die Einschränkung der

Menschenarbeit erfolgte ja tatsächlich, aber so planlos, daß man Arbeitswillige auf die Straße setzt und ihnen dann Unterstützung zahlt. Ich glaube, man kann die Menschenarbeit viel planmäßiger einschränken. Das wäre kein Unglück. Statt der zehn-, zwölf- und vierzehnstündigen Arbeitszeit sind wir jetzt mit einem kürzeren Arbeitstag gut ausgekommen. Will man die Arbeitszeit nicht einschränken, so kann man sich auch dadurch helfen, daß man die freien Tage vermehrt."

Diese Rede hatte in den Kreisen der deutschen Ingenieure Verwunderung und Befremden hervorgerufen. Für die damals herrschenden Anschauungen waren das Ketzergedanken. Die Ingenieurwelt unterlag noch vollständig jener engen Betrachtungsweise, nur auf die Maschine und den Wirkungsgrad zu sehen. Über die Wirkungen der Arbeitswandlungen, über die sozialen Folgen der technisch-wirtschaftlichen Leistungssteigerung machte man sich keine Gedanken. Auch darin war Oskar von Miller ein Großer im Reiche des Geistes, indem er weiter sah als die Umgebung seiner Fachwelt. Denn unter diesem Zeichen steht die Auseinandersetzung mit der Technik in den Kämpfen unserer Zeit: Wir müssen die Technik bejahen, weil jede andere Stimmung Ausweichen und Lebensangst zugleich ist. Auch die Technik ist Menschenwerk. Die Maschine ist geschaffen worden, um dem Menschen seinen Lebenskampf zu erleichtern. Deshalb können und wollen auch wir in Deutschland nicht mehr zurück zu dem Zustand überwundener Lebensformen und zurückgebliebener Technik. In dem Fortschritt der Technik liegt fortschreitender Lebensreichtum, und die Maschine muß nicht Fluch einer Zeit sein. Wir müssen es schaffen und müssen es lernen, inmitten der neuen „Maschinenlandschaft" in Frieden und Freude zu leben. Die Technik ist zu bejahen. Trotz alledem.

Carl Duisberg

1861—1935

Von

Albrecht Weiß

Wenn man unter „Wirtschaft" die Gesamtheit der Maßnahmen versteht, die ein einzelner, eine Familie, ein Volk zum Zwecke der Befriedigung ihrer lebenerhaltenden und lebenverschönenden Bedürfnisse trifft, dann hat von jeher die „Wirtschaft" im Einzel- und Gesamtleben eine ausschlaggebende Rolle gespielt und den Anstoß zu den meisten Schicksalsänderungen in der Einzel- und Gesamtexistenz gegeben.

Und doch ist der Begriff „Wirtschaft" als Bezeichnung dieses Teilgebietes im privaten und öffentlichen Leben erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu der Bedeutung gelangt, die ihm heute innewohnt: Wirtschaftspolitik, Wirtschaftsorganisationen, Wirtschaftswissenschaft, Wirtschaftsführer, alles das sind Bezeichnungen, denen wir erst in den letzten Jahrzehnten in dieser Ausgeprägtheit begegnen.

Es muß also irgendeine grundsätzliche Änderung im Gefüge der Wirtschaft selbst die Ursache dafür sein, daß sie sich als ein selbständiger Begriff ausbilden und von einem gewaltigen Teil der privaten und öffentlichen Sphäre Besitz ergreifen konnte, wie das seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Europa der Fall war.

Diese grundsätzliche Änderung ist in der Entwicklung der modernen Technik zu erblicken, die, nach der Erfindung der Dampfmaschine und der Gewinnung der modernen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und Methoden, in sprunghafter Vorwärtsentwicklung das ganze Weltbild änderte, den Menschen zum fast unbeschränkten Herrn über die Kräfte und Erzeugnisse der Natur machte, ihn dafür aber in einer neuen Art von Sklaverei an ihren Siegeswagen fesselte, ihm alle Wünsche befriedigte, dafür aber immer neue unerfüllbare Wünsche einimpfte und ihn unselbständig, unzufrieden und unglücklich machte. So groß wurde der Strom der erzeugten Güter, daß er die Grenzen der nationalen Wirtschaft durchbrach und auf dem Weltmarkt mit den Gütern, die andere Völker erzeugt hatten, zusammenprallte. Außen- und Innenpolitik wurden durch diese fast explosive Entwicklung in Atem gehalten; soziale Umwälzungen, politische Verwicklungen, schließlich auch der Weltkrieg sind die Spuren, die der Siegeszug der Technik auf den Tafeln der Geschichte der letzten hundert Jahre hinterlassen hat.

In Deutschland setzte das sprunghafte Vorwärtsdrängen nach dem gewonnenen Kriege mit Frankreich ein; zwar trugen die ersten Jahre, die „Gründerjahre", den Charakter einer ungesunden Übersteigerung, und der Rückschlag ließ

nicht lange auf sich warten. Nach seiner Überwindung aber, etwa von der Mitte der achtziger Jahre an, ging es unaufhaltsam vorwärts: die Blüte des Hochkapitalismus setzte ein: Bevölkerung, Volkseinkommen und Volksvermögen wuchsen, der Handel dehnte sich aus, der Export stieg von 2,5 Milliarden Mark im Jahre 1875 über 4,6 Milliarden Mark im Jahre 1900 auf 10,1 Milliarden Mark im Jahre 1913.

Kolonien nahmen die überschüssige Volks- und Wirtschaftskraft der Heimat auf, Heer und Flotte wurden dem vermehrten Schutzbedürfnis der nationalen Wirtschaftsinteressen angepaßt, nach außen eine Blüte ohnegleichen!

Diese Entwicklung hatte aber eine völlige Umschichtung sowohl der Betriebe und der darin Beschäftigten wie auch der sozialen Verhältnisse, unter denen Millionen von Deutschen arbeiteten, zur Folge:

Die Zahl der gewerblichen Betriebe verminderte sich von 1875 bis 1925 um 17%. In der gleichen Zeit stieg die Zahl der in ihnen beschäftigten Personen um 132% und ihre Kraftmaschinenleistung um 1860%.

Während 1895 noch 54,5% der Beschäftigten in Kleinbetrieben bis zu 10 Personen tätig waren, betrug diese Zahl 1925 nur noch 39,4%, während im gleichen Zeitraum die Zahl der Gefolgschaftsmitglieder in Großbetrieben mit über 200 Beschäftigten von 15,7% auf 23,5% stieg.

Eine Aufstellung anläßlich des Dawes-Planes ergab, daß die Großbetriebe mit einem Betriebsvermögen von 1 Million Mark und mehr nur drei Prozent aller industriellen Betriebe ausmachten, aber mehr als zwei Drittel des gesamten Betriebsvermögens in sich vereinigten.

Die Umschichtung des sozialen Gefüges der Bevölkerung verlief in der Richtung von der Selbständigkeit zur Unselbständigkeit der Arbeit, eine nicht minder psychologische als wirtschaftliche Veränderung für den Menschen.

1882 lebten noch 14,6 Millionen Deutsche von dem Erwerb, den das Familienoberhaupt als selbständiger Bauer, Handwerker und Kleingewerbetreibender erzielte. 1933 waren das nur noch 11,4 Millionen Menschen, obwohl im gleichen Zeitraum die Gesamtbevölkerung von 40 Millionen auf 65 Millionen gestiegen war. In der gleichen Zeit ist die Zahl der wirtschaftlich abhängigen Arbeiter, Beamten und Angestellten und der von deren Arbeit lebenden Familienangehörigen von 21,5 Millionen auf 39,3 Millionen gestiegen. Von allen Erwerbspersonen und Berufszugehörigen rechneten im Jahre 1882 noch 36,6%, im Jahre 1933 aber nur noch 17,6% zur Gruppe der selbständigen Erwerbspersonen.

So sah, mit wenigen Zahlen umrissen, die Veränderung aus, die die Wirtschaftsentwicklung im Zeitalter des Hochkapitalismus in das Gefüge der Bevölkerung und in das der nationalen und der Weltwirtschaft gebracht hatte. Kein Wunder, wenn sich nach innen und nach außen Rückwirkungen zeigten, die den äußeren Glanz dieser Entwicklung trübten. Die „soziale Frage" mit ihren innerpolitischen Folgen, die weltwirtschaftlichen Reibungen, vor allem mit dem bisher den Welthandel beherrschenden England, ließen Gefahren aufsteigen, die nur des

innereuropäischen Anstoßes bedurften, um sich in der gewaltigsten Katastrophe zu entladen, die je über ein Volk gekommen ist: Weltkrieg und soziale Revolution warfen Deutschland politisch, wirtschaftlich und moralisch auf einen Tiefstand zurück, der unerträglich bleiben mußte. Im Kriege zeigte sich, daß nicht nur das Leben der Völker durch Technik und Wirtschaft umgestaltet war, sondern auch ihr Kämpfen. Und als es dann an den Wiederaufbau ging, da mußte mit der inneren moralischen Wiedererstarkung des Volkes Hand in Hand gehen ein zähes Ringen um die Heilung der Wunden, die Krieg, Revolution und Inflation dem deutschen Wirtschaftskörper geschlagen hatten, und darüber hinaus eine friedliche Wiedereroberung einer Weltgeltung deutscher Wirtschaft, die in Ergänzung der nationalen Wirtschaft für ein so rohstoffarmes Land wie Deutschland unbedingt erforderlich war.

Wohl kaum hat es in früheren Abschnitten der Geschichte eine Zeit gegeben, in der im Verlauf von fünfzig Jahren das Geschick eines Volkes so hin und her geschleudert wurde, in der die Menschen ein solches Ausmaß seelischer Spannungen zu durchmessen hatten, und in der den Männern, die ihr Schicksal an verantwortungsvolle Posten gestellt hatte, derartige kaum zu bewältigende Aufgaben gestellt waren.

Wir verstehen jetzt, daß sich in dieser Zeit der Begriff „Wirtschaftsführer" selbständig neben den Führern auf politischem, militärischem und geistigem Gebiet ausgebildet hat, und wir betrachten deshalb den Lebensgang Carl Duisbergs, den — aus kleinsten Anfängen kommend — Begabung, unermüdlicher Fleiß und eine glückhafte Hand in dieser Zeit zum Führer eines besonders wichtigen Zweiges der deutschen Wirtschaft gemacht haben.

Duisbergs Lebenswerk galt der deutschen chemischen Industrie. Von einer solchen konnte vor der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nicht gesprochen werden. Die Bedeutung der chemischen Industrie liegt darin, daß sie in streng methodischer Weise die Errungenschaften der chemischen Wissenschaft verwertet. Diese ist aber erst in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten und im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen worden, und zwar in erster Linie in Frankreich und England. Hier befinden sich daher auch die Wurzeln der heutigen chemischen Industrie, und nach diesen Vorbildern begann sich erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die deutsche chemische Industrie zu entwickeln; erst zaghaft, dann aber in gewaltigen Schritten, die die Mutterländer bald weit hinter sich ließen. Der Grund hierfür lag vor allem in der wachsenden Bedeutung des organisierten chemischen Studiums und in der auf Liebig zurückgehenden Schaffung großer Unterrichtslaboratorien, aus denen Anregungen für die Produktion und der Nachwuchs an schöpferischen Chemikern stammten.

Gegen Ende der sechziger Jahre faßte die Industrie der künstlichen Farbstoffe in Deutschland festen Fuß und entwickelte sich unter dem Einfluß einer immer intensiveren Forschung zu ungeahnter Bedeutung.

Steht die deutsche chemische Industrie nach ihrer Arbeitsintensität lange nicht im Vordergrund (1885 78 000 Beschäftigte, 1913 282 000 Beschäftigte, 1918 366 000 Beschäftigte, 1929 453 000 Beschäftigte, 1934 378 000 Beschäftigte), so bindet sie doch erhebliche Kapitalien und steht in der Produktion für den Export mit an allererster Stelle. Rund ein Drittel ihrer Produktion, die von 0.1 Milliarden Mark im Jahre 1875 auf 3 Milliarden Mark im Jahre 1913 gestiegen war, hat sie exportieren können; die Teerfarbenindustrie allein war in der Lage, den Weltbedarf an Farben zu befriedigen; und es ist für die Bedeutung der chemischen Industrie in der heutigen Notzeit unserer nationalen Wirtschaft bezeichnend, daß es ihr trotz Patentraub, Schutzzöllen und Währungsdumping gelungen ist, wieder etwa ein Viertel ihrer Gesamtproduktion zu exportieren.

Wirtschaftsführer und insbesondere Führer der deutschen chemischen Industrie in den letzten fünfzig Jahren gewesen zu sein, bedeutet nach all diesem also die Belastung mit einer Fülle schwierigster Aufgaben, deren Lösung von weittragender Bedeutung für Volk und Staat werden mußte.

In diese Jahre fällt die Lebensarbeit des zweiundzwanzigjährigen Doktors der Chemie Carl Duisberg, der 1883 in die Dienste der Farbenfabriken vorm. Friedrich Bayer & Co. in Elberfeld eintrat, um zunächst für seine Firma im Universitätslaboratorium in Straßburg wissenschaftlich zu arbeiten. Den Farbenfabriken erging es damals nicht gut; Carl Rumpf, der Schwiegersohn des Firmengründers Friedrich Bayer und erste Leiter des in eine Aktiengesellschaft umgewandelten Unternehmens, bezog weder Tantiemen noch Dividende. Trotzdem oder gerade deswegen entschloß sich der zielbewußte Mann, über die wissenschaftliche Forschung zu neuem Auftrieb in der Produktion zu gelangen.

Mit Duisberg hatte er einen glänzenden Griff getan. Man kannte die Familie in Elberfeld; Friedrich Bayer war mit Duisbergs Mutter, einer Frau von seltener Klugheit und Energie, zur Schule gegangen. Man wußte, daß der einzige Sohn, der am 29. September 1861 geborene Carl, nicht den väterlichen Beruf als kleiner Bandwirker und Landwirt übernehmen wollte, sondern von Jugend an erklärt hatte: „Mutter, ich will Chemiker werden!" Die mühsam errungene Erlaubnis hierzu hatte Carl nicht mißbraucht; intensive und vielseitige Studien in Göttingen, später als Student und Assistent bei Geuther in Jena und von Baeyer in München, hatten ihm gediegene Kenntnisse auf dem heiß erstrebten Betätigungsgebiet verschafft. Daneben hatte er Volkswirtschaft getrieben, was ihm später sehr zugute kommen sollte, und war unter dem starken Einfluß Ernst Haeckels in die Breite der Naturwissenschaften eingedrungen. Nun traten die ersten wirklichen Aufgaben an ihn heran. Er bewältigte sie, vom Herbst 1884 an im Laboratorium der Elberfelder Fabrik selbst tätig, spielend und konnte nach kurzer Frist eine Anzahl neuer substantiver Azofarbstoffe zum Patent anmelden.

Eine Reihe weiterer Arbeiten führte zu der Gewinnung des für die Entwicklung der Farbenfabriken ausschlaggebenden Benzopurpurins, einer Erfindung, bei der

ihm der Zufall einer nicht erwarteten Reaktion in einem versehentlich nicht ausgeschütteten Glase zunutze wurde. Gewiß gab er gern die Bedeutung des Zufalls bei wichtigen Geschehnissen zu; in der Regel aber kann dieser Zufall nur in der Kette der von einem genialen Menschen geschaffenen Voraussetzungen eine wirklich ausschlaggebende Rolle spielen.

Es folgten die Dianisidine und die Benzazurine, die ersten blauen Baumwollfarbstoffe. Die Schwierigkeiten, die hier zu überwinden waren, stellten vor allem an die Arbeitszeit des jungen Forschers Anforderungen, denen nur ein Mensch gerecht werden konnte, dessen früheste Jugendeindrücke bestimmt waren von der unermüdlichen Arbeit, die im Elternhause regierte.

Die Erfindung des Dianisidins gab den Anstoß zur Auffindung des Phenazetins und damit zu der Reihe glänzender Schöpfungen der Farbenfabriken auf dem Gebiete der pharmazeutischen Präparate, die Deutschland auch hier einen Vorrang in der Welt eingeräumt haben, den es heute noch behauptet.

Der ganze Umfang der wissenschaftlichen Tätigkeit Duisbergs, die sich bald in einem eigenen von den Farbenfabriken geschaffenen Forschungslaboratorium und zusammen mit einem immer größer werdenden Stab von Mitarbeitern vollzog, ist viel zu groß, um hier im einzelnen gewürdigt zu werden. Eine Zusammenfassung dieser Arbeiten anläßlich seines sechzigsten Geburtstages nimmt allein in der Aufzählung über hundert Druckseiten in Anspruch. Abgesehen von der unendlich befruchtenden Wirkung dieser Arbeit für seine Firma und die gesamte deutsche Wirtschaft ist wichtig der auf Liebigs Einfluß zurückgehende Ausgangspunkt. „Man muß es immer wiederholen, muß es unserem Werte schaffenden Volk immer fester in das Bewußtsein hämmern: Unsere Industrie kann nur gedeihen, wenn sie sich mit wissenschaftlicher Forschung und wissenschaftlichem Geist zu einer Gemeinschaft verbindet", schreibt er zum hundertjährigen Bestehen der Technischen Hochschule Karlsruhe.

Die Durchführung der Forschung im Bereiche der Technik selbst, in Forschungslaboratorien der Industrie, stellte die Verwirklichung dieses Gedankens dar. Kein Wunder, wenn er auch die Sicherung der Ergebnisse dieser Forschungsarbeit im geschäftlichen Konkurrenzkampfe, die Behandlung des Patentwesens, besonderer Beachtung unterzog. Als ganz jungem Chemiker war es ihm gelungen, durch ein ebenso unvorbereitetes wie sachlich zwingendes Eingreifen in eine Verhandlung des Reichsgerichtes einen schwierigen, wichtigen und für seine Firma schlecht stehenden Patentstreit zu ihren Gunsten zur Entscheidung zu bringen. Seitdem liegt ihm das gewerbliche Rechtsschutzwesen am Herzen; noch 1934 übernimmt er den Vorsitz des Ausschusses für gewerblichen Rechtsschutz der Akademie für Deutsches Recht.

Inzwischen haben die Farbenfabriken, nicht zum wenigsten dank der erfolgreichen Erfindertätigkeit Duisbergs, lebhafte Fortschritte zu verzeichnen; Duisberg rückt äußerlich auf; neben den rein wissenschaftlichen Aufgaben beschäftigen ihn

Fragen der Produktion und des Verkaufs. 1888 gründet er Heim und Familie: Johanna Seebohm, die Nichte Carl Rumpfs, schließt mit ihm eine ungewöhnlich glückliche Ehe, die, mit vier Kindern gesegnet, nach 47 Jahren sein Tod endet.

Die allgemeine Wirtschaftsentwicklung reißt die junge deutsche chemische Industrie in ihren Schwung hinein; bald führt sie mit an der Spitze, vor allem auch im Ausland. Die beengten Räume im schmalen Tale der Wupper können die immer neuen Produktionen nicht mehr fassen, und man sucht nach neuen entwicklungsfähigen Möglichkeiten. Um einen Teil der Fabrikation zu verlegen, erwarb man 1891 etwa zehn Kilometer rheinabwärts von Köln, am rechten Stromufer gelegen, die stillgelegte Alizarinfabrik Carl Leverkus Söhne. In diesem Zeitpunkt zeigt der vierunddreißigjährige Duisberg, daß er nicht nur ein besonders tüchtiger Chemiker, ein Erfinder von Format und ein Schaffer ist; er entwirft 1895 eine „Denkschrift über den Aufbau und die Organisation der Farbenfabriken zu Leverkusen" und zeichnet schon damals mit genialem wirtschaftlichem Weitblick und erstaunlichem Organisationstalent die moderne chemische Fabrik, wie sie dann später errichtet wurde und heute noch arbeitet, nach fünfunddreißig Jahren noch selbst in Kleinigkeiten den turmhoch gewachsenen Anforderungen entsprechend. Technisch vollendet, organisatorisch ein Meisterwerk, den Grundsatz neuzeitlicher Sozialpolitik von der „Schönheit des Arbeitsplatzes" schon damals verkörpernd, steht dieses Werk Carl Duisbergs, nach jahrelanger Besatzungszeit, ununterbrochen ein Gegenstand Versailler Industriespionage, nun wieder am freien deutschen Rhein als ein Wahrzeichen unbeugsamen deutschen Lebenswillens.

Inzwischen war Duisberg Prokurist und, 1900, Vorstandsmitglied bei den Farbenfabriken geworden; mehrere Reisen nach den Vereinigten Staaten hatten den Blick für die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge geweitet; amerikanische Betriebs- und Wirtschaftsorganisation hatten das Verständnis für grundsätzliche Fragen auf diesem Gebiet auch für die in die Höhe geschossene deutsche Industrie geweckt. Gewiß war Duisberg in seiner wirtschaftlichen Weltanschauung ein Kind seiner Zeit: die Auswirkung der schöpferischen Persönlichkeit war auch für ihn der Ausgangspunkt allen Wirtschaftens; aber er verfiel nicht in einseitiges Manchestertum. Dafür war er nicht geborener Unternehmer. Er gehörte zu dieser neuen Schicht von Wirtschaftsführern, die weder als erste Generation den Gründertyp noch als nachgeborene Generation den Typ der meist schwächeren Erben verkörpern. Duisberg hat sich immer als den ersten Diener seines Unternehmens gesehen. Das hat sich nicht nur im Verhältnis zu seiner Mitarbeiterschaft ausgedrückt, sondern vor allem in der Einstellung zu der Frage: Wie diene ich mit meinem Unternehmen am besten den Interessen der Gesamtwirtschaft und damit denen meines ganzen Volkes. Gewiß lehnte er planwirtschaftliche Versuche, Wirtschaftsdemokratie und Sozialisierung grundsätzlich als tödliches Gift für den gesunden Unternehmergeist ab, aber ebensowenig beanspruchte er für die Wirtschaft die Herrschaft über den Staat.

So, wie er sein persönliches Wohl hinter das seines Unternehmens stellte, zögerte er auch nicht, die Selbständigkeit dieses Unternehmens zu opfern, sobald er zu der Einsicht gekommen war, daß das im Interesse der gesamtdeutschen Wirtschaft erforderlich war. Doch war der Weg von dieser Erkenntnis bis zur Verwirklichung seiner Pläne weit. Eine Reise nach den Vereinigten Staaten im Jahre 1903 vermittelte ihm tiefe Einsichten in das amerikanische Trust- und Kartellwesen. Die Beseitigung kostspieliger, unergiebiger Konkurrenzkämpfe, wie sie auch zwischen den gleichzeitig gewachsenen deutschen Farbenfabriken auf dem In- und Auslandsmarkt üblich waren, schien ihm nicht nur zum Nutzen der Firma selbst, sondern auch zu dem der Verbraucherschaft und damit der allgemeinen Steigerung der Wirtschaftlichkeit notwendig.

Für eine Zusammenfassung der chemischen Großindustrie, deren Fabrikation sich wesentlich um die Teerfarben gruppierte, kamen außer den Farbenfabriken die Badische Anilin- & Soda-Fabrik in Ludwigshafen, die Höchster Farbwerke und die Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation in Berlin in Betracht. Von Amerika zurückgekehrt, nahm Duisberg die Fühlung mit den führenden Männern der anderen Werke auf und legte anfangs 1904 eine Denkschrift vor, die vor allem dem Gedanken Ausdruck gab, daß es jetzt in einer Periode ausgezeichneten Geschäftsganges und guter Erträgnisse an der Zeit sei, die Gestehungskosten durch Ausschaltung der durch die gegenseitige Konkurrenz ausgelösten unproduktiven Unkosten zu senken, damit dem Binnenmarkt zu nützen und die Stellung der deutschen chemischen Industrie auf dem Weltmarkt zu kräftigen. Es sei durchaus unrationell, wenn jede Firma auf jedem Gebiet kostspielige Versuche mache und das Erzielte dann im Kampfe gegen die andere Firma zu sichern sich bemühe, anstatt daß man die erworbenen Erfahrungen austausche und gemeinsam auswerte. Daß dieser Gedanke gerade bei der chemischen Industrie aufkommen und sich in Deutschland — ebenso übrigens in Amerika, England, Frankreich und der Schweiz — verwirklichen lassen konnte, das liegt in dem besonderen Charakter dieser Produktion. Die hohen Forschungskosten, die jedes neue Verfahren und Produkt belasten, verlangen nach einem Lastenausgleich auf breitester Grundlage. Eine Industrie, die sich gerade in schlechten Zeiten mit vermehrten Unkosten belasten muß, um Produktionsverbilligung und -erweiterung sicherzustellen, muß versuchen, sich Konjunkturschwankungen und dem Auf und Nieder, das sich aus Konkurrenzkämpfen ergibt, zu entziehen; daß das auch im Interesse der Arbeitnehmerschaft liegt, ergibt sich von selbst. So liegt denn auch die von Duisberg betriebene internationale Verständigung über Absatzmärkte und Preise durchaus in der Linie einer auf lange Sicht auf Kräftigung und Erhaltung der nationalen Industrie eingestellten wirtschaftlichen Organisationspolitik.

Duisbergs Bemühungen führten 1904 zu dem Teilerfolg einer Interessengemeinschaft zwischen Elberfeld, Ludwigshafen und Berlin. Höchst und einige kleinere Firmen blieben zunächst außerhalb. Aber ein großer Schritt war damit

getan; nur so konnten Aufgaben in Angriff genommen werden, deren Lösung die Kräfte der Einzelfirma überstiegen hätte, beispielsweise die umwälzenden Vorarbeiten für die technische Auswertung der Haberschen Stickstoffsynthese, deren Vollendung durch Carl Bosch in Ludwigshafen für Deutschland in und nach dem Kriege ungeahnte Möglichkeiten des Durchhaltens schuf.

Die endgültige Zusammenfassung aller wesentlichen Firmen der Teerfarbenindustrie mit ihren vielfältigen Haupt- und Nebenproduktionen gelang erst 1916 unter dem Drucke der Kriegsfolgen: die Höchster Farbwerke vorm. Meister, Lucius und Brüning, die Firmen Griesheim-Elektron, Weiler ter Meer in Uerdingen, Leopold Cassella in Mainkur und Kalle & Co., Biebrich, traten zu dem bisherigen Dreibund hinzu; aus dieser Interessengemeinschaft (I. G.) bildeten Duisberg und Bosch im Jahre 1925 eine einheitliche Firma, die I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft, in der das Duisbergsche Ideal eines organischen horizontalen Zusammenschlusses einer ihrer inneren Natur nach dazu bestimmten einheitlichen Produktionsgruppe erreicht war. Fast zehn Jahre noch hat Duisberg an der Spitze des Aufsichts- und Verwaltungsrates der I. G. stehen und feststellen dürfen, daß die Aufgabe, die diese seine Schöpfung im Kampfe um den wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands auf dem Binnen- und Weltmarkt zu erfüllen hatte, seinen Erwartungen in vollem Maße entsprach.

Trotzdem ist Duisberg seinem ureigensten Werk Leverkusen nicht untreu geworden; der Führer der deutschen Gesamtwirtschaft in schwerster Zeit, der Vorsitzende des Aufsichtsrates der I. G. in Frankfurt, der Organisator des Wiederaufbaues der deutschen Naturwissenschaft nach dem Zusammenbruch, er blieb in erster Linie der Führer der von ihm geschaffenen Werksgemeinschaft Leverkusen. Aus den 490 Arbeitern, den 65 Beamten und den 16 Chemikern bei seinem Eintritt in die Firma im Jahre 1883 war beim Übergang der Farbenfabriken auf die I. G. Farbenindustrie ein Heer von 5700 Arbeitern, 1700 Angestellten und 300 akademisch vorgebildeten Chemikern und Ingenieuren geworden. Um das Werk Leverkusen war in zwanzig Jahren eine Stadt herangewachsen, darin eingebettet Kolonien mit nahezu dreitausend Werkswohnungen für Arbeiter und Angestellte. „Werksgemeinschaft", im sozialen Aufbau des Dritten Reiches die Urzelle aller wirtschaftlichen Zusammenarbeit, sie schwebte auch dem Schöpfer von Leverkusen als das Mittel zur Lösung der unerträglich gewordenen Spannung zwischen Kapital und Arbeit vor. Gerade er, der selbst dem Kleingewerbe und dem Kleinbauerntum entstammte, wußte, wie sehr es nicht nur auf die materielle als vielmehr auf die psychologische Seite bei der Gestaltung des Mitarbeiterverhältnisses ankam. Während der Lohnregelung immer gebieterische Grenzen durch die Marktlage gesetzt sind, sind die psychologischen Möglichkeiten unbegrenzt, soweit der Führer die Persönlichkeit ist, die es versteht, der Gefolgschaft ein unerschütterliches Vertrauen zu seiner Gesinnung und seinem Willen einzuflößen. Und das gelang Duisberg in einem Ausmaße wie nur ganz wenigen unter den Werksleitern

seiner Zeit. Er war nicht nur Wirtschaftsführer, sondern — was vielleicht noch schwerer ist — er war Menschenführer: alle Kreise der Gefolgschaft erschlossen sich ihm willig, und Leverkusen war lange Jahrzehnte ein festes Bollwerk, gegen das die Wogen marxistischer Verhetzung vergeblich prallten.

Aus dieser Gesinnung heraus schuf er in seinen Werken Einrichtungen sozialer, hygienischer und kultureller Fürsorge für die Gefolgschaft und ihre Angehörigen, die das Werk Leverkusen in die erste Reihe der sozial verständnisvoll geleiteten Industriestätten stellten. Aber es war vielleicht nicht so sehr Art und Ausmaß dieser Einrichtungen, sondern es war das Walten seines unermüdlichen Geistes in ihnen, das sie vor Bürokratisierung und Schematismus bewahrte und sie in steter Aufgeschlossenheit für die Bedürfnisse der Stunde hielt. Hier zeigte sich vor allem auch der starke künstlerische Einschlag seiner Persönlichkeit; nicht nur daß, sondern gerade wie er seine Werkskolonien, Kasinos, Erholungsheime, Parkanlagen, Bücher- und Lesehallen, Ambulanzen und Sportanlagen schuf, das gibt den Leverkusener Einrichtungen ihre Eigenart. Über allem dem aber war es doch immer seine Persönlichkeit, die unmittelbar auf jeden, der mit ihm in Berührung kam, den stärksten Einfluß hatte, und es kamen trotz seiner Arbeitsüberbürdung bei der von ihm geübten Arbeitsweise ständig viele seiner Mitarbeiter mit ihm in persönliche Berührung. „Unser Geheimrat" oder kurz „C. D.", wie man ihn nach seinen eindrucksvollen, sein ganzes Wesen ausdrückenden Marginalien nannte, war keine unbekannte, irgendwo unerreichbar in der Generaldirektion thronende Größe, sondern eine allgemein bekannte und beliebte Persönlichkeit, die jederzeit um die Ecke eines Fabrikgebäudes kommen und je nach Bedarf sehr massiv oder sehr freundlich sein konnte, immer unverkennbar der temperamentvolle Sohn seiner rheinischen Heimat.

Duisberg, der gerade noch den politischen Umschwung in Deutschland und die Erfüllung seines so oft geäußerten Rufes nach einer starken Regierung erleben durfte, konnte mit besonderer Befriedigung erfahren, wie sein sozialpolitisches Ideal von der Werksgemeinschaft in den Mittelpunkt des nationalsozialistischen Sozialaufbaues eingebaut war. An seinem Grabe konnte der nationalsozialistische Gefolgschaftsvertreter aussprechen: „Schon früh erkannte der Verstorbene, daß nur dann große Leistungen vollbracht werden können, wenn ein Band der Kameradschaft Führer, Unterführer und Gefolgschaft verbindet ... Die November-Revolte zerstörte auch sein Ziel, den Gemeinschaftsgeist im Werke weiter zu vertiefen; erst in unserem neuen Dritten Reich konnte die Saat reifen, welche der Verstorbene in vorbildlicher Weise gelegt hat ..."

Als 1914 der Krieg ausbrach, stand Carl Duisberg auf der Höhe seines Lebens: In rastloser, dreißigjähriger Tätigkeit hatte er sich durch eigene Tüchtigkeit aus ganz kleinen Anfängen — sein Anfangsgehalt betrug zweihundert Mark — über den erfolgreichen Erfinder, den weitblickenden industriellen Organisator und den verständnisvollen Sozialpolitiker zum Führer der für die deutsche Gesamtwirtschaft

erfolgreichsten Industrie aufgeschwungen. Ein Maß von Arbeit war zu bezwingen gewesen, das den Durchschnittsmenschen hätte fragen lassen, ob es nun nicht an der Zeit sei, zu ernten, was man gesät, und in Muße den Lohn der unermüdlichen Arbeit zu verzehren. Aber Duisberg kannte keine Muße und dachte nicht daran zu ernten, ohne zu säen. Selbst als der Krieg mit einem Schlag fast alles, an dem er gebaut hatte, umwarf oder in Frage stellte, als neue Aufgaben an die chemische Industrie Deutschlands herantraten von bisher unbekanntem Ausmaß, da verzagte er keinen Augenblick.

Wenn etwas beweist, daß Deutschland den Krieg im Jahre 1914 nicht gewollt und daher auch nicht verschuldet hat, so ist es die längst bekannte, aber auch hier wieder bestätigte Tatsache des völligen Fehlens einer wirtschaftlichen Rüstung. Um so mehr mußten nun gerade die chemische Industrie und ihre Führer in die erste Reihe der Kriegsrohstofflieferanten einspringen. „Die an die Industrie gestellten Anforderungen waren für diese um so neuartiger, als keiner von uns irgendwelche, auch nicht die leisesten Vorbereitungen für einen Krieg getroffen hatte. Selbst die deutsche Pulver- und Sprengstoffindustrie war nicht in dem Maße vorbereitet, wie sie es hätte sein sollen. Sie konnte bei Beginn des Krieges nur etwa den dreißigsten Teil der Menge herstellen, die schließlich beim Höhepunkt des Krieges tatsächlich verbraucht worden ist. Schon im Herbst 1914 hatte sie von dem für Pulver und Sprengstoff durchaus unentbehrlichen Rohstoff, dem nur aus dem Ausland zu beziehenden Salpeter, kein Kilo mehr. Da haben wir, die deutschen Chemiker, eingegriffen und alles darangesetzt, was wir konnten, um den frühzeitigen Zusammenbruch zu verhindern. Im Wettlauf mit der furchtbaren Maschinerie des Krieges gelang es Haber und Bosch, den Salpeter synthetisch herzustellen."

Die Umstellung der Fabrikation auf Kriegsmaterialien und ungelernte Belegschaft forderte auch hinter der Front ein Opfer, das Duisberg besonders naheging: Am 27. Januar 1917 flog im Leverkusener Werk das Granatenfüllwerk in die Luft. Neben ungeheurem Sachschaden verloren acht brave Arbeiter das Leben, Hunderte wurden verletzt. Eine ganz neue Aufgabe stellte der Krieg der chemischen Industrie: die Anfertigung der Giftgasstoffe, die die Gegner zuerst zur Anwendung gebracht hatten, sowie der Abwehrmittel hiergegen. Dank der technischen Fortgeschrittenheit der deutschen chemischen Wissenschaft haben wir auch auf diesem Gebiet eine erhebliche, wenn auch an sich traurige Überlegenheit erzielt.

Bei alledem waren die Fabrikationsbedingungen ungeheuer erschwert; wesentliche Rohstoffe kamen nicht mehr aus dem Ausland herein und mußten ersetzt werden. Überhaupt spielte, ähnlich wie in der Gegenwart, die Ersatzstoff-Frage eine wichtige Rolle; Stickstoff, Schwefel, Kautschuk, Leichtmetall, um nur einiges zu nennen, waren Gebiete, die nicht nur umfangreiche Vorarbeiten bedingten, sondern auch zu riesenhaften neuen Fabrikbauten nötigten, von denen heute beispielsweise das Leunawerk und die Leichtmetallfabriken in Bitterfeld auf den ebenso wichtigen Friedensbedarf umgestellt sind.

Die Kriegsjahre vergingen in rastloser Tätigkeit unter schwierigsten Umständen; die Umstellung auf die Kriegsbedürfnisse war so weit gelungen, wie es bei der Rohstofflage Deutschlands überhaupt möglich war. Jedenfalls war es nicht der Mangel an Dingen, deren Herstellung oder Ersatz man nach dem damaligen Stand der Forschung von der Technik erwarten konnte, der zur Beendigung des Krieges führte. Ungezählte Reisen führten den sich allmählich den Sechzigern Nähernden nicht nur immer wieder nach Berlin, wo die Organisation der Kriegsrohstoffwirtschaft eine Unzahl neuer Stellen und Ämter hatte entstehen lassen, sondern auch wiederholt in die Armeehauptquartiere und zur Obersten Heeresleitung. Hier haben die überaus herzlichen Beziehungen zwischen Hindenburg und Duisberg ihren Ausgang genommen.

Doch war der Kriegsausbruch nichts gegen das, was Deutschland bei Kriegsende bevorstand. Der Zusammenbruch nach innen und außen mußte gerade für einen Mann mit Duisbergs unerschütterlichem Optimismus eine Katastrophe bedeuten. Es kamen die Novemberunruhen, die ihn persönlich wiederholt schwerer Gefahr aussetzten, ihn, dem das Wohl seiner Arbeiter wie keinem am Herzen gelegen hatte; es kam die Besetzung des Rheinlandes und damit seiner Werke, es kamen die Folgen des Waffenstillstandes mit ihrer Zerstörungswelle gegenüber aller Kriegsindustrie, es kam die entwürdigende Wirtschaftsspionage, und es kam Versailles. Dazu die demoralisierenden Wirkungen des politischen Umschwunges in Deutschland, die Arbeitsunlust in den Werken, das unverantwortliche Treiben der neuen Betriebsräte, die Zerschlagung der Werksgemeinschaft.

Aber auch in diesem Augenblick kannte Duisberg keine Bitternis, keine Resignation. Noch kurz vor Ausbruch der Revolution, am 28. Oktober 1916, hatte der „Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands" ihn zum Vorsitzenden gewählt. Mit eiserner Energie packt er nun die Aufgabe des Wiederaufbaues der deutschen chemischen, später auch als Vorsitzender des Reichsverbandes den der gesamten deutschen Industrie an, die Aufgabe, die nun die dritte, wohl schwerste und doch erfolgreichste Periode seiner Lebensarbeit darstellt. Daß dadurch der Wiederaufbau seiner eigenen Werke am Rhein und der Farbenindustrie im engeren Sinne nicht zu kurz kam, beweist die oben erwähnte Vollendung des Baues der J. G. Farbenindustrie im Jahre 1925. Für die Farben- und pharmazeutische Industrie waren die Kriegsfolgen schwerer gewesen als für große Teile der übrigen Wirtschaft. Der größte Teil der Absatzmärkte war verlorengegangen und deshalb sehr schwer wieder zu erobern, weil die ausländische Konkurrenz unter Nichtachtung oder gar unter Mißbrauch der für ungültig erklärten Patente in den Markt eingerückt war. So konnte nur eine qualitätsmäßig bessere Leistung allmählich wieder Boden gewinnen. Die war aber damals schwer zu erzielen bei der in Deutschland herrschenden Vernichtung aller Arbeitsdisziplin. Der wichtigste Rohstoff, die Kohle, reichte bei dem Rückgang der Förderung durch den Acht-Stunden-Tag, die ewigen Streiks und die Abgaben an die Entente nicht

aus; der beraubte und zusammengeschrumpfte deutsche Waggon- und Maschinenpark konnte die Transporte nicht bewältigen; so lagen viele Werke ganz, viele teilweise still, und die Hauptaufgabe der chemischen Industrie konnte nicht erfüllt werden: Geld vom Ausland hereinzuholen, um dringend notwendige ausländische Rohstoffe bezahlen und die Währung halten zu können.

Unter dem Eindruck des Zusammenbruches war in gemeinsamer Arbeit mit andern Industriellen, vor allem Albert Vögler, auf Duisbergs Anregung der „Reichsverband der Deutschen Industrie" gegründet worden als Dachgebäude für die Interessenverbände der einzelnen Industrien ebenso wie als Vertretung der Gesamtindustrie auf wirtschafts- und zunächst auch sozialpolitischem Gebiete bei den im Laufe dieser Jahre notwendig werdenden zahlreichen und schwierigen Verhandlungen mit Regierung und Parlament, im Reichswirtschaftsrat, in Sozialisierungs-, Reparations- und Steuerkommissionen. Als 1923 mit der Vernichtung der deutschen Mark der erste Abschnitt des auch nach dem „Friedensschluß" gegen uns weitergeführten Wirtschaftskrieges ein für Deutschland verheerendes Ende genommen hatte und vor der deutschen Wirtschaft die Aufgabe erstanden war, aus dem Nichts wieder von vorn anzufangen, da wurde Duisberg zum Vorsitzenden des Reichsverbandes berufen.

Schon vorher hatte er mit den Mitteln der Industrie eine Reihe von Stiftungen geschaffen als notwendige Voraussetzungen für den wirtschaftlichen Wiederaufbau von unten her. Wir kennen bereits seine Auffassung über die Bedeutung der wissenschaftlichen Forschung für die Industrie; und so nimmt es uns nicht wunder, wenn es sich bei diesen Stiftungen handelt um die Justus-Liebig-Gesellschaft zur Förderung des chemischen Unterrichts, die Emil-Fischer-Gesellschaft zur Förderung der chemischen Forschung, die Adolf-Baeyer-Gesellschaft zur Förderung der chemischen Literatur und die Helmholtz-Gesellschaft zur Förderung physikalisch-technischer Forschung. Förderten diese Gesellschaften besonders den Nachwuchs für die chemische Industrie, so sollte die ebenfalls mit seiner tätigen Mithilfe geschaffene „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft" ganz allgemein überall da helfend eingreifen, wo an deutschen Hochschulen wissenschaftliche Forschung erfolgreich gepflegt wurde, ohne daß hierfür ausreichend Staatsmittel zur Verfügung standen. Die tätige Betreuung einiger Universitäten, vor allem als langjähriger Vorsitzender der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Bonn, liegt ganz im Rahmen der von ihm für richtig erkannten Wiederaufbaumaßnahmen. Daß hierdurch das gesteckte Ziel überraschend schnell erreicht wurde, war ein Gegenstand großer Befriedigung für Duisberg, der in den zahlreichen äußeren Ehrungen und Auszeichnungen, vor allem auf akademischem Gebiet, lediglich die Anerkennung der Richtigkeit seines Grundgedankens erblickte.

Aber nicht nur sachliche und wissenschaftliche Förderung des akademischen Nachwuchses lag ihm am Herzen; es mußten auch die richtigen Männer als

Träger dieser Ausbildung herangezogen werden. Die akademische Jugend der Nachkriegsjahre wies schwere Lücken auf. Wer glücklich aus dem Felde zurückgekehrt war, der stand bald vor dem Ende der bisher aus dem Vermögen der Eltern geflossenen Mittel. Gerade Duisberg, der selbst nicht aus begüterter Familie stammte, wußte um den reichen Schatz an Menschenmaterial aus Kreisen, die nach der Inflation noch weniger als vorher in der Lage waren, einen begabten Sohn der akademischen Laufbahn zuzuführen. Deutschland konnte aber dieses Gutes nicht entraten. So entstanden die Einrichtungen des „Deutschen Studentenwerks". Für seine Ziele stand Duisberg stets mit seinem Rat und vor allem mit seiner werbekräftigen Tat zur Verfügung. Er hatte auch den hohen menschlichen und politischen Wert des Auslandsstudiums und der Auslandsarbeit junger Akademiker früh erkannt; der Amerika-Werkstudentendienst und der akademische Austauschdienst fanden seine rege Anteilnahme. Die neuen Aufgaben der Studentenschaft auf den Hochschulen, die erst in den letzten Jahren grundsätzlich und weltanschaulich neu geregelt wurden, schwebten ihm schon vor Jahren vor; er förderte die Studentenhausbewegung, für die das Dr.-Carl-Duisberg-Haus in Marburg vorbildlich wurde.

In diesem dritten Abschnitt seiner Lebensarbeit hatten sich die von früh an erkannten Aufgaben ungeheuerlich geweitet: das wissenschaftliche Laboratorium, in dem er begonnen, das Werk, das er gebaut und geleitet hatte, sie waren in guten Händen. Heute galt es, die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebensbedingungen, unter denen die deutsche Industrie weiterexistieren sollte, neu zu schaffen und damit ihre und des ganzen Volkes Zukunft zu sichern. So hat Duisberg den Reichsverband von 1924 bis 1931 durch eine Zeit hindurchgesteuert, die, zunächst überraschend schnell allen wirtschaftlichen Teufelskünsten des Versailler Vertrages zum Trotz, einen Wiederanstieg vortäuschte, dann aber noch einmal einen wirtschaftlichen Rückschlag brachte. Nacht für Nacht fast fuhr der nahezu Siebzigjährige zwischen Köln und Berlin hin und her, immer tätig und arbeitend, nie verzweifelnd, obwohl es an Anlässen hierzu im Laufe dieser Jahre nicht mangelte.

Als Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie und als Vorstandsmitglied der auf seine Veranlassung vom Reichsverband abgetrennten Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände mußte Duisberg auch zu den politischen Fragen der damaligen Zeit Stellung nehmen. Er konnte das um so eher, als er sich niemals parteipolitisch gebunden hatte. Im Jahre 1925 hat er eine Art Glaubensbekenntnis zu diesen Dingen abgelegt: „Das Wichtigste in unserer traurigen Lage ist ein machtvoller Staat, eine starke und energische Regierung. Der bestverwaltete Staat ist nun einmal der beste Staat. Dabei hängt das Staatswohl nicht davon ab, ob er monarchisch oder republikanisch regiert wird, sondern davon, *wie* er regiert wird, davon, ob die Regierung das Wohl des Ganzen als oberstes Gesetz anerkennt und über allen persönlichen Interessen steht. Ist das

aber der Fall, dann muß nach Fichte ‚jede gute Regierung das Ziel haben, sich selbst überflüssig zu machen', oder mit Goethe ‚ist dann diejenige Regierung die allerbeste, die uns lehrt, uns selbst zu regieren'. Das nationale Schicksal ist auch das Schicksal unserer Wirtschaft. — Wirtschaft und Sozialpolitik gehören untrennbar zusammen. Keine von beiden darf ohne die andere sein. Die Wirtschaft soll und muß Sozialpolitik treiben, die Sozialpolitik aber auch weitgehende Rücksicht auf die Wirtschaft nehmen. Mit Ford bin ich darüber einig, daß, wenn wir Industrielle nicht dazu beitragen, das soziale Problem der Lösung näherzubringen, wir unsere vornehmste Aufgabe unerfüllt lassen. — Die Arbeitgeber müssen begreifen und sich danach richten, daß sie die Dienstleistung über den Gewinn zu stellen haben. Der Gewinn soll nicht die Basis, sondern das Resultat der Dienstleistung sein. Ersparnisse durch Verbesserung im Betrieb dürfen nicht den Gewinn des Unternehmens erhöhen, sondern müssen durch Verbilligung des Produkts der Allgemeinheit zugute kommen und damit den Innen- und Außenabsatz heben."

Als Duisberg bei Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres, aus diesem Anlaß viel gefeiert und durch den von ihm ehrfürchtig verehrten Reichspräsidenten von Hindenburg mit der höchsten Auszeichnung des Reiches, dem Adlerschild, geehrt, den Vorsitz des Reichsverbandes der Deutschen Industrie niederlegte, konnte er des Glaubens sein, daß sich seine Auffassung von dem Primat des Staates über die Wirtschaft überall auch da durchgesetzt hatte, wo kapitalistischer Egoismus die Schwäche des Staates hatte ausnutzen wollen. Allerdings war sein Traum von der starken Regierung damals noch nicht erfüllt.

Wenn auch die letzten vier Lebensjahre nur eine schwache Entlastung von all den übernommenen Aufgaben brachten, unter denen die Förderung des Lebenswerkes seines Freundes Oskar von Miller, des Deutschen Museums, sowie des Deutschen Auslandsinstitutes nicht vergessen werden dürfen, um den Interessenkreis Duisbergs vollständig zu umschreiben, so boten sie doch willkommenen Anlaß, das Weltbild auf einer monatelangen und an Studien überreichen Weltreise zu weiten. Sein Sitz blieb, auch als er die Leitung des Werkes bereits in jüngere Hände übergeben hatte, das Haus, das er sich in „seinem" Leverkusen errichtet hatte und dessen japanischer Garten eine der wenigen Stätten wirklicher Muße für diesen unermüdlichen Mann war. Hier, im Schoße seiner Familie, holte er sich immer wieder die nie versagende Kraft für alles das, was er zu leisten hatte.

Als er am 19. März 1935 nach längerem qualvollem, aber mit gewohnter Unbeugsamkeit ertragenem Leiden, dem ersten seines vierundsiebzigjährigen Lebens, die Stätte seines zeitlichen Wirkens verließ, da schmückten die von zahllosen trauernden Werksangehörigen umsäumten Straßen des Leverkusener Werkes die Fahnen des Dritten Reiches, von dem er den Glauben und die Überzeugung hatte mitnehmen können, daß es die starke Regierung hat, unter der allein der endgültige Wiederaufbau seines geliebten Vaterlandes vollendet werden kann.

Alfred Graf von Schlieffen

1833—1913

Von

Friedrich von Cochenhausen

Es gibt wohl nur wenige Männer der deutschen Heeresgeschichte, deren Andenken in unserem neuen Reichsheere so lebendig geblieben ist als das des Grafen Alfred Schlieffen. Dies ist um so merkwürdiger, als er während seiner Amtszeit als Chef des Generalstabes von 1891 bis 1906 in der Armee verhältnismäßig wenig bekannt war und auch das reiche Schrifttum, das nach seiner Verabschiedung aus seiner nimmermüden Feder entstand, nicht viel weiter als über den Kreis seiner früheren Untergebenen hinausdrang. Aber das Forschen nach den Ursachen, warum uns der Erfolg im Westen während der entscheidenden Septembertage 1914 versagt blieb, führte immer wieder zurück in die Gedankenwerkstatt jenes Mannes, der die letzten zwanzig Jahre seines Lebens rastlos mit nie ermüdender Geisteskraft dem Problem des Zweifrontenkrieges gegen zwei übermächtige Feinde nachgegangen war. So ist es gekommen, daß Schlieffen einer jener wenigen Großen ist, denen das Schicksal zwar verwehrte, ihre Gedanken zur Tat werden zu lassen, deren Gedankenarbeit aber in ihrer Weisheit, Klarheit und Folgerichtigkeit vorbildlich für spätere Generationen fortwirkt. Ja man kann sagen, daß seine stille, selbstlose Arbeit zum Schutze des bedrohten Vaterlandes erst jetzt richtig gewürdigt und als kostbares Vermächtnis bewahrt wird.

Es ist Tatsache, daß Alfred Schlieffen erst spät wirkliche Freude und Befriedigung im militärischen Beruf fand. Am 28. Februar 1833 zu Groß-Krausche als Sohn des Majors a. D. und Gutsbesitzers Grafen Magnus Schlieffen geboren, zog es ihn nach Beendigung des Gymnasiums zunächst zum Studium der Rechtswissenschaften hin. Aber bereits nach kurzer Zeit gab er es wieder auf und trat mit einundzwanzig Jahren in das Zweite Garde-Ulanen-Regiment ein. Sein Vater, ein begeisterter Soldat, hielt es damals für notwendig, ihn auf den „Glanz und die Herrlichkeit des unvergleichlichen Berufs" hinzuweisen. Aber schon ein Jahr später trägt sich der soeben beförderte Leutnant mit Abschiedsgedanken. Der übertriebene, einförmige Drill jener Zeit behagte ihm wenig. Hinzu kam eine gewisse Resignation, die bei ihm die Hoffnung auf eine spätere bevorzugte Laufbahn nicht aufkommen ließ. Als zehn Jahre später ein Teil des preußischen Heeres am Feldzug 1864 gegen Dänemark teilnimmt, wird er als Topograph in Ostpreußen verwendet. Mit „Spannung und Neugierde" liest er während seiner „demütigenden" Beschäftigung die Nachrichten vom

Kriegsschauplatz. 1865 geht indessen sein langgehegter Wunsch in Erfüllung. Er wird zum Generalstab kommandiert. Wiederum nimmt er diesen Erfolg mit einem gewissen Zweifel hin, weil er „die Konsequenzen desselben nicht überschätzen wollte". Aber bereits bei Beginn des Krieges 1866 gegen Österreich erfolgt seine Versetzung in den Generalstab.

In jenen Jahren des Kampfes um eine Laufbahn, die ihm gestatten wird, seine hohen geistigen Fähigkeiten weiterzuentwickeln, tritt eine Charaktereigenschaft besonders bei ihm hervor: die innere Freiheit und Unabhängigkeit, die ihn bekennen läßt: „Ich halte nicht viel von dem Rate anderer; ich habe nie sonderliche Erfahrungen damit gemacht."

1866 verlobt sich Schlieffen mit seiner Cousine Anna, die er zwei Jahre später heimführt. Ein kurzes, nur vier Jahre dauerndes Glück erlebt er an der Seite dieser Frau, die in ihrem frohen Gottesglauben, ihrer schlichten Vornehmheit und edlen Weiblichkeit seine Lebensanschauung richtunggebend beeinflußte. Hat er doch selbst später nach fünfundzwanzig Jahren bekannt, daß sein Hochzeitstag „der wichtigste Wendepunkt seines Lebens" gewesen ist.

Am Feldzug gegen Österreich nimmt Schlieffen als Generalstabsoffizier beim Kavallerie-Korps Prinz Albrecht teil. Er ist Zeuge der Schlacht bei Königgrätz und der verzehrenden Stunden, in denen man in schwerem Kampfe das Eingreifen der kronprinzlichen Armee erwartet. Der Eindruck dieses großen Tages haftet noch jahrzehntelang frisch in seinem Gedächtnis. „Ich habe doch das ‚Nun danket alle Gott' auf den Höhen von Königgrätz gehört, ich habe doch einmal das beseeligende Gefühl empfunden, eine große Schlacht, einen glänzenden Sieg, einen unübertroffenen Triumph preußischer Waffen mitgemacht zu haben", sagt er siebenunddreißig Jahre später. Trotzdem bewahrt er sich in dem Siegesjubel den kritischen Blick für die von den Unterführern begangenen Fehler: „Je mehr man hinter die Kulissen blickt, wird es einleuchtend, daß die Intelligenz der preußischen Armeen doch nicht allein den Ausschlag gegeben hat und daß, wenn man nicht Gottes Hilfe und gnädige Fügung in Anschlag bringt, der glückliche Ausgang oft unerklärlich ist."

Im Herbst 1866 wird Schlieffen nach Paris kommandiert und lernt auf mehreren Reisen während der nächsten anderthalb Jahre Frankreich und seine Bewohner genau kennen. Es ist ihm klar, daß der Machthunger Frankreichs unausbleiblich zum Kriege mit Preußen-Deutschland führen muß. Vielleicht haben diese Eindrücke bis an sein Lebensende in ihm die Überzeugung wachgehalten, daß Deutschland diesem Volke gegenüber immer seinen Bestand zu verteidigen haben werde.

Bei Ausbruch des Krieges 1870 sehen wir ihn im Generalstabe des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg zunächst in Hamburg beim Schutz der Küste und der Grenze gegen Dänemark. Erst nach dem Siege bei Sedan rückt sein Korps in Frankreich ein, belagert Toul und Soissons und nimmt dann teil am

Winterfeldzug an der Loire. Hier sammelt der junge Hauptmann reiche persönliche Kriegserfahrungen, die ihm später sehr zugute kommen sollten.

Auch nach dem Kriege wird er weiter im Generalstabe verwendet, bis er 1876, „dem Frontdienst völlig entfremdet", zum Kommandeur des Ersten Garde-Ulanen-Regiments ernannt wird. Sieben Jahre lang gibt er sich ganz dem Dienst in der Truppe hin mit einer Gründlichkeit und Sachkenntnis, die zeigt, daß es ihm immer nur um die Sache zu tun ist. Dabei findet er ein Gegengewicht gegen die Kleinlichkeiten des Tages in seinen kriegsgeschichtlichen Studien, durch die er mehr und mehr in seine zukünftigen Aufgaben hineinwächst. Freilich ist ihm dies nicht bewußt, denn auch in diesen Jahren ist er sich über seine „eigene Unvollkommenheit" im klaren, ist der Überzeugung, daß es „ihm eben nicht beschieden ist, irgend etwas leicht und mühelos zu erreichen".

1884 wird er als Abteilungschef wiederum in den Generalstab berufen als erster Berater des Grafen Waldersee. In dieser Stellung hat er Gelegenheit, sich dauernd mit den großen Fragen der Kriegführung zu beschäftigen und sich in die Gedankenwelt des Feldmarschalls Moltke ganz hineinzuleben. Es waren Jahre höchster außenpolitischer Spannung, in denen der Revanchegeist Frankreichs zum erstenmal in bedrohlicher Weise emporloderte, in denen Rußland mehr und mehr die Gestalt des zukünftigen Gegners annahm. „Man lebt immer in einer Art von Aufregung", schreibt er, „dies würde ganz gut sein, aber das Gefühl, nicht fertig zu werden und nicht fertig werden zu können, hat etwas Peinigendes."

Unerwartet wird er am 7. Februar 1891 zum Chef des Generalstabes ernannt. Er hat das Gefühl der Übernahme einer ungeheueren Verantwortung, aus dem heraus er seiner Schwester Luise schreibt, es sei ihm „bange zumute", aber er baue darauf, daß Gott, der ihn da hineingeführt habe, ihn nicht verlassen werde. Der äußere Glanz dieser Stellung läßt ihn völlig kalt: „Ich habe nie eine Stelle begehrt, ich habe mich nie um die Liebe meiner Vorgesetzten noch um die Gunst des Kaisers beworben." Es spricht daraus das völlige Aufgehen in der Sache und eine innere Unabhängigkeit, die ihm den Mut gibt, das unerhört schwierige Problem anzupacken, unsere aufs schwerste gefährdete politische Lage durch die geistige Leistung auf militärischem Gebiet zu einer erträglichen und hoffnungsvollen zu gestalten.

*

Bismarcks Sturz und die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland rückte die Möglichkeit des Kampfes gegen zwei Fronten, mit der Moltke schon seit 1871 gerechnet hatte, plötzlich in greifbare Nähe. Schlieffen sieht für diesen Fall nur ein Mittel, den Kampf gegen die Übermacht siegreich zu bestehen: die Operation auf der inneren Linie, das heißt die Vereinigung aller irgend verfügbaren Kräfte zum vernichtenden Schlage gegen den einen Gegner, während der andere durch möglichst knapp zu bemessende Teilkräfte hingehalten

werden soll. Dieser einfache Gedanke ist auch für den Laien deshalb so durchaus überzeugend, weil man sich sagen muß, daß ein passives Sichverteidigen gleichzeitig in Ost und West angesichts der beiden weit überlegenen Feinde unrettbar in kurzer Zeit zum Zusammenbruch führen mußte. Nur dadurch, daß man den einen zuerst entscheidend erledigt und sich dann unter Ausnutzung des vortrefflichen deutschen Eisenbahnnetzes auf den anderen stürzt, besteht die Aussicht, aus dem ungleichen Kampfe siegreich hervorzugehen. Diese Art der Kriegführung erscheint Schlieffen gerade in unserer Zeit dringend geboten, denn „der Kulturzustand der Völker, der Aufwand der zur Unterhaltung der Millionenheere erforderlichen unermeßlichen Mittel verlangt rasche Entscheidung, baldiges Ende".

Bis Anfang der neunziger Jahre hatte man mit der Möglichkeit gerechnet, den Russen in Polen schnell eine entscheidende Teilniederlage beibringen zu können, zumal Frankreichs Heer noch keine besondere Offensivkraft innezuwohnen schien. Der Feldmarschall Moltke hatte daher die Offensive im Osten und die Defensive im Westen ins Auge gefaßt. In den nächsten Jahren verschoben sich die Verhältnisse aber grundlegend: Rußland konnte infolge Vervollkommnung seines Bahnnetzes je eine Armee schnell aus dem Inneren sowohl an der Ostgrenze Ostpreußens als auch Ostgalizien gegenüber aufmarschieren lassen. Bei einem konzentrischen Vorgehen der Deutschen und Österreicher nach Polen hinein wären demnach ihre Ostflanken durch diese Kräfte aufs schwerste bedroht gewesen. Andererseits war die Schlagkraft des französischen Heeres von Jahr zu Jahr gewachsen, so daß ein hinhaltender Kampf schwächerer deutscher Kräfte an der Westfront leicht zu einer Katastrophe für sie werden konnte. Schlieffen kam daher zu dem Schluß, daß die eigene Selbsterhaltung gebiete, zuerst den schneller schlagbereiten westlichen Gegner anzugreifen. „Das 1871 Errungene wird nicht am Narew oder Bug, es wird an der Seine verteidigt."

Voraussetzung für eine derartige Operation war die wirkliche Vernichtung des einen der beiden Gegner. Diese Möglichkeit sah Schlieffen „darin, daß man sich mit allen seinen Streitkräften oder wenigstens mit dem größten Teil auf die Flanke oder in den Rücken des Feindes begibt, ihn zur Schlacht mit verkehrter Front zwingt und in der für ihn ungünstigsten Richtung zurückdrängt". Er wandelte dabei auf den Erfahrungen Moltkescher Strategie, dem das gleiche Verfahren bei Metz und Sedan so unerhörte Erfolge gebracht hatte.

Wie aber sollte dieser Gedanke Frankreich gegenüber in die Tat umgesetzt werden, dessen Ostfront inzwischen durch eine von Belfort über Toul bis Verdun laufende, stark befestigte Fortlinie geschützt war? „Wenn es den Deutschen gelingt, die Franzosen zurückzuweisen", schreibt er, „so werden diese hinter ihre Befestigungen zurückweichen, hier haltmachen und den Sieger zu einer mühsamen Belagerung zwingen." Selbst wenn der Durchbruch durch die Festungsfront gelänge, stehe noch ein mühsamer Feldzug in das Innere des Landes hinein mit allen Schwierigkeiten eines Volkskrieges bevor, der sehr starke Kräfte erfordere

und „eine Zeitdauer bedingt, welche uns mit Rücksicht auf Rußland kaum zu Gebote steht". Schlieffen bezweifelt zudem, daß die Franzosen überhaupt den Fehler begehen würden, bei Kriegsbeginn die Offensive zu ergreifen. Er schreibt: „Es könnte im Interesse Frankreichs liegen, mit dem Angriff zu warten, bis der langsamere Verbündete — der Russe — herankommt, unser Leben zu bedrohen, und uns zwingt, von dem einen Gegner abzulassen und uns dem anderen zuzuwenden."

In zahlreichen Studien, Kriegsspielen und Übungsreisen hat Schlieffen mit dem Problem gerungen, ob es möglich sei, ohne Verletzung neutralen Gebietes einen entscheidenden Sieg gegen die Franzosen zu erringen. Immer wieder kommt er zu dem Schluß, daß es nicht möglich ist, daß günstigstenfalls nur ein „ordinärer" Sieg zu erwarten sei. Wenn man dann gezwungen sein werde, sich mit den Hauptkräften gegen den auf Berlin vorrückenden Ostgegner zu wenden, werde der nur halb geschlagene Franzose bald wieder vorgehen und im Westen gegen unsere Teilkräfte zu einem Zeitpunkt einen Sieg erringen, wenn unsere Hauptmacht im Osten gegen den Russen festgelegt sei. Daraus müßte sich unweigerlich für uns der Zusammenbruch ergeben.

Trotzdem befreundet er sich nur schweren Herzens mit dem Gedanken, luxemburgisches und belgisches Gebiet zu betreten, weil er die politischen Nachteile eines solchen Vorgehens wohl einzuschätzen weiß. Noch bis zum Jahre 1899 ist daher eine Grenzverletzung nicht vorgesehen. Dann erst mehr in der Absicht einer lokalen Umfassung der Festung Verdun, indem der Nordflügel des deutschen Aufmarsches nicht viel weiter als über die Nordspitze Luxemburgs hinausragt. Es ist bemerkenswert, daß Belgien bereits viel früher als Schlieffen mit dem deutschen Einmarsch als etwas Selbstverständlichem rechnete und Lüttich und Namur befestigte.

Aber auch der Gedanke, den Nordpfeiler der französischen Festungsstellung Verdun nur mit Teilkräften zu umfassen und die Masse des deutschen Heeres frontal gegen die Linie Epinal—Verdun anlaufen zu lassen, der in den neunziger Jahren erprobt und durchdacht wurde, mußte abgelehnt werden. Barg er doch die große Gefahr in sich, daß die Franzosen über die Umfassungsarmee mit bei weitem überlegenen Kräften herfallen könnten, wenn die Front und der Eckpfeiler Verdun sich behaupteten.

So kommt Schlieffen endlich auf den Gedanken, „mit dem gesamten Heere, wenigstens mit seinem wesentlichsten Teil, um Verdun herumzumarschieren". „Mit anderen Worten, man greift nicht die Front Verdun—Belfort, sondern die Front Verdun—Lille an, denn so weit nach Westen wird man sich ungefähr ausdehnen müssen, um den nötigen Raum zur freien Bewegung zu gewinnen. Auf der neuen Front finden sich auch Befestigungen, aber nicht so starke und nicht so schwer zu bewältigende wie auf der uns zugekehrten."

Daraus entsteht dann der Westaufmarsch 1905/1906, der im landläufigen Sinne als der „Schlieffen-Plan" bezeichnet wird. Sein rechter Flügel reicht bis

nach Aachen hinauf, sein linker liegt in der Gegend von Saarburg. Der Schutz des Oberrheins soll einer italienischen Armee übertragen werden, die über den Brenner nach Süddeutschland befördert wird. Das Charakteristische des Aufmarsches ist die starke Tiefengliederung auf dem rechten Flügel, die den Zweck hat, ihm während des langen, kräftezehrenden Vormarsches durch Belgien und Nordfrankreich dauernd die notwendige Schwung- und Stoßkraft zu erhalten.

Dieser Nordflügel sollte mit 33½ Korps in die tiefe Nordflanke der französischen Festungsfront vorgehen. Er war siebenmal so stark als diejenigen Kräfte, die in Elsaß-Lothringen den Gegner frontal binden sollten. Mochten diese von überlegenem Gegner in die Pfalz und in Baden zurückgedrängt werden! Schlieffen sah dies nicht als einen Nachteil, sondern als einen Vorteil an, als einen „Liebesdienst", den uns der Gegner erwies. Mußte doch dann der gewaltige Ansturm unseres rechten Flügels noch geringeren Widerstand finden. Es entstand für uns die begründete Aussicht, westlich von Paris ausholend den Gegner mit verwandter Front zur großen, letzten Entscheidungsschlacht zu stellen und auf Schweizer Gebiet abzudrängen.

Kritisierende Epigonen haben es beanstandet, daß Schlieffen angeblich diesen Aufmarsch von 1905/1906 als Allheilmittel für alle möglichen politischen Lagen angesehen habe. Sie beweisen damit, daß sie in die Gedankenarbeit Schlieffens nie gründlich eingedrungen sind. Denn er beschäftigt sich in dieser Zeit ebensowohl mit einer anderen Lage, in der die Politik die Forderung stellte, zunächst die Hauptkräfte gegen Rußland einzusetzen, als auch mit einer dritten, in der die Engländer bei Kriegsbeginn starke Kräfte an der jütischen Küste landeten. In diesen beiden Fällen muß eine deutsche Unterlegenheit gegen eine französische Überlegenheit kämpfen. Schlieffen lehnt hier eine Offensive in Feindesland ab, hält aber trotzdem an einer offensiven Führung der Operationen fest. Er verlangt, daß auch das unterlegene deutsche Westheer den Feind entscheidend schlage. „Das läßt sich nicht durch Stehenbleiben, sondern nur durch Bewegung erreichen. Die Franzosen, wenn sie ihre befestigten Linien verlassen, müssen angegriffen werden. Alle Führer, welche mit Erfolg einen Angriff gegen einen überlegenen Feind unternahmen, haben einen Flügel des Gegners angegriffen."

Der Feind werde sich beim Vormarsch durch Umgehung der Festungen Metz-Diedenhofen und Straßburg-Molsheim in getrennte Gruppen teilen müssen. Diesen Nachteil habe die deutsche Führung sich zunutze zu machen, indem sie gegen eine dieser Gruppen mit zusammengefaßten Kräften einen entscheidenden Schlag führe und die anderen mit Teilkräften aufhalte.

Die Schwierigkeit solcher Operationen unterschätzt Schlieffen nicht. Wenn ein kleineres Heer Flanke und Rücken des Feindes angreift, „setzt es sich selbst der größeren Gefahr aus und unternimmt ein doppeltes Wagnis, denn auch seine Flanke und sein Rücken ist dann auf das äußerste bedroht. Dazu gehört ein zielbewußter Führer, ein eiserner Charakter, ein hartnäckiger Wille zum Siege und

eine Truppe, die sich über das Entweder-Oder klar ist. Allein bringen indes diese Faktoren noch nicht den Sieg. Es gehört noch dazu, daß der Feind, durch die Plötzlichkeit des Angriffs überrascht, mehr oder weniger in Verwirrung gerät und seine übereilten Entschlüsse durch die Hast der Ausführung verdirbt." Schlieffen will daher nicht aus einem automatisch-ablaufenden, starren Aufmarsch heraus in die Operationen eintreten, sondern einen Teil der eigenen Kräfte zunächst in ihren Mobilmachungsbezirken transportbereit halten, bis der Gegner seine schwache Stelle aufgedeckt hat. Gegen diese sollen sie dann schlagartig und überraschend heranbefördert werden.

Schlieffen zog weiter die Möglichkeit in Erwägung, daß der kriegsentscheidende Erfolg im Westen ausblieb und nach einem unvollkommenen Siege nur eine „Pause" in den Operationen eintrat. Diese Pause mußte seiner Ansicht nach dazu ausgenutzt werden, dem Russen einen Schlag zu versetzen. Über die Schwierigkeit dieser Aufgabe gab er sich ebenfalls keinen Illusionen hin. Er schrieb darüber: „Für gewöhnlich werden wir schwächer sein als der Gegner. Wie es zu machen ist, als Schwächerer den Stärkeren zu schlagen, dafür gibt es kein Rezept, kein Schema. Im allgemeinen kann man sagen, daß, wenn man nicht stark genug ist, den ganzen Gegner zu schlagen, danach getrachtet werden muß, einem Teil desselben eine Niederlage beizubringen." Bereits 1894 rechnete er damit, daß der Russe mit zwei getrennten Armeen, einer am Njemen und einer am Narew, gegenüber Ostpreußen aufmarschieren werde. „Man muß versuchen, zunächst eine der russischen Armeen entscheidend zu schlagen, um sich dann gegen die andere zu wenden." Die Durchführung dieses Gedankens erscheint ihm einmal durch die Masurischen Seen begünstigt zu werden, die den Feind in seiner Trennung erhalten, und dann durch die Festung Königsberg, die gestattet, überraschend gegen die Flanke der vormarschierenden Njemen-Armee vorzustoßen.

Aber nicht allein mit dem Problem des Schutzes von Ostpreußen beschäftigte er sich. Er sah auch den Fall vor, daß die Umstände es erforderlich machen würden, erhebliche Teile der Provinz zu räumen und sich auf die Verteidigung der Weichsellinie zu beschränken. Auch hier leitet ihn der gleiche Gedanke, den einen Teil des durch den Strom getrennten Gegners unter Zusammenfassung aller verfügbaren eigenen Kräfte anzugreifen und den anderen mit einem Mindestmaß an Truppen aufzuhalten. Immer wieder schafft er neue Lagen, immer wieder gibt er in seinen geistvollen Besprechungen neue Aushilfen, um seine Untergebenen zu unvoreingenommener Betrachtung der Dinge und zur Selbständigkeit in der Entschlußfassung zu erziehen.

So wäre es abwegig, zu glauben, daß Schlieffen sich in den Jahren seiner Amtsführung als Chef des Generalstabes um die Erkenntnis eines bestimmten Siegesrezeptes bemüht hätte. Er hat vielmehr nur gewisse allgemeine Grundsätze der Kriegführung herausgearbeitet. Bestimmend für ihre praktische Anwendung war seiner Ansicht nach die politische und militärische Lage, vor die der Ernstfall

den militärischen Führer stellen wird. So sehen wir in ihm den großen Lehrmeister des neuzeitlichen Krieges, der die Selbständigkeit des Denkens und die geistige Freiheit, die er selbst vertritt, auch auf den Generalstab zu übertragen sich rastlos bemühte. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit und logischen Schärfe prüfte er alle wehrpolitischen, operativen und taktischen Möglichkeiten. Er war der Ansicht, daß der Führer, jede — auch die schwierigste Lage — zu meistern imstande sein müsse. Deshalb stellte er den Generalstab immer wieder vor neue schwierige Lagen, um ihn zu tatkräftigem und zugleich überlegtem Handeln zu erziehen. Wußte er doch, daß der Zukunftskrieg gegen die Übermacht unerhörte Anforderungen an den einzelnen stellen würde, über deren Ausmaße sich die meisten seiner durch die schnellen Erfolge von 1866 und 1870/1871 verwöhnten Zeitgenossen ganz falschen Vorstellungen hingaben.

*

Schlieffens stetes Streben ging dahin, das Instrument, mit dem dieser unausbleibliche Kampf geführt werden sollte, möglichst stark und gut zu machen. Hier hatte er gegen die eigentümliche Auffassung des Kriegsministeriums anzukämpfen, die eine weitere zahlenmäßige Vermehrung des Feldheeres nicht für angängig hielt, ja in ihr sogar eine ernste Gefahr erblickte. Schlieffens Standpunkt war, daß wohl unter allen Feldherren, die je gelebt, „noch keiner über die allzu große Menge der ihm übergebenen Truppen Beschwerde geführt habe". Er wußte, daß der neuzeitliche Krieg von Millionenheeren geführt werden würde, ob man wollte oder nicht. „Nur mit großen Mitteln und großen Anstrengungen werden große Dinge vollbracht und große Ideen verwirklicht." Deshalb war er bemüht, die Gesamtheit unserer Volkskraft für die Verteidigung des Vaterlandes heranzuziehen. Sah er doch mit Besorgnis, daß Scharnhorsts Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht bei uns mehr und mehr verwässert wurde. Aber er drang nicht durch. Das Kriegsministerium hatte die Sorge, daß die Armee bei weiterer Vermehrung ihre guten Eigenschaften einbüßen würde, die Mehrheit des Reichstages sträubte sich grundsätzlich dagegen, und dem Reichskanzler von Bülow lag viel mehr daran, die Flottenvermehrung durchzuführen. Immer wieder forderte Schlieffen die Verstärkung des Friedensheeres und, als dies ohne Erfolg war, die Einbeziehung der Landwehr und des Landsturmes in das Feldheer. „Die Tatsache", so schreibt er 1903 an das Kriegsministerium, „daß Frankreich mit 39 Millionen Einwohnern 995 Bataillone zum Feldheer stellt, Deutschland mit 56 Millionen aber nur 971, spricht eine vernehmliche Sprache."

Über „die mit der Größe der Heeresstärke sich steigernden Anforderungen an die Operationsfähigkeit der Heereskörper sowie an ihre Leitung und Verpflegung" war sich Schlieffen völlig im klaren und zog daraus „die für seinen Wirkungskreis sich ergebenden Folgerungen". Er war der Ansicht, daß es in erster Linie von dem Persönlichkeitswert der Führer abhänge, ob sie dieses Problem zu lösen imstande

seien. Ganz besonders schien es ihm notwendig, daß die Unterführer sich gewöhnten, im Sinne der Obersten Führung zu denken und zu handeln. Wohl erkannte er an, daß die Erfolge des Krieges 1870/1871 zum großen Teil der Selbsttätigkeit und Initiative der Unterführer zu danken seien. „Aber es ist doch zu bedenken, daß es verschiedene Arten von Initiative gibt, die eine, wie sie durch den Kronprinzen von Sachsen, den General von Alvensleben usw. ausgeübt wurde, und eine andere, als deren Repräsentant der General von Steinmetz gelten kann. Mit der einen Art siegt man, mit der anderen hat man alle Aussicht, geschlagen zu werden." Bei seinen Generalstabsreisen hatte er häufig bemerkt, „daß jeder für sich weiterstürmte, so weit er konnte, an den Feind heran, von dem man nicht wußte, wo er eigentlich stände". Mehr und mehr drängt sich ihm dadurch die Überzeugung auf, daß die Millionenheere straff geführt werden müssen, daß die „Direktive" oder „Weisung" oft durch bindende Befehle ersetzt werden muß. Mit seiner ganzen Autorität setzt er sich für die Ausnutzung der neuzeitlichen technischen Nachrichtenmittel ein, weil er sich darüber völlig klar ist, daß nur mit ihrer Hilfe die weiten Räume moderner Kriegsschauplätze schnell und rechtzeitig durchmessen werden können. So wird er der Schöpfer einer selbständigen Telegrafentruppe. Er sah den „modernen Alexander", wie er auf einem bequemen Stuhle vor einem breiten Tische auf einer Karte das gesamte Schlachtfeld vor sich hat und „zündende Worte telefoniert", wie er mit Hilfe der neuzeitlichen Nachrichtenmittel die Meldungen der Erd- und Luftbeobachtung empfängt.

Und auch in allen anderen Fragen der Technik war Schlieffen ein durchaus moderner Mensch, der rastlos bestrebt war, ihre neuesten Errungenschaften auszunutzen. Er erkannte, daß der Verteidiger mehr, als es früher geschehen war, zum Spaten greifen werde und daß dadurch die schnelle Entscheidung, die er brauchte, wesentlich gehemmt werden würde. Deshalb war es sein Bestreben, die Angriffskraft der Truppe durch Erhöhung der artilleristischen Leistung zu steigern. Trotz zahlreicher Widerstände gelang es ihm, die Fußartillerie in den Verband des Feldheeres einzugliedern und sie wesentlich beweglicher zu machen. Er schuf damit die „Schwere Artillerie des Feldheeres", die mit der 15-cm-Haubitze und dem 21-cm-Mörser alle feldmäßigen Eindeckungen zu durchschlagen vermochte und damit die Voraussetzung schuf, befestigte Feldstellungen auch im Frontalangriff zu Fall zu bringen.

Schließlich steigerte er die Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen für militärische Zwecke. Während sie bisher fast ausschließlich für den Aufmarsch des Heeres und den Nachschub ausgenutzt wurden, sah Schlieffen in ihnen ein hervorragendes Mittel, Kräfteverschiebungen von einem zum anderen Kriegsschauplatz durchzuführen. Sie wurden damit inniger mit der Führung der Operationen verknüpft und für den Schwächeren unentbehrlich, wenn es ihm darauf ankam, überraschend an irgendeiner Stelle eine Überlegenheit zu bilden.

*

Bereits seit dem Jahre 1903 waren Kräfte am Werke, die Schlieffen beseitigen wollten. Er war den Epigonen unbequem, weil er die Dinge so ansah, wie sie waren, weil er rückhaltlos seiner berechtigten Sorge über Deutschlands sich ständig verschlechternde wehrpolitische Lage Ausdruck gab. Im August 1905 erlitt er beim Reiten einen Beinbruch und wurde während der nächsten beiden Monate durch den für ihn als Nachfolger ausersehenen General von Moltke vertreten. Als er am 26. Oktober anläßlich der Einweihung des Moltke-Denkmals wieder seinen Dienst antrat, erkannte er, daß sein Vertreter in ganz anderen operativen Anschauungen lebte. Hatte dieser doch in einer Verfügung an die Kommandierenden Generale es für besonders wichtig bezeichnet, daß Übungen in der „Vorbereitung und planvollen Durchführung des Frontalangriffes in großem Verbande" stattfänden, und vor einseitiger Bevorzugung der Umfassung gewarnt. Als Schlieffen in einer wundervollen Rede die Verdienste des verewigten Feldmarschalls würdigte, mag wohl bange Sorge um die Zukunft sein Herz beschlichen haben, mag er wohl voll Kummer und Schmerz bedauert haben, daß der Neffe das geistige Erbe des Siegers von Königgrätz, Metz und Sedan so wenig begriffen hatte. Er entwarf in dieser Rede nicht nur ein großartiges Bild der Taten des verewigten Feldmarschalls, sondern zeichnete ihn auch als das erhabene menschliche Vorbild, der „das Selbst und das Ich nicht kannte, der über alles, was uns an die eigene Person kettet, weit erhaben war", der „nicht für sich, für seinen Ehrgeiz, für seinen Ruhm" gekämpft und gearbeitet hatte. Auch Schlieffen hatte sein ganzes Leben hindurch die gleiche Selbstlosigkeit bewiesen und hütete damit in einer Zeit, in der das „Ich" mehr und mehr eine Rolle spielte, die seit Gneisenau bewährte Tradition des Generalstabes in reinster Gestalt.

Wenige Monate später erhielt er den Abschied. Gerade seine nächsten Mitarbeiter mögen wohl die Worte seiner Abschiedsrede von dem „unnütz gewordenen Knecht", dem „die Bürde abgenommen wurde, die zu tragen sein alternder Geist und sein morscher Körper nicht mehr vermochten", eigentümlich angemutet haben. Wußten sie doch, daß er noch wenige Wochen zuvor seine berühmt gewordene Denkschrift „Krieg gegen Frankreich" verfaßt hatte, welche die „in zweifelnder Brust" entstandenen Gedanken über dieses Problem in nie wieder erreichter Klarheit und Folgerichtigkeit wiedergab. Die Vorgänge, die zu seiner Verabschiedung führten, sind in Dunkel gehüllt. Der Reichskanzler Bülow hat in seinen Erinnerungen erklärt, daß er daran unbeteiligt sei. Trotzdem aber gewinnt man den Eindruck, daß der stete, besorgte Mahner unbequem geworden war, ganz besonders in jener Zeit, in der Rußland durch ostasiatischen Krieg und Revolution aktionsunfähig geworden war und die letzte Gelegenheit ungenutzt verstrich, das nach Revanche dürstende Frankreich in seine Schranken zurückzuweisen.

So mußte Schlieffen wie einst Gneisenau auf der Höhe seines Schaffens in die Dunkelheit zurücktreten. Aber die bange Sorge um Deutschlands Sicherheit ließ ihn nicht zur Ruhe kommen und drückte ihm die Feder in die Hand, um dem

heranwachsenden Führergeschlecht die Geheimnisse wahrer Feldherrnkunst aufzuzeigen. „Wollen wir Friedrich dem Großen, Napoleon und Moltke glauben, so ist das, was einen Feldherrn ausmacht, nur durch Versenkung in die Vergangenheit, in die Geschichte, in die Feldzüge großer Meister zu erwerben." Er war zu der Erkenntnis gekommen, daß Generale wie Generalstab sich jetzt zu viel mit den Fragen der niederen Truppenführung befaßten und zu wenig den Gründen nachgingen, denen die großen Feldherren der Vergangenheit ihre Erfolge verdankten. So schreibt er seine Studien „Hannibal", „Friedrich der Große", „Gneisenau" und „Benedek". Er sucht dabei diese Männer rein menschlich und psychologisch zu verstehen, den Motiven ihres Handelns nachzugehen und jene verborgenen Umstände zu ergründen, die ihre Entschlüsse entscheidend beeinflußten. Er schreibt weiter seine umfassende Arbeit „Cannä", in der er den Vernichtungsgedanken, wie er in jener Schlacht, wie er bei Friedrich dem Großen, bei Napoleon und in den deutschen Einigungskriegen zum Ausdruck kommt, immer wieder herausstellt. Er schreibt schließlich seine Studien „Der Feldherr", „Der Krieg in der Gegenwart" und „Über die Millionenheere". Er zeichnet darin den Zukunftskrieg in den ungeheueren Ausmaßen, die der Kampf „Volk wider Volk" hervorruft, er zeichnet aber auch ungeschminkt die Lage, in die wir durch Englands Einkreisungspolitik hineingeraten waren — und zieht sich die Mißbilligung des offiziellen Deutschlands und fast der ganzen Presse zu. Man erblickt in ihm nur den Schwarzseher, der überflüssigerweise alles grau in grau malt.

Und doch war dem nicht so! Denn Schlieffen hat sich in diesen Schriften nicht darauf beschränkt, mit klarem Wirklichkeitssinn die Dinge so zu sehen, wie sie waren. Er hat auch Mittel und Wege gesucht, um diesen unvermeidlichen Kampf gegen die Übermacht siegreich zu bestehen. Sein einsamer, willensstarker Geist findet diese Mittel vornehmlich in der Seele des Feldherrn. Deshalb sind diese Schriften zugleich ein Selbstbekenntnis, das Wesen und Charakter des großen Mannes nach jeder Richtung erkennen läßt.

So wollen wir uns denn noch zum Schluß in diese Gedankenwelt Schlieffens vertiefen und mit seinen Anschauungen über Politik und Kriegführung beginnen. Er weist darauf hin, daß die den Koalitionen innewohnende Schwäche für den Kämpfer gegen die Übermacht einen Vorteil in sich schließt. Bei seiner Darstellung des Siebenjährigen Krieges hebt er dieses Moment immer wieder hervor und belegt es mit den Worten des Großen Königs, die dieser am Schluß des Jahres 1758 schreibt: „Diese so überlegenen Kräfte, diese aus allen vier Ecken der Erde gegen uns losbrechenden Nationen, was haben sie erreicht? ... Einer hat sich auf den anderen verlassen. Daher diese Lässigkeit in ihren Bewegungen, diese Langsamkeit in der Ausführung ihrer Pläne." Das ist ihm eine Bestätigung für seine Auffassung, daß es im Kampfe gegen eine überlegene Koalition darauf ankommt, frühzeitig einen der Gegner vernichtend zu schlagen durch Vereinigung möglichst starker Kräfte gegen ihn auch unter rücksichtsloser Entblößung der anderen Fronten.

Wir haben bereits gesehen, wie lange Schlieffen mit dem Gedanken gerungen hat, ob nicht doch vielleicht die Verletzung der belgischen Neutralität vermeidbar sei. Er studierte diese Frage eingehend an Hand der Lage Friedrichs des Großen 1756. Alle politischen Nachteile, die der Entschluß zum Einmarsch in das neutrale Sachsen für ihn nach sich ziehen mußte, führt er, ohne zu beschönigen, an, auch den, daß das Ausland ihn „zum allgemeinen Feind der Menschheit stempeln würde, den man teilen, unterdrücken und fressen müsse". Und doch hält er diesen Entschluß für den einzig richtigen, weil das Objekt, welches Friedrich schützen wollte: Schlesien, durch das damalige Sachsen fast völlig vom Hauptteil des preußischen Staates abgetrennt war. Ohne den Besitz Sachsens war daher eine erfolgreiche Operation gegen Österreich unmöglich. Es handelte sich hier um Sein oder Nichtsein des preußischen Staates, der durch die große Koalition drohte zermalmt zu werden. Es handelte sich um einen reinen Akt der Notwehr. In Schlieffens Überlegungen spielte Belgien die gleiche Rolle wie damals Sachsen. Ohne seinen Besitz war es unmöglich, den gefährlichsten unserer Gegner entscheidend aus dem Felde zu schlagen, war es unmöglich, aus unserer verzweifelten Lage herauszukommen. Moralisch fühlte er ebenso wie einst der Große König keinerlei Schuld, weil die Rettung des Vaterlandes ihm oberstes Gesetz war.

Das, was der gegen eine Übermacht kämpfende Feldherr vor allem nach Schlieffens Ansicht besitzen muß, ist eine nimmermüde Initiative. Er müsse, solange es irgend möglich sei, selbst die Operationen bestimmen und dürfe „nicht in passiver Aufstellung abwarten, was der Feind über ihn beschlossen habe". Freilich könne das nur ein Feldherr, der von einem festen Vertrauen in sein eigenes Können, von einem hohen Selbstbewußtsein erfüllt sei, der in seiner Brust die leidenschaftliche Kampflust des Helden fühle.

Schlieffen folgert weiter aus der Kriegsgeschichte, daß man auch heute noch alles daransetzen müsse, die Kriege „kurz und vif" zu führen. Friedrich der Große habe mit Recht befürchtet, daß sein Heer im Laufe eines längeren Krieges mehr und mehr den festen Zusammenhalt — die „formidable Haltung" — wie er es nannte — verlieren werde. Mit Recht habe der König den Ausspruch getan: „Jede Bataille, so wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes sein!" Schlieffen wendet diesen Gedanken auf unsere Zeit an und meint, wenn es nur gelänge, einen Feind nach dem anderen ein Stück zurückzudrängen, würden die Gegner sich bald wieder erholen und von neuem angreifen. Daraus müsse sich ein „Hinundherziehen der deutschen Streitkräfte" von einem zum anderen Kriegsschauplatz ergeben, eine „Art Kriegführung, die auf die Dauer zur gänzlichen Aufreibung des deutschen Heeres führen müsse". Deshalb sei es notwendig, jeden Schlag so vernichtend zu gestalten, daß der betroffene Gegner gänzlich oder wenigstens für längere Zeit ausfiele.

Wie dies zu erreichen ist, schildert Schlieffen an der Hand zahlreicher Entscheidungsschlachten der Kriegsgeschichte, und mit besonderer innerer Begeisterung

am Beispiel von Leuthen: wie der König nicht die formidable Stellung des weit überlegenen Feindes in der Front angreift, sondern sein Heer überraschend in die Flanke des Gegners vorführt, wie dieses Heer mit „einer den modernen Strategen unheimlichen Geschwindigkeit" — meint er sarkastisch — aufmarschiert und dann in unaufhaltsamem Siegeslaufe den Flügel des Feindes überrennt. Es ist der Cannä-Gedanke, den Schlieffen von den Zeiten Hannibals bis zu denen Moltkes vor dem Auge des Lesers immer wieder in neuer Form entstehen läßt.

Es wäre aber ein Irrtum, zu glauben, daß Schlieffen den Kampf gegen die Übermacht für aussichtslos gehalten hätte, wenn sich der erste große Schlag nicht für den Gegner vernichtend gestaltete. Mit besonderer Betonung weist er darauf hin, daß Friedrichs böhmischer Feldzug 1757 mit einem großen Mißerfolg endete, der König es trotzdem verstand, den Krieg siegreich zu Ende zu führen. Aber es gehören Standhaftigkeit, seelischer Gleichmut und unerhörte Willensstärke dazu, einen solchen Kampf zu bestehen. Deshalb verweilt Schlieffen bei seiner Darstellung des Siebenjährigen Krieges ganz besonders dort, wo die Überzahl der Feinde den König fast zu erdrücken scheint, wo er vorübergehend keinen Ausweg mehr sieht als den freiwilligen Tod. Alle seine Worte zitiert er, die uns in die wahre Seelenstimmung des Unterlegenen versetzen sollen. „Das heißt nicht leben, sondern vielmehr tausendmal täglich sterben . . . Dauert der Krieg fort, so sehe ich meinen Untergang vor Augen." Da ist nichts von Hurrastimmung. Da ist nur bohrende Verzweiflung. Und doch zeigt Schlieffen, wie sich der König immer wieder davon freimacht, wie er es nie über sich gewinnt, seinen Untergebenen gegenüber Schwäche an den Tag zu legen. Schlieffen findet das Motiv, aus dem heraus der König diese unerhörte Willenskraft aufbringt, in seinem nationalen Ehr- und Verantwortungsgefühl, das ihn nach dem Siege von Roßbach die Worte sagen läßt: „Nun kann ich in Frieden in das Grab sinken, nachdem die Ehre meiner Nation gerettet ist. Wir können unglücklich sein, aber wir können nicht ehrlos sein."

Schlieffen schildert weiter am Beispiel des Großen Königs, wie er es versteht, höchste Leistungen aus seinen Untergebenen herauszuholen: wie er diese bei Zorndorf am Ehrgefühl packt: „Meine Devise ist siegen oder sterben. Und wer nicht ebenso denkt, soll nicht über die Oder gehen, sondern sich zu allen Teufeln scheren!", wie er pflichtvergessene Generale rücksichtslos bestraft, wie er „jeden Offizier, der Gesichter schneidet und sagt, es sei alles verloren", mit Kassation und Festung bedroht. Schlieffen will damit zeigen, daß der Verkehr mit Untergebenen in den furchtbaren Krisen des Kampfes gegen die Übermacht sich anders abspielt als in ruhigen Friedenszeiten.

Und doch kommt Schlieffen zu dem Schluß, daß neben der harten und gebieterischen Seite der großen Feldherren doch der Zauber ihrer Persönlichkeit in weit höherem Maße auf ihre Untergebenen wirkte, daß gerade im schwersten Unglück diese Männer eine geheimnisvolle Macht ausstrahlen, die alle wie mit

unsichtbaren Banden an sie kettet. Schlieffen schildert die wunderbare Wirkung, die Friedrichs berühmte Ansprache vor der Schlacht bei Leuthen auf seine Offiziere ausübt, erzählt, wie der König abends durchs Lager reitet und mit seinen Grenadieren spricht, wie diese von Gewaltmärschen erschöpften Leute den König in seiner Not noch zu trösten suchen. Er zeigt, wie die ungeheuere sittliche Kraft dieses Mannes unsichtbar neue Kräfte in seinen Untergebenen entstehen ließ.

Diese geheimnisvolle Macht des großen Feldherrn wirkt im umgekehrten Sinne auch auf seine Feinde. „Die ganze gegen Friedrich anmarschierende Welt", sagt Schlieffen, „ . . . hat bei der Nachricht von Prag betroffen haltgemacht, als wäre ihr der Atem ausgegangen." Ja es tritt sogar der allen Gesetzen der Logik ins Gesicht schlagende Fall ein, daß nach der vernichtenden Niederlage Friedrichs bei Kunersdorf der Russe sich zurückzieht und weder Österreicher noch Schweden noch Reichsarmee vorzugehen wagen. Man scheut sich, mit jenem unheimlichen Manne erneut anzubinden, der in jener entsetzlichen Schlacht bis in die Dunkelheit hinein nur angriff und immer wieder angriff. „Zwei Monate nach Kunersdorf", schreibt Schlieffen, „hatten die Sieger, verfolgt von den Besiegten, die preußischen Lande geräumt." So tritt bei Friedrichs Gegnern allmählich ein Zustand der Hoffnungslosigkeit ein. „Man fängt an, die Überzeugung zu gewinnen, daß man mit diesem Gegner doch nicht zu Ende kommen werde . . . Keiner konnte sich der ‚peur extrême qu'on a du roi de Prusse' mehr erwehren."

Mit dieser Schilderung werden alle die, die mit der Persönlichkeit Schlieffens nur den Begriff tiefgründigen historischen Wissens und unerbittlich strenger Logik verbinden wollen, widerlegt. Wir sehen hier, daß er den ins Transzendente gehenden unfaßbaren und geheimnisvollen Kräften in der Brust des Feldherrn, die oft aller logischen Berechnung spotten, eine entscheidende Bedeutung beimißt. In seiner Studie „Der Feldherr" spricht er es offen aus: nur derjenige Führer sei fähig, einen stärkeren Gegner niederzuwerfen, den „etwas Übermenschliches, Überirdisches, nenne man es Genie oder wie man will, durchdringe. Der Feldherr, der die Übermacht besiegen will, muß „an seine höhere Mission" glauben.

*

So hat Schlieffen am Ende seines Lebens in der Kriegsgeschichte eine Bestätigung dessen gefunden, was er als Chef des Generalstabes auf Grund reicher Erfahrungen gelehrt hatte. Der deutsche Offizier hat seine Aufsätze und Bücher voll Begeisterung gelesen, aber nur wenige ahnten dabei, daß sie eine so aktuelle Bedeutung hatten, daß wenige Jahre später die harte Hand der Tatsachen ihre Richtigkeit beweisen sollte. Als die Preußische Kriegsakademie im Jahre 1910 ihr hundertjähriges Bestehen feierte, nahm Schlieffen noch einmal Gelegenheit, ihre Hörer zu ermahnen, doch ja die Lehren der Kriegsgeschichte nicht zu vernachlässigen, in denen sich „auf dem Grunde die Erkenntnis findet, wie alles gekommen ist, wie es kommen mußte und wie es wieder kommen wird". Ein Jahr später

verlieh der Kaiser dem größten Soldaten seiner Zeit den Rang eines Feldmarschalls. Äußerlich hatte der Achtundsiebzigjährige damit die höchste Stelle der militärischen Laufbahn erreicht, aber in seinem Innern ließ ihn die Sorge um Deutschlands Zukunft nicht zur Ruhe kommen. Darin liegt die große Tragik seines Lebens. Auch Scharnhorst, einem anderen Wegbereiter, blieb es versagt, das Kommando zu führen; aber er sah noch die Morgenröte der Befreiung. Schlieffen rang bis zu seinem Tode mit sich über den Weg, der Deutschland in dem bevorstehenden Kampf zum Siege führen sollte. Aber niemand bediente sich seines Rates.

Am 4. Januar 1913 verschied er. „Macht mir den rechten Flügel stark!" waren seine letzten Worte. Sie klangen, als wolle er alle Halbheit und Verschwommenheit seiner Zeit mit einer letzten Kraftanstrengung aus den Seelen verbannen.

*

Anderthalb Jahre später kam die harte Prüfung, mit der Schlieffen seit Jahrzehnten gerechnet hatte. Die Epigonen versagten, weil sie seinem Geiste untreu geworden waren. Was sie der Minute ausschlugen, konnten spätere nie dagewesene Anstrengungen nicht wieder gutmachen. Und doch wird Schlieffens Arbeit für unser Heer und Volk nicht vergebens gewesen sein, wenn sein Geist in uns wieder neu ersteht und uns antreibt, seine Gedanken unter den veränderten Verhältnissen der Gegenwart weiterzuentwickeln. Nicht darauf kommt es an, zu grübeln, wie es gekommen wäre, wenn Schlieffen 1914 die Operationen geführt hätte, sondern darauf, daß wir die Gesamtheit seiner unvergleichlichen Persönlichkeit zu erfassen suchen in ihrer Tiefgründigkeit, Willensstärke und Arbeitsfreudigkeit, in ihrer Verbindung von höchstem Können und höchstem Menschentum. Wenn dies dem heranwachsenden Führergeschlecht gelingt, wird es den schweren Aufgaben der Zukunft gewachsen sein.

Alfred von Tirpitz

1849—1930

Von

Adolf von Trotha

Wenn diese Niederschrift den Versuch machen will, die Persönlichkeit des Großadmirals von Tirpitz so zu zeichnen, wie sie im Kampf seiner Zeit gestanden hat, so kann ich dieser Aufgabe nicht besser dienen, als daß ich das wiedergebe, was ich in ihm erlebt habe. Das Bild, das ich damit entwerfe, soll der verantwortungsbewußt vorwärtsstrebenden Jugend dazu helfen, die Zeit des Weltkrieges zu verstehen, soll sie zu ernster Arbeit an sich selbst antreiben, an Charakter und innerer Kraft hart zu werden, um die Aufgaben, die ihr gestellt werden, meistern zu können.

Wer der neuen Zeit, in die er hineinwächst, wirklich dienen will, muß sich die feste Verbundenheit mit der Vergangenheit und der Geschichte seines Volkes sichern. Wo der Zusammenhang im Werden und Vorwärtsstreben des Volkstums verlorengeht, fehlt der stärkste Wert innerer Festigkeit für das, was man aufbaut. Es gibt auch keine bessere Schulung für den Lebenskampf, dem jeder entgegengeht, als das Sich-Vertiefen in das Ringen des eigenen Volkstums in der Vergangenheit. Wie verschieden auch die Zeiten gestaltet sind, es sind immer die gleichen Entscheidungen, vor die die Menschheit gestellt wird, die Bewährung von Charakter, Opferbereitschaft und Selbstlosigkeit, veredelt durch wahres Führertum. Hier gilt es, aus den schweren Kämpfen und von den darin hervortretenden führenden Männern mit ihren Vorzügen und Schwächen für sich selbst zu lernen und sich bereit zu machen für das, was kommt. In der Art, wie einem jeden die Lebensentscheidungen gegenübertreten, sind sie dann doch immer wieder neu gestaltet.

Wie jeder bedeutende Mann der Geschichte ist auch der Großadmiral von Tirpitz nur zu verstehen aus der Betrachtung der geschichtlichen Zusammenhänge seiner Zeit.

Das Jahrhundert deutscher Geschichte von den Freiheitskriegen bis zum Weltkriege ist die Zeit des Werdens deutscher Einheit. Aus der Kraft hohenzollernschen Königtums hatte preußische Zähigkeit den Gedanken einer deutschen Zukunft vor der Vernichtung bewahrt und, im Entscheidungskampf gegen Napoleon I. alle deutschen Stämme mitreißend, heldenhaft vorwärtsgetragen. Es hat dann noch ein halbes Jahrhundert gedauert, bis die für den Deutschen immer so furchtbar schweren inneren Auseinandersetzungen durch den preußischen Tatwillen Bismarcks und seines unvergleichlichen Königs überwunden wurden und das neue deutsche Kaiserreich machtvoll und seine Rechte fordernd zwischen die Weltvölker trat.

Aus dem unlöslichen Zusammenhang heraus, durch den für jedes Volk die Begriffe der nationalen Volkseinheit und der der Seegeltung miteinander

verbunden sind, hatte der Einheitswille der Freiheitskriege auch das Drängen nach Seegeltung im Volksempfinden lebendig zur Auslösung gebracht. Aber auch hier war es schließlich der nüchterne preußische Sinn, der der Macht des werdenden Deutschtums auf dem Weltmeer achtungfordernden Rückhalt gab. Während die 1848 rein aus idealer Begeisterung geschaffene deutsche Flotte nach wenigen Jahren bereits ihr unrühmliches Ende fand, formte Preußen in zäher, harter Arbeit seine langsam wachsende Seemacht, übernahm 1867 die Vertretung des Norddeutschen Bundes auf See und gab die preußische Kriegsmarine bei Gründung des Kaiserreiches der deutschen Einheit zum Geschenk. Der preußische Königsadler im Herz der deutschen Reichskriegsflagge wies sinnvoll auf diese Entwicklung hin.

Das sind die geschichtlichen Einflüsse, unter denen der spätere Großadmiral heranwuchs, der 1849 als zweiter Sohn des damaligen Gerichtsassessors Rudolf Friedrich Tirpitz zu Küstrin geboren wurde und 1865 in die Königlich Preußische Marine eintrat. Preußentum war die innerste Kraft seines Lebens, aber darüber hinaus wuchs ihm die große Aufgabe des deutschen Volkes vor der Welt, die mit dem deutschen Kaisergedanken auf das engste verbunden war.

Die Welt lag vor seinem Geist als das gewaltige Forum, in dem die Lebenskreise der großen Völker sich in der Gestaltung der Menschheit auswirken. So waren alle politischen Gedanken bei ihm immer von der Basis des Preußentums auf die Weltentwicklung gerichtet, in der das deutsche Volk mit seinen besonderen hohen Gaben als gottgewollter Faktor sich sein freies Recht zu erringen verpflichtet ist. Das Deutschtum in voller Einheit und Größe gesehen, stand als höchste Forderung vor ihm. Aber immer wieder konnte man es erleben, daß der Großadmiral bei Behandlung ernster Fragen auf Persönlichkeiten hinwies, die in den Entscheidungsstunden preußischer Geschichte durch Charakter und opferbereites Pflichtempfinden den Preußenruhm bestimmend geformt haben. Aus der Vergangenheit deutschen Schicksals wuchs sein Denken und Handeln heraus. Das Ringen Brandenburg-Preußens um die freie Zukunft des Deutschtums unter der Führung der Hohenzollern und die daraus in Härte und Charakterstärke sich entwickelnden Persönlichkeiten gaben ihm immer von neuem den Antrieb, sich selbst in seinem Wirkungskreis abzuwägen.

Ich habe es oft aus dem Munde des Großadmirals gehört, daß ihn die Schule zu Frankfurt a. d. O., wohin sein Vater 1850 als Kreisrichter versetzt war, in keiner Weise befriedigt oder auch nur gefesselt hat. Es drängte ihn schon in der Jugend, mit den großen Fragen in lebendige Berührung zu kommen, die fordernd damals vor dem Deutschtum standen. Die Schule schien ihm davon unberührt, er fand bei ihr nicht das Verständnis für die Empfindungen und Gedanken, die bei ihm sich formen wollten.

Der Seemannsberuf war damals im Binnenlande noch nicht anerkannt. Ein Junge, der zur See ging, hatte für die Begriffe des maßgebenden Bürgertums etwas vom „verlorenen Sohn" an sich. Darüber hatte auch die Flottenbegeisterung

des Jahres 1848 nicht hinweggeholfen. Die Begeisterung war wohl da, aber der verständnisvolle Rückhalt im Volke, vor allem in den gebildeten Schichten, fehlte noch völlig. Die Geschichte der letzten Jahrhunderte hatte mit ihren gerade für Preußen so harten Kämpfen den Blick ganz nach innen gewandt. Preußen hatte sich aus eigener Kraft durchgesetzt; was brauchte es sich um die Welt in Asien und Amerika zu kümmern? Das war die überwiegende Auffassung in preußisch denkenden und preußisch erzogenen Kreisen, eine festgewurzelte Meinung, die noch bis in die Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges ihren Einfluß geltend machte.

Die Zeit, als Tirpitz, 1865 in die Königlich Preußische Marine eintretend, sich vom Schüler zum Königlich Preußischen Kadett zur See wandelte, zeigte den ersten Trieb zu einer Wandlung der Begriffe. An der Spitze der Preußischen Marine stand Prinz Adalbert, der den Rock des preußischen Generals mit dem blauen Tuch des Seeoffiziers vertauscht hatte. Wie er selbst sagt, nur von Gneisenau verstanden, hatte er sich die Aufgabe gestellt, Preußen die Stellung auf der See zu verschaffen, ohne die ein vorwärtsstrebender Staat in Norddeutschland seine Aufgabe nicht erfüllen kann. Mit unbeirrter Zähigkeit verfolgte er sein Ziel.

Die mit dem Schwung idealer Begeisterung ohne den Rückhalt staatlicher Macht gegründete deutsche Flotte war ruhmlos zusammengebrochen und hatte den Hohn hinnehmen müssen, daß ihre Flagge von verantwortlicher Stelle der englischen Regierung einer Piratenflagge gleichgesetzt wurde. Preußen hatte sich dieser vom Unwirklichkeitssinn beherrschten Entwicklung möglichst fern gehalten, übernahm aus diesem Zusammenbruch das, was als Material brauchbar erschien, und arbeitete in zäher Gründlichkeit an dem Aufbau einer vom Staatsgedanken getragenen, wenn auch bescheidenen preußischen Seemacht.

Schon 1852 vertrat ein kleines Geschwader die preußischen Interessen in Südamerika, und 1859 zeigte sich die Kriegsflagge mit dem schwarzen Adler zum ersten Male in Ostasien. Graf Fritz Eulenburg war in außerordentlicher Mission beauftragt, Handelsverträge mit China, Japan und Siam abzuschließen. Es ist bezeichnend, daß die Küstenstaaten Oldenburg und Mecklenburg sowie die Freien Hanse-Städte diesem preußischen Gesandten ihre Vollmachten mitgegeben hatten. Preußen nahm die Vertretung des Deutschtums über See in seine Hand. Prinz Adalbert stellte, trotz seiner Erziehung in den strengen Grundsätzen der preußischen Armee, in der Heranbildung einer preußischen Marine den seemännischen Gedanken immer und überall bis zur Übersteigerung in den Vordergrund. Es heißt, daß ihm ein Parademarsch von Matrosen in Kompaniekolonne Nachtschlaf und Seelenruhe auf Monate hinaus gekostet hätte. Diese ganzen Zusammenhänge und Entwicklungen haben auf den aufnahmefähigen Geist des jungen Tirpitz, sobald er sich für die Kriegsmarine als Lebensberuf entschieden hatte, stärkstens eingewirkt.

Es war ja eine ganz andere Welt, in die der Kadett Tirpitz eintrat. Hinter ihm lag die damals noch in jeder Beziehung enge Heimatstadt Frankfurt a. d. O. und

das väterliche Haus; vor ihm der Seemannsberuf mit der ungekannten Weltweite der Begriffe und der unbarmherzigen Härte des straffen Dienstes an Bord. Es ist für uns heute schwer vorstellbar, ein wie entbehrungsreiches Leben der Dienst auf den damaligen Kriegsschiffen bedeutete. Niedrige Decks, engste Wohnverhältnisse, keine Heizungsmöglichkeit, nur Kerzenlicht, das bei Ronde gelöscht sein mußte. Das Wasser aufs dürftigste zugemessen, in See nur hartes Salzfleisch und sehr dürftige Konserven, dazu Hartbrot nicht immer von einwandfreier Güte. Der Verkehr mit dem Land sehr erschwert. Urlaub wurde noch als besondere Vergünstigung angesehen. Dabei an Bord stets zu hartem Dienst bereit und nur jede 4. Nacht wachfrei. Die Schiffsmaschine wurde nur selten in Gebrauch genommen, dem Sturm und Wetter wurde in erster Linie die Manneskraft der Besatzung entgegengesetzt. Dem Kadetten stand nur die knapp bemessene Seekiste zur Verfügung, die er meist noch mit einem älteren Kameraden teilen mußte. Erziehung zum selbständigen Entschluß und Herausarbeitung des kampfbereiten Seemanns bis an die äußerste Grenze waren die Grundbedingungen des Dienstes, die der spätere Großadmiral als erste Forderung für sein ganzes Leben sich zu eigen gemacht hat.

Wechselnde Kommandos und Auslandreisen nach Südamerika, Westindien und dem Mittelmeer führten ihn als heranwachsenden Seeoffizier in alle Zweige des praktischen Dienstes ein und stellten die großen Eindrücke ferner Länder und die Aufgabe des Deutschtums unter den Weltvölkern vor sein aufnahmebereites Gemüt. Die Begeisterung der Auslandsdeutschen über das im Heldenkampf erstrittene Kaiserreich und die überall mit erstaunlicher Wucht vorwärtsstrebende Schaffenskraft des geeinten Deutschtums kündeten mit unverkennbarer Deutlichkeit eine Umwertung der Weltfaktoren im deutschen Sinne an. Die bei dem späteren Großadmiral besonders ausgeprägte Beobachtungsgabe und sein abwägendes Urteil fanden in diesen Entwicklungsjahren die ersten Anregungen auf das große Ziel hin, das schließlich seine Lebensaufgabe bedeutete.

Es sprach dabei mit, daß schon 1867 die Preußische Marine die Vertretung des Norddeutschen Bundes auf dem Weltmeer übernahm und nach dem gewaltigen Siege von 1870/71 als Kaiserliche Marine die Einheit der Deutschen Achtung fordernd vor die Welt stellte. Im Dienst unter der kaiserlichen Kriegsflagge gingen alle Stämme auf in dem großen, auf die Zukunft gerichteten Glauben an ein einiges und einziges Deutschland.

Die Marinen bei allen Nationen standen in diesen Jahrzehnten durch das Vordringen der Technik in einer noch ganz ungeklärten Übergangsentwicklung. Der Seemann neigt stärkstens dazu, an Tradition und dem Althergebrachten festzuhalten. So konnte die Maschine sich nur schwer ihren Platz erkämpfen, um so mehr als sie in allen Gebieten des Kriegsschiffsdienstes auf grundlegende Änderungen hindrängte. Schiffbau, wie der Dienst an Bord, Waffenwirkung und -verwendung ebenso wie Schiffsführung und Kriegsaufgaben standen vor einer ganz neuen Entwicklung. Der kühne Geist des Admirals Tegethoff hatte ja schon 1866 mit

seinem vernichtenden Stoß gegen das italienische Geschwader bei Lissa gezeigt, daß in der Beherrschung der Maschine neue, sieghafte Kräfte lagen, die nur auf Schulung und durchgearbeitete Auswertung warteten.

Für die Entwicklung des Seeoffiziers Tirpitz war es von größter Bedeutung, daß er diese Übergangszeit im praktischen Dienst der Front miterlebte, in der die junge Preußische Marine mit zähem und nüchternem Ernst an sich arbeitete. Es mußte in vielem ja erst die Grundlage für eine freie Entwicklung geschaffen werden.

So hat General von Stosch als Nachfolger des Prinzen Adalbert ganz besonders dahin gewirkt, die heranwachsende Marine im Schiffbau und in den vielfachen Bedürfnissen der Schiffsausrüstung erst einmal vom Ausland unabhängig zu machen. Der auf ihn 1883 folgende General von Caprivi dagegen gab, in seiner besonderen Sorge um die Entwicklung des Offizierkorps, den ersten Anstoß zur ernsten Beschäftigung mit taktischen und strategischen Fragen. Es ist bezeichnend, daß beide Persönlichkeiten dem noch verhältnismäßig jungen Seeoffizier Tirpitz besonderes Vertrauen entgegengebracht haben und ihn, in richtigem Erkennen seiner besonderen Fähigkeiten, an der Stelle ansetzten, die für den weiteren Aufbau einer modernen Marine entscheidend werden sollte.

Mit noch nicht dreißig Jahren war Tirpitz die Entwicklung der neuzeitlichen Torpedowaffe in die Hand gegeben worden. Diese Waffe, die die Schiffe an der bisher ungeschütztesten und gefährlichsten Stelle, im Unterwasserteil, tödlich angriff, war nicht nur selbst ein Instrument technischer Hochleistung, sondern auch in der Verwendung ganz auf höchste Auswertung der Maschine für den rücksichtslosen Angriff angewiesen. Tirpitz hat sich während zehn Jahren, von 1887 bis 1897, der Durcharbeitung und Ausgestaltung dieser neuzeitlichen Waffe mit ganzer Energie hingegeben. Sein klares Empfinden für die Erfordernisse des Seekampfes, seine Art großzügig angelegter und doch systematisch betriebener Arbeit und sein hohes organisatorisches Talent kamen in dieser gänzlich neuartigen Aufgabe auf das erfolgreichste zur Wirkung. Zunächst mußte die Waffe selbst frontverwendbar und in ihrer Gestaltung vom Ausland unabhängig gemacht werden. Dann galt es, die deutsche Schiffbautechnik zur Schaffung eines Fahrzeuges anzureizen, das in höchstem Maße für den Angriff, vor allem bei Nacht, entwickelt war. Im ganzen mußte zugleich eine Organisation aufgestellt werden, die nur von dem Gedanken einsatzbereiter Schlagfertigkeit bestimmt war und die von vornherein jeden Mann in den neuzeitlichen Geist dieser Waffe hineinzwang.

Während die Typenentwicklung der Schiffe der Kriegsmarine sich noch völlig unsicher vorwärtstastete und neue Gesetze für ihren Bau noch nicht gefunden waren, während man für die Geschwader noch daran festhielt, die Schiffe in der Heimat im allgemeinen im Winter außer Dienst zu stellen, und so die stetige Durchbildung nach den kurzen Sommermonaten immer wieder unterbrochen wurde, schuf Tirpitz in der Torpedobootswaffe etwas ganz Neues. Durchbildung der Mannschaft, Wechsel des Offizierkorps und Bereitschaft des Materials wurden

der dreijährigen Dienstzeit in starker Steigerung der Anforderungen angepaßt, das Ganze auf eine Mobilmachungsbereitschaft von wenigen Stunden eingestellt.

So wurde eine Truppe geschaffen, die vom ersten Tage der Rekruteneinstellung den Mann auf das Ziel des rücksichtslosen Angriffes hin erzog und ihn in wachsender Anspannung seiner Fähigkeiten nicht mehr losließ bis zum Tage der Entlassung. Taktische Schulung, ein damals in der Marine noch wenig bekannter Begriff, stellte die einheitliche Führung der Torpedobootsgruppen sicher und verlangte von den Kommandanten verantwortungsbewußte Selbständigkeit. Es war selbstverständlich, daß einer solchen Waffe, die schon für den jungen Offizier alle Gewähr bot, Tüchtigkeit und Selbständigkeit zur vollen Entfaltung und Auswirkung zu bringen, die besten Kräfte von allen Seiten zustrebten und daß so in der „Schwarzen Schar" eine Truppe sich formte, die miteinander durch Selbstbewußtsein und Waffenstolz unzertrennlich verbunden war.

Während auf dem Kieler Hafen selbst das Bild sich gegen früher noch sehr wenig verändert hatte, entwickelte sich im Torpedobootshafen Düsternbrook, allein aus dem Genie eines Tirpitz heraus, der Beginn einer neuen Epoche der deutschen Kriegsmarine, die die Technik mit der Seemannschaft verband und, mit Naturnotwendigkeit vorwärtsdrängend, schließlich die ganze Marine ergriff. Mit dieser Schaffung der Torpedobootswaffe hatte Tirpitz in ungefähr zehnjähriger unermüdlicher Arbeit sein erstes Meisterwerk geschaffen, das gegründet war auf der klaren Erkenntnis der Grundbedingungen einer Kampftruppe und dem Führergeist, der die Gefolgschaft beherrscht durch selbstgeschultes Können, hohes Verantwortungsbewußtsein und vorbildliche Pflichterfüllung.

Inzwischen hatte Tirpitz sich im Jahre 1884 verheiratet. Das Familienleben wurde ihm zu einer Stätte steter Erholung und Erfrischung. Nur der kann den späteren Großadmiral wirklich beurteilen, der ihn auch in seinem behaglichen Heim, im Verkehr mit der Familie, seinen Kindern und später seinen Enkeln erlebt hat, wenn frei von den Gedanken und Sorgen der Politik einem der Gatte, Vater und Großvater entgegentrat.

In seiner weiteren Laufbahn trat Tirpitz dann 1892 verschiedene Frontstellungen an als Kommandant und als Chef des Stabes bei der Marinestation der Ostsee.

Inzwischen war Kaiser Wilhelm II. zur Regierung gekommen. Die Auffassung des jugendlichen Herrschers von der Aufgabe, die er für das Deutschtum zu lösen hätte, verlangte die Eingliederung der Kriegsmarine in die Machtfaktoren des deutschen Lebenswillens in ganz anderem Maße als bisher. Mit einer seiner ersten Regierungshandlungen stellte er daher die Marine organisatorisch auf sich selbst und gab bei jeder Gelegenheit seinem Willen, ihre Entwicklung zu heben, persönlich stärksten Ausdruck. Es war eine entscheidende Stunde, als, gelegentlich der Anwesenheit des Generalfeldmarschalls von Moltke, der Kaiser im April 1891 an der Tafelrunde im Kieler Schloß aus seinem vorwärtsdrängenden Willen heraus den versammelten Admiralen die Frage vorlegte, was aus der Marine in der Zukunft

werden sollte. Der Kaiser hat das hohe Verdienst, mit dieser Frage die Marineentwicklung aus dem unsicheren Tasten einer durchdachten Entwicklung zugeführt zu haben.

Auch in diesem Kreise war schließlich der damalige Kapitän zur See Tirpitz die Persönlichkeit, die mit ernst abgewogenen Gedanken hervortrat. Anknüpfend an die Schaffung der Torpedobootswaffe hatte er in den dazwischenliegenden Jahren im stillen seine dort gemachten Erfahrungen organisatorischer und militärischer Art auf die ganze Marine übertragen und zu einem groß angelegten Plan verdichtet. Die Denkschrift, die er darüber dem Kaiser vorlegen konnte, führte dann auch nach kürzerer Zeit zu seiner Ernennung zum Chef des Stabes im Oberkommando der Marine. Damit war Tirpitz an die Stelle gestellt, die den Aufbau einer deutschen Flotte militärisch vorzubereiten hatte. Der Kaiser hatte durch seine eigene Initiative aus dem älteren Marineoffizierkorps den Mann herausgegriffen, der allein diese große Frage mit ihren vielseitigen Auswirkungen vorbereiten und durchführen konnte.

Drei Jahre hat Tirpitz in dieser Stellung gewirkt und in dieser für die Größe der Arbeit sehr kurzen Zeit eine Leistung vollbracht, die nur die größte Bewunderung auslösen kann. Die Marine war aus dem Jahreslauf alter Gewohnheit gelöst und in einheitlicher Begeisterung von dem Tirpitzschen Geist mit fortgerissen. Die Indiensthaltungen waren der neuen Zeit angepaßt. In ruhiger, stetiger Art waren durch praktische Schulung die Fragen der Zusammensetzung der Geschwader, der Marsch- und Kampfformationen, der Waffenverwendung und der Führung der Verbände im Gefecht zur ersten grundlegenden Lösung gebracht. In folgerichtig angelegten und ständig gesteigerten Übungen war das Offizierkorps für die taktischen Fragen geschult und der Gefechtsdienst ganz neu entwickelt.

Die ganze Marine daheim war von einem solchen vorwärtsdrängenden Leben erfüllt, daß ein Auslandskommando — sonst so begehrt — besonders den jungen Offizieren wie verlorene Zeit erschien. Dieses neu erwachende Leben war geweckt allein durch die von der Persönlichkeit Tirpitz ausgehende überlegene geistige Führung und die auf das höchste gesteigerte Forderung an jeden Mann an Bord zu frei getragener, selbstbewußter Verantwortung. Es war die Vorbereitungszeit für den späteren Aufbau einer des deutschen Volkes und seiner Lebenskraft würdigen Flotte, wobei alle Maßnahmen auf eine von der Bindung an die Küste losgelöste Hochseeflotte gerichtet waren. Immer wieder wies Tirpitz darauf hin, daß die Verteidigung der Seegrenze auf dem freien Meer liegt, daß eine an Küsten gebundene Marine sich damit selbst aufgibt.

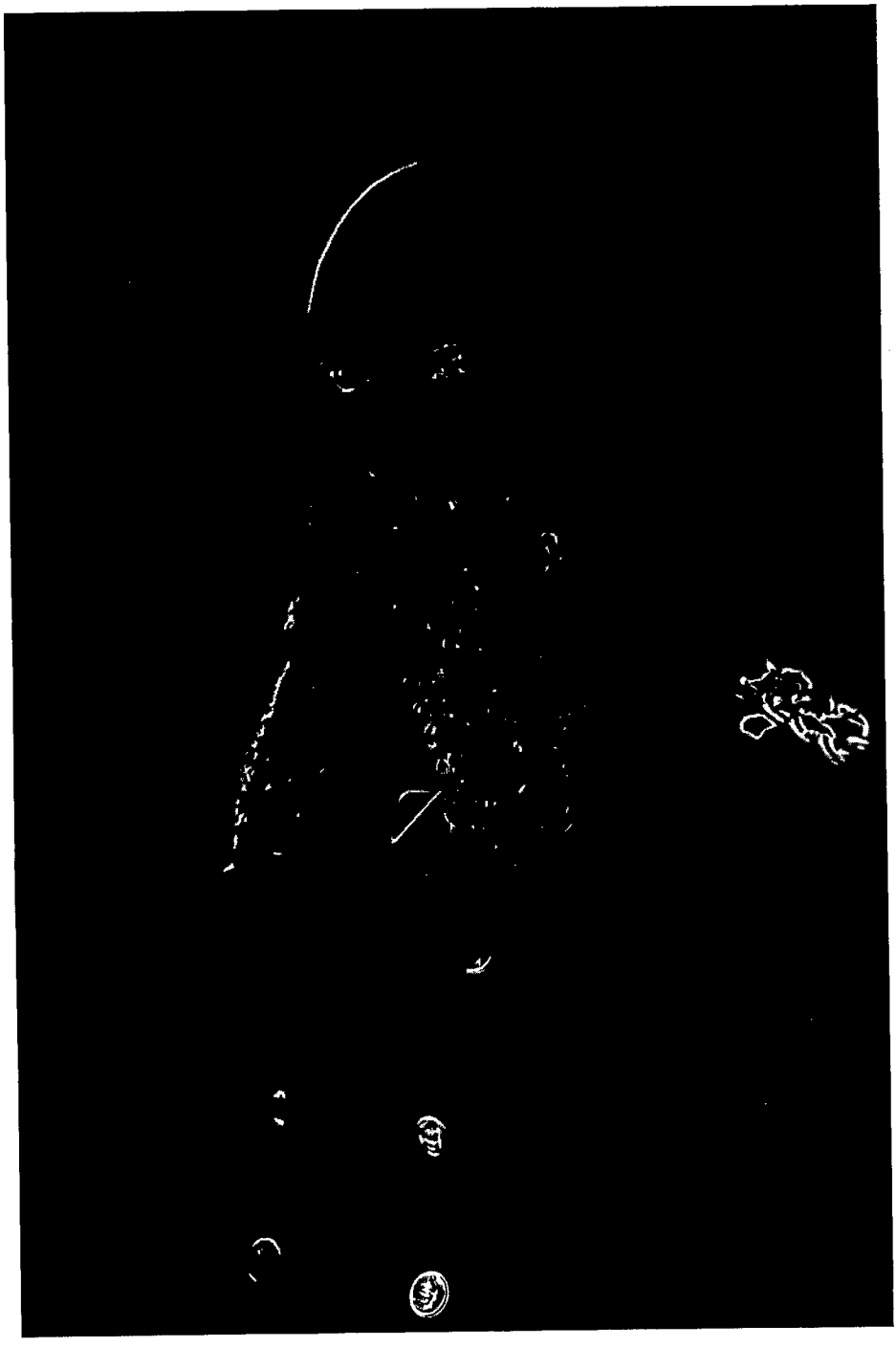
Tirpitz wurde nach dieser arbeitsreichen und entscheidenden Zeit zum Chef des Kreuzergeschwaders in Ostasien ernannt. Die unentwickelten Länder und Staatsgebiete dort mit ihrer geheimnisvollen Weite, ihrer Unerschöpflichkeit an Schätzen des Bodens und der Natur, mit ihrer fremdartigen, aber so tiefgründigen Kultur gerieten durch die stark auf sie eindringende Gedankenwelt und Geschäftigkeit

Europas und Nordamerikas in eine fast krankhafte Bewegung, um so mehr als die Handlungen der verschiedenen Mächte, unterstützt durch die weit überlegenen modernen Waffen, fast ausschließlich von Gedanken des Eigennutzes bestimmt waren. Es gab damals wohl keinen Platz auf dem Erdball, wo die Interessen aller Weltmächte in so starkem, von Mißtrauen beherrschtem Gegensatz zueinander standen. Und dazwischen das mit ungeheurer nationaler Kraft und Arbeitsenergie vorwärtsstrebende, aber klug und vorsichtig spähend sich zurückhaltende Japan, das vermöge seiner Insellage sich mit fast unbegreiflicher Geschwindigkeit zum modernen Staat umformte.

Tirpitz hat in dieser verantwortlichen Dienststellung die großen politischen Zusammenhänge der Welt mit aller Lebendigkeit auf sich wirken lassen. Dort trat jedem, der nicht blind war, klar vor Augen, daß in der Zukunft der modernen Weltentwicklung nur das Volk ein wirklich freies Volk sein konnte, das sich das Recht auf das freie Meer gewahrt hatte und damit die Möglichkeit, in den weltentscheidenden Fragen mitgehört zu werden. Deutschland mußte daher auch dort draußen nach einem Stützpunkt suchen, wie ihn die anderen Weltmächte sich längst gesichert hatten. Tirpitz hat hierin entscheidend in glücklichster Weise dahin gewirkt, daß bald danach Tsingtau hierfür gewählt wurde, mit dessen Entwicklung er später als Staatssekretär des Reichsmarineamts eine auf allen Gebieten dieser weitverzweigten Aufgabe vorbildliche Arbeit geleistet hat.

Aus diesem hochgespannten militär-politischen Wirkungskreis wurde Konteradmiral Tirpitz im Frühjahr 1897 plötzlich unter Ernennung zum Staatssekretär des Reichsmarineamtes abberufen. Den neuzeitlichen Kräften in der Marine, die Tirpitzscher Geist zu vorwärtsdrängendem Schaffen geweckt hatte, stand ein für die Fragen der Seegeltung verständnisloser Parlamentarismus gegenüber. Dem amtierenden Staatssekretär des Reichsmarineamtes, Admiral Hollmann, war es nicht gelungen, diese Gegensätze zu überwinden. Im parlamentarischen Handel um die einzelnen Positionen des Marine-Etats wurde jede Möglichkeit eines planvollen Aufbaus oder einer überlegt vorwärtsgetragenen Entwicklung zunichte. Man braucht nur die Schiffstypen, die aus dieser Zeit stammen, gegeneinanderzuhalten, um zu erkennen, daß auf diesem Wege etwas Brauchbares, auch in bescheidenem Rahmen, nicht geschaffen werden konnte.

Als Admiral Hollmann in den Reichstagskämpfen des Winters 1896/1897 sich nicht hatte durchsetzen können, griff der Kaiser mit sicherem Vorausblick ein und stellte den Admiral Tirpitz auf den Posten, dessen entscheidende Bedeutung für den weiteren Ausbau der Flotte klar zu Tage trat. Tirpitz ist diesem Ruf mit keiner inneren Freudigkeit gefolgt; er sah voraus, daß er für die Zukunft den taktischen und strategischen Arbeiten, die ihn bisher am stärksten gefesselt hatten, der unmittelbaren Vorbereitung der Waffe für das Gefecht und der Kriegsverwendung der Flotte würde entsagen müssen. Die neue, hochverantwortliche Stellung stellte ihn dagegen mitten hinein in die Auseinandersetzungen des Parlamentarismus



Alfred von Tirpitz

Admiral Scheer als Geschwaderchef der Hochseeflotte, 1915

mit allen seinen unerfreulichen Nebenerscheinungen, forderte von ihm die Gewöhnung an Kampfmethoden, die er aus seinem militärischen Empfinden heraus innerlich ablehnte. In seinen Notizen über den ersten Vortrag, den Tirpitz dem Kaiser nach seiner Rückkehr gehalten hat, kommt diese Empfindung lebhaft zum Ausdruck. Er fügte sich aber dem folgerichtig überlegten Willen des Kaisers und der Staatsnotwendigkeit.

Vom Torpedobootswesen aus hatte sein kühn über alle Widerstände hinwegführender Geist die Umstellung der Marine auf die neue Zeit eingeleitet, im Oberkommando der Marine hatte sein militärisch sicherer Blick und sein umfassendes Wissen der Marine die großen Zukunftsaufgaben vorgezeichnet, die Kräfte auf allen Gebieten auf diese Gedanken eingestellt und meisterhaft hinter sich gezwungen. Nachdem ihn dann sein Kommando in Ostasien in die großen Fragen der Weltpolitik eingeführt hatte, stand er nun vor der geschichtlichen Forderung, dem deutschen Volk die seiner Bedeutung entsprechende Stellung auf dem Weltmeer zu erringen und zu sichern.

So wie bisher stets seine Persönlichkeit, auf welchen Posten er auch gestellt war, bestimmend für die ganze Marine gewesen war, so verlagerte sich auch jetzt in kürzester Zeit der Schwerpunkt der Marine in das bisher so wenig erfolgreiche Reichsmarineamt, nachdem der Konteradmiral Tirpitz dort die Leitung übernommen hatte. Wenn diese oberste Verwaltungsbehörde der Marine in dem zermürbenden Kampf mit den Parteiinteressen des Reichstages immer mehr zurückgedrängt war und schließlich in ihren Forderungen nur noch von der Hand in den Mund lebte, warf Tirpitz diese Arbeitsmethode vom ersten Tage an beiseite und stellte für alle seine Mitarbeiter, wie er das in jedem Wirkungskreis mit Erfolg gehandhabt hatte, ein hohes Fernziel auf, dessen Begründung gegeben war in der zähen und folgerichtigen Durcharbeitung der Grundbedingungen und in der entsprechenden Abschätzung der dafür zu weckenden Kräfte. Wer, am Kleinlichen klebend, für solches hohe Fernziel sich nicht frei machen konnte, den ließ Tirpitz sofort beiseite liegen.

Wenn man die Persönlichkeit des Admirals Tirpitz in ihrer mitreißenden Kraft begreifen will, so versuche man sich die Entwicklung des Jahres 1896/1897 zu vergegenwärtigen. Im Frühjahr 1896 mußte der damalige Staatssekretär Admiral Hollmann zurücktreten, weil er außerstande war, gegen den Reichstag die Bewilligung eines Kreuzers durchzudrücken. Im Herbst 1896 legte sein Nachfolger demselben Reichstag eine Vorlage vor, durch die die deutsche Marine in ihrer Organisation und mit den entsprechenden Ersatzbauten gesetzmäßig festgelegt wurde, und im Frühjahr 1897 kam dieses Gesetz zur glatten Annahme. Tirpitz hatte sich für dieses Flottengesetz den „Kugelsegen" des Alt-Reichskanzlers geholt.

Sein ganzes politisches Denken war von dem Willen bestimmt, dem Deutschtum seinen Platz zwischen den Weltvölkern zu sichern. Er ging dabei aus von der stetig und durch alle Rückschläge unbeirrt im Sinne des Deutschtums vorwärtsstrebenden preußischen Staatsführung und von der Erkenntnis, daß die wahre

Freiheit eines großen Volkes erst dann ihre Erfüllung gefunden hat, wenn es die See in ihrer Größe und entscheidenden Bedeutung erkannt und sich durch Seemacht die Möglichkeit gesichert hat, in den großen, weltbestimmenden Fragen wirkungsvoll mitzusprechen. Tirpitz erwähnt in seinen Erinnerungen, wie schwer auch ihm der Augenblick gewesen ist, als nach der Gründung des Norddeutschen Bundes die preußische Flagge auf den Schiffen niederging. Aber das neue Hoheitszeichen, das über dem Heck gesetzt wurde, es wies nicht nur sinnbildlich darauf hin, daß die Einheit des Deutschtums mit der führenden Kraft Preußens schicksalsmäßig verbunden war, sondern gab auch zu erkennen, daß ein einig geschlossener deutscher Staat ohne Seegeltung nicht denkbar sei.

Die Aufgabe, die ein großes Volk zu lösen hat, geht über die Seegrenzen hinaus und verlangt von uns Deutschen, daß wir die hohen Gaben des Deutschtums mit Selbstbewußtsein und Stolz vor die Welt stellen, um dadurch mitzuarbeiten an der Entwicklung der Menschheit. Die Achtung, die dazu erforderlich ist, kann aber nur auf Macht gegründet werden. Ein Volk, das sich den Seegeltungsgedanken nicht zu eigen gemacht hat und ihn nicht durch seine männliche Kraft bewußt deckt, bleibt ein dienendes Volk, das bei den Weltentscheidungen sich ohne weiteres fügen muß und dessen Volksgenossen nach kürzerer oder längerer Zeit nur als Blutzustrom für andere Nationen über See dienen.

Wenn der Regierungszeit Kaiser Wilhelms I. die gewaltige Aufgabe zu lösen gestellt war, durch Preußisch-Bismarcksche Staatsführung das Deutsche Reich zu erkämpfen, mußte schicksalsgemäß die Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. der unerhört vorwärtsstrebenden geeinten deutschen Schaffenskraft auf allen Gebieten die freie Achtung der Weltvölker sichern. Der Kaiser erkannte diese Pflicht gegen das deutsche Volk, die auf ihm lag, mit klarem, weitschauendem Blick und griff sie mit ganzer Lebendigkeit seines Geistes auf. Tirpitz, den er sich für diese ungeheure Aufgabe mit sicherem Blick heranholte, faßte sie mit solcher Sicherheit an, daß er den für eine Marine besonders verderblichen parlamentarischen Einfluß hinter sich zwang und durch die Schaffung einer Gesetzesform so weit wie überhaupt möglich ausschaltete.

Er war sich dabei wohl bewußt der mancherlei Nachteile, die er dadurch gezwungen war, auf sich zu nehmen, indem auch er sich der Bewegungsfreiheit in weitem Maße begab. Aber die Stetigkeit, die für den Aufbau einer Marine personell und materiell von ganz besonderem Wert ist, war ihm das Wichtigere. Seine Unternehmungskraft verstand es, durch die Ausgestaltung des Flottengesetz-Gedankens sich die nötige Freiheit des Entschlusses zu sichern. Allerdings verlangte er für diese gewaltige Aufgabe, auf die er sich dem Kaiser verpflichtete, auch volle verantwortliche Selbständigkeit. Er scheute dabei schließlich auch davor nicht zurück, das von ihm selbst hochentwickelte Oberkommando der Marine zu zerschlagen, als von hier versucht wurde, auf den organisatorischen Aufbau und die Ausgestaltung der werdenden Flotte Einfluß zu gewinnen.

Man begegnet heute noch der Auffassung, daß Tirpitz durch die Flottenpolitik die für Deutschland naturgegebene Kontinentalpolitik zerstört hätte. Ohne im Rahmen dieses Lebensbildes auf diese höchst wichtige Frage gründlich eingehen zu können, sei daran erinnert, daß schon der Berliner Kongreß 1878 gezeigt hatte, wie der erwachende Panslawismus in Rußland mit dem schnell wieder erstarkenden Frankreich zusammenstrebte. Bismarck stellte dieser Gefahr den Dreibund entgegen, dessen Schwäche so offensichtlich war, daß er den Rückversicherungsvertrag mit Rußland daneben festlegte. Unter Caprivi zerbrach diese Sicherung, und damit war der Dreibund auf sich allein gestellt. Das alles geschah, ehe auch nur von einer nennenswerten Flotte in Deutschland die Rede war.

England behielt seine durch Jahrhunderte geübte Politik bei, das Gesicht gegen Europa gerichtet, dort die Kräfte sich gegeneinander verbrauchen zu lassen, während es selbst sein Weltreich ausbaute und festigte. Deutschland mit seiner überraschend emporsteigenden wirtschaftlichen Kraft mußte an England sich vorbei als freier Faktor im Bereich des britischen Imperiums durchsetzen. Eine politische Auseinandersetzung mit England war eine geschichtliche Notwendigkeit, nachdem das in weitem Maße geeinte Deutschtum auch mit geeinter Wirtschaftskraft in die große Welt hinauswirkte. Da aber dieses Weltreich in seine politische Rechnung nur Machtfaktoren einstellte, war für ein freies Deutschland die Zukunft nur zu gewinnen durch die Kraft einer achtunggebietenden Flotte, gestützt auf eine Heimat, die wehrbereit auch dem Zweibund Frankreich-Rußland gegenüberstand.

Der Aufbau einer deutschen Flotte war also ein Gebot der Einheitsentwicklung der Deutschen. Tirpitz hat die hochpolitische Aufgabe des Flottenbaus in den Jahren 1897 bis 1913 in unnachahmlicher Meisterschaft gelöst, gestützt und gedeckt von seinem kaiserlichen Herrn, der bewußt diese große Verantwortung auf sich nahm und keine persönliche Einwirkung scheute oder vorübergehen ließ, um den Deutschen auf die große Welt hinzuweisen.

Man ist leicht geneigt, heute über den Aufbau der Flottengesetze hinwegzulesen als über eine gegebene Selbstverständlichkeit, an der man dann nur gewisse Fehler zu erkennen für sich in Anspruch nimmt, so vielleicht zu stark ausgeprägte Systematik und damit Vernachlässigung der Rücksicht auf die politischen Spannungen. Man vergißt dabei, daß diese Selbstverständlichkeit der Flottengesetze allein Tirpitz erkannt hat, und daß er darum sechzehn Jahre gekämpft hat. Gewiß sind diese oder jene Fehler dabei vorgekommen, ich glaube aber, daß der falsch handelt, der über solche unvermeidlichen Nebenerscheinungen die hohe verantwortliche Linie vergißt, der Kaiser und Tirpitz, jeder in seiner Art, nachgegangen sind. Das kommende Verhängnis hat sich daraus entwickelt, daß zwischen dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg und dem Großadmiral von Tirpitz politische Gedankenlinie und Einschätzung der großen Machtfaktoren der Weltentwicklung sich immer mehr voneinander entfernten. Dies verhängnisvolle Auseinanderstreben in der Auffassung der politisch höchstverantwortlichen Staatsbeamten hätte nur durch

Aufgabe des Flottenbaus oder dadurch beseitigt werden können, daß der Großadmiral als Reichskanzler berufen worden wäre. Es steht heute fest, daß diese Forderung nie amtliche Form angenommen hat.

Tirpitz hat immer die höchstmögliche Steigerung der Kraft der Armee für die allein denkbare Basis deutscher Politik angesehen, aber er hielt die Wehrhaftigkeit unseres Volkes für stark genug, um daneben eine angemessene Flotte zu entwickeln. Die Manneskraft unseres Volkes hätte nur wirklich ausgeschöpft werden müssen, um so mehr als es galt, eine entscheidende Zeit hochpolitischer Spannung zu überwinden, wobei es für Tirpitz wesentlich war, daß durch den Ausbau der Flotte die Bündnisfähigkeit Deutschlands für die Weltfragen ungewöhnlich stark gehoben wurde. Er nahm aber sogar bewußt Nachteile in den Kauf, nur um nicht das Rüstungstempo anzugeben, und hat nie mit dem Gedanken der Rüstungsgleichheit gegen England gespielt, die heute auch Japan verlangt. Zur Deckung der gefährdeten Stellung Deutschlands war dem Großadmiral in seiner politischen Auffassung die Verbindung mit Rußland eine Notwendigkeit und eine Verständigung, wenn möglich eine Zusammenarbeit mit Japan ein Erfordernis. Er würde, um Rußland zu gewinnen, die Türkei und Konstantinopel drangegeben haben.

Im Jahre 1912 schien mit der letzten Novelle zum Flottengesetz der genial erdachte und unbeirrt vorwärtsgetragene Flottenbau gesichert. Tirpitz hätte für ein festes Angebot Englands auch diese letzte nicht umfangreiche Novelle geopfert. Der unsicheren Unterlage der Haldane-Mission gegenüber hatte er aber durchgehalten. Nun schien mit dem Abschluß der Flottenvorlagen die damit tatsächlich eintretende Entspannung auch in England nicht ohne Wirkung zu bleiben. Die ruhige Sicherheit Tirpitzschen Kraftwillens wurde am 30. März 1914 von Churchill als Erstem Lord der Admiralität im Parlament anerkannt, indem er das von Tirpitz verantwortlich ausgesprochene Verhältnis der heimischen Geschwader mit fünf deutschen gegen acht englische als billig und maßvoll bezeichnete. Da brach vom Balkan her plötzlich der Weltbrand über Europa aus. Alle irgendwo etwa aufleben den Verständigungsgedanken waren verscheucht, allein die Faktoren der Macht traten in den Vordergrund mit der Richtung auf die gewaltigen Weltentscheidungen, die nun vor der ganzen Menschheit standen.

Die Unausgeglichenheit der politischen Auffassung zwischen Bethmann Hollweg und Tirpitz mußte nun nicht nur für die Marine zu den schwersten Hemmungen führen. Der Großadmiral kannte den rücksichtslosen Willen englischer Staatsführung, der vor keiner Schranke haltmacht, wenn die Entscheidung der Waffen angerufen ist, während der Kanzler auch jetzt noch unentwegt danach suchte, durch Nachgeben Verständigung zu erreichen. Es ist kein Zweifel, daß nun für das gewaltige Machtinstrument der deutschen Flotte die Führung und Verantwortung dem Mann in die Hand gegeben werden mußte, der vor Kaiser und Volk diese Flotte aufzubauen übernommen hatte, um, durch Macht auf England einwirkend, dem Frieden zu dienen.

Es wird heute noch vielfach nicht verstanden, daß trotz des ungeheuren Heldenringens auf dem Festland die Entscheidung dieses Krieges, bei dem es um die Weltgeltung der Deutschen ging, auf dem Weltmeer lag. Man muß diese entscheidungsschwere Frage ganz einfach nehmen, und man kann dessen gewiß sein, daß der Großadmiral, vor die volle und freie Verantwortung gestellt, der Größe dieser Aufgabe gerecht geworden wäre. In seinem so wechselvollen dienstlichen Leben hatte sich bisher der Schwerpunkt stets dorthin verlagert, wo er hingestellt wurde. So mußte es auch jetzt kommen, als der Lebenskampf der Deutschen das wundervoll aufgebaute Instrument der Kaiserlichen Marine von den Geschwadern der Linienschiffe bis zum U-Boot zum Einsatz forderte. Es wurde aber nur der Rat des Großadmirals in die Kriegshandlungen eingeschaltet. Auch in dieser unbefriedigenden Stellung hat Tirpitz mit dem von ihm empfohlenen Durchbruch der „Goeben" und „Breslau" nach Konstantinopel und durch die Aufstellung und den Ansatz des Marinekorps Flandern kühn bestimmend in die Gestaltung des Krieges eingegriffen. Aber immer mehr mußte sich seine Kraft in dem zermürbenden Kampf mit den politischen Ansichten und Methoden des Reichskanzlers erschöpfen, der auch später durch den gewaltigen Erfolg der Skagerrakschlacht sich nicht beeinflussen ließ.

Die verhängnisvolle Zurückhaltung der Flotte widersprach völlig den politischen und militärischen Grundgedanken des Flottenbaus, dem Geist und der geschichtlichen Erfahrung, die Tirpitz beim Aufbau seines Lebenswerkes geleitet hatten, und an der über der U-Boot-Kriegführung ewig schwebenden Unsicherheit zerbrach schließlich sein Einfluß und sein Wirken. Dabei wissen wir heute aus allen Nachrichten unserer ehemaligen Feinde, daß nur das Zögern und Zaudern im U-Boot-Krieg uns die Zeit hat verlieren lassen, den Feind zu bezwingen. Churchill hat es am 12. Januar 1919 in einem Artikel im „Sunday Pictorial" ausgesprochen: „Ein wenig mehr, und der U-Boot-Krieg hätte uns, anstatt Amerika auf unsere Seite zu bringen, zur bedingungslosen Übergabe aushungern können."

Am 15. März 1916, in einer der gespanntesten Zeiten des Weltkrieges, empfing der Großadmiral seinen Abschied. Die Auslandspresse nahm seine Verabschiedung als ein Zeichen für eine „nahe völlige Erschöpfung der militärischen Kräfte Deutschlands". Das „Echo de Paris" schrieb am 18. März 1916: „Der furchtsame Kanzler brachte den mutigen Tirpitz zur Strecke." Sein Inneres ließ dem Großadmiral keine Ruhe, er konnte in solch furchtbar ernsten Zeiten nicht stiller Zuschauer sein, und so trat er Anfang September 1917 an die Spitze der „Vaterlandspartei". Er wollte versuchen, von dort aus dem um sein Schicksal ringenden Volk die schwindende Kraft zu stärken, um es emporzureißen zum Heldentum letzter Kraft. Es war zu spät, die zersetzenden Einflüsse im falsch geleiteten Volk hatten sich schon zu tief gefressen, und die beschwörenden Mahnungen zu äußerstem Widerstand in letzter Stunde, als der Versailler Friede drohte, verhallten ergebnislos.

Mir ist vom Großadmiral von Tirpitz das Vertrauen geschenkt worden, in mancher tiefernsten Stunde ihm zur Seite sein zu dürfen. In solchen geschichtlich

großen Stunden, wo er alle Überlegungen zweckmäßiger Taktik und klug-diplomatischen Abwägens beiseitewarf, stand der Großadmiral stets vor mir in ergreifender Größe seelischer Kraft und reinsten vaterländischen Willens. So habe ich auch den 16. Oktober 1918 bei ihm erlebt, als die letzte Wilson-Note unsere Ehre angriff, eine Ungeheuerlichkeit, gegen die es für Tirpitz nichts anderes gab als den Aufruf an das Volk zum Einsatz auf Leben und Tod. Sein heißes Wollen stand abseits und konnte sich nicht Gehör verschaffen.

Das ganze Lebenswerk des Großadmirals brach zusammen. Übelwollen und Gehässigkeit hatten ihm gegenüber die Bahn frei. Aber so ungeheuer er auch litt unter all diesen furchtbaren Geschehnissen des Zusammenbruches, der Revolution, des Versailler Schandvertrages und was sich daraus ergab, unbeirrt und ruhelos arbeitete sein Geist, um aus den Trümmern wieder herauszusuchen, was zum Neuaufbau brauchbar wäre. Es ließ ihm keine Ruhe, abseits zu stehen, ohne seine Kraft miteinsetzen zu können im Ringen um einen neuen, verjüngenden Aufstieg. Wie stark er auch dem Parlamentarismus mit seinem verheerenden Einfluß gerade auf das deutsche Volk abgeneigt war, nahm er doch das, was damit zusammenhing, auf sich, um wenigstens sich Gehör und einen gewissen Einfluß verschaffen zu können in dem ihm so wesensfremden Staat von Weimar, bis er mit fast achtzig Jahren sich aus dem unmittelbaren Kampf des politischen Lebens zurückzog. Für ihn, dem klarer Wille und Verantwortungsbewußtsein die Grundkräfte des Staates bedeuteten, war diese Nachkriegszeit mit ihrer Würdelosigkeit, ihrer Scheu vor allem, was Selbstbewußtsein verlangt, ein zermürbendes und erniedrigendes Ringen. Aber nichts ließ ihn den Glauben verlieren, so ernst er auch in die Zukunft sah.

„... Solange die jetzige Regierung die Zügel bei uns führt" — schrieb er am 20. September 1919 — „muß Deutschland mit Naturnotwendigkeit weiter sinken. Wenn wir nicht zum Geist zurückkehren, der uns einst groß gemacht hat, können wir nicht gesunden. Es sieht fast so aus, als daß wir hierzu erst durch das Chaos oder wenigstens durch den Versuch der Unabhängigen, das Chaos herbeizuführen, hindurchmüssen, ehe ein Gesunden einsetzen kann ... Freilich, der Parlamentarismus könnte es nicht machen, dazu gehört ein Diktator oder ein Stein bzw. Bismarck, wenn ein wirklicher König da ist .. Lassen Sie sich nur die Hoffnung nicht rauben."

So hat er, ehe er am 6. März 1930 mit fast einundachtzig Jahren die Augen schloß, den Weg in der Ferne gesehen, auf dem die deutsche Lebenskraft, Parlamentarismus und undeutsche Einflüsse niederwerfend, bald nach seinem Heimgang im Glauben an einen Führer der neuen deutschen Zukunft entgegenschreiten sollte. In diesem neuen Werden deutscher Zukunft wird auch das Leben und Wirken des Großadmirals seine Vollendung finden. Sein schaffender, weitblickender und nimmermüder Geist wird über alle Geschehnisse hinweg Wegbereiter des Deutschtums sein, denn die wahre Freiheit des einigen Deutschtums ist nicht denkbar, ohne daß es die innere Verbundenheit mit dem Weltmeer gefunden hat.

Reinhard Scheer

1863—1928

Von

Adolf von Trotha

Admiral Scheer — geboren am 30. September 1863 — ist im Frühjahr 1879 in die Kaiserliche Marine eingetreten. Er gehört zu den Persönlichkeiten, die, ohne je vorher die See kennengelernt zu haben, aus einer mit den binnendeutschen Verhältnissen durch Generationen verwachsenen Familie, von jugendlicher Begeisterung getrieben, hinausstrebte aus der Enge des heimatlichen Lebens in die weite Welt, wohl unbewußt angezogen von der magischen Kraft des völkerverbindenden Meeres. Die von der Willenskraft eines Bismarck und von der edlen Größe König Wilhelms I. ausgelöste Siegeskraft preußisch-deutscher Einheitskämpfe hatte die ganze Welt in Erstaunen versetzt und in allen deutschen Gauen das deutsche Volkstum mit sich fortgerissen. Die deutsche Uneinigkeit, die man sich gewöhnt hatte in die politischen Rechnungen der Weltvölker und in die europäischen Zusammenhänge als festen Faktor einzusetzen, war von einer wiedererwachten Jugendkraft hinweggefegt, die niemand mehr von dem Volke der Dichter und Denker erwartet hatte. Diese gewaltigen Geschehnisse hatten Denken und Empfinden der heranwachsenden Knaben bestimmend beeinflußt, und als der heranwachsende Scheer anfing, seine Gedanken auf die Wirklichkeit des Lebens zu richten, da stand nicht mehr das alte Deutschland mit seinen kleinstaatlichen Gegensätzen vor ihm, sondern sein Blick war gefangen durch die Macht des wiedererrichteten Kaisertums. Es war für jeden Landsmann wieder zur Ehre geworden, sich als Deutscher zu zeigen, und die achtunggebietende Stellung des Deutschtums wirkte hinaus über den ganzen Erdball in alle Winkel der Welt. Das deutsche Volk kam mit der Frage der Weltgeltung in Berührung, und der lebendige, wagemutige Geist des jungen Scheer wurde von dieser noch neuen, ungeklärten Aufgabe mit ihrer ungeahnten Weite und Größe, mit ihrer abenteuerlichen Färbung im stärksten Maße angezogen.

Die Marine legte damals besonderen Wert darauf, den Offiziernachwuchs möglichst jung einzustellen, um die Kadetten in das ungewohnte und harte Leben an Bord und in die eigenartigen Anforderungen des Segelschiffsdienstes hineinwachsen zu lassen in einem Alter, in dem der Mensch sich neuen Verhältnissen noch leicht anpaßt. Die Schulbedingungen waren daher soweit als möglich heruntergesetzt, indem schon Obersekundareife als ausreichend festgesetzt war. Der junge Scheer ruhte daher bei seiner Lebhaftigkeit auch nicht, bis er von den Eltern den für deren Auffassung ungewohnten Verzicht auf eine abgeschlossene Schulbildung

erreicht hatte, und mit fünfzehneinhalb Jahren schiffte er sich mit sechsundfünfzig Kameraden aus allen Teilen des Reiches als Kadett der Kaiserlich Deutschen Marine auf dem Kadetten-Schulschiff SMS. „Niobe", einem reinen Segelschiff, ein.

Wer es nicht selbst durchgemacht hat, kann sich keine Vorstellung davon machen von der Eigenart der Lebensbedingungen auf einem Kriegsschiff und den Anforderungen, die es seelisch und körperlich an den Menschen stellt, damals natürlich in weit härterer Form als heutzutage, wo die von der fortschreitenden Technik auf allen Gebieten geschaffenen Neuerungen ganz wesentliche Erleichterungen mit sich bringen. Immer auf die engste Lebensgemeinschaft mit Vorgesetzten und Kameraden angewiesen, nirgends ein abgeschlossener Raum, in dem man für sich allein ist, jeden Augenblick dienstbereit, indem ein durch den Pfiff des Bootsmannsmaaten durch die Decke weitergegebener Befehl des Wachthabenden Offiziers im Hafen und in See jede Freiheit zerreißt, um den seemännischen Anforderungen gerecht zu werden. Dazu der gänzlich ungewohnte Dienst in der Takelage und in den Booten, der an die körperliche Gewandtheit, an den sicheren Blick und die Entschlußkraft höchste Anforderungen stellt. Je unfreundlicher das Wetter, je schärfer der von Regen begleitete Sturm und die aufgepeitschte See sich dem Schiff entgegenwerfen, um so rücksichtsloser muß die Manneskraft der Besatzung eingesetzt werden, um Herr der Elemente zu bleiben. Dabei kaum ein trockener Fleck unter Deck, während bei dem schwer arbeitenden und schlingernden Schiff auch in der Batterie das Seewasser hin und her flutet. Der Kadett Scheer ist mit diesen Verhältnissen schnell fertig geworden. Seine ganze Veranlagung ließ ihn all das Neue ganz natürlich nehmen. Ein froher, offener Kamerad und doch befähigt mit einer von seiner Begabung her ihm eingegebenen Selbstverständlichkeit, sich auch in diesem engen Zusammenleben seine Stellung nicht nehmen zu lassen.

Die stets wechselnden gemeinsamen Erlebnisse, die draußen auf der freien See besonders stark auf die menschliche Natur einwirken, lassen gerade die jungen Menschen sich eng aneinander anschließen. Heulender Sturm und wild erregte See oder strahlender Sonnenschein über der unendlichen Fläche des Weltmeeres, undurchdringlicher Nebel oder plötzliche Gefahrmanöver des Schiffes, daneben der Besuch fremder Häfen und die Berührung mit anders geartetem Volkstum führen die Besatzung immer enger zusammen und formen das Schiff zu einer Gemeinschaft, die mehr und mehr die Verantwortung fühlt, Vertreter des Deutschtums zu sein, eine Aufgabe, an der jeder einzelne sich mit wachsendem Stolz beteiligt weiß. So ließen die wenigen Sommermonate der Einschiffung auf SMS. „Niobe" den Kadetten Scheer schon fest mit dem Seemannsleben verwachsen und öffneten ihm Herz, Geist und Auge für die Größe des vor ihm liegenden selbstgewählten Berufes.

Nach der dem Seekadettenexamen vorausgehenden theoretischen Ausbildung auf der Marineschule und einem Kursus auf dem Artillerieschulschiff SMS.

„Renown" wurde der Seekadett (dem heutigen Fähnrich zur See gleichzusetzen) Scheer auf dem Flaggschiff SMS. „Friedrich Carl" des aus vier Schiffen für den Sommer formierten Panzergeschwaders eingeschifft. So klein die Verhältnisse damals auch waren, boten das Fahren im Verbande bei Tage und bei Nacht, die Gefechtsübungen und schließlich auch eine Besichtigung des Geschwaders durch den Kronprinzen, den späteren Kaiser Friedrich III., verbunden mit einem gefechtsmäßigen Schießen im Geschwaderverbande, eine Fülle von neuen Eindrücken und Berufserfahrungen.

So vorbereitet und in die vielseitigen Anforderungen des Seeoffiziersberufes eingeführt, wurde der Kadetten-Jahrgang 1879 im Herbst 1880 auf der Kreuzerfregatte SMS. „Hertha" für eine zweijährige Reise um die Welt eingeschifft. In der Ausbildung des Seeoffizier-Nachwuchses wurde damals wie jetzt der allergrößte Wert darauf gelegt, die Seekadetten neben ihrer Berufsausbildung durch eine solche große Fahrt über alle Meere in Berührung zu bringen mit den verschiedensten Völkern aller Rassen und Lebensbedingungen. Blick und Verständnis sollte dafür geweitet werden, die Zusammenhänge des Deutschtums über die ganze Welt hin zu verstehen und die ferne Heimat in ihrer Stellung zu den Weltvölkern zu begreifen, um damit die jungen Seeoffiziere an die eigenartige und so verantwortliche Aufgabe heranzuführen, die ihnen später in der Vertretung des Deutschtums unter den oft schwierigsten Verhältnissen anvertraut ist, dabei oft allein auf das eigene Urteil und persönlichen Takt gestellt. Wie jeden jungen Menschen, der zum ersten Male in die Welt hinauskommt, erfaßte auch den Seekadetten Scheer das Weltmeer in seiner Größe und Majestät mit zwingender Gewalt.

Nach kurzer Ergänzung der Ausrüstung des Schiffes in Plymouth und Anlaufen der paradiesischen Insel Madeira wurde in siebenundvierzigtägiger ununterbrochener Fahrt Kapstadt angesteuert. Der Aufenthalt in der von dem eindrucksvoll sich auftürmenden Tafelberg beherrschten Bucht mit ihrer freundlichen Umgebung, die damals noch ganz den Charakter der holländischen Kolonisation trug, wurde durch einen der tückisch hereinbrechenden, für Kapstadt charakteristischen schweren Stürme unterbrochen, wobei SMS. „Hertha" in See beiliegend das Unwetter überdauern mußte, nachdem vor der Gewalt des Orkans drei Ankerketten gebrochen waren. Zur Weiterreise holte das Schiff dann vom Kap der Guten Hoffnung so weit nach Süden aus, bis es, in den Bereich der dort das ganze Jahr über wehenden schweren Westwinde kommend, in ständiger Sturmfahrt den südlichen Indischen Ozean überquerte und nach einundvierzigtägiger Reise vor Melbourne ankerte, um das Deutsche Reich gelegentlich der Weltausstellung zu vertreten, mit der Australien seine Schaffenskraft bei den großen Völkern anmeldete. Über die Inselgruppen des Stillen Ozeans mit ihrer paradiesischen Natur und ihrer von der großen Welt noch wenig beeinflußten eingeborenen Bevölkerung führte die Reiseroute dann nach der ostasiatischen Küste, wo in Japan und China die Häfen angelaufen wurden.

Welche ungeheuren Eindrücke vom Werden, Wachsen und Wirken der Völker auf dem Erdball nahm ein so jugendfrischer und tatenfroher Geist wie der des Seekadetten Scheer in sich auf. Noch vor wenigen Monaten Australien als ein im weiten Maße noch unberührter Erdteil, in dem sich aus dem Zustrom verschiedenartigster europäischer Kräfte, die wertlosen aussterbenden Eingeborenen beiseite drückend, ein ganz neues Volkstum und Staatswesen bildete, ohne Bindung an Überlieferung und Geschichte, ohne mit dem Lande selbst verwachsen zu sein. Und nun in China und Japan in engster Berührung mit Ländern uralter Geschichte und Kultur, wo eine durch mehrere tausend Jahre geheiligte Überlieferung das ganze Leben und Denken dieser gewaltigen Volksmassen bestimmte und der ganz anders geartete Fortschritt europäischer Entwicklung, fremdartig eindringend, die Grundlagen dieser uralten Staaten in Frage stellte.

Es fehlte nicht an besonderer Abwechslung während dieser eindrucksreichen Monate im Fernen Osten. Nicht nur, daß einer der gefürchteten Taifune bei der Überfahrt von Japan nach China dem Schiff mit der ganzen Kraft entfesselter Elemente entgegentrat, wobei nur die seemännische Tüchtigkeit der Führung und die ausgezeichneten Seeeigenschaften von SMS. „Hertha" die Gefahr, auf die Klippen der felsigen Küste geworfen zu werden, überstanden. Es kam sogar zur Durchführung einer Strafexpedition gegen chinesische Seeräuber, die ein deutsches Schiff ausgeplündert hatten, eine Unternehmung, die mit ihren abenteuerlichen Begleitumständen der Unternehmungslust der Besatzung besonderen Anreiz gab. In der Nähe von Nagasaki wurden dann noch Vermessungsaufgaben ausgeführt und über Hongkong und Singapore die weite Heimreise angetreten. Nach Anlaufen der besonders interessanten und später für uns so bedeutsamen Insel Sansibar ging die Fahrt wieder um die Südspitze Afrikas und unter Anlaufen von Plymouth, wo nach der Beschießung Alexandriens durch die englische Flotte gerade große Truppentransporte nach Ägypten sich einschifften, nach dem Heimathafen Kiel. Dort fand Ende Oktober 1882 die große zweijährige Reise ihren Abschluß.

Bestimmend hatte sich in diesen zwei Jahren dem jungen Scheer das Bild der Welt eingeprägt mit den vielgestalteten Kräften der großen und kleinen Völker, von denen jedes in seiner Art bemüht war, sich sein Lebensrecht zu sichern, und darüber hinaus vorwärtsstrebte, um auf irgendeine Art, mit Selbstbewußtsein, Verschlagenheit oder Rücksichtslosigkeit, sich Achtung und führenden Einfluß auf die weltentscheidenden Fragen zu verschaffen. Deutschland, dessen Ansehen und Ehre Scheer in allen Weltteilen hatte mit vertreten dürfen, rückte für ihn auf dem Erdball nach diesen Erfahrungen und Erlebnissen in eine ganz andere Stellung. Die Kraft der so stolz empfundenen Heimat trat von nun an für sein Denken zwischen die Weltvölker. Dort, in den großen Weltfragen, lag ja erst die hohe Aufgabe, die das Deutschtum zu lösen hatte, und klar hob sich die Erkenntnis heraus, daß auf dem Weltmeer die Entscheidung liegt, ob ein Volk ein dienendes oder ein freies Herrenvolk sein wird.

Wie klein werden vor solchen Gedanken die Fragen, die uns in der Enge der Heimat so wichtig scheinen, und wie groß tritt dann die Verpflichtung heraus, die in dem Worte „deutsch" liegt. Aber es mußte dem Seekadetten Scheer auch vor Augen treten, wie unwürdig die Stellung Deutschlands vor der Welt war. Mit seiner gewaltigen, stolzen, wehrhaften Kraft und seiner überall sieghaft vorwärtsdrängenden, schaffenden Tüchtigkeit weckte es überall die staunende, aber meist mit Mißtrauen verbundene Bewunderung aller Völker. Aber nirgends, wo auf dem Erdball SMS. „Hertha" auch geankert hatte, war auch nur ein Fleck zu finden, an dem der Deutsche Eigenrecht hatte. Überall war das Deutschtum außer der diplomatischen Vertretung des Reiches ohne wirklichen Rückhalt gezwungen, sich nach den anderen Völkern zu richten, und die deutsche Seemacht war bei aller Einzeltüchtigkeit so bedeutungslos, daß es unmöglich war, dem Deutschtum in den großen Weltentscheidungsfragen die ihm zukommende Achtung zu sichern.

Daheim, nach bestandenem Offiziersexamen, wurde der Unterleutnant zur See Scheer durch verschiedene Ausbildungs- und Frontkommandos wieder ganz in die langsam vorwärtsschreitende Entwicklung der Marine eingegliedert. Aber schon im Herbst 1884 führte ihn ein erneutes Kommando wieder für zwei Jahre ins Ausland. Im Frühjahr 1884 war das Deutsche Reich durch das bekannte Telegramm des Fürsten Bismarck an den deutschen Konsul in Kapstadt mit dem Entschluß zur Erwerbung von Kolonien vor die Welt getreten, und in schneller Folge entfaltete sich die deutsche Flagge über Togo, Kamerun, Süd-, West- und Ostafrika, auf den Südseeinseln und in Neuguinea. Die im deutschen Kaisertum erkämpfte Einheit mit ihrer belebenden Auswirkung über den ganzen Erdball hatte in den Persönlichkeiten eines Peters, Wissmann und Lüderitz Vorkämpfer gefunden, hinter deren entscheidende Pionierarbeit nun die staatliche Macht des Reiches trat, deren achtungfordernde Vertretung den Einsatz der Marine verlangte. Im Herbst 1884 wurde daher unter dem für eine solche Aufgabe ausgezeichnet geeigneten Konteradmiral Knorr ein Geschwader aus den Kreuzerfregatten SMS. „Bismarck" (als Flaggschiff) und „Gneisenau" und den Kreuzerkorvetten „Ariadne" und „Olga" in Dienst gestellt und verließ Ende Oktober 1884 die Heimat. Der Unterleutnant zur See Scheer war auf dem Flaggschiff eingeschifft, wo er mit vier seiner Kameraden eine kleine, im achteren Zwischendeck über der Bordlast liegende enge Kammer teilen mußte, deren niedrig liegendes kleines Seitenfenster in See überhaupt nicht zu öffnen ging. Als Schlafplatz blieb ihm als einem der Jüngsten nur eine Hängematte im schmalen Gang vor der Kammer.

Was bedeuteten aber diese recht schwierigen äußeren Lebensbedingungen für eine jugendfrisch in das Leben hinausstrebende Natur, wie Scheer sie besaß! Ein stolzes Empfinden beherrschte das ganze Geschwader, ging es doch diesmal hinaus, um vor der ganzen Welt hinter dem Hinaustreten der Einheit des Deutschtums zwischen die Völker den staatlichen Willen des wehrhaften deutschen Volkes

in Erscheinung treten zu lassen. Das Vorbild des ritterlich kühnen Geschwaderchefs war besonders dazu angetan, in dem Unterleutnant zur See Scheer die Anlage zum selbstsicheren Anfassen jeder ihm zugewiesenen Aufgabe ohne jede Zaghaftigkeit oder theoretisch abschätzende Zurückhaltung zur Entfaltung zu bringen.

Am 18. Dezember 1884 liefen SMS. „Bismarck" und „Olga" in den Kamerunfluß ein, und am 20. bei drückender Tropensonne wurde das Landungskorps gegen die aufständischen Häuptlinge und deren Gefolgschaft eingesetzt, die, ohne die hinter den Deutschen stehende Macht zu kennen, von Hetzern aufgewiegelt waren, um der deutschen Entwicklung möglichste Schwierigkeiten zu machen. Unterleutnant zur See Scheer führte einen der fünf Züge des Landungskorps. In dem völlig unübersichtlichen, sumpfigen Gelände, das, den Eingeborenen gewohnt, ihnen ausgezeichnete Deckung gab, warf die Gruppe, der der Zug Scheer zugeteilt war, ohne sich durch die erheblichen Schwierigkeiten aufhalten zu lassen, rücksichtslos vorstoßend auf der rechten Flußseite den Feind mit erheblichen Verlusten weit in den Busch zurück und zerstörte seine Deckungen und die Stammesniederlassungen. Aber dann galt es beschleunigt über den Fluß zu setzen und die Joß-Platte, wo die Unsrigen einen schweren Stand hatten, unterstützt von den Bootsgeschützen zu erstürmen.

Nach diesem entscheidenden Schlag gegen unsere Widersacher gab es noch manche Erkundungsvorstöße oder Streifzüge durch Busch und Sumpf in den neuen Tropenkolonien der Westküste durchzuführen, die auch Scheer vor reizvolle, abenteuerliche Aufgaben stellten, bis nach Eintreffen des ersten Gouverneurs von Kamerun, Freiherrn von Soden, SMS. „Bismarck" Anfang Juli 1885 beschleunigt nach Sansibar gerufen wurde. Dort mußte dem selbstbewußten Sultan Said Bargasch gegenüber durch augenfälliges Herausstellen der deutschen Macht die Achtung vor den Erwerbungen des Dr. Carl Peters und vor dem diesem erteilten Schutzbrief des Deutschen Reiches durchgesetzt werden. Kaum war diese Aufgabe, die an Schiff und Besatzung ganz anders geartete Anforderungen stellte, gelöst, so nahm das Geschwader in siebenwöchiger ununterbrochener Fahrt Kurs über Sydney und Neuseeland, um in den neuerworbenen Besitzungen in Neuguinea, auf den Marschall-Inseln und dem Bismarck-Archipel die deutsche Flagge zu zeigen und die Achtung vor der Reichsgewalt sicherzustellen. Nach einem Erholungsaufenthalt in Hongkong erfolgte dann dort die Ablösung der Besatzung und die Heimkehr mittels Dampfertransportes.

Welch großer Unterschied der Eindrücke, die Scheer von diesem Auslandskommando mit heimbrachte gegenüber der Fahrt mit SMS. „Hertha"! Damals das Erleben und Begreifen der Zusammenhänge der großen Welt, ohne daß das Deutsche Reich irgendwo mit einem festen Stützpunkt oder gegründeten selbständigen Recht rechnen konnte. Jetzt auf dieser zweijährigen Reise als Forderung aller Ansprüche des Dienstes der Einsatz für koloniale Erwerbungen in aller Welt, über denen die deutsche Flagge wehte, von den Weltvölkern Achtung

fordernd und das deutsche Volk daheim vor neue Aufgaben stellend. Jeder an Bord brachte bei der Heimkehr im Herbst 1886 das stolze Bewußtsein nach Hause, daß er mitgeholfen hatte, die Ehre des deutschen Volkes jenseits des Meeres zwischen den Weltvölkern aufzurichten.

Nur eineinhalb Jahre dauerte der Dienst in der Heimat. Diese kurze Zeit war für die Entwicklung Scheers aber doch von ganz besonderem Einfluß, weil er damals durch eine Kommandierung zum Torpedokursus zum ersten Male mit dieser Waffe in Berührung kam, die, unter dem Einfluß des späteren Großadmirals von Tirpitz stehend, zum Kern und Ausgangspunkt einer neuzeitlichen Umformung der deutschen Marine in der technischen Durchbildung und geistigen Führung wurde, der in seiner weiteren Auswirkung zum planvollen Aufbau einer der Stellung des Reiches würdigen deutschen Flotte führte.

Die in der Torpedowaffe auch den jüngeren Offizieren gegebene weitgehende Selbständigkeit und Größe der Verantwortung, die von hohem Einsatz und offensivem Geist bestimmten Aufgaben in diesem Dienst ergriff Scheer mit größter Lebendigkeit, sie gaben den Grundanlagen seiner Natur den stärksten Antrieb und die beste Entwicklung.

Aber die kolonialen Aufgaben, die das Reich übernommen hatte, verlangten auch eine stärkere Vertretung über See. So führte schon im Frühjahr 1888 ein Kommando als Wach- und Torpedo-Offizier den Leutnant zur See Scheer wieder für zwei Jahre ins Ausland. Mit SMS. „Sophie" wurde die Ausreise angetreten und in Aden das Schiff dem Kreuzergeschwader unter Admiral Dähnhard eingegliedert, das zunächst nach Sansibar in See ging.

Gerade als das Geschwader die Fahrt weiter nach Kapstadt fortsetzen wollte, brach über die Durchführung des zwischen der Deutsch-Ostafrika-Gesellschaft durch Dr. Carl Peters und dem Sultan von Sansibar abgeschlossenen Vertrages ein weit ausgedehnter Aufstand aus. Die Araber an der Küste fühlten ihren bisher so gut wie unbegrenzten Einfluß schwinden und sahen den ergiebigen Sklavenhandel bedroht. Überfälle auf die Stationen der Gesellschaft, Kämpfe jeder Art flammten an der ganzen Küste auf und führten auch zur Ermordung zweier weißer Angestellten. Das Kreuzergeschwader sah sich damit plötzlich vor einer großen Aufgabe, die seine auch für größere Expeditionen in das Innere gar nicht ausgerüsteten Kräfte zunächst bei weitem überstiegen, bis Verstärkungen aus der Heimat hatten herangeholt werden können und später auch eine von Wissmann geführte schwarze Truppe verwendungsbereit war. Die weitere Entwicklung hatte dann im Dezember auch zu einer mit England, Portugal und Italien gemeinsam erklärten Blockade der ganzen Küste geführt, deren Durchführung außerordentliche Anforderungen stellte.

Dreiviertel Jahre bis zum März 1889 stand Scheer mitten in diesen Verantwortungsbewußtsein, Entschlußfähigkeit und auch Nerven und Gesundheit in höchstem Maße beanspruchenden kriegerischen Unternehmungen. Zurückwerfen

der Angriffe auf Stationen, Faktoreien und uns treugebliebene Eingeborenendörfer, wobei die Aufständischen mit Fanatismus bis zum Bajonettkampf standhielten und, in festen Gebäuden verschanzt, sich bis zum letzten verteidigten, wechselte ab mit dem schweren Tag- und Nachtdienst zur Unterdrückung des Waffenschmuggels und Sklavenhandels. Da andere Fahrzeuge nicht zur Verfügung standen, mußten die so gut wie möglich ausgerüsteten offenen Schiffsboote, im allgemeinen mit zehntägiger Ablösung, an der buchten- und inselreichen Küste verteilt, in Tropensonne, bei kühlen Nächten oder Regen, oft mit schweren Seeverhältnissen, mit Strom und Brandung kämpfend, immer angestrengt, zur Abwehr bereit, auf Vorposten liegen. Die großen Schiffe deckten währenddessen mit ihrer sehr gelichteten Besatzung die wichtigen Häfen und patrouillierten unterstützend die Küste ab.

Hier war aber wieder für Scheer in solchen selbständigen Aufgaben, die, frei vom täglichen Dienst, im engsten Zusammenleben mit der Besatzung nur mit Willenskraft und Entschlußsicherheit wirklich gelöst werden konnten, die beste Betätigung für seine Anlagen gegeben. Sein glückliches Gemüt, das auch nach dem schärfsten Dienst leicht und selbstverständlich den Übergang zur Ungezwungenheit des kameradschaftlichen Lebens fand, erleichterte das immerhin nicht ganz einfache tagelange Leben im engen, ungeschützten Boot. Sein kühner Wagemut wurde nach einem heißen Kampftage in Daressalam durch Verleihung des Kronen-Ordens vierter Klasse besonders anerkannt.

Aus diesem anstrengenden Blockadeleben wurde SMS. „Sophie" gegen Ende März 1889 plötzlich nach Samoa abgerufen. Dort war bei den noch unklaren Besitzverhältnissen eine ganze Anzahl vor allem amerikanischer und deutscher Schiffe zusammengezogen. Nachdem es im Dezember 1888 zu einem Gefecht zwischen Eingeborenen und unserem Landungskorps gekommen war, ging am 16. März ein schwerer Orkan über die Insel, der fast sämtliche vor Apia zu Anker liegenden Schiffe vernichtete. Von uns war das Kanonenboot „Eber" gesunken, der „Adler" als Wrack auf das Riff geworfen und „Olga" vorübergehend gestrandet. Als die „Sophie" nach beschleunigter Reise vor Apia eintraf, waren die Verhältnisse bereits wieder so weit beruhigt und geordnet, daß der bis zum Dezember dauernde Aufenthalt des Schiffes den ganzen Zauber dieser paradiesischen Insel genießen ließ.

Dieser erholenden Zeit folgte ein Besuch der jungen deutschen Besitzungen in der Südsee, bei dem es noch einen dem Schiff sehr gefährlich werdenden Taifun zu überstehen und die Durchführung einer abenteuerlichen Strafexpedition gegen Kannibalen durchzuführen gab. Danach wurden einige Häfen der chinesischen Küste angelaufen, bis im Juni 1890 die Heimreise mit dem Ablösungstransport dieses ereignisreiche zweijährige Auslandskommando abschloß.

Nach diesen vielseitigen Erlebnissen, die in lebendigster Weise den Blick auf die Weltentwicklung lenkten, deren Einflüssen das Deutsche Reich nach seiner

Kraft und Bedeutung sich nicht entziehen konnte oder durfte, trat Scheer nun unmittelbar in die Mitarbeit am Aufbau der Flotte in der Heimat ein. Für die nächsten vier Jahre wurde er zum Torpedo-Versuchs-Kommando kommandiert, wo er nicht nur als Kommandant eines Torpedoboots in dieser vorwärtsstrebenden Waffe an den von Tirpitz, als damaligem Chef des Stabes im Oberkommando der Marine, eingeführten, für die Zukunft grundlegenden taktischen Übungen und Gefechtsaufgaben teilnehmen konnte, sondern wo ihm ein bestimmender Einfluß auf die Entwicklung der Torpedowaffe anvertraut wurde. Nach Besuch der Marine-Akademie wurde Scheer dann im Frühjahr 1895 als Navigationsoffizier auf SMS. „Prinzeß Wilhelm" kommandiert, den ersten, 1887 von Stapel gelassenen Kreuzer, der ohne Takelage nur auf Maschinenkraft konstruiert war.

Aber noch einmal griff das Schicksal in die Laufbahn Scheers ein. Unsere Politik, die sich nach den Erfolgen der Japaner im Chinesisch-Japanischen Krieg dem Einspruch Rußlands gegen den Frieden von Shimonoseki unterstützend zur Verfügung stellte, verlangte dringend eine Verstärkung unseres Geschwaders in Ostasien, das man — wie Scheer in seinen Erinnerungen sagt — nur „als eine Ausstellung überholter Schiffstypen" ansehen konnte. So erhielt die „Prinzeß Wilhelm" kurz nach der Indienststellung sofortigen Befehl zur Ausreise nach Ostasien. Die starke Zuspitzung der Verhältnisse im Fernen Osten gab dem nun folgenden Jahr einen ungewöhnlich interessanten Inhalt.

Im Mittelpunkt die kriegerische Spannung zwischen Japan und China und deren Folgen. Hier das einheitlich zusammengefaßte, von hohem Nationalgefühl beherrschte Land der aufgehenden Sonne, das mit staunenswerter Energie sich von seiner jahrtausendealten Abgeschlossenheit zum modernen Staat umformte und mit klug angesetzter, undurchsichtiger Stetigkeit der Vormachtstellung innerhalb der gelben Rasse zustrebte. Dort das gewaltige China, das vergebliche Versuche machte, aus seiner staatlichen Schwäche, seiner Schwerfälligkeit und seiner inneren Unausgeglichenheit und den verderbten Methoden seiner Beamtenschaft herauszukommen. Und um diesen Interessenstreit gruppiert die großen Mächte, die, eine gegen die andere mißtrauisch, mit Verschlagenheit und vor keinem Mittel zurückschreckend, nur danach strebten, sich für die Zukunft Vorteile zu sichern und ihre Machtstellung auszubauen. Dazwischen stand Deutschland mit seinem ungeheuer anwachsenden wirtschaftlichen Einfluß ohne jeden Stützpunkt und mit einer Machtvertretung durch nur wenige Schiffe, die in ihrer Überalterung fast lächerlich wirkten.

Für Scheer war dieses Jahr eine außerordentlich wichtige Periode diplomatischer Schulung, besonders wo ihm die im Hafen sehr ungebundene Stellung als Navigationsoffizier im weitesten Maße Gelegenheit gab, nach allen Seiten Beziehungen anzuknüpfen und auszuwerten. Alle Eindrücke fanden sich auf die eine Schlußfolgerung zusammen: das Hinauswirken der einheitlichen Schaffenskraft des

Deutschen Reiches in die große Welt verlangt gebieterisch eine seiner Machtstellung entsprechende Flotte.

In die Heimat zurückgekehrt, fand Scheer in der Stellung als Navigationsoffizier des Panzergeschwaders Verwendung. Es war das der bedeutungsvolle Entwicklungsabschnitt, in dem durch die hohe Fachkenntnis und Energie des Geschwaderchefs Vizeadmiral Thomsen das Schießverfahren für unsere Schiffsartillerie durchgebildet und die Grundlage gelegt wurde für die überlegene Leistung unserer Flotte im Weltkriege in dieser Waffe. Gefechtsausbildung, Signalwesen, Schiffs- und Geschwaderführung hatten während Scheers Auslandskommando wieder außerordentliche Fortschritte gemacht, so daß dieses Kommando äußerst anregend und fördernd war.

Inzwischen hatte das persönliche Eingreifen des Kaisers der Marine die entscheidende Wendung gebracht, indem er nach ergebnislosen Reichstagsverhandlungen den damaligen Chef des Kreuzergeschwaders in Ostasien, den Konteradmiral Tirpitz, als Staatssekretär des Reichsmarineamtes nach Berlin berief. Tirpitz griff die hochverantwortliche Aufgabe, gegen den widerstrebenden Reichstag den planmäßigen Aufbau einer deutschen Flotte durchzusetzen, mit größter Tatkraft an, stellte die Volksvertretung, gestützt auf seine seit Jahren folgerichtig durchgeführte Vorbereitungsarbeit, vor ganz neue Gedanken und erzwang den Erfolg mit meisterhafter Sicherheit, zugleich die Flottenbegeisterung im ganzen Volk einheitlich auslösend.

Unter den Offizieren, die Tirpitz sich zur Durchführung dieser gewaltigen Aufgabe vom Kaiser erbat, war auch der Korvettenkapitän Scheer, der nun, bereits nach einem halben Jahr, als Geschwader-Navigationsoffizier abgelöst und im Reichsmarineamt mit der Bearbeitung und Entwicklung des Torpedobootswesens beauftragt wurde. Hier wurde Scheers reiche Erfahrung und sein freies Urteil, das über Schwierigkeiten und kleinliche Hemmungen hinwegging, vor eine Aufgabe gestellt, die seine Fähigkeiten zur vollsten Entfaltung brachte. Nicht nur daß der Torpedobootswaffe nun im großen Aufbau einer Flotte der gebührende Platz gesichert werden mußte, sondern die Zeit verlangte auch in der Entwicklung des Bootstyps und in der Durcharbeitung des Torpedos weit vorausschauende Einflüsse, die Scheer — seiner Art nach — schon rein gefühlsmäßig in die richtige Bahn lenkte. Scheer erwarb sich in dieser Stellung das Vertrauen des Staatssekretärs des Reichsmarineamtes in so hohem Maße, daß Tirpitz ihn im Frühjahr in die Zentralabteilung, also in seinen nächsten Mitarbeiterstab, berief.

Immer mehr traten bei Scheer hervor sein schneller Überblick über eine gegebene Situation, das unentwegt frische Zufassen und damit das Beherrschen einer schwierigen Lage mit dem Blick auf die notwendige Entscheidung. Diese Entschlüsse entsprangen bei ihm ohne viel Nachgrübeln einfach aus dem, was seine Berufserfahrung in ihm an Richtlinien und Grundgedanken gefestigt hatte.

So konnte er bei der plötzlich hervortretenden, vom Kaiser stärkstens geförderten und von Tirpitz kühn aufgegriffenen Gelegenheit, die Flotte im Jahre 1900 durch das zweite Flottengesetz zu verdoppeln, die trefflichsten Dienste leisten.

Im Herbst des Jahres trat Scheer dann unter Ernennung zum Kommandeur der I. Torpedo-Abteilung in Kiel wieder für drei Jahre in die Front zurück. Nach dem ganzen Aufbau dieser Truppe war dies Kommando die selbständigste und vielseitigste Stellung, die ein Offizier in diesem Dienstalter erhalten konnte. Dienst in der Truppe, die immer mit den zu ihr gehörigen Torpedobooten in engster Verbindung blieb, und Indienststellung zur Spezialausbildung dieser ganz auf höchste Offensive eingestellten Waffe und zu Übungen mit den Geschwadern wechselten ständig ab. Eine bessere Schulung und Vorbereitung auf die Führerverantwortung im großen war nicht denkbar, und so war es für Scheer trotz des darin zum Ausdruck kommenden großen Vertrauens eine schwer empfundene Trennung von dieser einzigartigen Truppe, als er im Herbst 1903 als Chef der Zentralabteilung wieder in das Reichsmarineamt berufen wurde, wo er bis zum Herbst 1907 Tirpitz unmittelbar zur Seite stand.

Es waren das vier Jahre höchster Spannung nach außen und nach innen. Die deutsche Wirtschaftskraft wurde in ihrem überwältigenden Vorwärtsdrängen der ganzen Welt immer fühlbarer, und der damit unvermeidlich zusammenhängende vorwärtsschreitende Aufbau deutscher Seemacht lenkte in seiner stetigen Planmäßigkeit die Aufmerksamkeit aller seefahrenden Nationen auf sich. In erster Linie versuchte England, diesem unerwartet starken Konkurrenten entgegenzutreten. Für die verantwortliche Arbeit, die im Reichsmarineamt zu leisten war, wirkte sich in den Jahren, als Scheer dort an einflußreicher Stelle stand, vor allem die von rücksichtsloser Energie beherrschte Persönlichkeit des Lord Fisher, Ersten Seelords der Admiralität, aus, der selbst vor dem Vorschlag an den König nicht zurückschreckte, die deutsche Flotte im Frieden zu überfallen und zu vernichten. Die Schaffung des „Dreadnought"-Typs und die Zusammenziehung der großen englischen Flotte in der Heimat waren der äußere Ausdruck dieser Stimmung.

Aus dieser scharfen politischen Spannung ergaben sich auch innerpolitisch die verschiedensten Zuspitzungen und Kämpfe. Aber das kluge gleichmäßige Vorgehen im Flottenbau, bei dem sich Tirpitz weder von seinem offen hingestellten Ziel abbringen noch sich zu irgendwelchen überstürzten Maßnahmen hinreißen ließ, überwanden diese gefährliche Periode, in der Scheer als einer der ersten Berater des Staatssekretärs bei schwerwiegenden politischen Entscheidungen mitzuwirken hatte.

Im Herbst 1907 übernahm der nunmehrige Kapitän zur See Scheer für zwei Jahre das Kommando des Linienschiffes SMS. „Elsaß" im Verbande des II. Geschwaders. Das Schiff besaß damals in der Flotte schon einen besonderen Ruf, bei allen Gelegenheiten durch besondere Leistungen hervorzutreten. Scheer wußte diese Stellung seines Schiffes weiter zu festigen und zu heben.

Während er seine Anforderungen auf allen Gebieten sehr hoch stellte und es dann nicht leicht war, immer seinen plötzlichen Entschlüssen und Ansprüchen an Personal und den Einsatz der Waffen gerecht zu werden, hatte er sich immer mehr dahin entwickelt, den Untergebenen in ihrem Verantwortungskreis die allergrößte Selbständigkeit zu lassen und Vertrauen in ihre Pflichtempfindung und ihre Zuverlässigkeit freigebig auszuteilen, bis dann, wenn er auf die Brücke trat und das Kommando übernahm, in der so vielseitigen Zusammenarbeit beim Fahren im Verbande oder im Gefechtsdienste jeder die Probe zu bestehen hatte, die dann von ihm fast stets sehr hoch gestellt wurde. Diese selbstbewußte Art der Schiffsführung spornte überall auf das höchste an und erzog ein eigenes Verantwortungsbewußtsein und selbständiges Denken, das die höchsten Leistungen zeitigte. Scharfe Kritik, die im Dienst keineswegs ausblieb, wurde dadurch ausgeglichen, daß nach „Klar Deck!" von dem Kommandanten eine offene Kameradschaft ausging, die das ganze Schiff beherrschte.

Nach der zweijährigen Zeit als Linienschiffskommandant fanden die Fähigkeiten und Erfahrungen Scheers dadurch besondere Anerkennung und Auswertung, daß er zum Chef des Stabes der Flotte bestimmt und damit dem neu ernannten Flottenchef, Admiral von Holtzendorff, als erster Berater zur Seite gestellt wurde.

Es war das wieder ein sehr entscheidender Zeitabschnitt nicht nur wegen der starken politischen Spannungen zwischen den Weltmächten, die mit der Marokko-Frage zusammenhingen, sondern auch weil in der Flotte selbst die moderne Entwicklung der Befehlsmittel und die wachsende Bedeutung der Funkentelegrafie zu allerhand grundlegenden Änderungen in der Befehlsübermittlung und der Gefechtsführung führten. Im Herbst 1911 wurde der nunmehrige Konteradmiral Scheer noch einmal an hochverantwortliche Stelle im Reichsmarineamt berufen, an die Spitze des Departements, das alle militärischen Fragen zu behandeln und zu vertreten hatte. Es war das die Zeit, in der Tirpitz den abschließenden Ausgleich mit England anstrebte und bei uns der Übergang zu den mit 38-cm-Geschützen armierten Linienschiffen der „Baden"-Klasse stattfand. Dies einflußreiche Kommando fand aber schon zu Beginn des Jahres 1913 seinen Abschluß, als Scheer zum Chef des II. Geschwaders ernannt wurde.

Der Weltkrieg wies ihm in dieser Stellung zunächst die Ostsee als Operationsgebiet zu. Wir wissen ja auch heute, daß eine russische Landung an der pommerschen Küste im Kriegsplan der Entente vorgesehen war. Als die großen Pläne russischer Offensive aber zusammengebrochen waren und die russische Flotte von jeder bedrohlichen Unternehmung Abstand nahm, wurde das II. Geschwader, das zwar mit seinen schon damals reichlich veralteten Typen die schwächste Einheit bedeutete, aber durch seine Tradition über das am besten durchgebildete Personal verfügte, auch auf den Kriegsschauplatz der Nordsee herübergenommen.

Ende Dezember 1914 erhielt Scheer dann das Kommando über das III. Geschwader, das aus den neuesten, kampfkräftigsten Schiffen zusammengesetzt war.

So rückte er in die wichtigste Stelle der Kampflinie der deutschen Flotte ein, ohne allerdings bei der mit unseligen Hemmungen belasteten Seekriegsführung seine starken Schiffe zum Einsatz bringen zu können. Ende Januar 1916 führte der unerwartete Tod des Admirals von Pohl zu grundlegenden Änderungen in der Kriegsführung im Nordseegebiet. Scheer wurde zum Chef der Hochseestreitkräfte ernannt.

Die Flotte war mit höchster Bereitschaft und mit sicherem Stolz auf ihre Leistungen in den Weltkrieg eingetreten. An keiner Stelle der Front hatte eine andere Vorstellung geherrscht, als daß es in den ersten Wochen zur großen Entscheidung kommen würde. Nun währte der Weltenkampf des Deutschtums schon fast zwanzig Monate. Unsere unvergleichliche Armee hatte mit den gewaltigsten Siegen auf allen Fronten den Kampf tief in Feindesland getragen, die Kolonialtruppen hatten in höchster Opferbereitschaft und heldenmütigem Kampf dem deutschen Namen unvergänglichen Ruhm erworben und unsere Kreuzer draußen auf allen Meeren der Welt die deutsche Flagge kampfstolz bis zum letzten hochgehalten.

Auf dem entscheidenden Kampfgebiet der Nordsee aber hatten vorsichtige Bereitschaft des Feindes und zurückhaltende Staatsführung bei uns es zu einem Kampf der Flotten nicht kommen lassen. Immer drückender hatte dieses Zögern und Zaudern sich auf die Stimmung in der Flotte gelegt, um so mehr, als die verschiedenen Kämpfe der Aufklärungsstreitkräfte den Eindruck hinterließen, daß unseren stets mit unerschrockenem Kampfwillen und höchster Kampfleistung sich einsetzenden Schlachtkreuzern nicht immer der nötige und mögliche Rückhalt gegeben war. Enttäuschung fing an, immer mehr den Glauben zu erschüttern, daß unsere Flotte überhaupt noch einmal Gelegenheit finden würde, ihre Kraft gegen das unser Volkstum mit der unmenschlichen Hungerblockade abwürgende England zum Einsatz zu bringen. Die ganze mit ungeheurer Hingabe geleistete Friedensarbeit, die immer nur den unmittelbaren Kampf vor Augen gehabt hatte, schien vergeblich geleistet zu sein.

Nun wurde unerwartet die hohe Verantwortung für die Führung der Flotte unter diesen schwierigen Verhältnissen Scheer in die Hand gegeben. Ein Besuch des Kaisers in Wilhelmshaven gab dem neuen Flottenchef die willkommene Gelegenheit, seine Überlegungen zum Vortrag zu bringen, und gestützt auf die volle Zustimmung des Allerhöchsten Kriegsherrn, sich von allen Bindungen des einengenden Operationsbefehls freizumachen, nahm er in vollem Erkennen seiner Pflicht die gewaltige Verantwortung vor dem deutschen Volk und der Geschichte sowie auch dem Kaiser gegenüber auf seine Schultern.

Zugleich setzte er sich mit seiner ganzen Energie für die Eröffnung des rücksichtslosen U-Boot-Krieges ein. Er lehnte die immer wieder in neuer Form gegebenen Bindungen dieser einzigartigen Waffe ab. Es galt, den von den Feinden gegen unser ganzes Volk rücksichtslos eingesetzten Vernichtungswillen zu brechen;

das konnte nur mit unbeirrt gegen diesen Würgering des Feindbundes durchgeführtem Kampf der U-Boote erreicht werden, die hierzu frei sein mußten von jeder Einschränkung des Gebrauches ihrer Waffe. Scheer scheute hierin auch nicht davor zurück, die U-Boote aus den Kampfgebieten zurückzurufen, als ihnen von der politischen Leitung Hemmungen auferlegt wurden, die im schweren Kampfgebiet um England nach seiner Erfahrung den Einsatz dieser wertvollen Waffe nicht mehr rechtfertigten. Er stellte die U-Boote dann lieber in seinen großen Plan des entscheidenden Flottenkampfes ein. So führte der in Scheer verkörperte Angriffsgeist, nachdem der Flottenchef in verschiedenen kleineren und größeren Unternehmungen die Führung der Flotte in die Hand bekommen hatte, alle Kampfkräfte im Nordseeraum auf den einen großen Tag zusammen, der kommen mußte, weil die gewaltigen Machtfaktoren auf deutscher und englischer Seite durch diesen Angriffswillen, wie durch magnetische Kraft gelenkt, voneinander angezogen wurden.

Die Skagerrak-Schlacht am 31. Mai 1916 ist daher auch in ihrer Entstehung und Durchführung bestimmt von der Persönlichkeit und dem Willen des Admirals Scheer. Wenn bei den wenigen Gelegenheiten, die sich bis Ende Mai ergeben hatten, die Flotte im engen Raum hinter Helgoland zwischen den Minensperren in den verschiedenen Übergängen und Bewegungen durchzuexerzieren, das lebhafte Temperament Scheers in einer Weise zum Ausdruck kam, die sich fast beunruhigend auswirkte, so fiel im Angesicht des Feindes alle Unruhe von ihm ab. Vor der großen Verantwortung hob sich sein scharfer Verstand und klarer Blick, seine schnelle Entschlußkraft und seine hohe Verantwortungsfreudigkeit über alles heraus und gab seiner ganzen Persönlichkeit die selbstverständliche Sicherheit des großen Führers.

Als der ungeheure Kampf sich zum Höhepunkt steigerte, als ringsum die schweren Geschosse des Feindes einschlugen und die gewaltigen Wassersäulen der aufgepeitschten See über das Flaggschiff hinstürzten, da wurde es Scheer in der drückenden Luft des schwer gepanzerten Kommandostandes zu eng. Unbekümmert um die gewaltigen Auswirkungen des Kampfes um ihn her trat er frei auf die Kommandobrücke. Sein entschlußstarker Wille verlangte freien Blick. Nur von dem Gedanken zum Angriff beherrscht, gab es für ihn keine Gefahr, wo es galt, der gewaltigen Übermacht des Feindes offen gegenüberzutreten, um unter Ausnutzung der unübertrefflichen Beweglichkeit der deutschen Flotte ihre vor nichts zurückschreckende Stoßkraft mit überraschender Kühnheit dem Feind entgegenzuwerfen. Ob auch der Luftdruck der eigenen 30,5-cm-Geschütze des Flottenflaggschiffs Admiral Scheer vorübergehend zu Boden warf, verließ ihn keinen Augenblick die selbstsichere Ruhe, mit der er in das ständig wechselnde Kampfbild in den entscheidendsten Augenblicken unmittelbar eingriff und so dem Verlauf der Schlacht den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrückte und die erdrückende Übermacht der großen englischen Flotte in die Rolle der Abwehr hineinzwang.

Die Sperrgebiete für die Durchführung des unbeschränkten U-Boot-Krieges

So war der siegreiche Kampf der deutschen Flotte vorm Skagerrak die Tat Scheers. Er hat dies durch den auf freie Weltgeltung des deutschen Volkes gerichteten Willen des Kaisers und durch die staatsmännische Kraft des Großadmirals von Tirpitz geschaffene und unvergleichlich durchgebildete Instrument wehrhafter Kraft und deutscher Seegeltung mit unauslöschlichem Ruhm in die Weltgeschichte der großen Seemächte eingereiht.

Trotz des Vertrauens, das Scheer sich erkämpft hatte, konnte er aber doch nicht verhindern, daß seinem auf allen Gebieten des Seekriegs vorwärtsdrängendem Willen immer wieder von den verantwortlichen Stellen der Staatsführung Hemmungen auferlegt wurden. Auch die endlich, leider zu spät, im Frühjahr 1917

erreichte Eröffnung des rücksichtslosen U-Boot-Krieges brachte diese hemmenden Kämpfe widerstreitender Auffassungen nicht zu Ende, bis dann Scheer im Sommer 1918, mit besonderer Vollmacht für die einheitliche Führung des gesamten Seekrieges ausgestattet, als Chef des Admiralsstabes in das Große Hauptquartier berufen wurde. Mit größter Energie nahm Scheer sein hochverantwortliches Amt in die Hand. Alle Mittel wurden aufgeboten, den U-Boot-Krieg bis auf das höchste zu steigern und die längst vorbereiteten Pläne, die Flotte gegen den englischen Kanal einzusetzen, zur Ausführung zu bringen.

Es war zu spät. Die politische Leitung gab den U-Boot-Krieg und damit die England todbringende Waffe preis. Die Stimmung der durch die Hungerblockade gepeinigten und durch internationale Verhetzung verwirrten Bevölkerung brach zusammen. Das überwältigende deutsche Heldentum des Weltkrieges konnte seine Erfüllung nicht mehr finden. Der Zusammenbruch schien alles mit sich zu reißen, und auch Deutschlands freies Recht auf das Weltmeer, das Scheer mit der Kaiserlichen Flotte des Großadmirals von Tirpitz siegreich behauptet hatte, schien für immer dem deutschen Volk verloren.

Aber schon die unerschrockene Tat des Admirals von Reuter vor Scapa Flow gab Zeugnis davon, daß die Siegeskraft vom 31. Mai 1916 auch die furchtbare Zeit der Verzagtheit und Verwirrung überwinden und niederzwingen würde. Und als der Sieger vorm Skagerrak am 26. November 1928 uns plötzlich entrissen wurde, da wuchs bereits aus dem Geist der stolzen Flotte, die Kaiser Wilhelm II. dem deutschen Volk geschenkt, die Tirpitz geformt und aufgebaut und die Scheer zum Siege geführt hatte, eine neue junge deutsche Seemacht heraus, die in dem ihr aufgezwungenen Rahmen durch Höchstleistung in technischem und seemännischem Können und durch vorbildliches Streben und Auftreten der Welt Achtung abzwingt vor dem Recht auch des deutschen Volkes auf das weltentscheidende Meer.

Manfred Freiherr von Richthofen

1892—1918

Von

Volko Freiherr von Richthofen

Jahrtausende hindurch, soweit wir die Geschichte der Menschheit zurückverfolgen können, kämpften in ihren Schlachten Fußvolk und Reiterei. Auch die Stoß- und Schleudermaschinen, wie sie die Griechen und Römer erfunden und die Soldaten des Mittelalters nur wenig zu verbessern verstanden haben, vermochten das Bild, die Art solcher Kämpfe kaum zu ändern und nur geringen Einfluß auf ihren Ausgang zu nehmen. Dann kam die Erfindung des Schießpulvers und damit nicht allein eine völlig andere Bewaffnung und Kampfesweise, sondern zugleich eine neue Waffengattung, die Artillerie. Und wenn diese sich auch im Ansehen der lieber mit der blanken Waffe und hoch zu Roß kämpfenden Männerwelt erst allmählich durchzusetzen vermochte, die fähigsten und organisatorisch begabtesten Köpfe haben sich ihrer Vervollkommnung gewidmet, und Feldherren von der Bedeutung Napoleons I. und Moltkes haben nicht zuletzt durch die donnernde Sprache der Kanonen ihre Schlachten zur Entscheidung gebracht.

So ist es geblieben bis zum Weltkrieg. Der aber brachte die neue Waffe, das Flugzeug, das bis dahin nur die ersten Ansätze zur Hebung des friedlichen Verkehrs der Völker gezeigt hatte. Eine grundlegende Veränderung eigentlich aller Kampfesmethoden war die Folge. Als die europäischen Heere 1914 sich auf blutiger Walstatt begegneten, wollte man allerdings noch die Bedeutung des Flugzeuges so gut wie ausschließlich in der Verbesserung des Erkundungs- und Informationsdienstes für das fechtende Heer erblicken. Sofort aber traten auch die Bombenflugzeuge als zerstörendes, den Aufmarsch und Angriff unterstützendes oder hinderndes Element auf den Plan. Und immer mehr wurde das schnelle, mit dem Maschinengewehr ausgerüstete Flugzeug zu einer scharfen Angriffswaffe. Es trug den Kampf in die Höhe der Lüfte, auf dem Erdboden am ehesten der Reiterei vergleichbar, bestimmt, der feindlichen Fliegertätigkeit zu begegnen, die eigene zu schützen, Truppenteile aller Waffengattungen zu bekämpfen.

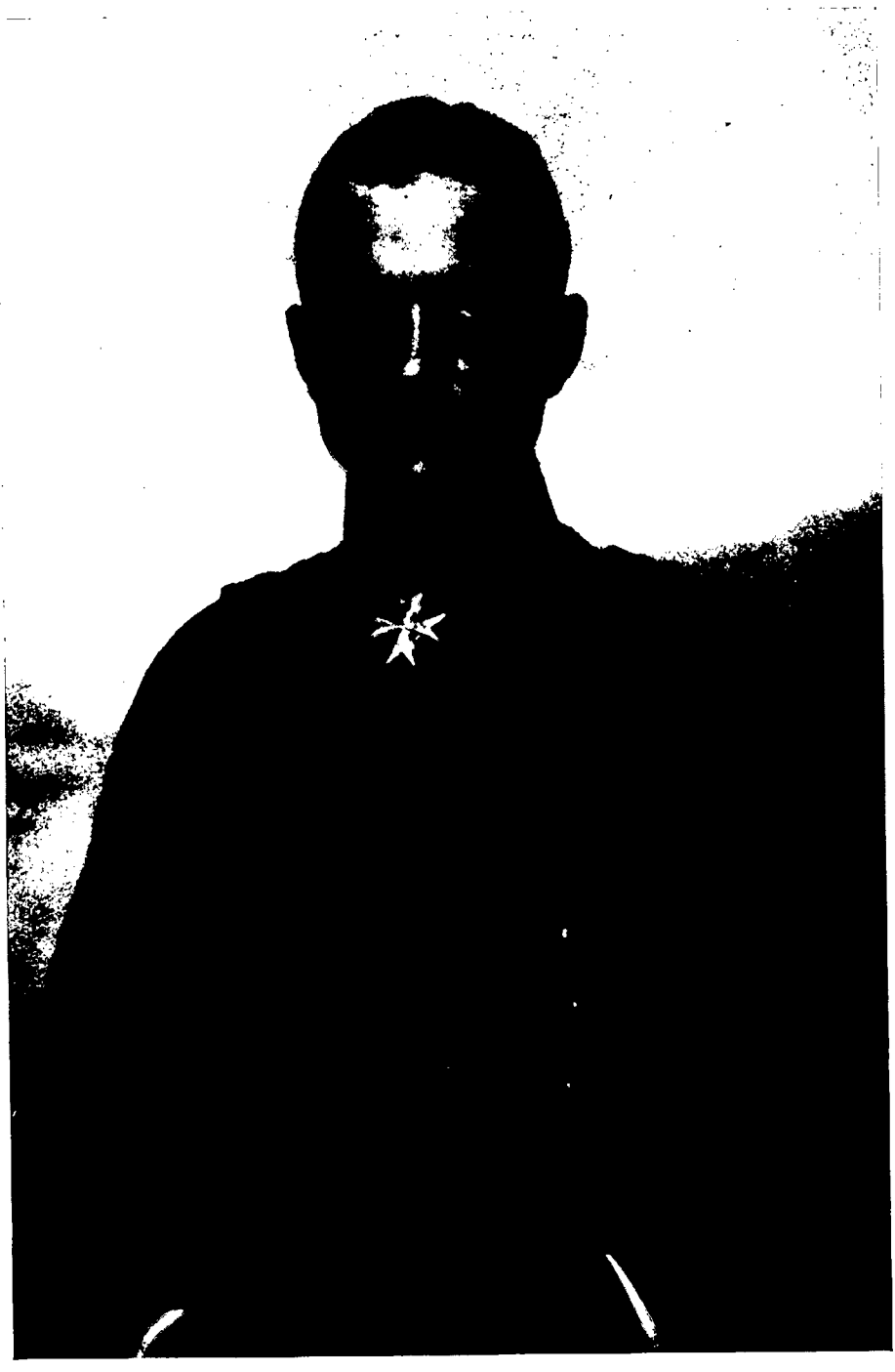
Für das deutsche Feldheer des Weltkrieges ist Manfred Freiherr von Richthofen der Mann gewesen, der die hohe militärische Aufgabe des Jagdgeschwaders, wie man alsdann diese neue Waffengattung nannte, am klarsten erkannt und am erfolgreichsten gelöst hat. Dem es vergönnt war, sein eigenes Jagdgeschwader zu einem bleibend mustergültigen zu gestalten und die seiner Führung anvertrauten Flieger zu den höchsten Leistungen zu bringen. So ist er der Held der Lüfte

geworden, dem deutschen Volk der lebenden und kommenden Generation ein Gegenstand der Bewunderung und der Verehrung.

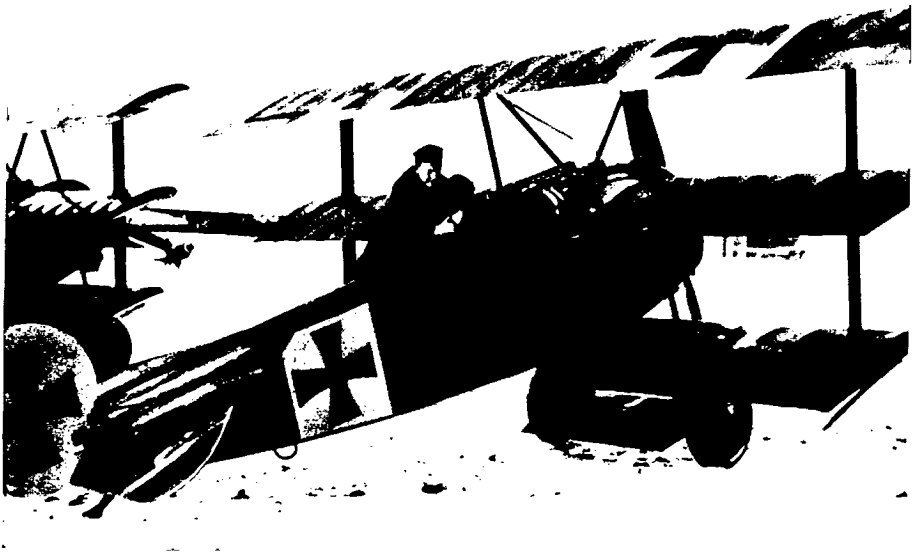
Es war an einem Sonntag, dem 21. April 1918, als Manfred von Richthofen sein Leben für das Vaterland ließ. Ein Jüngling, er hatte sein sechsundzwanzigstes Lebensjahr noch nicht vollendet. Und so lassen sich auch die biographischen Daten seines kurzen Erdendaseins in wenige Worte fassen.

Am 2. Mai 1892 wurde er in Breslau geboren, in Schweidnitz in Schlesien besuchte er die Vorschule und die unterste Klasse des Gymnasiums. Dann kam er 1903 in das Kadettenkorps zu Wahlstatt, dort blieb er sechs Jahre. Von 1909 bis 1911 war er Kadett der Hauptkadettenanstalt Lichterfelde, und im letzten Jahre trat er als Fähnrich bei dem Ulanenregiment I Kaiser Alexander III. von Rußland in die Armee. Die Kriegsschule besuchte er in Danzig. Im Herbst 1912 wurde er im vorerwähnten Regiment Offizier. Militsch wurde seine ständige Garnison. Am 2. August 1914 rückte er als Leutnant ins Feld. Zunächst nach Rußland. Bereits Ende August wurde sein Regiment nach Frankreich übergeführt und kämpfte dort in der Armee des Kronprinzen vor Metz. Am 24. September erhielt er das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Kurz vorher war er dem Tode knapp entgangen. Als er bei einer Patrouille zur besseren Beobachtung des Feindes abgesessen war, traf eine Granate seinen Sattel und tötete sein Pferd. Dann lag er monatelang vor Verdun. Ende Mai 1915 erfolgte seine Kommandierung zur Fliegertruppe bei Köln.

Im Sommer 1915 macht Manfred von Richthofen als Flugzeugbeobachter in der Armee Mackensen im Osten den Vormarsch bis Brest-Litowsk mit. Dann kommt er nach Ostende und erlebt am 1. September 1915 seinen ersten Luftkampf in einem Großkampfflugzeug. Im Oktober 1915 lernt er Boelcke kennen, der ihm dringend rät, sich als Pilot ausbilden zu lassen, und ihm verspricht, ihn alsdann für seine Staffel anzufordern. Am 10. Oktober 1915 absolviert Manfred von Richthofen seinen ersten Alleinflug. Im November wird er nach Döberitz kommandiert und besteht am Heiligen Abend 1915 das Schlußexamen als Pilot. Im Frühjahr 1916 ist er wieder in Frankreich und lernt nun den Luftkampf der Bombenflugzeuge als Flugzeugführer kennen. Am 16. Juli wird ihm das Eiserne Kreuz 1. Klasse verliehen, und am 26. August desselben Jahres wird er zum erstenmal im Heeresbericht erwähnt. Dies ereignet sich während einer erneuten Verwendung in einem Kampfgeschwader in Rußland. Aber im gleichen August 1916 holt ihn nun Boelcke in seine Staffel. Am 17. September 1916 besteht er im Westen allein und siegreich den ersten Luftkampf gegen einen englischen Gegner. Jetzt folgt ein harter Kampf dem anderen. Im Januar 1917 erstreitet er den 16. Sieg. Das bringt ihm am 12. Januar den Orden Pour le Mérite und am 25. Januar die Ernennung zum Kommandeur der Jagdstaffel XI. Erfolg reiht sich an Erfolg. Am 25. März — nach dem dreißigsten Sieg — wird er Oberleutnant. Und zwei Wochen später, am 8. April 1917, Rittmeister. Neun Gegner hatten in diesen



Manfred Freiherr von Richthofen



Manfred von Richthofen in seinem Fokker-Dreidecker
vor seinem letzten Aufstieg

Manfred von Richthofen vor seinem Fokker-Dreidecker

vierzehn Tagen seine Überlegenheit zu Tode getroffen anerkennen müssen. Am 26. Juni 1917 erfolgt die Bildung des ersten deutschen Jagdgeschwaders aus verschiedenen Jagdstaffeln, zu dessen Kommandeur Manfred von Richthofen ernannt wird. Einen Monat später, am 29. Juli 1917, bleibt er zum fünfzigsten Male Sieger im Luftkampf. Immer höher steigt die Zahl seiner Siege, immer glänzender werden die Leistungen seines Geschwaders. Und an dem Morgen, der ihm vom Schicksal zum Ende seiner Erdentage bestimmt war, feiert er noch als letzten den einundachtzigsten Triumph.

So hat Manfred von Richthofen nicht ganz drei Jahre der Fliegertruppe angehört. In dieser Spanne Zeit drängen sich seine Taten zusammen. Eine führende Stellung hat er nur fünfzehn Monate innegehabt. Aber diese haben genügt, ihn eine organisatorische Leistung ersten Ranges vollbringen zu lassen und darüber hinaus die ihm unterstellten Offiziere und Mannschaften mit dem Geist zu beseelen, ohne den die erzielten Erfolge undenkbar gewesen wären, der als wahrer und unübertrefflicher Fliegergeist ein Beispiel für alle Zeiten bleiben wird und der ein Stück seines Selbst war.

Was hat diesen jungen Menschen zu solchem Vollbringen befähigt? Welche Eigenschaften sind es gewesen, die ihn zu einem Vorbild so außerordentlicher Art werden ließen?

Auch wem ein langes Leben beschieden ist, der wird bis zu einem gewissen Grade stets ein Ergebnis seiner Herkunft und Erziehung bleiben. Wen aber ein unerbittliches Schicksal früh aus diesem Leben abruft, in dessen Denken und Handeln wird das geistige und körperliche Erbteil seiner Eltern und weiteren Vorfahren, werden die Eindrücke seiner Kindheit und Jugendzeit unverkennbar sein. Das gilt sicherlich auch für Manfred von Richthofen. Selbstzucht und die in den wenigen Jahren, die ihm als erwachsener Mensch auf dieser Erde zu weilen beschieden waren, gesammelten Erfahrungen, verstärkt durch die harte Schule und die tiefen Eindrücke des Krieges, haben das ihrige hinzugetan.

Aber die Geschichte und die Art der Familie, der er entstammte, die Umgebung und die Menschen, mit denen er aufwuchs und deren Anschauungen ihm geläufig wurden, sind doch wohl entscheidend für die Bildung der Eigenschaften seines Charakters gewesen, die ihn gerade in so jungen Jahren befähigt haben, Hervorragendes für Volk und Vaterland zu leisten.

Manfreds Vater war Offizier, beste preußische Tradition wurde im Hause der Eltern hochgehalten. Herzlichkeit und liebevolle Pflege, Frohsinn der Jugend paarten sich mit einer von jeder Sentimentalität freien Erziehung zur Selbstbeherrschung und Pflichterfüllung. Manfred hat nie etwas anderes werden wollen als Offizier. Vielleicht war das ein Erbteil der Vorfahren gerade seiner Linie der Familie von Richthofen, die sonst neben Militärs bedeutende Staatsmänner und Gelehrte hervorgebracht hat. So zählt zu Manfreds Vorfahren der Fürst Leopold von Anhalt, der berühmte Alte Dessauer. Und vielleicht darf man annehmen,

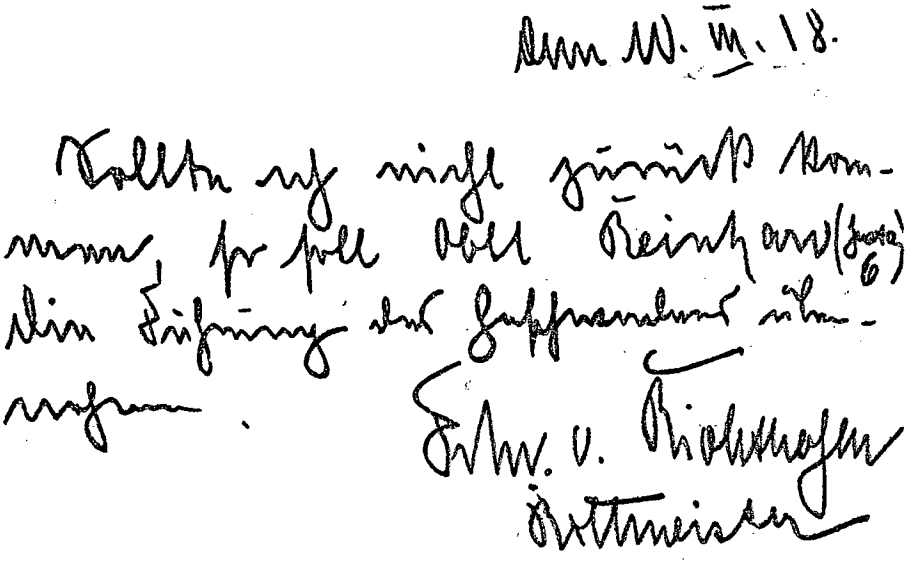
daß das Blut des Siegers von Höchstedt, Turin und Kesselsdorf auch in diesem seinem Nachfahren wirksam geworden ist.

Manfred zog als Reiteroffizier ins Feld. Er war ein begeisterter Kavallerist schon in Friedenszeiten. Er ritt zu Kriegsbeginn gefährliche, verlustreiche Patrouillen, kam aber nie ohne Erfolg nach Hause. Doch sehr bald erkannte er die ungeheure Bedeutung der Fliegerwaffe für die letzte Entscheidung des Krieges. Und sofort bewährte sich die ihm angeborene und anerzogene Energie.

Als er als kleiner Junge infolge einer bedenklichen Knieverletzung einst längere Zeit sein eines Bein nicht bewegen konnte und die Gefahr einer dauernden Versteifung bestand, berieten seine Eltern betrübt, was dagegen zu tun sei. Manfred hörte nachdenklich zu, dann aber sagte er ihnen tröstend und bestimmt: „Wenn ich nicht mehr auf den Beinen laufen kann, so werde ich auf den Händen gehen." Er war gewillt, das Schicksal seines Lebens selbst zu zwingen. So gab er eine angenehme Adjutantenstelle auf und setzte seine Kommandierung zu den Fliegern durch. So lernte er fliegen, obwohl es ihm anfangs keineswegs leicht wurde, er sogar die erste Prüfung nicht bestand und es ihm manchmal zweifelhaft war, ob er sich wirklich unter den Auserwählten der Luftwaffe befinden werde. Aber er hat allen Schwierigkeiten zum Trotz sein Ziel erreicht, das er schon im Mai 1915 in die Worte gekleidet hat: „Nur Beobachter werden liegt mir nicht, Flugzeugführer will ich werden, und wenn es glückt, der Beste von allen!"

Manfred hat das wunderbar Schöne des Fliegens voll ausgekostet. Niemals vermochte er sich eigenem freudigen Geständnis zufolge so vollständig als freier Mensch zu fühlen, so vollkommen sein eigener Herr zu sein als auf der von seiner Meisterhand beherrschten und zum Gehorsam gezwungenen Maschine. Und sein Siegeswille entsprang der gleichen Quelle unbeugsamer Energie, innerer Begeisterungsfähigkeit. „Du oder ich", jedesmal sagte er es sich, wenn es zum Kampf in den Lüften ging. Das „Ich will Sieger bleiben" war ihm höchstes Gebot. Es gab ihm die Kraft, so viele Male wie kein anderer in diesem Krieg den Erfolg zu erreichen. Wie stark der Funke der Energie in diesem Menschen lebendig war, nichts beweist es vielleicht so sehr als sein Verhalten bei seiner schweren Verletzung am 6. Juli 1917.

Er hat mit seiner Jagdstaffel einen Flug über Ypern und Armentières unternommen. Da kommt er mit einem Engländer in den Kampf. Plötzlich erhält er einen Schlag vor den Kopf. Er ist getroffen und einen Augenblick völlig gelähmt. Sein Sehnerv ist gestört. Ein Gefühl völliger Erblindung ergreift ihn. Rasch stürzt die Maschine ab. Er weiß, was ihm bevorsteht. Aber nur einen Augenblick durchzuckt ihn der Gedanke: so also ist es, wenn der Tod sich unentrinnbar naht. Dann gewinnt er mit äußerster Anstrengung die Besinnung wieder, erhält von neuem Gewalt über Arme und Beine, vermag das Steuer zu ergreifen, das Gas abzustellen, die Zündung herauszunehmen, ja er zwingt sich, die Augen aufzureißen, und immer wieder, mit letzter Kraft, sagt er zu sich selbst: „Ich muß



Manfred von Richthofens letztwillige Verfügung vom 10. März 1918

sehen!" Und wahrhaftig, mit einem Male vermag er schwarze und weiße Flecken zu unterscheiden, hat er die Empfindung, wie durch eine dicke schwarze Brille zu sehen, aber es reicht. Der Höhenmesser zeigt noch achthundert Meter. Manfred hat keine Ahnung, wo er sich befindet, aber er fängt die Maschine, bringt sie in normale Lage und landet glatt, ohne daß ihn einige Pfähle und Telefonleitungen daran zu hindern vermögen, trotz aller Granattrichter und, Gott sei Dank, hinter der deutschen Linie.

Von allen Seiten stürzen deutsche Soldaten herbei. Sie haben seine rote Maschine erkannt, sie wissen, um wen es sich handelt. Sie finden den Bewußtlosen auf dem Rasen liegen. Rasch wird er verbunden, ein Sanitätsauto fährt ihn in rasender Fahrt nach Courtrai. Sein kostbares Leben bleibt erhalten.

Und dieser mit Energie geladene Körper war von zarter Konstitution. Der kanadische Fliegerhauptmann A. Roy Brown, der Manfred von Richthofen abgeschossen haben will, findet in seinem Bericht ergreifende Worte, als er vor die Leiche des Getöteten geführt wird. „Der Anblick Richthofens", sagt er, „gab mir einen Stoß. Er erschien mir so klein, so zierlich. Er sah so freundlich aus, seine Füße waren schmal, wie die einer Frau, und blondes, seidenweiches Haar, wie das eines Kindes, fiel von der breiten, hohen Stirn." Doch in diesem an sich nicht allzu kräftigen, aber durch die Gewalt des Willens gestählten Körper wohnte eine mutige, unerschrockene Seele, ein heldischer Geist.

Manfreds Furchtlosigkeit war sprichwörtlich in der Familie. Sie ging bis zu der völligen Unmöglichkeit, sich überhaupt einen Vorgang oder ein bevorstehendes

Ereignis vorstellen zu können, das für ihn mit irgendeinem Gefühl der Angst verbunden sein könnte. Seine Mutter kannte diese so ausgesprochene Eigenschaft ihres Sohnes gut, und so beschloß sie einmal, ihn auf die Probe zu stellen. Als Manfred dreizehn Jahre alt war, befand er sich mit seinen Eltern in einem Verwandten gehörigen Gutshause. Auf dessen Boden hatte sich vor Jahren ein Knecht erhängt, und seitdem „gehe es dort um", so erzählte man sich in der Gesindestube. Manfred interessierte sich für diese mystische Angelegenheit. Er ließ sich die Stelle auf dem Boden zeigen, wo das Unglück sich ereignet hatte, und dann beschloß er, der Sache auf den Grund zu gehen. Er ließ sein Bett zu dieser Stelle bringen, um eine Nacht dort zu schlafen. Das schien eine gute Gelegenheit, dem jungen Helden auf den Zahn zu fühlen. Seine Mutter ging um Mitternacht nach oben und begann Kastanien den Boden entlang zu rollen. Zunächst wachte Manfred überhaupt nicht auf. Als aber das Gepolter verstärkt wurde, sprang er plötzlich auf und stürzte mit einem Knüppel bewaffnet auf den Ruhestörer los. Seine Mutter mußte schnell Licht machen, sonst wäre es ihr übel ergangen. Und diese Furchtlosigkeit ist ihm bis zum letzten Flug geblieben. Viele hundertmal ist Manfred von Richthofen in die Lüfte gestiegen, oft drei- bis viermal am gleichen Tage. Aber unter all denen, die den Krieg mit ihm erlebten, wird es keinen geben, der an ihm jemals, wenn er sich anschickte, dem Feind entgegenzufliegen, etwas anderes bemerkt hätte als Siegesgewißheit und Glauben an sich und den Erfolg. Und dabei wäre es ein Irrtum, annehmen zu wollen, ihm wäre die Gefahr, in der er sich ständig befand, nicht bewußt gewesen. Im Gegenteil. Es lag ihm durchaus fern, sie zu unterschätzen. Er handhabte sein Flugzeug mit größter Vorsicht. Er prüfte Waffe, Windverhältnisse und alles was sonst nötig war, aufs peinlichste, bevor er sich zum Kampf entschloß. Nur einmal ist er aus Mutwillen durch einen Gewittersturm hindurchgeflogen. Er hat es bereut. „Nie werde ich" — erklärte er damals — „wieder durch einen Gewittersturm fliegen, es sei denn, daß mein Vaterland es von mir fordert."

Tapferkeit bis zum äußersten beseelte ihn. Aber es war nicht Leichtfertigkeit, nicht Unkenntnis der Gefahr, es war das Gefühl der Pflicht dem Vaterlande gegenüber, das ihm gebot, von dieser seiner Eigenschaft den rechten Gebrauch zu machen.

Manfred von Richthofen hat von Jugend auf die Pflichten, die ihm übertragen wurden, sehr ernst genommen. Schon in der Schule, wie im Kadettenkorps und später als Offizier. Als es im Kriege, wie er wohl wußte, um Sein oder Nichtsein Deutschlands ging, verdoppelte sich seine Hingabe, war ihm das Einsetzen seiner ganzen Person für die ihm übertragene Aufgabe eine Selbstverständlichkeit.

Manfred von Richthofen könnte wohl heute noch unter den Lebenden weilen, wenn ihm das Selbstzweck gewesen wäre. Denn mehrfach ist ihm von den höchsten Stellen der deutschen Heeresleitung dringend nahegelegt worden, es genug des lebensgefährlichen Kampfes sein zu lassen. Als sein fünfzigster Gegner den bitteren

Sturz in die Tiefe getan hatte, wurde ihm mit Nachdruck und in förmlicher Weise die Übernahme eines andersgearteten, für die Ausbildung der deutschen Fliegerwaffe überaus wichtigen Kommandos nahegelegt. Er lehnte ab. Er wußte, wo er am meisten für sein Vaterland zu leisten imstande war. Er wollte nicht von der Stelle weichen, wo der Rote Kampfflieger weit sichtbar für Freund und Feind den deutschen Fliegern ein ununterbrochen zu äußerster Kraftanstrengung anspornendes Beispiel, den feindlichen aber ein Schrecken war. Er hat es getan, um des deutschen Sieges, der deutschen Ehre willen, obwohl er sich selbst völlig klar war, welches Schicksal ihm doch einmal bereitet sein würde. Wie er schon 1916 nach Immelmanns Tod seinen Eltern geschrieben hat: „Auf die Dauer glaubt eben jeder mal dran!" Aber das konnte ihn nicht beeinflussen. Denn, wie er selbst von sich gesagt hat, wäre er sich sehr elend vorgekommen, wenn er, behaftet mit Ruhm und Orden, nunmehr sozusagen als Pensionär seiner Würde dahinleben müßte, allein in dem Bestreben, sein kostbares Leben der Nation zu erhalten, während jeder arme Kerl im Schützengraben ausharrt und seine Pflicht genau so tut wie er die seine. Nein, ein solcher Entschluß, eine solche Selbstaufgabe und Untreue gegen sein Ziel und seine Grundsätze war für Manfred von Richthofen undenkbar.

Energische, tapfere, vaterlandsliebende und pflichtbewußte Männer hat es unendlich viele im deutschen Heer im Weltkriege gegeben. Fast alle deckt nun schon lange der grüne Rasen. Von den Namen der meisten weiß das Volk nichts mehr. Es sind die unbekannten Soldaten. Wenn aber Manfred von Richthofens Name auch heute fortlebt und die Herzen höher schlagen läßt, so muß es doch wohl auch noch etwas anderes, etwas Besonderes um ihn gewesen sein. Und allein die Zahl seiner Luftsiege kann es nicht bewirkt haben. Manfred von Richthofen war mehr als ein Kämpfer. Es war ein Organisator, er war ein Führer.

Es ist heute eigenartig zu lesen, wie Manfred von Richthofen in seinen kurzen Aufzeichnungen seine ersten Vorbereitungen zu einem wirklichen Luftkampf beschreibt. Es war Anfang 1916, da hatte er sich selbst ein Maschinengewehr zwischen die Tragdecke des damals von ihm gemeinsam mit einem Beobachter benutzten Großkampfflugzeuges eingebaut. Man lachte zunächst darüber, denn diese etwas eigenartige Konstruktion machte einen höchst primitiven Eindruck. Aber sie bewährte sich. Und so hat er die in der untrüglichen Sicherheit seines Auges und seiner Hände liegenden Gaben erkannt und für den Zweck, dem sie im blutigen Streit der Männer dienen sollten, nutzbar gemacht. Seiner Staffel und seinem Geschwader hat Manfred von Richthofen die Methoden des Kampfes gelehrt, immer neue Erfahrungen sammelnd, sie durchdenkend, verbessernd und dann der praktischen Verwendung zuführend. Das Jagdgeschwader Nr. 1 ist unter seinem Kommando mustergültig für die ganze Armee geworden. Gewiß hat er auf den Kenntnissen und Errungenschaften namentlich eines so hervorragenden Mannes wie Boelcke weitergebaut. Aber wie er dies tat und was er schuf, entsprang

seinem eigenen Denken, seiner verstandesmäßigen Überlegung und genialen Intuition.

Manfred von Richthofen war es gegeben, einen starken Eindruck bei allen, namentlich jungen Menschen, denen er begegnete, hervorzurufen und nachhaltigen Einfluß auf sie auszuüben. Das hatten schon seine Lehrer und Mitschüler im Kadettenkorps erkannt und erfahren. Als er zur Leitung größerer Fliegerverbände berufen wurde, setzte ihn diese Gabe in Stand, seinen eigenen heldenhaften Geist auch den ihm unterstellten Fliegern und Mannschaften mitzuteilen. Manfred von Richthofen konnte streng sein wie gegen sich selbst so auch gegen andere. Aber der Untergebene fühlte Wohlwollen und Objektivität. Und der Stolz auf einen solchen Führer befähigte alle zu höchsten Leistungen. Das innere Verhältnis der Angehörigen eines Jagdgeschwaders zueinander läßt sich nicht ohne weiteres mit dem in anderen militärischen Verbänden vergleichen. Hier heißt es im höchsten und wahrsten Sinne des Wortes: Einer für alle und alle für einen. Manfred kleidet das in den ebenso einfachen wie lapidaren Satz: „Kameradschaft ist die Hauptsache." Diese Kameradschaft hat er bis zum letzten den Seinen gehalten. Nie ließ er einen bedrohten Kameraden in Stich. Und manchem hart von den Gegnern bedrängten deutschen Flieger hat die kleine rote Kampfmaschine in äußerster Not zur Seite gestanden. Führer und Kamerad in einer Person zu sein, hat Manfred von Richthofen sich bewußt zur Aufgabe gestellt, als er nicht mehr allein für sich zu kämpfen, sondern als er in erster Linie auch zu kommandieren hatte. Ihres großen Führers und ihres guten Kameraden denken dankerfüllt heute noch alle, die unter ihm fechten durften und denen nicht gleich ihm das Todeslos bestimmt war.

Sicherlich wäre es falsch, es so darstellen zu wollen, daß nicht auch Ehrgeiz, ja selbst Sportlust starke Triebfedern für Manfreds Leistungen gewesen sind. Aber das war doch mehr etwas Äußerliches. Gewiß, er freute sich über sein schnelles, alles in den Schatten stellendes Avancement. Die Eisernen Kreuze, der Pour le Mérite und die Unzahl anderer Kriegsorden, die ihm zuteil wurden, haben ihm Genugtuung bereitet. Er war ja jung und trotz allem inneren Ernst voll jugendlicher Empfindung. Aber je härter und schwerer die Kämpfe, je entscheidender der Luftkrieg für Deutschlands Schicksal und je größer Manfreds eigene Verantwortung wurde, um so tiefer wurde bei aller Zuversicht seines Geistes sein unbeugsamer Wille, allein und ausschließlich das Beste zu tun und zu geben für Volk und Vaterland. Das Dulce et decorum est pro patria mori, das ihm einst seine Lehrer im Kadettenkorps, wahrscheinlich nicht allzusehr zu seiner Freude, in den Lateinstunden gepredigt hatten, wurde zum Inhalt seines Daseins.

Im Kern seines Wesens war Manfred von Richthofen eine bescheidene Natur. Er liebte es nicht, sich in den Mittelpunkt irgendwelcher Veranstaltungen gestellt zu sehen. „Man erfüllt nur seine Pflicht", schrieb er immer von neuem an seine Eltern. Und nichts weiß er von seinem Freund Boelcke so zu rühmen, als daß er

„ein so netter und bescheidener Mensch ist". Das wollte auch er sein. Von Rekorden hielt er nichts, dazu war die Tragik des Kampfes viel zu groß. „Denn es ist nicht so", schrieb er, „wie die Leute in der Heimat es sich vorstellen, mit Hurra und Gebrüll, es ist alles so viel ernster und verbissener."

Manfred von Richthofen war ein wahrhaft ritterlicher Mann, ritterlich war sein Verhalten zu seinen Freunden, aber auch zu den Gegnern. Sein Gesicht, so heißt es in dem Bericht des kanadischen Offiziers über Manfred von Richthofens Tod, war freundlich, es hatte einen Ausdruck von Milde, Güte und Vornehmheit. Manfred von Richthofen fühlte mit den Opfern seiner furchtbaren Waffe. Wenn sie hinter den deutschen Linien zerschmettert ihr Ende fanden, bemühte er sich, wenn irgend möglich, um eine würdige Beerdigung. Er setzte dem in Ehren gefallenen Gegner selbst einen Stein auf das Grab. Und wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er das Leben manches mutig kämpfenden Feindes verschont. Er fühlte Mitleid mit dem wehrlos gemachten Gegner. Er ließ sein Maschinengewehr schweigen und begnügte sich damit, ihn zur Landung zu zwingen. Deutschlands Feinde haben das anerkannt und nie bestritten. Sie hatten den größten Respekt vor diesem ritterlichen Streiter für seines Volkes und seines Landes Wohl. So haben sie auch ihm selbst ein ehrenvolles Begräbnis bereitet, als seine Stunde geschlagen hatte.

Im November 1925 hat Manfreds Bruder, der Schreiber dieser Zeilen, die Leiche des deutschen Fliegerhelden aus Frankreich, wo sie in der Nähe des einst so heiß umkämpften Albert auf dem deutschen Gefallenenfriedhof bestattet war, in die Heimat geholt. In Kehl am Rhein erreichte sie deutschen Boden. Manfred von Richthofens letzte, traurige Fahrt gestaltete sich doch zu einem Triumphzug durch Deutschlands schönste Gaue, wie er vielleicht kaum jemals seinesgleichen finden dürfte. Die Glocken läuteten in allen Städten und Dörfern, die Fahnen senkten sich, Flugzeuge geleiteten den Zug, und an den Schienensträngen drängten sich die Bürger und die Bauern, um durch die offen gelassenen Türen des Gepäckwagens, in dem der Sarg aufgebahrt war und die Flieger des alten Heeres die Totenwache hielten, einen Blick werfen zu dürfen. Jetzt ist er auf dem Invalidenfriedhof in Berlin, wo so viele große deutsche Soldaten ihre Grabstätte gefunden haben, zur letzten Ruhe gebettet.

Manfred von Richthofen wird ein Vorbild bleiben für deutschen soldatischen Geist auch in unserem neuerstandenen Heere, dessen Jagdgeschwader Nr. 1 seit dem Frühjahr 1935 einer Verfügung seines Oberbefehlshabers zufolge nunmehr für immer den Namen „Richthofen" trägt. Seine Gestalt wird ihren symbolischen Charakter für aufopferndes deutsches Heldentum bewahren. Und so wird Manfred von Richthofen fortleben in unserem Volke.

Karl Helfferich

1872—1924

Von

Otto Hoetzsch

Mit noch nicht zweiundfünfzig Jahren wurde Karl Helfferich dem deutschen Leben und der großen Aufgabe, die ihm darin gestellt war, entrissen. Das Schicksal hat ihm die krönende Schlußleistung seines Lebens nicht vergönnt, auf die Freund und Feind gerade im Jahr seines Todes erwartend blickten. Und doch tritt auch er gleichberechtigt neben die anderen Gestalten in diese Halle deutscher Führer, die die Entwicklung ihres Volkes bestimmt, jedenfalls unvergängliche Spuren in ihr hinterlassen haben.

Diese Blätter gründen sich auf Erinnern und Miterleben, in den letzten Jahren des Mannes aus seiner nächsten Nähe. Aber Erinnerungen im üblichen Sinne sind sie nicht. Und der Versuch, die Persönlichkeit plastisch-biographisch zu gestalten, steht erst recht unter dem Druck der Distanz. Nicht im subjektiven Sinn — die Freundschaft, die den Schreibenden mit dem Toten verband, bleibt in ungeminderter Kraft lebendig, und zum guten Teile ist, was hier zu behandeln ist, ein Stück des eigenen Lebens von dem, der darüber schreibt. Wohl aber im Sinn des Risses zwischen Gegenwart und Vergangenheit, des Auseinanderfallens, Auseinanderlebens der Generationen, der Zeitalter, der Revolution eben, und der Schnelligkeit der Umgestaltung, in der wir leben. Gar manches von dem, was darzustellen ist, ist nicht nur verblaßt, sondern schon kaum mehr verständlich. Vieles von dem, was Helfferich mit heißer Seele umfaßte, gestalten wollte, ist für immer tot und vergangen. Das wesentliche aber, wofür er stritt und litt, ist heute herrlich erfüllt.

Eine große Reihe literarischer Zeugnisse, literarisch-wissenschaftlicher Arbeiten liegt aus der Feder Helfferichs über Gegenstände der großen Politik vor. Im Unterschied zu den meisten handelnden Staatsmännern hat er in allen Zeiten seines Lebens Lust, Kraft und Zeit gefunden, zu schreiben. Er war Forscher und „Schreiber", Buchverfasser nicht nur, sondern auch Publizist im besten Sinne des Wortes.

Er war neben- und nacheinander Gelehrter und akademischer Lehrer, Staatsbeamter, Wirtschafts-, das heißt Bank- und Geldpolitiker, Bankier, Publizist und Schriftsteller. Alles das war er gewesen, noch ehe ihn der Weltkrieg an höchste und verantwortungsvollste Stellen im Reiche stellte. War darin nicht eine große Zersplitterung? Hatte dies Leben in solcher Sprunghaftigkeit überhaupt einen Mittelpunkt: im Wechsel zwischen Katheder und Bürostube, Bankgeschäft und

Ministeramt, Fraktionszimmer und Volksversammlung, im Wechsel auch der Auffassungen, selbst der Parteistellung? Wurde das nicht nur durch einen verzehrenden persönlichen Ehrgeiz zusammengehalten, der immer höher steigen, der beeinflussen, führen, herrschen wollte? Absichtlich oder unabsichtlich ihn nicht verstehende Gegner haben geglaubt, sein Wesen damit abtun zu können, wenn sie auch wohl ausnahmslos alle anerkannten, daß es sich bei ihm jedenfalls um einen Ehrgeiz ganz großen Stiles handelte und daß selbstische Interessen und Motive im großen oder im kleineren oder gar gemeinen Sinne diesen Mann in allem Wechsel seines Lebens niemals bestimmt haben.

Indes: man brauchte ihn gar nicht besonders tief zu kennen, um zu wissen, daß das kein Flattergeist war. Mit dreißig Jahren schon, nämlich als er neben der akademischen Tätigkeit in die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes eintrat, war er über seinen Weg entschieden: nicht endgültig in die Studierstube oder den Hörsaal, sondern in die Praxis, in das Handeln. Und zwar in das Handeln für den und in dem Staat, im unabhängigen und wachsenden deutschen Großstaate, den er mit aller Kraft einer leidenschaftlichen, auch leidenschaftlicher Liebe fähigen Natur, mit einer glühenden Vaterlandsliebe erfaßte und umfaßte. Dem er dienen wollte, wie er ihm dann auch gedient hat: mit unermüdlicher Arbeitskraft, mit einer glänzenden Begabung für besondere Gebiete, mit dem kritischen Verstand und der schöpferischen Phantasie, die ihm für das Leben mitgegeben waren.

Darum drehte sich sein Sinnen und Denken. Davon war er gleichsam „besessen". Was sich wandelte, war nicht seine Grundanschauung. Die war eigentlich schon früh in ihm sehr fest und ist fest geblieben, wies darum auch bis zum Ende sehr bestimmte Begrenztheiten und Schranken auf. Es wandelten sich die Umwelt, die Aufgaben, die Formen und Möglichkeiten seines Wirkens. Und diese letzteren waren ihm sekundär neben dem einen Großen und Bestimmenden. Darum zog das ja auch die anderen an ihm so an, den Reichskanzler von Bethmann Hollweg, der ihn bestimmte, in den Reichsdienst zu treten, oder die Deutschnationale Partei, deren Anschauungen rein parteimäßig genommen er nicht einmal nahestand und deren ältere Mitglieder ihn als praktischen Staatsmann sogar bekämpft hatten. Von hier aus, von diesem Punkt aus ist die Persönlichkeit zu fassen, wirkt sie als geschlossene Einheit in allem Auf und Ab und Hin und Her eines erstaunlich bewegten Lebensganges.

Karl Helfferich war am 22. Juli 1872 in Neustadt a. d. Hardt geboren. Das Blut des Rheinpfälzers, das in ihm flutete von Vater- und Mutterseite her, war und blieb die erste bestimmende Kraft seines Wesens. Nicht nur im Äußeren, wie dem leichten Anklang des Dialektes, den er nie ganz verlor, viel mehr noch in den tieferen Zügen, auch in der Wärme, der Hitze, dem Feuer eines Temperaments, das bei jeder Gelegenheit emporschoß, losschoß, wenn ein Zwischenruf kam, ihn angriff, eine Aufgabe, eine Auseinandersetzung lockte. Im Guten und auch

in den Schattenseiten ist Helfferich ein echtes Kind dieses deutschen Stammes sein Lebtag geblieben.

Am wenigsten vielleicht nach der Seite von Scherz und Humor. So fröhlich er lachen konnte oder einen Scherz verstand, der eigentliche Sinn für Humor fehlte ihm: das Blut des Rheinpfälzers war schwer in ihm. Leicht hat Helfferich nichts genommen, nichts im eigenen Leben und nichts in dem seines Volkes und Staates. Eher neigte er dazu, in einem starken sittlichen Ernst, der ihn charakterisierte, die Dinge zu schwer zu nehmen. Die Büste von der Hand Karl Bezners, die den Freunden seine Züge am besten erhält, gibt diesen Ernst und dazu das Willenselement in dem mächtigen, geradezu cäsarischen Kopfe vollendet wieder. Aber die Wärme des Stammeswesens war in ihm, wenn auch nur wenige, die ihm näher standen, das Weiche und Gemütvolle in ihm kannten. Nur das Leichte, das Schwingende, das — ohne jeden Vorwurf und Nebenklang — Leicht-Sinnige oder der leichte Sinn ging ihm von der Stammeszugehörigkeit ab.

Aus dem deutschen Westen, dem deutschen Mutterland kam er; mit dem deutschen Osten verband ihn wenig oder nichts. Aus dem großbürgerlichen Lebenskreise einer Mittelstadt und einer Industriellenfamilie kam er, von der er Wesentliches in seinem Sein in sich trug. Ein Glied des westlichen deutschen Bürgertums war er, wie es seit den dreißiger Jahren entstanden war und im neuen Kaiserreich sich ganz ausbildete zur „Bourgeoisie" Deutschlands, mit allem auch an Bildung und Kultur, was dieses Bürgertum, hier das Bürgertum einer rein deutschen und tief im deutschen Wesen wurzelnden Familie, seinem Sproß geben konnte und mitgegeben hat.

Nach der Reichsgründung war er geboren. Ein Kind des kaiserlichen Deutschlands, an dem er mit allen Fasern seines Wesens hing, war er und ist er geblieben. Ihm schien auch sein Leben zusammenzubrechen, als das Reich in der Kriegsniederlage zusammenbrach und dann auseinanderzufallen drohte. In einem Privatbrief am 29. November 1918 hat er das erschütternd gefaßt: „So groß ist der Wandel der Dinge — ein Absturz, wie ihn in einer so kurzen Spanne nie ein Volk in der Geschichte erlebt hat. Ich empfinde es vielleicht mehr als die meisten anderen. Denn mein ganzes Leben, meine ganze Arbeit und mein ganzes Sinnen und Trachten war, seit ich ein bewußter Mensch bin, ganz eingestellt auf die großen Dinge, die jetzt zusammenbrechen. Und wenn es noch innere politische Notwendigkeit wäre! Aber wie wenig hat gefehlt, und es wäre anders gekommen. Es waren vermeidbare Fehler, leicht vermeidbare Irrtümer und Dummheiten, und in dem entscheidenden letzten Jahr der Mangel einer politischen Führung, die schließlich in diesem Schicksalsringen den Ausschlag gegen uns gaben. Ich bilde mir ein, noch im August wäre, wenn man, schon am Abgrund stehend, meinen Vorstellungen Gehör gegeben hätte, das Schlimmste abwendbar gewesen. Nun müssen wir den Kelch bis zur Neige leeren. Denn nur ein Narr kann auf Gnade hoffen."

1890 hat er die Universität bezogen. So wuchs er in das Deutschland unter Wilhelm II. hinein, dessen Diener er später in unwandelbarer Treue wurde. Das Deutschland, das im Wirtschaftsaufschwung der neunziger Jahre die Glieder reckte, seine Kolonien entwickelte, sich eine Flotte schuf, Weltmacht sein oder werden sollte oder mußte — das zog Helfferich an, die Gegenwart und die Zukunft des kaiserlichen Deutschlands, nicht seine Vergangenheit. In der langen Liste seiner Schriften findet man keine Festrede zum 18. Januar, und man findet auch wenig Erinnerungen etwa an Bismarck oder an andere deutsche Vergangenheit.

Auf der Universität ergriff ihn schnell seine eigentliche Begabung, die ihn in die bestimmende Linie seines wissenschaftlichen und praktischen Lebens und Handelns trieb, die Begabung für die Staatswissenschaften von deren wirtschaftlicher Seite aus, und zwar in erster Linie nach der Seite des Geldes, der Finanzen und dann auch des Handels und überhaupt der Wirtschaftspolitik. Der große Lehrer, der für ihn entscheidend wurde, war Georg Knapp in Straßburg, als der Theoretiker des Geldes. Von hier geht die Linie von Helfferichs Doktorarbeit über den Deutsch-Österreichischen Münzverein weiter in sein Buch vom Gelde, aber auch in die Arbeit im Kolonialamt und in der Deutschen Bank, ins Reichsschatzamt und in den Kampf gegen die Reparationslast nach dem Kriege. Das Gebiet weitet sich immer mehr, aber es behält seinen Mittelpunkt, das, was der Straßburger Meister im Schüler zum Leben erweckt hatte als eine ganz außerordentliche spezielle geniale Begabung, die, wie bei den wenigsten auf diesem Gebiete, Theorie und Praxis vollendet miteinander zu verbinden wußte. Von Anfang an trat bei ihm die ungewöhnliche Schärfe eines kritischen und logischen Verstandes hervor, der die größten Unklarheiten zu entwirren verstand. Das hat auch der schärfste Gegner stets anerkannt: alles, was Helfferich sagte und schrieb, und waren es die verwickeltsten Dinge über Währung und Wechselkurse, über Anleihen, über Etat und Steuern und Finanzen, war von einer unvergleichlichen, kristallnen Klarheit, und — immer vorwärtsführend. Und ebenso von Anfang an: es geht gleich in die Praxis, in das Handeln, in den Kampf, in den Kampf um die Goldwährung oder in die polemische Auseinandersetzung um die finanzielle Beurteilung des Russisch-Japanischen Krieges 1904/1905. Überall aber schlugen durch die finanzpolitischen Erörterungen sogleich die großen staatspolitischen Gesichtspunkte durch, das sichere Gefühl für den Staat in seinen Beziehungen zu den anderen Staaten und für den Zusammenhang zwischen den rein wirtschafts- oder finanzpolitischen Dingen und der Position in den Machtkämpfen des Staates.

Den jungen Mann zog es freilich zuerst in die Wissenschaft und ihre Lehre. Er wurde 1899 Privatdozent der Staatswissenschaften an der Universität Berlin, erhielt später auch den Professortitel, den er mit Stolz trug und auf den er sich späterhin noch als Minister und Exzellenz gern berief. Er hat der Berliner Hochschule vier Jahre angehört. Frühzeitig an ihn ergehende Rufe an andere Universitäten bewiesen, daß er schnell Ansehen im Fachkreise erworben hatte. Aber

noch schneller riß ihn die Praxis an sich: im Oktober 1901 wurde er in die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes einberufen.

Helfferich nahm Abschied von der Gelehrten- und Lehrertätigkeit. Die letztere hatte er wenig ausbauen können, die erstere hat er aber nie ganz fallenlassen. Der großen Leistung: „Die Reform des deutschen Geldwesens nach der Begründung des Deutschen Reiches", die weithin Anerkennung fand als eine wirkliche Geschichte der deutschen Geldreform, sind viele Aufsätze und Schriften seiner Feder über Geld- und Bankfragen gefolgt und dann vor allem 1903 sein Lebenswerk auf diesem Gebiete: „Das Geld". Es eroberte sich einen ersten Platz, den es behielt. Noch 1923 erschien die sechste Auflage, die die Entwicklung des Geldwesens seit Ausbruch des Weltkrieges einbezog und die erste systematische Darstellung der gewaltigsten Umwälzung des Geldwesens überhaupt gab. Staunend sahen die Fraktionsgenossen im Reichstag zu, wenn während der Debatte der Kommission oder im Kampf des Plenums der Mann die Korrekturbogen davon las und dabei jeden Augenblick bereit war, in die Auseinandersetzung einzuspringen. Auch das Werk über „Deutschlands Volkswohlstand von 1888 bis 1913", das Helfferich bei Gelegenheit des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums Wilhelms II. schuf, gehört in seine Gelehrtenarbeit hinein.

Man darf diese nicht in eine Schulmeinung, überhaupt in eine Schule pressen. Wird man im ganzen sagen können, daß Helfferich zur unbedingt privatkapitalistischen, liberalen Nationalökonomie gehörte, so banden ihn doch Dogma und Schulweisheit auch als Gelehrten nicht. Er war auch keineswegs, wenn er etwa in seinen Hamburger Vorträgen 1901 in der damaligen Lage so auftrat, ein Anhänger des Freihandels nach Überzeugung oder aus Prinzip. Dergleichen Fragen wie Freihandel oder Schutzzoll prinzipiell zu nehmen oder gar als Evangelium — dazu war er, auch von Haus aus, zu praktisch, zu real. Aber er war in den wirtschaftlichen Dingen ein ausgeprägter Individualist. Es gab für ihn von vornherein keine Diskussion darüber, daß das private Eigentum an den Mitteln der Produktion aufrechterhalten werden müsse als Grundlage jeder staatlichen Existenz und jeder kulturellen Arbeit. So war er dem politischen Sozialismus aufs schärfste entgegengesetzt, und so bedurfte es auch für ihn keines Nachdenkens und keines Entschlusses dazu, ein Gegner des Klassenkampfes als beherrschenden Prinzips im politischen Leben zu sein. Denn er sah, um an einen Ausdruck von Treitschke zu erinnern, allzeit seines Lebens den Staat von oben an, den Staat als geschlossene Potenz in seiner Stellung, in seinen Lebensbedingungen und -möglichkeiten und -notwendigkeiten vornehmlich nach außen.

In der Kolonialabteilung stieg er schnell auf. Er wurde bald Vortragender Legationsrat und die rechte Hand des Chefs in Währungs- und Eisenbahnfragen. Er war Beamter geworden, der im Ministerium auch rasch die Technik der Außenpolitik im kleinen und großen lernte — wie er diese beherrschte, hat man später im Reichstag, vornehmlich in seinen Reden im Auswärtigen Ausschuß, gespürt.

1906 wieder ein Wechsel: er tritt in die Deutsche Bank ein, im besonderen in deren Aufgabenkreis in der Türkei, den Georg von Siemens mit dem Bau der Anatolischen, später sogenannten Bagdadbahn begründet hatte. Zwei Jahre arbeitete er darin für die Deutsche Bank in Konstantinopel. Seit 1908 war er in Berlin als Direktor der Deutschen Bank tätig, besonders auf dem Gebiet der Eisenbahnkonzessionen in der Türkei und allem, was damit geldlich und auch hochpolitisch zusammenhing. An manchen Stellen redet die deutsche Aktensammlung „Die Große Politik" von dieser seiner Tätigkeit in der Verbindung von Finanz- und großer Politik. In der schönen Biographie, die er Georg von Siemens, dem Schöpfer dieses Bauunternehmens, gewidmet hat, steht nicht nur das Leben des Mannes, dessen Tochter er später zur Gattin gewann, sondern die Geschichte der entscheidungsschweren Jahre der Konzessionen und der Verwickelung Deutschlands in die orientalische Frage überhaupt und steckt darum auch viel von Helfferichs eigenem Leben.

Darum ist er auch in die Reihe der deutschen Imperialisten unter Wilhelm II. einzureihen. Gegen die Bezeichnung hätte er sich gewehrt, aber der imperialistische Wille der zwei Jahrzehnte zwischen 1894 und 1914 war ihm selbstverständlich für seinen Staat. Dem hat er an wichtiger Stelle jahrelang gedient. Wie er zur Bagdadbahn stand, hat er selbst nach dem Kriege in einer Schrift „Die deutsche Türkenpolitik" (1921 erschienen) ausgeführt. Sie ist knapp und klar wie alles, was er schrieb, und läßt darum auch Schwäche und Gefahr des Unternehmens hervortreten, obwohl oder gerade weil er das nicht wollte, er die Schrift der Verteidigung der deutschen Bagdadbahnpolitik und der deutschen Türkenpolitik überhaupt gewidmet hatte. Die Idee von Georg von Siemens hatte er natürlich voll ergriffen und erkannt, daß das Unternehmen, der Türkei ein solches Bahnsystem zu bauen, nur international und unter der Zustimmung von England durchgeführt werden konnte. „Ich möchte Sie sehr bitten, sich die Frage, ob und wie eine baldige, mit unseren Interessen verträgliche Einigung mit England über die Bagdadbahn möglich ist, durch den Kopf gehen zu lassen. In der glücklichen Lösung dieser Frage liegt der Schlüssel der gesamten Situation", heißt es in einem Privatbrief von ihm an Arthur von Gwinner vom 30. November 1908 aus Konstantinopel. Helfferich war von dem absolut friedlichen Charakter der deutschen Türkenpolitik durchdrungen, die nicht auf Eroberungen ausging, und faßte das in jener kleinen Schrift nach dem Kriege zusammen: „Ich möchte sagen, daß unsere Politik in bezug auf die Türkei tatsächlich im großen ganzen so geführt worden ist, daß sich trotz aller gelegentlichen Reibungen und Verstimmungen ein eigentlicher Konfliktsstoff aus ihr nicht entwickelt hat... Der Erfolg unserer soliden, das türkische und das deutsche Interesse gleicherweise wahrnehmenden Arbeit war eine starke Zunahme des deutschen Einflusses in der Türkei und eine wachsende Kräftigung der Türkei von innen heraus... Die geschichtlichen Tatsachen, an denen nicht gerüttelt und nicht gedeutelt werden

kann, zeigen also in aller Klarheit, daß der deutschen Türkenpolitik keinerlei ‚Schuld' an dem Ausbruch des Weltkrieges zugeschrieben werden kann. Die unumstößliche geschichtliche Wahrheit ist vielmehr: Die von Deutschland bis an die Schwelle des Weltkrieges in bezug auf die Türkei verfolgte Politik war ausschließlich auf den berechtigten und selbstverständlichen Schutz friedlicher deutscher Wirtschafts- und Kulturarbeit gerichtet. Sie war auch in ihren Formen nichts weniger als aggressiv und provozierend. Sie hielt sich stets innerhalb des Rahmens, der durch den Wunsch nach guten Beziehungen zu den an der Türkei interessierten Großmächten gezogen war. Sie hat dabei den Erfolg erreicht, daß es zu ernstlichen Konflikten mit einer Großmacht über deutsch-türkische Interessen niemals gekommen ist, daß vielmehr durch eine vorsichtige Behandlung aller eine Reibungsgefahr in sich bergenden türkischen Fragen und durch die Bereitwilligkeit zu weitgehendem Entgegenkommen jede ernste Konfliktsfrage stets im Keime erstickt worden ist."

Das ist alles absolut richtig, aber ist es vollständig? War die Anlage eines rein wirtschaftlichen Finanzgeschäftes mit kultureller Wirkung ohne politische Nebenabsichten oder wenigstens Nebenwirkungen vorstellbar? Ließ sich die Idee, daß hier nur ein wirtschaftliches Geschäft betrieben werde, aufrechterhalten, während der Sultan die Bahn unter militärisch-politischem Gesichtspunkt förderte und damit gerade die politischen Gegensätze hervortrieb? War die Durchführung der Bahn von Konstantinopel nach Bagdad möglich zwischen England und Rußland? Hier ist sich Siemens völlig klar gewesen: nur im Wege einer Verständigung und Zusammenarbeit mit England. Das hieß also: die Option zwischen England und Rußland. Wenn man darüber klar war und sich dazu entschloß, war angesichts der englisch-russischen Verständigung über die Türkei seit 1908, der Schwenkung Englands gegen die Türkei, eine Option noch möglich für eine Politik, die ausgesprochenermaßen die Türkei innerlich gesund, also stärker machte, also vor der Zerstörung durch England oder Rußland retten wollte? Mußte es dann nicht vielmehr — das ist 1899 schon von deutscher diplomatischer Seite konstatiert worden — gerade das zielbewußte Streben der Pforte sein, durch weitestes Entgegenkommen deutsche Interessen in der Türkei in einem Grade zu engagieren, der im Falle einer Bedrohung der türkischen Integrität durch Rußland oder durch England Deutschland zum natürlichen Bundesgenossen der Türkei gegen beide werde machen müssen? Konnte man, wenn die Situation schon Ende der neunziger Jahre so klar lag, die politische Seite der Lage nur mit der „freien Hand" bewältigen? Man durchkreuzte mit der Richtung Berlin—Bagdad die englische Richtung Kalkutta—Kairo, obwohl schon 1903 Lord Lansdowne Herrn von Gwinner sagte, mit dem Bau der Bagdadbahn habe England den kürzesten Weg nach Indien nicht mehr in der Hand. Und man stellte sich mit dieser Politik, die die Konsolidation der Türkei förderte und fördern wollte, gegen die bekannten Ziele der russischen Orientpolitik. Man

verfolgte keine politischen oder kolonisatorischen Zwecke, man wollte lediglich friedliche wirtschaftliche Arbeit betreiben und dabei verdienen. Aber was man tat, war Kolonisation, und was man erreichte, war die militärisch-politische Festigung der Türkei, die zwangsläufig Deutschland immer stärker für die Integrität der Türkei engagierte.

Die grundsätzliche Schwenkung, die der Bericht des Botschafters von Marschall aus Konstantinopel vom 3. Februar 1899 klassisch aussprach — Helfferich hat ihn als erster in der Siemens-Biographie benutzt —, hat Helfferich natürlich begriffen. Er wußte, daß damit die Bismarcksche Türken- und Orientpolitik verlassen wurde. Es war nicht seine Sache, in seiner damaligen Stellung nun darauf hinzuweisen, welch zwingende Konsequenzen damit der rein politischen Weiterbehandlung auferlegt waren. Aber man wundert sich, daß auch nach dem Zusammenbruch, wo die Veranlassung war, darüber nachzudenken, die eben gestellten Fragen in Helfferichs Ausführungen nicht nur nicht anklingen, sondern von ihm überhaupt als unberechtigt zurückgewiesen wurden. Daß Deutschland der Bundesgenosse, der Garant der Türkei wurde und ebenso unweigerlich damit Gegner sowohl der englischen wie der russischen Orientpolitik, die beide die Zerstörung der Türkei wollten — Helfferichs Äußerungen während seiner Tätigkeit daran und nachher zeigen nicht, daß ihm wie überhaupt dem ganzen Kreise der daran Arbeitenden die furchtbar harten Realitäten der reinen Politik darin ganz deutlich geworden sind.

Eine glänzende Laufbahn lag schon hinter ihm, als der Krieg ausbrach. Der Gelehrte und der Forscher in ihm waren zurückgetreten. Er war der Bankdirektor, der Finanz- und Wirtschaftspolitiker, der Praktiker. Er war schon eine sehr fest umrissene Persönlichkeit, die auf solcher Höhe der Stellung sich nicht nach einem Ministerposten zu drängen brauchte und sich auch nicht dazu gedrängt hat. Der Krieg zwang ihn, Staatsmann zu werden, und er machte ihn dazu.

Ein schwerer Unfall schon in früher Jugend schloß seine Tauglichkeit für den Dienst mit der Waffe aus, wie er überhaupt immer eine schwankende, gar nicht sichere Gesundheit mit eiserner Energie in den Dienst einer immer riesigere Ausmaße annehmenden Arbeit gezwungen hat.

Im Dezember 1914 kam völlig überraschend die Aufforderung des Reichskanzlers an ihn, die Leitung des Reichsschatzamtes zu übernehmen. Es war wie immer in seinem Leben: er drängte sich nicht dazu, es kam auf ihn zu, und als er seine Einwendungen machte, schlug der Appell des Kanzlers bei ihm durch: „Betrachten Sie das Reichsschatzamt als Ihren Schützengraben!" So übernahm er im Februar 1915 dieses Amt, vorbereitet und ausgerüstet dafür wie wenige, nicht nur in den Sachfragen, auch in der Fähigkeit, einen großen Apparat zu leiten. Und sofort wie stets bei ihm erklingt das Wort „positive Mitarbeit".

Der Arbeitskreis weitete sich von selber: über das rein Finanzielle von Währung und Anleihen in die Steuern und Kriegskosten und in den Komplex der Kriegs-

wirtschaftsaufgaben überhaupt hinein. Mit ungebrochener Energie einer ungeheuren Arbeitskraft warf er sich hinein. Er nahm die Regelung der Kriegskosten fest in seine Hand und drückte sie auf einen Satz herunter, auf den er später mit Stolz hinweisen konnte. Er behandelte die Währungsfrage von seinem Geld- und Goldbegriff aus. Er organisierte die Werbung für die Kriegsanleihen. Die Frage, ob die finanzielle Kriegsführung mehr auf Anleihen oder auf Steuern zu basieren gewesen wäre, ist schon während seiner Waltung Gegenstand des Streites gewesen und erst recht nachher, als man ihm vorwarf, er habe leichtsinnig alles auf die Zukunft gestellt, die die Anleihen schon realisieren werde, und die Anspannung der Steuern vernachlässigt. Helfferich konnte sich dagegen darauf berufen, daß er immerhin einige Steuern durchgesetzt habe, daß aber das Bemühen in dieser Richtung sich an dem verwickelten Apparat unserer Verfassungseinrichtungen und gerade an dessen unerfreulichstem Erbteil gestoßen habe. Er konnte sich auf seine gute Kenntnis der finanziellen Kräfte der eigenen Volkswirtschaft berufen, die er in jenem Werke von 1913 abzuschätzen versucht hatte, auf seine Kenntnis dessen, was der Bankier die „stillen Reserven" nennt. Er hatte auch die feste Zuversicht, daß das deutsche Volk den Riesenkampf siegreich bestehen würde und daher allerdings die Finanzfragen später leichter liquidiert werden könnten. Die Kritik war in seiner aktiven Zeit und noch mehr nach dem Kriege stark vom Parteistandpunkte bestimmt, aber sie kann nicht schlechthin als sachlich unberechtigt abgewiesen werden.

Davon aber abgesehen mußte jedermann anerkennen, daß diese Führung des Ministeriums eine Glanztätigkeit war. Die Fähigkeiten und Eigenschaften des Mannes dehnten und reckten sich. Die ganze Art, wie er sich auf diesem ihm vertrauten Gebiete bewegte, gab ihm eine Schwungkraft, die auf die anderen unmittelbar und aufs stärkste wirkte. Und wie fühlte man ihm den Ärger nach über die Kraftvergeudung in den Verhandlungen des Reichstags: „Ich mag im Reichstag manchmal kurz angebunden und schroff gewesen sein, aber das war dann meistens der Ausfluß einer mühsam unterdrückten inneren Auflehnung gegen die Vergeudung von Zeit und Kraft in unfruchtbaren Debatten, während die dringendsten und wichtigsten Arbeiten warten mußten und zu Schaden kamen."

Aus diesem Aufgabenkreis riß ihn schon im Frühjahr 1916, nach knapp fünfvierteljähriger Tätigkeit, abermals eine Aufforderung des Kanzlers, nämlich das freiwerdende Staatssekretariat des Innern und damit die Stellvertretung des Reichskanzlers zu übernehmen. Dem damaligen Vorsitzenden der Konservativen Reichstagsfraktion, Grafen Westarp, setzte Helfferich die Gründe auseinander, warum er dieses Amt übernehme, und Graf Westarp schrieb in seinem Lebensbilde Helfferichs dazu: „Ich machte ihm kein Hehl daraus, daß ihm der Übertritt in der öffentlichen Meinung schaden werde und daß auch ich gewünscht hätte, ihm wäre die riesige Aufgabe der Reichsfinanzen verblieben, ein Gebiet, auf dem er erste

Autorität sei; aber ich konnte ihm ehrlich sagen, daß ich keinen Augenblick an der Aufrichtigkeit seiner Darstellung zweifelte, die durch die späteren Urkundenwerke bestätigt worden ist, und nach welcher er den Amtswechsel nicht betrieben hat, sondern von Bethmann unter scharfem moralischen Druck veranlaßt worden ist, Staatssekretär des Innern und Stellvertreter des Reichskanzlers zu werden. Er hatte schon als Schatzsekretär vielfach auf die allgemeine Politik eingewirkt und das Ohr Bethmanns ganz gehabt, und dieser suchte ihn sich als Stütze seiner schon damals recht unterwühlt erscheinenden Stellung zu gewinnen." Daß der Aufstieg in eine Stellung von derartigem Einfluß und so weitgehender Wirkungsmöglichkeit den Ehrgeiz des nun Vierundvierzigjährigen locken mußte, ist selbstverständlich. Die Schwierigkeiten hat er sich nicht verhehlt; in seinen Erinnerungen spricht er selbst davon, daß er „noch viel stärker als bei Übernahme des Schatzamtes das Gefühl des Sprunges ins Dunkle gehabt habe".

Der Umfang der neuen Aufgaben war noch eine geringere Schwierigkeit. Daß die Klagen über die Kriegswirtschaft nicht befriedigend abgestellt werden konnten, war nicht Helfferichs Schuld. Aber schwerlich kann man sagen, daß Befähigung, Neigung, auch Kenntnisse und Erfahrungen ihn genügend für die vornehmlich taktischen Aufgaben des Amtes geeignet machten. Man hatte manchmal das Gefühl, besonders im Streit mit dem Reichstag, daß hier reiche und fruchtbare Kraft an der falschen Stelle und zu ihrem eigenen Schaden eingesetzt und vernutzt wurde, weil sie sich auf einem Felde tummeln mußte, für das sie nicht geschaffen war. Das Temperament des Ministers verschärfte das noch, manchmal unnötig, und trug ihm schnell eine wachsende Unpopularität ein.

Wesentlicher noch war die Bindung an die Person des Reichskanzlers, die Helfferich damit einging. Herr von Bethmann sah — mit Recht — in der großen geistigen und Willenspotenz des Jüngeren, den er so auf höchste Stellen im Staate führte, eine Unterstützung, die er, der Kanzler, schon in dieser Zeit sehr nötig hatte. Helfferich hat sich auch alle Zeit auf das lebhafteste und mit seiner ganzen Persönlichkeit für den Kanzler eingesetzt. Er hat sich sicher nicht über die Qualitäten Bethmanns getäuscht, die diesen zur Führung des Reiches immer weniger geeignet machten. Er kann sich auch nicht darüber getäuscht haben, daß sich Herr von Bethmann Hollweg in einem eigensinnigen Doktrinarismus gleichwohl für befähigt hielt, seine Stellung festzuhalten, und in ihr doch zu durchgreifenden Entschlüssen nicht kam, daß ihm die große politische Linie genau so fehlte wie der feste Wille. In der Bindung an eine solche Persönlichkeit, in der Unterordnung unter sie, die er geistig übersah, die sich aber nicht von ihm beherrschen und lenken ließ, mußte sich der Vizekanzler hoffnungs- und wirkungslos verstricken und abnutzen. Er wurde in die innerpolitischen Kämpfe hineingezogen, die ihm von Haus aus gar nicht lagen. Er litt unter ihnen in vorderster Linie, weil er eben der Sprechminister war. Er litt an vorderster Stelle unter der verhängnisvollen Halbheit, daß man im Kriege nicht diktatorisch

regierte, daß man die Mitarbeit, richtiger gesagt das Mitreden des Reichstages unausgesetzt heranzog und doch nicht das Parlament im Reich und in Preußen mit der vollen Verantwortung belastete. Er wurde weiter in die Spannungen zwischen Kanzler und Heeresleitung hineingezogen, der er naturgemäß sozusagen als der „Junge Mann" des Kanzlers erscheinen mußte. Er wurde schließlich auch, als Staatssekretär des Innern, tief in die auswärtige Politik hineingezogen. Er hatte, was Herr von Bethmann nicht besaß, Kenntnis des Auslandes, Erfahrungen in der Arbeit mit dem Auslande. So wurde er geradezu ein Exponent dessen, was Herr von Bethmann auswärtige Politik des Deutschen Reiches nannte. Das wieder zog die starke Opposition gegen den Kanzler auch auf Helfferich. Jeder, der diese Jahre miterlebt hat, erinnert sich daran, wie Helfferich als ein Führer der sogenannten westlichen Orientierung galt, der Verständigung mit England, und als Gegner der Einsetzung des letzten Kampfmittels, des U-Boot-Krieges. Das letztere war er auch und ist er geblieben. Er glaubte nicht an die entscheidende Wirkung des U-Boot-Krieges im Kampf gegen England. Er sagte im Streit darum im Herbst 1916 brüsk und scharf heraus, es war im Hauptausschuß des Reichstages: „Wenn die Karte des rücksichtslosen U-Boot-Krieges ausgespielt wird und sie sticht nicht, dann sind wir verloren, dann sind wir auf Jahrhunderte hinaus verloren!" Als dann gegen sein Votum bis zum letzten im Großen Hauptquartier in Pleß am 9. Januar 1917 der uneingeschränkte U-Boot-Krieg doch beschlossen wurde, ist er im Amt geblieben. Im Augenblick einer schwerwiegenden Entscheidung aus dem Amt scheiden und vor der ganzen Welt mit dem Urteil eines der schärfsten und klügsten Köpfe der Reichsregierung von vornherein den U-Boot-Krieg diskreditieren — das war unmöglich. Das erfaßte Helfferich sofort, danach handelte er, deshalb blieb er. Vor dem Untersuchungsausschuß des Reichstages und noch eindruckvoller vor dem Reichstag selbst (am 23. Juni 1922) setzte er dies auseinander, gegen die immer sich erneuernden Angriffe mit einer so erschütternden männlichen Offenheit, daß der Ausbruch und die Wucht der sittlichen Persönlichkeit auch auf die Gegner tiefen Eindruck machte. Es war einer der größten Tage in seiner parlamentarischen Tätigkeit und nicht etwa als rednerischer Erfolg, sondern als Wirkung des Mannes, der in schweren inneren Kämpfen, das Vaterland über alles stellend, sich den Entschluß abgerungen hatte.

Die Frage bleibe offen, inwieweit ihn die Bindung an Herrn von Bethmann davon abgehalten hat, sich überhaupt eine politische Konzeption vom Kriege im Zusammenhang zu machen. Genug: die Verdienste, die sich Helfferich als Innensekretär erworben hat, sind sehr groß — man denke auch an seinen Kampf gegen die schädlichen Seiten und Folgen des Hilfsdienstgesetzes von 1916! Aber: wenn Helfferich Bethmanns Aufforderung abgelehnt hätte, wenn er mit alleiniger Verantwortlichkeit an die Spitze gekommen wäre zu anderer oder späterer Gelegenheit, wäre das nicht besser gewesen?

So war es für ihn ein Glück, daß er mit der Annahme des Kanzleramtes durch den Grafen Hertling zurücktrat, der vorwärtsdrängenden parlamentarischen Strömung, der Strömung, vom Reichstag her auf die Führung einzuwirken, geopfert wurde. Seitdem war er im letzten Jahre des Krieges trotz gelegentlicher anderer Verwendung „kaltgestellt". Er konnte nichts aufhaltend oder rettend tun, als der Wagen dem Abgrunde zurollte. Mit leidenschaftlichem Schmerz begleitete er die einzelnen Phasen, besonders in den letzten Monaten. Aber für ihn war es ein Segen und eine Bürgschaft für die Wirkung später, daß er nicht an entscheidender Stelle in die letzten Kämpfe und Dinge verwickelt war. Ihn traf nichts an Schuld oder Verantwortung für den Zusammenbruch. So wurde ihm nach dem Zusammenbruch die Bahn schnell wieder frei für ein großes, neues Wirken, für die größte Zeit seines Lebens, Arbeitens und Kämpfens überhaupt.

Daß Helfferich zur Revolution, zum Frieden von Versailles, zur daraus folgenden neuen Gestaltung der deutschen Staats- und Regierungsform nur in schärfste Opposition treten konnte, war ihm selbstverständlich, wobei ihm die Gegnerschaft gegen Versailles weitaus an erster Stelle stand. Vom ersten Augenblick an kämpfte er gegen die Kriegsschuldlüge, für die Befreiung von Versailles und die Revision des Vertrages: im Auftreten vor dem Untersuchungsausschuß, im Kampf gegen Erzberger, den er unter dem Gesichtspunkt der Reinlichkeit und Sauberkeit im öffentlichen Leben leidenschaftlich, aber im Grunde unpersönlich, sachlich führte. Schnell rückte er in der wogenden und aufgeregten Zeit, in der alles nach Führern Umschau hielt, wieder in die erste Reihe.

Er schloß sich der Deutschnationalen Volkspartei an, die die verschiedenen Gruppen auf der Rechten zur nationalen Opposition auf der Grundlage eines positiven nationalen, sozialen und christlichen Programms zusammenfaßte. An der Gründung der Partei ist er nicht beteiligt gewesen. Erst Ende des Winters 1919/1920 trat er ihr nahe. Aber schon 1920, im Wahlkampf nach dem Kapp-Putsch, rissen sich die Wahlkreise um ihn als einen der schlagkräftigsten und wirksamsten Redner und Kämpfer. Drei Wahlkreise stellten ihn auf. Für Hessen-Nassau trat er in den neuen Reichstag, den ersten der Republik, ein und wurde in ihm sofort eine der ersten und führenden Figuren.

Die Deutschnationale Partei war nicht einfach die Fortsetzung der alten Konservativen Partei, wenn auch ein ganz Teil der alten konservativen Politiker und ihrer Gedanken in sie eingegangen waren. Indes: in jedem Falle stand sie rechts. Wie kam Helfferich dazu, sich ihr anzuschließen? Nach seiner politischen Grundhaltung gehörte er nicht zu den Konservativen, weder im alten noch im neuen Sinne. Aber er war überhaupt nie ein Parteimann, wollte keiner sein, ist auch keiner geworden. So leidenschaftlich er in den Reihen der Deutschnationalen focht, für ihre Sache und ihre Gedanken, so sehr die Gegner darum gegen ihn anliefen, Parteiauseinandersetzung im üblichen Sinne ist das bei Helfferich nie gewesen. Dazu war und blieb er viel zu frei und zu selbständig.

Auf die Partei kam es ihm nur an, weil ein Organ nötig war, durch das für seine Ziele zu wirken war. Da sah er vor sich die, die er dafür verantwortlich machte, die Deutschland regierten, die den Frieden von Versailles unterschrieben, die, wie das resignierte Wort eines der damaligen Regierungsführer lautete, mit der Unterschrift nun „den vierzigjährigen Marsch durch die Wüste" antreten wollten, den Marsch nämlich der Erfüllung der Friedensbedingungen. Er sah vor sich die Fesseln des Vertrages, das Parteigezänk, die parlamentarische Wirtschaft, das demokratische Regierungssystem, das er ablehnte, die marxistische Linke und die marxistische Gefahr, die er noch schärfer bekämpfte. Dagegen bäumte sich alles in ihm elementar auf. Dagegen wandte sich eben geradezu die „Besessenheit" in ihm für ein freies, ein unabhängiges, ein starkes, ein gleichberechtigtes Deutschland.

Er blieb Monarchist, aber diese Frage war für ihn nicht aktuell. Er war ein Gegner der Staatsform von Weimar, aber er nutzte diese, wie sie einmal da war, in der Opposition für seine Kämpfe um die Revision des Versailler Vertrages und die Freiheit. Und dazu bot sich ihm die Partei, die die Rechte bildete und die sich unter der Fahne des Kampfes gegen den Friedensvertrag und für Deutschlands Freiheit und Gleichberechtigung gesammelt hatte. Wenn er es aus persönlichem Ehrgeiz gewollt hätte, er hätte leicht zum Leiter der Partei aufsteigen können. Das aber kümmerte ihn nicht. Mitglied des Parteivorstandes war er wie zahlreiche andere. Er hatte keine bestimmte Gruppe, wie etwa die Christlich-Sozialen oder die Landbündler, hinter sich. Aber von selbst kam die Führung da in seine Hand, wo er es wollte, und er wollte es nach dem sachlichen Gesichtspunkte, nach dem einen Leitgedanken, der ihn trug und seine Befähigung aufs höchste entwickelte.

Ohne daß er die schmerzlich tiefgreifenden Fragen der neuen Grenzziehungen mit ihren Verlusten, Abstimmungen und Kämpfen gering schätzte oder gar über die Fesselung der deutschen Wehrhoheit hinweggesehen hätte — das Nächste, worum zu kämpfen war, war die unsinnige Belastung unseres Vaterlandes mit den Kriegskosten, der Kriegsentschädigung, für die der Lügenname der „Reparation" erfunden wurde. Worum und warum hat er den Kampf in der Reparationsfrage gekämpft, in dem er jahrelang im Reichstag einfach führend war? Auch der Gegner mußte zugeben, daß lange Zeit hindurch der ganze Reichstag und damit die öffentliche Meinung überhaupt von Helfferichs eindringender Behandlung dieser Frage geradezu lebten. Man braucht nur an die zahlreichen Sitzungen des Auswärtigen Ausschusses 1920 bis 1923 zu denken und Helfferichs Reden darin, wie, ohne daß er es selbst wollte, er ganz von selbst nach der Eröffnung durch den Minister die Diskussion begann und führte, ausgerüstet wie keiner sonst zur Behandlung dieser Frage. Er wußte, daß ein Mehr oder Weniger an wirtschaftlichem Reichtum für ein Volk und einen Staat nicht viel bedeutet. Aber er nahm den Kampf auf, weil die Fesselung durch die Reparationslast, die alle Lebenskräfte

aus Deutschland herauszog, nicht nur im Augenblick, sondern auf unabsehbare Jahre den Staat als solchen ohnmächtig und unfrei machte, ihn auch der Gefahr aussetzen mußte, mit dem materiellen Verlust, mit dem Blutverlust überhaupt die Möglichkeit zu Wiederaufstieg und Freiheit völlig zu verlieren. Das war der große Hintergrund seiner Kämpfe. Darum wehte aus seinen Reden, in denen die Zahlen bataillonsweise aufmarschierten und kritisch beleuchtet wurden, der befreiende Luftzug eines mächtigen, vom Staatsbewußtsein getragenen Freiheitswillens.

Hörte man ihn so, dann konnte man glauben, daß seine Stärke nur in der Kritik, in der Negation, im Angriff läge. Oft wurde ihm das auch entgegengehalten: er möge sagen, wie es besser und anders zu machen sei. Aber man brauchte dann nur seine Reden zu hören zum Etat, zur Gestaltung der Finanzen und Steuern, dann zur Währungsfrage, brauchte nur an seiner eindringenden Sachmitarbeit im Auswärtigen Ausschuß und in der Budgetkommission teilzunehmen. Alle spürten, wie bereit er zur Mitarbeit war, zum positiven Mithelfen, wie schnell er aus dem schärfsten polemischen Zusammenstoß mit dem Gegner zur Mitarbeit an irgendeiner Formulierung, einem Antrag überging und damit dann sofort auch wieder die Gegner mindestens zum Respekt zwang. So wirkte er übrigens auch auf seine Fraktion, ohne zu schulmeistern und ohne das Übergewicht seiner Persönlichkeit fühlen zu lassen, höchst erziehlich ein. Wobei ihm eine Eigenschaft zugute kam, die der parlamentarische Politiker im allgemeinen nicht hatte. Der geniale und dabei im höchsten Maße kritisch veranlagte Führer, dem es durchaus nicht an Selbstbewußtsein fehlte, bewies stets Achtung vor Meinung und Überzeugung des anderen. Die Rücksicht, die der kampfesfrohe, in der öffentlichen Diskussion vorwärtsstürmende und zuschlagende Mann im persönlichen Verkehr, im Gespräch mit dem anderen, gegen dessen Meinungen und Überzeugungen übte, war oft geradezu zart und rührend.

Aber natürlich, vorerst und vor allem war er der Vertreter der nationalen Opposition, der er die schärfsten und geschliffensten Waffen lieferte, und er war einer der ersten, in vielen zentralen Fragen der führende Vertreter der Opposition. Das konnte gar nicht anders sein. Positiven Einfluß im politischen Sinne hat er üben können, als das Kabinett Cuno-Rosenberg im Amte war. Er ist mit seinem Rat — dem Kabinett selbst gehörte er nicht an — sehr gewichtig mittätig gewesen. Er war mit dem Diplomaten, der damals Außenminister war, Herrn von Rosenberg, eng befreundet. Er hat mit aller Wärme sowohl das Zustandekommen dieser Regierung begrüßt wie den Entschluß, sich mit den Mitteln des passiven Widerstandes gegen den Bruch des Versailler Vertrages durch Poincaré im Ruhrgebiet zur Wehr zu setzen. Er hat gerade hinter diese Politik des Widerstandes im Ruhrkampf die ganze Wucht seiner Persönlichkeit gestellt. Aber verantwortlich für die Führung der Geschäfte in dieser Regierung, wie man öfter behauptete, war er nicht, konnte er gar nicht sein. Jedermann, der in diesen Monaten mitgearbeitet hat,

weiß, wie die Position des Kabinetts Cuno gegenüber dem Reichstag war, wie die Machtverhältnisse lagen, wie wenig entschieden im Grunde der Einfluß der Deutschnationalen und damit ihres Exponenten Helfferich in den Reichsgeschäften trotz allem damals wirken konnte.

Der Kampf um die Reparation und um die Ruhr, in dem Helfferich leidenschaftlich gegen das Unrecht für die nationale Selbsthilfe stritt, hatte Deutschland in die Inflation in größtem Ausmaß hineingerissen. Aus dieser Not schrie alles, suchte alles nach einem Ausweg. Gar manche sind auf die Vorschläge gekommen, die dann verwirklicht worden sind: die Rückkehr zum Gold, die Stabilisierung der Mark. Die Praxis griff in der Not ja von selbst schon zu derartigen Lösungsversuchen. Hinterher, als die Rentenmark da war, segensreich wirkte, das Werk schließlich mit der Stabilisierung abgeschlossen werden konnte, da wurde es auch ein Stück des politischen Streites, wem das Verdienst daran zuzuschreiben sei. Im Reichstagswahlkampf Frühjahr 1924 gehörte es zum selbstverständlichen Inventar des Versammlungsverlaufs, daß der Gegner Helfferichs Verdienst daran bestritt und der Anhänger es energisch für ihn in Anspruch nahm und den Dank des Volkes für diese wahrhaft rettende Tat.

Diesen Dank war ihm auch das deutsche Volk schuldig. In der stillen Bergeinsamkeit des Engadins machte er den Entwurf für eine Festigung der heillos zerrütteten deutschen Währung. Gewiß, er stellte ihn ab auf den Roggen, einfach weil Gold dafür nicht genug da war, aber nach seinem eigenen Wort war das von ihm nur als „Notbrücke" gemeint. Für das Endgültige dachte er von vornherein an die Goldwährung — entsprechend seinem ganzen Denken in dieser Frage —, wie er es gleichzeitig in der sechsten Auflage seines Buches vom Gelde (das Vorwort ist vom Mai 1923 datiert) ausgesprochen hatte: „So bleibt einem Lande in unserer Lage — es mag phantasielos klingen, aber es ist das Ergebnis unerbittlicher Logik —, abgesehen von kleinen Notbehelfen, nur die Arbeit an der Wiederherstellung der Goldbasis für seine Währung." Was er danach und demgemäß, auf der Höhe der Krisis — es war in der Woche zwischen dem 12. und 18. August 1923 — der Deutschnationalen Fraktion dazu vortrug, das war nicht eine allgemeine Rede über die Inflation und die Aufforderung an die Regierung, das Übel abzustellen. Es war eine messerscharfe und meisterhafte Analyse des Währungsverfalls, unbarmherzig klar und erstaunlich sicher in den Voraussagen, getragen von stärkster Kenntnis und noch mehr von einer sehr festen, bestimmten und klaren Auffassung, was dabei wesentlich war und was anders werden sollte und wie es anders werden sollte. Schon in dieser Beherrschung der Materie, in der doch alles unsicher geworden war, wie alle überlieferten Begriffe und Lehren von Gold und Geld, von Währung und so weiter, konnten sich wenige mit ihm messen. Keiner aber konnte das, was dem folgte und was bei den Hörern durchschlug als Eindruck eines genialen Vorstoßes zur Tat. Er legte den bis ins einzelne durchdachten und ausgearbeiteten Gesetzesentwurf in Paragraphen vor, der überhaupt

das Ganze erst faßbar, real machte, in den Bereich der Möglichkeit rückte, wenn der Entschluß dazu überhaupt gefunden wurde. Das ist und das bleibt sein einzigartiges Verdienst an der Rettung aus dem Währungselend. Die späteren Änderungen an seinem Entwurf berühren nichts Grundlegendes. So ist er in Wahrheit der Schöpfer der Rentenmark geworden.

Und diesen Entwurf stellte er, der Oppositionsführer, mit Zustimmung seiner Partei der Regierung zur Verfügung. Die lehnte ihn ab. Erst der Finanzminister Luther führte dann das Werk zu Ende, und dieser hat Helfferichs Bedeutung und Verdienstanteil an dem Werk stets mit aller Offenheit anerkannt.

Alle diese Kämpfe und Arbeiten, neben denen der notgedrungene Streit mit den persönlichen Angriffen und Anwürfen der Gegner einherlief, hatten ihn müde und mürbe gemacht. Im Winter 1923/1924 mußte er nach Vorschrift des Arztes im Süden Erholung und Kur suchen und der Arbeit daheim fehlen. Aber das alte Feuer brannte in ihm um so stärker, je höher die Auseinandersetzung um das Eintreten der Vereinigten Staaten in die Reparationsfrage und um den daraus erwachsenden sogenannten Dawes-Plan stieg, die Auseinandersetzung, die zugleich Gegenstand des Reichstagswahlkampfes im Frühjahr 1924 wurde.

Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte der Ausfall dieser Wahl der Partei Helfferichs eine große Verstärkung bringen, mußte sie damit auch — darüber war er sich ganz klar — entscheidend vor die Frage stellen, ob sie bereit sein würde, nach der parlamentarischen Situation in einer Koalition mit den anderen bürgerlichen Parteien an der Regierung teilzunehmen. Helfferich bejahte diese Frage. Das Wesen einer Partei sah er im Streben nach Macht. Nach seiner Meinung mußte seine Partei zur entscheidenden Einflußnahme auf die Reichsgeschicke streben, und wenn ihr dabei der ihr zukommende Einfluß gesichert war, war er bereit zur Mitarbeit. In ihr hätte er sicherlich eine der ersten Stellen eingenommen: ob als Kanzler, als Außenminister, als Wirtschaftsminister, das stand dahin und kam auch erst in zweiter Reihe.

Das war die Aussicht, die in jenem Frühjahr vor seiner Partei und vor ihm selbst stand. Wie er sich dabei den Weg im einzelnen taktisch, im Kampf um den sogenannten Dawes-Bericht dachte, darüber hat er sich wohl zu niemand ausgesprochen. Wenigstens sind Äußerungen von ihm dazu nicht in Erinnerung, und es war zu Beginn des Wahlkampfes dazu auch noch zu früh. Auf diesen galt es sich zu rüsten, sich und seine Parteifreunde. Alles tat er dazu. Alles war bereit zum Start, der Redeplan für die letzte Phase des Kampfes festgelegt, in dem natürlich alles in der Partei vor anderen diesen Redner haben wollte. Er schied von der Stätte stiller Erholung in Stresa, gegen den Willen des Arztes, aus dem Kreis der Angehörigen, von der Frau, die er erst vier Jahre vorher gewonnen hatte und mit der ihn tiefste und innigste Kameradschaft verband. Er schied zusammen mit der Mutter, an der er in warmer Liebe hing, fuhr weg von Stresa und fand wenige Stunden

darauf — es war am 23. April 1924 — den Tod bei einem Eisenbahnunglück in der Nähe von Bellinzona. Ein noch nicht zweiundfünfzig Jahre langes Leben hatte im Flammenmeer der Explosion sein Ende gefunden, in unfaßbarer Tragik, noch ehe es die letzte und größte Probe hatte ablegen können, noch ehe die Geschichte ein letztes und endgültiges Urteil über seine Leistung hatte gewinnen können, zu der Wesen und Anlage und Lebensgang ihn befähigten.

Unfruchtbar aber war dies Leben bis dahin wahrhaftig nicht gewesen. Trotz aller Vielseitigkeit der Anlagen und Betätigung war es nicht zersplittert worden. Die großen Anlagen des kritischen Verstandes, der theoretischen Forschung, des starken Gedächtnisses, der erstaunlichen Arbeitskraft waren — das schlummerte doch von früh in ihm — zusammengefaßt durch den Drang zur Tat, zur Praxis, zum Handeln, zum Kampf. Darein trieb ein leidenschaftliches, oft aufbrausendes Temperament, eine „tätige Unruhe", die ihn nie stillsitzen ließ oder gar sich zu „verliegen" gestattete, die ihn immer unter Dampf hielt, immer bereit, aufzufahren, dem Gegner an die Gurgel zu springen, die ihm oft genug etwas Sprunghaftes gab, nicht nur im täglichen Kampf des Wortes und der Feder, sondern auch in den Entschlüssen über Taktik und Richtung und Weg, bis zur Überschnelle und zur Übereilung.

Aber es war nicht das Temperament des Fechters oder gar des Klopffechters, es war das Temperament des Helden. Jenes „Lebe gefährlich" Mussolinis stand auch über Helfferichs Dasein. Gebändigt und immer auf das Beherrschende gerichtet wurde alles durch die Liebe zum Vaterland und durch einen Begriff der nationalen Pflichterfüllung, einer Verpflichtung zur Arbeit für den Staat, dem alles andere untergeordnet blieb und der auch den starken Ehrgeiz in ihm immer auf dem rechten Wege hielt. Getragen wurde alles und bestimmt durch einen unwandelhaft lauteren Charakter. Kein Spritzer von Unsauberkeit oder Untreue war an dieser Gestalt. Sittlich rein und treu im tiefsten, bei allem Wandel der Verhältnisse und der Meinungen, ist er gewesen, treu gegen die Menschen und treu gegen die Sache — nur die, nicht allzu viele, die ihn wirklich näher kannten, wußten auch diese sittliche Größe seiner Persönlichkeit ganz zu werten.

Ist eine Leistung von ihm geblieben, die Anspruch auf dauerndes Gedächtnis hätte? Dieser biographische Versuch hat wohl die Antwort darauf gegeben. Man wird bei ihm, bei aller Verschiedenheit der Figuren, an Namen erinnert wie Colbert oder Witte, oder aus der preußischen Geschichte an Miquel, und dann wieder an ganz andere große Namen der deutschen Geschichte: an Pufendorf oder auch — an den hat er selbst manchmal mit Zitaten erinnert, dem sich wohl auch verwandt gefühlt — an Ulrich von Hutten. Das, dieses sich selbst verzehrende, leidenschaftliche nationale Pathos, das aber vom nationalen Ethos gebändigt und getragen war in voller Reinheit und Kraft, das erhält die Gestalt lebendig, erhält sie den folgenden Generationen als Vorbild, wenn sonst alles vergessen ist, was ihn ausfüllte, wofür er stritt und was ihn umtobte. Die einfachen und starken Antriebe

der vaterländischen Pflichterfüllung für den Staat, in Kampf und Einsatz der eigenen Persönlichkeit, in einer Verantwortung, die als sittliche Pflicht ganz instinktiv und selbstverständlich empfunden wurde, das, was im Leben dem Redenden und Kämpfenden und Handelnden bei Freund und Feind sofort die Aufmerksamkeit erzwang, was wie ein Fluidum von ihm ausging zu denen, zu denen er sprach und mit denen er arbeitete — das ist das Unverlierbare im Gedächtnis an ihn, und das ist zugleich die Brücke, die den Mann der Vergangenheit mit der Gegenwart und auch der Zukunft verbindet. So gehört auch er zu dem großen Erbgut, das die Geschichte unserem Volk überliefert hat und das es sich im Gedächtnis an seine großen Führer wahren muß für seine Zukunft.

Moeller van den Bruck

1876–1925

Von

Paul Fechter

Arthur Moeller wurde geboren am 23. April 1876 in Solingen. Sein Vater war der aus Erfurt stammende preußische Baurat Ottomar Moeller, seine Mutter Elise van den Bruck war die Tochter des Vorgängers seines Vaters in Deutz. Nach der Mutter nannte er sich in seinen ersten Veröffentlichungen Moeller-Bruck, später Moeller van den Bruck; ihre Familie stammte aus Wesel und soll neben dem holländischen spanisches Blut gehabt haben. Die Familie Moeller war nach Mitteilungen von Dr. Paul Doenitz in der „Thüringer Allgemeinen Zeitung" eine alte Pastoren- und Offiziersfamilie in Erfurt.

Die bestimmenden Jugendjahre verlebte Moeller in Düsseldorf. Über diese Zeit hat seine erste Frau, Hedda Maase, die spätere Gattin Herbert Eulenbergs, mit deren Bruder er die Schule besuchte, und in deren elterlichem Hause er viel verkehrte, eindringlich berichtet. „Moeller besuchte das städtische Gymnasium in Düsseldorf, an dem der alte Uppenkamp Direktor war. Es gelang dem außerordentlich frühreifen, mit einer bohrenden Intelligenz und einer unbesiegbaren Idealität ausgestatteten Schüler nicht, auch nur in die Prima versetzt zu werden. Es gab unsäglich viel anderes zu tun als Schularbeiten zu machen für diese Generation, die sich ‚fin de siècle' nannte, jede Neuerscheinung in unserm Schrifttum wie ein wichtiges Staatsereignis empfand, die aufkommende soziale Lyrik der Conradi, Holz und Schlaf, Henkell und Dehmel verschlang und sich immer wieder aus Nietzsche Rat und Stärke holte ... Nicht jeder der braven Jünglinge, die sich damals stolz Dionysier nannten, hatte die Möglichkeit, den ganzen furchtbaren Sinn der Unerschrockenheit beim Anblick der ewigen Meduse, als welche sich dem Philosophen das Leben zeigt, zu fühlen. Der blonde, junge, schweigsame Schöpfer des Buches vom Dritten Reich wußte von frühen Jugendtagen an, was dies bedeutet: etwas Tragisches witterte um den ewig ernsten Jüngling, der von seinem Großvater, dem Baurat van den Bruck aus Deutz, auf den Namen Arthur nach dessen Lieblingsphilosophen Schopenhauer getauft worden war. Und eine unbestimmte Sage von dem nicht glücklichen Aspekt des Horoskops, das ihm der alte Herr in seiner Geburtsstunde hatte stellen lassen, gab dem stets gedankenvollen und oft träumerischen Jüngling den Schimmer einer schwermütigen Poesie.

Viele Monate, ja Jahre hindurch erschien er nachmittags Punkt fünf in meinem elterlichen Hause, nahm schweigend seinen Platz in stets derselben Sofaecke ein,

und nun begann im Kreis der Studiengenossen und -genossinnen ein reges, oft leidenschaftliches Debattieren über die sozialen Probleme, die damals anfingen, ihren Niederschlag in der Literatur und der Kunst zu finden ... Da geschah denn auch das für den jungen Schriftsteller Charakteristische, daß einer der Väter der versammelten jungen Leute hereinkam und sagte: ‚Habt ihr's gesehn, der junge Moeller hat heute gelacht!'"

Daß die Schulzeit eines jungen Menschen von so besonderer Art nicht reibungslos ablaufen konnte, versteht sich von selbst. Arthur Moeller erhielt nach Mitteilungen von Frau Eulenberg eines Tages als Untersekundaner das Consilium abeundi. Teils weil er in der Schule nichts tat, hauptsächlich aber, weil sich ergab, daß ein Aufsatz über bekannte Düsseldorfer Maler, der durch seinen neuen Ton großes Aufsehen erregt hatte, von ihm, dem Schüler des Gymnasiums, herstammte. Er war anonym in der gelesensten Düsseldorfer Zeitung erschienen. Moeller wurde daraufhin von seinen Eltern nach Erfurt geschickt, zu Verwandten, und dort April 1895 auf die Obersekunda des Gymnasiums aufgenommen. Ein Jahr blieb er, wiederum ohne Erfolg: dann ging er Ostern 1896 nach Leipzig, nicht als Student; er hat im normalen Sinn nie und nirgends studiert. Verlobt hatte er sich bereits beim Abschied von Düsseldorf mit Hedda Maase; da inzwischen die Eltern kurz nacheinander gestorben waren und ihm ein ziemlich beträchtliches Erbe zugefallen war, ging er noch im August 1896 nach Berlin, heiratete und begann, sich literarisch zu betätigen. Er wurde Mitarbeiter Hardens an der „Zukunft", übersetzte mit seiner Frau Maupassant (bei Reclam), Barbey d'Aurevillys „Teuflische" und geriet in der Beschäftigung mit künstlerischen und kulturellen Dingen in einen immer schärferen Gegensatz zum Reich und seiner Unlebendigkeit auf den meisten Gebieten des geistigen Lebens. Er hatte in Berlin einen Kreis von Freunden gefunden, der von Conrad Ansorge und Franz Evers bis zu Richard Dehmel und Rudolf Steiner, Przybyszewski, Arno Holz, dem Papa Heilmann und anderen reichte; er fühlte sich je länger desto mehr isoliert und fremd. Der Rheinländer in ihm protestierte gegen das Preußentum Berlins, steigerte sich immer mehr in den Gegensatz zur Zeit und zum Staat hinein, so daß er zuletzt beschloß, dem Reich den Rücken zu kehren und nach Frankreich zu gehen. Ein erster Versuch eines Buches, „Das Varieté", Frucht der Varieté-Begeisterung von 1900, war erschienen; eine erste große Arbeit „Die moderne Literatur", ein dicker Band von achthundert Seiten, war fertiggestellt und kam 1902 heraus; im Herbst des gleichen Jahres verließ Moeller Deutschland. Brieflich vollendeten er und Frau Hedda noch ihre letzte gemeinsame Arbeit, die Übertragung der Defoeschen „Moll Flanders"; am zweiten Weihnachtstag wurde sein Sohn Peter Wilhelm Wolfgang geboren, der einundzwanzigjährig 1924 gestorben ist.

Dieser Schritt Moellers bedeutete die Entscheidung auch für sein inneres Leben. Er mußte aus Deutschland gehen, um Deutschland zu finden. Er verlor durch diesen Schritt die Frau, die er eben erst gewonnen, den Sohn, den sie ihm geschenkt

hatte. Er gewann dafür, was er im damaligen Deutschland bei seiner Sensitivität viel schwerer und kaum so unverlierbar errungen hätte, die Beziehung zu dem ewigen Deutschland, das er über dem starren Gitterwerk des Staates, an dem er sich ständig gestoßen, bis dahin übersehen hatte. Er erkannte die Zeitlichkeit der Staaten gegenüber der Unvergänglichkeit der Völker: er erlebte die erstarrte Welt der europäischen Reiche und erkannte dahinter als ihre eigentlichen Träger und Lebensspender die Nationen.

Moellers Pariser Leben hat mehrere Jahre gedauert; ein längerer Aufenthalt in Italien schloß sich an. Schon in Frankreich reifte der Entschluß in ihm, nach Deutschland zurückzugehen und den Konflikt mit den Militärbehörden seiner Heimat, den er durch seine Übersiedlung nach Paris heraufbeschworen hatte, und seine Folgen auf sich zu nehmen. Er hatte bereits in Paris mit der Arbeit an seinem großen achtbändigen Werk „Die Deutschen" begonnen, in dem sich seine innere Wendung zum eingeborenen Volkstum dokumentierte. Auf Grund dieser Arbeit wandte er sich an die zuständigen Behörden im Reich und kehrte dann nach Deutschland zurück, um nun nachträglich freiwillig seiner Dienstpflicht, wie sie sich jetzt gestalten mußte, nachzukommen. Man brachte ihn nach Küstrin; der untersuchende Militärarzt riet ihm dringend ab, den harten Dienst auf sich zu nehmen; aber Moeller wollte den Ausgleich. Nach einigen Monaten wurde er gegen seinen Willen aus dem Militärdienst entlassen und hatte damit die Wirrnisse der jungen Jahre abgeschlossen. Schon zu Beginn der Pariser Zeit hatte er seine zweite Frau, Lucie Kaerrick, kennengelernt; jetzt ließ er sich in Berlin mit ihr trauen. Mit der Schwester seiner Frau machte er sich an das Werk der großen Dostojewskij-Übersetzung; die „Deutschen" wurden von neuem vorgenommen; ein zweites großes Werk über die Besonderheiten der anderen Nationen, für das er den Gesamttitel „Die Werte der Völker" vorsah, kam dazu. Ausgeführt wurde nur der Band „Die Italienische Schönheit"; des weiteren ergab sich ein Ergänzungsband zu den Deutschen: „Die Zeitgenossen." Zu den alten Freunden kommen neue, Theodor Däubler, Schleich, der Bildhauer Peterich; das frühere Leben begann von neuem, fand zum wenigsten jetzt erst, in diesen letzten Jahren vor dem Krieg, seinen sinngemäßen Abschluß.

*

Der junge Moeller begann seine Laufbahn in den Bezirken der Kunst; er endete bei der Politik. Er wuchs hinein in die Zeit, in der die europäische Welt vor ihrem Zerbrechen in die nationalen Individualitäten noch einmal wie in einem Rausch der Gemeinsamkeit teilnahm an den geistigen Vorgängen bei allen ihren Gliedern. Er wuchs auf in jenen Jahren des leidenschaftlichen Anteils vor allem der Jugend an Dichtung, Malerei, Musik, Philosophie und nahm von ihrem Rausch seinen Ausgang. Die Staaten waren im Erstarren, die Völker im Erwachen, und was sie schufen, ging in all seinen Äußerungsformen die europäische

Jugend jener Zeit stärker an als alle politischen Vorgänge, die im Innern der einzelnen Staaten mehr und mehr von den sozialen Auseinandersetzungen abgelöst oder überschattet wurden, im Äußeren etwas seltsam Gewichtloses, den einzelnen nur selten noch direkt Berührendes bekommen hatten. Am Anfang von Moellers Werk steht ein Buch, das seltsam zu dem Wesensbild des ernsthaften Autors des Preußischen Stils und des Dritten Reiches passen will: die Kulturdramaturgie „Das Varieté", die 1902 mit Bildern bei Julius Bard in Berlin erschien. Das Buch ist von heute gesehen ein Nebenwerk und trotzdem zeitpsychologisch nicht unwichtig: es zeigt, wie sehr vom Impressionismus aus der Nihilismus eines Könnens an sich schon damals das Interesse auch der lebendigen jungen Generation beherrschte. Lange vor Gottfried Benn ahnte man im „Varieté" die Berührung mit dem Nichts, mit der Nihilität — und verspürte zugleich, wie doch die großen Varietés die einzigen Stellen waren, an denen dem Volk als Ganzem etwas gegeben werden konnte. Die Theater lebten von der Literatur, von der Bildung und für die Bildung: das Varieté schuf mit seinen Darbietungen, die jedem, dem Einfachsten wie dem Anspruchsvollsten, in gleicher Weise und von den gleichen Voraussetzungen aus zugänglich waren, die Anfänge einer neuen, wenn auch zunächst sehr profanen Gemeinsamkeit. Das spürte Moeller van den Bruck als etwas, was ihn anging, und von hier aus ging er an die Diskussion des Varietés, wenn er darüber auch allerhand ästhetisch-literarische Konstruktionen aufbaute, die Zeitgebilde blieben und mit seinem Eigentlichen wenig zu tun hatten.

Das gilt ähnlich von dem „Théâtre Français", das zwei Jahre später bei Schuster und Loeffler in Berlin erschien. Es gab Zeitstimmung, ohne auf Zeitdeutung auszugehen, obwohl diese Zeitdeutung schon das fast gleichzeitig mit dem „Varieté" 1902 erschienene Werk „Die Moderne Literatur" von der ersten bis zur letzten Seite erfüllt. Die „Moderne Literatur" Moellers ist der Versuch einer Literaturgeschichte unmittelbar aus der Zeitsituation heraus, das Seitenstück zu Julius Meier-Graefes „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst" von 1903; die ganze gefährlich lebendige Geistigkeit der Zeit um 1900 ist in dem Buch und zugleich der schon in den achtziger Jahren einsetzende Zeitwille, die eigene Epoche durchsichtig zu machen und zu deuten. Was nachher bei Spengler nach Moellers Vorgang für die Jahrhunderte der Vergangenheit unternommen wird, Sinngebung — das versucht der junge Moeller hier am Gegenwärtigen und seinen Gestalten. Er will die Kulturlogik seiner eigenen Zeit finden, mit jenem Erledigungseifer, der bereits die achtziger Jahre erfüllte und um 1900 in Moeller noch einmal ganz stark aufflammt.

Das Buch Moellers zeigt nicht nur die Voraussetzungen seines persönlichen Lebens, sondern ist eines der wichtigsten Quellenwerke für die Kenntnis jener Zeit um 1900, in der sich bereits deutlich die Wege von Staat und Volk zu trennen begannen. Es ist viel Junges in dem Buch, viel Superlative; man fühlt zugleich das Bohrende, besessen Suchende, das überall den Kern, den letzten Sinn der

Erscheinung will. So kommt er über die persönliche zu einer überpersönlichen Auseinandersetzung mit der Zeit und macht die Feststellungen, die unabhängig voneinander alle machten, die annähernd gleichen Alters durch jene Jahre hindurchgingen. Er spürte das Loch in den Lehren des Naturalismus und des Impressionismus, das alle fühlten; er gehört schon zur Generation des Expressionismus, lehnt sich gegen die Betonung des Formalen im Naturalismus wie in den Gegenbewegungen auf, sucht das Wesen, das Ursprüngliche. Ihn trägt wie Nietzsche der Glaube an die neue Renaissance; zugleich enthüllt er all die Zeitzüge, die damals schon auf die Gegenwart und ihre Sachlichkeit verwiesen. Er sieht das Negative der Zeit: „alle Dichter sind wie Fragen"; aber er bekennt zugleich offen die eigene Negativität. Wenn er die naturalistische Tragödie erörtert, entwickelt er den schon damals einsetzenden Zeitsinn für „die Nebenbeziehung einer leisen, feinen Komik" zu dieser wie zu jeder Tragik. Er ist im Innersten schon sachlich: Komisches und Tragisches heben sich zum wenigsten gelegentlich für ihn auf. Die Erscheinungen fangen an, nur noch „an sich" zu wirken. Er hat das von Natur aus Zeitgenössische und dazu das passive, fast feindliche Verhältnis zur Geschichte, das sich in jungen Menschen damals fast notwendig aus dem Mißverhältnis zwischen dem Staat als dem Träger der Geschichte und dem Geist ergeben mußte. Lebendig waren Geist, Seele, Schaffen. Der Staat war das Erstarrte, Ungeistige, das kälteste Ungeheuer — ihm aber galt die Geschichte, gehörte sie. Was hatte infolgedessen ein lebendiges Geschlecht noch mit Geschichte zu tun!

Im einzelnen bringt der Band ausgezeichnete Porträts von Nietzsche bis Wedekind, Hermann Conradi bis Richard Dehmel, von Stehr und Scherbart bis zu Mombert und Dauthendey — zu einer Zeit, da große Literaturgeschichten noch kaum die Namen dieser Autoren kannten. Moeller setzt sich bereits mit Paul Ernst und Stefan George auseinander (den er freilich mit Otto Julius Bierbaum in ein Kapitel tut); er sieht die Zeitbedeutung Richard Dehmels, der der eigentliche Rauschträger nach Nietzsche ist, viel klarer als die vom Naturalismus Befangenen und gibt ein Material, das noch heute Gültigkeit hat und sie behalten wird, weil in diesem Buch ein Mensch, ohne es zu ahnen, die Bilanz seiner Jugend zieht und das eine Hauptkapitel seines Lebens abschließt, um eine neue Bahn zu betreten, von der er selbst nicht weiß, wohin sie ihn noch führen wird.

Denn mit dem nächsten Werk Moellers, mit den „Deutschen", beginnt bereits die zweite Phase seiner Welt, die historisch-politische. Die literarisch-ästhetische, die seine Jugend erfüllte, hat er erledigt. Jetzt beginnt die Auseinandersetzung mit einer andern Welt. Die ersten dreißig Jahre seines Lebens hatten ihm allein gehört: jetzt setzt die Auseinandersetzung mit dem Volksganzen ein, in das er durch seine Geburt hineingestellt war. Er hatte sich dem Dienst, den dieses Ganze von ihm wie von jedem forderte, zunächst in einer fast tragischen Überspannung des Glaubens an das Recht seiner Persönlichkeit entzogen: in diesem Werk vollzog

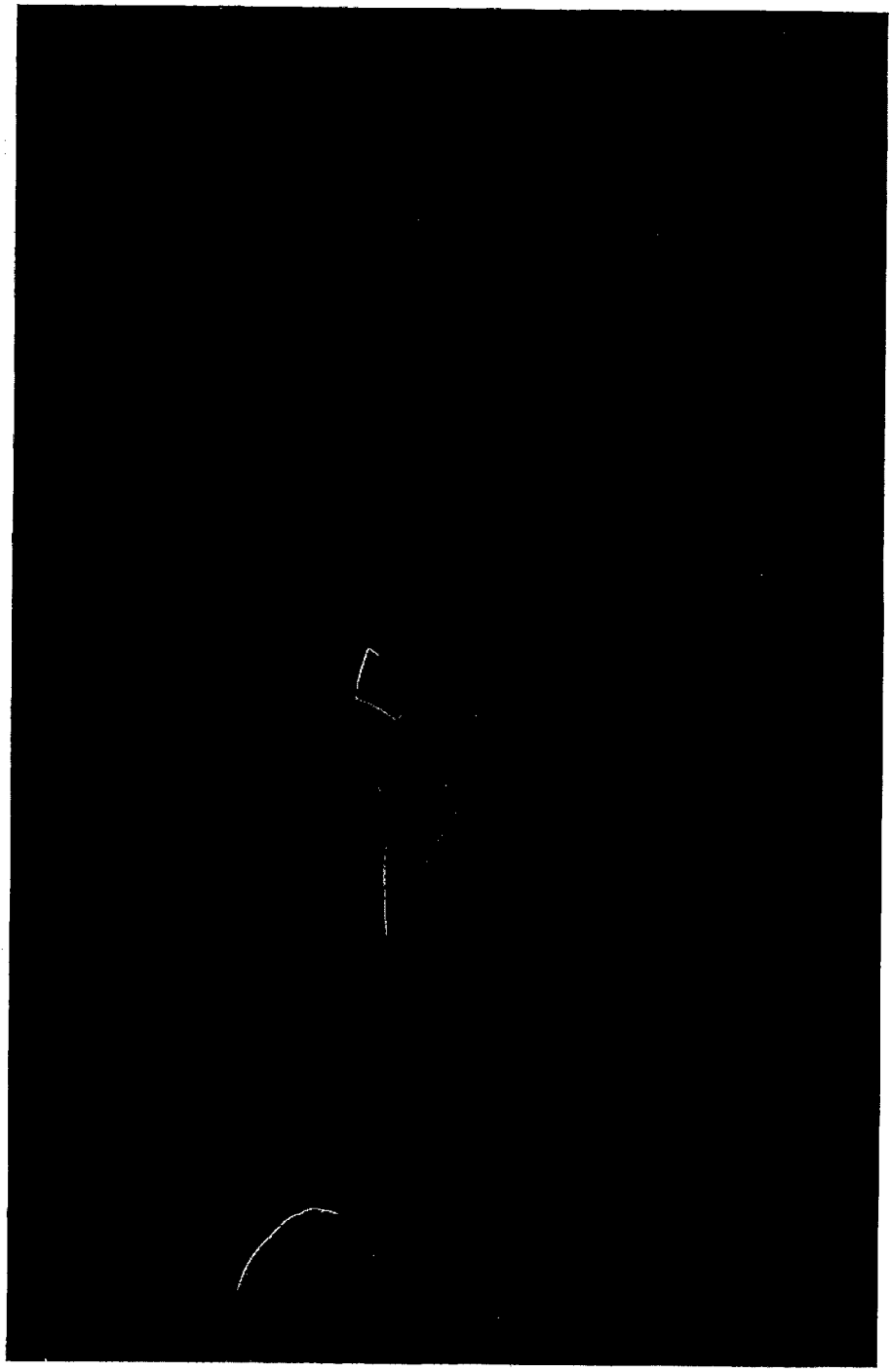
er vom Individuum aus die Klärung, die notwendig war, damit seine Beziehung zu Volk und Nation berichtigt werden konnte. Indem er die wesentlichen Gestalten der Deutschen in großen Bildern vor sich aufbaute, die Verirrten, die Führenden, die Verschwärmten, Entscheidenden, Gestaltenden, Scheiternden und die Lachenden Deutschen, denen sich in einem besonderen Bande der einzige Deutsche der Harmonie und Totalität — Goethe — zugesellt, schuf er sich selber die Klarheit, deren er bedurfte, um die Energie zur Tat, zur freiwilligen Rückkehr nach Preußen aufzubringen. Er begann seine Arbeit mit Gestalten der Dichtung, die ihm am nächsten waren; er endete mit Erscheinungen des politischen Lebens, um von ihnen aus selbst eine politische Tat, nämlich seine Rückkehr zu unternehmen.

Er ging in diesem Werk den Weg von der Beschäftigung mit dem Geistigen zur Beschäftigung mit dem Politischen, leistete unbewußt-ahnungsvoll die Vorarbeit für das, was er nach dem Kriege als die eigentliche und entscheidende Arbeit seines Lebens vollbringen sollte. Er stellt im ersten Band, in den Verirrten Deutschen, die Gestalt Hermann Conradis stark heraus, weil er bei ihm schon die Wendung zum Nationalen, zum Germanischen angedeutet findet, deren Notwendigkeit er ebenfalls immer deutlicher spürt, und setzt sich im zweiten Band, in den Führenden Deutschen, bereits mit Bismarck auseinander und in ihm mit der Aufgabe, die die Deutschen als Volk in der europäischen Welt zu leisten haben. Er sieht hier schon den zweiten Kampf um die höchste und letzte Einheit als Nation voraus; er beginnt im vierten Band, der den Entscheidenden Deutschen gewidmet ist, im Porträt Friedrichs des Großen, bereits den Kampf gegen den Liberalismus, der später den zweiten negativen Hauptteil seines „Dritten Reiches" bilden sollte. Er stellt in dem Band Scheiternde Deutsche ein Porträt Wilhelms II. an den Schluß, offenbar ein bißchen beeinflußt durch Hermann Conradis Broschüre über den jungen Kaiser, mit den heute geradezu unheimlich prophetischen Schlußsätzen, und versucht, im letzten Band, in den Lachenden Deutschen, seinem ernsthaften Wesen sogar Sinn für Humor abzuringen. Er kam von der Seite des Pathos; da blieb wie bei seinem bewunderten Idol Richard Dehmel eine heimliche Feindschaft gegen das Lachen, und er mußte Gestalten wie Rembrandt und Grünewald zu Böcklin und E. T. A. Hoffmann hinzunehmen, die alle mit der humoristischen Seite der Welt sehr wenig zu tun haben. Hier wurden die Grenzen seiner Bereiche sichtbar und zugleich das Junge des ganzen Unternehmens, das Moeller selbst nachher sehr deutlich gespürt hat. Das Werk hat ihm den Rückweg in die Heimat gebahnt, und es hat ihm geholfen, die historischen Grundlagen für seine spätere Arbeit zu gewinnen. Mit der Form, die es bekommen hatte, war er niemals zufrieden. Er wollte die „Deutschen" immer von neuem überarbeiten, weil ihn die Vorstellung eines wirklich vollendeten geistigen Totalbildes der Nation immer wieder reizte: er ist nicht dazu gekommen, diese Arbeit auszuführen, weil er zuletzt wohl fühlte, daß Derartiges, von einem einzelnen unternommen, immer im Ansatz wird steckenbleiben müssen. Es ist sehr bezeichnend, daß er die großen

Deutschen der Forschung und der Naturwissenschaften überhaupt nicht in seine Arbeit hineinbezogen, daß er sich auf der einen Seite mit Menschen der Politik, auf der andern Seite mit Menschen der Kunst und der Dichtung begnügt hat. Das Ausgehen vom Geist nur in der Form der Kunst, der Dichtung, wird hier noch einmal als Schicksal jener Zeit deutlich sichtbar.

„Die Deutschen" sind die einzige umfassende Arbeit, die Moeller vollenden konnte. Von dem zweiten geplanten großen Werk „Die Werte der Völker" erschien nur der erste Band, „Die Italienische Schönheit", die 1913 bei Piper in München herauskam. Von außen gesehen bedeutete dieses Buch ein Zurückgreifen auf die erste Phase seines Lebens, eine Rückkehr zur Welt der Kunst. Von innen betrachtet war es viel mehr. Moellers „Italienische Schönheit" ist das Bindeglied zwischen Alois Riegls „Spätrömischer Kunstindustrie" und Spenglers „Untergang des Abendlandes". Die von Spengler nachher auf die Gesamtkultur übertragene Entwicklung von der strengen inneren Bindung des Lebens durch die Mächte zur Auflösung in nur noch äußere, zivilisatorische Organisationen hat zuerst Alois Riegl am Raum und dem sich wandelnden Verhältnis der Menschen zum Raum als allgemeinen Entwicklungssinn der künstlerischen Gestaltungen gezeigt. Moeller van den Bruck hat diese Betrachtungsweise von der isolierten Architektur auf die Kunst als Lebensausdruck eines ganzen Volkes ausgedehnt. Spengler blieb der Schritt vorbehalten, den latenten Kulturpessimismus, der schon in Riegls Werk lebt, und der bei Moeller auch bereits deutlich sichtbar wird, soweit es sich um die Kunst handelt, von dem einen italienischen Volk auf alle Völker und von den Kunst- auf alle Lebensformen zu übertragen. Moeller zeigt in seiner „Italienischen Schönheit" den Anteil von Stil und Naturalismus an den Entwicklungsphasen der italienischen Kunst. Er gibt zunächst die historischen Grundlagen, die Wirkungen der vielfachen Germaneneinbrüche, über die die Mächte der Zeit und des Bodens in Italien zuletzt doch Herr werden; er bringt die Gestalten der großen, natürlichen Meister des Stils von Niccolo Pisano bis zu Piero della Francesca, von Cimabue bis Giotto, um dann aufzuzeigen, wie diese frühe Zeit zugleich die hohe und die eigentliche Zeit der italienischen Schönheit ist. Der Stil, das Leben von innen nach außen, hat hier gesiegt; der Naturalismus, das Leben von außen nach innen, liegt noch fern im Hintergrund. Noch herrscht die Kraft der Beziehungen auf das Göttlich-Überwirkliche: das Eingehen ins Wirkliche, das verhängnisvolle Aufgeben der menschlichen Sonderstellung gegenüber der Natur und das Auflösen dieser Stellung ebenfalls im Natürlichen dämmert erst ferne herauf. Es wird Sieger mit der Renaissance und der gepriesenen großen Zeit. Die ist Zerfall, Naturalismus, Niedergang, gegen den der florentinische Römer Michelangelo heroisch, aber vergeblich ankämpft. Ein einzelner kann aus seiner isolierten Kraft die bindende Allgemeingültigkeit des Stils nicht mehr schaffen; Michelangelos Wesen ist es, keine Natur und keinen Stil zu haben. Der letzte Mensch der versinkenden großen Zeit der Schönheit war Bramante: mit Michelangelo

Karl Helfferich



Arthur Moeller van den Bruck

Moeller van den Bruck.

Der Preussische Stil.

I

Genesis.

Preussen ist ohne Mythos.
Aber Preussentum ist ein Prinzip in der Welt.
Aus Mythen wachsen die Kulturen der Völker. Über Prinzipien baut sich ihre Staatlichkeit auf.
Beides zu verbinden, Überschwang mit Wirklichkeit, Schöpfung mit Gesetz, eine ideale Welt mit politischen Ansehen, wird die Bestimmung der Deutschen sein, wofern die Zukunft, mit der sie aus ihren großen Kriegen hervorgehen, universal sein soll: national und europäisch zugleich: weithin sichtbar und von sich aus beherrschend.
Wir wollen nicht das Verhängnis aller reinen Kulturvölker teilen: wie Griechen ruhmvoll durch Künste, aber würdelos in der Haltung unterzugehen. Und wir wollen uns auch nicht mit dem Schicksal aller reinen Staatsvölker begnügen: vielleicht wie

Der Anfang des Buches „Der Preußische Stil" von Arthur Moeller van den Bruck in eigenhändiger Niederschrift, 1915. Berlin, Archiv Moeller van den Bruck

setzt das Barock ein, für Moeller van den Bruck wie für Burckhardt Verfall und Auflösung. Für eine kurze Spanne Zeit täuscht der Rausch von Venedig noch über den allgemeinen Niedergang hinweg; dann versinkt auch er und mit ihm die italienische Schönheit. Der Untergang des Abendlandes, kunsthistorisch gefaßt, leuchtet hier zum erstenmal in seiner vollen Vorkriegsmelancholie über der europäischen Welt auf, für die kommende politische Entwicklung Moellers schon jetzt die Aufgabe seiner Überwindung stellend. Der Schopenhauer-Anteil seines Wesens, der in der ersten Hälfte seiner Laufbahn mehr als einmal entscheidend vorherrscht, mußte ausgeschieden, der Übergang zu Hegel gefunden werden, dessen Schatten auch bereits auf den Stil und die Betrachtungsweise der „Italienischen Schönheit" fällt, vor allem in den Kapitelüberschriften sichtbar wird, aber erst mit dem nächsten Werk den Sieg über die schon ererbte Beziehung Moellers zu dem Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" davonträgt.

Diesen Übergang bringt der Krieg. Moeller erlebt ihn als Landsturmmann im Osten, nachher in Berlin in der Auslandsstelle der Obersten Heeresleitung und empfängt von ihm nun die Kraft, seine Lebensrichtung und seine Lebensdeutung entscheidend von der Vergangenheit auf die Zukunft umzustellen. Moeller begann als Mensch der Kunst und wird jetzt Mensch der Wirklichkeit; er orientierte sich historisch und richtet sich jetzt politisch aus. Er floh einst vor Preußen und singt jetzt diesem härtesten Lande der Deutschen als dem Formträger des Reiches, seinem antinaturalistischen Element, das Hohelied seines „Preußischen Stils". Das Buch, das 1916 ebenfalls bei Piper erschien, wurde sein Abschied von der Welt der Kunst und sein Bekenntnis zu dem Lande und dem Staat, mit dessen innerem Lebenssinn er in seinen jungen Jahren am schwersten gerungen hat. Er hatte einst die Freiheit des Lebens mit sich gesucht — und bejahte jetzt in diesem Werk ohne Rückhalt den Staat, der den einzelnen am meisten zum Leben gegen sich um des Ganzen willen zu erziehen suchte. Preußischer Stil ist ihm nicht nur Andreas Schlüter und Nehring, Knobelsdorff und Langhans und die Gillys: preußischer Stil ist für Moeller der Große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I., der Alte Fritz und Kant, das preußische Heer und das preußische Beamtentum. Moeller sieht, vom Barock Preußens ausgehend, die beginnende Auseinandersetzung zwischen dem Landesstil, der einmal der herrschende werden mußte, und dem Reichsstil Wiens, der zurückgedrängt werden mußte, um des Ganzen willen. Er sieht mit Gilly und Langhans im strengen Klassizismus Berlins die Form erwachen, die sogar den Klassizismus Weimars überschatten muß, weil Preußens Hauptstadt schon damals beginnt, die Hauptstadt des geistigen Reiches zu werden. Die Zeit um 1800 ist ihm für Preußen, was die Zeit Piero della Francescas und Cimabues, die Epoche des strengen Stils für Italien war. Er läßt diesem preußischen Stil auch nur eine kurze Zeit der Blüte: schon mit Schinkel löst sich das Lebendige wieder in Wissen und Akademie, das Preußische in die Gotik auf, in der er einst um die Zeit des Jugendstils wie so viele andere den Stil der Zukunft sah,

die ihm jetzt aber nur noch Romantik und Vergangenheit ist. Trotzdem vollzieht er hier, nur drei Jahre nach dem Erscheinen der „Italienischen Schönheit", bereits die innere Ablösung von Spengler, dessen Buch erst nach dem „Preußischen Stil" herauskam. Er hat die allzu naturwissenschaftliche, allzu biologische Deutung geistiger Vorgänge bereits überwunden, bevor sie allgemeine Mode wurde; denn er hatte vor allem in den Augusttagen 1914 begriffen, daß die Lebensgesetze der Völker von sehr anderer Art sind als die der Individuen. Er erkannte den Irrtum Schinkels und sah den Verfall bei seinen Nachfolgern, das Zerflattern des Preußischen, das sich aus dem Aufgehen im Neudeutschen ergeben mußte. Aber er sah jetzt auch die Gegenkräfte, die sich von seiner Generation aus dem Niedergang in den Weg stellten. Er sah, wie dem abgeleiteten Klassizismus der Zeit um 1800 ein unmittelbarer in der modernen Bewegung der Zeit nach 1900 folgte, die die spätgotische Welle des Jugendstils ablöste. Er sah nicht Abstieg, sondern Aufstieg in dem, was Männer wie Poelzig, Messel, Peter Behrens, Paul Mebes brachten: er ahnte in dem sich anbahnenden Stil der neuen Sachlichkeit das Neuklassizistische wie das Preußische, den neuen Willen zum Staat und zur Formgebung über den Staat hinaus — für Europa. Hegel hatte über Schopenhauer gesiegt: nicht umsonst hatte Moeller den „Preußischen Stil" seinem Onkel, dem Major Rudolf Moeller, „als Bekenntnis zu Hegel und Clausewitz" gewidmet. Er hatte die Wendung nach dem Osten vollzogen, soweit er als Rheinländer mit thüringischem Blute das vermochte.

Als der Krieg zu Ende ging, erkannte Moeller, daß für die nächste Zeit die Aufgabe für ihn und den Kreis seiner Freunde nur noch politisch sein, zum mindesten nur noch im politischen Schrifttum sich ergeben konnte. Er behielt den Glauben, den er im „Preußischen Stil" gefunden hatte, auch für das Schicksal des niedergebrochenen Landes; mit einem heute schwer vorstellbaren Optimismus, der am reinsten in einem Brief an seinen Freund Hans Grimm vom 20. Januar 1919 zum Ausdruck kommt, ging er an die Arbeit:

„Lassen Sie mich mit der Summe beginnen, die wenigstens in unserer Lage nur geistig zu fassen ist. Sie heißt mit einem Worte: Vertrauen — Vertrauen, trotz Weltkrieg und Weltrevolution, zu unserer Zukunft — Vertrauen unter den jungen Menschen überall, wohin man kommt, in den Kreisen und bei den Kräften. Ich glaube, es hat noch nie eine geschlagene Nation in einer solchen Stimmung gegeben. Die Menge freilich ist oberflächlich wie immer; aber die einzelnen sind sehr besonnen geworden, und von den einzelnen wird schließlich eine Wirkung auch auf die Menge ausgehen. Der Sinn all dieser Ereignisse ist doch der, daß sie uns zur Nation erst erziehen sollen. Und ich kann mir wohl denken, daß wir diesen Ereignissen noch einmal sehr dankbar sein werden. Sie haben so ungeheuer viel frei gemacht, und zwar alle, unterschiedslos. So empfindet, glaube ich, die ganze Nation, die sozialistische und schließlich auch in ihren jüngeren Elementen die konservative. Andererseits soll das gewiß nicht heißen, daß wir das alles als

besonders ‚schön' zu empfinden haben, im Gegenteil, das wäre wieder der alte, verruchte Optimismus, der unsere ewige Gefahr ist.

Wir können die Dinge gar nicht hart und schwer und bitter genug nehmen. Tun wir es nicht, dann verfehlen wir wieder jene ‚Erziehung zur Nation', von der ich sprach, und auf die es ankommt: dann bestärken wir die Deutschen wieder in der Empfindung, daß sie schon alles erreicht hätten, was sie auf Erden erreichen könnten. Vor der Wirklichkeit fällt dies ja heute einigermaßen schwer. Aber das Gefühl, die Welt der Wünsche, Einbildungen und Selbsttäuschungen, neigt immer wieder dazu. Und die Deutschen bekommen es fertig, sich als besiegte Nation für die siegreiche zu halten. Man muß die Deutschen kennen, um ihnen zu helfen."

Moeller van den Bruck fühlte schon hier, unmittelbar nach dem Waffenstillstand den Sinn des Schicksals: aus dem verlorenen Krieg, der verlorenen Revolution mußte der Gewinn der Nation wachsen. Noch im Jahr 1918, unmittelbar nach dem Zusammenbruch, dem Waffenstillstand und der Diskussion über die Vierzehn Punkte nahm er eine Idee auf, die zuerst 1906, in einem Nebenwerk zu den „Deutschen", das den Titel „Die Zeitgenossen" führte, auftaucht: den Gedanken nämlich der Unterscheidung der Völker in junge und alte. Alte waren ihm schon damals die Romanen, junge die germanischen Nationen. England war für ihn entartetes Germanentum, ein Volk von Händlern, nicht von Helden; Deutschland hat dafür die Aufgabe, unter Preußens Führung diese Schmach zu rächen, eine neue deutsche und damit eine neue Weltkultur zu schaffen — in bewußter Rassen- und Pionierpolitik.

Diese Idee nimmt Moeller jetzt nach zwölf Jahren wieder auf, in der kleinen 1919 bei Piper erschienenen Schrift „Das Recht der jungen Völker". Auf der einen Seite stehen ihm jetzt die arbeitenden, auf der andern die genießenden Völker. Zu der jungen Seite rechnet er Bulgaren, Finnen, Japaner, Preußen — denn Deutschland ist alt und jung zugleich — zu der alten die übrigen, die zum Teil mit falscher Orientierung dort stehen. Auf ihrer Seite halten die Ideen von 1789; auf die andere Seite kommen die neuen Ideen, die vom Recht der Völker gegen die Staaten handeln. Er erwartet von Deutschland eine völlige Erneuerung dieser Ideen:

„Wir werden das Wort Liberalismus noch einmal schreiben — als Freiheit. Wir werden das Wort Demokratismus noch einmal schreiben — als Volklichkeit. Wir werden das Wort Sozialismus ganz anders schreiben: als Staat."

Hier stehen zum erstenmal die politischen Grundsätze des neuen Nationalismus, noch in Andeutungen, noch mit der Vergangenheit ringend. Ihrer Klärung galt die Arbeit, die Moeller in den Jahren nach dem Kriege mit Heinrich von Gleichen und dem Kreis des Juniklubs an der Wochenschrift „Das Gewissen" leistete, galt später die Arbeit mit Martin Spahn am Politischen Kolleg; dieser Aufgabe war der Sammelband „Die Neue Front" gewidmet, der, unmittelbar nach dem Krieg begonnen, erst 1922 bei Georg Paetel in Berlin im Druck erschien und Arbeiten des Kreises um Moeller vereinigend, das erste gewichtige Dokument der bereits

geleisteten oder im Gang befindlichen Arbeit für das neue Deutschland ist. Um selbst zur Klarheit zu kommen, ging Moeller mit den Freunden immer von neuem in den politischen Kampf, zu Diskussionsabenden und Vorträgen vor der jungen Generation, vor Studenten, Arbeitern, Wirtschaftlern, Parlamentariern — und das Ergebnis all dieser Klärungsarbeit war schließlich sein letztes, am berühmtesten gewordenes Buch „Das Dritte Reich". Es erschien im Jahre 1923 — als der aktive innerpolitische Kampf um die Gestaltung des neuen Reiches bereits im vollen Gange war — und brachte die Klärung zum mindesten für ihn. Die Zeit war für Arthur Moeller van den Bruck noch nicht reif geworden. Der Widerhall des Buches war gering, um so geringer, als es den Kampf gegen die Parteien auf der Rechten wie auf der Linken aufnahm; Moeller schwankte sogar, ob er es nicht statt Das Dritte Reich „Die Dritte Partei" nennen sollte. Es war eine Abrechnung mit der Vergangenheit und der Versuch einer Richtlinie für die neue Generation; die aber war erst im Aufstieg, und die alte, die angegriffene, ging naturgemäß an dem Werk vorüber und an seinem Autor ebenfalls. Moeller hatte seine beste Kraft an dieses Werk gesetzt und blieb ohne Widerhall. Er hatte das Äußerste hergegeben; so folgte fast mit Notwendigkeit, als die Spannung der Arbeit vorüber war, der Zusammenbruch. Er hatte der Entwicklung einen Anstoß gegeben; das Ergebnis erlebte er nicht mehr. Als er die Fünfzig noch nicht erreicht hatte, versagten seine Nerven: er sah, wie ein dunkles Schicksal sich über ihm zusammenzog, und als er glaubte, nicht mehr die notwendige Widerstandskraft aufbringen zu können, ging er freiwillig am 30. Mai 1925 aus der Welt. Er floh nicht vor dem Leben; er wollte sehr anständig vermeiden, daß unter Umständen Krankheit ihn um die Herrschaft über sein eigenes Tun brachte. Auch sein Tod fand über den Kreis der Freunde hinaus kaum Beachtung; der Widerhall in der Öffentlichkeit jener Tage war beschämend gering.

„Das Dritte Reich" aber, sein letztes Buch, ist trotzdem sein entscheidendes Werk und nach seinem Tode das geworden, das seinem Namen vor allem bei der jüngeren Generation endlich den ihm lange gebührenden Klang verschafft hat. Es ist Abschluß der Parteienzeit mit seiner vernichtenden Kritik aller Parteien von den Konservativen bis zu den Sozialdemokraten — und es ist zugleich Verkündung des Kommenden, der konservativen Revolution gegen die liberale von 1918, des organisch-nationalistischen Staates gegenüber dem konstruiert parlamentarischen. Ein konservativer Revolutionär schrieb dieses Buch, das im Positiven wie im Negativen Arbeit für die Zukunft leistete, Wege freimachte und Aufgaben wies. Moellers Kritik des Marxismus war darum so vernichtend, weil er sich nicht mit dem Aufzeigen der logischen und psychologischen Unsolidität der Fundamente begnügte, sondern weil er darlegte, was die Sozialdemokratie in der Praxis übersehen und versäumt hatte. Seine Kritik des Liberalismus ist darum so entscheidend, weil hier ein Mensch sprach, der von alledem herkam, was der Liberalismus so gern als seinen Schutzwall gegen angebliche

Reaktion vor sich aufbaute, vom Geist, vom Intellekt, von Kunst und Dichtung — und der gerade darum zeigen konnte, wie tot die liberale Welt auch hier seit langem war, und wie anders der lebendige Mensch des neuen Reiches, des parteifreien, nationalistisch-organischen, aussehen und die geistige Welt ansehen würde. Moeller reißt das nur noch Scheinlebendige ein und zeigt das wirklich Lebendige — aus dem geklärten Erlebnis der Zeit und ihres empfundenen Richtungssinnes, nicht aus Theorie und Abstraktion. Er hatte im Lauf seines Lebens viel politisches Wissen erworben, viel politischen Instinkt in sich lebendig gemacht. Sein Schicksal hatte ihn gelehrt, daß im Politischen das Ergebnis des Handelns ohne eine lebendige Beziehung auf den geistigen Sinn der Zeit ebenso unfruchtbar und unlebendig sein müßte wie im künstlerischen Schaffen, daß ein wirklich neues Deutsches Reich nicht von einer bloßen äußerlichen Umordnung, einer neuen Verfassung, sondern nur vom innersten Wesen und seiner Umwandlung her errichtet werden konnte. Er sah, daß das politische Sein eines Volkes nur dann wirklich aktiviert werden kann, wenn man die Politik mit der gleichen Leidenschaft angreift wie der künstlerische Mensch sein Werk, daß aber diese Leidenschaft nur aus lebendigem Geist und seinem unmittelbaren Anteil an den Dingen des Staates wachsen kann. Er ging für sich den Weg von der bloßen Bildung und dem bloßen äußeren Mitmachen staatlichen Daseins zu lebendig geistigem Mitleben und Formen des gemeinsamen Lebens aller. Vom Individuum war er zum Ganzen, von der Kunst zum gelebten Leben gekommen und hatte die eroberte Welt mit der gleichen Leidenschaft ergriffen wie die ererbte, von der er einst ausgegangen war.

Den letzten Schritt, den Schritt zum Aktivisten, hat das Schicksal ihm nicht mehr vergönnt. Er sprach zu der Jugend, er sprach zu den Arbeitern — zum eigenen Mithandeln kam er nicht. Seinem Wesen nach gehörte er zu denen, die berufen sind, sich und anderen eine geistige Situation klarzumachen, nicht aber aus ihr handelnd die Konsequenzen zu ziehen. Wenn man den schlanken, schweigsamen Mann sah, wenn man ihn erlebte, wie er im Kreis der Freunde ernsthaft und schweigend da saß, zuhörte, aufnahm und nur selten aktiv beteiligt eingriff, der Debatte von sich aus eine Wendung gab — dann hatte man oft das Gefühl, daß das eigentliche Leben dieses Mannes im Geistigen verblieb, daß er Wirklichkeit nur auf dem Umweg über Einsichten und Erkenntnisse wandeln und umformen konnte.

Er konnte in seinem ersten großen Buch von der modernen Literatur das geistige Dasein seiner Zeit so erfassen, wie keiner neben ihm: er konnte in seinem letzten Buch dasselbe noch einmal für das politische Leben der Nation tun. Er sah, Kind des neunzehnten Jahrhunderts, vieles anders, als wir es heute sehen: er sah das Entscheidende mit einer Klarheit, wie sie nicht viele aufbringen. Aus seinem leidenschaftlichen Mitleben heraus wurde er ein hellsichtiger Deuter und Verkünder der dichterischen Menschen seiner Zeit. Aus der gleichen Leidenschaft

Hindenburg

1847—1934

Von

Ernst von Eisenhart Rothe

> Ich scheide von meinem deutschen Volk in der festen Hoffnung, daß das, was ich im Jahre 1919 ersehnte und was in langsamer Reife zu dem 30. Januar 1933 führte, zu voller Erfüllung und Vollendung der geschichtlichen Sendung unseres Volkes reifen wird. In diesem festen Glauben an die Zukunft des Vaterlandes kann ich beruhigt meine Augen schließen.
>
> Hindenburg

Im Jahre 1911 nahm der Kommandierende General des Preußischen IV. Armeekorps, General der Infanterie von Beneckendorff und von Hindenburg, eines Beinleidens wegen, das ihn am Reiten hinderte, seinen Abschied. Er teilte dies seinem Sohn auf einer Postkarte mit: „Soeben Abschied unter Belassung à la suite des 3. Garde-Regiments" (aus dem er stammte) „und unter Verleihung des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler allergnädigst bewilligt. Mache es ebenso! Herzlichen Gruß. Vater." So einfach, klar und bündig wie diese Worte war der Mann, der sie geschrieben. Eine Laufbahn hatte nun ihr Ende gefunden, die ausgezeichnet war durch Pflichttreue, Diensteifer, überragendes Wissen, ständige Sachlichkeit und vornehme Ritterlichkeit, die ihre Krönung gefunden hatte durch die Beleihung mit einer der höchsten, verantwortungsvollsten Stellungen in der an Persönlichkeiten reichen Armee, eine Laufbahn, in der sich ihr Träger sehr bald als einer der Besten hervorgetan hatte.

Wie Bismarck und Moltke war auch Hindenburg der Erbe einer besonders guten Blutmischung. Sein Vater, gleichfalls Offizier, entstammte der uralten, schon im dreizehnten Jahrhundert genannten Familie von Beneckendorff, die den Namen der ebenfalls alten, ihr nah verwandten, aber später ausgestorbenen Familie von Hindenburg mit angenommen hatte. Seine Mutter war die Tochter des Generalarztes Schweickhardt. Altes Adels- und gutes Bürgerblut hatten sich also im Sohne gemischt. In den bescheidenen, einfachen Verhältnissen einer preußischen Offiziersfamilie wuchs er auf; sein bald gestählter Charakter bewahrte sich diese Einfachheit, die nie etwas Gemachtes oder Gekünsteltes trug, bis an sein Lebensende. Strengste Pflichterfüllung, grenzenlose Liebe zum Vaterlande und zum Königtum der Hohenzollern, fester Glaube an Gott und seine Gerechtigkeit wurden sein Leitstern; eiserne Energie, rücksichtsloses Einsetzen seiner Person, wie er es als junger Leutnant im Feldzug 1866 bei Königgrätz-

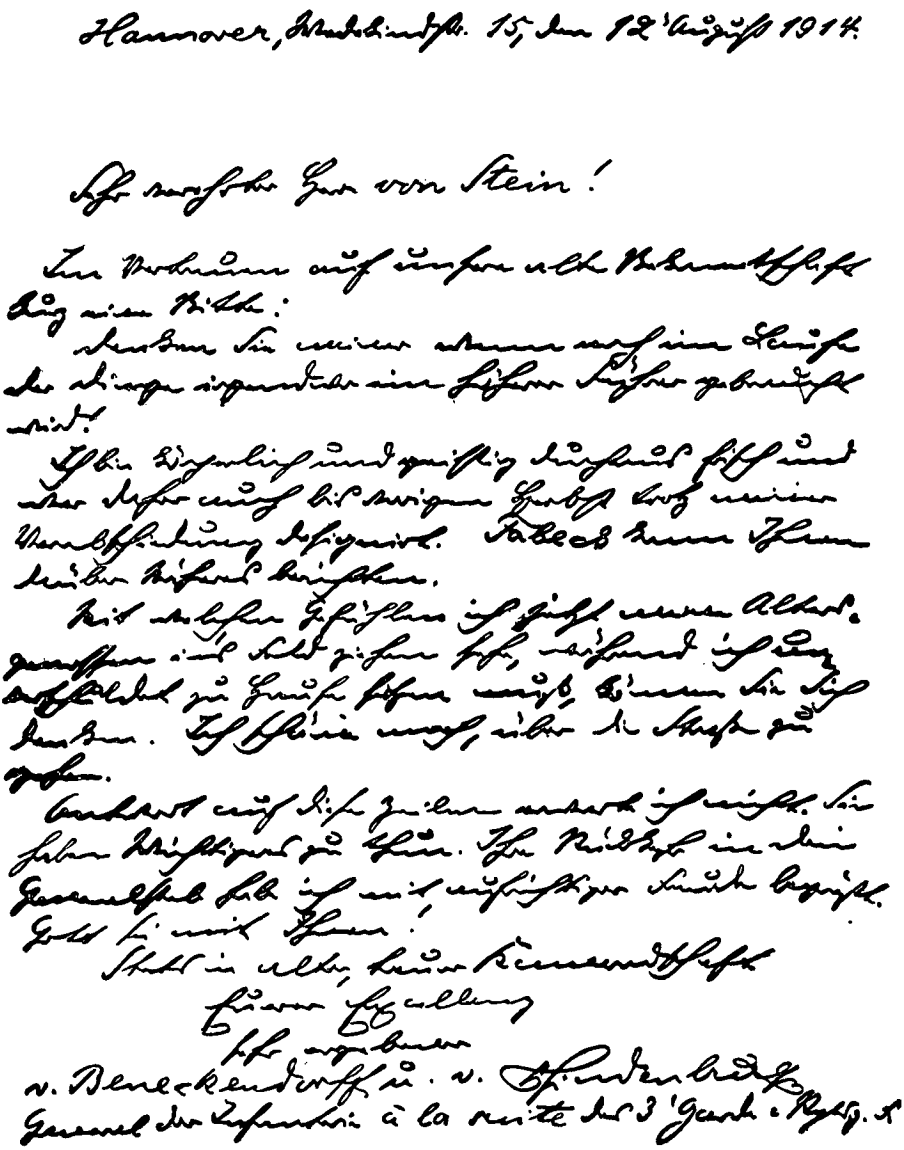
Rosberitz beweisen konnte, blieben sein Erbteil; die gute alte Potsdamer Schule, der Geist also, der den besten Überlieferungen des preußischen Heeres entsprang, wurde sein Lehrmeister.

Ob im Generalstab oder im Kriegsministerium, ob als Lehrer auf der Kriegsakademie, als Kommandeur des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91, der 28. Division in Karlsruhe oder des IV. Armeekorps in Magdeburg, nie hat er an diesen Grundsätzen gerüttelt oder an ihnen rütteln lassen. Stets sah er seine Aufgabe darin, die Untergebenen, ganz gleich, welchen Ranges, zu denkenden, selbständig handelnden Männern, die Truppe zu einem brauchbaren Kriegswerkzeug heranzubilden.

Nur eine ihm selber vielleicht nicht gleich ganz bewußte Wandlung hatte sich in ihm vollzogen. Als Regimentsadjutant des 3. Garde-Regiments durfte er am 18. Januar 1871 in Versailles der auf den Bajonetten der siegreichen deutschen Armee ruhenden Kaiserproklamation beiwohnen. Damals gewann sein Preußentum, das Erbe seiner Väter, der Gewinn seiner Erziehung, der Höhepunkt seines Glaubens deutschen Glanz und deutsche Färbung. Nie wieder konnte in ihm der Glaube an Deutschlands Zukunft erschüttert werden. In diesem Sinne hat er auch seinen Sohn und seine zwei Töchter erzogen, die ihm Gertrud von Sperling, mit der er 1878 eine vierzig Jahre währende vorbildliche Ehe schloß, geschenkt hatte.

Wer in jenen langen Jahren dienstlich oder auch außerdienstlich mit Hindenburg zu tun hatte, stand bald unter dem Eindruck einer überragenden Persönlichkeit, die bei allem Wohlwollen und aller stets gleichbleibenden menschlichen Güte genau wußte, was sie wollte, stets unerschütterlich am einmal als richtig Erkannten festhielt und, falls es nötig wurde, auch rücksichtslos handeln oder recht scharf sich äußern und eingreifen konnte, ohne aber je verletzend zu werden. Wem er Kamerad oder Vorgesetzter war, der verehrte ihn voll Dankbarkeit, Liebe und restlosem Vertrauen. So hatte er, in der Armee ganz besonders hochgestellt, sonst aber, außer in seinen Garnisonen, fast unbekannt, neun Jahre das IV. Armeekorps geführt; nun trat er anscheinend für immer in das stille Leben des verabschiedeten Offiziers. Hannover wurde sein Wohnsitz. Von Politik hielt er sich fern, aber die Sorge um die außenpolitische Entwicklung, die Deutschland einzukreisen suchte, beschäftigte ihn von Jahr zu Jahr schwerer. Klaren Blickes erkannte er die drohenden Gefahren, die seiner richtigen Auffassung gemäß nur ein rechtzeitiger Präventivkrieg bannen konnte.

Und dieser Krieg kam, wenn auch kein Präventivkrieg, sondern der Deutschland schließlich gegen die halbe Welt aufgezwungene Kampf um Sein oder Nichtsein. Hindenburg eilte nach Berlin, um von seinem Regiment Abschied zu nehmen, tief bekümmert, tatenlos zu Hause bleiben zu müssen, während manche seiner ebenfalls verabschiedeten Kameraden als Führer von Reserve-Korps oder Reserve-Divisionen sofort vor dem Feinde Verwendung finden konnten. Endlich am



Brief Hindenburgs an den Generalquartiermeister von Stein.
Potsdam, Reichsarchiv

22. August 1914 traf eine telegrafische Anfrage aus dem Großen Hauptquartier bei ihm ein, ob er bereit wäre, ein Kommando zu übernehmen. Hindenburg antwortete, kurz und lakonisch, seiner Art entsprechend: „Bin bereit."

Dieses verantwortungsvolle, bedingungslose, nach keinem „Wie, Wo oder Warum" fragende Bereitsein sollte nunmehr die Grundlinie seines Handelns,

die Richtschnur einer ungeahnten Forderungen und Leistungen entgegengehenden Zukunft werden. Aus diesem Bereitsein, in die Bresche zu springen, die kein anderer ausfüllen konnte, ist er nicht mehr herausgekommen, während der zwanzig folgenden Jahre bis an sein Lebensende; er ist ihm treu geblieben, unbeirrt durch Gegenrat und Einwand, von wem dieser auch kam, unbekümmert um Gefahren und Schwierigkeiten, bereit zum vollen Einsatz nicht nur seiner Kraft und seines Könnens, sondern seiner ganzen, mit jeder neuen Aufgabe immer erstaunlicher wachsenden Persönlichkeit. Trotz seines Alters verstand er es, oft schweigend und oft unverstanden, sich immer weiter, lebendiger, umfassender zu entwickeln und einzudringen auch in ihm bis dahin fernliegende oder ganz unbekannte Gebiete, sie bald bis zur Meisterschaft beherrschend, und selber zu wachsen an unerhörten Aufgaben, auch ihm unbeliebter Art, die Gott und Volk ihm übertrugen.

Der Weg war lang, den er noch verfolgen sollte, lang und schwer, ruhmgekrönt, aber auch dornenreich; er führte über Höhen und durch Niederungen, über Höhen, von denen er sein Volk sah in solch heldenhafter Größe, wie sie die zweitausendjährige Geschichte Europas noch nicht kannte, durch Tiefen, die anscheinend nur zum Untergang desselben Volkes führen konnten. Er aber stets der gleiche, unbeirrbar in seiner granitenen Ruhe und Festigkeit, wie ein Riese im Wollen und Charakter, wie das Genie des Vertrauens, das ihn trug, und das er den anderen verlieh; eine Eiche, an der auch die Besten und Stärksten Halt suchten und fanden — oft vielleicht unbewußt und ohne es auch später zu begreifen —. So schritt er durch die Zeit, bewundert schließlich von einer Welt.

Gewaltig war gleich die erste Aufgabe, die ihm gestellt wurde. Ein zweites Telegramm noch am 22. August brachte seine Ernennung zum Oberstkommandierenden der 8. Armee, die in Ostpreußen, von mehr als zweifacher Überlegenheit seit vierzehn Tagen gepackt, um ihr Leben rang; 196 000 Deutsche, darunter viel Landwehr und Landsturm, gegen mehr als 500 000 Russen bester Truppen.

Am 24. August morgens gegen vier Uhr bestieg Hindenburg den Zug, in dem ihn sein ebenfalls neuernannter Generalstabschef, Generalmajor Ludendorff, der mit dem Pour le mérite geschmückte Held von Lüttich, der weitschauende, energische und erfolgreiche Verfechter der großen Heeresvorlage von 1913, bereits erwartete. Mit dieser Stunde begann die einzigartige Zusammenarbeit, der gewaltige Siegeslauf der beiden großen Männer, die sich so wunderbar ergänzten. Auf der einen Seite die durch nichts zu erschütternde Ruhe, die Geschlossenheit der über den Dingen und über den Menschen stehenden und sich stets gleichbleibenden Persönlichkeit, das tiefe Verständnis, das nicht kritisierte, nicht feilschte, nicht forderte, wenn dies nicht unbedingt geboten war, die Weisheit des Alters, gepaart mit der Festigkeit des Willens; auf der anderen die stürmische, hinreißende Kraft des jungen, leidenschaftlichen Titanen, für den das Wort „unmöglich" nicht bestand. Beide gleich im Denken und Wollen,

im treuen, nur für Deutschland und seinen Sieg flammenden Herzen, in vornehmer, die Denkungsart anderer öfter überschätzender Gesinnung, beide begabt mit fabelhaftem Gedächtnis, beide getragen von Moltke-Schlieffenschem Geist. Beide waren auch Schüler Schlieffens, dem leider ein grausames Schicksal die Möglichkeit versagt hatte, seine groß angelegten, den Verlauf des Weltkrieges bestimmenden Pläne in die Tat umzusetzen. Hindenburg und Ludendorff traten sein Erbe an.

Nur acht Tage, nachdem sie sich auf dem Bahnhof in Hannover die Hand gereicht hatten, war bei Tannenberg unter ihrer Leitung eine der glänzendsten Schlachten der Weltgeschichte geschlagen, die russische Narew-Armee unter General Samsonoff, der sich das Leben nahm, vernichtet, mehr als neunzigtausend Gefangene gemacht. Zehn Tage darauf wurde die andere russische Armee, die Njemen-Armee des Generals Rennenkampf, unter schwersten Verlusten hinter den deckenden Njemen-Fluß geworfen: Ostpreußen war befreit.

Einfach nennt Hindenburg den Plan, der dies schuf, einfach, wie dem wahren Feldherrn seine großen Pläne fast immer einfach erscheinen. Denn „wer sich in einem Element bewegen will, wie der Krieg es ist, darf nichts Gelehrtes mitbringen". Als Preußens Generale diesen Grundsatz vergaßen und „mathematische Taktik" trieben, verloren sie Jena und Auerstedt. Die grandiose Einfachheit des geborenen Führers ist meist mit verblüffender Kühnheit verbunden, findet in dieser ihre Ergänzung. Klar zeigte sich dies bei Tannenberg, als einer zahlenmäßig stark überlegenen, tapferen, bisher ungeschlagenen Armee angesichts einer zweiten, ebenso starken, nur zwei Tagemärsche entfernten, sich siegreich wähnenden Armee eine in solcher Größe und Eigenartigkeit noch nie erreichte Umzingelungsschlacht die restlose Vernichtung brachte. Dagegen muß selbst Sedan verblassen.

Nicht allein dieser Umzingelungsgedanke, das von Schlieffen immer wieder gepredigte Cannae-Ideal, hat dies gewaltige Ereignis ermöglicht, sondern die eiserne Kraft der Verantwortungsfreudigkeit, der durch keine Gefahr, durch keine Schwierigkeiten zu brechende Wille des Feldherrn in der Durchführung, wie sie in solch tagelangen Schlachten unvermeidlich sind.

Was macht den wahrhaft großen Feldherrn? Ludendorff selbst hat die Antwort auf diese Frage in folgende Worte gekleidet: „Die Kraft zur Einseitigkeit, das Niederringen aller Zweifel, jeglichen Kleinmuts in der eigenen Brust, das unerschütterliche Festhalten an einem großen Entschluß, zu dem die Seele einmal erstarkt ist." Graf Schlieffen schreibt: „Aufgabe des Feldherrn ist es, einen Gegner, auch einen stärkeren, von dem man nicht weiß, wo er steht, wohin er geht, was er beabsichtigt, zu vernichten oder völlig niederzuwerfen. Den Weg, den er gewählt, um dieses Ziel zu erreichen, muß er hartnäckig verfolgen, alle sich entgegenstellenden Schwierigkeiten voll Tatkraft überwinden, für Zwischenfälle schnell eine Abhilfe finden, den Erfolg bis zum Äußersten anstreben, die Schicksalsschläge standhaft ertragen. Um dies zu vollbringen, muß ihn etwas

Übermenschliches, Überirdisches, nenne man es Genie oder nenne man es anders, durchdringen. Des Beistandes und des Schutzes einer höheren Macht muß er sich bewußt sein."

Fassen wir diese Ausführungen zweier großer Männer in die sie ergänzenden Worte zusammen: Der wahre Feldherr muß genau wie der große Staatsmann eine der ganz seltenen Persönlichkeiten, also ein Charakter sein in des Wortes vollster und edelster Bedeutung, sowie ein Führer von unbeugsamem Willen, voll tiefer Einsicht, von heißem Herzen und von pflichttreuem Verantwortungsbewußtsein. Es genügt nicht, einen Plan zu fassen — das können viele; um ein Hannibal, Friedrich der Große, Napoleon, Moltke zu sein, muß man es verstehen, sich selbst zu überwinden — vielleicht der schwerste Sieg —, um einen Plan festzuhalten, dessen Ausführung unmöglich erscheint. Durch tiefes Studium, zu dem allerdings oft nur wenig Zeit zu Verfügung steht, unter gewissenhafter Abwägung aller denkbaren Gestaltungen und Möglichkeiten, unter klarer, nicht durch Optimismus gefälschter Einschätzung der Fähigkeiten der eigenen wie der feindlichen Truppe und ihrer Befehlshaber, ihrer Stärken, ihrer Bewaffnung und aller sich ergebenden Zukunftsmöglichkeiten muß der Plan geprüft und abgewogen werden. Wenn dann das errechnete Minus größer erscheint als das Plus, wirft der echte, ganz große Feldherr sein Herz, seine Zuversicht, das „Übermenschliche", das ihn beseelt, in die Waagschale und wagt auch das „Unmögliche", das den Krieg Entscheidende. Der Durchschnittsfeldherr aber, der „ordinäre" Schlachten bevorzugt, greift dann zum Verzicht und überläßt damit die Initiative dem stärkeren, vielleicht auch nur kühneren Gegner, oder er vergißt das „Einfache" und sucht in Künsteleien seine Zuflucht. Die Strategie ist in ihren großen Grundzügen eben unwandelbar. Schon Friedrich der Große schrieb: „Groß angelegte Feldzugspläne sind ohne Zweifel die besten. Damit kommt man weiter als mit einem kleinen Plan. Gelingen solche großen Pläne, so entscheiden sie den Krieg."

Dies erkannte Hindenburg, das beweisen seine Taten, in Ostpreußen, in Südpolen, vor allem auch die zu den Siegen von Kutno und Lodz-Brzesiny führende, die russische Dampfwalze zum Stillstand zwingende Thorner Flankenoperation, eine der genialsten Taten des Weltkrieges. Daß er in Ludendorff einen kongenialen Berater fand, den Mann, der, um mit Hindenburg zu sprechen, mit seinen prachtvollen Gedankengängen, mit seiner nahezu übermenschlichen Arbeitskraft geschaffen war für ein gigantisches Werk wie kaum ein Zweiter in der Geschichte, war das große Geschenk des gütigen Gottes. Aber gerade auch in dieser Zusammenarbeit, in der Ludendorff vom August 1916, dem Tage der Ernennung Hindenburgs zum Generalstabschef, die volle Mitverantwortung übernahm, zeigte sich die menschliche Größe Hindenburgs. Neidlos erkannte er die hervorragenden Eigenschaften, die wunderbaren Leistungen Ludendorffs an und benutzte jede Gelegenheit, sie laut zu rühmen und zu preisen. Durch seine geistige Klarheit, seine stets scharf pointierten Ausführungen, seine trotz gewisser, aber

nur scheinbarer Passivität stets bereite Entschlußkraft sowie durch den tiefen Eindruck seiner ebenso starken wie ausgleichenden Persönlichkeit verstand es der Feldmarschall, bei allen seinen Mitarbeitern das Gefühl unbedingten Vertrauens und unbegrenzter Sicherheit hervorzurufen und wachzuhalten. Er blieb stets das Oberhaupt, der geistige Mittelpunkt seines Hauptquartiers, dem sich alle beugten. Es ging von ihm ein nicht zu beschreibendes Fluidum aus, dem keiner sich zu entziehen vermochte, selbst wenn er es gewollt hätte. Alle liebten und verehrten ihn, denn sie wußten: hier ist ein Mann, in dem sich in so seltener Art charakterliche, geistige und menschliche Größe einen, dem alles Falsche, Unwahre fernbleibt, ebenso alles Kleinliche. Glücklich erschien, wer unter ihm arbeiten, seine Entscheidung einholen konnte. Diese ragende seelische Größe Hindenburgs und das Heldenhafte, Titanische Ludendorffs schufen in ihrem Stabe eine Zusammenarbeit ganz einzigartigen Charakters.

Aber auch jeder, der zu ihm als Besucher kam — und kein Tag verging ohne solche, ob es nun Minister, Staatsmänner, Politiker, Offiziere, Gelehrte, Wirtschaftler oder andere waren —, fühlte sich bald von dem Wesen, der eigenartigen Bedeutung Hindenburgs gefangen. „Das war der schönste Tag meines Lebens", lautete stets das Fazit, das der Besucher zog. Sven Hedin, der große schwedische Forscher, schrieb damals nach seinem Aufenthalt im Hauptquartier in Lötzen 1915: „So sah ich ihn, die verkörperte Sicherheit und Zuverlässigkeit, eine Atmosphäre von unerschütterlicher Ruhe ausstrahlend. Und ich begriff etwas von der Macht der Persönlichkeit im Kriege, der Macht, mit der der Heerführer über die Masse gebietet. Hier stand der Mann, der von seiner starken Seele anderen geben konnte."

Hindenburgs Siege im Osten hatten die Scharte ausgewetzt, die der auf unselige Mißverständnisse und das Versagen der Obersten Heeresleitung zurückzuführende Verlust der Marneschlacht geschlagen hatte. Besonders bedeutungsvoll gestaltete sich gerade jetzt die psychische Einwirkung, welche die auch äußerlich machtvolle Persönlichkeit Hindenburgs, der inzwischen Generalfeldmarschall und Oberbefehlshaber im Osten geworden war, so stark auszuüben vermochte. Es ist heutzutage, wo der Feldherr weit hinten am Schreibtisch sitzen und wirken muß, natürlich unendlich viel schwerer, die Truppe hinzureißen und zu begeistern, als früher, wo ein Friedrich der Große auf seinem berühmten Schimmel vor die Front galoppierte, der dreiundsiebzigjährige Feldmarschall Graf Schwerin mit der Fahne in der Faust gegen den Feind anstürmte oder der greise König Wilhelm von Preußen im feindlichen Feuer seine Braven vorbeieilen ließ. Trotzdem wurde Hindenburg, es ist fast unbegreiflich, vom ersten bis zum letzten Tage seiner Führertätigkeit vom unbegrenzten Vertrauen der deutschen Soldaten getragen, mit stets gleichbleibender, ja mit stets wachsender Begeisterung und Liebe verehrt; er wurde ihr Feldherr und zeigte sich auch, wo irgend möglich, als ihr, auch im Kleinen fürsorgender Vater.

Dem deutschen Volke aber wurde der Name Hindenburg sehr bald das Zauberwort, das die Not des Krieges besser ertragen ließ. Den Völkern, die gegen uns kämpften, half in den schwersten Krisen das, was auch sonst das Leben tragen läßt, die Hoffnung auf Besserung, sei es, daß der Eintritt Italiens oder Rumäniens in den Krieg auf ihrer Seite den Sieg versprach, sei es, daß die völkerrechtswidrige Hungerblockade den Niederbruch der Mittelmächte erzwingen sollte, sei es, daß die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten in letzter Stunde den Enderfolg zu bringen schien. Deutschland konnte solche Hoffnungen nie fassen, es hatte nur die eine, welche die eigene Kraft ihm brachte. Diese Kraft aber wurde wunderbar beseeligt und gestählt durch das restlose Vertrauen, das Hindenburgs Persönlichkeit, auch tief in die Heimat, ausstrahlte, sie schon damals zu einer nahezu legendären machte. Diese fast mystische Wirkung, die von ihm ausging und fast alle Volksgenossen durchdrang, kann für den trotz seines Ausgangs so unendlich ruhmvollen Verlauf des Krieges gar nicht hoch genug bewertet werden; sie fand ihr wundervolles Gegenstück, als Hindenburg viele Jahre später in seiner Stellung als Reichspräsident die staunende Welt wieder Achtung vor Deutschland und vor der Autorität lehrte, und dann ganz besonders, als bei seinem Tode die Welt den Atem anhalten zu müssen glaubte.

Damals, Ende 1914, wurde er der Heros des deutschen Volkes, ein Heros, der die Last der Sorgen auch des einzelnen mittragen sollte. Kein Tag verging, an dem er nicht mit Briefen überschüttet wurde. Da war kein Stand, kein Beruf, der sich nicht voll tiefen Vertrauens an seine Hilfe gewandt hätte, meist in ergreifender Form, öfter aber auch voll unbeabsichtigter Komik, so wenn die „Vereinigten Hebammen" eines Ortes sich über mangelnde Tätigkeit beklagten oder wenn eine Frau ihn anflehte, schleunigst ihrem Mann den Urlaub zu kürzen.

Doch kehren wir zum Kriege selbst zurück. Waren die bisherigen Operationen im Osten trotz ihrer gewaltigen Energie und ihres taktischen Offensiv-Charakters — rein strategisch bewertet — doch defensiver Natur: Schutz Ostpreußens und Schlesiens, Aufhalten der russischen Übermacht, Stützung des schwerringenden österreichisch-ungarischen Bundesgenossen, so trat um die Jahreswende 1914/1915 vor die Seele der beiden Feldherren Hindenburg und Ludendorff ein ganz großer Plan, der Rußland zu Boden werfen und zum Frieden zwingen sollte, um dann mit Überlegenheit den Endschlag im Westen führen zu können, ein Plan also, der auch strategisch die denkbar stärkste und wuchtigste Offensive forderte. Von Ostpreußen aus und von den Karpathen her, wo eine deutsche Armee in die österreichisch-ungarische eingeschoben war, sollte der doppelt umfassende Angriff erfolgen. Die Oberste Heeresleitung verweigerte aber leider die Überweisung der erbetenen Verstärkungen in voller Höhe, da sie im Westen nicht entbehrt werden könnten. So wurde die Doppeloperation zwar mit der vollen Vernichtung der von Hindenburg im Januar 1915 gepackten russischen Armee in der „Winterschlacht in Masuren" und mit der Eroberung der fast unüberwindlichen Zwinin-

Höhen in den Karpathen beendet, ein den Feldzug entscheidender Erfolg aber blieb aus. Der Russe war zu stark. Hindenburgs Sieg zerschlug aber nicht nur die eine volle Entscheidung fordernden Offensivpläne der tatkräftigen russischen Heeresleitung, er schuf auch die strategische Grundlage für die im Mai desselben Jahres einsetzende große Offensive des Generalfeldmarschalls von Mackensen, die unter dem Namen „Gorlice-Tarnow" zusammengefaßt wird und in ihrem ursprünglich nicht geplanten Endverlauf ganz gewaltige Ergebnisse bringen sollte.

Wieder suchten Hindenburg und Ludendorff, als Mitte Juli auch die Ober-Ost-Armeen in die Operation eintraten, die Beendigung des Krieges im Osten herbeizuführen. Sie griffen in nunmehr erweiterter Form auf ihren alten Plan zurück. Durch umfassende Offensive über Wilna in den Rücken der um die Weichselstellung ringenden Russen sollte diesen ein Cannae gewaltigster Art bereitet werden. Die O.H.L. lehnte auch jetzt die Bereitstellung der notwendigen Verstärkungen ab, wiederum aus kaum stichhaltigen Gründen. Noch einmal, im August, wiederholte Hindenburg seinen Vorschlag: „Daß ich in der Offensive meines linken Flügels (über Kowno-Wilna) gegen Verbindungen und Rücken des Feindes die einzige Möglichkeit zu dessen Vernichtung erblickt habe, betone ich nochmals. Diese Offensive ist wahrscheinlich auch jetzt noch das einzige Mittel, einen neuen Feldzug zu vermeiden, falls es hierzu nicht bereits zu spät ist." Er versucht nun diese Operation gewissermaßen auf eigene Faust, trotz eigener, durch die Verspätung hervorgerufener Bedenken. Es war tatsächlich zu spät, die Gelegenheit verpaßt, gleich große Tragik wie bei der Marneschlacht. Trotz gewaltiger taktischer Erfolge wurde der Feldzug nicht beendet. Daß aber der riesenhafte Plan Hindenburgs ausführbar, seine Hoffnung nach menschlicher Berechnung und Voraussicht erreichbar war, ist zweifellos. Wenn also sein Gedanke, dessen Ausführung und Verantwortung er kühnen Herzens schließlich allein mit Ludendorff übernahm, auch nicht gelang: von seiner Größe, Kraft und Klarheit wird jeder gepackt, der auch nur einigermaßen in die Mysterien der Strategie eingedrungen ist.

Neue gewaltige Aufgaben traten an Hindenburg heran, als er im August 1916 endlich zum Chef des Generalstabes, zum Chef der Obersten Heeresleitung (O.H.L.) ernannt wurde.

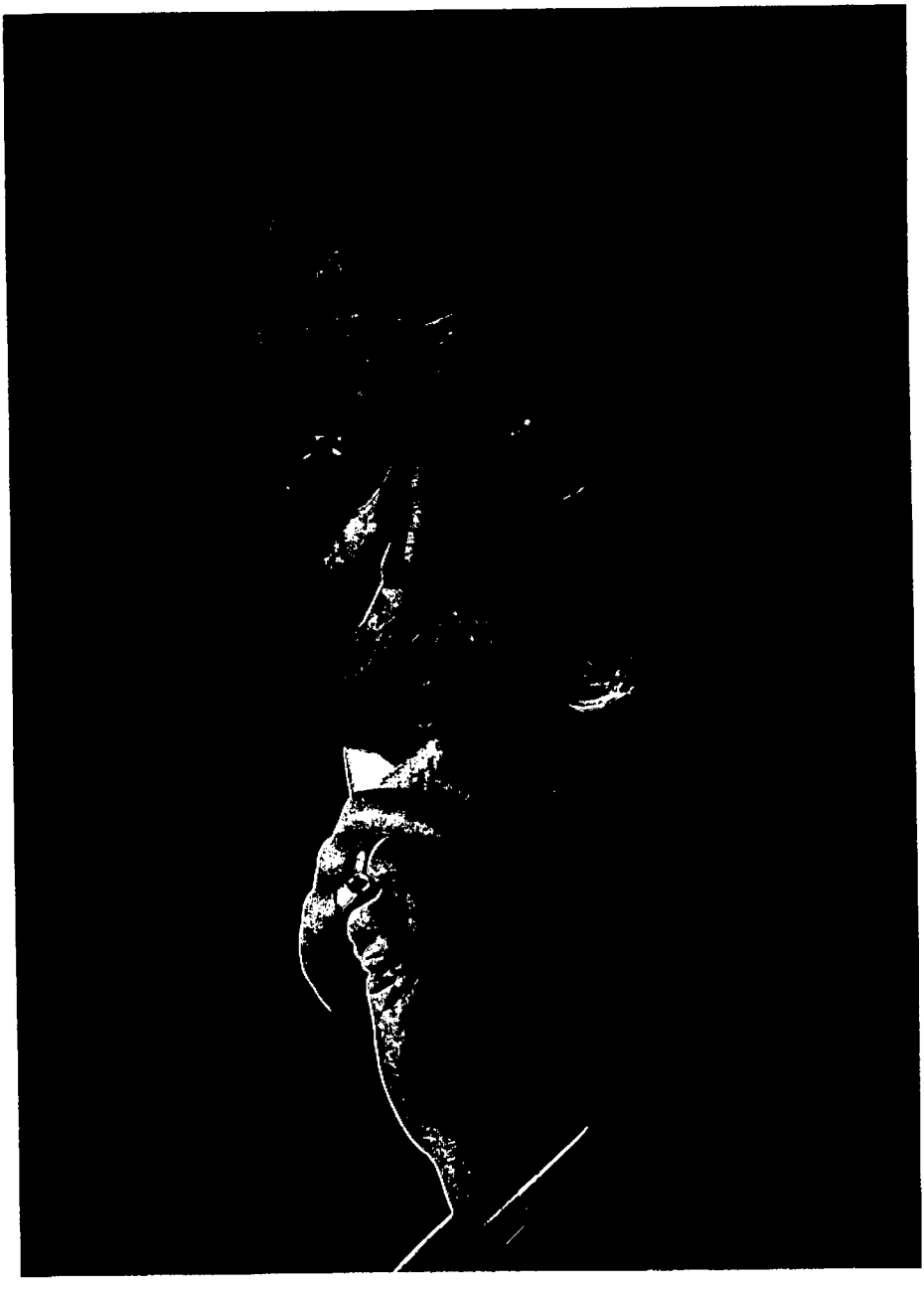
Damals war die Lage der Mittelmächte auf das äußerste angespannt. In Frankreich mußten bei Verdun und an der Somme die letzten Reserven eingesetzt werden, im Osten brachen unter dem Stoße der Brussilow-Offensive, der großen Kraftäußerung, zu der sich die Russen noch einmal aufzuraffen vermochten, die österreichisch-ungarischen Armeen zusammen; gerade noch zu rechter Zeit wußten deutsche Divisionen, die Hindenburg einsetzte, die wankende Linie zu halten. An der italienischen Front war Görz gefallen. Da trat auch Rumänien, durch diese Erfolge seiner heimlichen Bundesgenossen ermutigt, offen auf ihrer Seite in den Krieg. Neue, unabsehbare Gefahren drohten, die letzte Stunde der

Doppelmonarchie schien gekommen, da sie nichts mehr an Truppen besaß, die sie dem neuen Gegner entgegenzuwerfen vermochte.

Nur einer noch konnte die Lage retten: Hindenburg — seine starken Nerven, sein stets bewiesenes kraftvolles Bereitsein. Er übernahm die Gesamtleitung der deutschen Operationen auf allen Kriegsschauplätzen, Ludendorff begleitete ihn ins Große Hauptquartier als Erster Generalquartiermeister. Er trug nun, wie schon gesagt, die volle Mitverantwortung, eine in der Kriegsgeschichte ganz eigenartige Erscheinung. Daß diese gemeinsame Last nie zu Konflikten geführt hat, ist nicht nur ein voller Beweis der Übereinstimmung beider Männer, sondern war überhaupt nur möglich durch die menschliche Größe des Feldmarschalls, der neidlos seinem in vielem überragenden Gehilfen den Ruhm der Entscheidung überließ, sich aber niemals der Mitverantwortung — auch für Fehlgriffe, so bei der übereilten Waffenstillstandsforderung im Herbst 1918 — zu entziehen suchte. Und diese Last der Verantwortung war riesengroß, riesengroß auch die Arbeit, die zu leisten war. Es würde den zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten, sollte diese Arbeit hier geschildert werden. Es genüge daher die Hervorhebung, daß es Hindenburg und Ludendorff in kürzester Zeit überraschend gelang, Armeen gewissermaßen aus dem Boden zu stampfen, durch die das rumänische Heer in einer Reihe erbitterter Schlachten in kurzer Zeit vernichtend geschlagen wurde; daß es ihnen ferner in Frankreich möglich wurde, die Kämpfe um Verdun, „die wie eine Wunde an unseren Kräften zehrten", abzubrechen und die schwer ringende Somme-Front hinreichend zu festigen; daß durch das sogenannte Hindenburg-Programm die bisherige Fertigstellung und Lieferung an Geschützen, Minenwerfern, Maschinengewehren und Munition um das Doppelte und Vielfache gesteigert wurde. Bei der Reichsregierung wurde das Arbeitsdienstgesetz angeregt, das jeden nicht mehr dienstpflichtigen Mann, die noch nicht dienstpflichtige Jugend und die Frauen zu irgendeiner Art Dienstverpflichtung, also gewissermaßen als Vorläufer des heutigen Arbeitsdienstes, heranziehen sollte, ein auch in seiner moralischen Wirkung ausgezeichneter Gedanke, der leider durch die Parteien des Reichstages mehr als verwässert wurde. Eine neue Vorschrift für die „Abwehr" brachte das „elastische" System zur Anwendung; der „vaterländische Unterricht" wurde in der Armee eingeführt, um den Geist der Truppe zu heben und zu stärken.

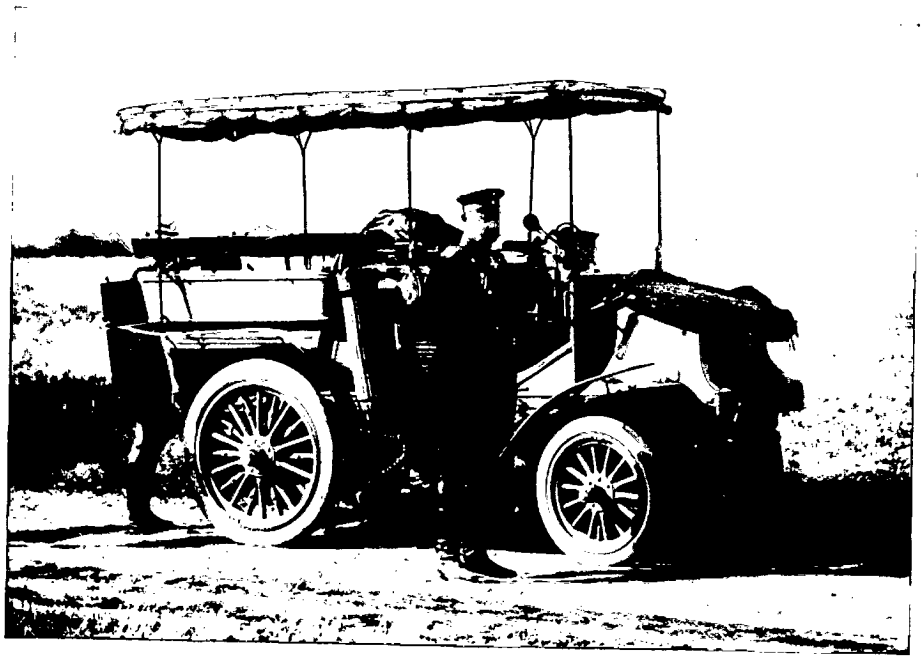
Diese kraftvollen Maßnahmen entsprangen, wie viele andere, die aus Raummangel nicht aufgeführt werden können, dem unbedingten Siegeswillen, der mit Hindenburg und Ludendorff statt des bisherigen Abwehrwillens die Maßnahmen der O.H.L. leitete und zum äußersten anspornte. Geradezu überwältigend war denn auch auf fast allen Gebieten das Geleistete; noch heute steht man staunend und bewundernd davor.

So verlief das Jahr 1916 viel besser für die Mittelmächte und viel hoffnungsvoller, als auch der glühendste Optimist vorher erwarten konnte. Aber noch



Hindenburg

Hindenburg als junger Offizier (rechts ſtehend)
im Kreis ſeiner Familie, 1866



Hindenburg als Kommandierender General des IV. Armeekorps
beim Kaiſermanöver 1903

Hindenburg am Scherenfernrohr während der Schlacht bei Tannenberg, 1914
Hinter ihm Ludendorff und Oberstleutnant Hoffmann

Hindenburg mit Ludendorff und Hoffmann
als Oberbefehlshaber der Ostfront, 1915

Hindenburg an seinem 70. Geburtstag
im Hauptquartier in Kreuznach, 1917

Hindenburg als Reichspräsident, 1932

ein Jahr mußte vergehen, bis im Westen die Entscheidung gesucht werden konnte. Noch fehlten die Kräfte, der Feind verfügte dort über mehr als doppelte Überlegenheit an Reserven. Das Schwergewicht in der Offensive ging daher auf die Marine über, die durch den „uneingeschränkten U-Boot-Krieg" England, wie Ludendorff mir Ende Januar 1917 sagte, zu einem für Deutschland geeigneten Frieden zwingen sollte. Das Landheer mußte zunächst in einer großen „Bereitstellung", so nannte es Hindenburg, strategisch defensiv warten.

Durch einen genialen Schachzug wußte sich die O.H.L. trotzdem in gewissem Sinn die Vorhand zu verschaffen. Die nördliche Heeresgruppe, die des bayrischen Kronprinzen Rupprecht, wurde nach peinlichster Vorbereitung im Februar auf die seit langem vorbereitete „Siegfriedstellung" zurückgenommen; am 18. März war diese militärisch wie politisch gefahrvolle Operation fast ohne jede Störung durch den völlig überraschten Feind gelungen. Die für den März gegen die Heeresgruppe beabsichtigte große feindliche Offensive, die Frankreich endgültig von den „boches" befreien sollte, war unmöglich gemacht; ein neuer Plan mußte vom Feinde gefaßt werden. Seine Durchführung war mühsam und nur unter großem Zeitverlust vorzubereiten und nunmehr über das zerstörte Gebiet gegen eine Front zu führen, die durch ihre jetzige starke Kürzung zehn Divisionen als Reserve gespart hatte. Der im April dann einsetzende übermächtige Angriff der Franzosen und Engländer endete für diese mit einer der größten Niederlagen des Krieges.

In ihrer Auswirkung geriet das französische Heer durch schwere Meuterei in eine höchst gefährliche Krisis und sah sich auf lange Zeit lahmgelegt. Dies „wohlbehütete Geheimnis", um mit Lloyd George zu reden, blieb auch der deutschen O.H.L. längere Zeit verborgen. Sie brauchte aber auch ihre ganze Kraft, um der englischen Entlastungsoffensive in der hundertägigen Flandernschlacht, der zweifellos furchtbarsten des ganzen Weltkrieges, Widerstand zu leisten. Nicht weniger als sechsundachtzig deutsche Divisionen wurden eingesetzt, zweiundzwanzig davon mehr als einmal. Auch hier siegte schließlich deutscher Wille und deutsche Kraft über die numerische Überlegenheit der Feinde.

Der U-Boot-Angriff der Deutschen hatte leider sein Ziel nicht erreicht; die feindlichen Abwehrmaßnahmen verhinderten dies trotz ungeheurer Anfangserfolge. Rußland aber brach zusammen. Zwei erfolgreiche Revolutionen zwangen das Reich zu Friedensverhandlungen. Hierdurch wurde es endlich möglich — was Hindenburg seit 1915 erstrebt hatte —, so starke Kräfte auf den westlichen Kriegsschauplatz zu werfen, daß die dort kämpfenden deutschen Armeen dem Feinde gewachsen waren. Die beiden Feldherren Hindenburg und Ludendorff faßten nun den ebenso großen wie kühnen Entschluß, durch eine Durchbruchsoffensive von mächtigstem Umfange den Krieg siegreich zu Ende zu führen, ein gewaltiges Wagnis, da doch jeder Durchbruchsversuch der an Menschen und Material weit überlegenen Entente-Armeen völlig gescheitert war. Aber es mußte versucht werden, um nach Hindenburgs Worten „das Tor zur freien Operation zu öffnen", bevor

die Millionen amerikanischer Soldaten eingriffen. Der Stoß sollte hauptsächlich die englischen Armeen treffen und sie von den französischen trennen. Dann sollten diese gefaßt werden.

Die „Große Schlacht in Frankreich", die am 21. März 1918 begann, brachte einen glänzenden, überwältigenden Erfolg. England erlebte eine Niederlage, wie sie „seine Geschichte noch nie gesehen" hatte. Die bald darauf einsetzende Fortsetzung der deutschen Offensive bedrohte Paris zum zweitenmal, das von seinen Bewohnern fluchtartig verlassen wurde. Die leitenden Staatsmänner der Entente wandten sich fast kniefällig an die Vereinigten Staaten. Käme deren Hilfe nicht bald im stärksten Maße, so müßten sie Frieden schließen. Und diese Hilfe kam bald: zwei Millionen Mann! Weitere deutsche Angriffe folgten, weitere taktische Erfolge wurden zwar gewonnen, aber für die Entscheidung, den strategischen Endsieg, der öfter schon zum Greifen nahe schien, fehlte, wie so oft in diesem Kriege, die letzte Kraft. Es rächte sich immer wieder die Kurzsichtigkeit des Reichstages, der aus Parteirücksichten heraus die verfassunggemäße allgemeine Wehrpflicht tatsächlich beseitigt hatte; um mehrere hunderttausend Mann stärker wären sonst die deutschen Armeen 1914 in den Krieg gezogen, falls unsere Feinde dann überhaupt einen solchen gewagt hätten.

Daß Deutschland so lange siegreich standhielt und nicht, wie seine ungezählten, von Rache und Neid getriebenen Feinde als sicher angenommen hatten, schon längst zusammengebrochen war, blieb, wie ein Amerikaner in seinem viel zu wenig bekannten Buch „Wenn ich ein Deutscher wäre" ausführt, ein großes, fast unbegreifliches Wunder und ist, wenn überhaupt, nur zu erklären aus den von den preußischen Königen geweckten und stets im Preußentum gepflegten ausgezeichneten Eigenschaften unseres Volkes, ist seinem unvergleichlichen Heer und seinen beiden großen Führern, Hindenburg und Ludendorff zu danken. Trotz der ungeheuren Energie, mit der diese immer wieder den Sieg zu erkämpfen suchten, durch die ständig wachsende Übermacht der Feinde an Menschen und Material ging der Krieg schließlich doch verloren. Daß er aber so katastrophal, so beschämend ausging, das verschuldete das Versagen der durch die Not mürbe gewordenen, verhetzten Heimat, die der bis zum Schluß wunderbar kämpfenden Front im November 1918 den Dolch in den Rücken stieß. Selbst Hindenburg — Ludendorffs Rücktritt hatte die neue demokratische Regierung im Oktober 1918 erzwungen — sah sich nun zur Annahme der unerhörten Waffenstillstandsbedingungen genötigt.

Der Kaiser ging, um Deutschland zu retten, nach Holland. Auch Hindenburg hatte es ihm als „letzten Ausweg" empfohlen. Wer die Entwicklung der Geschehnisse vorurteilslos verfolgt, muß auch heute erkennen, daß nur hierdurch das Reich vor dem Zerfall bewahrt werden konnte. Hindenburg aber sprang wieder in die Bresche; er übernahm das Kommando, das ihm der Kaiser übertragen, führte trotz der raffinierten, jedes Gelingen nach menschlichem Ermessen ausschließenden

Bedingungen des Feindes das Heer ungefährdet und fest geschlossen in die Heimat — der letzte ruhmvolle Sieg des „besten Heeres der Welt" — und sorgte allein schon durch seine Anwesenheit, durch sein „Dasein" für Ordnung und Disziplin. Er, der Monarchist vom Scheitel bis zur Sohle, der Offizier des alten Preußentums, brachte das gewaltige Opfer und trat in den Dienst der Revolution. Er spannte alle Kraft an, als Vorbild und Führer dem innerlich zerrissenen, den Wünschen der Feinde ausgelieferten Vaterlande zu dienen. Denn über alles Denken und Wünschen stellte er den Begriff Vaterland und die Pflicht des deutschen Mannes. Er wollte keine Weltflucht, trotz seines Alters, kein bequemes Ausruhen, kein Abwarten; er blieb auf seinem Posten, wie die Schildwache vor dem bedrohten Pulverturm, furchtlos, treu und gehorsam seiner Pflicht.

Dank ihm entstanden die Freikorps, gebildet von den Frontsoldaten des Endkampfes, diesen in der Geschichte unerreichten Helden, die den „Spartakismus" niederwarfen und die Grundlage der deutschen Reichswehr wurden, die lange der einzige Schild Deutschlands sein sollte, die Säule, die das Reich hielt.

Und zum drittenmal rettete der Feldmarschall die deutsche Heimat, als diese ihn 1925 zum Reichspräsidenten wählte. Nach schwerem innerem Kampf siegte wieder sein eisernes Pflichtgefühl. Er nahm die Wahl an, trotz der einsetzenden Agitation, die Zentrum und Linke gegen ihn, den „Massenmörder", getrieben. Mit folgendem Aufruf wandte er sich an das Volk: „In dieser feierlich ernsten Stunde rufe ich unser ganzes deutsches Volk zur Mitarbeit auf. Mein Amt und mein Streben gehört nicht einem einzelnen Stande, nicht einem Stamme oder einer Konfession, nicht einer Partei, sondern dem gesamten, durch hartes Schicksal verbundenen deutschen Volke in all seinen Gliedern."

Diese Worte wurden sein Leit- und Grundsatz, von dem er auch nicht eine Sekunde abging. Eingedenk dieser Worte und getreu seinem Eide hat er seit jenem Tage bis zum Tode gelebt und gehandelt, nur seinem Gewissen gehorchend, auch wenn ihn das in Gegensatz zu vielen seiner Freunde und Gesinnungsgenossen brachte, die ihn nicht verstanden, und die ihm nicht zu folgen wußten, da er weiter und klüger dachte als sie. Nur das Wohl des Ganzen und die Pflicht, ihm zu dienen, die Verantwortung und sein Gewissen waren seine Richtlinien. Man verstand ihn oft auch nicht, wenn er, der immer mehr in die bis dahin ungewohnte Stellung eines Politikers, eines Führers, des entscheidunggebenden Staatsmannes hineinwuchs, die ihm vorschwebenden Pläne und Ziele nicht sofort, ohne die notwendige Vorbereitung oder ohne jeden Übergang durchzuführen versuchte. Er hatte bald durchgefühlt, daß gerade in der Staatsführung alles treuester Vorsorge und meist eines gewissen Überganges, einer klaren, bewußten Entwicklung bedarf, daß auch einmal Fehlschläge in Kauf genommen werden mußten, in der auswärtigen Politik auch Kompromisse.

Das Opfer, dem sich Hindenburg mit der Übernahme der Reichspräsidentenschaft unterwarf, war um so größer, als ihn an sich eine tiefe Abneigung beseelte

gegen alles, was mit Politik oder mit Politikern zusammenhing. Auch die oft bitteren Erfahrungen, die er im zweiten Abschnitt des Krieges als Generalstabschef mit der Reichsleitung erlebt hatte, sein Kampf mit Bethmann Hollweg, den er hochschätzte, dessen Passivität in oft entscheidenden Fragen ihm aber schließlich untragbar schien, ebenso das Versagen der Reichsleitung unter Prinz Max von Baden hatten diese Abneigung noch verstärkt. Nun aber sollte Politik seine Aufgabe und Arbeit werden, Politik schwierigster Art. Andererseits hatte ihn der Verlauf, namentlich der Ausgang des Krieges gelehrt, daß wie für den Feldherrn ebenso für den Staatsmann kraftvoller Entschluß das Entscheidende ist. Aber auch Bismarcks Gedanke, daß Politik „die Kunst des Möglichen" ist, wurde ihm bewußt. Beides zu vereinen, war sein Ziel. Die Befreiung Deutschlands von den Fesseln, die ihm der Wahnsinn von Versailles auferlegte, wurde seine Aufgabe. Daß für alles aber, was notwendig war, innere Geschlossenheit und Einigkeit des Volkes Vorbedingung sein und bleiben mußte, war sein Evangelium, das er immer und immer wieder dem zerrissenen, von Parteien zerfleischten, durch die Inflation verarmten Vaterlande einzuhämmern suchte. „Es muß noch mehr als bisher der Geist der inneren Einigkeit, das Bewußtsein engster Schicksalsverbundenheit aller Glieder unseres Volkes in uns lebendig werden, waren seine Worte." Dann rief er aus: „Deutsche Jugend, werde einig, werde stark und hart!"

Kraftvoll und mit mannhaften Worten wies er bei der Einweihung des Tannenberg-Denkmals die Kriegsschuldlüge zurück, ebenso wie er seinerzeit, noch von Hannover aus, unter Einsatz seiner Person die Auslieferung des Kaisers und der anderen deutschen „Kriegsverbrecher" unmöglich gemacht hatte. Unter schmerzlichen, aber notwendigen Opfern, die aber bald an Bedeutung verlieren sollten, erreichte er die frühzeitige Befreiung des Rheinlandes. Nach wohlüberlegtem, weitschauendem Plan, der leider von vielen mißverstanden und ihm zum schweren Vorwurf gemacht wurde, wußte er schrittweise die unerhörte und untragbare Reparationslast zu beseitigen. Er schrieb Anfang 1933 an mich:

„Immer wieder wird mir vorgeworfen, ich hätte durch das Unterschreiben des vom Reichstag als Gesetz beschlossenen Youngplans die ‚Nationale Front' im Stich gelassen. Ich bemerke hierzu, daß ich den Youngplan unterschrieben habe, weil ich in ihm einmal das Mittel zur Befreiung der Rheinlande, zur Beseitigung der Kontrollkommissionen, dann aber auch einen Schritt zum Abbau der Reparationslasten überhaupt erblickte. Ich war schon damals fest davon überzeugt, daß der Youngplan nur eine kurze Laufzeit haben könne, um dann einer Neuregelung Platz zu machen. In dieser Voraussicht habe ich mich nicht getäuscht. Das Rheinland ist frei, die feindlichen Aufsichtsbehörden sind verschwunden, der Youngplan ist bereits erledigt, nachdem wir während seines kurzen Bestehens weniger als vorher beim Dawesplan bezahlt haben. Das Weltgewissen ist für uns, wir können ‚nein' sagen."

Bei all diesen überraschenden Erfolgen trug Hindenburg die Verantwortung, all diesen Maßnahmen verlieh er die notwendige Autorität. Das rein Elementare, das Psychologische als Vorbedingung und Wirkung war wieder, wie im Kriege, sein Werk. Diese Wirkung strahlte bald auf die ganze Welt aus. Ein hochstehender Amerikaner äußerte damals, niemand sei in den Vereinigten Staaten so populär wie der „great old man". Käme er dorthin, so sei ihm ein Empfang sicher, wie ihn die Welt noch nicht erlebt habe. Gleiches zeigte ja der erschütternde Eindruck, den die Kunde seines Todes in der ganzen Welt hervorrief.

Hindenburg wollte aber nicht nur diese Autorität selbst sein, er wollte sie auch im deutschen Volke zur Herrschaft bringen. Dies erreicht zu haben, wurde vielleicht seine größte Tat, sein unsterbliches, historisches Verdienst. Auf ihm baut sich ja auch die letzte Entwicklung zum heutigen Dritten Reich auf, die nur hierdurch ohne Blutvergießen möglich wurde. Sein steter Kampf mit den Parteien und ihrem volksfeindlichen Streben wurde eine Notwendigkeit. An die Stelle der meist ergebnislosen Gesetzesmaschine des Parlaments und seines Parteigeschwätzes setzte er seine Autorität und regierte, gestützt auf die Verfassung, durch sogenannte „Notverordnungen". Auch darüber schrieb er mir:

„Das Endurteil über mich überlasse ich getrost der Geschichte. Der Vorwurf, der gegen mich eine Rolle spielt, ist auch der, daß ich Notverordnungen unterschrieben habe. Ich weiß, daß ich durch den Erlaß zahlreicher Notverordnungen dem deutschen Volke schwere Lasten zugemutet und mich der persönlichen Kritik sehr ausgesetzt habe. Da aber der Reichstag, der eigentliche Gesetzgeber, völlig versagte und selbst unfähig war, Maßnahmen zur Beseitigung unmittelbarer Gefahren für Wirtschaft, Staatsfinanzen und Währung zu treffen, mußte ich einschreiten und die Verantwortung übernehmen. Ich habe hierbei nach dem alten Grundsatz der preußischen Felddienstordnung gehandelt, die besagt, daß ein Fehlgriff in der Wahl der Mittel nicht so schlimm ist als das Unterlassen jeglicher Handlung."

Dem von ihm 1930 mit der Regierungsbildung beauftragten Zentrumsabgeordneten Brüning gab er die ausdrückliche Anweisung, das Kabinett ohne jede Parteibindung nur aus Persönlichkeiten zusammenzusetzen, die den schweren Aufgaben der Reichsregierung auch tatsächlich gewachsen wären. Die „Notverordnungen" wurden, ohne das Parlament zu befragen, erlassen.

Die Katastrophe in der Weltwirtschaftslage brachte aber auch in Deutschland die durch leichtsinnige Auslandsanleihen künstlich erzielte Scheinblüte zum schnellen Sterben; die Arbeitslosigkeit gewann unheilschwangeres Ausmaß, die politischen Gegensätze erreichten immer größere Schärfe. Die Auswüchse des Parlamentarismus machten die Behauptung einer Staatsautorität schier unmöglich.

Aber ungebeugt und ungebrochen brachte der Feldmarschall 1932, nach Ablauf seiner siebenjährigen Amtsdauer, dem Vaterlande das schwere Opfer, sich auf den

heißen Wunsch Ungezählter hin, wieder zur Wahl stellen zu lassen. Am letzten Abend, als seine Entscheidung fallen mußte, ging er zwei Stunden allein in seinen Berliner Park und hat innerlich gekämpft und sich durchgerungen, zum Segen für sein Volk. Er wollte nicht „seinen Posten in schwerer Zeit eigenmächtig verlassen". Sein Entschluß fiel ihm doppelt schwer, weil, wie er wußte, seine Wähler zum großen Teil aus politischen Kreisen stammten, denen weder sein Verstand noch sein Herz gehörte. Zu seinen Gegenwählern trat zu seinem Schmerz auch der „Stahlhelm", den er stets, auch mit den schärfsten Mitteln, gegen die Linke geschützt hatte. Nach seiner Wiederwahl forderte er das Volk auf, „den Hader nun ruhen zu lassen". Als er dann aber sah, daß Brüning die wirtschaftliche und politische Krise nicht zu meistern verstand, griff er, mit fast fünfundachtzig Jahren, scharf und energisch in den Gang der geschichtlichen Entwicklung ein, entließ Brüning und wendete sich ruhig entschlossen und seinem ganzen Denken und Hoffen entsprechend — stets über den Parteien stehend — von denen ab, die als Dank für ihre Stimmabgabe bei seiner Wiederwahl seine Unterstützung kurzsichtigerweise erhofft hatten. Nur seiner Pflicht und seinem Eide treu, entwurzelte er, da er die Zeit der Reife hierfür gekommen sah, den parlamentarischen Staat, den von Weimar, und setzte eine „Präsidialregierung" ein, das heißt eine Regierung, der er, der Reichspräsident, nicht die Kammer, Richtung und Verantwortung gab.

Durch rücksichtsloses, nicht lange nach Paragraphen fragendes Eingreifen wußte der neue Reichskanzler, von Papen, Hindenburgs Gefolgs- und Vertrauensmann, die jahrelange, anscheinend allmächtige sozialdemokratische Regierung in Preußen kurzerhand zu beseitigen. Dem Auslande gegenüber wurde energisch Rückgrat gezeigt, im Innern rastlos gearbeitet.

Als aber zwei Reichstagswahlen dem Kabinett Papen jede Stütze und jeden Rückhalt nahmen — 513 Stimmen gegen, nur 32 für Papen —, betraute Hindenburg, nach dem kurzen Intermezzo Schleicher, den Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, Adolf Hitler, mit der Kanzlerschaft. Schon im Oktober 1932 hatte ihn der Feldmarschall zu einstündigem Besuch empfangen. Er äußerte nachher, eine grundsätzliche Trennungslinie sei zwischen ihnen nicht vorhanden; Hitler müsse, wenn die Zeit es verlange, an der Regierung beteiligt werden. Noch aber schien diese Zeit nicht gekommen. Auch eine spätere Unterredung verlief ergebnislos.

Nun aber reichen sich am 30. Januar 1933 beide Männer die Hand. Bald lernen sie sich ganz verstehen, jugendliche, hinreißende Kraft, Genialität des Denkens und scharf abwägendes, erfahrungsreiches, durch Wetter und Sturm gereiftes Alter — große Vergangenheit und Großes versprechende Zukunft; in vielem so ähnlich der einzigartigen Zusammenarbeit Hindenburgs und Ludendorffs im Weltkriege. Der wunderbare Tag in Potsdam, an dem Hindenburg als Vertreter und im Namen eines in engster Gemeinschaft verbundenen Volkes vor den Sarg des großen Preußenkönigs trat, gab der anbrechenden neuen Zeit, gab

dem Bunde der beiden führenden Männer die heilige Weihe. Ihr Verhältnis wurde bald ähnlich dem zwischen Vater und Sohn.

Hindenburg blieb sich bis zum Tode treu als der Eckart des Volkes, der oft half und eingriff, mehr als die meisten wußten. Nun ist er zur Großen Armee abberufen, in Walhall eingekehrt, bei seinem Heimgange von aller Welt geehrt wie kaum ein anderer vor ihm. Denn überall sprach das Herz. Auch der Feind senkte den Speer. Der Deutsche aber sucht seinen nationalen Heros auf dem Schlachtfelde von Tannenberg.

Ganz einzig gestaltet ist sein Leben verlaufen, wie kaum ein anderes vor ihm. Gewaltig war das, was er dem deutschen Volke gegeben. Ein Genie in seiner Einwirkung auf Menschen und Geschehnisse, ein ganz Großer in dem, was seine starke Seele anderen gab, so wird er bleiben in der deutschen Geschichte, eine Heldengestalt, an der sich Gegenwart und Zukunft Kraft und Zuversicht holen werden.

Alphabetisches Verzeichnis der Personennamen der vier Bände

A

Abbe, Ernst, Physiker und Sozialpolitiker (1840—1905), III 277, 555

Adalbert, seit 1043 Erzbischof von Bremen (um 1000—1072), I 67, 71, 77, 145, 147

Adalbert, preußischer Prinz (1811—1873), IV 515, 517

Addison, Joseph, englischer Schriftsteller (1672—1719), II 86

Adelheid, deutsche Kaiserin. Gemahlin Ottos I, (um 931—999) I 67, 68, 70

Adolf II. von Nassau, seit 1461 Erzbischof von Mainz (gest. 1475), I 293

Adolf II., Graf von Holstein (1131—1164), I 114

Agapet II., Papst (946—955), I 68, 71

Agassiz, Louis, Paläontolog, Geolog (1807—1873), III 174

Agnes, von Poitou, deutsche Kaiserin seit 1043 2. Gemahlin Kaiser Heinrichs III., I 76, 77, 78, 123, 125

Aischylos, griechischer Dichter (525—456 v. Chr.), IV 48

Alarich I., König der Westgoten (um 370—410), I 29, 441

Albani, Alessandro, Kardinal (1692—1779), II 64, 227

Alberich II., Patrizius von Rom (gest. um 952), I 68, 70

Albert von Sachsen, Philosoph und Naturforscher (1316 bis 1390), I 512, III 418

Albert, Eugen d', Pianist und Komponist (1864—1932), IV 410

Albertinus, Agidius, Übersetzer (1560—1620), I 490, 595

Albertus Magnus, Albert Graf von Ballstädt, Philosoph, Theolog und Naturforscher (1193 bis 1280), I 214—229, 234, 241, 255, 265

Albiker, Karl, Bildhauer (geb. 1878), IV 442

Albrecht der Bär, Markgraf (um 1100—1170), I 113, 155, 157

Albrecht von Brandenburg, seit 1514 Erzbischof von Mainz (1490—1545), I 390, 391, 396, 443, 459, 462, 474, 516

Albrecht, preußischer Prinz (1809 bis 1872), IV 499

Albrecht, seit 1265 Landgraf von Thüringen, seit 1288 Markgraf von Meißen (um 1240—1315), I 154

Albrecht von Johannsdorf, mittelhochdeutscher Lyriker um 1200, I 169, 199

Albringen, Johann, Graf, kaiserlicher General (1588—1634), I 576, 577

Aleander, Hieronymus, päpstlicher Diplomat (1480—1542), I 464

Aleman, Mateo, spanischer Romanschriftsteller (1547 bis nach 1609), I 595

Alexander III., seit 1159 Papst (gest. 1181), I 110, 111, 112, IV 229

Alexander I., Pawlowitsch, seit 1801 Kaiser von Rußland (1777 bis 1825), II 464, 469, 472, 473, 479, 480, 481, 484, 486, 559, 575, 622, III 17, 18, 20, 22—25, 30, 32, 36, 37, 39

Alexis, Willibald, Schriftstellername von Wilhelm Häring, (1798—1871), IV 113

Alfons X. von Kastilien, der Weise, seit 1257 deutscher König (1226—1284), I 225, 512

Algarotti, Francesco, italienischer Schriftsteller (1712 bis 1764), II 136, 227

Allgeyer, Julius, Maler und Kupferstecher (1829—1900), IV 155

Alt, Theodor, Maler (geb. 1846), IV 344

Altdorfer, Albrecht, Maler, Kupferstecher, Baumeister (um 1480—1538), I 299, 315, 367, 467, 487

Altenstein, Karl Freiherr vom Stein zum Altenstein, preußischer Staatsmann (1770 bis 1840) II 488

Alvensleben, Constantin von, preußischer General (1809 bis 1892), III 418, IV 506

Amerbach, Bonifacius, Schweizer Jurist (1496—1562), Sohn von Hans Amerbach, I 499

Amerbach, Hans, Schweizer Buchdrucker (1444—1514), I 489, 490

Anaxagoras, griechischer Philosoph (um 500—428 v. Chr.), IV 48

Ancillon, Jean Pierre Frédéric, preußischer Staatsmann (1767 bis 1837), III 172

Andersen, Hans Christian, dänischer Dichter (1805—1875), III 309, 318, 322

Andreä, Johann Valentin, evangelischer Theolog (1586—1654), I 593

Andreas II., seit 1205 König von Ungarn (gest. 1235), I 143, 146

Andreas-Salomé, Lou, Schriftstellerin (geb. 1861), IV 56

Andree, Karl, Wirtschaftsgeograph (1808—1875), IV 203

Angelus Silesius, eigentlich Johannes Scheffler, Dichter (1624 bis 1677), II 422, III 138, IV 38

Anna Boleyn, seit 1533 Gemahlin König Heinrichs VIII. (1507—1536), I 491

Anna von Cleve, 1539—1540 Königin von England, 4. Gemahlin Heinrichs VIII (1515 bis 1557), I 492, 501

Anna, seit 1702 Königin von Großbritannien und Irland (1665—1714), II 87

Anno der Heilige, seit 1056 Erzbischof von Köln (um 1010 bis 1075), I 77

Ansorge, Conrad, Pianist (1862 bis 1930), IV 426

Anutschin, Dimitri Nikolajewitsch, russischer Geograph (1843—1923), IV 214

Anzengruber, Ludwig, Dramatiker und Erzähler (1839 bis 1889), IV 119

Apel, Johann August, Dichter und Metriker (1771—1816), III 283, 285

Arbuthnot, John, englischer Arzt und Satiriker (1667—1735), II 88

Archipoeta, lateinischer Dichter des 12. Jahrhunderts, I 105

Argens, Jean Baptiste de Boyer, Marquis d', französischer Schriftsteller (1704—1771), II 136

Ariosto, Ludovico, italienischer Dichter (1474—1533), II 90, III 326

Ariovist, Heerkönig der Sweben (gest. etwa 58 v. Chr.), I 9

Aristarch von Samos, griechischer Astronom in der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr., I 506

Aristoteles, griechischer Philosoph (384—322 v. Chr.), I 506, 509, 523, 544, 610, II 187, III 161, 239, 240, 243

Arminius, Cheruskerfürst (16 v. Chr. bis 21 n. Chr.), I 9—22, II 262, 257, 268, 648

Arndt, Ernst Moritz, Schriftsteller und Dichter (1769 bis 1860), II 298, 385, 464, 472, 503—523, 528, 531—534, 536, 586, III 57, 71, 628, IV 9, 31

Arnim, Elisabeth von, genannt Bettina (1785—1859), II 372, 373, III 86

Arnim, Hans Georg von, General (1581—1641), I 570, 571, 573, 574, 577

Arnim, Ludwig Joachim von, genannt Achim, Dichter der Romantik (1781—1831), II 373, 446, III 69, 71, 80—86, 88, 90, 102, 130, 150, 186, 191, 192, IV 30, 462

Arnold von Brescia, kirchlicher Reformator (Anfang des 12. Jahrhunderts bis 1155), I 108

Arnold, Gottfried, protestantischer Theolog und Dichter (1666—1714), I 557

Arnulf, Herzog von Bayern (gest. 937), I 60, 62, 64

Assing, Ludmilla, Schriftstellerin (1821—1880), III 581

Athaulf, König der Westgoten (gest. 415), I 29, 31

Attila, König der Hunnen (gest. 453), I 24

Auerswald, Hans von, preußischer General (1792—1848) II 574

August II., der Starke, seit 1694 Kurfürst von Sachsen, seit 1697 König von Polen (1670—1733), II 20, 21

Augusta, deutsche Kaiserin, und Königin von Preußen, seit 1829 Gemahlin des späteren Kaisers Wilhelm I (1811—1890), III 372, 377, 382, 459

Auguste Viktoria, deutsche Kaiserin und Königin von Preußen, seit 1881 Gemahlin Wilhelms II. (1858—1921), IV 173

Augustin, Aurelius, Heiliger (354—430), II 208, 283

Augustus, erster römischer Kaiser (63 v. Chr. bis 14 n. Chr.), I 10, 13, 17, 18, 21

Aurevilly, Barbey d', französischer Schriftsteller (1808 bis 1889), IV 571

Averroes, Ibn Ruschd, arabischer Philosoph und Arzt (1126 bis 1198), I 220, 512

Avicenna, Ibn Sina, arabischer Philosoph und Arzt (980 bis 1037), I 523

Axmann, Ferdinand, Maler (geb. 1838), III 345

B

Baader, Franz Xaver von, Philosoph (1765—1841), II 278, 289

Bach, Johann Sebastian, Komponist (1685—1750), I 628, 630, 641, 642, II 81, 94—111, 218, 219, 220, 251, 257, 406, 420, 429, III 299, IV 30, 128, 138, 156, 350, 374, 403, 407, 410, 411, 414

Bach, Karl Philipp Emanuel, Komponist, Sohn Joh. Seb. Bachs (1714—1788), II 233, 235, 236, 406

Bach, Wilhelm Friedemann, Komponist, ältester Sohn Joh. Seb. Bachs (1710—1784), II 104

Bachmann, Adolf, österreichischer Historiker und Politiker (1849—1914), III 638

Bachofen, Johann Jakob, Altertumsforscher und Jurist (1815 bis 1887), III 66, 620, 635

Bähr, Georg, Baumeister (1666 bis 1738), II 29

Bärmann, Heinrich Joseph, Klarinettist (1784—1847), III 284, 290

Bakunin, Michail Aleksandrowitsch, russischer Revolutionär und Anarchist (1814—1876), III 576

Balde, Jakob, Barockdichter (1603 oder 1604—1668), II 301

Baldung, Hans, genannt Grien, Maler, Zeichner, Kupferstecher (1476—1545), I 388

Balk, Hermann, erster Landmeister des Deutschen Ordens in Preußen (gest. 1239), I 149

Barbari, Jacopo de, italienischer Maler und Zeichner (zwischen 1440 und 1450 bis zwischen 1511 und 1515), I 372, 373, 470

Bardeleben, Adolf von, Chirurg (1819—1895), IV 333

Barth, Heinrich, Afrikaforscher (1821—1865), IV 289, 298

Barthélemy, Auguste, französischer Dichter (1769—1867), II 364

Bastian, Adolf, Forschungsreisender und Ethnolog (1826 bis 1905), IV 203

Baudelaire, Charles, französischer Dichter (1821—1867), IV 464

Bauer, Bruno, Philosoph, Theolog und Historiker (1809 bis 1882), III 387

Bauernfeld, Eduard von, Dichter (1802—1890), II 427

Baumgarten, Hermann, Historiker (1825—1893), III 646

Baur, Erwin, Botaniker (1875 bis 1934), III 522, 523

Baur, Ferdinand Christian, Theolog (1792—1860), IV 26

Bayersdorfer, Adolf, Kunsthistoriker (1842—1901), III 609, IV 366

Bayle, Pierre, französischer Philosoph (1647—1706), II 128

Beatrix von Burgund, seit 1156 Kaiserin, Gemahlin Kaiser Friedrichs I. (gest. 1184), I 125

Beaumarchais, Pierre Augustin Caron de, französischer Dichter (1732—1799), II 258

Bebel, August, Sozialdemokrat (1840—1913), IV 198

Becker, Hermann, Maler und Schriftsteller (1817—1885), IV 343

Beethoven, Ludwig van, Komponist (1770—1827), II 94, 99, 233, 235, 244, 245, 251, 252, 260, 350, 404—418, 421, 423, 427, 430, 433, III 248, 250, 278, 285, 299, 307, 464, 467, IV 14, 30, 129—143, 148, 152, 160, 403, 404, 405, 406, 407, 411, 412, 414

Begas, Karl, Maler (1794 bis 1854), III 446

Beham, Hans Sebald, Maler, Kupferstecher, Holzschneider (1500—1550), I 383

Behrens, Peter, Baumeister, Maler (geb. 1868), IV 423, 442, 444, 579

Bela IV., seit 1235 König von Ungarn (gest. 1270), I 146

Bellini, Gentile, italienischer Maler (etwa 1429—1507), I 302

Bellini, Giovanni, italienischer Maler, Bruder von Gentile Bellini (um 1430—1516), I 373

Benedek, Ludwig August, Ritter von, österreichischer General (1804—1881), III 419, IV 508

Benn, Gottfried, Dichter (geb. 1886), IV 573

Bennigsen, Rudolf von, Politiker (1824—1902), IV 231

Benz, Carl Friedrich, Ingenieur (1844—1929), IV 244—256

Benzenberg, Johann Friedrich, Publizist (1777—1846), III 270

Berengar II. von Ivrea, 950 bis 964 König von Italien (gest. 966), I 67, 68, 70, 71

Berg, Claus, Bildschnitzer um 1550, I 329, 330, 342

Berger, Ludwig, Komponist (1777—1839), III 103

Berger, Wilhelm, Musiker (1861 bis 1911), IV 414

Bergmann, Ernst von, Chirurg (1836—1907), IV 288, 334

Berkeley, Georg, englischer Bischof und Philosoph (1685 bis 1753), II 87, 211

Berlioz, Hector, französischer Komponist (1803—1869), IV 143, 149, 153

Bernadotte, Jean Baptiste Jules, Fürst von Pontecorvo, französischer Marschall, als Karl XIV. Johann seit 1818 König von Schweden und Norwegen (1763—1844), II 589

Bernhard, Herzog von Weimar, Feldherr (1604—1639), I 575, 588

Bernhard, Christoph, protestantischer Kirchenmusiker (1627 bis 1692), I 642

Bernini, Lorenzo, italienischer Baumeister, Bildhauer und Maler (1598—1680), I 643, II 22, 28

Bernoulli, Jakob, Mathematiker (1654—1705), III 527

Berta, Kaiserin, Gemahlin Kaiser Heinrichs IV., I 83, 86

Berthold von Regensburg, Franziskaner, mittelalterlicher Volksredner (um 1220—1272), I 226, 227

Bertram, Meister, Maler und Bildschnitzer (um 1345 bis um 1415), IV 376, 379

Berzelius, Jöns Jacob, Freiherr, Chemiker (1779—1848), III 504, 506, 510, 511

Bessarion, Johannes, Kardinal und Titularpatriarch von Konstantinopel (um 1395—1472), I 262

Bessemer, Sir Henry, englischer Ingenieur (1813—1898), III 551

Bethlen, Gabor, Fürst von Siebenbürgen (1580—1629), I 566

Bethmann-Hollweg, Theobald von, deutscher Staatsmann (1856—1921), III 415, IV 561, 562

Beust, Friedrich Ferdinand Graf von, sächsischer und österreichischer Staatsmann (1809 bis 1886), III 401

Beuth, Peter Christian Wilhelm, preußischer Staatsbeamter (1781—1853), III 559

Bierbaum, Otto Julius, Schriftsteller (1885—1910), IV 332

Billroth, Theodor, Chirurg (1829 bis 1894), IV 155, 157, 162

Bismarck, Herbert Fürst von, deutscher Staatsmann (1849 bis 1904), III 26, 405, IV 232, 241

Bismarck, Johanna, Fürstin von, geb. von Puttkammer, seit 1847 Gemahlin des Fürsten Otto von Bismarck (1824—1894), III 388, 391

Bismarck, Otto Fürst von, deutscher Staatsmann (1815 bis 1898), I 149, II 15, 502, 532, 539, 555, 580, 648, III 24, 27, 29, 41, 43, 48, 51, 52, 56, 59, 203, 220, 280, 360, 364, 368, 369, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384—406, 412, 413, 414, 415, 416, 418, 420, 424, 425, 429, 434, 435, 437, 438, 439, 440, 441, 610, 634, 636, 639, 640, 641, 647, IV 33, 34, 58, 90, 102, 103, 108, 116, 160, 187, 196, 197, 198, 224, 227, 231, 232, 233, 234, 236, 237, 238, 325, 345, 383, 393, 500, 513, 523, 526, 527, 531, 555, 559, 575, 607, 620

Blechen, Karl, Maler (1798 bis 1840), III 450, 456

Blücher, Gebhard Leberecht, Fürst Blücher von Wahlstatt, preußischer Feldmarschall (1742 bis 1819), II 472, 484, 489, 514, 529, 530, 542, 547, 548, 549, 568, 569, 570, 577, 581—600, 601, 612, 613, 617, 619, 644, III 50, 173, 408, 410, 458, 645

Blumenthal, Leonhard Graf von, preußischer General (1810 bis 1900), III 410, 439

Blumhardt, Johann Christoph, Theolog, Lehrer (1805—1880), III 325, 327, 334, IV 168

Bodelschwingh, Ernst von, preußischer Staatsmann (1794 bis 1854), IV 165

Bodelschwingh, Friedrich von, Theolog (1831—1910), IV 164 bis 178, 188, 199

Bodelschwingh, Karl von, preußischer Staatsmann (1800 bis 1873), IV 168

Bodmer, Johann Jakob, Gelehrter und Schriftsteller (1698 bis 1783), III 189

Bodt, Jan de, Baumeister (1670 bis 1745), II 30

Boeckh, August, Klassischer Philolog (1785—1867), III 621, 632

Böcklin, Arnold, Maler und Bildhauer (1827—1901), III 493, 603—619; IV 344, 362, 364, 366, 367, 421, 439, 441, 575

Boehlendorf, Kasimir Ulrich Anton, Dichter (etwa 1774 bis 1825), II 366, 369, 371

Böhm, Georg, Musiker (1661 bis 1733), II 101, 102

Böhme, Jakob, deutscher Mystiker (1575—1624), I 546 bis 559, 593; II 278, 422; III 66, 242; IV 38

Börne, Ludwig, Schriftsteller (1786—1837), III 485, 646

Boethius, Anicius Torquatus Severinus, römischer Staatsmann und Philosoph (480 bis 524), I 38, 255

Boetticher, Karl Heinrich von, deutscher Staatsmann (1833 bis 1907), IV 324

Boffrand, Germain, französischer Baumeister (1667—1754), II 70

Boleslav II., Herzog von Polen (967—999), I 72

Bolyai, Wolfgang (Farkas), ungarischer Mathematiker (1775 bis 1856), III 272

Bonin, Eduard von, preußischer General und Kriegsminister (1793—1865), III 431

Bononcini, Giovanni Battista, italienischer Musiker (vor 1670 bis nach 1748), II 90

Bonpland, Aimé, Naturforscher (1773—1858), III 178

Bopp, Franz, Philolog (1791 bis 1867), IV 26

Bora, Katharina von, Luthers Gattin (1499—1552), I 433, 473

Bordoni, Faustina, Opernsängerin, Gemahlin des Komponisten Johann Adolf Hasse (1700—1781), II 89

Borromini, Francesco, italienischer Baumeister u. Bildhauer (1599—1667), II 24

Borsig, August, Großindustrieller (1804—1854), III 543, 559; IV 472

Bosch, Karl, Chemiker (geb. 1874), IV 493

Botticelli, Sandro, eigentlich Alessandro Filipepi, italienisch. Maler (1444 oder 1445—1510), I 369

Boufflers, Louis François, Herzog von, französischer Marschall (1644—1711), III 599

Bougainville, Louis Antonie de, französischer Weltumsegler und Entdeckungsreisender (1729 bis 1811), III 178

Boulanger, Georges, französischer General und Politiker (1837—1891), IV 232

Bouterwek, Friedrich, philosophischer Schriftsteller (1766 bis 1828), II 364

Bohen, Hermann von, preußischer General und Kriegsminister (1771—1848), II 544, 548, 587, 620—634; III 40, 53, 431

Bracht, Eugen, Maler (1842 bis 1921), IV 362, 363, 369

Brahe, Tycho, dänischer Astronom (1546—1601), I 509, 534, 538—541, 611

Brahms, Johannes, Komponist (1833—1897), II 416; III 308, 464; IV 147, 149—163, 403, 404, 407, 410, 411, 414

Bramante, eigentlich Donato d'Angelo, italienischer Baumeister u. Maler (1444—1514), III 140; IV 576

Brandenburg, Friedrich Wilhelm Graf von, preußischer General und Staatsmann (1792 bis 1850), III 365

Brandes, Georg, eigentlich Cohen, dänischer Literarhistoriker (1842—1927), IV 429, 430

Brehm, Alfred Edmund, Zoolog und Reisender (1829—1884), IV 61—74

Brehm, Christian Ludwig, Pfarrer und Ornitholog (1787 bis 1864), IV 64, 302

Brendel, Franz, Musikschriftsteller (1811—1868), IV 153

Brentano, Clemens, Dichter (1778—1842), II 253, 373, 446; III 69, 71, 80—86, 88, 90, 102, 130, 150, 186, 191, 192, 284, 329

Breu, Jörg, Maler und Zeichner (etwa 1480—1537), I 467

Breughel, Pieter d. Ä., niederländischer Maler (um 1520 bis 1569), II 64

Briand, Aristide, französischer Staatsmann (1862—1932), III 412

Brinckmann, Justus, Kunsthistoriker (1843—1915) IV 374

Brockes, Barthold Hinrich, Dichter (1680—1747), II 82

Bruckner, Anton, Komponist (1824—1896), II 242; IV 128 bis 147, 159, 403, 408

Brücke, Ernst Wilhelm, Ritter von, Physiolog (1819—1892), III 527

Brühl, Karl, Graf von, Theaterintendant (1772—1837), III 285, 286

Brüning, Heinrich, Politiker (geb. 1885), IV 621, 622

Brugsch, Heinrich Karl, Ägyptolog (1827—1894), IV 32

Brunhes, Jean, französischer Geograph (geb. 1869), IV 201, 213

Bruno I., seit 953 Erzbischof von Köln und Herzog von Lothringen (925—965), I 60, 66, 69, 72

Bruno, Giordano, eigentlich Filippo, italienischer Philosoph (1548—1600), I 265, 611; III 246

Brunswick, Therese, Gräfin, Schülerin Beethovens (1775 bis 1861), II 410

Brussilow, Alexej Alexejewitsch, russischer Heerführer (1853 bis 1926), IV 615

Buch, Leopold, Freiherr von Geolog und Paläontolog (1774 bis 1853), III 176

Bülow, Bernhard Fürst von, deutscher Staatsmann (1849 bis 1929), IV 240, 507

Bülow, Friedrich Wilhelm Graf Büsow von Dennewitz, preußischer General (1755—1816), II 566, 574, 575, 576, 591, 593

Bülow, Hans Guido Freiherr von, Pianist und Dirigent (1830 bis 1894), IV 158, 159, 160, 162, 338, 414

Bürger, Gottfried August, Dichter (1747—1794), IV 119

Bugenhagen, Johann, lateinisch Pomeranus, Reformator (1485 bis 1558), I 433

Bunsen, Christian Karl Jonas, Freiherr von., preußischer Staatsmann und Theolog (1791 bis 1860), III 218, 534

Burckhardt, Jakob, Kultur- und Kunsthistoriker (1818—1897), III 219, 592, 606, 608, 620 bis 635; IV 48, 53, 211, 356

Burgkmair, Hans d. Ä., Maler und Zeichner (1473—1531), I 470

Burgsdorff, Konrad von, brandenburgischer Staatsmann (1595—1652), II 9

Burke, Edmund, englischer Politiker und Publizist (1729 bis 1797), III 13, 23

Burney, Charles, englischer Musikhistoriker (1726—1814), II 222

Busoni, Ferruccio, Musiker (1866—1924), IV 162, 410

Bute, John Stuart, Earl of, englischer Staatsmann (1713 bis 1792), II 142

Butler, Walter, Graf, Ire, Offizier (gest. 1634), I 578

Buttmann, Philipp Karl, klassischer Philolog (1764—1829), III 104

Buxtehude, Dietrich, Komponist (1637—1707), II 83, 87, 101, 102

Byron, George Gordon Noel, Lord, englischer Dichter (1788 bis 1824), III 241, 306, 316, 387

C

Cäcina, Aulus Gaius Severus, römischer Feldherr, I 18

Cäsar, Gajus Julius, römischer Staatsmann und Feldherr (100 bis 44 v. Chr.), I 9, 12

Caffarelli, eigentlich Gaetano Majorano, genannt Caffarelli, italienischer Sänger (1703 bis 1783), II 226

Cajetanus, Jakob, eigentlich Thomas de Vio, päpstlicher Legat (1469—1534), I 433

Calderon de la Barca, Pedro, spanischer Dichter (1600 bis 1681), III 89, 90, 242, 310, 313

Calow, Abraham, lutherischer Theolog (1812—1868), I 620, 621

Calvin, Johann, Reformator (1509—1564), I 440, 628; IV 120

Calzabigi Raniert, italienischer Dichter (1714—1795), II 226, 227, 229

Camerarius, Joachim (eigentlich Kammermeister), Philolog (1500—1574), I 446

Campe, Joachim Heinrich, Jugendschriftsteller, Sprachforscher (1746—1818), III 173

Camphausen, Ludolf, preußischer Staatsmann (1803—1890), III 542

Canitz, Friedrich Rudolf Ludwig von, Dichter (1654—1699), IV 116

Canon, Hans, eigentlich Johann von Straschiripka, Maler (1829 bis 1885), IV 364

Cantillon, Richard, englischer Nationalökonom (um 1680 bis 1734), III 261

Caprivi, Leo Graf von, deutscher General und Staatsmann (1831 bis 1899), IV 236, 517, 523

Caracciolo, Marino, päpstlicher und kaiserlicher Diplomat (1459 bis 1538), I 464

Carissimi, Giacomo, italienischer Komponist (1605—1654), I 637

Carlyle, Thomas, englischer Schriftsteller (1795—1887), III 409

Carmer, Johann Heinrich Kasimir Graf von, preußischer Justizminister (1721—1801), II 136

Carnegie, Andrew, amerikanischer Großindustrieller (1835 bis 1919), IV 176

Carus, Karl Gustav, Arzt, Maler und Philosoph (1789—1869), III 119, 184

Cassiodorus, Flavius Magnus Aurelius, römischer Staatsmann und Schriftsteller etwa 490—nach 580), I 31, 33

Castalbi, Pamfilo, italienischer Arzt (1398—nach 1474), I 285

Catinat, Nicolas de, französischer Marschall (1637—1712), II 57

Cavour, Camillo, Graf Benso di, italienischer Staatsmann (1810 bis 1861), III 642

Celsus, Aulus Cornelius, römischer Schriftsteller zur Zeit des Tiberius, I 521

Cennini, Cennino di Drea, italienischer Maler (geb. um 1370), III 616

Cervantes Saavedra, Miguel de, spanischer Dichter (1547 bis 1616), I 605

Cézanne, Paul, französischer Maler (1839—1906), III 604, IV 377

Chamberlain, Joe, englischer Staatsmann (1836—1914), IV 229, 369

Chamisso, Adalbert von, eigentlich Louis Charles Adelaide de Chamisso, deutscher Dichter und Naturforscher (1781 bis 1838), III 90, 102, 107, 302; IV 115, 119

Chanute, Octave, französischer Flugtechniker (1832—1910), IV 287

Cherubini, Luigi, italienischer Komponist (1760—1842), III 290

Chezy, Helmina Christiane von, Schriftstellerin (1783—1856), III 286

Chladni, Ernst, Physiker (1756 bis 1824), III 273

Chlodewech I., Frankenkönig, Gründer des Frankenreiches (466—511), I 32, 34, 36

Chodowiecki, Daniel Nikolaus, Maler, Zeichner und Radierer (1726—1801), I 497, III 447, 458

Chopin, Frédéric, Pianist und Komponist (1810—1849), III 300, 332

Chrestien von Troyes, französischer Dichter (zwischen 1140 und 1150 bis vor 1191), I 191

Christian I., seit 1165 Erzbischof von Mainz (gest. 1183), I 91, 111

Christian IV., seit 1534 König von Dänemark (1503—1559), I 564, 566, 639

Christian IX., seit 1863 König von Dänemark (1818—1906), III 395

Cimabue, eigentlich Cenni di Pepo, italienischer Maler (um 1240—1302), IV 576, 578

Claudius, Matthias, Dichter (1740—1815), III 89

Clausewitz, Karl von, preußischer General (1780—1831), II 472, 542, 556, 558, 562, 573, 587, 611, 612, 616, 618, 635—648; III 210, 409, 410, 411, 417, 420, 422

Clausius, Rudolf, Physiker (1822 bis 1888), III 559

Clemens siehe Klemens

Cocceji, Samuel, Freiherr von, Jurist (1679—1755), II 136

Cochlaeus, Johannes, katholischer Theolog (1479—1552), I 445

Colbert, Jean Baptiste, Marquis de Seignelay, französischer Staatsmann (1619—1683), IV 568

Coligny, Gaspard de, Herr von Chatillon, Hugenottenführer (1519—1572), II 124

Comenius, Johann Amos, Theolog (1592—1670), I 593; IV 62

Condorcet, Antoine Marquis de, französischer Mathematiker, Politiker und Philosoph (1743 bis 1794), II 62

Conradi, Hermann, Schriftsteller (1862—1890), IV 570, 574, 575

Conring, Herman, Polyhistor (1606—1681), I 520

Constable, John, englischer Maler (1776—1837), III 456

Contessa, Carl Wilhelm Salice, Schriftsteller (1777—1825), III 102

Conz, Karl Philipp, Übersetzer und Dichter (1762—1827), III 326

Cook, James, Weltumsegler (1728—1779), III 175

Cooper, James Fennimore, amerikanischer Schriftsteller (1789—1851), III 345

Corelli, Arcangelo, italienischer Komponist (1653—1713), II 85

Corinth, Lovis, Maler (1858 bis 1925), IV 416—433

Corneille, Pierre, französischer Dramatiker (1606—1684), II 23, 226

Cornelius, Peter, Ritter von, Maler (1783—1867), I 383, 495; III 445, 457; IV 151, 155, 343, 344

Corot, Camille, französischer Maler (1796—1875), IV 441

Correggio, Antonio, eigentlich Allegri, italienischer Maler (1489—1534), III 144, 445

Correns, Carl Erich, Botaniker (1864—1933) III 514, 519—523

Coster, Laurenz Janszoon, niederländischer Drucker (etwa 1405—1484), I 286, 295

Cotta, Johann Friedrich, Buchhändler und Verleger (1764 bis 1832), IV 10, 11

Cotte, Robert de, französischer Baumeister (1656—1735), II 70

Courbet, Gustave, französischer Maler (1819—1877), IV 344, 346, 351, 420

Courbière, Guillaume René, Baron de l'Homme de, preußischer Feldmarschall (1733 bis 1811), II 569

Cranach, Hans (d. Jüngere), Maler, Sohn von Lucas Cranach (gest. 1537), I 469

Cranach, Lukas (d. Ältere), Maler, Kupferstecher und Zeichner (1472—1553), I 444, 466 bis 477, 487; IV 347

Cranach, Lukas (d. Jüngere), Maler, Sohn von Lukas Cranach d. Ä. (1515—1586), I 469, 477

Cranmer, Thomas, englischer Geistlicher (1489—1556), I 491

Crébillon, Prosper Jolyot de, französischer Dramatiker (1674 bis 1762), II 226

Crelle, August Leopold, Straßenbauingenieur (1780—1855), III 271

Creuzer, Friedrich, klassischer Philolog (1771—1858), III 70

Cromwell, Oliver, Protektor der englischen Republik (1599 bis 1658), I 491

Croß, Henri Edmond, eigentlich Delacroix, französischer Maler (1856—1910), IV 442

Crotus, Rubeanus, deutscher Humanist (um 1480—1539), I 445

Crüger, Johann, protestantischer Kirchenkomponist (1598 bis 1662), I 623

Cuno, Wilhelm, Wirtschaftsführer und Politiker (geb. 1876), IV 565, 566

Curtius, Ernst, Philolog (1814 bis 1896), III 620

Cuspinian, Johannes, deutscher Humanist und Diplomat (1473 bis 1529), I 467

Cuvier, George Baron de, Naturforscher (1769—1832), III 501

Czepko, Daniel von, Dichter (1605—1660), I 557; III 138

D

Dach, Simon, Dichter (1605 bis 1659), I 623

Dacheröden, Karoline von, Gattin Wilhelms von Humboldt (1766—1829), II 454, 455, 458, 462; III 177

Däubler, Theodor, Dichter (1876—1934), IV 572

Dahl, Johan Christian, norwegischer Maler (1788—1857), III 456

Dahlmann, Friedrich Christoph, Geschichtsforscher und Politiker (1785—1860), III 198, 199, 276, 638; IV 9

Daimler, Gottlieb, Ingenieur (1834—1900), IV 244—256

D'Alembert, Jean le Rond, französischer Mathematiker und Philosoph (1717—1783), III 527

Dankelmann, Eberhard Freiherr von (1643—1722), II 26

Dante Alighieri, italienischer Dichter (1265—1321), I 194, 195, 204; III 478, 600; IV 464

Darwin, Charles, englischer Naturforscher (1809—1882), II 215; III 513, 520; IV 302

Daumer, Georg Friedrich, Dichter (1800—1875), IV 154, 160

Daumier, Honoré, französischer Maler, Zeichner, Lithograph und Bildhauer (1808 oder 1810 bis 1879), III 459, 465

Dauthendey, Max, Dichter (1867 bis 1918), IV 384—401, 574

David d'Angers, Pierre Jean, eigentlich David, Bildhauer (1788—1856), III 139, 445

Debussy, Claude, französischer Komponist (1862—1918), IV 402

Decken, Karl Klaus von der, Afrikareisender (1833—1865), IV 228

Defoe, Daniel, eigentlich Foe, englischer Politiker und Schriftsteller (1660 oder 1661 bis 1731), IV 571

Defregger, Franz von, Maler (1835—1921), IV 419

Degas, Edgar, französischer Maler und Graphiker (1834 bis 1917), III 459, 604; IV 421

Dehmel, Richard, Dichter (1863 bis 1920), IV 332, 384—401, 408, 570, 571, 574, 575

Delorme, Philibert, französischer Baumeister (zwischen 1510 und 1515 bis 1570), II 23

Demokrit, griechischer Philosoph (geb. um 460 v. Chr.), I 610

Deprez, Marcel, französischer Elektrotechniker (1843—1918), IV 474

Derfflinger, Georg, Reichsfreiherr von, brandenburgischer Generalfeldmarschall (1606 bis 1695), II 14, 26

Descartes, René, französischer Philosoph und Mathematiker (1596—1650), I 643; II 22, 207, 208, 210; III 155, 236

Des Coudres, Ludwig, Maler (1820—1878), IV 362

Desiderius, Langobardenkönig zur Zeit Karls des Großen, I 43, 44, 46, 56

Devrient, Ludwig, Schauspieler (1784—1832), III 103

Deussen, Paul, Philosoph (1845 bis 1919), IV 44

Devereux, Robert, Offizier, Mörder Wallensteins, I 578

Dickens, Charles, englischer Romanschriftsteller (1812 bis 1870), IV 120

Diderot, Denis, französischer Enzyklopädist (1713—1784), III 95

Diebitsch-Sabalkanskii, Iwan Iwanowitsch, Graf, russischer Feldmarschall (1785—1831), II 573

Diederichs, Eugen, Verlagsbuchhändler (1867—1930), IV 388

Dientzenhofer, Johann, Baumeister (gest. 1726), II 29, 75, 76, 220

Diesel, Rudolf, Maschineningenieur (1858—1913), IV 479

Diesterweg, Friedrich Adolf Wilhelm, Pädagog (1790 bis 1866), II 538

Diether von Isenburg, 1459 bis 1463 und seit 1475 Erzbischof von Mainz (1412—1482), I 293

Dietrich von Bern, siehe Theoderich der Große

Dietrich der Bedrängte, Markgraf von Meißen (gest. 1221), I 156, 163, 198, 199

Diez, Wilhelm von, Maler (1839 bis 1907), IV 344, 419

Dilthey, Wilhelm, Philosoph (1833—1911), I 553; II 264

Dingelstedt, Franz Freiherr von, Dichter und Dramaturg (1814 bis 1881), III 469, 470

Diogenes Laertius, philosophischer Schriftsteller in der ersten Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr., I 610

Disraeli, Benjamin, Earl of Beaconsfield, englischer Staatsmann und Schriftsteller (1804 bis 1881), III 364

Dittersdorf, Karl Ditters von, Komponist (1739—1799), II 224

Dörbeck, Franz Burchard, Kupferstecher und Steinzeichner (1799—1835), III 448

Dörpfeld, Wilhelm, Archäolog (geb. 1853), IV 90—93

Dohna, Friedrich, Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten, preußischer General (1784 bis 1859), II 572, 573, 576

Donatello, eigentlich Donabo di Niccolò di Betto Bardi, italienischer Bildhauer (um 1386 bis 1466), I 325

Donders, Franz Cornelius, niederländischer Mediziner (1818 bis 1889), III 529

Dornier, Claudius, Flugzeugkonstrukteur (geb. 1884), IV 263, 271

Dorothea, seit 1668 2. Gemahlin des Großen Kurfürsten von Brandenburg (1636—1689), II 18, 26

Dove, Heinrich Wilhelm, Physiker und Meteorolog (1803 bis 1879), III 184, 566

Drake, Friedrich, Bildhauer (1805—1882), III 448

Dreyer, Benedikt, Bildschnitzer um die Mitte des 16. Jahrhunderts, I 329, 330

Droste-Hülshoff, Annette Freiin von, Dichterin (1797 bis 1848), III 192

Droysen, Johann Gustav, Geschichtsschreiber (1808—1884), III 218, 219, 621

Drusus, Nero Claudius Drusus, jüngerer Bruder des Kaisers Tiberius (38 v. Chr.—9 n. Chr.) I 10, 11, 17, 201

Du Bois-Reymond, Emil, Physiolog (1818—1896), III 524, 525, 527, 528, 530, 531, 532, 533, 539, 559, 566; IV 315

Dürer, Albrecht, Maler, Kupferstecher, Radierer, Zeichner (1471—1528), I 301, 302, 304, 309, 314, 329, 333, 344, 351, 355, 356, 358, 361, 363, 364, 365, 367, 368, 369, 370—386, 388, 389, 392, 393, 394, 397, 399, 400, 401, 444, 466, 467, 470, 472, 476, 487, 488, 489, 493, 496, 497, 501, 627; II 94; III 125, 144, 147, 186, 448, 614; IV 347, 350, 351, 354

Dürr, Ludwig, Luftschiffkonstrukteur (geb. 1878), IV 261, 263

Dughet, Gaspard, französischer Maler (1613—1675), III 607

Duisberg, Carl, Chemiker und Industrieller (1861—1935), IV 484—497

Dulong, Pierre Louis, französischer Physiker u. Chemiker (1785—1838), III 501, 502

Dumas, Alexandre d. Ä., französischer Schriftsteller (1802 bis 1870), III 508

Dvorak, Anton, tschechischer Komponist (1841—1904), IV 159

Dyck, Anthonis van, niederländischer Maler u. Radierer (1599—1641), IV 344

E

Eberhard, Herzog von Franken gest. 939), I 63

Ebner-Eschenbach, Marie Freifrau von, Schriftstellerin (1830 bis 1916), III 594

Eckart, Dietrich, Dichter (1868 bis 1923), IV 403

Elbert, seit 1067 Markgraf von Meißen, I 87

Eckener, Hugo, Luftschiffer (geb. 1868), IV 268

Eckermann, Johann Peter, Schriftsteller (1792—1854), II 250, 415; III 291, 354

Eckert, Friedrich Eduard Max, Geograph (geb. 1868), IV 200

Eckhart, deutscher Mystiker (um 1260—1327), I 223, 230—245, 249, 259, 262, 265; III 248; IV 38

Eckmann, Otto, Maler (1865 bis 1902), IV 423

Edison, Thomas Alva, amerikanischer Elektrotechniker (1847 bis 1931), III 566; IV 162, 473, 474, 476

Eduard VI., seit 1547 König von England (1537—1553), I 491, 499

Eggenberg, Hans Ulrich, Fürst von, österreichischer Staatsmann (1568—1634), I 563, 635

Egger-Lienz, Albin, Tiroler Maler (1868—1926), I 298

Ehrhardt, Heinrich, Industrieller (1840—1928), III 543

Eichendorff, Joseph, Freiherr von, Dichter (1788—1857), II 422, III 22, 69, 79—92, 302, 347, IV 25, 30, 150, 160, 415

Eichhorn, Johann Albrecht Friedrich, preußischer Staatsmann (1779—1856), II 514, 517

Eike von Repgow, Verfasser des Sachsenspiegels (um 1180 bis 1235), I 156—167

Einhard, Biograph Karls des Großen (um 770—840), I 54,55

Elisabeth, Königin von Preußen, seit 1823 Gemahlin Friedrich Wilhelms IV. (1801—1873), III 373

Elisabeth Christine, Königin von Preußen, seit 1733 Gemahlin Friedrichs d. Gr. (1715—1797), II 127

Elisabeth Petrowna, seit 1741 Kaiserin von Rußland (1709 bis 1762), II 157

Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen (1207 bis 1231), I 148, 199

Elsheimer, Adam, Maler und Radierer (1578—1610), I 497

Emin-Pascha, Mehmed, eigentlich Eduard Schnitzer, Forschungsreisender (1840—1892), IV 66, 237, 238, 239, 297, 298

Emmerich, Anna, Nonne von Dülmen (1774—1824), III 82

Empedokles, griechischer Philosoph im 5. Jahrhundert v. Chr., IV 41

Encke, Johann Franz, Astronom (1791—1865), III 270, 276

Endell, August, Architekt und Schriftsteller (geb. 1871), IV 442

Engel, Johann Jakob, Schriftsteller (1741—1802), III 174

Engelbert I., der Heilige, seit 1216 Erzbischof von Köln (um 1185—1225), I 199

Enghaus, Christine, Schauspielerin, seit 1845 Hebbels Gattin (1817—1910), III 474, 475

Eosander, Johann Friedrich Freiherr von, genannt Eosander von Göthe, Baumeister (um 1670—1729), II 30, 31, 33, 34

Erasmus, Desiderius, eigentlich Gerhard Gerhards, Humanist 1465 oder 1466—1536), I 439, 445, 465, 489, 490, 492, 498, 499, 500, 510, 523, III 24

Erk, Ludwig, Musiker (1807 bis 1883), IV 162

Ermanrich, sagenberühmter König der Ostgoten im 4. Jahrhundert, I 23

Ernst August, seit 1692 Kurfürst von Hannover (1629—1698), II 36, 37

Ernst August, Herzog von Cumberland und zu Braunschweig-Lüneburg, seit 1837 König von Hannover (1771—1851), III 197, 276

Ernst, Paul, Schriftsteller (1866 bis 1933), IV 388, 574

Erzberger, Matthias, Politiker (1875—1921), IV 563

Eschenmayer, Adam Karl August, Philosoph und Naturforscher (1768—1852), III 327

Esterhazy, Nikolaus Joseph Fürst von, österreichischer Feldmarschall (1714—1790), II 241, 244

Etzel, Sagenname des Hunnenkönigs Attila, I 23

Eucken, Rudolf Christoph, Philosoph (1846—1926), IV 408

Eugen, Herzog von Württemberg (1788—1857), III 283

Eugen, Prinz, österreichischer Feldherr und Staatsmann (1663—1736), II 35, 49—66, 70, 127, 170, III 7, 408

Euklid, griechischer Mathematiker (um 300 v. Chr.), I 543

Eulenberg, Herbert, Schriftsteller (geb. 1876), IV 442, 570

Eulenburg, Friedrich (Fritz) Albrecht Graf zu, preußischer Staatsmann (1815—1881), IV 515

Euler, Leonhard, Mathematiker und Physiker (1707—1783), III 273

Evers, Franz, Dichter (geb. 1871), IV 332, 571

Eyck, Jan von, niederländischer Maler (um 1390—1441), III 144, 608

F

Falckenberg, Dietrich von, schwedischer Oberst (um 1585 bis 1631), I 607

Falk, Adalbert, preußischer Staatsmann (1827—1900), IV 185

Faraday, Michael, englischer Physiker und Chemiker (1791 bis 1867), III 279, 533

Favart, Charles Simon, französischer Opern- und Lustspieldichter (1710—1792), II 226

Fechner, Gustav Theodor, Physiker und Philosoph (1801 bis 1887), III 277

Fénelon, François de Salignac de la Mothe, französischer Schriftsteller (1651—1715), II 128

Ferdinand I., seit 1556 deutscher König und Kaiser (1503 bis 1564), I 463, III 7

Ferdinand II., seit 1619 deutscher König und Kaiser (1578 bis 1637), I 561—570, 572, 574, 575, 577, 578, 608, 635

Ferry, Jules, französ. Staatsmann (1832—1893), IV 232

Feuerbach, Anselm, Maler (1829 bis 1880), I 495, III 619, IV 155, 156, 354, 377, 441

Feuerbach, Ludwig, Philosoph (1804—1872), III 387, 579

Fichte, Johann Gottlieb, Philosoph (1762—1814), I 627, II 211, 212, 216, 318, 381, 385, 422, 434—449, 485, 493, 504, 531, 538, III 49, 62, 164, 203, 205, 206, 240, 246, 250, 409, 527, IV 8, 28

Finckenstein, Karl Friedrich Graf Finck von Finckenstein, preußischer Staatsmann (1714 bis 1800), III 54

Finsch, Otto, Reisender und Ornitholog (1839—1917), IV 72

Fischart, Johann, genannt Mentzer (Mainzer), Dichter und Satiriker (1546 oder 1547 bis 1590), I 591

Fischer, Eugen, Anthropolog (geb. 1874), III 522

Fischer, Johann Michael, Baumeister (um 1691—1766), II 74

Fischer von Erlach d. Ä., Johann Bernhard, Baumeister (1656 bis 1723), II 64

Fisher, John, englischer katholischer Bischof (wahrscheinlich 1459—1535), I 490, 491

Fisher, John Arbuthnot Lord Fisher of Kilverstone, englischer Admiral (1841—1920) IV 537

Flachsland, Karoline siehe Herder, Karoline

Flacius, Matthias, eigentlich Vlacich, Theolog (1520—1575), I 443

Flaubert, Gustave, französischer Schriftsteller (1821—1880), IV 409

Fleury, André Hercule de, Kardinal und französischer Staatsmann (1653—1743), II 130

Floerke, Gustav, Kunsthistoriker (1846—1898), III 605, 609

Förster-Nietzsche, Elisabeth, Schwester von Friedrich Nietzsche (1846—1935), IV 44

Follen, Karl, Dichter und Politiker (1795—1840), III 576

Fontane, Theodor, Dichter und Schriftsteller (1819—1898), III 148, 443, 581, IV 31, 110—127

Forberg, Friedrich Karl, Philosoph (1770—1848), II 440

Ford, Henry, amerikanischer Industrieller (geb. 1863), IV 497

Forster, Georg, Naturforscher, Sohn von Johann Reinhold Forster (1754—1794), III 11, 175

Forster, Johann Reinhold, Naturforscher (1729—1798), II 175, 453

Forster, Therese, seit 1784 Gattin von Georg Forster (1764 bis 1829), II 454

Fouqué, Friedrich Heinrich Karl, Freiherr de la Motte-Fouqué, Dichter (1777—1843), II 128, 446, 531, III 102, 104, 105, 459

Fox, Charles James, englischer Staatsmann (1749—1806), III 13

Fox, George, Begründer der Sekte der Quäker (1624 bis 1691), I 557

Francesca, Piero della, eigentlich Piero dei Franceschi, italienischer Maler (nach 1416 bis 1492), IV 576, 578

Franck, Salomo, Theolog (1659 bis 1725), II 102

Franck, Sebastian, Frank von Wörd, Schriftsteller und Geschichtsschreiber (1499 bis etwa 1543), I 554

Francke, Meister, Maler im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts, IV 376, 379, 382

Francke, August Hermann, Pietist, Begründer der Franckeschen Stiftungen in Halle (1663 bis 1727), II 82, 283

Frantz, Constantin, politischer Schriftsteller (1817—1891), IV 31

Franz von Assisi, christlicher Heiliger, Stifter des Ordens der Franziskaner (1182—1226), IV 451

Franz I., seit 1745 deutscher König und Kaiser (1708 bis 1765), II 134, 152, 156, 159, 167, 168, 246, III 11, 16, 17, 18

Franz II., 1792—1806 deutscher König und Kaiser, seit 1804 als Kaiser von Österreich Franz I. (1768—1835), III 11, 16—19,

Franz I., seit 1515 König von Frankreich (1494—1547), I 413, III 7

Franz Josef, seit 1848 Kaiser von Österreich, seit 1867 König von Ungarn (1830—1916), III 396

Franz-Dreber, Heinrich, Maler (1822—1875), III 606

Freiligrath, Ferdinand, Dichter (1810—1876), III 579, 581

Frescobaldi, Girolamo, italienischer Komponist (1583—1643), I 637

Fresnel, Augustin, Jean, französischer Physiker (1788 bis 1827), III 278

Frey, Adolf, Dichter und Literarhistoriker (1855—1920), III 605, 616

Freytag, Gustav, Dichter und Schriftsteller (1816—1895), III 456, 639

Friedrich, seit 937 Erzbischof von Mainz (gest. 954), I 68

Friedrich I, Barbarossa, seit 1152 deutscher König, 1155 Kaiser (um 1122—1190), I 94—123, 125, 127, 132, 134, 196, IV 229

Friedrich II., seit 1196 deutscher König, 1220 Kaiser (1194 bis 1250), I 104, 121, 124—142, 144, 145, 148, 151, 152, 196, 199, 202, 204, 220, 440, IV 305

Friedrich I., seit 1852 Großherzog von Baden (1826 bis 1907), III 642, IV 362, 370, 372
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, seit 1640 Kurfürst von Brandenburg (1620—1688), I 584, 609, 614, 617, 620, 621, II 7—19, 22, 26, 27, 112, 113, 119, 123, 124, IV 120, 578
Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Lüneburg (1771 bis 1815), II 541, 547, 567, 582
Friedrich VII., seit 1848 König von Dänemark (1808—1863), III 395
Friedrich Franz II., seit 1842 Großherzog von Mecklenburg-Schwerin (1823—1883), IV 499
Friedrich II. der Streitbare, seit 1230 Herzog von Österreich und Steiermark (1211—1246), I 135
Friedrich II. der Weise, seit 1544 Kurfürst von der Pfalz (1482 bis 1556), I 367, 372, 419, 432, 433, 440, 460, 462, 466, 468, 469, 472
Friedrich V., der Winterkönig, 1610—1620 Kurfürst von der Pfalz, 1619—1620 König von Böhmen (1596—1632), I 562, 564, II 7
Friedrich I., seit 1701 König von Preußen (1657—1713), II 18, 20, 21, 27, 29, 31, 34, 113, 118, 119, 120
Friedrich II., der Große, seit 1740 König von Preußen (1712 bis 1786), II 15, 18, 19, 21, 29, 33, 62, 110, 111, 112, 117, 124—148, 151, 152, 157, 158, 164, 169, 170, 172, 173, 191, 192, 193, 204, 217, 263, 267, 275, 276, 278, 512, 542, 543, 564, 565, 576, 582, 637, III 14, 42, 45, 48, 59, 172, 238, 369, 408, 452, 453, 454, 456—460, 505, 632, 638, IV 36, 111, 120, 508, 510, 511, 575, 578, 612, 613
Friedrich III., 1888, deutscher Kaiser und König von Preußen (1831—1888), III 384, 439, IV 197
Friedrich Wilhelm I., seit 1713 König von Preußen (1688 bis 1740), II 112—123, 124, 126, 127, 128, 131, 136, IV 578
Friedrich Wilhelm II., seit 1786 König von Preußen (1744 bis 1797), II 417, 566, III 43, 370, 426, 431
Friedrich Wilhelm III., seit 1797 König von Preußen (1770 bis 1840), II 441, 476, 477, 478, 480, 481, 487, 488, 518, 535, 536, 544, 545, 547, 549, 550, 552—557, 559, 560, 561, 567, 572, 574—579, 583, 585, 586, 587, 590, 598, 601, 608, 613, 616, 618, 631, III 16, 17, 23, 28, 30, 31, 32, 34—40, 44, 48, 49, 54, 180, 283, 358, 360, 372, 373, 374, 411, 426, 458, IV 31
Friedrich Wilhelm IV., seit 1840 König von Preußen (1795 bis 1861), II 489, 519, 520, 536, 632, 642, III 150, 182, 198, 214, 218, 359—364, 366, 369 bis 376, 379, 390, 428, 429, 453, 458, 645, IV 29, 31, 342
Friedrich Karl, preußischer Prinz (1828—1885), III 428
Friedrich VIII., seit 1869 Herzog zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (1829 bis 1880), III 395
Friedrich II., Herzog von Schwaben (1090—1147), I 96, 97, 101, 111
Friedrich von Hausen, Minnesänger (gest. 1190), I 106, 202
Friedrich, Caspar David, Maler (1774—1840), II 422, III 113 bis 139, 150, 609, IV 376
Friesen, Karl Friedrich, Mathematiker, Architekt, Turner (1785 bis 1814), II 530, 531, 532
Fröbel, Friedrich, Pädagog (1782—1852), II 318
Fröbel, Julius, Neffe von Friedrich Fröbel, Politiker (1805 bis 1893), III 576
Fröhlich, Katharina, Freundin Grillparzers (1800—1879), III 318
Frueauf, Rueland, d. Ä., Maler (zwischen 1440 und 1450 bis 1507), I 466
Frueauf, Rueland, d. J., Sohn von Rueland Frueauf d. Ä., Maler in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, I 466
Frundsberg, Georg von, kaiserlicher Feldhauptmann (1473 bis 1528), I 441
Führich, Joseph Ritter von, Maler (1800—1876), I 497
Fürstenberg, Franz Egon Graf zu, Bischof von Straßburg (1626—1682), I 583
Fugger, Anton, Neffe von Jakob Fugger (1493—1560), I 418
Fugger, Jakob, genannt der Reiche, Kaufmann (1459 bis 1525), I 402—418, 488, 571
Fust, Johann, Buchdrucker und Buchhändler (etwa 1400 bis etwa 1466), I 286, 292, 296

G

Gänsbacher, Johann Baptist, Musiker (1778—1844), III 283
Gaertner, Eduard, Maler (1801 bis 1877), III 446
Gärtner, Karl Friedrich von, Botaniker (1772—1850), III 516
Gaffky, Georg Theodor August, Bakteriolog (1850—1918), IV 317, 323
Gagern, Heinrich Freiherr von, Staatsmann (1799—1880), III 365, 366, 368, 638
Galen, römischer Arzt (130 bis zwischen 201 und 210), I 523
Galilei, Galileo, italienischer Naturforscher (1564—1642), I 505, 510, 540, 543, 611, 612 II 205
Gallas, Matthias Graf von Campo, Herzog von Lucera, kaiserlicher General (1584 bis 1647), I 576, 577
Gallus, Jakob, Deckname für Jakob Handl, Komponist (1550 bis 1591), IV 129
Galvani, Luigi, Mediziner (1737 bis 1798), Naturforscher, III 172
Gama, Vasco da, Graf von Vidigueira, portugiesischer Seefahrer (1469—1524), IV 289, 290
Gambetta, Léon, eigentlich Napoleon, französischer Staatsmann (1838—1882), III 420
Garve, Christian, philosophischer Schriftsteller (1742—1798) II 204
Gassendi, Petrus, französischer Philosoph, Mathematiker und Physiker (1592—1655), I 610
Gast, Peter, Deckname für Heinrich Köselitz, Komponist (1854 bis 1918), IV 48
Gauguin, Paul, französischer Maler, Graphiker und Bildschnitzer (1848—1903), IV 377
Gauß, Karl Friedrich, Mathematiker und Astronom (1777 bis 1855), III 266—279
Gay, John, englischer Dichter (1685—1732), II 88, 92
Gay-Lussac, Louis Joseph, französischer Physiker und Chemiker (1778—1850), III 501, 502, 506
Geibel, Emanuel, Dichter (1815 bis 1884), III 302, 334, 335, 581
Geiger, Peter Johann Nepomuk, Maler (1805—1880), III 345
Geiserich, seit 428 Vandalenkönig (gest. 477), I 30

Gellert, Christian Fürchtegott, Dichter (1715—1769), II 436

Gelzer, Heinrich, Philolog und Historiker (1847—1906), III 625

Genelli, Bonaventura, Maler und Zeichner (1798—1868), I 495, 497

Gentz, Friedrich von, Schriftsteller (1764—1832), II 471, 553, III 16, 22, 23, 90

Gentz, Wilhelm, Maler (1822 bis 1890), IV 115

Georg Wilhelm, seit 1619 Kurfürst von Brandenburg (1595 bis 1640), II 7

Georg Ludwig, seit 1714 als Georg I. König von England, zugleich Herzog von Hannover (1660—1727), II 37, 86, 88

Georg II., seit 1727 König von England, zugleich Kurfürst von Hannover (1683—1760), II 90, 118

Georg III., seit 1760 König von England, zugleich Herzog von Hannover (1738—1820), II 269

Georg II., seit 1866 Herzog von Sachsen-Meiningen (1826 bis 1914), IV 414

George, Stefan, Dichter (1868 bis 1934), I 195, 204, II 381, IV 34, 450, 461—470, 574

Gerberga, Tochter des deutschen Königs Heinrich I. (gest. 969 oder 970), I 63, 66

Gerhard, Hubert, Bildhauer (um 1540/50—1620), I 369

Gerhardt, Paul, evangelischer Kirchenliederdichter (1607 bis 1676), I 616—626, IV 120, 165, 597

Germanicus, Gaius Julius Caesar Germanicus, Adoptivsohn des Tiberius (15 v. Chr. bis 19 n. Chr.), I 18, 19, 20, 21

Gero, Markgraf und Herzog der Ostmark (gest. 965), I 66, 72

Gérome, Léon, französischer Maler (1824—1904), III 461

Gersdorff, Carl Freiherr von, Freund Hölderlins (1844 bis 1904), IV 44

Gertrud, Mutter Heinrichs des Löwen (gest. 1143), I 97

Gibbs, Josiah Willard, amerikanischer Physiker (1839—1903) III 540

Gide, André, französischer Schriftsteller (geb. 1869), IV 457

Giesebrecht, Wilhelm von, Geschichtsforscher (1814—1889), III 211

Gilbert, William, englischer Arzt und Naturforscher (1540 bis 1603), I 615

Gilly, David, Baumeister (1748 bis 1808), III 141, IV 578

Gilly, Friedrich, Baumeister, Sohn von David Gilly (1772 bis 1800), III 141, IV 578

Giotto di Bondone, italienischer Maler und Baumeister (1266 oder 1276—1337), I 302, 335, IV 576

Giselbert, seit etwa 915 Herzog von Lothringen (gest. 939), I 63

Glasenapp, Karl Friedrich, Musikschriftsteller (1847—1915), IV 406

Gluck, Christoph Willibald Ritter von, Komponist (1714—1787), II 90, 163, 218—232, 233, 246, 251, 255, 420, 421, 424

Gmelin, Leopold, Chemiker (1788—1853), III 507

Gneisenau, August Graf Neithardt von, preußischer Generalfeldmarschall (1760—1831), II 434, 471, 474, 486, 489, 514, 516, 530, 531, 544, 550—555, 557, 559, 563, 569, 587, 588, 590, 593, 596, 601—619, 623, 634, 644—647, III 35, 38, 58, 104, 150, 408, 409, 645, IV 31, 507, 508

Gobineau, Joseph Arthur Graf, französischer Schriftsteller und Diplomat (1816—1882), III 635

Goebbels, Josef, Staatsmann (geb. 1897), IV 602

Goeben, August von, preußischer General (1816—1880), III 418

Görres, Joseph von, Publizist (1776—1848), I 230, II 532, 595, 598, III 15, 61—78, 84, 85, 88, 635

Goethe, Ottilie von, geborene Freiin von Pogwisch, seit 1817 Gemahlin von August von Goethe (1796—1872), III 515

Goethe, Johann Wolfgang von, Dichter (1749—1832), I 166, 188—191, 193, 189, 388, 479, 557, 605, II 93, 94, 147, 167, 180, 183, 203, 213, 215, 227, 230, 245, 250, 255, 263, 264, 265, 276, 285, 289, 291, 293, 295, 296, 300, 301, 302, 321—336, 337, 341, 347, 354, 355, 381, 399, 402, 408, 410, 412, 413, 414, 426, 436, 439, 441, 442, 447, 455, 457, 458, 476, 489, 502, 523, 559, 621, III 24, 40, 82, 83, 85, 87, 88, 89, 94, 114, 125, 142, 146, 150, 171, 172, 178, 179, 203, 208, 216, 219, 237, 241—246, 249, 283, 290, 302, 310, 311, 312, 314, 319, 320, 321, 345, 349, 352, 353, 354, 394, 409, 447, 478, 585, 588, 595, 614, 620, 626, 628, 631, 645, IV 38, 100, 105, 108, 119, 160, 300, 340, 341, 403, 428, 497

Goeze, Johann Melchior, Theolog (1717—1786), II 195, 197

Gogh, Vincent van, holländischer Maler (1853—1890), III 604, IV 377

Goldoni, Carlo, italienischer Lustspieldichter (1707—1793), II 239

Goldsmith, Oliver, englischer Dichter (1728—1774), III 326, IV 48

Gontard, Susette, Freundin Hölderlins (Diotima) (1768 bis 1802), II 358, 362, 365

Gordon, Johann, kaiserlicher Oberstleutnant unter Wallenstein, I 578

Gorm, der Alte, Dänenkönig (gest. nach 935), I 65

Gortschakow, Alekander Michajlowitsch, Fürst, russ. Staatsmann (1798—1883), IV 232

Gothein, Eberhard, Geschichtsforscher (1853—1923), IV 20

Gottfried von Straßburg, Mittelhochdeutscher Dichter um 1200, I 199, 214, 300

Gotthelf, Jeremias, Schriftstellername von Albert Bitzius, Schriftsteller (1797—1854), IV 13, 356

Gottsched, Johann Christoph, Schriftsteller (1700—1766), I 296, II 40, 187, III 62

Gradmann, Robert, Geograph (geb. 1865), IV 18

Gran, Daniel, Maler (1694 bis 1757), II 64

Grasser, Erasmus, Bildhauer und Baumeister (um 1450 bis 1518), I 361

Graun, Johann Gottlieb, Komponist (1703 oder 1704—1759) II 233

Graun, Karl Heinrich, Bruder von Johann Gottlieb Graun, Komponist (1702 oder 1703 bis 1771) II 233

Green, George, englischer Mathematiker und Physiker (1793 bis 1841), III 275

Gregor VII., der Heilige, seit 1073 Papst (um 1020—1085), I 79—88, 144

Gregor IX., seit 1227 Papst (gest. 1241), I 138, 139, 140, 148, 149, 152

Gregor XIII., seit 1572 Papst (1502—1585), I 517
Greif, Martin, Deckname von Hermann Frey, Dichter (1839 bis 1911), IV 367
Greising, Joseph, Baumeister (1664—1721), II 68
Grillparzer, Franz, Dichter (1791—1872), II 408, 427, III 309—322, 347
Grimm, Friedrich Melchior, Baron von, Schriftsteller (1723 bis 1807), II 230
Grimm, Hans, Schriftsteller (geb. 1875), IV 579
Grimm, Hermann, Kunst- und Literarhistoriker (1828—1901), II 327, III 70, 71, 181
Grimm, Jakob, Germanist (1785 bis 1863), II 402, III 62, 70, 71, 171, 185—202, 208, 341, 621, IV 26, 30
Grimm, Wilhelm, Germanist, Bruder von Jakob Grimm (1786—1859), III 185—202
Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von, Dichter (vor 1620—1676), I 579—605, 617
Grisebach, August, Botaniker und Reisender (1814—1879), III 184
Groenvold, Bernt Borchgrewink, norwegischer Maler (geb. 1859), IV 424
Grolman, Karl von, preußischer General (1777—1843), II 562, 587, 592, 623
Gropius, Karl Wilhelm, Maler (1793—1870), III 149
Grotefend, Georg Friedrich, Entzifferer der Keilschrift (1775 bis 1853), III 507
Groth, Klaus, Dichter (1819 bis 1899), IV 153, 160
Grotius, Hugo, eigentlich Huig de Groot, niederländischer Jurist und Staatsmann (1583 bis 1645), I 643
Grünewald, Matthias, Maler (1475/80—1528), I 309, 310, 370, 387—401, 387, 466, 476, 487, 493, 501, IV 575
Gruner, Justus von, preußischer Staatsmann (1777—1820), II 514, III 72
Guarini, Guarino, italienischer Baumeister (1624—1683), II 75, 76
Gude, Hans, norwegischer Maler (1825—1903), IV 366
Günther, Johann Christian, Dichter (1695—1723), II 64, 321—325, III 81
Guericke, Otto von, Physiker (1602—1686), I 606—615
Guevara, Antonio de, spanischer Schriftsteller (um 1480—1545), I 595
Gutzot, Guillaume, französischer Staatsmann und Historiker (1787—1874), III 25
Gustav II. Adolf, seit 1611 König von Schweden (1594—1632), I 561, 569, 571, 573, 607, II 7, 8, 15
Gustav IV. Adolf, seit 1792 König von Schweden (1778 bis 1837), II 514
Gutenberg, Johann, Erfinder der Buchdruckerkunst (1397 bis 1468), I 265, 284—297
Gutzkow, Karl, Schriftsteller (1811—1878), IV 113
Gwinner, Arthur von, Bankdirektor (geb. 1856), IV 557

H

Haas, Josef, Komponist (geb. 1879), IV 411
Haber, Fritz, Chemiker (1868 bis 1935), IV 493
Habermann, Hugo, Freiherr von, Maler (1849—1929), IV 421
Hadewig, Herzogin von Schwaben (gest. 994), I 66, 69
Hadrian I., seit 772 Papst (gest. 795), I 43, 48, 49, 50
Hadrian IV., seit 1154 Papst (gest. 1159), I 108, 109
Haeckel, Ernst, Naturforscher (1834—1919), II 215, IV 202, 487
Händel, Georg Friedrich, Komponist (1685—1759), I 630, 642, II 79—93, 97, 99, 218, 219, 220, 222, 241, 242, 243, 251, 420, IV 128, 153, 156, 159, 403
Haenlein, Paul, Ingenieur und Luftschiffbauer (1835—1905), IV 262
Hagenbeck, Carl, Tierhändler (1844—1913), IV 301—314
Haider, Karl, Maler (1846 bis 1912), IV 366
Halbe, Max, Schriftsteller (geb. 1865), IV 423
Haldane, Richard Burdon, Viscount Haldane of Cloan, englischer Staatsmann (1856 bis 1928), IV 524
Haller, Hermann, Bildhauer (geb. 1880), IV 442
Haller, Karl Ludwig von, politischer Schriftsteller (1768 bis 1854), III 358, IV 20
Hals, Frans, niederländischer Maler (zwischen 1580 und 1584 bis 1666), IV 350, 353
Halske, Johann Georg, Mechaniker (1814—1890), III 562, 563
Hamann, Johann Georg, Schriftsteller (1730—1788), II 216, 264, 277—289, 291—294, 296—299, 302, 422
Hammerstein, Wilhelm Freiherr von, Politiker (1838—1904), IV 197
Hamsun, Knut, eigentlich Pedersen, norwegischer Schriftsteller (geb. 1859), IV 332
Hannibal, karthagischer Staatsmann und Feldherr (246—182 v. Chr.), II 57, IV 508, 612
Hansemann, David, preußischer Staatsmann und Wirtschaftler (1790—1864), III 542
Hanslick, Eduard, Musikschriftsteller (1825—1904), IV 147, 153, 154, 156, 411
Hansson, Ola, schwedischer Dichter (1860—1925), IV 332
Hantzsch, Viktor, Geograph und Historiker (1868—1910), IV 200
Harden, Maximilian, eigentlich Witkowski, Schriftsteller (1861 bis 1927), IV 571
Hardenberg, Karl August Fürst von, preußischer Staatsmann (1750—1822), II 459, 468, 474, 481, 484, 485, 487, 488, 501, 517, 518, 531, 533, 534, 535, 544, 553, 554, 557—560, 584, 592, 612, 613, 616, 623, III 28—41, 46, 51, 54, 55, 58, 177, 218, 253
Harkort, Friedrich, Industrieller und Politiker (1793—1880), III 548, 549
Hartig, Friedrich, Maler (geb. 1873), IV 74
Hartleben, Otto Erich, Schriftsteller (1864—1905), IV 332, 423
Hartmann, Eduard von, Philosoph (1842—1906), I 559
Hartmann, Moritz, Schriftsteller (1821—1872), III 335
Hartmann von Aue, mittelhochdeutscher Dichter (gest. zwischen 1210 und 1220), I 168, 169, 172, 200, III 190
Hasse, Johann Adolf, Komponist (1699—1783), II 90, 222, 223, 227, 233, 236, 252
Hassert, Kurt, Geograph (geb. 1888), IV 200
Hauenstein, Heinz, Freikorpsführer (geb. 1900), IV 588, 589
Hauff, Wilhelm, Schriftsteller (1802—1872), III 323

Haug, Friedrich, Dichter (1761 bis 1829), III 326

Haugwitz, Christian, Graf von, preußischer Staatsmann (1752 bis 1832), II 547, III 29, 30, 31

Hausegger, Siegmund von, Komponist und Dirigent (geb. 1872), IV 411

Haydn, Joseph, Komponist (1732 bis 1809), I 627, II 220, 221, 233—245, 251, 253, 257, 406, 407, 412, 415, 420, 433, III 282, IV 14, 17, 156, 158, 405

Haym, Niccollo Francesco, Musiker und Schriftsteller (1688/89 bis 1729), II 89

Hebbel, Friedrich, Dichter (1813 bis 1863), I 181; III 77, 94, 302, 306, 310, 335, 347, 348, 351, 469—479, 493, 638; IV 393

Hebel, Johann Peter, Dichter (1760—1826), II 388—403; IV 355, 356, 360

Heck, Ludwig, Zoolog (geb. 1860), IV 73

Hedin, Sven Anders, schwedischer Asienforscher (geb. 1865), IV 613

Hefner-Alteneck, Friedrich von, Elektrotechniker (1845—1904), III 566, IV 473

Hegar, Friedrich, Komponist (1841—1927), IV 155

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, Philosoph (1770—1831), I 222, 558; II 41, 339, 345, 363, 534, 559; III 104, 151—170, 203, 209, 240, 241, 243, 245, 246, 249, 250, 251, 409, 527, 634; IV 31, 578, 579

Heim, Ernst Ludwig, Arzt (1747 bis 1834), III 174

Heine, Heinrich, ursprünglich Harry, Dichter (1797—1856), III 485, 646

Heinitz, Friedrich Anton von, preußischer Minister (gest. 1802), II 140; III 176

Heinrich I., seit 919 deutscher König (876—936), I 59, 60, 61, 63—69, 74, 95, 98, 148, 163; II 262

Heinrich II., der Heilige, seit 1002 deutscher König, seit 1014 Kaiser (973—1024), I 111, 113, 120, 499; III 631

Heinrich III., seit 1025 deutscher König, seit 1046 Kaiser (1017 bis 1056), I 76, 84, 89

Heinrich IV., seit 1056 deutscher König, seit 1084 Kaiser (1050 bis 1106), I 76—93, 82, 101, 103, 134, 144, 163

Heinrich V., seit 1106 deutscher König, seit 1111 Kaiser (1081 bis 1125), I 89, 93, 127

Heinrich VI., seit 1190 deutscher König, seit 1191 Kaiser (1165 bis 1197), I 106, 121, 122, 125, 127, 128, 129, 130, 132, 168, 196, 197, 201, 202

Heinrich (VII.), 1220—1235 deutscher König (1211—1242), I 132, 135, 139, 151, 199

Heinrich von Plauen, 1410 bis 1414 Hochmeister des deutschen Ordens (1365/70—1429), I 267 bis 283, 267

Heinrich Raspe, 1227—1239 und 1241—1247 Landgraf von Thüringen, 1246 Gegenkönig Friedrichs II. (gest. 1247), I 140

Heinrich von Bayern seit 948 Herzog von Bayern (gest. 955), I 67, 68, 70

Heinrich VII., seit 1485 König von England (1457—1509), I 498

Heinrich VIII., seit 1509 König von England (1491—1547), I 491, 492, 498

Heinrich IV., seit 1589 König von Frankreich (1553—1610), I 564, 620; IV 176

Heinrich der Erlauchte, seit 1221 Markgraf von Meißen (1215 bis 1288), I 148, 149

Heinrich, Friedrich Ludwig, Prinz, Bruder Friedrichs des Großen (1726—1802), II 576, 581

Heinrich, Prinz von Preußen (1862—1929), IV 265

Heinrich der Stolze, seit 1126 Herzog von Bayern, seit 1137 Herzog von Sachsen (gest. 1139), I 96, 97

Heinrich der Löwe, 1139—1180 Herzog von Sachsen, 1156 bis 1180 Herzog von Bayern (1129 bis 1195), I 94—123, 129, 147, 152, 155; II 147

Heinrich von Morungen, Minnesänger im Anfang des 13. Jahrhunderts, I 199, 200

Heinrich von Veldeke, mittelhochdeutscher Dichter, I 168, 169, 194, 200

Heinse, Wilhelm, Dichter (1746 bis 1803), II 364

Helfferich, Karl, Volkswirtschaftler u. Staatsmann (1872 bis 1924), IV 552—569

Hellingrath, Norbert von, Schriftsteller (1890—1916), II 374

Hellmesberger, Joseph, Musiker (1828—1893), IV 154

Helmholtz, Hermann Ludwig Ferdinand von, Physiker und Physiolog (1821—1894), III 524—541; IV 264

Helmold, Geschichtsschreiber (um 1125—nach 1177), I 116

Helmolt, Hans, Geschichtsforscher (1885—1929), IV 200, 205

Hengstenberg, Ernst Wilhelm, Theolog (1802—1869), IV 25, 31, 167

Henkell, Karl, Schriftsteller (1864 bis 1929), IV 570

Henle, Friedrich Gustav Jacob, Patholog u. Anatom (1809 bis 1885), IV 319, 320

Hensel, Wilhelm, Maler (1794 bis 1861), III 103

Heraklit, griechischer Philosoph um 500 v. Chr., IV 41, 48

Herbart, Johann Friedrich, Philosoph (1776—1841), II 314, 318

Herbeck, Johann, Ritter von, Dirigent und Komponist (1831 bis 1877), IV 143, 154, 156

Herder, Johann Gottfried von, Dichter und Philosoph (1744 bis 1803), II 42, 182, 183, 187, 188, 200, 215, 216, 243, 264, 287, 288, 289, 290—303, 380, 386, 396, 422, 510, 528; III 12, 64, 70, 190, 191, 203, 241

Herder, Karoline, geb. Flachsland, seit 1773 Herders Gattin (1750—1809), II 293, 294, 376, 380

Hergesell, Meteorolog, geb. 1859, IV 265

Hermann von Salm, Graf von Luxemburg, 1081 Gegenkönig Heinrichs IV. (gest. 1081), I 85, 87

Hermann Billung, Herzog von Sachsen (gest. 973), I 66

Hermann I., seit 1190 Landgraf von Thüringen (gest. 1217), I 185, 198

Hermann von Salza, seit 1210 Deutschordensmeister (gestorben 1239), I 142, 143—155

Hermes Trismegistos, sagenhafter Weiser und Gesetzgeber, I 555

Heron von Alexandria, griechischer Mystiker und Mathematiker (zwischen 150 und 100 v. Chr.), I 610

Hertling, Georg, Graf von, Philosoph und Staatsmann (1843—1919), IV 563

Herwegh, Georg, Dichter (1817 bis 1875), III 576, 577, 628; IV 113

Hertz, Heinrich Rudolf, Physiker (1857—1894), III 279, 524
Hertzberg, Ewald Friedrich, Graf von, preußischer Staatsmann (1725—1795), II 172, 276
Herz, Henriette, geb. de Lemors, Gattin von Henri Herz (1764 bis 1847), II 454
Herzogenberg, Heinrich von, Komponist (1843—1900), IV 160
Hesse, Hans, Bildschnitzer um 1450, I 318
Hesse, Helius Eoban, eigentlich Koch, Humanist und Dichter (1488—1540), I 465
Heuglin, Theodor von, Afrikareisender und Vogelforscher (1824 bis 1976), IV 70
Heydt, August, Freiherr von der, preußischer Staatsmann (1801 bis 1874), III 542
Heyne, Christian Gottlob, klassischer Philolog (1729—1812), III 174
Heynemann, Bernt, Goldschmied, Ende des 15. Jahrhunderts, I 320
Heyse, Paul von, Dichter (1830 bis 1914), III 335, 464, 581
Hildebrand, Kardinal, siehe Gregor VII.
Hildebrand, Adolf von, Bildhauer (1847—1921), III 609, 619
Hildebrand, Johann Lukas von, Baumeister (1668—1745), II 64, 70, 71, 72, 75, 76
Hille, Peter, Dichter (1854 bis 1904), IV 425
Hiller, Ferdinand, Musiker (1811 bis 1885), III 305; IV 412
Himmel, Friedrich Heinrich, Komponist (1765—1814), III 282, 290
Hindenburg, Paul von Beneckendorff und von, preußischer Generalfeldmarschall und Reichspräsident (1847—1934), III 370, 422; IV 497, 598, 607—623
Hipparch, Mathematiker und Astronom (um 190—125 vor Chr.), I 508, 509, 510
Hippel, Theodor Gottlieb von, preußischer Regierungspräsident (1775—1843), III 96, 97, 110, 111, 112
Hippokrates, griechischer Arzt (wahrscheinlich 460—377 v. Chr.), I 530
Hirth, Eduard, Maler (geb. 1885), IV 344
Hirzel, Salomon, Verlagsbuchhändler (1804—1877), III 199, 200
Hitler, Adolf, Staatsmann (geb. 1889), III 26, 27; IV 588, 593, 601, 622
Hittorf, Johann Wilhelm, Physiker (1824—1914), III 279
Hitzig, Julius Eduard, Kriminalist (1780—1849), III 97, 102, 104
Hodler, Ferdinand, Schweizer Maler und Zeichner (1853 bis 1918), IV 441
Hoë von Hoënegg, Matthias, Theolog (1580—1645), I 629, 634
Hölderlin, Friedrich, Dichter (1770—1843), II 228, 339, 345, 357—374, 409, 440, 523; III 161, 311, 326, 329, 333, 353, 630; IV 38, 427, 462
Hoetger, Bernhard, Bildhauer und Baumeister (geb. 1874), IV 442
Hoffmann, E. T. A., Komponist, Maler, Schriftsteller (1776 bis 1822), II 218, 233, 422, 535; III 93—112, 283, 290, 295, 578; IV 151, 575
Hofmann, August Wilhelm von, Chemiker (1818—1892), III 511
Hofmann, Johann Christian Konrad von, Theolog (1810 bis 1877), IV 167
Hofmann, Ludwig von, Maler (geb. 1861), IV 421, 424
Hohenlohe, Chlodwig, 6. Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz von Ratibor und Corvey, Staatsmann (1819—1901), IV 231, 241
Hohenlohe, Friedrich Ludwig, 2. Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen, preußischer General (1746—1818), II 548; III 50
Holbein, Franz Ignaz, Edler von Holbeinsberg, Dichter (1779—1855), III 99
Holbein, Hans (d. Ä.), Maler u. Zeichner (um 1465—1524), I 313, 327, 329, 357, 377, 389, 390, 392, 444, 473, 476, 487 bis 502, 488, 489; II 64; IV 347, 348, 352, 353
Holbein, Hans (d. J.), Sohn des vorigen, Maler und Zeichner (1497 oder 1498—1543), I 304; II 64
Holk, Heinrich, Graf von, kaiserlicher Feldmarschall (1599 bis 1633), I 573
Holtei, Karl von, Dichter (1798 bis 1880), III 90
Holtzendorff, Henning von, Großadmiral (1853—1919), IV 538
Holz, Arno, Dichter (1883 bis 1929), IV 127, 570, 571
Holzapfel, Peter, Reichsgraf von, eigentlich Eppelmann, kaiserlicher Feldmarschall (1585 bis 1648), I 588
Honorius III., seit 1216 Papst (gest. 1227), I 133, 138, 144, 145
Hosemann, Theodor, Maler und Zeichner (1807—1875), III 448
Huber, Wolf, Maler und Zeichner (um 1490—1553), I 467
Hugo von Cluny, Abt (1049—1109) I 93
Hugo, seit 923 Herzog von Franzien (um 900—956), I 66, 67
Hugo, Victor Marie, französischer Dichter (1802—1885), IV 382
Hulot, Guillaume, Bildhauer (zwischen 1665 u. 1725), II 31
Humboldt, Alexander, Freiherr von, Naturforscher (1769 bis 1859), II 451, 456, 603; III 171—184, 203, 273, 275, 276, 409, 502, 530, 531, 532; IV 290, 291, 297
Humboldt, Wilhelm Freiherr von, Gelehrter und preußischer Staatsmann (1767—1835), II 318, 450—463, 473, 488, 533, 538, 631; III 38, 40, 90, 150, 171, 173, 174, 177, 194, 409, 620, 626, 638; IV 31, 36, 110
Hume, David, englischer Philosoph (1711—1776), II 207, 209, 292; III 155, 246
Hummel, Johann Nepomuk, Klaviervirtuos und Komponist (1778—1837), III 289
Huntsman, Benjamin, englischer Techniker (1704—1776), III 544
Hutten, Moritz von, Bischof von Eichstädt (1503—1553), I 452
Hutten, Philipp von, deutscher Konquistador (gest. 1546), I 452
Hutten, Ulrich von, Reichsritter und Humanist (1488—1523), I 22, 195, 204, 435, 441, 450 bis 465; II 338, 648, 595; IV 568

J

Ibsen, Henrik, norwegischer Dichter (1828—1906), IV 162
Iffland, August Wilhelm, Dramatiker und Schauspieler (1759 bis 1814), II 347
Immermann, Karl, Dichter und Schriftsteller (1796—1840), II 524; IV 31
Inguiomer, Cherusker, Onkel des Arminius, I 18, 20

Innozenz III., seit 1198 Papst (1161—1216), I 128—133, 137, 143, 203

Innozenz IV., seit 1243 Papst (gest. 1254), I 140, 154

Irene, byzantinische Kaiserin (um 752—803), I 50

Irving, Washington, nordamerikanischer Schriftsteller (1783 bis 1859), III 345

Isenbrout, Adriaen, niederländischer Maler (gest. 1551), I 330

J

Jablochkoff, Paul, russischer Elektrotechniker (1847—1894), IV 473

Jackson, Andrew, 1829—1837 Präsident der USA (1767 bis 1845), III 226

Jacobi, Friedrich Heinrich, Philosoph (1743—1819), II 284

Jäger, Friedrich, Ritter v. Jaxthal, Augenarzt (1784—1871), III 348

Jagiello Wladislaw II., seit 1386 König von Polen und Großfürst von Litauen (gest. 1434), I 267, 268, 269, 275, 276, 278, 279, 280

Jahn, Friedrich Ludwig, Turnvater (1778—1852), II 524 bis 539; III 211

Jakobsen, Jens Peter, dänischer Dichter (1847—1885), IV 454

Jane, Seymour, Königin von England, 3. Gemahlin Heinrichs VIII., I 491, 498, 501

Jenatsch, Jürg, Graubündnerführer im 30jährigen Kriege (1596—1639), III 596, 597, 598

Joachim I., seit 1499 Kurfürst von Brandenburg (1484 bis 1535), I 368, 621

Joachim, Joseph, Violinvirtuose und Komponist (1831—1907), III 467, 468; IV 151, 152, 155, 162

Johann XII., 955—963 Papst (gest. 964), I 70, 71

Johann XIII., seit 965 Papst (gest. 972), I 72

Johann XXII., seit 1316 Papst (um 1245—1334), I 235, 236, 238

Johann XXIII., 1410—1415 Papst (gest. 1419), I 272

Johann Cicero, seit 1486 Kurfürst von Brandenburg (1455 bis 1499), I 368

Johann Sigismund, seit 1608 Kurfürst von Brandenburg (1572—1619), I 621, 622; II 114

Johann, seit 1481 König von Dänemark (1455—1513), I 324

Johann Moritz, Graf, seit 1664 Fürst von Nassau-Siegen, niederländischer Feldherr und Staatsmann (1604—1679), II 11

Johann, Erzherzog, österreichischer Feldmarschall und deutscher Reichsverweser (1782—1859), III 365

Johann III., Sobieski, seit 1674 König von Polen (1624 bis 1696), II 52

Johann der Beständige, seit 1525 Kurfürst von Sachsen (1468 bis 1532), I 433, 466, 469

Johann Friedrich der Großmütige, 1532—1547 Kurfürst von Sachsen (1503—1554), I 466, 469, 477

Johann Georg I., seit 1611 Kurfürst von Sachsen (1585 bis 1656), I 569, 638

Johann Georg II., seit 1656 Kurfürst von Sachsen (1613 bis 1680), I 637, 639

Jomelli, Niccolo, italienischer Komponist (1714—1774), II 227, 228

Jonas, Justus, Freund Luthers (1493—1555), I 433

Jordan, Max, Kunsthistoriker (1837—1906), III 443

Joseph I., seit 1705 Kaiser (1678 bis 1711), II 59, 60

Joseph II., seit 1765 deutscher König und Kaiser (1741—1790), II 144, 145, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 166 bis 181, 260; III 10, 11, 14, 15, 260

Josephus, Flavius, jüdischer Geschichtsschreiber (37—um 100), I 593

Joule, James Prescott, englisch. Physiker (1818—1889), III 528, 529

Judith, welfische Tante Heinrichs des Löwen, I 97, 125

Jühlke, Karl Ludwig, Afrikareisender (1856—1886), IV 232, 233, 234

Jung-Stilling, eigentlich Heinrich Jung, Schriftsteller (1740 bis 1817), II 434; III 355

Justinian I., seit 527 byzantinischer Kaiser (gest. 565), I 137

K

Kalb, Charlotte von, Freundin Schillers und Jean Pauls (1761—1843), II 358

Kalbeck, Max, Schriftsteller (1850 bis 1921), IV 150

Kalckreuth, Friedrich Adolf, Graf von, preußischer Feldmarschall (1737—1818), II 470

Kalckreuth, Leopold, Graf von, Maler (1855—1928), IV 376, 421

Kalckstein, Christian von, preußischer Edelmann (gest. 1672), II 13

Kamptz, Karl von, preußischer Staatsmann (1769—1849), II 534; III 211

Kant, Immanuel, Philosoph (1724—1804), I 256, 611; II 43, 45, 47, 147, 188, 198, 202 bis 217, 279, 288, 291, 292, 293, 296, 297, 298, 299, 301, 302, 307, 314, 345, 352, 411, 437, 438, 440, 449, 452, 453, 458, 491, 502, 637; III 63, 157, 159, 161, 166, 203, 240, 245, 277, 409, 540; IV 209, 229, 578

Kapp, Christian, Philosoph (1790 bis 1874), III 579

Kapp, Wolfgang, Politiker (1858 bis 1922), IV 586, 600

Karl Martell, seit 717 Hausmeier (um 689—741), I 41, 42, 47

Karl I., der Große, seit 768 König der Franken, seit 800 Kaiser (742—814), I 40—57, 58, 60, 64, 66, 95, 105, 116, 132, 166; II 178, 262, 266, 275, 622

Karl V., seit 1519 Kaiser (1500 bis 1558), I 374, 390, 403, 404, 408, 412—415, 419, 433, 439, 440, 441, 445, 460, 462, 463, 464, 472, 477, 488, 567, 595; II 60, 61; III 7, 15, 18, 24

Karl VI., seit 1711 Kaiser (1685 bis 1740), II 60, 62, 149, 150; III 15

Karl Friedrich, 1738—1803 Markgraf, 1803—1806 Kurfürst, seit 1806 Großherzog von Baden (1728—1811), II 145, 396, 397

Karl VII., Albrecht, seit 1726 Kurfürst von Bayern, seit 1742 Kaiser (1697—1745), II 132, 151

Karl Wilhelm Ferdinand, seit 1780 Herzog von Braunschweig (gest. 1806), III 266, 269

Karl III., der Einfältige, seit 893 König von Frankreich (879 bis 929), I 66

Karl VII., seit 1422 König von Frankreich (1403—1461), I 294

Karl VIII., seit 1483 König von Frankreich (1470—1498), I 413

Karl V., Leopold, Herzog, österreichischer Feldmarschall (1643 bis 1690), II 52, 55

Karl Alexander, Prinz, österreichischer Feldmarschall (1712 bis 1780), II 133

Karl Ludwig, seit 1648 Kurfürst von der Pfalz (1617—1680), I 604

Karl Theodor, seit 1733 Kurfürst von Pfalz-Bayern (1724 bis 1799), II 145, 172

Karl August, seit 1815 Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach (1757—1828), II 145, 180, 264, 325, 328, 329, 330, 334, 476; III 372

Karl Alexander, seit 1853 Großherzog von Sachsen-Weimar (1818—1901), III 355, 607

Karl XII., seit 1697 König von Schweden (1682—1718), II 120

Karl Eugen, seit 1737 Herzog von Württemberg (1728 bis 1793), II 357

Karlstadt, eigentlich Andreas Bodenstein, Reformator (um 1480—1541), I 433

Kasimir IV., Jagiello, seit 1447 König von Polen (1427 bis 1492), I 332, 339

Katharina Howard, Königin von England, fünfte Gemahlin Heinrichs VIII. (um 1520 bis 1542), I 492

Katharina I., seit 1725 Kaiserin von Rußland (1684—1727), III 18

Katharina II., die Große, seit 1762 Kaiserin von Rußland (1729—1796), II 143, 164, 170, 180

Katte, Hans Hermann von, Jugendfreund Friedrichs des Großen (1704—1730), II 127

Kauer, Ferdinand, Komponist (1751—1831), III 290

Kaulbach, Wilhelm von, Maler (1805—1874), III 445; IV 343, 344, 420

Kaunitz, Wenzel Anton, Reichsfürst von Kaunitz-Rittberg, österreichischer Staatsmann (1711 bis 1794), II 157, 158, 164, 168, 169, 170, 173, 175, 220; III 13, 15, 16, 23, 24, 25

Kayser, Paul, Kolonialdirektor (gest. 1898), IV 236, 237, 239, 241

Keene, Charles Samuel, englischer Karikaturist (1823—1891), III 465

Keil, Ernst, Publizist (1816 bis 1878), IV 70

Keiser, Reinhard, Komponist (1674—1739), II 83, 84

Keller, Gottfried, Dichter (1819 bis 1890), I 298, 299, 300; III 94, 355, 493, 573—589, 594, 600, 610, 611, 618, 624; IV 155, 356

Kemble, Charles, englischer Schauspieler (1775—1854), III 287

Kepler, Johannes, Astronom (1571—1630), I 506, 510, 532 bis 545, 611, 614; II 205; III 66; IV 451

Kerner, Justinus, Arzt und Dichter (1786—1862), II 373; III 323, 326, 333

Kerschensteiner, Georg, Pädagog (1854—1932), IV 74

Kestner, Georg August, Diplomat, Kunstforscher (1777 bis 1853), II 329

Keudell, Robert von, Diplomat (1824—1903), III 393, 398

Keyserling, Alexander, Graf, Naturforscher (1815—1891), III 386

Keyserling, Eduard, Graf von, Schriftsteller (1855—1918), IV 422

Kierkegaard, Søren Aabye, dänischer Philosoph (1813—1855), II 277, 278, 289; IV 199

Kind, Johann Friedrich, Schriftsteller (1768—1843), III 285, 291, 292

Kinkel, Gottfried, Dichter und Kunsthistoriker (1815—1882), III 621, 622, 628, 629; IV 9

Kinkel, Johanna, seit 1843 Gattin von Gottfried Kinkel, Schriftstellerin und Liederkomponistin (1810—1858), III 621

Kinsky, Graf, Oberst Wallensteins (gest. 1634), I 570, 575

Kirchhoff, Gustav Robert, Physiker (1824—1887), III 534

Kirchner, Theodor, Komponist (1823—1903) IV 155

Kjellén, Rudolf, schwedischer Geopolitiker (1864—1922), IV 200, 205, 210, 213

Klein, Felix, Mathematiker (1849—1925), III 267

Kleinschmidt, Otto, Vogelforscher, Pastor (geb. 1870), IV 64

Kleist, Friedrich, Graf Kleist von Nollendorf, preußischer General (1762—1823), II 575, 578, 579

Kleist, Heinrich von, Dichter (1777—1811), I 458, 492; II 7, 446, 482, 490—502; III 45, 130, 244, 310, 311, 321, 409, 465; IV 110, 119

Klemens III., seit 1187 Papst (gest. 1191), I 86

Klemens VII., seit 1523 Papst (1478—1534) I 517

Klemens Wenzeslaus von Sachsen, 1768—1802 Erzbischof von Trier (gest. 1812), III 9

Klenze, Franz Karl Leo von, Baumeister (1784—1864), III 141

Klinger, Max, Maler, Radierer und Bildhauer (1857—1920), IV 160

Klinkowström, Friedrich August von, Maler und Schriftsteller (1778—1835), II 422

Klopstock, Friedrich Gottlieb, Dichter (1724—1803), II 178, 183, 188, 230, 231, 361, 362, 363, 396, 436, 437, 438, 531

Klose, Friedrich, Komponist und Schriftsteller (geb. 1862), IV 135, 136

Klotz, Christian Adolf, Gelehrter (1738—1771), II 186

Knapp, Georg Friedrich, Volkswirtschaftler (1842—1926), IV 555

Kniprode, Winrich von, seit 1351 Hochmeister des Deutschen Ordens (gest. 1382), I 154

Knobelsdorff, Georg Wenzeslaus von, Baumeister und Maler (1699—1753), II 128; IV 110, 578

Knorr, Eduard von, Admiral (1840—1920), IV 531

Koch, Robert, Bakteriolog (1843 bis 1910), IV 315—327

Körner, Karl Theodor, Dichter (1791—1819), II 456; III 171

Kogan, Moissej, Bildhauer und Graphiker (geb. 1879), IV 442

Kohlrausch, Friedrich Wilhelm Georg, Physiker (1840—1910), III 278

Koller, Rudolf, Schweizer Maler und Radierer (1828—1905), III 606

Konrad Hochstaden, seit 1238 Erzbischof von Köln (gest. 1261), I 221, 223, 225, 227

Konrad I., seit 911 deutscher König (gest. 918), I 59, 63

Konrad III., seit 1138 deutscher König, seit 1146 Kaiser (1093 oder 1094—1152), I 97, 98, 103, 104, 108

Konrad IV., 1237 und seit 1250 deutscher König (gest. 1254), I 135, 136

Konrad der Rote, 944—953 Herzog von Lothringen (gest. 955), I 64, 69, 70

Konrad I., seit 1200 Herzog von Masowien (1187 oder 1188 bis 1247), I 146, 147, 148, 149
Konstanze, seit 1186 Gemahlin Kaiser Heinrichs VI., I 120, 125, 127, 128, 129
Kopernikus, Nikolaus, Astronom (1473—1543), I 503—519, 533, 534, 537, 538, 541, 554, 611, 614; II 205; IV 451
Koreff, David Ferdinand, Arzt und Schriftsteller (1783—1851), III 102
Korfanty, Wojciech (Adalbert), polnischer Politiker (geb. 1873), IV 587
Kotzebue, August von, Schriftsteller (1761—1819), II 347, 534; III 23, 97
Krafft, Adam, Bildhauer (um 1460—1508 oder 1509), I 316, 333, 355, 361, 362
Kraus, Franz Xaver, Kunst- und Kirchenhistoriker (1840—1901), IV 28
Krause, Carl Christian Friedrich, Philosoph (1781—1832), II 533
Kretschmer, Hermann, Maler (1811—1890), IV 74
Krieger, Adam, Komponist (1634 bis 1666), I 642
Krüdener, Barbara Juliane, Freiin von, Schriftstellerin (1764—1824), III 327
Krüger, Franz, Maler (1797 bis 1857), III 446
Krupp, Alfred, Großindustrieller (1812—1887), III 542—556, 568; IV 302, 472
Krupp, Friedrich, Großindustrieller (1787—1826), III 544, 545, 548, 555
Krupp, Friedrich Alfred, Großindustrieller (1854—1902), III 553
Kudrun, Heldin eines mittelhochdeutschen Epos, I 180
Kugler, Franz, Geschichtsschreiber und Kunsthistoriker (1808 bis 1858), III 452, 453, 457, 621, 622, 626; IV 113
Kuhnau, Johann, Komponist (1660—1722), I 605
Kuhnert, Wilhelm, Tiermaler (1865—1926), IV 74
Kundt, August, Physiker (1839 bis 1894), III 524
Kunigunde, die Heilige, Gemahlin Kaiser Heinrichs II. (gest. 1033), I 499
Kunth, Gottlob Johann Christian, preußischer Staatsbeamter (1757—1829), III 173, 174
Kupelwieser, Leopold, Maler (1796—1862), II 422, 427, 431
Kurz, Hermann, Schriftsteller (1813—1873), III 323, 332, 336
Kusser, Johann Siegmund, Komponist (1660—1727), II 83
Kutusoff, Golenischtschew-Kutusoff, Michail Ilarionowitsch, Fürst Smolenskij, russischer Feldmarschall) 1745—1813), II 561

L

Lachmann, Karl, Germanist (1793—1851), III 198
Lachner, Franz, Komponist und Kapellmeister (1803—1890), II 427
Laeisz, Ferdinand, Reeder (1801 bis 1887), IV 218, 221
Lafontaine, Jean de, französischer Fabeldichter (1621—1695), IV 103
Lagarde, Paul Anton de, eigentlich Böttticher, Sprachforscher und Politiker (1827—1891), III 498; IV 24—38, 117, 126
Lagrange, Joseph Louis, italienischer Mathematiker (1736—1812), III 527
Lainberger, Simon, Bildschnitzer (gest. vor 1503), I 338
La Mettrie, Julien Offray de, französischer Philosoph (1709 bis 1751), II 136
Lamormaini, Wilhelm, Jesuit (1570—1648), I 569
Lang, Albert, Maler (geb. 1847), IV 367
Langbehn, Julius, Schriftsteller (1851—1907), III 498; IV 369
Lange, Samuel Gotthold, Dichter (1711—1781), II 186
Langen, Eugen, Ingenieur (1833—1895), IV 245, 246, 247
Langenbeck, Bernhard von, Chirurg (1810—1887), IV 330
Langeron, Andrault, Graf von, russischer General (1763 bis 1831), II 589, 590
Langhans, Carl Gotthard, Baumeister (1732—1808), IV 578
Lanz, Heinrich, Unternehmer (1838—1905), III 543; IV 263, 269
Laplace, Pierre Simon, Marquis de, französischer Mathematiker und Astronom (1749 bis 1827), II 204; III 501
Laroche, Maximiliane, seit 1774 Gattin von Pietro Antonio Brentano, Mutter von Clemens Brentano und Bettina von Arnim (1756—1793), III 80
Laroche, Sophie, geb. Gutermann, Schriftstellerin (1731 bis 1807), II 265
Lasius, Otto, Maler, Graphiker (geb. 1866), III 618
Lassalle, Ferdinand, Führer der ersten sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland (1825—1864), III 261, 556, 577
Laube, Heinrich, Schriftsteller und Theaterleiter (1806 bis 1884), III 320, 322, IV 113
Laudon, Gideon Ernst Freiherr von, österreichischer Feldmarschall (1717—1790), II 173
Laun, Friedrich, Deckname für Friedrich August Schulze, Schriftsteller (1770—1849), III 283, 285
Lauremberg, Johann Wilhelm, Satiriker und Gelehrter (1590 bis 1658), I 591
Lavater, Johann Kaspar, Schriftsteller (1741—1801), I 558, II 436, 437, 595
Lavoisier, Antoine Laurent, französischer Chemiker (1743 bis 1794), III 65
Leade, Jane, englische Mystikerin (1623—1704), I 557
Lechleitner, Michael, Bildhauer (um 1611—1669), II 64
Lehmbruck, Wilhelm, Bildhauer (1881—1919), IV 442
Leibl, Wilhelm, Maler (1844 bis 1900), I 300, III 604, IV 342 bis 354, 367, 419
Leibniz, Gottfried Wilhelm Philosoph, Mathematiker, Physiker, Jurist, Historiker, Schriftsteller (1646—1716), I 228, 449, 557, 615, II 21, 35—48, 64, 65, 79, 86, 93, 96, 99, 113, 125, 188, 193, 202, 209, III 155, 171, 201
Leinberger, Hans, Bildhauer (um 1470 bis 1480 bis nach 1530), I 314
Leistikow, Walter, Maler (1865 bis 1908), IV 423, 424
Lenau, Nikolaus, eigentlich Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau (1802—1850), III 302
Lenbach, Franz von, Maler (1836—1904), IV 354, 420
Lenoire, Jean Joseph Etienne, französischer Mechaniker (1822 bis 1900), IV 245
Lenôtre, André de, französischer Gartenkünstler (1613—1700), II 27, 64
Lensing, Elise, Jugendgeliebte von Friedrich Hebbel (1804 bis 1854), III 474

Lenz, Johann Michael Reinhold, Schriftsteller (1751—1792), II 188

Leo III., seit 795 Papst (gest. 816), I 50, 51

Leo XIII., seit 1878 Papst (1810 bis 1903), III 467

Leo, Leonard, italienischer Komponist (1694—1744), II 97

Leonardo, italienischer Maler, Bildhauer, Baumeister, Techniker, Naturforscher (1452 bis 1519), I 325, 372, 398, 488, 495, III 445, IV 288

Leopold I., seit 1658 deutscher Kaiser (1640—1705), II 18, 51, 55, 57, 58, 59, III 15

Leopold II., seit 1790 deutscher Kaiser (1747—1792), II 173, 261, III 10, 11

Leopold, Fürst von Anhalt-Köthen, der Alte Dessauer, preußischer Feldmarschall (1676 bis 1747), II 59, 103, 119, 122, 133, IV 545

Leopold III., Friedrich Franz Fürst, seit 1807 Herzog von Anhalt (1751—1817), II 145

Leopold II., seit 1865 König der Belgier (1835—1909), IV 215

Leopold VI., seit 1198 Herzog von Österreich (1176—1230), I 168, 195

Lessing, Gotthold Ephraim, Dichter (1729—1781), I 579, II 182—201, 215, 217, 264, 288, 412, 436, III 616, 637

Lessing, Karl Friedrich, Maler (1808—1880), IV 362, 363

L'Estocq, Anton Wilhelm von, preußischer General (gest. 1815), II 549, 550

Leunis, Johannes, naturwissenschaftlicher Schriftsteller (1802 bis 1873), IV 63

Leutemann, Heinrich, Maler und Schriftsteller (1824—1905), IV 307

Levi, Hermann, Kapellmeister (1839—1900), IV 147, 155

Lewald, Fanny, Schriftstellerin (1811—1889), III 581

Leyen, Nikolaus Gerhaert von, Bildhauer (um 1430—1473), I 339

Lichtenberg, Georg Christoph, Schriftsteller und Physiker (1742—1799), III 326, 355

Lichtwark, Alfred, Kunstpolitiker (1852—1914), IV 374—383

Liebermann, Max, Maler und Graphiker (1847—1934), IV 376

Liebig, Justus von, Chemiker (1803—1873), III 180, 499 bis 512

Lienhard, Friedrich, Schriftsteller (1865—1929), IV 356

Liliencron, Detlev Freiherr von, Dichter (1844—1909), III 594, IV 369, 370, 384—401

Lilienthal, Otto, Ingenieur und Flugtechniker (1848—1896), IV 261, 273—288, 479

Linder, Emilie, Malerin (1797 bis 1867), III 607

Lindner, Albert, Schriftsteller (1831—1888), IV 410

Liscow, Christian Ludwig, Satiriker (1701—1760), II 188

List, Friedrich, Volkswirt (1789 bis 1846), III 222—235, 256, 548

Liszt, Franz von, Klaviervirtuos und Komponist (1811—1886), III 295, 300, 302, IV 143, 149, 151, 153, 404, 406, 408, 412

Liudolf, seit 950 Herzog von Schwaben (930—957), I 61, 64, 67, 68, 70

Livingstone, David, englischer Forschungsreisender (1813 bis 1873), IV 66, 228

Lloyd George, David, englischer Staatsmann (geb. 1863), IV 617

Lobatschewsky, Nikolai Iwanowitsch, russischer Mathematiker (1793—1856), III 272

Lobe, Johann Christian, Musiker (1797—1881), III 292

Lobkowitz, Georg Christian Fürst von, österreichischer General (1686—1755), II 220, 221

Lobwasser, Ambrosius, geistlicher Dichter (1515—1585), I 631

Locke, John, englischer Philosoph (1632—1704), II 128, 208, 209, 210, III 155

Loeben, Ferdinand August Otto Heinrich Graf von, Schriftsteller (1786—1825), III 90

Löffler, Friedrich August Johannes, Hygieniker (1852 bis 1915), IV 317, 323

Loeffz, Ludwig von, Maler (1845—1910), IV 419

Loehe, Wilhelm, Theolog (1808 bis 1872), IV 168

Loewe, Carl, Komponist (1796 bis 1869), III 300, IV 147

Logau, Friedrich Freiherr von, Dichter (1604—1655), I 594

Lortzing, Albert, Komponist (1801—1851), III 109

Lothar III., seit 1125 deutscher König, seit 1133 Kaiser (gest. 1137), I 96, 97, 100, 115

Lothar, seit 931 König von Italien (gest. 950), I 67, 68

Lotti, Antonio, italienischer Komponist (um 1667—1740), IV 129

Lottum, Karl Friedrich Heinrich Graf von, preußischer Staatsmann (gest. 1841), II 551, 555

Louis Ferdinand, eigentlich Friedrich Ludwig Christian, Prinz von Preußen (1772 bis 1806), II 477, 481, III 44

Lucas van Leyden, eigentlich Lucas Hugensz, niederländischer Maler, Kupferstecher und Zeichner (1494—1533), II 64

Ludendorff, Erich, preußischer General (geb. 1865), IV 610, 612—618, 623

Ludwig I., der Fromme, seit 814 Kaiser (778—840), I 47, 54

Ludwig IV., d'Outremer, seit 936 König von Frankreich (921 bis 954), I 66

Ludwig XIV., seit 1643 König von Frankreich (1638—1715), II 14, 15, 17, 20, 22, 27, 35, 36, 50—54, 56, 57, 60, 61, 150, III 12, 402

Ludwig XV., seit 1715 König von Frankreich (1710—1774), II 157

Ludwig I. Wilhelm, genannt der Türkenlouis, seit 1677 Markgraf von Baden, Reichsfeldmarschall (1655—1707), II 51, 52, 53, 59

Ludwig I., der Kehlheimer, seit 1183 Herzog von Bayern (1174—1231), I 185

Ludwig I., seit 1825 König von Bayern (1786—1868), III 76

Ludwig II., seit 1864 König von Bayern (1845—1886), II 117, III 496

Ludwig IV., der Heilige, seit 1217 Landgraf von Thüringen (gest. 1227), I 156, 163, 199

Ludwig, Otto, Dichter (1813 bis 1865), III 94, 638, IV 119

Lüderitz, Adolf, Großkaufmann (1834—1886), IV 531

Lützelburger, Hans, genannt Franck, Formschneider (gest. 1526), I 496, 497

Lugo, Emil, Maler (1840 bis 1902), IV 362, 363, 367, 369, 370

Luise Henriette von Oranien, seit 1646 Kurfürstin und erste Gemahlin des Großen Kurfürsten (1627—1667), II 9

Luise, seit 1793 Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelms III. (1776—1810), II 476—489, III 11, 18, 40, 48, 144, 370

Luther, Hans, Staatsmann (geb. 1879), IV 567

Luther, Martin, Reformator (1483—1546), I 370, 380, 384, 419—433, 434, 437, 438, 442, 444—450, 459, 462—466, 473, 474, 477, 481, 482, 504, 552, 553, 554, 591, 593, 627, 628, II 213, 268, 283, III 212, 280, 637, IV 28, 100, 430

M

Macaulay, Thomas Babington, Lord Macaulay of Rothley, englischer Politiker und Historiker (1800—1859), II 182, III 216

Macdonald, Alexandre, Herzog von Tarent, französischer Marschall (1765—1840), II 570 bis 574

Machiavelli, Niccolò, italienischer Staatsmann und Geschichtsschreiber (1469—1527), I 451, II 130, 449, III 600

Mackensen, August von, preußischer Generalfeldmarschall (geb. 1849), IV 615

Mac Mahon, Patrice Maurice Marquis de, Herzog von Magenta, französischer Marschall und Präsident der Republik (1808—1893), III 420

Mäleßkircher, Gabriel, Maler (gest. 1495), I 466

Maeterlinck, Maurice, belgischer Dichter (geb. 1862), IV 457

Magenau, Rudolf Friedrich Heinrich von, Dichter (1767 bis 1846), II 364

Magnus, Eduard, Maler (1799 bis 1872), III 446, 450

Magnus, Heinrich Gustav, Chemiker und Physiker (1802 bis 1870), III 539, 558, 566

Mahler, Gustav, Komponist (1860—1911), IV 408

Mailáth, Graf Johann Mailáth von Szekhely, ungarischer Dichter und Geschichtsschreiber (1786—1855), III 344

Makart, Hans, Maler (1840 bis 1884), IV 354

Mancini, Olympia, Gräfin von Soissons, Mutter des Prinzen Eugen (1640—1708), II 49, 50, 51, 54

Mandeville, Bernard de, englischer Arzt und Philosoph (1670—1733), II 87

Manet, Edouard, französischer Maler (1832—1883), III 461, 604, IV 441

Mansfeld, Peter Ernst II., Graf von, Feldherr (1580—1625), I 565, 566

Mantegna, Andrea, italienischer Maler und Kupferstecher (1431 bis 1506), I 302, 369, 466, 493

Manteuffel, Edwin Freiherr von, preußischer Generalfeldmarschall (1809—1885), III 215, 413, 417, 418

Manuel I., der Große, seit 1495 König von Portugal (1469 bis 1521), I 413

Marbod, König der Markomannen, I 12, 14, 16, 20, 21

Marées, Hans von, Maler (1837 bis 1887), III 604, 609, 619, IV 354, 377

Marholm, Laura, Deckname für Laura Hansson, schwedische Schriftstellerin (1854—1928), IV 332

Maria Theresia, seit 1740 Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Österreich, deutsche Kaiserin, seit 1736 Gemahlin des späteren Kaisers Franz I. (1717—1780), II 62, 131—134, 138, 139, 149—165, 166—170, 173, 174, 176—180, 223, 229, 246, III 9, 13

Marie Antoinette, Königin von Frankreich, seit 1770 Gemahlin Ludwigs XVI. (1755—1793), II 163, 229, 246, III 12

Marlborough, John Churchill, 1. Herzog von, englischer Feldherr und Staatsmann (1650 bis 1722), II 58, 60, 62, 63

Martianus Capella, lateinischer Schriftsteller (Ende des 4. Jh. n. Chr.), II 42

Marwitz, Friedrich August Ludwig von der, preußischer General und Politiker (1777 bis 1837), III 35, 42—60

Marx, Karl Heinrich, sozialdemokratischer Philosoph (1818 bis 1883), III 25, 548, 556

Massenbach, Christian Freiherr von und zu, preußischer Oberst und Schriftsteller (1758 bis 1827), III 50

Mathilde, die Heilige, 2. Gemahlin des deutschen Königs Heinrich I. (gest. 968), I 61, 63, 72

Mathilde, Markgräfin von Tuszien (1046—1115), 76, 81, 83, 86, 87, 88, 89, 120

Matisse, Henri, Maler, Bildhauer und Graphiker (geb. 1869), IV 442

Mattheson, Johann, Komponist (1681—1764), II 83, 105

Matthias, seit 1612 deutscher Kaiser (1557—1619), I 562

Matthisson, Friedrich von, Dichter (1761—1831), III 326

Maupassant, Guy de, französischer Schriftsteller (1850 bis 1893), IV 409, 571

Maupertuis, Pierre Louis Moreau de, Mathematiker und Physiker (1698—1759), II 136

Max von Baden, Prinz, Staatsmann (1867—1929), IV 620

Max II., Emanuel, seit 1679 Kurfürst von Bayern (1662 bis 1726), II 54, 58, 59

Max III., Joseph, seit 1745 Kurfürst von Bayern (1727 bis 1777), II 144

Maximilian I., seit 1493 deutscher Kaiser (1459—1519), I 181, 314, 333, 358, 365, 368, 374, 404, 414, 436, 439, 456, 458, 468, 470, 472, 489

Maximilian I., seit 1597 Herzog, seit 1623 Kurfürst von Bayern (1573—1651), I 568, 573, 581, 595

Maximilian II., Joseph, seit 1848 König von Bayern (1811 bis 1864), III 215, 219, 334, IV 11

Maximilian, seit 1864 Kaiser von Mexiko (1832—1867), III 355

Maybach, Wilhelm, Industrieller (1846—1929), IV 246—252

Mayer, Julius Robert von, Arzt und Physiker (1814—1878), III 172, 528, 529

Mayrhofer, Johann, Dichter (1787—1836), II 426

Mazarin, eigentlich Mazarini, Jules, Herzog von Nevers, Kardinal und französischer Staatsmann (1602—1661), II 49, III 21

Mazzini, Giuseppe, italienischer Revolutionär (1805—1872), III 25

Mechthild von Magdeburg, Mystikerin (um 1212 bis um 1280), I 243

Medici, florentinisches Patriziergeschlecht, I 402, 403

Medici, Gian Gastone dei, Großherzog von Toskana (gest. 1737), II 84

Méhul, Etienne, französischer Komponist (1763—1817), III 285, 290

Meier-Graefe, Julius, Schriftsteller u. Kunstgelehrter (1867—1935), III 603, 612, 613, IV 573

Meissonier, Ernest, französischer Maler, Graphiker und Bildhauer (1815—1891), III 461

Meister von Bamberg, Künstler des 13. Jahrhunderts I 205 bis 214

Meister von Naumburg, Künstler des 13. Jahrhunderts, I 205—214

Meister von Straßburg, Künstler des 13. Jahrhunderts, I 205 bis 214

Melanchthon, Philipp, Humanist (1497—1560), I 384, 433, 434 bis 449, 466, 504, IV 36

Mendel, Gregor Johann, Vererbungsforscher (1822—1884), III 513—523

Mendelssohn, Felix, Komponist (1809—1847), III 294, 300, 304, 305, 307

Mendelssohn, Moses, Philosoph (1729—1786), II 185, 204, 205, 210, 288

Menelaus, griechischer Mathematiker zur Zeit Trajans, I 509

Mengs, Anton Raphael, Maler und Kunstschriftsteller (1728 bis 1779), III 114

Mentelin, Johannes, Straßburger Buchdrucker (gest. 1478), I 285, 295, 296

Menzel, Adolph von, Maler und Graphiker (1815—1905), III 150, 442—468, 616, IV 113, 162, 354, 376, 421

Mesco, Herzog von Polen (gest. 992), I 72

Messel, Alfred, Baumeister (1853 bis 1909), IV 579

Metastasio, Pietro Antonio, eigentlich Trapassi, italienischer Dichter (1698—1782), II 89, 149, 222, 224, 226, 227, 234, 238, 239

Metternich, Klemens Wenzel Lothar, Fürst von, österreichischer Staatsmann (1773 bis 1859), II 474, 534, 559, 562, III 7—27, 37, 39, 223, 224, 348, 362

Meunier, Constantin, belgischer Maler und Bildhauer (1831 bis 1905), IV 442

Meusnier de la Place, Jean Baptiste, französischer Ingenieur (1754—1793), IV 260, 262

Mevissen, Gustav von, Bankier und Politiker (1815—1899), III 542, 543

Meyer, Conrad Ferdinand, Dichter (1825—1898), III 590 bis 602, 630

Meyer, Eduard, Geschichtsforscher (1885—1930), IV 426

Meyer, Hans Heinrich, Maler und Kunstschriftsteller (1760 bis 1832), III 114

Meyer, Hermann Julius, Verlagsbuchhändler (1826—1909), IV 71

Meyer-Förster, Wilhelm, Schriftsteller geb. 1862, IV 274, 287

Meyerbeer, Giacomo, eigentlich Jakob Liebmann Beer, Komponist (1791—1864), III 283

Meyerheim, Eduard, Maler (1808—1879), III 454

Meyerheim, Paul, Sohn von Eduard Meyerheim, Maler (1842—1915), III 466

Meysenbug, Malvida von, Schriftstellerin (1816—1903), IV 50

Michelangelo Buonarroti, eigentlich Michelagniolo di Lodovico di Lionardo di Buonarroto Simoni, italienischer Bildhauer, Maler, Baumeister und Dichter (1475—1564), II 24, III 116, 120, IV 576

Miller, Ferdinand von, Erzgießer (1813—1887), IV 481

Miller, Oskar von, Elektrotechniker (1855—1934), IV 262, 471—483

Millet, Jean François, französischer Maler und Graphiker (1814—1875), IV 420

Milton, John, englischer Dichter (1608—1674), II 93

Mingotti, Pietro, Opernunternehmer in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Gatte der Opernsängerin Regina, geb. Valentin, II 223, 225

Minne, George, Baron, belgischer Bildhauer und Graphiker (geb. 1866), IV 442

Miquel, Johannes von, Staatsmann (1828—1901), IV 231, 568

Möbius, August Ferdinand, Mathematiker und Astronom (1790 bis 1868), III 270

Möller, Theodor von, Großindustrieller und preußischer Staatsmann (1840—1925), IV 216

Moeller van den Bruck, Arthur, Schriftsteller und Kunsthistoriker (1876—1925), II 385, IV 570—583

Mörike, Eduard, Dichter (1804 bis 1875), III 324—340, IV 393

Möser, Justus, Geschichtsschreiber und Staatsmann (1720 bis 1794), II 262—276, 300 III 56, 57, IV 21

Mohl, Robert von, Staatsrechtslehrer und Politiker (1799 bis 1875), III 638

Molière, Jean Baptiste Poquelin, genannt Molière, französischer Lustspieldichter (1622 bis 1673), III 310

Moltke, Helmuth Graf von, preußischer Generalfeldmarschall (1800—1891), II 566, 617, 648, III 407—423, 425, 427, 438, 439, IV 90, 500, 501, 507, 508, 543, 607, 611, 612

Moltke, Helmuth Graf von, Neffe des vorigen, preußischer General (1848—1916), IV 507

Mombert, Alfred, Dichter (geb. 1872), IV 574

Mommsen, Theodor, Geschichtsforscher (1817—1903), III 644, IV 117

Monet, Claude, französischer Maler (1840—1926), IV 421

Monge, Gaspard, französischer Mathematiker und Physiker (1746—1818), IV 262

Montaigne, Michel Eyquem de, französischer Philosoph (1533 bis 1592), IV 350

Montecuccoli, Raimund, Reichsfürst, seit 1679 Herzog von Melfi, kaiserlicher Feldherr (1609—1680), II 52

Montesquieu, Charles de Secondat, Baron de la Brède et de, französischer Schriftsteller (1689—1755), II 128, 440, III 56

Moritz der Gelehrte, seit 1592 Landgraf von Hessen-Kassel (1572—1632), I 630, 634

Morlacchi, Francesco, italienischer Musiker (1784—1841), III 280, 286, 287

Morus, eigentlich Sir Thomas More, englischer Staatsmann und Humanist (1478—1535), I 490, 491, 492, 498, 501

Moscherosch, Johann Michael, eigentlich Mosenrosh (Schriftstellername Philander von Sittewald), Satiriker (1601 bis 1669), I 583, 591, 596, 598, 600

Moser, Friedrich Karl Freiherr von, Staatsmann und Schriftsteller (1723—1798), II 285, 466

Mottl, Felix, Kapellmeister (1856 bis 1911), IV 411, 412

Mozart, Leopold, Vater von Wolfgang Amadeus Mozart, Komponist (1719—1787), IV 405

Mozart, Wolfgang Amadeus, eigentlich Johannes Chrysostomus Wolfgangus Theophilus, Komponist (1756—1791), I 476, II 94, 178, 226, 231, 233, 234, 235, 238, 243, 244, 245, 246 bis 261, 406, 407, 420, 423, 424, 431, III 87, 93, 248, 281, 282, 284, 290, 291, 299, 310, 312, 333, 334, 339, 340, 464, IV 14, 141, 403, 404, 405, 411, 414, 415

Müller, Adam Heinrich, Schriftsteller und Volkswirt (1779 bis 1829), II 494, 495, 496, 500, 501, III 16, 22, 47, 58

Müller, Johannes, Physiolog und Anatom (1801—1858), III 527, 530, 531

Müller, Viktor, Maler (1829 bis 1871), IV 366, 367

Müller, Wenzel, Komponist (1767—1835), III 284

Münzer, Thomas, Bauernführer (1489—1525), I 554

Munch, Edward, norwegischer Maler und Graphiker (geb. 1863), IV 332, 377

Munkacsy, Michael von, eigentlich Lieb, ungarischer Maler (1844—1900), IV 354

Murillo, Bartolomé Esteban, spanischer Maler (1618—1682), I 596

Mussolini, Benito, italienischer Staatsmann (geb. 1883), IV 568

N

Nachtigal, Gustav, Afrikareisender (1834—1885), IV 221, 224

Nägeli, Hans Georg, Musiker und Pädagog (1773—1836), III 283

Naegeli, Karl Wilhelm von, Botaniker (1817—1891), III 513

Napoleon Bonaparte, 1804 bis 1814/15 Kaiser der Franzosen (1769—1821), II 36, 318, 329, 367, 408, 409, 471, 472, 480, 482, 484, 485, 486, 488, 513, 515, 529, 543, 545, 547, 549, 556, 558, 559, 560, 563, 571, 584, 585, 586, 589—592, 597, 601, 605, 610, 639, III 7, 16—20, 24, 25, 31, 34, 64, 71, 317, 397, 409, 414, 416, IV 508, 513, 543, 612

Napoleon III., eigentlich Charles Louis Napoleon, 1852 bis 1870 Kaiser der Franzosen (1808—1873) III 172, 183, 398, 420, 642

Natzmer, Oldwig Leopold von, preußischer General (gest. 1861) 575

Naumann, Friedrich, Theolog, Sozialpolitiker (1860—1919) IV 198

Neefe, Christian Gottlieb, Musiker (1748—1798) II 406

Neidhart von Reuenthal, mittelhochdeutscher Lyriker in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, I 185

Nelson, Horatio Viscount, englischer Admiral (1758—1805), III 16

Nering, Johann Arnold, Baumeister (1659—1695), II 25, 26, 28, 30, IV 578

Nettelbeck, Joachim, Bürgeradjutant Gneisenaus (1738 bis 1824), II 569

Neuffer, Christian Ludwig, Dichter (1769—1839), II 357, 360

Neuhof, Theodor, Baron, „König Theodor I. von Korsika" (1694—1756), IV 29

Neumann, Johann Balthasar, Baumeister (1687—1753), II 67—78, 220

Neureuther, Eugen Napoleon, Maler und Zeichner, (1806 bis 1882), III 335

Newton, Sir Isaak, englischer Physiker, Mathematiker und Astronom (1643—1727), I 510, 540, 558, 611, II 36, 128, 205, III 201

Ney, Michel, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, französischer Marschall (1769 bis 1815), II 549

Nibelungenliedes, Dichter des, österreichischer Dichter zu Beginn des 13. Jahrhunderts, I 168—181

Nicolai, Friedrich, Schriftsteller und Buchhändler (1733—1811), I 166, II 25, 185

Niebuhr, Barthold Georg, Geschichtsforscher und Staatsmann (1776—1831), II 553, III 203, 206, 208, IV 30

Nietzsche, Friedrich Wilhelm, Philosoph und Dichter (1844 bis 1900), I 400, II 228, 277, 278, 289, 374, 408, 463, 510, 523, III 66, 203, 236, 251, 355, 418, 620, 625, 626, 630, 637, IV 33, 34, 38, 39—60, 128, 132, 203, 340, 393, 466, 570, 574

Nikephoros II Phokas, seit 963 byzantinischer Kaiser (gest. 969) I 71, 72

Nikisch, Arthur, Kapellmeister (1855—1922), IV 147, 413

Niklot, Abotritenfürst des 12. Jahrhunderts, Stammvater des mecklenburgischen Fürstenhauses, I 115, 116

Nikolaus I, Pawlowitsch, seit 1825 Kaiser von Rußland (1796 bis 1855), III 25, 369

Nikolaus von Kues, eigentlich Nikolaus Chrypffs, Philosoph und Theolog (1401—1464), I 239, 241, 246—266, 308, 512

Nitzsch, Karl Immanuel, Theolog (1787—1868), IV 167

Nobiling, Karl Eduard, Attentäter (1848—1878) III 382

Norfolk, Thomas Howard von, englischer Politiker (1473 bis 1554), I 492, 499

Notke, Bernt, Bildschnitzer und Maler (um 1440—1509), I 316 bis 330, 365

Nottebohm, Gustav, Musikforscher (1817—1882), IV 154

Novalis, Dichtername des Freiherrn Friedrich von Hardenberg, Dichter (1772—1801), I 558, II 199, 373, 415, III 80, 186, 189, 241, IV 38, 341, 462

O

Oberhummer, Eugen, Geograph (geb. 1859), IV 206

Oberländer, Adolf, Maler und Zeichner (1845—1923), IV 420

Ochs, Siegfried, Musiker (1858 bis 1929), IV 147

Odowakar, germanischer Heerführer (433—493), I 27, 28, 30

Oetinger, Friedrich Christoph, Pietist (1702—1782), I 557

Ohm, Georg Simon, Physiker (1787—1854), III 558

Olbers, Wilhelm, Astronom (1758—1840), III 268, 269, 270

Oldach, Julius, Maler (1804 bis 1830) IV 379, 382

Oldendorp, Sander, Gelehrter (gest. 1561), I 320

Olearius, Adam, eigentlich Ölschläger, Schriftsteller (1603 bis 1671), I 593

Olshausen, Robert von, Frauenarzt (1835—1915), IV 330

Opitz, Martin, Dichter (1597 bis 1639), I 591, 598, 617, 634, 635, 637

Oppler, Alexander, Bildhauer und Graphiker (geb. 1869), IV 421

Oresmius, Nicolaus von, eigentlich Oresme, französischer Mathematiker, Physiker und Astronom (zwischen 1320 und 1325—1382), I 512

Osiander, Andreas, eigentlich Hosemann, Theolog (1498 bis 1552), I 514, 518

Osten-Sacken, Fabian Gottlieb (Fabian Wilhelmowitsch) Fürst von der, russischer Feldmarschall (1752—1837), II 589

Osthaus, Karl Ernst, Kunstgelehrter und Kunstsammler (1874—1921), IV 434—449

Otto I. der Große, seit 936 deutscher König, seit 962 Kaiser (912—973), I 58—75, 81, 95, 98, 99, 108, 163

Otto II., seit 973 deutscher König und Kaiser (955—983), I 70, 71, 72

Otto IV., seit 1198 deutscher König, seit 1209 Kaiser (wahrscheinlich 1174—1218), I 125, 129—132, 134, 140, 159, 163, 168, 196, 197, 199

Otto III., seit 1233 Markgraf von Brandenburg (gest. 1267), I 148, 154, 156

Otto I., seit 1235 Herzog von Braunschweig (1204—1252), I 148, 152

Otto von Bamberg, Heiliger, der Apostel der Pommern (um 1060—1139), I 148

Otto von Freising, Bischof, mittelalterlicher Geschichtsschreiber (um 1114—1158), I 104, 112, 116

Otto von Northeim, 1061—1070 Herzog von Bayern (gest. 1083) I 78, 79, 81, 82, 85

Otto, Nikolaus August, Techniker (1832—1891), IV 245, 246, 247, 253

Ottokar II., seit 1253 König von Böhmen (um 1230—1278), I 154, III 317

Overbeck, Franz, Theolog (1837 bis 1905), IV 48, 60

Overbeck, Johann Friedrich, Maler (1789—1869), I 497, II 422

P, Q

Pachelbel, Johann, Komponist und Organist (1653—1706), II 102

Pacher, Michael, Maler und Bildschnitzer (etwa 1435 bis 1496), I 298—315, 316, 372, 466

Paganini, Niccolò, Violinvirtuos und Komponist (1782 bis 1840) IV 157

Palestrina, Giovanni Pierluigi da, italienischer Kirchenkomponist (wahrscheinlich 1525 bis 1594), IV 129

Palladio, Andrea, italienischer Baumeister (1508—1580), II 24

Palleske, Emil, Schriftsteller (1823—1880), III 581

Palmerston, Henry John Temple 3. Viscount, englischer Staatsmann (1784—1865), III 25

Panofka, Theodor, Archäologe (1800—1858), III 621

Paoli, Betty, eigentlich Barbara Elisabeth Glück, Schriftstellerin (1814—1894), III 469, 594

Pape, William, Maler (1859 bis 1920), III 460

Papen, Franz von, Politiker (geb. 1879) IV 622

Paracelsus, Philippus Aureolus Theophrastus, eigentlich Theophrast von Hohenheim, Arzt und Philosoph (1493—1541), I 216, 228, 520—531, 546, 552, 554, 555, 593, III 242

Parseval, August von, Offizier und Luftschiffer (geb. 1861), IV 267

Pascal, Blaise, französischer Philosoph und Mathematiker (1623—1662), I 615, II 283

Paschalis II., seit 1099 Papst (gest. 1118), I 89

Pasquini, Bernardo, italienischer Musiker (1637—1710), II 85

Pasteur, Louis, französischer Chemiker, Biolog und Mediziner (1822—1895), IV 324

Paul III., seit 1534 Papst (1468—1549), I 503

Paul, Adolf, Schriftsteller (geb. 1863), IV 332

Paul, Jean, Schriftstellername von Jean Paul Friedrich Richter, Dichter (1763—1825), I 605, II 284, 291, 296, 375 bis 387, 402, III 61, 70, 89, 107, 244, 295, 326, 343, 345, IV 30, 33, 98, 100, 120

Pausanias, griechischer Schriftsteller im 2. Jahrhundert nach Chr., IV 88

Pecht, August Friedrich, Maler und Kunstschriftsteller (1814 bis 1903), III 443

Peel, Sir Robert, englischer Staatsmann (1788—1850), III 25

Pepusch, Johann Christoph, Musiker (1667—1752) II 88, 89

Percy, Thomas, englischer Dichter (1729—1811), IV 114

Perfall, Anton Freiherr von Schriftsteller (1853—1912) IV 347

Perry, Matthew Calbraith, amerikanischer Seefahrer (1794 bis 1858), IV 212

Perthes, Friedrich Christoph, deutscher Buchhändler (1772 bis 1843), II 385, III 209, 428, 437

Peschel, Oskar, Geograph (1826 bis 1875), III 184, IV 209

Pestalozzi, Johann Heinrich, Pädagog (1746—1827), II 304 bis 320, 640, IV 356

Peter I., der Große, seit 1682/89 Kaiser von Rußland (1672 bis 1725), II 29

Peter III., Feodorowitsch, 1762 Kaiser von Rußland (1728 bis 1762), II 138

Peters, Carl, deutscher Kolonialpolitiker und Afrikareisender (1856—1918), IV 228—243, 531, 532, 533

Petit, Alexis Thérèse, französischer Physiker (1791—1820), III 501

Petrarca, Francesco, italienischer Dichter und Gelehrter (1304—1374), I 265

Pettenkofer, Max von, Hygieniker (1818—1901), III 506

Peutinger, Konrad, Humanist (1465—1547), I 408

Pfeil, Joachim Graf, Afrikaforscher (1857—1924), IV 232, 233, 234

Pfeuffer, Carl, Medailleur (1801 bis 1861), III 567

Pfizer, Paul, Achatius, Politiker und Schriftsteller (1801 bis 1867), III 323

Philipp, seit 1167 Erzbischof von Köln (gest. 1191), I 99

Philipp von Schwaben, seit 1198 deutscher König und Kaiser (um 1180—1208), I 129, 159, 163, 168, 196, 197, 199, 203

Philipp II. August, seit 1180 König von Frankreich (1165 bis 1223), I 130, 131, 219

Philipp V., seit 1701 König von Spanien (1683—1746), II 61

Philon, jüdisch-hellenischer Philosoph (geb. zwischen 30 und 20 v. Chr.), I 253

Piazzi, Giuseppe, italienischer Astronom (1746—1826), III 267, 268

Piccini, Nicola, italienischer Komponist (1728—1800), II 229

Piccolomini, Aneas Silvius, seit 1458 Papst Pius II. (1405 bis 1464), I 312

Piccolomini, Octavio Piccolomini-Pieri, Fürst, Herzog von Amalfi, Heerführer im 30jährigen Krieg (1599—1656), I 576, 577, 586

Pidoll, Karl Michael Valentin Freiherr von, Maler (1847 bis 1901), III 609

Pietsch, Ludwig, Zeichner und Schriftsteller (1824—1911), III 443, 463

Piglhein, Bruno, Maler (1848 bis 1894), IV 420

Pilgrim, seit 971 Bischof von Passau (gest. 991), I 169

Piloty, Karl von, Maler (1826 bis 1886), IV 343, 344, 419

Pippin, der Kleine, Hausmeier, seit 751 König der Franken (714—768), I 41, 42, 44, 48, 54

Pippin, seit 781 König der Langobarden (777—810), I 43

Pirckheimer, Willibald, Humanist (1470—1530), I 373, 384, 456, 464

Pisano, Niccolo, italienischer Bildhauer (um 1205 bis um 1280), IV 576

Pitt, William, der Jüngere Pitt, britischer Staatsmann (1759 bis 1806), III 13, 16, 17

Pius VI., seit 1775 Papst (1717 bis 1799), II 175

Pizarro, Francisco, Eroberer von Peru (um 1475—1541), IV 112

Platen, August Graf von Platen-Hallermund, Dichter (1796 bis 1835), IV 154

Platon, griechischer Philosoph (427—347 v. Chr.), I 248, 249, 253, 259, 262, 448, II 360, III 161, 240, 243, 350, IV 462

Plethon, Gemistos Georgios, Gelehrter (um 1355 bis zwischen 1450 und 1452), I 262

Plotin, griechischer Philosoph (um 205—270), I 255, III 242

Poelzig, Hans, Baumeister (geb. 1869), IV 579

Poeppelmann, Matthäus Daniel, Baumeister (1662—1736), II 29, 79

Pohl, Hugo von, Admiral (1855 bis 1916), IV 539

Pohl, Richard, Musikschriftsteller (1826—1896), IV 162

Pollaiolo, Pollajuolo, Antonio del, italienischer Goldschmied, Bildhauer, Maler, Justierer, Kupferstecher (1429—1498), III 618

Polo, Marco, Weltreisender (1254—1324), IV 289

Pompadour, Jeanne, Antoinette Poisson Marquise de, Geliebte Ludwigs XV. von Frankreich (1721—1764), II 157

Ponte, Lorenzo da, italienischer Operndichter (1749—1838), II 258

Pope, Alexander, englischer Dichter (1688—1744), II 87, 88, 92

Porges, Heinrich, Musiker (1837 bis 1900), IV 412

Porpora, Niccolo, italienischer Komponist und Gesanglehrer (1686—1766), II 90

Poussin, Nicolas, französischer Maler (1593 oder 1594—1665), III 607

Praetorius, Michael, eigentlich Schultheiß, Komponist und Schriftsteller (1571—1621), I 628, 630

Prandauer, Jakob, Baumeister und Bildhauer (um 1658 bis 1726), II 79

Praxedis (Adelheid), seit 1089 2. Gemahlin Kaiser Heinrichs IV. (nach 1067—1109), I 88

Preen, Friedrich von, bad. Amtmann (1864—1893), III 629

Preuß, Johann David Erdmann, Geschichtschreiber (1785 bis 1868), III 452

Pribislaw, seit 1160 Fürst der Abotriten (gest. 1178), I 116

Proklos, Diadochus, griechischer Philosoph (geb. 411 n. Chr.), I 248, 255, 263

Przybyszewski, Stanislaus, polnischer Schriftsteller (1868 bis 1927), IV 332, 571

Ptolomaios, Claudius, Geograph, Astronom und Mathematiker im 2. Jahrhundert n. Chr., I 506, 509, 518, 533, 540

Pückler-Muskau, Fürst Hermann von (1785—1871), III 103

Pufendorf, Samuel Freiherr von, Geschichtsschreiber und Rechtslehrer (1632—1694), IV 568

Purcell, Henry, englischer Komponist (1659—1695), II 87

Puvis de Chavannes, Pierre Cécile, französischer Maler (1824—1898), IV 421

Pythagoras, griechischer Philosoph (gest. angeblich 497/96), IV 41

Quantz, Johann Joachim, Komponist und Flötenspieler (1697 bis 1773), II 233

R

Raabe, Wilhelm, Dichter (1831 bis 1910), I 192, 605, III 94, IV 30, 94—109, 120, 127

Rabelais, François, französischer Schriftsteller (1494—1553), III 95

Racine, Jean Baptiste, französischer Dichter (1639—1699), II 229

Radowitz, Joseph Maria von, preußischer General und Staatsmann (1797—1853), III 357 bis 369, 375

Radziwill, Elisa, Jugendliebe Kaiser Wilhelms I. (1803 bis 1834), III 371, 372

Raffael, eigentlich Raffaelo Santi, italienischer Maler (1483 bis 1520), I 497, II 64, III 144, 445, 608, 618

Raimund, Ferdinand, eigentlich Raimann, Schauspieler und Dramatiker (1790—1836), III 310

Rainald von Dassel, seit 1159 Erzbischof von Köln (um 1120—1167), I 99, 103, 109, 110, 111, 113

Rakoczy, Franz II., ungarischer Freiheitskämpfer (1676—1735) II 58

Ramdohr, Friedrich Wilhelm Basilius von, Jurist und Diplomat (1752—1822), III 132, 133, 135, 138

Rameau, Jean Philippe, französischer Komponist und Musiktheoretiker (1683—1764), II 222

Ranke, Leopold von, Geschichtsschreiber (1795—1886), II 638, 648, III 203—221, 232, 409, 621, 626, 647.

Rathenau, Emil, Großindustrieller (1838—1915), IV 475

Ratzel, Friedrich, Geograph (1844—1904), IV 15, 18, 200 bis 214

Rauch, Christian Daniel, Bildhauer (1777—1857), II 217, III 445, 446, 448

Raule, Benjamin, brandenburgischer Marinedirektor (gest. 1707), II 15

Raumer, Friedrich von, Geschichtsschreiber (1781—1873), III 90, IV 12

Razumowsky, Andreas Kyrillowitsch, Fürst, russischer Gesandter in Wien II 408

Rechberg, Johann Bernhard Graf von, österreichischer Staatsmann (1806—1899), III 393

Rée, Paul, Philosoph (1849 bis 1901), IV 53, 56

Reger, Max, Komponist (1873 bis 1916), II 94, IV 158, 162, 402—415

Regiomontanus, eigentlich Johannes Müller aus Königsberg, Mathematiker und Astronom (1436—1476), I 512, 533, 534

Reichlich, Marx, Maler, um 1500, I 314

Reifferscheidt, Heinrich, Radierer und Maler (geb. 1872), IV 447

Reimarus, Hermann Samuel, Theologe und Philosoph (1694 bis 1768), II 195, 196

Reinhart, Johann Christian, Zeichner, Maler und Radierer (1761—1841), III 606

Reinken, Jan Adam, Komponist und Orgelmeister, (1623 bis 1722), II 101

Reinmar von Hagenau, Minnesänger (gest. vor 1210), I 168, 197, 198, 200

Rembrandt, eigentlich Rembrandt Harmensz van Rijn, niederländischer Maler, Zeichner und Radierer (1606 bis 1669), I 334, II 64, III 617, IV 127, 350, 421, 425, 431, 433, 575

Renard, Charles, französischer Luftschiffer (1847—1905), IV 262

Rennenkampf, Paul Eler von, russischer General (1854 bis 1918), IV 611

Renoir, Pierre Auguste, französischer Maler, Graphiker und Bildhauer (1841—1919), IV 441

Rethel, Alfred, Maler und Zeichner (1816—1859), I 495

Reuchlin, Johannes, Humanist (1455—1522), I 438, 439, 444, 455

Reuleaux, Franz, Ingenieur (1829—1905), III 569, 570, IV 276

Reuter, Ludwig von, Vizeadmiral (geb. 1869), IV 542

Rhaw, Georg, Drucker, Verleger, Musiker und Schriftsteller (1488—1548), I 628

Rheinberger, Josef, Komponist und Dirigent (1839—1901), IV 407

Rhodes, Cecil, britisch-südafrikanischer Wirtschaftler und Staatsmann (1853—1902), IV 215

Ricardo, David, englischer Volkswirtschaftler (1772—1823) III 230

Richard von Cornwallis, seit 1257 deutscher König (1209 bis 1272), I 225

Richard I., Löwenherz, seit 1189 König von England (1157 bis 1199), I 123, 129

Richard II., 1377—1399 König von England (1367—1400), I 281

Richelieu, Armand Jean du Plessis Herzog von, Kardinal u. französischer Staatsmann (1585 bis 1642), I 564, II 8, III 215

Richenza, deutsche Kaiserin, seit 1100 Gemahlin Lothars III. (um 1090—1142), I 97

Richter, Adrian Ludwig, Maler und Zeichner (1803—1884), I 497, II 400, III 335, 606

Richter, Hans, Dirigent (1843 bis 1916), IV 160

Richthofen, Ferdinand, Freiherr von, Geograph (1833—1905), IV 208

Richthofen, Manfred Freiherr von, Kampfflieger (1892 bis 1918), IV 543—551

Riecke, Carl Viktor Eduard, Physiker (1845—1915), III 279

Riegl, Alois, Kunstgelehrter (1858—1905), IV 576

Riehl, Berthold, Kunstgelehrter (1858—1911), IV 14

Riehl, Wilhelm Heinrich von, Kulturhistoriker (1823—1897), III 289; IV 7—23

Riemann, Bernhard, Mathematiker (1826—1866), III 272

Riemann, Hugo, Musikforscher (1849—1919), IV 407, 408, 409

Riemenschneider, Tilman, Bildhauer und Bildschnitzer (um 1460—1531), I 316, 339, 341, 343—354, 356, III 349

Rilke, Rainer Maria, Dichter (1875—1926), IV 35, 450 bis 460

Rinuccini, Ottavio, italienischer Dichter (1562—1621), I 637

Ritschl, Wilhelm, Philologe (1806—1876), IV 44, 46

Ritter, Karl, Geograph (1779 bis 1859), III 425, 507, 621

Rittner, Rudolf, Schauspieler (geb. 1869), IV 426

Robert Guiscard, seit 1060 Herzog von Apulien (um 1015 bis 1085), I 76, 85

Rochlitz, Friedrich, Schriftsteller (1769—1842), III 99, 292

Rodbertus-Jagetzow, Johann Karl von, Nationalökonom (1805—1875), III 263

Rodin, Auguste, französischer Bildhauer (1840—1917), IV 442, 456, 457, 458.

Roger II., Graf, seit 1130 König von Sizilien (1095—1154), I 125

Rohde, Erwin, Klassischer Philolog (1845—1898), IV 33, 46, 47

Rohlfs, Gerhard, Afrikareisender (1831—1896), IV 289, 298

Roon, Albrecht Graf von, preußischer Generalfeldmarschall und Kriegsminister (1803—1879), III 45, 379, 382, 407, 414, 416, 424—441

Roscher, Wilhelm, Volkswirtschaftler (1817—1894), II 264

Rosenberg, Frederic Hans von, Diplomat (geb. 1874), IV 565

Rosenfelder, Ludwig, Maler (1813—1881), IV 419

Rossini, Gioachino Antonio, italienischer Komponist (1792 bis 1868), II 415, III 248, 290

Roswita, deutsche Dichterin (um 935 bis gegen Ende des 10. Jahrhunderts), I 73

Roßmäßler, Emil Adolf, Naturforscher und Schriftsteller (1806 bis 1867), IV 70, 72

Rousseau, Jean Jacques, französischer Schriftsteller (1712 bis 1778), II 65, 215, 227, 268, 277, 307, 310, 363, 364, 512, III 62, IV 382

Roux, Pierre Paul Emile, französischer Bakteriolog (1853 bis 1933), IV 324

Rubens, Peter Paul, niederländischer Maler (1577—1640), I 469, II 22, 64, III 608, 625, IV 342, 344

Rubinstein, Anton, russischer Pianist und Komponist (1829 bis 1894), IV 153, 154

Rudolf I. von Habsburg, seit 1273 deutscher König (1218 bis 1291), I 228, III 313

Rudolf II., seit 1576 deutscher Kaiser (1552—1612), I 537, 541, 542

Rudolf II., seit 912 König von Hochburgund (gest. 937), I 67

Rudolf, Erzherzog, österreichisch-ungarischer Kronprinz (1858 bis 1889), IV 72

Rudolf, Graf von Rheinfelden, seit 1077 Gegenkönig Heinrichs IV., (gest. 1080), I 84, 85

Rüchel, Ernst Wilhelm Friedrich von, preußischer General (gest. 1823), II 606, 607

Rückert, Friedrich, Dichter (1788 bis 1866), III 302, IV 25, 30

Ruederer, Joseph, Schriftsteller (1861—1915), IV 423

Rühle von Lilienstern, Johann Jakob Otto August, Generalleutnant und Militärschriftsteller (1780—1847), II 544

Ruge, Arnold, Schriftsteller (1803—1880), III 576

Rughese, Nikolaus, Goldschmied (gest. vor 1491), I 320

Ruisdael, Jakob Izaakszoon van, niederländischer Maler (1628 oder 1629 bis 1682), III 131

Rumohr, Karl Friedrich von, Kunsthistoriker (1785—1843), III 622

Runge, Philipp Otto, Maler (1777—1810), II 422, III 66, 113—139, IV 376

Russell, Odo Lord Ampthill, englischer Diplomat (1829 bis 1884), III 404

S

Sachs, Hans, Dichter (1494 bis 1576), I 478—486, 591, 600; III 337

Sadeler, Raphael, niederländischer Kupferstecher (1555 bis 1628), I 387

Saint-Simon, Claude Henry de Rouvroy, Graf von, französischer Sozialist (1760—1825), III 599

Saladin, arabisch Salah ed Din, Sultan von Ägypten und Syrien (1138—1193), I 121, 128

Salieri, Antonio, italienischer Komponist (1750—1825), II 424

Sammartini, Giovanni Battista, italienischer Komponist (1701 bis 1775), II 222

Samsonoff, Aleksandr Wassiljewitsch, russischer General (1859—1914), IV 611

Sandrart, Joachim von, Maler, Kupferstecher und Kunstschriftsteller (1606—1688), I 387, 388, 392, II 23

Sarasin, Fritz, Naturforscher (geb. 1859), III 608

Sattler, Joseph, Maler und Zeichner (1867—1931), IV 367

Savigny, Friedrich Karl von, Jurist und preußischer Staatsmann (1779—1861), II 264, III 104, 150, 186, 188, 194, IV 30

Scandellus, Antonio, italienischer Komponist (1517—1580) I 634

Scarlatti, Alessandro, italienischer Komponist (1659—1725), II 85, 97

Scarlatti, Domenico, italienischer Komponist, Sohn des vorigen (1685—1757) II 85, 98

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Dichter und Literarhistoriker (1815—1894), III 330, 607, 610

Schadow, Johann Gottfried, Bildhauer (1764—1850), III 445, 446, IV 111, 113

Schäfer, Wilhelm, Schriftsteller (geb. 1868), IV 442

Schäffle, Albert Eberhard Friedrich, Volkswirtschaftler und Soziolog (1831—1901), IV 20

Schalk, Franz, Dirigent (1863 bis 1931), IV 147

Scharnhorst, Gerhard Johann David von, preußischer General (1755—1813), II 472, 486, 514, 531, 532, 540—563, 548, 553, 570, 576, 584, 585, 587, 588, 612, 613, 623, 637, 638, 641, 645, III 35, 408, 409, 410, 411, 426, 645, IV 512.

Scheer, Reinhard, Admiral (1863—1928), IV 527—542

Scheffler, Karl, Kunstschriftsteller (geb. 1869), III 612

Schein, Johann Hermann, Komponist (1586—1630), I 635, 640

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von, Philosoph (1775 bis 1854), I 559, II 339, 345, 363, 368, III 66, 161, 162, 164, 240, 243, 246, 250

Schenkendorf, Max von, Dichter (1783—1817), II 534, III 71

Scherenberg, Christian Friedrich, Dichter (1798—1881), III 581, IV 113

Scherer, Wilhelm, Germanist (1841—1886), I 626

Schichau, Ferdinand, Industrieller (1814—1896), IV 472

Schick, Rudolf, Maler (geb. 1887), III 604, 605, 614

Schikaneder, Emanuel, Theaterdichter und Bühnenleiter (1751 bis 1812), II 260

Schill, Ferdinand von, preußischer Freiheitskämpfer (1776 bis 1809), II 502, 573

Schiller, Johann Christoph Friedrich von, Dichter (1759 bis 1805), I 190, 193, 560, II 183, 193, 198, 201, 211, 214, 215, 239, 291, 296, 301, 337 bis 356, 361, 362, 363, 381, 439, 455, 458, 478, 510, 638, III 87, 88, 134, 171, 172, 177, 178, 219, 221, 238, 250, 314, 321, 409, 478, 574, 620, 627, 645, IV 108, 119, 300, 350

Schinkel, Karl Friedrich, Baumeister und Maler (1781 bis 1841), III 46, 105, 140—150, 446, 448, 467, IV 110, 115, 578, 579

Schirmer, Johann Wilhelm, Maler (1807—1863), III 605, 606; IV 362, 370

Schlaf, Johannes, Schriftsteller (geb. 1862), IV 570

Schlageter, Albert Leo, deutscher Freiheitskämpfer (1894 bis 1923), IV 584—593

Schlegel, August Wilhelm von, Dichter, Übersetzer und Gelehrter (1767—1845), II 373, 381, III 181, 194

Schlegel, Caroline, (1796—1803), Gattin von August Wilhelm Schlegel (1763—1809), III 80

Schlegel, Friedrich von, Philosoph, Geschichtsforscher und Dichter, Bruder von August Wilhelm Schlegel, (1772 bis 1829), II 183, 188, 192, 198, 422, 441, III 22, 70, 90, 139, 241, 316, 628

Schleich, Carl Ludwig, Mediziner (1859—1922), IV 328—341, 572

Schleich, Eduard, Maler (1812 bis 1874), IV 328

Schleich, Robert, Maler (geb. 1845), IV 328

Schleicher, Kurt von, preußischer General (1882—1934), IV 622

Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel, Theolog und Philosoph (1768—1834), II 422, III 80, 104, 205, 243, 386, 452, IV 25, 31

Schlick, Kaiserlicher Feldmarsch. im 30jährigen Kriege, I 566

Schlieffen, Alfred Graf von, preußischer Generalfeldmarschall (1833—1913), II 619, 648, III 408, 413, 418; IV 498—512, 611

Schliemann, Heinrich, Kaufmann und Altertumsforscher (1822—1890), IV 75—93

Schlosser, Friedrich Christoph, Geschichtsschreiber (1776 bis 1861), III 220, 507, 632

Schlüter, Andreas, Baumeister und Bildhauer (1634—1714), II 7, 20—34, 79, 113, IV 578

Schmalz, Theodor, Jurist (1760 bis 1831), II 534

Schmidt, Friedrich Wilhelm August, genannt Schmidt von Werneuchen, Pfarrer und Lyriker (1764—1838), IV 116

Schnaase, Karl, Kunstgelehrter (1798—1875), III 622

Schober, Franz Adam Friedrich von, Schriftsteller (1798 bis 1882), II 426

Schobert, Johann, Komponist und Pianist (gest. 1767), II 250

Schöffer, Peter, Buchdrucker (um 1425 bis 1502 oder 1503), I 286, 292, 294, 296

Schön, Theodor von, preußischer Staatsmann (1772—1858), II 438; III 90

Schönborn, Johann Philipp von, seit 1647 Erzbischof und Kurfürst von Mainz (1605 bis 1673), I 613, II 70, 72, III 8, 15, 23

Scholderer, Otto, Maler (1834 bis 1902), IV 365, 366, 369

Schongauer, Martin, Maler und Kupferstecher (um 1445 bis 1491), I 299, 307, 339, 347, 371, 377

Schopenhauer, Arthur, Philosoph (1788—1860), II 216, III 236—251, 493, 625, IV 43, 47, 51, 53, 100, 101, 103, 104, 367, 570, 578

Schoppe, Amalie, geb. Weise, Schriftstellerin (1791—1858), III 474

Schreyvogel, Joseph, Schriftsteller und Dramaturg (1768 bis 1832), III 313

Schroedter, Adolf, Maler (1805 bis 1875), IV 362

Schubart, Christian Friedrich Daniel, Dichter (1739—1791), II 362, III 226

Schubart, Johann Christian, Edler von Kleefeld, Landwirt (1734—1787), III 260

Schubert, Franz, Komponist (1797—1828), II 220, 251, 419—433, 563, III 295, 301, 302, 333, IV 148, 159, 403, 407, 408, 409, 410

Schütte, Johann, Luftschiffbauer (geb. 1873), IV 263, 269

Schütz, Heinrich, Komponist (1585—1672), I 627—643

Schütz, Wilhelm von, Schriftsteller (1776—1847), III 47

Schulhoff, Julius, Komponist und Klaviervirtuos (1825 bis 1898), IV, 406

Schultze, Hans, genannt Johannes Praetorius, Schriftsteller (1630—1680), I 593

Schumann, Clara, geb. Wieck, Pianistin, seit 1840 Gattin von Robert Schumann (1819 bis 1896), III 299, 301, 302, 304, 305, 306, IV 152, 154, 155, 160

Schumann, Robert, Komponist (1810—1856), II 94, 416, III 295—308, IV 148, 152, 156, 157, 404, 406

Schupp, Johann Balthasar, Schriftsteller (1610—1661), I 591

Schwab, Gustav, Dichter (1792 bis 1850), III 323, 326

Schwartzenberg, Adam Graf zu, brandenburgischer Staatsmann (1584—1641), II 8

Schwartzkopf, Louis, Großindustrieller (1825—1892), IV 472

Schwarz, David, Luftschiff-Konstrukteur (1850—1897), IV 262

Schwarzenberg, Karl Philipp Fürst zu, österreichischer Feldmarschall (1771—1820), II 589, 591, 592, III 20, 348, 366, 368

Schweinfurth, Georg, Afrikaforscher (1836—1925), IV 289 bis 300

Schwenckfeld, Kaspar, Sektengründer (1489—1561), I 546, 555

Schweninger, Ernst, Arzt (1850 bis 1924), IV 334

Schwerin, Karl Christoph Graf von, preußischer Generalfeldmarschall (1684—1757), II 132, IV 613

Schwind, Moritz von, Maler und Zeichner (1804—1871), II 423, 427, III 335, 377

Scott, Sir Walter, schottischer Dichter (1171—1832), III 409, IV 78, 114

Sechter, Simon, Musiker (1788 bis 1867), IV 143, 145

Seeley, Sir John Robert, englischer Geschichtsschreiber (1834 bis 1895), III 216

Segest, Cheruskerfürst, Gegner des Arminius, I 15, 17

Seidl, Emanuel von, Baumeister (1856—1919), IV 420

Semler, Johann Salomo, Theolog (1725—1791), II 195

Semper, Gottfried, Baumeister und Kunsttheoretiker (1803 bis 1879), III 624

Seneka, Lucius Annaeus, philosophischer Schriftsteller und Dichter (gest. 65 n. Chr.), III 242

Servede, Michael, eigentlich Miguel Servetо, spanischer Arzt und Philosoph (vielleicht 1509 bis 1553), I 443

Seume, Johann Gottfried, Schriftsteller (1763—1810), II 531

Seuse, Heinrich, deutscher Mystiker (1295—1366), I 234

Seydlitz, Friedrich Wilhelm von, preußischer General (1721 bis 1773), II 581

Shaftesbury, Anthony Ashley-Cooper, 3. Earl of, Philosoph (1671—1713), II 87, 92, 128

Shakespeare, William, englischer Dichter (1564—1616), II 187, 188, III 242, 310, 311, 326, 387, 409, 478, 479, IV 464

Sickingen, Franz von, Kaiserlicher Feldhauptmann (1481 bis 1523), I 458, 459, 462—465

Sieger, Robert, Geograph (1864 bis 1926), IV 207

Siemens, Friedrich, Bruder von Werner von Siemens, Industrieller (1826—1904), III 564

Siemens, Georg von, Vetter von Werner von Siemens, Bankmann (1839—1901), III 561, IV 557, 558

Siemens, Karl von, Bruder von Werner von Siemens, Kaufmann (1829—1906), III 563, 570, 571

Siemens, Werner von, Industrieller (1816—1892), III 541, 543, 552, 557—572, IV 302, 473

Siemens, Wilhelm (Sir William), Bruder von Werner von Siemens, Industrieller (1823 bis 1883), III 557, 558, 560, 564, 567

Sigismund, seit 1386 König von Ungarn, 1411 deutscher König, seit 1433 Kaiser (1361—1437), I 263, 269, 274—278, 280

Signac, Paul, französischer Maler und Schriftsteller (geb. 1863), IV 442

Simony, Friedrich, Geograph und Alpenforscher (1813 bis 1896), III 348

Sinclair, Isaak von, Staatsmann und Dichter (1775 bis 1815), II 358, 371, 372

Skrjabine, Alexander Nikolajewitsch, russischer Komponist (1872—1915), IV 402

Slevogt, Max, Maler und Graphiker (1868—1932), IV 423

Smith, Adam, englischer Philosoph und Volkswirtschaftler (1723—1790), III 33, 226, 230, 285, 259

Soden, Friedrich Julius Heinrich Graf von, Schriftsteller und Volkswirtschaftler (1754 bis 1831), III 98, 99

Soden, Julius Freiherr von, Staatsmann (1846—1921), IV 239, 532

Sokrates, griechischer Philosoph (470—399 v. Chr.), IV 50

Sophie, Kurfürstin von Hannover, seit 1658 Gemahlin Ernst Augusts (1630—1714), I 604, II 37

Sophie Dorothea, Kurprinzessin von Hannover, seit 1682 Gemahlin Georg Ludwigs (1666 bis 1726), II 86

Sophie Charlotte, Königin von Preußen, seit 1684 Gemahlin Friedrichs I. (1668—1705), II 21, 37, 113, 125

Sophokles, griechischer Tragiker (um 496—406 v. Chr.), III 242

Specht, Friedrich, Maler und Zeichner (1839—1909), IV 74

Spener, Philipp Jacob, Theolog, Pietist (1635—1705), II 283

Spengler, Oswald, Geschichtsphilosoph (geb. 1880), IV 573, 576, 579

Sperl, Johann, Maler (1840 bis 1914), IV 344, 349

Spies, Hermine, Konzertsängerin (1857—1893), IV 162

Spindler, Karl, Schriftsteller (1796—1855), III 329

Spinoza, Benedictus de, eigentlich Bento Despinoza, Baruch, Philosoph (1632—1677), II 368, III 155, 236, 240, 387

Spitta, Philipp, Musikforscher (1841—1894), II 94

Spohr, Louis, Komponist und Violinvirtuos (1784—1859), III 290

Spontini, Gasparo Graf Sant' Andrea, italienischer Komponist (1774—1851), III 95, 286, 290

Springer, Anton, Historiker und Kunstgelehrter (1825—1891), IV 375

Stadion, Johann Philipp Graf von, österreichischer Staatsmann (1763—1824), III 16, 17, 18, 22, 23

Stäbli, Adolf, Schweizer Maler (1842—1901), IV 366

Staël-Holstein, Anna Louise Germaine, Baronin von, französische Schriftstellerin (1766 bis 1817), II 640, 648, III 628, IV 28

Stahl, Friedrich Julius, Rechtsphilosoph und Politiker (1802 bis 1855), III 621

Stamitz, Johann, Komponist (1717—1757), II 221, 233, 236

Stanley, Henry Morton, eigentlich John Rowlands, englischer Afrikareisender (1841—1904), IV 66, 237, 238

Starhemberg, Guido Graf von, österreichischer Feldmarschall (1657—1737), II 60

Stauffer-Bern, Karl, Maler und Radierer (1857—1891), III 590

Staupitz, Johann von, Theolog (gest. 1524), I 432

Steffani, Agostino, italienischer Komponist (1654—1728), II 85, 86

Steffens, Henrik, Philosoph, Naturforscher und Dichter (1773 bis 1845), II 534

Stehr, Hermann, Dichter (geb. 1864), IV 574

Stein, Charlotte von, Freundin Goethes (1742—1827), II 330

Stein, Heinrich Freiherr von, Philosoph und Dichter (1857 bis 1887), IV 56

Stein, Karl, Reichsfreiherr vom und zum, Staatsmann (1757 bis 1831), II 140, 318, 464 bis 475, 481, 484, 485, 486, 489, 514, 516, 517, 521, 541, 542, 551, 553, 554, 555, 584, 587, 591, 600, 644, III 7, 17, 18, 21, 31—35, 38, 41, 51, 57, 58, 59, 70, 74, 173, 253, 628, 645, IV 37, 526

Steinbach, Fritz, Musikforscher und Dirigent (geb. 1879), IV 414

Steiner, Rudolf, Begründer der Anthroposophie (1861—1925), IV 571

Steinhausen, Wilhelm, Maler u. Zeichner (1846—1924), IV 367

Steinmetz, Karl Friedrich von, preußischer Generalfeldmarschall (1796—1877), III 417, 420, IV 506

Stephan, Heinrich von, Organisator des Postwesens (1831 bis 1897), IV 225

Sterne, Laurence, englischer Schriftsteller (1713—1768), III 246

Stifter, Adalbert, Dichter und Maler (1805—1868), I 298, 300, 605; II 381, III 341—356

Stockhausen, Julius, Konzertsänger (1826—1906), IV 153, 155

Stöcker, Adolf, Theolog und Politiker (1835—1909), IV 174, 175, 179—199

Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu, Dichter (1750—1819), II 362

Storm, Theodor, Dichter (1817 bis 1888), III 94, 332, 333, 335, 349, 581, IV 113, 393

Stosch, Albrecht von, preußischer General (1818—1896), IV 517

Stoß, Veit, Bildhauer, Maler, Kupferstecher (etwa 1447 bis 1533), I 316, 323, 331—342, 351, 356, 357, 365, 367

Straube, Karl, Kirchenmusiker (geb. 1873), IV 410, 413

Strauß, David Friedrich, Schriftsteller (1808—1874), II 339, III 327, 336, 387, 576, IV 26, 51

Strauß, Johann (Sohn), Komponist (1825—1899), IV 159

Streicher, Andreas, Klavierbauer (1761—1833), II 349

Strindberg, August, schwedischer Dichter (1849—1912), IV 60, 332, 333

Strousberg, Bethel Henry, eigentlich Barthel Heinrich Straußberg, Industrieller (1823 bis 1884), III 543

Stumm, Karl Freiherr von Stumm-Halberg, Großindustrieller und Politiker (1836 bis 1901), IV 196

Sture, Sten, schwedischer Reichsverweser (um 1440—1503), I 321, 324

Süvern, Johannes Wilhelm, Pädagog (1775—1829), II 318

Suffren, Pierre André, Bailli de Suffren de Saint-Tropez, französischer Admiral (1729 bis 1788), II 565

Svarez, eigentlich Schwartz, Karl Gottlieb, preußischer Jurist (1746—1798), II 136

Swieten, Gottfried Freiherr van, Musikförderer (1734 bis 1803), II 242, 261, 407

Sybel, Heinrich von, Geschichtsschreiber und Politiker (1817 bis 1895), III 211, 310

Symmachus, Quintus Aurelius Symmachus Eusebius, römischer Staatsbeamter (gest. um 402), I 38

T

Tacitus, Cornelius, römischer Geschichtsschreiber (nach 50 bis nach 116), I 441, 458

Tann-Rathsamhausen, Ludwig Samson, Freiherr von und zu der, bayerischer General (1815 bis 1881), III 418

Tassilo, 748—788 Herzog von Bayern (gestorben 794), I 43, 46, 56

Tauentzien, Bogislaw, Graf Tauentzien von Wittenberg, preußischer General (1760 bis 1824), II 570

Tauler, Johannes, deutscher Mystiker (um 1300—1361), I 223, 234, 555, III 248

Tausig, Carl, Klaviervirtuos (1841—1871), IV 154, 155

Tegethoff, Wilhelm von, österreichischer Admiral (1827 bis 1871), IV 516

Telemann, Georg Philipp, Komponist (1681—1767), II 82, 83, 99, 101

Terborch, Gerard, niederländischer Maler (1617—1681), IV 353

Tertullian, Quintus Septimus Florens, lateinischer Kirchenschriftsteller (2. Hälfte des 2. Jahrhunderts bis um 222), IV 145

Tetzel, Johann, eigentlich Diezel, Theolog und Ablaßprediger (um 1465—1519), I 432

Thaer, Albrecht, Landwirt (1752 bis 1828), III 46, 252—265, IV 115

Thales von Milet, griechischer Philosoph um 600 v. Chr., IV 48

Thankmar, Graf, älterer Bruder Kaiser Ottos I. (gest. 938), I 61, 63

Theile, Johann, Komponist (1646—1724) I 642

Thénard, Louis Jacques de, französischer Chemiker (1777 bis 1857), III 502

Theoderich der Große, ostgotischer König (etwa 456—526), I 23—39

Theophano, deutsche Kaiserin, seit 972 Gemahlin Kaiser Ottos II. (gest. 991), I 72

Theophrast von Eresos, griechischer Philosoph (372—287 v. Chr.), I 521

Thile, Ludwig Gustav von, preußischer General u. Staatsmann (1781—1852), II 548

Thode, Henry, Kunstgelehrter (1857—1920), IV 364, 368, 369, 373

Thoma, Hans, Maler (1839 bis 1924), I 300, III 608, IV 354, 355—373, 376, 421

Thomas von Aquino, Scholastiker (1225 oder 1226—1274), I 222, 227, 228, 233, 235, 265

Thomas a Kempis, Thomas Hemerken von Kempen, deutscher Mystiker (1380—1471), II 66

Thomasin von Zirkläre, mittelhochdeutscher Dichter im Anfang des 13. Jahrhunderts, I 197

Thomasius, Christian, Jurist und Philosoph (1655—1728), II 82

Thomson, Sir William, Lord Kelvin of Largis, englischer Physiker (1824—1907), III 535

Thorn-Prikker, Jan, holländischer Maler (1870—1932), IV 443, 444

Thünen, Johann Heinrich von, Landwirt und Volkswirtschaftler (1783—1850), III 261

Thuille, Ludwig, Komponist (1861—1907), IV 411, 412

Thukydides, griechischer Geschichtsschreiber (um 460 bis nach 400 v. Chr.), III 208

Thun, Leo Graf von, österreichischer Staatsmann (1811 bis 1888), III 349

Thurn, Heinrich Matthias Graf von, böhmischer Protestantenführer (1567—1640), I 570, 571, 573, 574

Thusnelda, Gattin d. Arminius, I 18

Tiberius, Tiberius Claudius Nero, seit 14 n. Chr. römischer Kaiser (42 v. Chr.—37 n. Chr.), I 10, 12, 14, 16—21

Tieck, Ludwig, Dichter (1773 bis 1853), I 558, III 119, 120, 121, 138, 189, 284, 295, 578

Tiepolo, Giovanni Battista, italienischer Maler (1696 bis 1770), II 68, 73

Tilly, Johann Tserclaes, Graf von, Feldherr (1559—1632), I 569, 571, 607

Tirpitz, Alfred von, Admiral und Staatsmann (1849—1930), IV 513—526, 542

Tizian, eigentlich Tiziano Vecellio (1476 oder 1477—1576), II 64, III 617

Tolstoi, Leo Nikolajewitsch Graf, russischer Dichter (1828—1910), IV 456

Torricelli, Evangelista, italienischer Mathematiker und Physiker (1608—1647), I 612, 615

Traëtta, Tommaso, italienischer Komponist (1727—1779), II 227, 228

Treitschke, Heinrich von, Geschichtsschreiber (1834—1896), II 524, 634, 648, III 219, 409, 633, 636—648

Trübner, Wilhelm, Maler (1851 bis 1917), IV 351, 367, 376, 421, 423, 424, 441, 442

Tschudi, Hugo von, Kunstgelehrter (1851—1911), III 609

Turgenjew, Iwan Sergejewitsch, russischer Schriftsteller (1818—1883), IV 154

U

Uffenbach, Philipp, Maler und Radierer (1566—1636), I 387

Uhde, Fritz von, Maler (1848 bis 1911), IV 421, 422

Uhland, Ludwig, Dichter (1787 bis 1862), II 533, III 72, 323, 326, 638

Ulrich, 1503—1519 und seit 1534 Herzog von Württemberg (1487 bis 1550), I 435, 455, 458

Urban II., seit 1088 Papst (um 1042—1099), I 87, 88, 89

Urban VIII., seit 1623 Papst (1568—1644), I 569

V

Valéry, Paul, französischer Dichter (geb. 1871), IV 457

Varnhagen von Ense, Karl August, Diplomat und Schriftsteller (1785—1858), II 264, 385, 387, 533, 581

Varus Publius, Quinctilius, römischer Feldherr (gest. 9 n. Chr.), I 13—17, 21

Vatke, Wilhelm, Theolog (1806 bis 1882), IV 26

Vauban, Sebastian le Prestre de, französischer Marschall und Volkswirtschaftler (1633 bis 1707), II 60

Vautier, Benjamin, Maler (1829 bis 1898), III 335

Veit, Philipp, Maler (1793 bis 1877), III 90

Velasquez, Diego Rodriguez de Silva, spanischer Maler (1599 bis 1660), I 492

Velde, Henry van de, belgischer Baumeister (geb. 1863), IV 436, 440, 442, 443, 444, 449

Vendôme, Louis Joseph Herzog von, französischer General (1654 bis 1712), II 57

Verdy du Vernois, Julius von, preußischer General (1832 bis 1910), III 421

Vermeer, Jan, van Delft, niederländischer Maler (1632 bis 1675), IV 353

Verrocchio, Andrea del, eigentlich del Cione, italienischer Bildhauer und Maler (1436—1488), I 325

Viardot-García, Pauline, spanisch-französische Sängerin (1821—1910), IV 154

Victoria, seit 1837 Königin von Großbritannien und Irland (1819—1901), IV 229

Vidal de la Blache, Paul, französischer Geograph (1845 bis 1918), IV 213

Vieweg, Heinrich, Verleger (1826—1890), III 582

Vignola, Giacomo Barozzi da, italienischer Baumeister (1507 bis 1573), II 22

Viktor II., seit 1054 Papst (gest. 1057), I 76

Viktor III., seit 1086 Papst (gest. 1087), I 86

Viktor IV., seit 1159 Gegenpapst (gest. 1164), I 110

Viktor Amadeus II., seit 1675 Herzog von Savoyen, 1713 bis 1718 König von Sizilien und 1718—1730 von Sardinien (1666—1732), II 54

Villars, Louis Hector Herzog von Pair und Marschall von Frankreich (1653—1734), II 54

Villeroi, François de Neufville, Herzog von, französischer Marschall (1643—1730), II 57

Vincke, Ludwig Freiherr von, preußischer Staatsmann (1774 bis 1844), II 553, 591

Virchow, Rudolf, Pathолog (1821—1902), III 527; IV 90, 315, 330

Vischer, Friedrich Theodor, Ästhetiker (1807—1887), III 594, 624, IV 8

Vischer, Hans, Erzgießer, Sohn von Peter Vischer d. Ä. (um 1489—1550), I 367

Vischer, Hermann d. Ä., Erzgießer, Vater von Peter Vischer d. Ä. (gest. 1488), I 359, 360

Vischer, Hermann d. J., Sohn von Peter Vischer d. Ä., Erzgießer (um 1476—1517), I 365, 366

Vischer, Peter d. Ä., Erzgießer (1460—1540), I 330, 333, 355 bis 369

Vischer, Peter d. J., Erzgießer, Sohn von Peter Vischer d. Ä. (1487—1528), I 365, 366

Vogler, Georg Joseph, genannt Abt Vogler, Musiker (1749 bis 1814), III 282, 283, 285

Vogt, Nikolaus, Historiker (1756 bis 1836), III 11, 12, 14, 24

Vollmar, Georg von, sozialdemokratischer Politiker (1850 bis 1922), IV 241

Volta, Alessandro Graf, italienischer Physiker (1745—1827), III 172

Voltaire, eigentlich François Marie Arouet, französischer Philosoph, Geschichtsschreiber, Dichter (1694—1778), II 129, 136, 139, 226, 268; III 387; IV 382

Vos, Maerten de, niederländischer Maler (1532—1613), IV 344

Voß, Julie von (Gräfin Ingenheim), seit 1787 Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen (1756—1834), IV 116

Vries, Hugo de, Botaniker (1848 bis 1935), III 514, 520

W

Wach, Adolf, Rechtslehrer (1843 bis 1926), IV 413

Wach, Wilhelm, Maler (1787 bis 1845), III 446

Wachler, Johann Friedrich Ludwig, Literarhistoriker (1767 bis 1838), III 186

Wagenseil, Georg Christoph, Komponist (1715—1777), II 236

Wagner, Cosima, seit 1870 Gemahlin Richard Wagners (1837 bis 1930), III 496, IV 49, 364, 368, 369

Wagner, Richard, Tondichter (1813—1883), I 234, 242, 301, 409, 410, 415, 479, III 249, 251, 281, 288, 289, 292, 293, 299, 306, 329, 381, 456, 480 bis 498, 616, 635, 637, IV 43, 48, 55, 58, 59, 128, 134, 138, 139, 143, 147, 149, 155, 158, 159, 365, 403, 404, 406, 407, 408, 412, 414, 466

Waiblinger, Wilhelm Friedrich, Dichter (1804—1830), II 373, III 325, 327, 331, 333

Waitz, Georg, Geschichtsschreiber (1813—1886), III 211

Waldburg, Karl Graf von Waldburg-Zeil, Entdecker (1841 bis 1890), IV 72

Waldeck, Georg Friedrich, Graf, Feldherr (1620—1692), II 11, 16

Waldemar II. der Sieger, seit 1202 König von Dänemark (1170—1241), I 145, 147, 149

Wallenstein genannt „Der Friedländer" Albrecht Eusebius Wenzel von, Herzog von Friedland und Mecklenburg, Fürst von Sagan, Feldherr (1583 bis 1634), I 542, 560—578, III 217

Walpole, Sir Robert, Earl of Oxford, englischer Staatsmann (1676—1745), II 89

Walther von der Vogelweide, mittelalterlicher deutscher Lyriker (etwa 1170—1230), I 106, 163, 170, 180, 183, 185, 186, 195—204, 300

Walther, Johann, Kirchenmusiker (1496—1570), I 628, 631

Walther, Johann Gottfried Musiker (1684—1748), II 101

Wartenberg, Kolbe von Wartenberg, Johann Kasimir Reichsgraf von, preußischer Staatsmann (1643—1712), II 27

Weber, Albrecht, Indolog (1825 bis 1901), IV 32

Weber, Carl Maria Freiherr von, Komponist (1786—1826), III 280—294, 480

Weber, Eduard Ernst Heinrich, Anatom und Physiolog (1795 bis 1878), III 274

Weber, Wilhelm Eduard, Physiker (1804—1891), III 266 bis 279

Weckmann, Matthias, Organist und Komponist (1621—1674), I 642

Wedekind, Frank, Dramatiker (1864—1918), IV 332, 574

Weigand, Karl, Germanist (1804 bis 1878), III 200, 201

Weigel, Valentin, Mystiker (1533 bis 1588), I 554, 555

Weigl, Josef, Komponist (1766 bis 1846), III 282

Weinbrenner, Friedrich, Baumeister (1766—1826), II 396, III 141

Weingartner, Felix von, Komponist, Schriftsteller und Dirigent (geb. 1883), IV 411

Weiß, Ernst Rudolf, Maler und Schriftsteller (geb. 1875), IV 443

Weitling, Wilhelm, Sozialist (1808—1871), III 576

Welcker, Friedrich Gottlieb, Philolog und Archäolog (1784 bis 1868), II 462

Welf IV., seit 1070 Herzog von Bayern (gest. 1101), I 87, 89

Welf VI., Graf, seit 1152 Herzog von Tuszien und Spoleto (gest. 1191), I 97, 99, 120

Wellington, Arthur Wellesley Herzog von, englischer Feldherr und Staatsmann (1769—1852), II 594, 596, 597, 617; III 458

Welser, Bartholome, Augsburger Großkaufmann (1488 bis 1561), I 415

Welti, Albert, Schweizer Maler und Radierer (1862—1912), III 616

Wenzel, seit 1378 König von Böhmen, 1378—1400 deutscher König (1361—1419), I 274, 280

Werner, Anton von, Maler (1843 bis 1915), III 460

Werner, Fritz, Maler und Kupferstecher (1827—1908), III 459

Werner, Zacharias, Dichter (1768—1823), III 98

Wernher der Gärtner, mittelhochdeutscher Epiker und Satiriker in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, I 300

Wesendonk, Mathilde, geborene Luckemeyer, Schriftstellerin (1828—1902), III 493

Wessel, Horst, nationalsozialistischer Vorkämpfer (1907 bis 1930), IV 594—606

Weyden, Roger van der, niederländischer Maler (1399 oder 1400—1464), I 305, 307

Whistler, James, MacNeill, amerikanischer Maler und Graphiker (1834—1903), IV 421

Wibald, Abt von Stablo und Corvey (gest. 1158), I 103

Wichern, Johann Heinrich, Theolog (1808—1881), IV 188

Wichmann, seit 1152 Erzbischof von Magdeburg (gest. 1192), I 99

Widmann, Joseph Viktor, Dichter (1842—1911), IV 155

Widukind, Sachsenführer im Kampf gegen Karl den Großen, I 45, 46, 56, 61, 73; II 262, 531

Wieck, Friedrich, Klavierlehrer (1785—1873), III 301

Wiedemann, Gustav Heinrich, Physiker (1826—1899), III 559

Wieland, Christoph Martin, Dichter (1733—1813), II 183, 230, 363, 380, 622; III 172, 240, 284

Wiese, Ludwig, Pädagog (1806 bis 1900), IV 33

Wilhelm, Erzbischof von Mainz, Sohn Kaiser Ottos des Großen (gest. 968), I 61, 72

Wilhelm von Holland, seit 1247 deutscher König (1227—1256), I 140

Wilhelm I., seit 1858/61 König von Preußen, seit 1871 Deutscher Kaiser (1797—1888), II 489, 575, 632, 634, III 172, 183, 203, 357, 370—384, 393, 394, 397, 403, 407, 413, 419, 424, 426, 427, 429, 437, 438, 440, 441, 459, 460, 462, 550, 644, IV 196, 234, 345, 522, 527, 613

Wilhelm II., 1888—1918 König von Preußen und Deutscher Kaiser (geb. 1859), III 384, 458, 467; IV 126, 187, 196, 234, 240, 266, 272, 518, 522, 524, 539, 555, 556, 557

Wilhelm I. der Schweigsame, Statthalter der Niederlande, Fürst von Oranien, Graf von Nassau (1533—1584), II 124

Wilhelm III. von Oranien, seit 1674 Erbstatthalter der Niederlande, seit 1689 König von England, Schottland und Irland (1650—1702), III 8

Wilhelm V., Erbstatthalter von Holland (1748—1806), II 564, 565

Wilhelmine Friederike Sophie, Markgräfin von Bayreuth, Lieblingsschwester Friedrichs d. Großen (1709—1758), II 139

Wilson, Thomas Woodrow, 1913 bis 1921 Präsident der USA (1856—1924), III 20

Winckelmann, Johann Joachim, Archäolog (1717—1768), II 64, 227; III 620, 622

Winter, Peter von, Komponist (1754—1825), III 282, 290

Winterfeldt, Hans Karl von, preußischer General (1707 bis 1757), II 139

Wißmann, Hermann von (1853 bis 1905), IV 237, 531

Wit, Cornelius de, Bruder von Jan de Wit (1633—1672), III 8

Wit, Jan de, niederländischer Staatsmann (1625—1672), III 8

Witowd, seit 1392 Großfürst von Litauen (1350—1430), I 269, 270, 271, 276, 278, 279, 280

Witte, Sergej Juljewitsch, Graf, russischer Staatsmann (1849 bis 1915), IV 568

Wittekind siehe Widukind

Wittgenstein, Ludwig Adolf Peter, Fürst zu Sayn Wittgenstein, russischer Feldmarschall (1769—1843), II 561, 571, 575, 576

Witz, Konrad, Maler (um 1395 bis 1447), I 301

Wöhler, Friedrich, Chemiker (1800—1882), III 499—512

Wöllner, Johann Christoph von, preußischer Staatsmann (1732 bis 1800), II 204

Woermann, Adolph, Großkaufmann und Kolonialpolitiker (1847—1911), IV 215—227

Woermann, Karl, Kunstgelehrter, Bruder von Adolf Woermann (1844—1933), IV 219

Wohlgemut, Michael, Maler und Zeichner (1434—1519), I 371, 372, 377

Wolf, Friedrich August, klassischer Philolog (1759—1824), II 455

Wolf, Hugo, Komponist (1860 bis 1903), III 302, IV 147, 159, 162

Wolff, Christian, Freiherr von, Philosoph (1679—1754), II 128, 188

Wolff, Julius, Schriftsteller (1834—1910), I 167

Wolff, Pius Alexander, Schauspieler (1782—1828), III 286

Wolfgers von Ellenbrechtskirchen, 1192—1204 Bischof von Passau, seit 1204 Patriarch von Aquileja (gest. 1208), I 169, 195, 198, 199

Wolfram von Eschenbach, mittelhochdeutscher Dichter (etwa 1170—1220), I 168, 169, 170, 172, 180, 182—194, 183, 215, 587, II 338, 339

Wolters, Friedrich, Dichter und Geschichtsforscher (1876 bis 1930), IV 450, 464

Wrangel, Friedrich Heinrich Ernst Graf von, preußischer Generalfeldmarschall (1784 bis 1877), III 418

Wright, Orville, amerikanischer Flugzeugtechniker (geb. 1871), IV 287, 288

Wright, Wilbur, amerikanischer Flugzeugtechniker (1867 bis 1912), IV 288

Wulfila, Westgotenmissionar und Bibelübersetzer (gestorben 383), I 33

Wundt, Wilhelm, Philosoph und Psycholog (1832—1920), III 184

X, Y

York von Wartenburg, Ludwig Graf, preußischer Feldmarschall (1759—1830), II 472, 502, 548, 553, 560, 564—580, 584, 587, 589, 590, 601, 611, 644, III 51, 645

York von Wartenburg, Maximilian Graf, Militärschriftsteller und Geschichtsforscher (1850 bis 1900), III 221

Young, Thomas, englischer Naturwissenschaftler (1773 bis 1829), III 278, 536

Z

Zachow, Friedrich Wilhelm, Kirchenmusiker (1663—1712), II 82

Zedlitz, Karl Abraham Freiherr von, preußischer Minister (1731 bis 1793), II 142, 202

Zelewski, Emil von, Kolonialoffizier (1854—1891), IV 240

Zell, Ulrich, Buchdrucker in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, I 285

Zelter, Karl Friedrich, Musiker (1758—1832), II 245, III 150

Zeno, seit 474 oströmischer Kaiser (426—491), I 27

Zeppelin, Graf Ferdinand von, Erfinder des Starrluftschiffes (1838—1917), IV 252, 257 bis 272

Zimmermann, Johann Georg Ritter von, Arzt und Schriftsteller (1728—1795), I 521

Zingarelli, Nicola Antonio, italienischer Komponist (1752 bis 1837), III 286

Zinzendorf, Nikolaus Ludwig Graf von, Stifter der Brüdergemeinde (1700—1760), II 422, IV 120, 168

Zittel, Carl Alfred von, Paläontolog und Geolog (1839 bis 1904), IV 202

Zola, Emile, französischer Schriftsteller (1840—1902), III 463, IV 127, 160

Zügel, Heinrich von, Maler (geb. 1850), IV 421

Zwingli, Ulrich, Reformator (1484—1531), I 440, 441, IV 356

*

Quellenverzeichnis der Abbildungen

Amsler & Ruthardt, Verlag, Berlin, Taf. S. 153 unten • Archiv Moeller van den Bruck, Berlin, S. 577, Taf. S. 577 • Atlantic Photo-Gesellschaft, Berlin, Taf. S. 465 unten, S. 591, Taf. S. 592, 593 unten • Baczko, F. v. (Mauritius), Berlin, Taf. S. 616 Bieber, E., Berlin, Taf. S. 520 • Bondi, Georg, Verlag, Berlin, S. 469 • Brokesch, Georg, Leipzig, Taf. S. 208 • Bruckmann A.-G., F., München, Taf. S. 121, 369 • Commetersche Kunsthandlung, Verlag, Hamburg, S. 427 • Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Taf. S. 368b, 368c • Dubosq, Ch., Crans, Taf. S. 448c, 449 oben • Dührkoop, M., Hamburg, Taf. S. 384, 385, 400 • Dührkoop, R., Berlin, Taf. S. 408 • Groß, A., Berlin, Taf. S. 248b unten • Gurlitt, Fritz, Verlag, Berlin, S. 431 • Haeckel, Georg, Berlin, Taf. S. 281 • Handke, Dr. Hermann, Sammlung, Berlin, Taf. S. 16, 64, 248, 249, 265, 312, 329, 616c oben • Hoffmann, Heinrich, Presse-Illustrationen, Berlin, Taf. S. 600 • J. G.-Farbenindustrie-AG., Frankfurt a. M., Taf. S. 481 • Insel-Verlag, Leipzig, Taf. S. 368, 456 • Institut Robert Koch, Berlin, Taf. S. 313, 320, S. 325 Janko & Schmidt, Hagen, Taf. S. 448 • Kippenberg, Prof. Dr. Anton, Leipzig, Taf. S. 456 • Limmer, Prof. Dr. Fritz, Darmstadt, Taf. S. 104 • Müller-Hilsdorf, Fr., München, Taf. S. 264, 464 • Österreichische Lichtbildstelle, Wien, Taf. S. 137 • Perscheid, Nicola, Berlin, Taf. S. 401, 544 • Presse-Bild-Zentrale, Berlin, Taf. S. 601 Rheinisches Museum, Bildarchiv, Köln, Taf. S. 344, 345 • Rompel, Franz, Hamburg, Taf. S. 376 • Schmedes, Grete, Berlin, S. 111 • Schulz, Johannes, Berlin, Taf. S. 256, 320, S. 577 • Seemann, E. A., Verlag, Leipzig, Taf. S. 48, S. 423 • Seemann & Co., Kunstverlag, Leipzig, Taf. S. 360 • Sennecke, Robert, Berlin, Taf. S. 264b oben, 264c unten • Staatliche Bildstelle, Berlin, Taf. S. 81 oben Steiner, Albert, St. Moritz, Taf. S. 49 • Stoedtner, Dr. Franz, Berlin, Taf. S. 240 • Techno-Photographisches Archiv, Berlin, Taf. S. 248b oben • Tegtmeyer, Lily, Wilhelmshaven, Taf. S. 521 Tillmann-Matter, G., Mannheim, Taf. S. 248c • Transocean, Berlin, Taf. S. 152, 296 • Westermanns Monatshefte, Taf. S. 112

Inhalt der übrigen Bände

Erster Band

Arminius von Hermann Aubin · Theoderich von Hermann Aubin · Karl der Große von Martin Lintzel · Otto der Große von Gerd Tellenbach · Heinrich IV. von Karl Hampe Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe von Hans Haimar Jacobs · Friedrich II. von Herbert Grundmann · Hermann von Salza von Jürgen Uhde · Eike von Repgow von Walther Merk · Der Dichter des Nibelungenliedes von Friedrich Ranke · Wolfram von Eschenbach von Wolfgang Goetz · Walther von der Vogelweide von Hans Naumann Die Meister von Straßburg, Bamberg und Naumburg von Werner Hager · Albertus Magnus von Joseph Bernhart · Meister Eckhart von Herbert Grundmann · Nikolaus von Kues von Ernst Hoffmann · Heinrich von Plauen von Karl Hampe · Gutenberg von Alois Ruppel · Michael Pacher von Hans Karlinger · Bernt Notke von Carl Georg Heise Veit Stoß von Hubert Schrade · Tilman Riemenschneider von Hubert Schrade · Peter Vischer von Hans Karlinger · Albrecht Dürer von Emil Waldmann · Matthias Grünewald von Willy Kurth · Jakob Fugger von Jakob Strieder · Martin Luther von Friedrich Gogarten Philipp Melanchthon von Walther Köhler · Ulrich von Hutten von Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode · Lukas Cranach von Otto Fischer · Hans Sachs von Rudolf Mirbt · Hans Holbein von Ulrich Christoffel · Nikolaus Kopernikus von Robert Henseling · Paracelsus von Paul Diepgen · Johannes Kepler von Ernst Zinner · Jakob Böhme von Heinrich Bornkamm · Wallenstein von Wilhelm Wostry · Grimmelshausen von Julius Petersen Otto von Guericke von Hans Schimank · Paul Gerhardt von Karl August Meißinger Heinrich Schütz von Friedrich Blume

Zweiter Band

Der Große Kurfürst von Paul Wentzcke · Andreas Schlüter von Moeller van den Bruck Gottfried Wilhelm Leibniz von Hans Pichler · Prinz Eugen von Savoyen von Reinhold Lorenz · Johann Balthasar Neumann von Adolf Feulner · Georg Friedrich Händel

von Hermann Roth • Johann Sebastian Bach von Heinrich Besseler • Friedrich Wilhelm I. von Hans Roeseler • Friedrich der Große von Willy Andreas • Maria Theresia von Willy Andreas • Joseph II. von Heinrich Kretschmayr • Lessing von Karl Holl • Immanuel Kant von Carl August Meißinger • Gluck von Richard Benz • Haydn von Ernst Bücken • Mozart von Richard Benz • Justus Möser von Werner Pleister • Johann Georg Hamann von Rudolf Unger • Herder von Josef Nadler • Johann Heinrich Pestalozzi von Aloys Fischer Goethe von Wilhelm von Scholz • Schiller von Franz Schultz • Friedrich Hölderlin von Paul Wiegler • Jean Paul von Fritz Klatt • J. P. Hebel von Hermann Eris Busse • Beethoven von Alfred Burgartz • Schubert von Richard Benz • Fichte von Wilhelm Stapel • Wilhelm von Humboldt von Werner Schultz • Karl Freiherr vom Stein von Hermann Ullmann Königin Luise von Karl Griewank • Heinrich von Kleist von Josef Nadler • Ernst Moritz Arndt von Hans Kern • Jahn von Konrad Dürre • Scharnhorst von Friedrich von Rabenau Yorck von Jürgen Uhde • Blücher von Karl Pagel • Gneisenau von Hermann Gackenholz Hermann von Boyen von Hermann Foertsch • Carl von Clausewitz von Paul Schmitthenner

Dritter Band

Metternich von Martin Spahn • Hardenberg von Karl Griewank • von der Marwitz von Hans Haimar Jacobs • Görres von Hans Kern • Eichendorff von Wilhelm von Scholz E. T. A. Hoffmann von C. G. von Maaßen • Ph. O. Runge und C. D. Friedrich von Hubert Schrade • Schinkel von August Grisebach • Hegel von Friedrich Brunstäd • Alexander von Humboldt von Theodor Bohner • Wilhelm und Jacob Grimm von Will-Erich Peuckert Leopold von Ranke von Hermann Oncken • Friedrich List von Theodor Heuß • Schopenhauer von Heinrich Zimmer • Thaer von Kurt Ritter • Gauß und Weber von Hans Schimank C. M. von Weber von Herbert Gerigk • Schumann von Hans Teßmer • Grillparzer von Wilhelm von Scholz • Mörike von Wilhelm Michel • Stifter von Max Mell • Radowitz von Wolfgang Windelband • Kaiser Wilhelm I. von Karl Pagel • Bismarck von Arnold Oskar Meyer • Moltke von W. Jost • Roon von Erich Marcks • Menzel von Hans Mackowsky Hebbel von Wilhelm von Scholz • Richard Wagner von Karl Richard Ganzer • Liebig und Wöhler von Rudolf Winderlich • Mendel von Konrad Dürre • Helmholtz von Paul Karlson Krupp von Jakob Strieder • Werner von Siemens von Conrad Mattschoß • Gottfried Keller von Jakob Schaffner • Conrad Ferdinand Meyer von Max Krell • Böcklin von Carl Georg Heise • Jakob Burckhardt von Erich Rothacker • Treitschke von Julius Heyderhoff

Fünfter Band / Ergänzungsband

Heinrich der Erste von Willy Andreas • Rudolf von Habsburg von Friedrich Schoenstedt Huldreich Zwingli von Gerhard Ritter • Albrecht Altdorfer und Wolfgang Huber von Adolf Jannasch • Fischer von Erlach—Hildebrandt—Prandtauer von Werner Hager Zinzendorf von Paul Alverdes • Johann Joachim Winckelmann von Ludwig Curtius Friedrich Gottlieb Klopstock von Josef Nadler • Novalis von Wilhelm von Scholz • Erzherzog Carl von Friedrich von Rabenau • Schleiermacher von Georg Merz • Schelling von Egon Pallon • Carl Gustav Carus von Julius Schuster • Abraham Gottlob Werner und Leopold von Buch von Hans Joachim Flechtner • Gottfried Schadow und Christian Rauch von Paul Ortwin Rave • Moritz von Schwind und Ludwig Richter von Fritz Hellwag • Carl Spitzweg von Hans Wolff • Jeremias Gotthelf von Jakob Schaffner • Fraunhofer—Zeiß—Abbe von Paul Karlson • Robert Wilhelm Bunsen und Gustav Robert Kirchhoff von Hans Schimank • Ludwig Uhland von Otto Burger • Fritz Reuter von Gerhard Ringeling Annette Freiin von Droste-Hülshoff von Hans Franck • Hermann Fürst Pückler-Muskau und Peter Josef Lenné von Heinrich Fr. Wiepking-Jürgensen • Carl Schurz von Walter Manggold • Theodor Mommsen von Wilhelm Weber • Theodor Storm von Hermann Claudius • Anselm Feuerbach von Kurt Martin • Gustav Freytag von Ernst Moering Rudolf Virchow von Robert Diepgen • Theodor Billroth von Hans von Haberer • Hermann Henrich Meier von Friedrich Lindemann • Adolf Lüderitz von Wilhelm Schüßler • Max Eyth von Walter Kiaulehn • Heinrich von Stephan von Oskar Grosse • Wilhelm Busch von Friedrich Castelle • Wilhelm Dilthey von Albert Dietrich • Hugo Wolf von Helmut Schultz Ernst von Bergmann von Walter von Brunn • Ferdinand Freiherr von Richthofen von Georg Wegener • Carl Weyprecht und Julius Payer von Johannes Georgi • Conrad von Hötzendorf von Edmund Glaise von Horstenau • Paul Ernst von Hellmuth Langenbucher

*

Auch dieser Band enthält ein
alphabetisches Verzeichnis der behandelten
und erwähnten Personen

Gedruckt
im Deutschen Verlag
Berlin

Die Großen Deutschen im Bild

Herausgegeben von

Alfred Hentzen und Niels v. Holst

Die Staatlichen Museen und die Nationalgalerie veranstalteten aus Anlaß der Olympischen Spiele im ehemaligen Kronprinzenpalais eine Ausstellung: „Die Großen Deutschen" im Bild. Diese Ausstellung hatte einen ungeheuren Erfolg. Man bedauerte allgemein, daß die Ausstellung nicht als „Bildnisgalerie der Großen Deutschen" eine bleibende Einrichtung der Reichshauptstadt wurde. Diese bleibende Galerie muß nun bis zur Erfüllung des Wunsches der Band „Die Großen Deutschen im Bild" ersetzen. Er ist von Alfred Hentzen und Niels von Holst so vorbildlich zusammengestellt worden und im Propyläen-Verlag, Berlin, als stattlicher Ergänzungsband zu der Neuen Deutschen Biographie „Die Großen Deutschen" erschienen. Er enthält 460 Abbildungen, 460 Köpfe von bedeutenden deutschen Menschen. Die volkliche Einheit in der Vielfalt der Einzelpersönlichkeiten ist die Stärke des Buches. Hier ersteht uns das ewige Gesicht unseres Volkes und zugleich das geprägte Gesicht unserer besten Kraft. Hier ist die tausendjährige Geschichte unseres Volkes lebendige Gegenwart in den harten Köpfen der Staatsmänner und Feldherren, in den tiefen Augen der Dichter und Künstler und in den steilen Stirnen der Denker und Erfinder. Welche Fülle von Tatkraft und Schöpferkraft! Hier haben deutsche Künstler ihre großen Zeitgenossen im Bildnis festgehalten zum Ruhm des ganzen Volkes, das so viel Schöpferkraft hervorbrachte. Wo man dieses Buch auch aufschlägt, immer packt der Ausdruck eines eigenwilligen bedeutsamen Kopfes, der zugleich ein Ausdruck der Grundnatur unseres Volkes ist. So erschließt uns dieses Buch nicht nur den Reichtum unseres Volkes an schöpferischen Einzelkräften, sondern auch an geschichtlicher Gesamtkraft und macht uns stolz und ehrfürchtig und läßt uns hoffen, daß seine Kraft auch weiter in großen Persönlichkeiten lebendig bleibt.

Dr. Wilhelm Westecker in der Berliner Börsen-Zeitung

*

In Ganzleinen 10 Mark

Dieser Band erschien in der gleichen Ausstattung
wie die Neue Deutsche Biographie „Die Großen Deutschen"

Im Propyläen-Verlag · Berlin